4° Per. 15 (32,2

BIBLIOTHECA

REGIA
MONACHENSIS.

y Google

<36602758490011

<36602758490011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Zwei und dreißigſter Jahrgang.

1838.

Juli.

Bayerische Staats... ...

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagsgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem **Morgenblatt** bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Bruchſtücke oder Ueberſetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verſeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** ſtellt ſich zur Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend ſeyn; in denen lezterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſchienene Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt= und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“, koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunſtblatt“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt=Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die deutſche Sprache, von Julius Kraiß. 158.
An einen kritiſchen Nachtarbeiter, von Nic. Lenau. 163.
Greis und Jüngling, von Julius Kraiß. 171.
Wachſende Liebe, von Bühren. 178.
Vielliebchen, von Ludwig Seeger. 180.
Himmelsnähe, von Bühren. 181.
Landſchaftsgedichte von A. v. Marées. 182.

Räthſel.

Die Hagebutte. 162. — Der warme Quell. 180.

Erzählungen.

Cara. 160—166.

Länder= und Völkerkunde.

Ruſſiſche Sitten, von Lina Reinhardt. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. — 167. — 179. 180. 181.

Naturwiſſenſchaftliches.

Vom Mond. 165—175.

Reiſen.

Die Seen von Kerry in Irland. 168—170.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Deutſchland in Frankreich. 157.
Der Verfall bei Canterbury. 159.
Briefe aus der Reſidenz in die Provinz. 172. 173. 174. — 176. 177.
Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege von 1808. 173—182.
Verzeichniß von Ueberſetzungen Schillerſcher Werke. 180—182.

Korreſpondenz.

Münſter. 157. 158. 159. — Nürnberg. 158. — Lauſanne. 159. 160. 161. 162. 163. — Berlin. 160. 161. 162. 163. — Paris. 164. — 169. — 176. 177. 178. 179. — Prag. 165. 166. 167. 168. 169. 170. — Rom. 166. 167. 168. — Wien. 171. 172. 173. 174. — London. 173. 174. 175. 176. — Weimar. 177. 178.

Kunſt-Blatt.

Nro. 53.

Noch einige Gedanken über Hans Holbein und Hans Lützelburger in ihrem Verhältniſſe zur Formſchneidekunſt. (Fortſ.) — Verſteigerungen. Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen des verſtorbenen Grafen Sternberg=Manderſcheid in Prag ꝛc. — Bildnerei. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 54.

Frankfurt a. M., März 1838. — Noch einige Gedanken über Hans Holbein und Hans Lützelburger in ihrem Verhältniſſe zur Formſchneidekunſt. (Beſchluß.) — Malerei. — Kupfer= und lithographiſche Werke.

Nro. 55.

Anton von Worms zu Köln und ſeine Arbeiten. — Bemerkungen. — Kupfer= und lithographiſche Werke. — Kunſtausſtellungen.

Nro. 56.

Baukunſt. Architektoniſche Mittheilungen von C. T. Ottmer, Herzogl. Braunſchweig. Baurathe ꝛc. — Anton von

Worms zu Köln und ſeine Arbeiten. (Beſchluß.) — Bemerkungen. — Kunſtausſtellungen. — Literatur. — Statiſtik der Kunſt.

Nro. 57.

Einige Worte über das Denkmal des Cheruskers Hermann. — Rom, 3. Mai 1838. — Verſteigerung. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Perſönliches. — Nekrolog.

Nro. 58.

Pariſer Kunſtbericht. Ausſtellung 1838. (Fortſetzung.) — Berlin, im Juni 1838. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 59.

Farbige Grabſteine aus dem Peiräeus. — Pariſer Kunſtbericht. (Fortſetzung.) — Akademien und Vereine. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 60.

Rom, 28. April 1838. — Pariſer Kunſtbericht. (Fortſetzung.) — Sculptur. — Holzmoſaik. — Medaillenkunde.

Nro. 61.

Das Denkmal des Cheruskers Hermann. — Bemerkungen. — Medaillenkunde. — Denkmäler. — Malerei.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Mediciniſche Schriften. 1) Ueber die Folgen des Mißbrauchs der geiſtigen Getränke u. ſ. w. Von Dr. Lehmann d. J., prakt. Arzt in Muri. — 2) Geſchichte der Mäßigkeitsgeſellſchaft in den V. Staaten Nordamerikas, von R. Baird. — Epiſche Dichtkunſt. 12) Ahasver. Epiſches Gedicht von Julius Moſen.

Nro. 68.

Neue Reiſen. 15) Wanderungen in Italien von C. Fenimore Cooper. Nach dem Engliſchen von Steger. — 16) Erinnerungen an Griechenland von K. Schönwälder, Oberlehrer am k. Gymnaſium zu Brieg. — Epiſche Dichtkunſt. 13) Il Messia di Klopstock, tradotto dal sacerdote Guiseppe Pensa. — 14) Die Enkel Winkelrieds. Epiſche Dichtung von Salomon Tobler. — Badeſchrift. Karlsbad, ſeine Geſundbrunnen und Mineralbäder in geſchichtlicher, topographiſcher, naturhiſtoriſcher und mediciniſcher Hinſicht, dargeſtellt von L. Fleckles, prakt. Arzt in Karlsbad.

Nro. 69.

Altdeutſche Sprache und Literatur. 1) Ueberſicht der niederländiſchen Volksliteratur älterer Zeit. Von F. J. Mone.

Nro. 70.

Mediciniſche Schriften. 3) Die Waffnung gegen die Branntweinpeſt, eine Sache der Zeit und der Noth. Von Paſtor Dr. Liedetrut. — 4) Ueber den Unterſchied des Geiſtigen im Wein und im Branntwein. Darſtellung eines auf einem wiſſenſchaftlichen Irrthum beruhenden, zunächſt die Mäßigkeitsangelegenheiten betreffenden Hinderniſſes menſchlicher Glückſeligkeit. Von Prof. Dr. Kranichfeld. — Epiſche Dichtkunſt. 15) Oſſians kleine Gedichte, überſetzt von K. G. Neumann.

Nro. 71.

Mediciniſche Schriften. 5) Hygiaſtik oder die Kunſt, ein geſundes und lebensfrohes Alter zu erreichen. Nach James Johnſon, von Dr. Calmann. — Epiſche Dichtkunſt. 16) Das Kreuz in der Mark. Von Karl Seidel.

Nro. 72.

Mediciniſche Schriften. 6) Enthüllung des räthſelhaften Weſens der Unterleibskrankheiten von Dr. M. Strahl. — Altdeutſche Sprache und Literatur. 3) Altſächſiſche und angelſächſiſche Sprachproben, herausgegeben und mit einem erklärenden Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter begleitet von H. Leo. — 4) Küneg Ortnides mervart unde tot. Herausgegeben von L. Ettmüller.

Nro. 73.

Lyriſche Dichtkunſt. 1) Uhlands Gedichte. Elfte Auflage. — 2) Gedichte von Guſtav Schwab. Neue Auswahl. — 3) Gedichte von Nicolaus Lenau. Dritte Auflage. — 4) Auguſt Graf von Platens geſammelte Werke. Ausgabe in Einem Bande. — Mediciniſche Schriften. 7) Das Kleid des Soldaten. Vom ärztlichen Standpunkt betrachtet. Von Dr. Meyig, königl. preußiſchem Bataillonsarzte.

Nro. 74.

Mediciniſche Schriften. 8) Ueber die Urſachen der großen Sterblichkeit der Kinder des erſten Lebensjahres und über die dieſem Uebel entgegenzuſtellenden Maßregeln. Eine von der k. ökonomiſchen Geſellſchaft gekrönte Preisſchrift. Von J. R. Lichtenſtädt. — 9) Ueber die Unſicherheit der Erkenntniß des erloſchenen Lebens. Nebſt Vorſchlägen zur Abhülfe eines dringenden Bedürfniſſes für Staat und Familie. Von Dr. M. B. Leſſing. — 10) Lehrbuch der Gynäkologie oder ſyſtematiſche Darſtellung der Lehren von Erkenntniß und Behandlung eigenthümlicher geſunder und krankhafter Zuſtände der Frauen. Von C. G. Carus. — 11) Analekten für Frauenkrankheiten ꝛc. Von einem Verein praktiſcher Aerzte. — Lyriſche Dichtkunſt. 4) Auguſt Graf von Platens geſammelte Werke. Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Porträt des Verfaſſers. Erſte Lieferung. (Schluß.)

Nro. 75.

Lyriſche Dichtkunſt. 5) Gedichte von Ferdinand Freiligrath. — Mediciniſche Schriften. 12) Heilungen durch animaliſchen Magnetismus. Herausgegeben von Dr. Bork. — 13) Cercarias Reiſe durch den Mikrokosmus oder humoriſtiſcher Ausflug in das Gebiet der Anatomie, Phyſiologie und Medicin. Herausgegeben von Menapius. — 14) Dr. Leuckfelds Darſtellung höchſt wichtiger Krankheitsfälle. Für Aerzte und Anatomen. Nach dem Engl. des Baillie.

Nro. 76.

Lyriſche Dichtkunſt. 5) Gedichte von Ferdinand Freiligrath. — 6) Die Harfe der Skalden. Anderſen. Winther. Bjerregaard. Von Julius Thomſon. — Altdeutſche Sprache und Literatur. 5) Drei Bücher der deutſchen Proſa von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360 — 1837). Herausgegeben von Dr. Heinrich Künzel.

Nro. 77.

Lyriſche Dichtkunſt. 7) Gedichte von Chr. J. Mayerath.

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſchienene Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einſchluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**“, koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunſtblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Erbſchaft zu Neuenahr, von E. D Müller. 189.
Das lezte Glas, von F. Hebbel. 197.
Gedichte von Nic. Lenau. 209.

Räthſel.

1. Der Schatten der Sonnenuhr. 2. Das Blut. 3. Die Spindel. 4. Das Weberſchiff. 5. Der Uhrzeiger. 6. Das Queckſilber. 7. Die Planeten. 192. — Der Thränenſack. 198.

Homonyme.

Das Blatt. 204.

Erzählungen.

Das Album, oder die Berühmtheiten. 188 — 192.
Pygmaliona, ein Myſter von Franz Dingelſtedt. 204 — 206.

Naturwiſſenſchaftliches.

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen, von Alexander v. Humboldt. 183 — 190.
Ueber den Encke'ſchen Kometen, von Dr. Nürnberger. 198. 199.
Anthropologiſches und Zoologiſches aus Abyſſinien. 207 — 209.

Länder- und Völkerkunde.

Landſchaftsbilder aus Ungarn, von J. G. Elsner. 208.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808. 183. 184. — 192. 193.
Briefe aus der Schweiz. 185 — 187.
Verzeichniß von Ueberſetzungen Schillerſcher Werke. 187. 200.
Die Väter und die Zeiten. 191.
Avignon, von Alfred Reumont. 193 — 197.
Moden. 194 — 207.
Labores juveniles von Goethe. 200.
Die Stellung des Landmanns in Toſcana. 201 — 203.

Korreſpondenz.

Töpliz. 183. 184. 185. 186. — Paris. 185. 186. 187. — 191. 192. — 199. — 203. 204. 205. 206. — Mainz. 188. — Bern. 189. — Berlin. 190. 191. 192. — 202. 203. 204. — Prag. 193. 194. 195. 196. — Breslau. 194. 195. 196. 197. 198. — Dresden. 200. 201. — Wien. 203. 206. 207. 208. — Florenz. 209.

Kunſt-Blatt.

Nro. 62.

Aus Rom. — Pariſer Kunſtbericht. (Beſchluß.) — Malerei. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 63.

Ueberſicht der Kunſtleiſtungen in München am Schluſſe des Jahres 1837. (Fortſetzung.) — Neue Kupferſtiche. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 64.

Flüchtige Bemerkungen über einige Freskogemälde auf der Schönhöhe bei Dittersbach. — **Baukunſt.** Architektoniſches Album. Redigirt vom Architekten-Verein zu Berlin ꝛc. — Bemerkungen. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Techniſches.

Nro. 65.

Die Bronzeſtatue von Tobl. — Flüchtige Bemerkungen über einige Freskogemälde auf der Schönhöhe bei Dittersbach. (Beſchluß.) — Statiſtik der Kunſt.

Nro. 66.

Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei von J. D. Paſſavant. — Bemerkungen. — Verſteigerungen. — Perſönliches.

Nro. 67.

Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Fortſetzung.) — Bemerkungen. — Perſönliches. — Nekrolog.

Nro. 68.

Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Fortſetzung.) — Neue lithographirte Werke. — Bemerkungen.

Nro. 69.

Die Kunſtausſtellungen der Vereine zu Magdeburg, Halberſtadt, Halle und Braunſchweig. — Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Fortſetzung.) — Rom, 9. Juli 1838. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 70.

Die Kunſtausſtellungen der Vereine zu Magdeburg, Halberſtadt, Halle und Braunſchweig. (Fortſetzung.) — Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Fortſetzung.) — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Lyriſche Dichtkunſt. 8) Gedichte von Alexander Graf von Würtemberg. — Altdeutſche Sprache und Literatur. 6) Althochdeutſche, dem Anfang des eilften Jahrhunderts angehörige Ueberſetzung und Erläuterung der von Boethius verfaßten fünf Bücher de consolatione philosophiae. Zum erſten Male herausgegeben von Graff. 7) Althochdeutſches Leſebuch, enthaltend daſſelbe Buch. Zum Schul- und Univerſitätsgebrauch herausgegeben von demſelben.

Nro. 79.

Altdeutſche Sprache und Literatur. 8) Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur näheren Kenntniß der vaticaniſchen Bibliothek für deutſche Poeſie des Mittelalters. Von Karl Greith, Pfarrer in Mörſchwyl bei St. Gallen. — Lyriſche Dichtkunſt. 9) Wilde Roſen, an Hertha. Von M. G. Saphir. Erſtes Bändchen. (Drittes der Damenbibliothek). — 10) Gedichte von Adalbert Friedner.

Nro. 80.

Lyriſche Dichtkunſt. 11) Geſänge des Grafen Giacomo Leopardi, nach der in Florenz 1831 erſchienenen Ausgabe, überſezt von K. L. Kannegießer. — Altdeutſche Sprache und Literatur. 9) Zeugniſſe über das deutſche Mittelalter aus den deutſchen Chroniken, Urkunden und Rechtsdenkmälern, herausgegeben von G. W. K. Lochner. Erſter Theil.

Nro. 81.

Naturwiſſenſchaften. 1) Jahrbuch für 1838. Herausgegeben von Schumacher, mit Beiträgen von Beſſel, Leop. v. Buch, Kämpy, Moſer, Oerſted, Olbers und Schouw.

Nro. 82.

Lyriſche Dichtkunſt. 12) Gedichte von Joſeph Freiherrn von Eichendorff. — Naturwiſſenſchaften. 1) Jahrbuch für 1838. Herausgegeben von Schumacher ꝛc. (Schluß.)

Nro. 83.

Lyriſche Dichtkunſt. 13) F. G. Wetzels geſammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funck. — 14) XII. deutſche Volkslieder mit Melodien, geſammelt und für eine oder zwei Singſtimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre geſezt von Fr. Sichler. (Op. 28.) 3tes Heft. — Zeitgeſchichte. Kaſpar Hauſer oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimniſſe über Hauſers Herkunft, die Urſache ſeiner Gefangenhaltung und Ermordung, Zergliederung des mitgebrachten Briefs, Bezeichnung des Mörders, dann Beleuchtung der Verhältniſſe des Lord Stanhope gegen Hauſer und deſſen nächſte Umgebung. Herausgegeben von W. C. Gr. A.

Nro. 84.

Deutſche Geſchichte. 1) Geſchichte der k. deutſchen Legion von N. Ludlow Beamiſh, k. großbrit. Major a. D. — Lyriſche Dichtkunſt. 15) Werdeluſt des Halliſchen Dichterbundes. — 16) Gedichte von Heinrich Bone.

Nro. 85.

Pferdezucht. 1) Ueber die Vollblutsfrage, Anſicht, Kritik und Antikritik mit einem ausführlichen Vorwort, herausgegeben von O. M. — 2) Ueber Pferdezucht, Reitkunſt, Wettrennen und Rennpferde. Von Alexander v. Bailly. — 3) Beiträge zur Kenntniß und Beurtheilung der Pferderacen in Aſien, Afrika und Europa. Geſammelt und ſyſtematiſch geordnet durch Chriſtoph Joſch. — Deutſche Geſchichte. 2) Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des k. Hauſes Sachſen. Großentheils aus archiv. Quellen von Dr. F. A. v. Langenn, Geheimer Rath ꝛc.

Nro. 86.

Lyriſche Dichtkunſt. 17) Gedichte von A. v. Maltitz.

Nro. 87.

Lyriſche Dichtkunſt. 18) Dichtungen von Friedrich Ernſt. — Neue Reiſen. Ausflug nach Swinemünde und der Inſel Rügen im Sommer 1835, von Fr. Krug von Nidda.

Nro. 88.

Altdeutſche Sprache und Literatur. 9) Hiſtoriſche Schriften von Dr. G. G. Gervinus. Bd. II. Geſchichte der deutſchen Dichtung. Auch mit dem Titel: Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen. Th. I. Von den erſten Spuren der deutſchen Dichtung bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſchienene Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem Kunſtblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“, koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunſtblatt“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Zwei Vögel, von Nic. Lenau. 211.
Ermunterung, von Bühren. 213.
Auf dem Gikelhahn bei Ilmenau, von Fr. v. Müller. 215.
An ein ſchönes Mädchen, von Nic. Lenau. 217.
Das Saamenkörnlein, von Bühren. 220.
Einem Todten, von Franz Dingelſtedt. 225.
Gedichte von Karl Mayer. 227. 229.
Gedichte von Ernſt Freih. v. Feuchtersleben. 228.
Wolfdieterichs Buße, von E. D. Müller. 233.
Alterthümliches, von Karl Mayer. 234.

Räthſel.

Stickfluß. 210. — Das Butterfaß. 216. — Die Priſe Tabak. 222. — Der Schäfer mit dem Stab. 228. — Der Hahn. 233.

Erzählungen.

Die Petersinſel. 212 — 234.

Länder- und Völkerkunde.

Landſchaftsbilder aus Ungarn, von J. G. Elsner. 210. 211.
St. Germain en Laye, von J. B. 229 — 232.

Reiſen.

Neueſte Beſteigung des Montblanc. 214 — 220.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die ländlichen Bälle in Paris. 210 — 213.
Verzeichniß von Ueberſetzungen Schillerſcher Werke. 217.
Schiller in Jena. 221 — 227.

Korreſpondenz.

Lucca. 210. 211. 212. 213. — Paris. 214. 215. 216. — 220. 221. 222. — 233. 234. — Dresden. 218. 219. — Florenz. 223. 224. — Lauſanne. 224. 225. 226. 227. — Wien. 228. 229. — Aus der Schweiz. 230. 231. 232.

Kunſt-Blatt.

Nro. 71.

Zur deutſchen Ueberſetzung des Vaſari. — Die Kunſtausſtellungen der Vereine zu Magdeburg, Halberſtadt, Halle und Braunſchweig. (Fortſetzung.) — Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Fortſetzung.) — Bauwerke. — Bildnerei.

Nro. 72.

Die Kunſtausſtellungen der Vereine zu Magdeburg, Halberſtadt, Halle und Braunſchweig. (Beſchluß.) — Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Fortſetzung.) — Bildnerei.

Nro. 73.

Zur deutſchen Ueberſetzung des Vaſari. (Fortſetzung.) — Düſſeldorf. 8. Juli 1838. — Ornamentik. — Stempelſchneidekunſt. — Denkmäler.

Nro. 74.

Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Fortſetzung.) — Zur deutſchen Ueberſetzung des Vaſari. (Fortſetzung.) — Malerei.

Nro. 75.

Zur deutſchen Ueberſetzung des Vaſari. (Beſchluß.) — Beiträge zur Geſchichte der alten Malerſchulen in der Lombardei. (Beſchluß.) — Malerei. — Neue Blätter. — Kupfer- und lithographiſche Werke.

Digitized by Google

Nro. 76.

Die Kunſtausſtellung zu Braunſchweig im Auguſt 1838. — Rom. — Darmſtadt, den 1. Auguſt 1838. — Literatur. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 77.

Altdeutſche Baukunſt. — Neueſte Nachrichten über Moritz Rugendas. — Bemerkungen. — Techniſches. — Perſönliches. — Nekrolog.

Nro. 78.

Altdeutſche Baukunſt. (Beſchluß.) — Rom, den 21. Auguſt 1838. — Bemerkungen. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Literatur-Blatt.

Nro. 90.

Altdeutſche Sprache und Literatur. 9) Hiſteriſche Schriften von Dr. G. G. Gervinus. Bd. II. Geſchichte der deutſchen Dichtung. Auch mit dem Titel: Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen, Th. I. Von den erſten Spuren der deutſchen Dichtung bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. (Schluß.) — Lyriſche Dichtkunſt. 24) Auguſt Mahlmanns geſammelte Gedichte. — 25) Gedichte von Cäſar von Lengerke. Zweite vermehrte Auflage.

Nro. 91.

Naturwiſſenſchaften. 2) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von D. Fr. Arago. Aus dem Franzöſiſchen von Karl v. Remy. Zweiter und dritter Theil. — Lyriſche Dichtkunſt. 26) Gedichte von J. P. Eckermann. — 27) Maiknoſpen von Conſtantin Tiſchendorf.

Nro. 92.

Lyriſche Dichtkunſt. 28) Gedichte von K. J. Schuler. — 29) Gedichte von Karl Schellhorn. Zweite vermehrte Auflage, nebſt einem Lebensabriſſe des Dichters. Herausgegeben von Hildebert Schellhorn. — 30) Gedichte von Karl Oscar Emmerling. — Deutſche Geſchichte. 3) Geſchichte der Frei- und Reichsſtadt Rottweil, verfaßt von Heinrich Ruckgaber, Profeſſor am Gymnaſium zu Rottweil. — 4) Chronik der Stadt Naumburg und ihres Stiftskreiſes. Nach den beſten Quellen bearbeitet von W. Bernhardi.

Nro. 93.

Deutſche Geſchichte. 5) Die gelehrte Donaugeſellſchaft in Wien unter Kaiſer Maximilian I. — 6) Zur Geſchichte der Sammlungen für Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland. Von Dr. Guſtav Klemm, k. ſächſ. Bibliothekar ꝛc. — Lyriſche Dichtkunſt. 31) Die Moſellieder, von Wilhelm v. Waldbrühl. — 32) Nordſüdliche Jurte, von demſelben. — 33) Das Nahethal in Liedern von G. Pfarrius.

Nro. 94.

Lyriſche Dichtkunſt. 34) Lieder des Sturms, von Alexander Graf von Würtemberg. — Altdeutſche Sprache und Literatur. 10) Chronique en vers de Jean van Heelu ou relation de la bataille de Woeringen, publiée par J. F. Willems.

Nro. 95.

Medicinische Schrift. Die orientaliſche Brechruhr in München und an andern Orten, von Dr. F. Rampold. — Lyriſche Dichtkunſt. — 35) Gedichte von Alfred Breitfeld. — 37) Ernſte und heitere Stunden, gefeiert in den neueſten Gedichten von Krampitz.

Nro. 96.

Streitſchrift. Die Hegelingen. Aktenſtücke und Belege zu der ſ. g. Denunciation der ewigen Wahrheit, zuſammengeſtellt von Dr. Heinrich Leo.

Nro. 97.

Streitſchrift. Die Hegelingen. Aktenſtücke und Belege zu der ſ. g. Denunciation der ewigen Wahrheit, zuſammengeſtellt von Dr. Heinrich Leo. (Schluß.)

Nro. 98.

Länder- und Völkerkunde. 1) Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen. Von Karl Ritter. — 2) Die Stupas (Topes) oder die architektoniſchen Denkmale an der Indo-Baktriſchen Königsſtraße und die Coloſſe von Bamiyan. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde des Orients von Karl Ritter. — Dichtkunſt. Album. Unter Mitwirkung vaterländiſcher Schriftſteller zum Beſten der Verunglückten in Peſth und Ofen herausgegeben von Fr. Witthauer.

Nro. 99.

Freimaurer-Schrift. Geſchichte, Grundidee und Verfaſſung der Freimaurerei, zeitgemäß dargeſtellt von einem Freimaurer. — Lyriſche Dichtkunſt. 37) Friedrich Förſters Romanzen, Erzählungen, Legenden. — 38) Kriegslieder von demſelben. — 39) Erz und Marmor. Von H. Neumann. — 40) Marſchall Vorwärts und die Freiheitskämpfe in Liedern von F. Heinzelmann. — Länder- und Völkerkunde. 3) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von Prof. Dr. H. Berghaus.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſchienene Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem Kunſtblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“, koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunſtblatt“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Proben einer Ueberſetzung von Bojardo's verliebtem Roland, von Gottlob Regis. 237 — 259.
Lüftung, von D. A. Aſſing. 243.
Aus Luthers Leben, von K. R. Hagenbach. 244.
Meine Lieder, von O. v. Hackewitz. 249.
Auguſt Graf von Platen, von Wilhelm Genth. 234.
Viſionen, von F. M. Duttenhofer. 255.
Lieder von Ludwig Seeger. 259.

Logogriph.

Lineal, linea, Linie, Line oder Lina, Linné, Lin, Lein, Nil, Ale, Ali, Aal, Allah, la (lalala u. ſ. w.) Lea, Alle, Allee, All, Eile, Nie. 210.

Räthſel.

Der Baum und die Vögel. 246. — Das Gerücht. 252.

Erzählungen.

Zwölf neue Stücklein. von W. v. Chézy. — Das Roſenmädchen von Mailand. 259 — 242.
Der Dodo. 243 — 250.
Ein Geſchäft. 251. 252.

Länder- und Völkerkunde.

Volksthümliches aus Portugal. 256. 257. 258. — 240 — 248.

Naturwiſſenſchaftliches.

Vom Blitz. 255. 256. — 257. 258.
Neueſte Erklärung des Nordlichts. 252. 253.

Reiſen.

Reiſe in die öſtliche Champagne. von G. B. Depping. 255 — 260.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Mademoiſelle d'Angeville auf dem Montblanc. 249 — 251.
Die Mumienhöhle in Mexico. 255.
Aus dem Leben, von W. 259.
Reden. 260. 261.
Die Kunſt im Gebirge. 261.

Korreſpondenz.

Aus Toscana. 235. 236. — Paris. 237. 238. 259. 240. — 247. 248. 249. 250. — Aus der Lauſitz. 259. 240. 241. — Wien. 241. 242. — Stuttgart. 245. 241. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 251. — Kaſſel. 254. 255. — Florenz. 255. 256. 257. — Breslau. 257. 258. — Weimar. 259. 260. — Mainz. 261.

Kunſt-Blatt.

Nro. 79.

Das Hermanns-Denkmal. — Kunſtgeſchichtliches aus Italien. — Akademien u. Vereine. — Muſeen u. Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 80.

Kunſtgeſchichtliches aus Italien. (Fortſetzung.) — Das Hermanns-Denkmal. (Fortſetzung.) — Bauwerke.

Nro. 81.

Das Hermanns-Denkmal. (Beſchluß.) — Kunſtgeſchichtliches aus Italien. (Beſchluß.) — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 82.

Archäologie. Das Mithreum von Neuenheim bei Heidelberg. erläutert von Dr. Friedrich Creuzer ꝛc. — Bemerkungen. — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 83.

Archäologie. Die Bronzen von Siris. Eine archäologiſche Unterſuchung von P. O. Brönſted. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Moſaik. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographiſche Werke.

Nro. 84.

Archäologie. Die Bronzen von Siris. Eine archäologiſche Unterſuchung von P. O. Brönſted. (Beſchluß.) — Bibliographiſches und Kunſtgeſchichtliches vom Niederrhein. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. (Fortſ.) — Kupfer- und lithographiſche Werke. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 85.

Rom, 26. Auguſt 1838. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. (Fortſetzung.) — Literatur. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 86.

Bronzeſtatue von Vulci, gegenwärtig im Beſitze des Königs von Bayern. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. (Beſchluß.) — Statiſtik der Kunſt. — Artiſtiſcher Verkehr. — Perſönliches.

Nro. 87.

Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' università romana etc. — Berichtigung eines Aufſatzes in Nr. 93 S. 371 des Morgenblatts, betitelt: Korreſpondenz-Nachrichten. London, März 1838, die neue egyptiſche Galerie im brittiſchen Muſeum betreffend. — Perſönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Viſionen. 1) Die Seherin von Prevorſt ꝛc. Mitgetheilt von Juſtinus Kerner. — 2) Bericht eines Viſionärs über den Zuſtand der Seele nach dem Tode. Aus dem Nachlaſſe J. F. Oberlins, mitgetheilt von Dr. G. H. v. Schubert. — 3) Die vier lezten Dinge: Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich. Vom Pater Martin von Cochem. Herausgegeben von Bruckbräu. — 4) Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmliſches und irdiſches Heil. Von L. v. S. — Lyriſche Dichtkunſt. 41) Lieder in obderenns'ſcher Volksmundart. Von F. Stelzhamer. — 42) Vergißmeinnicht. Poetiſche Freundesgabe von A. Halber. — 43) Harfenklänge von Ch. Th. Hohlfeldt. — Geſchichte Die Entdeckung Amerikas im 10ten Jahrhundert. Von C. Chr. Rafn. Aus der däniſchen Handſchrift von G. Mohnike.

Nro. 101.

Volksmoral. 1) Der Dorfmagnat. Ein ſchweizeriſches Gemälde aus der neueſten Zeit von Dr. v. Werd. — 2) Der Bauernſpiegel, oder Lebensgeſchichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm ſelbſt beſchrieben. — 3) Der Reichthum des Armen und die Armuth des Reichen. ꝛc. Frei nach Sophie P . . von Ferd. Frhrn. von Biedenfeld. — 4) Verirrungen, Schwächen und Krankheiten unſeres Jahrhunderts. Von demſelben. — Lyriſche Dichtkunſt. 44) Frühlingsblumen. Lieder von R. Hirſch. — 45) Tugendklänge. Dichteriſche Verſuche von Joh. Joſ. Müller. — 46) Gedichte von F. Briſert, A. Beck und X. Leichter. — Wörterbuch. Gedrängtes Fremdwörterbuch in deutſcher Schrift- und Umgangsſprache ꝛc. herausgegeben von Dr. Petri. Achte, beſonders für Aerzte und Arzneibereiter bereicherte Ausgabe.

Nro. 102.

Optimiſtiſche Schrift. Andeutungen über die Grenzen der Civiliſation. Von M. von Prittwitz. — Geſchichte. 1) Das Fürſtenthum Serbien, ſeine Bewohner, deren Sitten und Gebräuche. Erſte Abtheilung: Hiſtoriſches und Geographiſches. Von Prof. Dr. Poſſart. — 2) Handbuch der Geſchichte Siebenbürgens. Von Carl Neugeboren. — 3) Beiträge zur daciſchen Geſchichte, von F. X. Hene, Biſchof in Dulcinea und Großprobſt zu Karlsburg. Nebſt lithographirter Abbildung einiger merkwürdiger Monumente.

Nro. 103.

Optimiſtiſche Schrift. Andeutungen über die Grenzen der Civiliſation. Von M. v. Prittwitz ꝛc. (Schluß.) — Naturwiſſenſchaften. 1) Die Fundamental-Phyſik, oder: Andeutungen eines einzig möglichen phyſikaliſchen Syſtems. — 2) Hinterlaſſene Werke von Fr. Hoffmann. Erſter Band. Phyſikaliſche Geographie. — 3) Aſtronomiſche Ueberſichten oder Skizzen der Topographie des Himmels und planetariſche Metempſychoſe. Von Hofrath Dr. Nürnberger. — 4) Graphiſche Darſtellung des ſcheinbaren Laufes der Planeten auf das Jahr 1838 von Karl Gräff. — Deutſche Geſchichte. Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart ꝛc. der altenburgiſchen Bauern. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage der Kronbiegelſchen Schrift von C. F. Hempel.

Nro. 104.

Deutſche Geſchichte. Geſchichte des Hauſes Habsburg von dem Fürſten E. M. Lichnowsky. Dritter Theil. Geſchichte der Söhne König Albrechts nach ſeinem Tode. Mit drei Kupfertafeln. — Alterthumskunde. Würdigung des delphiſchen Orakel. Von Karl Dietrich Hüllmann. — Lyriſche Dichtkunſt. 47) Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee. Noch nicht im Druck erſchienene Geſänge von Niklas Müller.

Nro. 105.

Schriften über Nordamerika. 1) Reiſen und Länderbeſchreibungen der ältern und neueſten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff ꝛc.

Nro. 106.

Schriften über Nordamerika. 1) Reiſen und Länderbeſchreibungen der ältern und neueſten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann u. Dr. Hauff ꝛc. (Fortſ.)

Nro. 107.

Schriften über Nordamerika. 1) Reiſen und Länderbeſchreibungen der ältern und neueſten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann u. Dr. Hauff ꝛc. (Schluß.)

Nro. 108.

Schriften über Nordamerika. 2) Michel Chevaliers Briefe über Nordamerika. Ein Handbuch für Auswanderer. Aus dem Franz. Zwei Bd. — 3) Nordamerikaniſche Bilder und Zuſtände, nach G. de Beaumont und A. de Tocqueville. Deutſch von Otto Spazier. Zwei Bd. — Sprache. De l'influence de l'écriture sur le langage. Mémoire qui, en 1828, a partagé le prix fondé par M. le comte de Volney; suivi de grammaires barmane et malaie, et d'un aperçu de l'alphabet harmonique pour les langues asiatiques, que l'institut royal de France a couronné en 1827. Par A. A. E. Schleiermacher, conseiller intime de S. A. R. le grand-duc de Hesse.

Nro. 109.

Naturgeſchichte. 1) Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände von Prof. Oken. — 2) Naturgeſchichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von Biſchoff, Blum ꝛc. — 3) Naturgeſchichte des Pflanzenreichs, oder Abbildung und Beſchreibung der wichtigſten in- und ausländiſchen Pflanzen, nach den beſten Quellen bearbeitet von Dr. Reichenbach. — 4) Allgemeine Naturgeſchichte als philoſophiſche und Humanitätswiſſenſchaft für Naturforſcher, Philoſophen und das höher gebildete Publikum bearbeitet von Max. Perty. — 5) Naturgeſchichte für das Volk. Ein Buch für Schule und Haus von J. Baumann. — 6) Volksnaturgeſchichte oder gemeinfaßliche Beſchreibung der merkwürdigſten, nützlichſten und ſchädlichſten Thiere, Pflanzen und Mineralien, von H. Rebau. — 7) Naturgeſchichte für die Jugend beiderlei Geſchlechts. Von demſelben. — 8) Naturlehre für die reifere Jugend. Bearbeitet von Prof. Poppe. — Deutſche Geſchichte. 1) Leben der Kurfürſtin Luiſe, geb. Prinzeß von Naſſau-Oranien ꝛc. Treu geſchichtlich dargeſtellt zunächſt für religiöſe Freundinnen vaterländiſcher Vorwelt von Joh. Wegführer. — 2) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geb. Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von C. A. Schmidt.

Nro. 110.

Lyriſche Dichtkunſt. 48) Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeiſter zu Straßburg. Mit einem Vorwort von Eduard Reuß. Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſchienene Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“, koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunſtblatt“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Was ſie Alles meinen, von Juſtinus Kerner. 268.
Johannes, von E. Schott. 275.
Aus Luthers Leben, von K. R. Hagenbach. 277.
Morgenländiſche Sprüche, von W. 282.

Räthſel.

Der Radſchuh. 264. — Der Brief. 270. — Der Fluß im Körper. 276. — Das Druckpapier. 282.

Erzählungen.

Patience, von A. v. Sternberg. 269 — 276.
Zwölf neue Stücklein, von W. v. Chézy. — Das Feſt der Haifiſche. 278 — 281.
Indiskretion. 286. 287.

Länder- und Völkerkunde.

Reiſe- und Lebensbilder, von Franz Freiherr Gaudy. 262. 263. 264. 265. 266. 267. — 283. 284. 285.

Naturwiſſenſchaftliches.

Wiſſenſchaftliche Notizen. 280.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Moden. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. — 277.
Aus dem Leben, von W. 266. — 287.
Der italieniſche Buchhandel. 272. 273.
Ferienwochen. 274 — 278.
Die Franzöſinnen in der Conciergerie im Jahr 1793. 279 — 281.
Der Oktober in Genf. 281 — 284.
Marines. 285 — 287.

Korreſpondenz.

Dresden. 262. 265. — Berlin. 263. 264. 265. — Paris. 265. 266. 267. 268. 269. — 272. 273. 274. — 278. 279. — Baden-Baden. 267. — Florenz. 268. 269. — 283. 284. 286. 287. — Nürnberg. 270. 274. — Lauſanne. 271. 272. 273. 274. 275. — Stuttgart. 276. 277. 278. 279. — Hamburg. 280. 281. 282. 283. 284. 285.

Kunſt-Blatt.

Nro. 88.

Die Grabmäler der Herzoge von Pfalz-Simmern in der alten Kirche zu Simmern. — Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' università romana etc. (Fortſetzung. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 89.

Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' università romana etc. (Fortſetzung.) — Die Grabmäler der Herzoge von Pfalz-Simmern in der alten Kirche zu Simmern. (Beſchluß.) — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 90.

Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' università romana etc. (Beſchluß.) — Lithographiſche Werke. — Akademien und Vereine.

Nro. 91.

Lithographiſche Werke. (Beſchluß.) — Neapel, 17. September 1838. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 92.

Kunſtliteratur. Münchner Jahrbücher für bildende Kunſt, herausgegeben von Dr. Rudolf Marggraf ꝛc. — Sculptur. — Plaſtik. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei.

Nro. 93.

Was iſt Schönheit? — Das neue ſpaniſche Muſeum im Louvre. — Malerei. — Neue Stiche und Lithographien.

Nro. 94.

Das neue ſpaniſche Muſeum des Louvre. (Fortſetzung.) — Was iſt Schönheit? (Fortſetzung.) — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 95.

Was iſt Schönheit? (Fortſetzung.) — Das neue ſpaniſche Muſeum des Louvre. (Beſchluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 96.

Archäologie. Gallus oder römiſche Scenen aus der Zeit Auguſts ꝛc. — Was iſt Schönheit? (Fortſetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Artiſtiſcher Verkehr. — Techniſches. — Preisbewerbung. — Perſönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Lyriſche Dichtkunſt. 48) Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeiſter zu Straßburg. Mit einem Vorwort von Eduard Reiß. Mit dem Bildniß des Verfaſſers (Schluß). Naturwiſſenſchaften. 1) Reden und Vorträge über Gegenſtände aus dem Gebiete der Naturforſchung. Von Karl Fr. Ph. v. Martius. — 2) Die Waſſerwelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange ꝛc. Von T. F. M. Richter. Mit Seekarten und Abbildungen. — Erwiederung.

Nro. 112.

Alterthumskunde. 1) Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten, von Dr. Eduard Müller. — 2) Homeriſche Vorſchule. Eine Einleitung der Ilias und Odyſſee. Von Wilhelm Müller. Zweite Auflage.

Nro. 113.

Prachtwerke. 1) Das maleriſche und romantiſche Deutſchland, in zehn Sektionen mit 260 Stahlſtichen. Erſte bis vierte Sektion. — 2) Maleriſcher Atlas und beſchreibende Darſtellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausgegeben von Eduard Pöppig. — 3) Die Prachtbibel oder die ganze h. Schrift des alten und neuen Teſtaments nach der deutſchen Ueberſetzung Dr. Martin Luthers mit einer Vorrede vom Prälaten Dr. Hüffel. — 4) Die Nachfolge Chriſti. Von Thomas a Kempis. ꝛc. — Engliſche Geſchichte. Geſchichte von England, von J. M. Lappenberg. Zweiter Theil. — Biographie. Peter Schmid. Eine Lebensgeſchichte von Wilhelm Perſchke. — Neue Reiſen. 1) Sendſchreiben eines öſterreichiſchen Touriſten. Geſammelt und herausgegeben von Cornelius Victor. — 2) Reiſeſkizzen aus Tyrol. Von Heinrich Wenzel.

Nro. 114.

Theoſophie. 1) Das ſeltene uralte geiſtreiche Büchlein, die deutſche Theologia, oder die Chriſtusreligion in ihrer reinen Confeſſion, wie dieſelbe vor der Kirchentrennung beſtanden. Mit einer Einleitung herausgegeben von Profeſſor Dr. Troxler. — 2) Blüthen aus Jakob Böhmes Myſtik. Von Dr. W. L. Wullen. — 3) Arcana coelestia, quae in scriptura sacra seu verbo domini sunt detecta: hic quae in Genesi una cum mirabilibus quae visa sunt in mundo spirituum et in coelo angelorum. Opus Emanuelis Swedenborg. Ed. Dr. J. F. J. Tafel. — 4) Himmliſche Geheimniſſe, welche in der heil. Schrift oder in dem Worte des Herrn enthalten und nun enthüllt ſind. ꝛc. Aus der lateiniſchen Urſchrift überſezt von Dr. J. F. J. Tafel. Erſter Bd. Erſte und zweite Lieferung.

Nro. 115.

Literariſche Nachläſſe und Briefwechſel. — Theoſophie. 5) Die durchgängige Göttlichkeit der heiligen Schrift ꝛc., mit beſonderer Rückſicht auf das Leben Jeſu und die Streitſchriften des Dr. Strauß. Von Dr. J. F. J. Tafel. — 6) Swedenborg und ſeine Gegner oder Beleuchtung der Lehren Swedenborgs ꝛc. Von demſelben. — 7) Grundzüge der wahren Staats- und Religionslehre, in beſondern Materien beleuchtet vom penſ. Finanzr. Paulus in Ulm. — Lyriſche Dichtkunſt. 49) Pantheon oder Auswahl des Schönſten und Beſten aus den bekannteſten Literaturen aller Zeiten. Herausgegeben von A. Fürſtenhaupt. — 50) Das Büchlein junger Lieder. Eine Freundſchafts- und Liebesgabe. — 51) Nationalverſammlung deutſcher Lyriker des 18ten und 19ten Jahrhunderts, herausgegeben von Fr. Stolle. — 52) Allgemeines deutſches Liederbuch von Guido Reinhold. — Bitte.

Nro. 116.

Literariſche Nachläſſe und Briefwechſel. (Schluß.) — Schriften über Nordamerika. 4) Gemälde von Nordamerika in allen Beziehungen ꝛc. Von Traugott Bromme. 5) Das Verfaſſungsrecht der Vereinigten Staaten ꝛc. 6) Ueber die Verfaſſungsurkunde der Vereinigten Staaten ꝛc. 7) Die brittiſchen Colonien ꝛc. Aus dem Engl. von Dr. Fritſch. — 8) Das Weſtland. Nordamerikaniſche Zeitſchrift für Deutſchland. Herausgegeben von Neyfeld und Engelmann in St. Louis. — 9) Briefe von Deutſchen aus Nordamerika ꝛc. — 10) Der Auswanderer nach Amerika ꝛc. Von D. F. Streckfuß. — Naturwiſſenſchaft. Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menſchen ꝛc., von Dr. A. W. Volkmann, Prof. in Leipzig.

Nro. 117.

Geſchichte. 1) Geſchichte Europas ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Friedrich v. Raumer. — 2) Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreichs ꝛc. Von F. C. Schloſſer, Geh. Rath. — Lyriſche Dichtkunſt. 53) Gedichte von Franz Dingelſtedt.

Nro. 118.

Weltgeſchichte. 1) Lehrbuch der Univerſalgeſchichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanſtalten von Heinrich Leo. — 2) Die Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. Aus dem Geſichtspunkte der Staatswiſſenſchaft, bearbeitet von F. Bülau. — 3) Allgemeine Weltgeſchichte für alle Stände ꝛc., bearbeitet und bis auf das Jahr 1835 fortgeführt von Ludwig Bauer. — 4) Dr. Ludwig Wachlers Lehrbuch der Geſchichte zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanſtalten. — 5) Tafeln der Geſchichte von Dr. Eduard Wachſe. 6) Zeittafeln der allgemeinen Geſchichte. Von Rommig. 7) Tagebuch des Wiſſenswerthen aus der allgemeinen Menſchen- und Völkergeſchichte, von Förtſch.

Nro. 119.

Taſchenbuch auf 1839. Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte. Herausgegeben von Joſeph Freiherrn von Hormayr. — Deutſche Geſchichte. Geſchichtliche Darſtellung der Erblandämter in der gefürſteten Grafſchaft Tyrol ꝛc., von Anton Emmert.

Nro. 120.

Philoſophie. 1) Ariſtoteles Werke von Hoffmeiſter und Knebel. — 2) Platons Apologie des Sokrates von Nüßlin. 3) Franz Bacos Verſuche moraliſchen, ökonomiſchen und politiſchen Inhalts, von Bruſchius. — 4) Immanuel Kants ſämmtliche Werke. — 5) Philoſophiſches Lexikon von Krug. — 6) Ueber Gegenſatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philoſophie von J. H. Fichte. — 7) Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Dr. H. Ritter, Prof. zu Kiel.

Nro. 121.

Mährchen und Sagen. 1) Magyariſche Sagen ꝛc. von Johann Grafen Mailath. — 2) Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes. Herausg. von L. Bechſtein. — 3) Die Burgen und Bergfeſten des Harzes und der nächſten Umgegend. Von Fr. Hoffmann. — 4) Das Zauberſchwert ꝛc. Von Dr. K. Sternberg. — 5) Volksſagen der Deutſchen. Herausg. von Philipp v. Steinau. — 6) Abendländiſche Tauſend und eine Nacht ꝛc. Zum erſten Mal geſammelt und neu bearbeitet von J. P. Lyſer. — 7) Deutſche Volksblumen. Durch Fr. Goldſchmied. — 8) Echte und wahrhafte Feenmährchen. — 9) Rheinlands Sagen ꝛc. herausg. von Alfred Reumont. — 10) Volksſagen aus dem Orlagau ꝛc., mitgetheilt von W. Börner. — 11) Buch der Mährchen. Von B. Görwitz. — 12) Gullivers Reiſen von J. Swift. Neu überſezt von L. v. Alvensleben. — 13) Sagen der nordamerikaniſchen Indianer.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſchienene Bücher und Kupferwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“, koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunſtblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunſtblatt“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Bergreiſe. 291.
Fragmente aus Italien. 293. 294. 295. 296. — 303. 304.
Venedig im Oktober 1838. Von H. Stieglitz. 309.

Räthſel.

Apotheker. 288. — Der Wein. 300. — Der Kirchhof. 312.

Erzählungen.

Indiskretion. 288. 289. 290. — 292. 293. 294. 295. 296. 297.
Der Welt Lauf. 300 — 307.

Länder- und Völkerkunde.

Reiſe- und Lebensbilder, von Franz Freiherrn Gaudy. 291. 292.

Naturwiſſenſchaftliches.

Techniſche Notizen. Von Dr. Nürnberger. 312. 313.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Ferienwochen. 288. 289. 290.
Aus dem Leben, von W. 293. 299.
Die Paſſagen in Paris. 297 — 302.
Stettin und der dortige geſellige muſikaliſche Verkehr. 298. 299.
Mannigfaltigkeiten. Von J. W. Peterſen. 301. 303. 305. 306. 308. 311.
Vergleichende Zuſammenſtellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken. 305 — 308.
Die Diamanten der Mademoiſelle Mars. 307.
Kaiſer Franz und der Obriſt Pinon. 308 — 311.
Rheinfahrt. 310 — 313.

Korreſpondenz.

Dresden. 288. 289. 290. — Prag. 289. 290. 291. 292. — Paris. 291. 292. 293. 294. — 303. 304. — 309. 310. 311. — Berlin. 294. 295. 296. — Livorno. 297. 298. — Liſſabon. 299. 300. 301. 302. — Lauſanne. 303. — Münſter. 306. 307. 308. 309. 310. — Straßburg. 312. 313.

Kunſt-Blatt.

Nro. 97.

Was iſt Schönheit? (Beſchluß.) — Archäologie. Gallus oder römiſche Scenen aus der Zeit Auguſts. Von W. A. Becker. (Fortſetzung.) — Perſönliches. — Nekrolog.

Nro. 98.

Einige Bemerkungen zu dem Aufſatze in Nr. 79, 80, 81 des Kunſtblatts: „Das Hermanns-Denkmal, ein Reiſebericht“ — Kunſtausſtellung in München 1838. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 99.

Kunſtausſtellung in München 1838. (Fortſetzung.) — Archäologie. Gallus oder römiſche Scenen aus der Zeit Auguſts. (Beſchluß.) — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 100.

Kaſſel, Ende Septembers. — Dritte Verſammlung von Vorſtandsmitgliedern der Kunſtvereine. — Bauwerke. — Sculptur. — Erzguß. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 101.

Weimar, im November 1838. — Kaſſel, Ende Septembers. (Fortſetzung.) — Malerei. — Neue Stiche. — Kupferwerke.

Nro. 102.

Kaſſel, Ende Septembers. (Fortſetzung.) — Weimar, im November 1838. (Fortſetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Perſönliches. — Literatur.

Nro. 103.

Weimar, im November 1838. (Fortſetzung.) — Kaſſel, Ende Septembers. (Beſchluß.) — Literatur. — Verſteigerungen.

Nro. 105.

Nekrolog. Johann Friedrich Leybold, geſt. in Wien den 15. Nov. 1838. — Weimar, im November 1838. (Beſchluß.) — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Philoſophie. 8) Dr. B. Bolzano's Wiſſenſchaftslehre. — Verſuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darſtellung der Logik mit ſteter Rückſicht auf deren bisherige Bearbeiter. Herausgegeben von mehreren ſeiner Freunde. — Andachtsbuch. Erbauliche Parabeln von M. Chriſt. Scriver. Eine Auswahl von „Gottholds zufälligen Andachten."

Nro. 123.

Philoſophie. 9) Fundamentalphiloſophie. Von Dr. K. Biedermann. — 10) Die Probleme von Grundlehren der allgemeinen Phyſik, von Profeſſor Hartenſtein. — 11) Die Grundſätze der Metaphyſik, aus dem Nachlaß von Euabediſſen. — 12) Essais et fragments de philosophie et de théologie, publiés par plusieurs professeurs du séminaire protestant et de la faculté de théologie de Strasbourg. Tom I. — 13) Grundlage der univerſellen Philoſophie von B. F. Trentowsky.

Nro. 124.

Philoſophie. 14) Anſicht der Welt. Ein Verſuch, die höchſte Aufgabe der Philoſophie zu löſen. Von Dr. Michael Petöcz. — 15) Philoſophie. Verſuche philoſophiſcher Forſchungen in den Sprachen. Von Ph. W. von Heusde. — 16) Der Menſch nach Leib, Seele und Geiſt. Anthropologie für gebildete Leſer aus allen Ständen. Von J. Beraz. Erſter Theil. — Länder- und Völkerkunde. 1) Das Feſtland Auſtralien. Nach den Quellen dargeſtellt von Meinicke. Zweiter Theil. — 2) Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der Natur und Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch der Schulen. Von Dr. L. G. Blanc. 3te vermehrte Auflage. Drei Theile. — Geſchichte. Erinnerungen aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft 1812 und 1813, von einem königl. ſächſ. Offizier.

Nro. 125.

Philoſophie. 17) Ueber das Weſen des Gefühls von Dr. W. Mönnich. — 18) Das ſelbſtſtändige und reine Leben des Gefühls, als des Geiſtes urſprünglichen Urtheils ꝛc. Von Dr. Fr. Francke. — 19) Das Mitgefühl. Eine pſychologiſche Skizze. Von Dr. E. Schmidt. — Literariſche Nachläſſe und Briefwechſel. Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur.

Nro. 126.

Schriften über Handel und Gewerbe. 1) Bericht an das engliſche Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz, von Dr. Joh. Boweing. Aus dem Engl. von Dr. H—e. — 2) Betrachtungen über den preußiſchen Zolltarif und deutſche Handelsintereſſen, von H. F. Oſiander. — 3) Die Maße und Gewichte der deutſchen Zollvereinsſtaaten und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen. Von C. L. W. Aldefeld. — 4) Theoretiſch-praktiſches Comptoirhandbuch nach MacCulloch, in alphabetiſcher Ordnung von L. R. Schmidt. — 5) Triglotte oder kaufmänniſches Wörterbuch, Deutſch-Engliſch-Franzöſiſch; enthaltend die techniſchen Ausdrücke des Handels ꝛc. von Dr. Flügel. — 6) Triglott, or Commercial Dictionary English-French-German. Von demſelben.

Nro. 127.

Schriften über Handel und Gewerbe. 7) Edward Baines d. j. Geſchichte der Brittiſchen Baumwollenmanufaktur ꝛc. Aus dem Engliſchen frei bearbeitet von Prof. Dr. Bernoulli zu Baſel. — 8) Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen. In's Deutſche überſezt von F. L. Lindner. — 9) Vollſtändige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues von W. v. Türk. 2te Auflage. — 10) Die neueſten Erfahrungen hinſichtlich des deutſchen Seidenbaues. Von demſelben. — 11) Das Tabakscollegium des alten Schmauchers Muff ꝛc. — 12) Taſchenbuch für Theetrinker. Nach Berard von Marquis und Weſtphal. — 13) Lehrbuch der ſpeziellen Technologie, vornehmlich zum Gebrauch auf Univerſitäten und höhern Lehranſtalten. Nach dem jezigen Zuſtande der Naturwiſſenſchaften ꝛc., bearbeitet J. H. M. von Poppe. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. — 14) Ausführliche Volksgewerbslehre oder allgemeine und beſondere Technologie für alle Stände. Von demſelben. — 15) Geſchichte der Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Gewerbe ꝛc. Von demſelben. — 16) Technologie für die Jugend beiderlei Geſchlechts ꝛc. Von Dr. P. H. C. Juſti. 2te Auflage. — 17) Handelsgeographie und Handelsgeſchichte der europäiſchen Staaten ꝛc. Von Dr. Niſchwitz. — 18) Allgemeiner Schlüſſel zur kaufmänniſchen Korreſpondenz von C. Courtin. 2te Aufl.

Nro. 128.

Sprachlehre. 1) Ueber Wortwurzeln und Wurzelwörter. Von Dr. W. B. Mönnich. — 2) Handwörterbuch der deutſchen Sprache ꝛc. Nach den Grundſätzen ſeiner Sprachlehre von Dr. J. Chr. A. Heyſe, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyſe. — 3) Deſſelben ausführliches Lehrbuch der deutſchen Sprache. Neu bearbeitet von demſelben. — 4) Kritiſch-erklärendes Handwörterbuch der deutſchen Sprache ꝛc. Von F. A. Weber. — 5) Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Leſen und Schreiben. Von J. G. v. Quandt. — 6) Theoretiſch-praktiſches Lehrbuch der Styliſtik. Von Profeſſor Herling.

Nro. 129.

Schriften von Gentz. Ausgewählte Schriften von Fr. von Gentz. Herausgegeben von Dr. Wilderich Weick. — Taſchenbuch auf 1839. Alpenroſen. Herausgegeben von Fröhlich, Wackernagel und Hagenbach.

Nro. 130.

Lyriſche Dichtkunſt. Bifolien. Von J. G. Seidl. — Sprachlehre. 7) Nouveau dictionnaire français-allemand et allemand-français. Von J. F. Schaffer. — 8) Alphabetiſche Sammlung deutſcher und franzöſiſcher Redensarten zur Beförderung der Converſationsſprache. Von Dr. J. van Jaarsveldt. — 9) Die Präpoſitionen und Präpoſitivlocutionen der franzöſiſchen Sprache, erklärt von J. F. L. Hempel. Erſtes Heft. — 10) Grammatica linguae Italicae etc. — 11) Die Fehler der neuhochdeutſchen Schrift, dargeſtellt von Karl Widmann. — 12) Neue Reiſen. Reiſebilder. Geſammelt von Dr. J. Haller. Erſtes Bändchen.

Nro. 131.

Schriften über Frankreich. 1) Die neue Demokratie oder die Sitten und die Macht der Mittelclaſſe in Frankreich, von E. Alletz. Im Auszuge bearbeitet von Prof. Dr. Buß.

Nro. 132.

Schriften über Frankreich. 2) Das Chriſtenthum in Frankreich, innerhalb und außerhalb der Kirche. Von Dr. Reuchlin. — Geſchichte. Geſchichte des Aufruhes in den Sevennen unter Ludwig XIV. nach den Quellen erzählt von Dr. J. Chr. K. Hofmann. — Mährchen. Volksmährchen von Johann N. Vogl. — Schriften über Handel und Gewerbe. 19) Die Eiſenbahnen in Vergleich mit den Waſſerſtraßen. Von Michael Chevalier. Ueberſezt von F. L. Lindner. — 20) Praktiſches Handbuch zur Anlegung von Eiſenbahnen. Nach Tredgold, Wood ꝛc. von Dr. K. Hartmann. — 21) Die Dampfmaſchine, faßlich beſchrieben und erläutert von Lardner. Nach der 5ten engl. Ausgabe. 22) Das techniſche Verfahren bei der Bohrung arteſiſcher Brunnen. Von H. Paulucci.

Digitized by Google

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 2. Juli 1838.

— Voyez cette barque legère
Qui de la vie essaie encore les flots:
Elle contient gentille passagère.
Béranger.

Ruſſiſche Sitten.

Von Lina Reinhardt.

Ueber die breiten Hauptſtraßen Rußlands rollt der Wagen des Reiſenden, der beobachten und ſeine Beobachtungen veröffentlichen will. Er betrachtet die Phyſiognomie des Landes und ſeiner Bewohner, die überall wie mit einem Stempel geprägt erſcheint, flüchtig und formt ſofort ſein Urtheil auch nur nach einem Stempel, dem des Totaleindrucks. Die aber, welche durch Lebensverhältniſſe in das Innere der Hütten und Häuſer jenes großen Landes geführt werden und die Bewohner derſelben genauer in ihren Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten kennen lernen, haben ſelten Luſt zu eigentlichen Beobachtungen, noch weniger, das, was ſie bemerken, mitzutheilen. Es geht ohne tiefern Eindruck an ihnen vorüber, weil ſie zu ſehr mit ſich ſelber und dem, was ſie wollen, beſchäftigt ſind, oder ſie leben ſich ſchnell in die ihnen Anfangs fremden Gewohnheiten hinein.

Die Verfaſſerin nachfolgender kleinen ruſſiſchen Lebensbilder verweilte eine Reihe von Jahren ſowohl in St. Petersburg als im Innern des Landes. Mehr Neigung zu der Nation, die bei näherer Bekanntſchaft in der That liebenswerth erſcheint, als irgend ein anderes Intereſſe führte ſie in die Hütten des Volks, ſo wie in die Häuſer derer, denen jenes angehört. Auch ihre Seele empfing zwar das, was ſie bemerkte, damals nur als vorübergehende Erſcheinung, der ſie keine Bedeutung gab; doch war dieſelbe nicht verloren. Nach ihrer Rückkehr in's Vaterland trat das Bild deſſen, was ſie in jener Fremde geſehen, ſchärfer, ihr ſelbſt auffallender in ihrer Erinnerung hervor. Wenn ſie ihre Bemerkungen mit dem vergleicht, was Andere über denſelben Gegenſtand laut werden ließen, ſo darf ſie hoffen, zur Kenntniß eines merkwürdigen Landes immerhin Einiges beigetragen zu haben.

Geburt, Taufe, erſtes Lebensjahr.

Was da lebt, und von der Natur angewieſen iſt, für die Erhaltung ſeines Geſchlechts zu ſorgen, folgt dieſem Gebote mit oder ohne Bewußtſeyn. Auch der Sohn der Steppe findet das Plätzchen bereit, in welches Liebe und Sorgfalt ihn bei ſeinem Eintritte in die Welt betten will. Es iſt dies ſo einfach, als einſt ſein ganzes Leben ſeyn wird. Den Freund aber, der ihn durch dieſes Leben begleiten ſoll, findet er auch ſogleich. Es iſt der Schafpelz, von welchem ein Stück in einer Holzſchüſſel oder Mulde liegt: das iſt ſein Bett. Dieſe Mulde hängt an vier Stricken frei von der Decke der Stube herab, in welcher er das Licht der Welt erblickt. Sie befindet ſich in der Nähe der Lagerſtelle ſeiner Eltern,

Digitized by Google

oder der ganzen Familie, wenn dieſe ſchon aus mehreren Gliedern beſteht. Ein leichter Anſtoß bringt ſie in's Schwanken; ſie wird zur Wiege.

Die Lagerſtätte der Familie iſt nichts als eine grob gezimmerte breite Bank, welche gewöhnlich eine Wand des Gemaches einnimmt. Verbrauchte Pelze vertreten die Stelle der Pfuhle und Kiſſen. Es würde ſchon einen Anfang von Wohlhabenheit anzeigen, wenn noch einige weitere Bequemlichkeiten ſich darauf befänden. Dahin wirft ſich der ermüdete Ruſſe, wenn er ſchlafen will, wie er geht und ſteht, höchſtens daß er den ihm eben dienenden Pelz auszieht und ſich damit ganz, auch das Geſicht bedeckt. Die wahrſcheinlich ſehr unvollkommene Art, wie jene Felle, um zu Kleidern zu dienen, bereitet werden, gibt ihnen einen ſo widrigen Geruch, daß er einer etwas verwöhnten Naſe faſt unerträglich fällt. Dieſer theilt ſich dem Körper mit und iſt, verbunden mit den gewöhnlichen Nahrungsmitteln des Ruſſen, ohne Zweifel die Veranlaſſung des unangenehmen Dunſtkreiſes, welcher jeden Einzelnen aus dem Volk umgibt. Davon zu anderer Zeit.

Kehren wir zu unſerm Neugeborenen zurück. Er liegt nakt, in einige grobe Tücher, abgeriſſene Stücke verbrauchten Linnens gehüllt, in ſeiner Mulde. Bei ſteigendem Wohlſtande der Eltern ſieht man ſie mit einem Stücke Kattun umhangen, was ihr das Anſehen eines ſchlecht zuſammengefalteten Regenſchirms gibt.

Die nächſte und erſte Sorge jedes Elternpaares iſt, ihrem Kinde die Taufe geben zu laſſen. Es geſchieht dies immer am zweiten Tage nach der Geburt, oder, erlaubt es die Zeit, noch an dieſem ſelbſt. Ein Pathenpaar wird gewählt. Der Pathe hat für die Bezahlung des Geiſtlichen, für ein kleines metallenes Kreuz, für einige Maaß Branntwein und Leckereien, die meiſt nur in zähem Honigkuchen beſtehen, zu ſorgen. Er trägt ſomit den Aufwand des Kindtaufſchmauſes. Je trunkener die ganze Geſellſchaft wird, die Wöchnerin nicht ausgenommen, deſto glänzender hat er ſeine Aufgabe gelöst. Die Pathin bringt ein Häubchen, ein Hemd und ein Stück Leinwand von einigen Ellen. Die erſten beiden Stücke liegen nebſt dem Kreuzchen auf einem Kiſſen, welches ſich in der Nähe jedes Taufbeckens befindet; die Leinwand behält die Pathin auf dem Arm, bis, nachdem das Kind dreimal in das eiskalte Waſſer kopfüber getaucht worden iſt, der Prieſter ihr daſſelbe darauf legt. Die Geſchicklichkeit, mit welcher er, den Kopf des Täuflings in ſeine hohle Hand legend, mit zwei Fingern ihm die Ohren, mit dem dritten Naſe und Mund verdeckt, iſt bewunderungswerth; mit der freien Hand hält er das weiche Körperchen leicht. Ein wenig athemlos, ein wenig erſchrocken kommt der junge Erdenbürger von ſeiner Waſſerfahrt auf den Armen ſeiner Pathin an. Bald empfindet dieſe ſeine zurückkehrende, erhöhete Lebenswärme durch das naſſe Tuch. Er ſchaut dabei behaglich in die Welt hinein und ſcheint ſich recht wohl zu befinden.

Iſt dann das Kind von dem Arme der Pathin auf den des Pathen gehoben, ſo beginnt der bildliche Lebensgang deſſelben, drei Mal um das Taufbecken herum. Die es begleiten, tragen brennende Kerzen. Geſegnet iſt dieſer Weg, wenn kein Geſchrei, kein Zufall den Geſang des Prieſters dabei unterbricht. Es wird ſodann von dieſem, unter fortwährenden Ceremonien, mit der Haube und dem Hemdchen bekleidet, das Kreuz als Zeugniß ſeiner Weihe an einem Lederriemchen, bei Reicheren an einem rothſeidenen Bande ihm angehängt. Nun wird es der Hebamme zurückgegeben. Wehe, wenn die Pathin, zu dieſer tretend, um ihr ein Geſchenk zu reichen, das Kind mit Wohlgefallen betrachtet oder gar lobt. Sie würde ſich gefallen laſſen müſſen, daß die kluge Frau ihr geradezu in das Angeſicht ſpuckte, um die böſen Geiſter, welche jenes Lob herbeigelockt haben könnte, zu vertreiben, oder die Wirkung des Blickes, welcher jenes Wohlgefallen ausſprach, zu vermindern.

Der Pathe hat mit dem Taufſchmauſe ſich der lezten ſeiner Verpflichtungen für das Kind entledigt, die der Pathin oder Taufmutter dauern länger, ja unter Umſtänden durch das ganze Leben deſſelben. Vorerſt wird ſie nach einigen Tagen die Wöchnerin wieder beſuchen und geſchickt ein kleines Geldgeſchenk, auch wohl noch dazu ein Tuch oder Stück Zeug in des Kindes Bettchen ſchieben. Jeder Beſuchende, der zu dieſer Zeit eintritt, pflegt einige Kopeken zu ſpenden; gewiſſenhafte Eltern kaufen von dieſem Gelde dem Kinde ein Heiligenbild. Es wird dieſes in einer Ecke der Wohnung aufgehängt, wo auch in den ärmſten Hütten deren ſtets einige vorhanden ſind. An jedem Vorabend eines Sonn- oder Feiertags brennt eine kleine Lampe vor dieſen Hausgöttern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſchland in Frankreich.

Bekanntlich hat ein in Paris lebender Deutſcher, Savoye, unter dem Titel Panorama de l'Allemagne, ein Werk angekündigt, das in vier Quartbänden den Franzoſen ein vollſtändiges Bild von Deutſchland geben ſoll: die Beſchreibung des Landes in geographiſcher, ethnographiſcher, naturgeſchichtlicher Beziehung, die Sitten, die Ueberlieferungen des Volks, Literatur, Wiſſenſchaft, Kunſt und Alterthümer, Biographie berühmter Männer ſammt Porträts, Handel, Gewerbfleiß, Entdeckungen, Erfindungen, Moden, kurz Alles wird in den Rahmen gezogen. Jedem dieſer Kapitel ſoll ein Hauptart[i]kel gewidmet werden, der den Gegenſtand geſchichtlich, nach der Zeitfolge behandelt; zwiſchen dieſe Strebepfeiler

Digitized by Google

des Baus werden ſodann als Zierrath beſondere Notizen, Parallelen, geſchichtliche, Genre- und Sittengemälde vertheilt. Eine Menge namhafter Männer, Deutſche und Franzoſen, werden als Mitarbeiter aufgeführt. Die erſte Lieferung iſt bereits erſchienen; wir haben ſie noch nicht geſehen, allein nach der Angabe des Inhalts zu ſchließen, iſt das Werk begonnen worden, bevor gehöriger Stoff vorhanden war. Dieſe Lieferung enthält neben dem Vorwort einen Artikel von Edgar Quinet: l'Allemagne, gleichſam als Einleitung; vorläufige Bemerkungen von Mainzer über deutſche Muſik; einen Brief Meierbeers, worin er biographiſche Notizen über Haydn, Mozart und Beethoven verſpricht, endlich den Anfang einer Novelle nach einer rheiniſchen Sage. Beigegeben ſind zwei Bilder: Germania mit ihren Attributen, nach Veit, und eine Anſicht vom Schloß Rheinſtein, dem Schauplatz der genannten Sage. — Einer unſerer Mitarbeiter hat vor Kurzem (Nr. 143—145) die Hauptſtellen aus dem Proſpektus des Werks mitgetheilt. Zur Bezeichnung der Stimmung über Deutſchland, welche gegenwärtig in Frankreich, wenigſtens unter einem großen Theil der Literatoren und der Gebildeten überhaupt herrſcht, geben wir die echt franzöſiſche Tirade, womit ein Kritiker ſeine Bemerkungen über das Werk einleitet.

„Es iſt noch nicht gar lange her, daß Deutſchland entdeckt worden iſt; erſt der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts verdanken wir dieſe Eroberung. Wohl gab es ſchon vor Zeiten ein Land, das Deutſchland hieß, und von dem man wußte, daß es in ſeinem Schoße Wolken von Reitern (reitres), Landsknechten und andere Mord- und Raubmaſchinen gebar, ſo wie, daß dort eine Menge ſeltſamer Worte und Eigennamen zu Hauſe waren, welche in Boileaus und Voltaires Verſen ſo ärgerlich raſſelten, und die Frau v. Sevigné zum Spaß mit ſo liebenswürdiger Koketterie radbrechte. Wohl gab es auch noch ein philoſophiſches Deutſchland, das in Proſa und Verſen franzöſiſch ſprach, ein höchſt verdächtiges Franzöſiſch, obgleich es aus königlichem Munde kam. Aber dieſes Deutſchland war nichts anderes als Voltaire, der verzerrte und abgeblaßte Voltaire, Voltaire in der Geſtalt Friedrichs, und es war eben ſo gut, und beſſer, in Ferney oder Paris zu finden, als in Berlin oder Potsdam. Kurz, bis auf unſere Zeit herauf war Deutſchland ein Ding, das uns Herrn v. Turenne um's Leben brachte, den Prinzen von Soubiſe ſchlug und Herrn v. Voltaires Affen machte. Es war für uns ein Feldlager oder ein Hof, und dergleichen findet ſich aller Orten und iſt ſich überall gleich. Stand aber nicht hinter dieſem Lager, unter dieſem Hofe ein Volk mit beſondern Sitten, Fertigkeiten, Neigungen, mit einem Geiſt und einem Temperament, wie ſie dieſem Boden eigenthümlich ſind? Gab es nicht außerhalb des Bodens, wo die Mannszucht, und deſſen, wo die Etikette herrſcht, ein freies Naturgebiet, auf dem eingeborne Kraft in eigenthümlichen, weil nationellen Gebilden ſich ausprägt? Mußte nicht hinter dem Deutſchland der Höflinge und Soldaten, oder vielmehr vor demſelben, ein Deutſchland der Deutſchen exiſtiren? Wie kommt es doch, daß dieſes Deutſchland uns ſo lange und ſo ganz entgehen konnte, daß wir kaum eine Ahnung davon hatten? Frankreich hat ſich den andern Völkern Europas gegenüber lange benommen, wie eine hochgeborne Dame gegen bürgerliches Geſindel, deſſen Geſichter und Namen zu behalten man nicht der Mühe werth hält; die Dame behandelte ſie in ihrem Hauſe mit großartiger Freigebigkeit, ſie warf mit vollen Händen ihre Schätze unter ſie aus, aber ſie ließ ſich nicht herab, Gegengeſchenke anzunehmen, und gab die erhaltenen Beſuche niemals heim. Jezt aber hat ſich die Dame humaniſirt.

Im vorigen Jahrhundert wurde England von Voltaire entdeckt, und ſofort mußte Alles engliſch ſeyn. In unſern Tagen iſt Deutſchland von Frau v. Staël entdeckt worden, und jezt iſt das zweite Wort Deutſchland. Kommt ein Philoſoph auf's Tapet, flugs ſind da Kant, Fichte, Schelling; ein Dichter? Goethe; ein Drama? Fauſt, oder auch die Jungfrau von Orleans, die Räuber u. ſ. w.; ein Tonkünſtler? Beethoven, Mozart, Haydn; ein Gelehrter? der nächſte beſte Name auf yſer, bach oder mann. Poeſie, Kunſt, Wiſſenſchaft, Philoſophie, Archäologie, Linguiſtik, Aeſthetik, Alles iſt deutſch. Will einer die Sprachlehre ſtudiren, oder den Orient kennen lernen, oder über die Ilias in's Reine kommen, will einer Geſchichte, ja franzöſiſche Geſchichte ſtudiren, man ſchickt ihn nach Deutſchland. So weit iſt es gekommen, und geht dies ſo fort, und einer will endlich das Deutſchland, von dem er Alles gelernt hat, ſelbſt kennen lernen, ſo wird es heißen: geh hin oder bleibe in Paris, gleichviel; denn Paris wird am Ende deutſcher werden als Deutſchland ſelbſt.

Es iſt etwas gar Schönes und Gutes um Deutſchland; aber es iſt uns zu lieb, als daß es uns ſo lange behagen könnte. — Haben wir doch bis jezt nicht viel mehr als ſein Schattenbild bewundert, und dadurch wird der Handel nachgerade ein wenig lächerlich: ſtarke Unwiſſenheit bei gewaltigem Enthuſiasmus! Es gibt allerdings einzelne Männer, die durch ernſte, gründliche Studien berechtigt ſind, Deutſchland volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; aber der große Haufen, der ihnen nachſchreit, hat ſein Möglichſtes gethan, um uns Deutſchland zu entleiden, noch ehe wir dazu kamen, uns damit bekannt zu machen. Vom thörichten Enthuſiasmus ſind wir geheilt, jezt wäre unſere Unwiſſenheit zu heilen. Ein einziges Werk, ſo umfaſſend auch ſein Plan ſeyn mag, kann dies ſchwerlich zu Stande bringen; aber ein gutes Buch, wenn auch von beſchränktem Umfang, mag viel ausrichten.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, Juni.

Phyſiognomie der Stadt und der Einwohner.

Neuere Ereigniſſe haben einen Theil der Aufmerkſamkeit, welche ſie ſo allgemein in Anſpruch nahmen, auch auf die alte Hauptſtadt Weſtphalens gezogen, und man iſt jener von mehreren Seiten mit Berichten über dieſe entgegengekommen, die in ihrem allgemeinen, verdammenden Urtheil, das ſie keck über die gute Stadt ausſprechen, zu ſehr den Charakter von Schmähungen tragen, wie ſie der Parteihaß eingibt, als daß es nöthig oder auch ehrenvoll ſeyn könnte, ſich mit einer Widerlegung derſelben zu befaſſen. Wir rechnen hauptſächlich dahin die in Leipzig bei Brockhaus erſchienenen Schriften des Verfaſſers der Broſchüre: der Erzbiſchof von Cöln, ſeine Principien und ſeine Oppoſition, ſo wie mehrere Artikel, die der Leipziger allgemeinen Zeitung eingeſandt worden ſind. Um ſo mehr jedoch fühlt ſich der Referent veranlaßt, Einiges über Münſter und ſeine Bewohner, als das der Wahrheit wie der Unparteilichkeit näher liegende Reſultat mehrjähriger Beobachtung, hier mitzutheilen. Das Aeußere der Stadt hat — um zuvörderſt den Eindruck, den die terra incognita macht, zu berühren — viel Einnehmendes; über den dichten Lindenwipfeln der ſchönen breiten Alleen, die auf der Stelle der geſchleiften Feſtungswerke ſich ununterbrochen faſt kreisförmig umherziehen, erheben ſich die hohen und bedeutenden Thürme der zahlreichen Pfarr- und Kloſterkirchen, in einer Menge und Gruppirung, daß der nahende Fremde die Stadt für eine der größten Deutſchlands zu halten verſucht iſt. Ein an ſechzig Schritt langes, lichtloſes Thorgewölbe, das wie ein düſterer Tunnel durch eine alte Baſtion ſich windet, führt ihn als der paſſendſte Eingang in den „uralten Sitz papiſtiſcher Finſterniß“ und iſt nicht geeignet, von vorn herein ein ſolches Vorurtheil zu nehmen, weßhalb vielleicht die ſtädtiſche Verwaltungsbehörde gerade jezt jene lezte Erinnerung an die kriegeriſche Macht der ehemaligen bedeutenden Hanſe- und faſt freien Reichsſtadt, die das Sprichwort „ſo feſt wie Münſter“ in einem Theile Weſtphalens gäng und gäbe gemacht hat, zum großen Bedauern aller Sir Jonathan Oldbucks demoliren läßt. Die Hauptſtraßen und Plätze, wie der Markt mit ſeinen Arkaden, über welchen ſich die hohen gothiſchen Giebel emporſtrecken, mit der herrlichen Sankt Lambertuskirche und der ſchönen Rathhausfronte, beide im reinſten gothiſchen Style, haben jenes Mittelalterthümliche, Impoſante, das ſelbſt das trübe Regenwetter ihnen nicht raubt, unter welchem ſie gewöhnlich als Bilder der Phantaſie wieder in der Erinnerung auftauchen, während wir neuere Städte nicht ohne freundlichen Sonnenſchein denken mögen und ſie bei trübem Himmel ausſehen, wie regendurchnäßte Jahrmarktsbuden, denen die behagliche Wärme fehlt, die eine poetiſche Dämmerung angenehm machen kann. Für ein aus dichteriſchen Wunden blutendes Herz, deſſen Sehnſucht den Gedankenſtrom der Seele dem Meere der Vergangenheit zuträgt, gibt es keinen reizenderen Spaziergang, als unter den Linden des geräumigen Domhofes zu Münſter, unter den dichten ſchützenden Wipfeln, wenn von den ſchwärzer ſich färbenden Bleidächern der Cathedrale der Regen niederrieſelt und der Herbſtwind ein gelbes Blatt nach dem andern herniederſchweben läßt. Die Zweige beugen ſich unter der Laſt krächzender Dohlen, die von den dröhnenden Klängen der großen Paulusglocke, welche einen Feſttag oder eine Prozeſſion einläutet, von ihren gewöhnlichen Sitzen, den Thürmen und Zinnen des Gebäudes fortgeſchreckt, nicht weiter entweichen wollen, wie gebannt an das alte Gemäuer, ſo daß ein Anhänger der Seelenwanderung die ſchwarzen lauten Vögel von den Geiſtern der alten Domherrn belebt halten könnte, die ſeit Jahrhunderten hier im Neſterbauen ein Uebriges thaten. Der Dom ſelbſt hat wenig Bemerkenswerthes; das Gebäude iſt ein Gemiſch vorgothiſcher und gothiſcher Architektur, das Innere durch die ſchweren, gewaltigen Pfeiler der niedrigen Seitengänge entſtellt und mit Altären und Votivtafeln überladen, für deren Geſchmackloſigkeit die Gemälde, wenn auch mitunter treffliche, der altdeutſchen Schule angehörende Kunſtwerke, kaum entſchädigen; doch verdienen ſechs herrliche Sybillenköpfe Erwähnung, deren drei ſchönſte Schweſtern in das Pariſer Muſeum haben wandern müſſen, ohne den Heimweg gefunden zu haben, vielleicht weil ſie das: „kein Prophet gilt in ſeinem Vaterlande“ zu auffallend bewährt fanden, und ferner eines der ausgezeichnetſten Monumente, deren ſich irgend eine deutſche Kirche rühmen mag: Chriſtus in Gethſemane, von Engeln getröſtet, von einem hieſigen Bildhauer, Gröninger, in Marmor ausgeführt. — Was nun die Bewohner betrifft, ſo hat man ihnen vielſeitig Zurückſeyn in der Bildung und Aufklärung vorgeworfen; man hätte ſagen ſollen, Zurückſeyn in jener Poſtwagen-, Table d'hôte- und Kaffeehauscivilisation, die ſich ſuffiſant im kecken Beurtheilen deſſen, was über ihrem Horizont liegt, gefällt; ſie hat hier allerdings noch nicht die reißenden Fortſchritte gemacht, wie in andern Gegenden, wo ihr ein größeres Heer von commis voyageurs et hoc genus omne zu Gebote ſteht, das ſie als leichte Truppen voranſenden kann in den Kampf mit der alten löblichen Beſcheidenheit der Jungen. Sonſt iſt jenes allgemeine Urtheil wie immer zum großen Theile falſch. Das Zurückſeyn iſt wenigſtens relativ; verglichen mit andern rein katholiſchen Ländern Deutſchlands, beſonders des ſüdlichen, möchten wir an den Bewohnern Münſters ein ſeltenes Freiſeyn von Aberglauben rühmen. Man ſieht ſelten noch Leute, welche einen Roſenkranz ſtatt eines Gebetbuchs zur Kirche tragen, und der Glaube an jene berüchtigte Wundermedaille erſtreckt ſich nicht über einen gewiſſen Kreis, der die Krankheit, an der unſere Zeit laborirt, die Reaktion zu abgeſtorbenen Zuſtänden, für das Symptom wiedererwachender Geſundheit hält, und dem man auch vielleicht nicht mit Unrecht die Sucht, Proſelyten zu machen, vorwirft. Dieſer Kreis iſt aber klein, er zählt die gebildete Mittelklaſſe keineswegs zu den Seinigen und ſogar ein Theil der Geiſtlichkeit hält ſich von ihm fern, beſonders jene, die im Herzen nicht von ihrem alten Lehrer Hermes laſſen können und jezt die Verehrung für ihn hermetiſch in die Bruſt verſchließen müſſen. Doch hat das vielbeſprochene neuere Ereigniß auch in dieſer Beziehung einen unheilvollen Einfluß geäußert. Daß es die jungen Damen des Adels, der hier durch ſeinen Reichthum bedeutenden Einfluß übt und in hohem Anſehen ſteht — wenn auch nicht mehr wie ehemals, wo er ſich durch eigene Sitten und eigene Sprache von den gemeinen Sterblichen, den canalicolis, unterſchied, wo ein im rothen Mantel und weißſeidenen Strümpfen ſtattlich zur Sitzung ſchreitender Hofgerichtsaſſeſſor, ohne eine Spur von Verdruß an den Tag zu legen, raſch ſeitwärts in den Gaſſenkoth trat, um der vorbeirollenden Karoſſe eines Erbdroſten oder Erbkämmerers eine unterthänigſte Verbeugung zu machen — daß es, ſagen wir, jene Damen veranlaßt hat, während des verfloſſenen Winters nicht zu tanzen, kann für ihre Geſundheit nur erſprießlich ſeyn, und daß es nun Mode geworden, ſich Kreuzweg und Prozeſſionen anzuſchließen, iſt, wenn auch dies nicht die Träger wahrer Andacht ſeyn ſollten, wie jede öffentliche Aeußerung religiöſen Sinnes, nur löblich; aber ſchlimmer ſind andre Conſequenzen, die man praktiſch früher längſt hatte fallen laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 3. Juli 1838.

> Iſt dein eigenes Herz dir,
> Deine Sprache nicht Alles werth?
> Sprich, mit welcher, o ſprich, welcher begehreſt du
> Sie zu tauſchen?
>
> Herder.

Die deutſche Sprache.

In des Eichwalds grünen Hallen,
Auf der heilig ſtillen Flur
Soll von dir mein Lied erſchallen,
Hohe Tochter der Natur,
Meines Volkes theure Sprache,
Deren heimiſch ſüßer Laut
Mir, ſeit um den Säugling Wache
Mutterliebe hielt, vertraut!

Lauſche meinem Ruf, erſcheine,
Göttergleiche Jungfrau, mir,
Wie du in die deutſchen Haine
Trateſt in der Jugend Zier,
Wie der Felſenborn im Spiegel
Hielt dein hohes Bild entzuckt,
Dem in jedem Zug ihr Siegel
Kraft und Schönheit aufgedrückt.

Friſch und roſig ſeh' ich blühen
Deine mächtige Geſtalt,
Kriegeriſche Flammen ſprühen
Deines Augenſterns Gewalt;
Heller noch vom Hauch aus Norden
Röthet ſich der Wangen Glut,
Der in ſtürmiſchen Accorden
Sauſt durch blonder Locken Flut.

Angelockt von deiner Schöne,
Naht umher des Volkes Schaar,
Und du lehrſt ſie deine Töne,
Stark und mild und wunderbar.
Horch! der Eichen Wipfel rauſchen
In den neuen Zauberſchall,
Und die Berg' und Klufte tauſchen
Froh mit dir den Wiederhall.

Todesmuthige Geſänge
Haſt die Barden du gelehrt,
Männerfauſt durch ihre Klänge
Mit dem Rächerſtahl bewehrt;
In die Lanzen fuhr und Harfen
Brauſend deiner Worte Macht,
Daß den Dränger niederwarfen
Sie dort in der Römerſchlacht.

In den ruhmgekrönten Zeiten,
Als das deutſche Volk und Land
Hoch vor allen in die Weiten
Strahlend und gefürchtet ſtand,

Digitized by Google

Tönteſt du, wie aus Gewittern,
Kaiſerliches Machtgebot,
Und entflammteſt edlen Rittern
Liederwettkampf um den Tod.

Auf der Wartburg, dich zu preiſen,
Welch ein Chor von Sängern glüht!
Wie es tönt in ſtolzen Weiſen
Und von Geiſtesfunken ſprüht!
Wie ſie ſangen, wie ſie rangen
In dem unerhörten Krieg,
Melodienſtürme klangen
Voll und voller um den Sieg!

Nahe warſt auch jenem Manne
Du in Wartburgs Mauern dort,
Der gelöſt vom langen Banne
Uns der Bibel heilig Wort;
Haſt in Nächten, ſtill und düſter,
Luthers Kiel in Glut getaucht,
Mit vertraulichem Geflüſter
Deinen Geiſt ihm eingehaucht.

Wie die Laute der Germanen
Vormals ſchreckten, donnergleich,
Als durch's Heldenſchwert der Ahnen
Sank das Siebenhügelreich,
So erſchrickt vor deiner Stimme
Nun das prieſterliche Rom,
Bebt vor deinem lauten Grimme
Tief im Grund Sankt Peters Dom.

Alle Schönheit, Kraft und Jugend
Sonſt verblüht, ein Raub der Zeit,
Aber nimmer deine Tugend,
Deine Wunderherrlichkeit.
Nein, du daurſt unveraltet,
Mit den Zugen, nie verwiſcht,
Mit den Gluten, nie erkaltet,
Mit der Bluthe, ſtets erfriſcht.

Noch verkunden hohe Geiſter,
Königliche, deine Kraft,
Fürſten des Geſangs und Meiſter
Jeder Kunſt und Wiſſenſchaft.
Sinnend in die tiefſten Schachten
Fuhren ſie, mit dir im Bund,
Und die reichſten Schätze brachten
Sie herauf durch deinen Mund.

Neu erſchuf dein Liebling Goethe
Goldne Tage dem Geſang;
Mehr als Orgel war und Flöte
Sein entzückend heller Klang.

Mit des Aethers reinſtem Feuer
Schillers Genius anvermählt,
Haſt du ihm die Rieſenleier
Zu dem ſtärkſten Schwung beſeelt.

Und aus deinem Heiligthume,
Ein vielſtimmig edler Chor,
Treten Sänger dir zum Ruhme,
Seher, immer neue, vor.
Laß auf jugendlichen Schwingen,
Durch die Zeiten ungeſchwächt,
Ferner deine Töne dringen,
Urgewaltig, voll und echt!

Hüt' in deines Volkes Mitte
Deutſche Treu und deutſche Zucht;
Welſchen Trug und welſche Sitte
Geißle fort in ſchnöde Flucht!
Führe du des Geiſtes Kriege,
Heldenjungfrau, auf dem Plan,
Und für Licht und Freiheit fliege
Hoch dein Banner ſtets voran!

Julius Kraiß.

Ruſſiſche Sitten.

(Fortſetzung.)

Man findet in der einzigen Stube eines Hauſes oft vier Familien, deren jede ein Viertheil davon einnimmt und die in Frieden neben einander hauſen; jede hat ihre eigene Wirthſchaft, und dann hängen eben ſo viele Wiegen, als Familien ſind, von der Decke herab. Sobald jedoch der Säugling ſich frei und kräftiger bewegt, wobei er leicht aus ſeiner Hängematte fallen könnte, erhält er einen Platz neben der Mutter. Es werden leider, bei der Enge jener Schlafſtellen, viele Kinder auf dieſe Weiſe erdrückt. Iſt jedoch das Kind zur Zeit der Ernte der Mulde noch nicht entwachſen, ſo wandert es mit hinaus in das weite Feld. Inmitten des Kreiſes, den das Auge in flachen Gegenden überſchaut, umfaßt es ja häufig die Beſitzungen eines einzigen Gutsherrn nicht. Sollte der arme Bauer, der zur Bearbeitung jener unabſehbaren Felder verpflichtet iſt, in den glühenden Tagen der Erntezeit nach ſeiner Hütte eilen müſſen, um zu eſſen oder zu ſchlafen, oder für die Seinen zu ſorgen, ſo würden die beſten Arbeitsſtunden verloren gehen. Ein jeder nimmt daher beinahe ſeinen ganzen Hausſtand mit ſich. Auf dem kleinen Wagen werden die Kinder, ein Kochtopf, eine Schüſſel, ein Sack mit Buchweizengrütze, ein Waſſerkrug

von Acker zu Acker transportirt. Das ſtruppige Pferdchen darf abgeſpannt, jedoch mit gefeſſelten Vorderfüßen in der Stoppel weiden: An drei in die Erde geſteckten, oben zuſammengebogenen Stöcken wird der Kochtopf ſchwebend befeſtigt; ebenſo die Wiege des kleinſten Kindes an der Deichſel des Wagens. Hier jedoch, kaum ſpannenweit vom Boden entfernt, lernt dieſes ſich leichter und gefahrlos aus derſelben ſchwingen und ſeiner Hände und Füße ſich gleich den Thieren des Feldes bedienen. Gleich Käfern ſieht man dieſe kleinen Menſchenkinder im Staube des Weges, zwiſchen den hohen Stoppeln der Felder umherkriechen. Die Sonne hat ihre zarte Haut verbrannt; hochgeröthet oder bräunlich ſchimmert dieſe ſelbſt durch das ſparſame und unordentlich umherhängende Haar der unbedeckten Köpfe. Das Gepeäge der Menſchheit iſt oft kaum auf den mit Schmutz bedeckten Angeſichteen zu erkennen. Hier erſtarkt jedoch das Kind der Steppe.

Das Kind iſt zu dieſer Zeit in der Regel noch eben ſo ohne alle Bekleidung, als da es zum erſten Male in ſeine Wiege gelegt warde. Spendet die Taufmutter ein Röckchen, ſo werden die hellen Farben deſſelben bald unkenntlich, und da es ihm nie wieder ausgezogen wird, ſo fällt es bald zerfaſert von ſelbſt wieder ab. Das grobe linnene Hemd, welches ſo lange, bis es erwachſen, ſeine einzige Bekleidung iſt, ſcheint, da der untere Saum bald abreißt, unregelmäßig mit grauen, erdfarbigen Franſen beſezt. Es verfertigen nämlich die Ruſſinnen neue Kleidungsſtücke ziemlich gut, ja ſogar zierlich; ein ſchadhaftes jedoch auszubeſſeen, davon haben ſie keinen Begriff. Dem erfreulichen Bilde erhaltender Sorgfalt begegnet man unter ihnen nie.

Kinderſpiele, Jugendfreuden.

Ruhe, das göttliche Nichtsthun, ſeines Elternpaares höchſte Luſt, wird bald auch des Kindes Verlangen und ſüße Freude. Dies lähmt dee jungen Seele Schwingen, ehe ſie ſich noch regen. Da fliegt kein Ball von Hand zu Hand durch einen jubelnden Kinderhaufen; es dreht ſich kein Kreiſel die einſamen Straßen des Dorfes entlang, es ertönt kein Habeeeohr, noch übt ein kleines Mädchen ſich ſpielend in ihren künftigen Beruf ein. Wie käme auch die Welt im Kleinen, Spielzeug und Puppe, in jene Steppen? Verirrte ein Kunſtprodukt der Art ſich dahin, ſo würde das Kind, in deſſen Hände es fiele, kaum Gebrauch davon zu machen wiſſen. Es würde daſſelbe, wie ſeine Heiligenbilder, bewundernd veeehren. Abee die Natur war zu allen Zeiten des Menſchen Lehrerin. Sie baut auch den kleinen ruſſiſchen Mädchen ihr lieblichſtes Spielzeug, Blumen, und weckt damit auch in ihnen den Kunſtſinn. Sie wiſſen vorzüglich die in iheen Feldern ſo häufig wachſenden Kornblumen in artige Keänze zu winden. Sie ſchmücken ſich das ſchlichte Haar mit denſelben. So geſchmückt üben ſie ſich frühzeitig in ihrem Nationaltanze, ſind aber dabei, ſo wie bei allem iheem Teeiben, größtentheils von den Knaben ihees Alters geſchieden. Dieſe ſieht man oft zuſammengehockt um ein Häufchen gebleichter Knochen aus Kälberfüßen ſitzen. Einige treiben ein einfaches Spiel, indem ſie dieſe Knochen in veeſchiedene Figueen legen; die Andern ziehen, indem ſie zuſehen, die Arme aus den Eemeln ihrer Hemden, was einen ſehe unangenehmen Anblick gibt: es ſieht aus, als fehlten ihnen die Arme.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, Juni.

Unglücksfall. Veegnügungsorte. Polytechniſche Anſtalt. Eßlair.

Was für Paeis, London und Petersburg jene großen Feuersbeünſte waren, das war für unſere kleine Stadt der Einſtuez der beiden Häuſer am Milchmarkt. Es iſt unbeſcheeiblich, welche Senſation dieſes Unglück erregte; es war abee auch ein Unglück, wie ſich kaum die älteſten Leute in hieſiger Stadt eines ähnlichen erinneen (vierzig Jahre ſind veefloſſen, ſeit ein Haus, in der Nähe der diesmal verunglückten, einſtüezte; kein anderes wuede an ſeiner Stelle erbaut). Verhältniſſe machten es möglich, daß ich mich gleich nach dem Unfalle an Ort und Stelle befinden konnte. Der Anblick der Ruinen war wirklich grauſenerregend; eben wurde der Bäckermeiſter Dietrich aus dem Schutte, furchtbar verſtümmelt, hervoegezogen; mit Gewalt mußte die durch ein Wunder gerettete Feau deſſelben zurückgehalten werden, die händeringend in den Schutthaufen ſtürzen wollte, der in einem Augenblicke ihre ganze Habe und drei geliebte Kinder begraben hatte. Und nun der Gedanke, daß unter den Ruinen noch zwei Familien begraben liegen — es wae entſetzlich! — Alles ſchöpfte wieder Athem, als man erfuhr, daß, zeitig gewaent, die Hausgenoſſen des Drehermeiſters Link ſich in das Hinteegebäude zurückgezogen, und Alle glücklich gerettet ſeyen. Nun begann mit raſtloſer Thätigkeit die Arbeit; es galt drei Menſchenleben. Fünfzehn Stunden wurde mit unermüdlichem Eifer gearbeitet, bis endlich drei Leichen aus den Trümmern hervorgegraben waren; dann erſt, als man zu der traurigen Gewißheit gelangt wae, wurde der Platz von Tauſenden von Menſchen leer. Ob der verunglückte Dietrich wirklich durch Nachläſſigkeit an dem ſchrecklichen Unglücke ſchuld war, iſt noch nicht entſchieden, iſt es aber ſo, ſo hat er fürchterlich gebüßt. Gleich am andern Tage hatte ſich ein Comité gebildet, welches Beiträge zur Unteeſtützung der Verunglückten ſammelte; der Wohlthätigkeitsſinn hat ſich auch hier wieder glänzend bewährt. Vorzüglich verdienen die Gewerke der Tiſchler, Glaſee, Töpfer ꝛc. ehrende Anerkennung, indem ſie ſich erboten, alle Arbeit unentgeltlich zu liefern. Sehr beſchäftigt ſind nun Maueer und Zimmerleute, denn der kleinſte Riß in der Mauer erregt bei den Hausbeſitzern ernſte Beſoegniſſe; überall ſind Häuſer geſtützt, und erzählt einer zaudernd, das Lächeln der Freunde fürchtend, daß er ſeine Wohnung durch einen Sachverſtändigen habe unterſuchen laſſen, ſo bekennt ein Jeder, erleichtert und froh, nicht der Einzige geweſen zu ſeyn, daß er das Nämliche gethan. — Mehrere Baſteien um unſere Stadt, denen

Digitized by Google

ähnlich, welche die Kaiſerſtadt Wien umgeben, werden als Vergnügungsorte ſtark beſucht. Unter ihnen nimmt jezt die Roſenau den erſten Rang ein; hier bewegt ſich Jung und Alt aus allen Ständen, Muſik ertönt, der daneben befindliche Teich ladet zu Waſſerfahrten ein. Erſt ſeit einigen Jahren kam dieſer Ort ſo ſehr in Aufnahme; der jetzige Beſitzer, ein reicher Mann, gab ihm ſeine gegenwärtige Geſtalt und eröffnete ein Abonnement; Jedermann war unwillig, ſogar die Erlaubniß, ein Wirthshaus beſuchen zu dürfen, bezahlen zu müſſen, aber, ſo ſind die Menſchen. Jedermann abonnirte, und es kommt alljährlich eine hübſche Summe zuſammen. Auch die Hellerwieſe, wo ſonſt das Stahl- und Bogenſchießen gehalten wurde, iſt in eine ſchöne Anlage verwandelt; wenn ihre hundertjährigen Linden reden könnten, was würden ſie uns erzählen! Eben ſo beſucht iſt der eine Stunde von der Stadt gelegene „Schmauſenbuk,“ die ehemalige Buchenklinge, den ſchon der Augsburger Poet Eoban Heſſe in ſeinem Gedichte: Urbs Norimberga beſang. Zwei Stunden von der Stadt liegen die Ruinen eines alten Schloſſes, bekannt unter dem Namen: die alte Veſte; auch dorthin zieht der Nürnberger gern; in kurzer Zeit trägt ihn der Dampfwagen nach Fürth, von wo aus er bald das Ziel ſeiner Wanderung erreicht. Ich kann dort nicht von Herzen fröhlich ſeyn, denn man ſteht auf Leichen; ein wehmüthiges, wenn auch erhebendes Gefühl ergreift mich immer, wenn ich denke, daß es hier war, wo fünfhundert deutſche Heldenherzen bluteten, die der junge Löwe von Weimar auf Guſtav Adolphs Befehl zuerſt gegen des Friedländers feuerſpeiende Schanzen führte. Ein hoher Thurm iſt nun dort oben erbaut und gewährt eine herrliche Ausſicht auf blühende Fluren, auf freundliche Dörfer, die ſich ſchöner aus der Aſche erhoben, in die ein zügelloſer Soldatenhaufe ſie verwandelt hatte. — Zu dem, was ich in meinem vorigen Berichte über Dürers Standbild erwähnte, füge ich noch bei, daß vorzüglich der meiſterhaft gelungene Kopf Beifall verdient; bemerkenswerth iſt namentlich die geringe Stärke des Metalls, indem das koloſſale Haupt nicht mehr als 76 Pfund wiegt; nicht weniger gelungen ſind die Hände. — Die polytechniſche Schule, in welcher Burgſchmiet gleichfalls als Lehrer wirkt, hat ſich in den lezten Jahren ſehr vervollkommnet; es iſt nun mit derſelben eine Kreis-, Gewerbs- und Landwirthſchaftsſchule vereinigt, in welcher auch Sprachen, Religion und Geſchichte vorgetragen werden; ſie ſoll vorzüglich als Vorbereitung für die polytechniſche Schule dienen; mit dem zwölften Jahre ſoll der Schüler in die Gewerbsſchule treten, und nach dreijährigem Fleiße in die polytechniſche Anſtalt aufgenommen werden, wo ihn höhere Mathematik, Phyſik und Chemie erwarten. Tüchtige Lehrer ſtehen an der Spitze; die Namen Ohm, Roſe, Kuppler, Heideloff haben einen guten Klang. Gegenwärtig iſt bei dieſer Anſtalt eine rieſige Elektriſirmaſchine im Werke, deren Scheibe einen Durchmeſſer von vierzig Zoll, und alſo das Ganze eine Größe erhält, welche bedeutende Wirkungen verſpricht. Die Arbeiter in dieſen Werkſtätten ſind faſt ſämmtlich in der Anſtalt ſelbſt gelehrt und auf ihren jetzigen Standpunkt gebracht worden. Burgſchmiet gibt Unterricht im Modelliren, Formen und Gießen, und es iſt zu dieſem Zwecke ein eigenes Gebäude errichtet; dort arbeiten ſie dem großen Meiſter Peter Viſcher nach, deſſen Bildſäule, von einigen Schülern unter Burgſchmiets Leitung gegoſſen, den Jüngern zum Vorbild am Eingang des Gebäudes ſteht. — Vom Theater erwähne ich ſchließlich nur, daß der Neſtor der deutſchen Schauſpieler, der greiſe Eßlair, in acht Gaſtrollen auftrat; groß war er im Nathan, rührend als Dallner, als Eſſighändler und Oberförſter. Den Kriegsfürſten Wallenſtein, den Helden Beliſar habe ich vor Jahren von dem Künſtler geſehen, als er noch ein kräftiger Mann war; als ich jezt den Greis in dieſen Rollen ſah, übermannte mich der Gedanke, daß Alles vergänglich iſt, und mehr als je fühlte ich die bittere Wahrheit in den Worten unſeres großen Dichters: Auch das Schöne muß ſterben!

Münſter, Juni.

(Fortſetzung.)

Volkscharakter. Literatur.

Sehr nachtheilig für den Geiſt der Duldſamkeit und evangeliſchen Liebe iſt jezt, wo kaum die Hoffnung auf endliche Verſtändniß eröffnet war, das plötzliche ſchroffe Entgegentreten der beiden Anſichten, das Wiedererwachen eines ſeit lange im Schlummer gewiegten Parteigeiſtes, der blind alle Belehrung von ſich ſtößt und ſich mit Händen und Füßen gegen die Ueberzeugung ſträubt, daß das Aergerniß ja nicht ganz von einer Seite gegeben ſey; daß es nicht im übeln Wollen der Betheiligten, ſondern in den ſich feindlich begegnenden Conſequenzen uralter Principien liege. Darauf hört man nicht; der Katholicismus zieht ſich, mißtrauiſch gegen jedes Wort der Verſöhnung, hinter ſein Bollwerk, die allein ſeligmachende Kirche zurück, und wird nun von ſeinen Gegnern in dieſer Feſte mit Waffen beſchoſſen, wie ſie Kenntniß der Geſchichte und die geſunde Vernunft, oft aber auch nur grobe Unbekanntſchaft mit ſeinem Weſen, ſeinen ſtarken und ſchwachen Seiten, an die Hand geben können. Bisher hat die Zeit die Ausſicht auf den endlichen Friedensſchluß und die erneute Eintracht noch nicht näher gebracht, und wer weiß, ob ſie im Plane der Weltregierung liegen, welche durch Kampf und Ringen die Kräfte heben will und von jeher dadurch das Leben vor der Stagnation bewahrt hat. — Ueberhaupt iſt der Charakter des Münſteraners nicht geeignet, ſich bald von der einmal vorgefaßten Meinung zu einer andern bekehren zu laſſen; etwas Schwerfälliges wirft man ihm vielleicht nicht mit Unrecht vor und höchſt ſelten findet man jene allgemeine Bildung, welche, über den eigenen Alltagskreis hinausreichend, zum Vergleichen führt, die Abſtraktion von der eigenen Anſicht und das Verſetzen in die entgegenſtehende, oder die objektive Betrachtung der Verhältniſſe wie aus der Vogelperſpektive möglich macht. Trotz dieſes Fehlers kann man Münſter — um darauf überzugehen — durchaus nicht Mangel an allem literariſchen Verdienſte vorwerfen. Unter dem belebenden Einfluſſe des berühmten Miniſters Fürſtenberg — nicht ſeines Verwandten, des Biſchofs Fürſtenberg von Paderborn, des Verfaſſers der Monumenta Paderbornensia, mit dem die Recenſion über Erhards Münſterſche Geſchichte im Literaturblatt zum Morgenblatt jenen verwechſelt hat — blühte ſeine Univerſität auf, und noch größern Ruf erlangte die damalige militäriſche Bildungsanſtalt, aus welcher der franzöſiſche General Kleber hervorging. Die jetzige, eine theologiſche und eine philoſophiſche Fakultät und eine chirurgiſche Schule umfaſſende Akademie zieren tüchtige Lehrer, wenn ſie auch nicht, wie ein Schlüter durch ſeine Ueberſetzung des Tacitus, und Katerkamp durch ſeine ſiegreiche Befehdung des Heidelberger Paulus, zu allgemeinerem Rufe gelangten. Außerdem hat Münſter einen hiſtoriſchen Verein, einen Kunſtverein, der von Zeit zu Zeit eine Ausſtellung veranſtaltet, und ſeine muſikaliſchen Beſtrebungen geben den frühern, welche in Mitbürgern wie Fürſtenau und die Brüder Romberg den ſchlummernden Genius weckten, wenig nach.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 4. Juli 1838.

Stafford. — Rebelliſch Pack, der Koth und Abſchaum Kents,
Zum Galgen reif! legt eure Waffen nieder,
Zu euern Hütten heim, verlaßt den Knecht!
Cade. — Mir gelten nichts die taffetbehargnen Sklaven.
Shakeſpeare.
Heinrich VI.

Der Vorfall bei Canterbury.

London, im Juni 1838.

Wenn auch kein chriſtlicher, ſo iſt es doch ein verzeihlicher Gedanke, daß ein Vorfall, der eilf Menſchenleben vernichtet und Wittwen und Waiſen gemacht hat, von den Vertheidigern der Nothwendigkeit eines beſſern Schul- und Unterrichtsſyſtems in England beinahe willkommen geheißen werden wird, als eine ſchlagende Widerlegung derer, die in fortſchreitender Aufklärung die Gefahr ſehen und den gegenwäetigen Cultnezuſtand der engliſchen Volksmaſſe für vollkommen genügend eeachten.

Der Leſer erräth, daß wir von dem ſchrecklichen Vorfall bei Canterbury ſprechen, der nach allen ſeinen Umſtänden aus den Tageblättern bekannt iſt. Daß eine ſo blutige Geſchichte ſich aus England erzählen läßt, daß ein ſo ſchreckliches Ereigniß unweit der Hauptſtadt, in Kent, in der Geafſchaft ſtattfinden konnte, die ſchon Shakespeare die civiliſirteſte der Inſel nannte, ja, daß in einem Lande wie England, das ſich an die Spitze europäiſcher Civiliſation ſtellt, das ſtolz iſt auf ſeine duegerlichen Inſtitutionen, ſtolz auf ſeine moraliſche Ueberlegenheit, unermüdlich in Eebauung neuer Kirchen, unverdroſſen in ſtrenger Sabbathsfeier und reich genug, um jedes Mittel echter Religioſität, jeden Zweck der Moral zu fördern, daß in einem ſolchen Lande Hunderte, nicht der äemſten und niedrigſten, ſondern der wohlhabenden Mittelclaſſe, auf das eeſte Erſcheinen eines Wahnſinnigen oder eines meineidigen Betrügers, in ihm den heiligen Stifter ihrer Religion erblicken, das Knie vor ihm beugen und zu ihm beten, ihm Gehorſam ſchwöeen, zu Aufruhr und Empörung, zu Moed und in den Tod folgen können: das iſt gewiß ein Zeichen, worüber jeder denkende Engländer in ſeiner innerſten Seele erſchrecken, wodurch jeder ſich aufgefordert fühlen ſollte, nach ſeinen beſten Keäften zu Abſtellung eines Uebels mitzuwirken, das in England von Tag zu Tag weitee geeift und mit einem Wort Volksunwiſſenheit heißt. So laut daher über jenen Vorfall die Lärmtrommel gerührt und ein Weheruf duech ganz England gehört wird, kann er doch in ſeinem Urſpeung und in ſeinen Folgen keineswegs überraſchen. Es liegt nur zu erwieſen vor, daß nicht bloß der das Land bauende, ſondeen auch dee in den Manufakturen arbeitende Theil des Volks, daß nicht bloß die niedeen Stände, ſondern Alle, die aus der Hand in den Mund leben, in einem Zuſtande geiſtiger Leere ſich befinden, der dem Wohle des Landes und der Sicherheit ſeiner Inſtitutionen augenſcheinliche Gefahr beoht. Es iſt nur zu bekannt, daß derſelbe blinde Aberglaube, wenn auch nicht derſelbe wüthende Fanatismus, der in Sachen der Religion die Gemüther beherrſcht, von einer, wieklich

Digitized by Google

in'ſ Fabeldaſte gehenden Leichtgläubigkeit unterſtützt, bei Fragen und Gegenſtänden politiſcher und materieller Art ſich geltend macht. Ja, es kann keinen Zweifel leiden, daß die groſze, mit ibeer Eeziehung an die öffentlichen Schulen gewieſene Maſſe des engliſchen Volks fur ihren religiöſen Glauben und für die Wahrheiten der göttlichen Lehre keinen andeen Halt, keinen andern Anker hat als jene hülfloſe Unwiſſenbeit und jenes unbedingte Vertrauen in die Worte ihrer Fuheer, wodurch die Männer von Kent verlockt wurden, in einem Wahnwitzigen einen Gott zn ſeben. Freilich geſchieht es nicht jeden Tag, daß falſche und thörichte, der Menge anklebende Begeiffe und Vorſtellungen zu Gewaltthätigkeit und Blutvergießen fuhren; deßhalb aber ſteben jene zu dieſem nichts deſto weniger im Verbältniſſe der Urſache zur Wirkung. Und ſchlimm für England, daß die Beſorgniß um England nicht hierauf allein beruht. Der Geiſt des ſogenannten Conſervatismus hat ſeine Grenze ubeeſprungen, verkennt ſeinen wohlthätigen Zweck, nimmt Mißbräuche fur Grundſätze, Beſtehendes fur Recht. Auf der andern Seite ſuhren die Gegner des Conſervatismus verwegene Pläne im Schilde, reißen ein, ohne aufzubauen, und wollen im Lande der Ungleichheit mit einem Schlaze Alles gleich machen. Und abgeſehen von dem politiſchen Gewirre, ſchreitet der natueliche Tod der Nationen einher. Keine hat noch auf dem Gipſel des Reichthums und des Luxus geſtanden und iſt nicht gefallen. Allein weder dieſe ſchwindelnde Höbe, noch wilde Neuerungsſucht, noch zähes Kleben am Alten droht England größere und ſchnellere Gefahr, als das halsſtarrige Auflehnen gegen beſſern Volksunterricht. Das iſt der Mißton, der ohrzerreißend durch die Saiten der burgerlichen Geſellſchaft ſchwirrt; und das eben wird den Sturm der Zerſtörung entfeſſeln, daß das unerzogene, in ſeiner geiſtigen Ausbildung verwahrloste Volk nicht geſchickt gemacht werden ſoll fur den Genuß der Freiheit, nicht geſchickt fur Bewältigung der vom Reichthum verliehenen Macht, nicht geſchickt für die dem Proteſtanten geziemende, ſeiner allein wurdige Anbetung des Höchſten im Geiſt und in der Wahrheit. Wer zum Anſchauen und Betrachten der göttlichen Wunder und Myſterien auferzogen und ohne die Fähigkeit gelaſſen wied, ſie zu prufen, wer nicht weiß, warum er glaubt, was er glaubt, der muß bei dee leiſeſten Verlockung vom rechten Glauben abfallen und Wahnwitz fue Begeiſterung nehmen. Wer von den Gerechtſamen einer conſtitutionellen Verfaſſung nicht ausgeſchloſſen und den Feagen, die ſeine Zeit bewegen, nicht entfrembet werden kann, der muß, wenn er in England zu der großen, ununterrichteten, ungebildeten Volksclaſſe gehört, ſehr begreiflich und unvermeidlich ein leichtes Spiel, ein bequemes Weekzeug ſeyn in den Händen der Factionen. Da erſchallt nun die Nachricht von der Verblendung bei Canterbury, von den Folgen, die ſie gehabt, von den Opfern, die ihr gefallen ſind. Das iſt eine Thatſache, die zum Gefuble ſpricht, iſt ein Ereigniß, das an der Rechtgläubigkeit des Engländers ruttelt, und ein ſolches Eeeigniß, eine ſolche Thatſache, ſollte man meinen, müſſe den Schlafenden wecken, den Unthätigen aufregen. Denn zugegeben auch, daß der ganze Vorfall einer in die Luft geworfenen Feder gleicht, die ein Windzug verwebt: dieſelbe Kraft, die jezt die Feder waef, kann kunftig Bomben ſchleudern, und der Windzug kann zum Sturme werden, der Eichen bricht. Es iſt das Voehandenſeyn jener Kraft und die Richtung, die ſie genommen, was England Gefahr droht, einer Keaſt, die nur der Leitung einer geſchickten Hand und eines klugen Kopfes bedaef, um die feſteſten Bollweeke des Staates niedeezureißen und die ſtärkſten Inſtitutionen der burgerlichen Geſellſchaft aus ibren Angeln zu beben. Daß das Foetwirken jener Kraft auf Stunden und Tage gehemmt worden iſt, das beſeitigt die Gefahr nicht. Bei der Leuchte geſunden Schulunterrichts muß das Volk ſelbſt die Gefahr erkennen, dann erſt darf ſie fur beſchworen gelten. Es muß ſich zeigen, ob und was die blutige Waenung feuchten wird. W. S.

Ruſſiſche Sitten.

(Fortſetzung.)

Knaben und Mädchen lernen jedoch zeitig ſich auf das Roß ſchwingen, es von der Weide heimholen, es an ihren kleinen Wagen ſpannen und lenken. Hat aber ein Knabe das vierzehnte oder funfzehnte Jahr erreicht, ſo denkt ſein Vater ſchon daean, ihn zu verheirathen, aus ihm, wie man es dort nennt, einen zweiten Wirth in ſeinem Hansſtande zu machen. Die Frohndienſte bei der Gutsherrſchaft weeden nach der Hänſerzahl vertheilt. Jemehr daher Familienväter, die man Wirthe nennt, in einer Hutte wohnen, deſto mehr vertheilt ſich dadurch die Zahl der Arbeitstage, deſto mehr behält der Bauer Zeit zur Beaebeitung ſeines eigenen Feldes, das immer dem des Gutsherrn nachſtehen muß, oder zur Ruhe ubrig. Auch wählt der Herr des Dorfes unter den heranwachſenden Knaben ſich gern die ſchönſten zu ſeinen ihn näher umgebenden Dienern, ſo wie die Heerin unter den Mädchen Zofen, Nähterinnen und Stickerinnen aushebt. Aber die Furcht vor dem Hofdienſt iſt unter beiden Geſchlechtern gleich groß, obgleich ſie es dabei beſſee haben, als in ihren Hutten. Die andauernde, wenige Ruheſtunden vergönnende Arbeitſamkeit iſt es vorzuglich, was ſie abſcheeckt.

Die Heirath.

Ohne die Einwilligung des Gutsherrn oder deſſen Beamten iſt es zwar keinem Bauer erlaubt, ſeinen Sohn

Digitized by Google

zu verheirathen, doch wird jene Erlaubniß häufig durch Liſt zu erlangen, das Auge des Beamten zu täuſchen geſucht. Der Sohn wird, indem ihn der Vater in jener Abſicht zum Herrn oder deſſen Beamten fuhrt, ſo ausſtaffirt, daß er älter erſcheint als er iſt. Man zieht ihm des Vaters größte Stiefeln an und umwickelt ſeine Fuße dergeſtalt mit Lappen, daß er jene ausfullt und darin erhöht ſteht. Er ſezt einen ſehr hohen Hut auf; das Haar wird ihm um den noch ſchlanken Nacken weniger kurz abgeſchnitten odee vielmehr abgehauen als ſonſt, denn man pflegt dies mit der Holzart zu thun. Nur bei beſonderer Begünſtigung gelingt jedoch dieſe Liſt, denn ein Blick in die Geburtsliſten macht ſie dem Beamten ſogleich bemerklich. Gelingt ſie jedoch, ſo iſt die Frau, welche der Vater ſeinem Sohne gibt, oft noch einmal ſo alt als dieſer. Auch hiebei findet eine Berechnung ſtatt, die unruhmlich iſt und vom niedern Bildungsſtande des Volks zeugt. — Das bisher Geſagte gilt vorzuglich vom armen Bauern. Der wohlhabende läßt ſeinem Sohne bei dee Heirath mehr Freiheit und eigene Wahl. Vertraut ihm dieſer, daß er ſein Auge auf ein Mädchen geworfen, ſo wird er vorerſt zu einiger Geduld verwieſen, indem die Sache in Ueberlegung genommen werden muſſe. Darauf verlangt der Vater eines Morgens, gewöhnlich wählt er dazu einen Sonntag, daß der Sohn ihm ſeine Stiefeln, einen nach dem andern bringen ſolle. Ee hat abee in einen derſelben eine Handvoll Hafer geworfen; bringt der Sohn dieſen zuerſt, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Heirath gelingen und geſegnet ſeyn werde. Der Vater macht ſich ſelbſt auf, um bei den Eltern des Mädchens fur den Sohn zu werben; findet er Eingang, ſo ſendet er den Liebenden bald ſelbſt in Perſon. Das Mädchen hat indeſſen den ihren Eltern ihretwegen gemachten Antrag erlauſcht und bereits ihre Geſpielinnen zuſammengeruſen. Bei der Ankunſt des Bräutigams iſt ſie oon ihnen umringt; ſie ſuchen auf alle Weiſe zu veehindern, daß er zu ihr gelange. Er muß endlich, um ſeinen Zweck zu erreichen, ſich die Braut erkauſen. Er thut dies, indem ee eine Handvoll Kopeken unter die Mädchen wirſt. Indem ſie ſich darnach bucken, erfaßt er die Braut.

Eine ſolche Heirath durch Wahl findet übrigens faſt nur beim wohlhabenden Bauer ſtatt; der ärmere hängt mehr von der Willkuhr des Gutsherrn ab, ober er hat dabei doch weniger Ceremonien zu beobachten. Hätte aber der Sohn des Reichern unglücklicherweiſe den leeren der prophetiſchen Stiefeln ergriffen, ſo iſt damit der Wille des Geſchicks ausgeſpeochen, daß die von ihm Erwählte nicht die Seine werden könne. Er muß nach einer Andern ſich umſehen, und das Orakel des Stiefels wird dann wiederum befragt.

Hat der junge Mann ſich auf die oben erzählte Art die Erkorene erkauft, und iſt er von den Eltern derſelben als Sohn anerkannt, ſo werden in der nun folgenden Woche — denn man wählt, wie geſagt, gern den Sonntag zu allen dieſen Angelegenheiten — die Vorkehrungen zur Hochzeit getroffen. Die Mutter ſucht unter ihren rund und dick vollgeſtopften Federbetten die aus, welche ſie der Tochter zu eigen geben will. Sie werden neu und mit den verſchiedenſten, buntfarbigſten Zeugen bezogen; es wird einiges Linnen dazu gelegt, eine mit Goldtreſſen beſezte Mütze von rothem Sammt angeſchafft, im beſten Falle auch ein neuer Saraſan, jener weite, gleich einem Rade zugeſchnittene Rock, aus türkiſchrothem Baumwollenzeuge, welches man chineſiſches nennt. Die Sitte will, daß dieſer Rock nicht untee, ſondern über dem Buſen gegürtet werde, was die üppig volle Geſtalt der Ruſſinnen ſehr entſtellt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juni.

Montreux.

Ich habe in meinem lezten Brief gelegentlich von unſerm würdigen Bridel in Montreux geſprochen. Der Mann verdient in dieſen Blättern beſondere Erwähnung, zumal Viele von denen, die dies leſen, ſich ſeiner mit Freude und Intereſſe erinnern werden. Montreux iſt das lemaniſche Sorrent. Freilich wachſen da keine Orangen-, Myrthen- und Citronenbäume im Freien, ſondern nur gute Feigen, Kaſtanien und herrliche Weintrauben; ſonſt aber möchte wohl Montreux durch idylliſche Lieblichkeit und epiſche Großartigkeit ſeinem herrlichen Vorbild nicht viel nachſtehen. Wie Sorrent durch die Kette des St. Angelo gegen den glühenden Sirocco und Solano geſichert iſt, eben-ſo das am ſüdöſtlichen Abhang des Jorat gelegene Montreux gegen die eiſige, heftige Biſe und den Nordwind. Dorthin flüchtet man aus Neapel, um in der herrlichen Vegetation und unter den Orangen und Myrthen der drückenden Schwüle zu entgehen und ſich unter römiſchen Villatrümmern im Meer zu baden; hier hat der Winter ſeine Kraft verloren, ſchon im Februar beginnt dauernde Frühlingswärme, hierher, in das waadländiſche Nizza, ſchicken die Aerzte ihre Kranken, die milden Himmel und Wärme brauchen. Aber hier wäre auch der Sommer zu heiß, wenn nicht eine herrliche dichte Vegetation und die immer kühle Seeluft vor allzugroßer Hize ſchüzten. Dagegen iſt hier der Herbſt wahrhaft zauberiſch mit ſeinen Farben, Tinten und milden Lüften. Wunderſchön iſt die Landſchaft: im Vorgrund ſtehen mächtige Nußbäume, Kaſtanien und Feigen, die ſich in ihren mannichfachen Formen von dem Kirchlein von Montreux bis über Velanx hin ziehen; zwiſchendurch kleine üppige Wieſenabhänge, weiter hinunter der ſaphirblaue See in ſmaragdenem Becken, zunächſt die maleriſchen Thürme des Inſelſchloſſes Chillon, über dem Allen die prachtvollen Wald- und Alpenhöhen in dunklem und hellem Grün, unten weiter hin die wilde Rhone, die mächtig in zwei gelben Armen dem blauen See zuſtrömt und wie in gezwungener Ehe lange nichts von ihm wiſſen, ihr ſchmuziges Weſen

nicht laſſen will, bis ſie endlich doch gehorchen und rein werden muß wie er; drüber her herrſchen rechts die mächtigen Felſenwände, Bollwerke und Zähne der Dent d'Oche, während ſich links das Wallistheater anſthut, deſſen Proſcenium auf beiden Seiten von mächtigen Bergen gebildet wird, über denen ſich, wie eine großartige Himmelsmaſchinerie, die eiſigen und ſchneeigen Zacken der Dent du Midi und ihrer Nachbarn erheben. Die vielen hundert Fremden, die jährlich hierher kommen, haben Alle verſchiedene Zwecke. Einige ſuchen hier im Winter Schuz, im Frühling Wärme und Kraft, die Mehrſten ſind Reiſende, die Italien, Frankreich und die Schweiz durchziehen. Gar Manche kommen hierher, um Juliens Andenken recht lebhaft zu fühlen; es ſind größtentheils junge Leute, die von hier, mit der Nouvelle Heloïse in der Taſche, zu dem nahen Clarence, in das Schloß Châtellard wandern, oder ſich im Mondſchein über den See zu den wilden Felſen von Meillerie rudern laſſen. Poſitivere Liebhaber des Schönen kommen wegen des Rufs, den die Montreuxer Mädchen wegen ihrer Schönheit und ihres lieblichen Coſtüms haben. Mit dem leztern iſt es ganz richtig, weit weniger aber mit jener, die ſich ſeit Louiſens Zeit ſehr verringert, wenn nicht ganz verloren hat.

(Die Fortſezung folgt.)

Münſter, Juni.

(Beſchluß.)

Literatur. Stimmung in Folge des Kölner Ereigniſſes.

Sechs Verlagshandlungen haben manche bedeutende literariſche Erſcheinung an's Licht gefördert, freilich höchſt ſelten eine belletriſtiſche: Sonnenberg wurde ſeiner Vaterſtadt früh entfremdet, Sprickmann hat ſeine Arbeiten gar nicht oder anderswo drucken laſſen, eben ſo der talentloſere, doch fleißige Sammler Raßmann; aus unſern Tagen verdient vielleicht nur noch ein Bändchen „elegiſcher Gedichte“ Erwähnung, die, durchaus formlos, eine ſeltene poetiſche Tiefe verrathen und mit wunderbarer Treue den eigenthümlichen Reiz weſtphäliſcher Natur abſpiegeln, ihrer ausgedehnten Eichenwaldungen, deren dunkle Stille nur Taubengegirre und das ferne Bohren eines einſamen Baumſpechts unterbricht, ihrer weiten ſonnigen Haiden, weithin von dem webenden Geflimmer der Sommerhize überbreitet, oder bei nächtlicher Weile von den geſpenſtiſchen Geſtalten der Volksſage überhuſcht — jenen Reiz, der einem Münſterländer ſein Vaterland ſo unendlich theuer macht, ſo lange er nicht auf längere Zeit über die Grenzen deſſelben hinausgekommen iſt. Im Winter entfaltet eine fürſtlich Lippe-Detmoldſche, immer recht gut beſezte Hofſchauſpielergeſellſchaft ihre glänzenden Coſtüme und mitunter eben ſo glänzenden mimiſchen Talente in den ſehr engen Räumen des hieſigen Schauſpielhauſes, die troz dem ſich nicht füllen, wenn ein gutes und hinlänglich beſeztes Luſtſpiel über die Bretter ſchreitet, aber zum Brechen voll werden, wenn eine große Oper oder ein ſogenanntes claſſiſches Stück, wenn auch elend beſezt, in die Hallen Thaliens locken. Im verfloſſenen Winter ſahen wir ein neues vaterländiſches Schauſpiel von einem hieſigen Dichter; die unſinnig überſchnellte mise en scene ließ es ſpurlos vorübergehen, obwohl das Ganze in ſeiner Sprache und Anlage, über jene nach dem zu urtheilen, was man aus dem Souffleurkaſten vernahm, dem jugendlichen Verfaſſer nur Ehre machen konnte. Möge er ſich mit Sheridan Knowles und manchem Andern tröſten. — Das wäre Alles, was ſich über unſere ſchönwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſagen ließe; es iſt ſchon mehr, als hier davon geſprochen wird; eben ſo wenig bekümmert man ſich um die andern bewegenden Ideen unſeres Jahrhunderts, um Dampf und Eiſenbahnen; der Sinn der Weſtphalen iſt zu genügſam, um ſich nicht mit den guten Chauſſeen zufrieden zu geben, die jezt durch ein Land führen, welches früher durch die wahrhaft bodenloſe Schlechtigkeit ſeiner Wege einen großen Theil der Schuld tragen mochte, wenn ein Biſchof von Osnabrück zur Reiſe gen Worms zum Reichstage ein ganzes Jahr brauchte. Das allgemeine Intereſſe nimmt noch immer die Kölner Angelegenheit in Anſpruch, faſt noch in demſelben Maße, als in den erſten Tagen, wo die Erbitterung ſich in einem Volksauflaufe Luft machte, der jedoch, von den, in der Tragicomödie die Hauptrollen auf ſich nehmenden Berliner Eckenſtehern und Gaſſenhauern, wie ein ſpottender Auſchlag Infanterie und Cavallerie nannte, bald beſchwichtigt, nur dazu diente, die ſehnſüchtige Erinnerung an die guten alten Zeiten lebhafter werden zu laſſen, wo des Biſchofs Söldner beſſer Spaß verſtanden, wenn man ihnen zum Troz den Doppeladler mit der Kaiſerkrone als Zeichen der behaupteten Reichsunmittelbarkeit an der Rathhausfaçade ausmeißelte, oder auch zu beweiſen, daß noch nicht ganz der alte Geiſt erſtorben ſey, der vor drei Jahrhunderten unbegreiflicher Weiſe die Schwärmerherrſchaft eines Johannes von Leiden, des Wiedertäuferkönigs, möglich machte. Eine gewiſſe Spannung in den geſelligen Verhältniſſen dauert fort; von der Regierung und deren zahlreichen, aus den andern Theilen der Monarchie herberufenen Beamten, die ſo Vieles gethan zur Aufhellung, Verfeinerung der Sitten, Verdrängung der früher allgemein geſprochenen, für gebildete Unterhaltung ſo unzulänglichen plattdeutſchen Sprache u. ſ. w. weiß man nichts anders jezt, als daß ſie das Geld aus dem Lande ziehen und die Kirche in den Zuſtand der Verfolgung verſezt haben, während man doch beſtgenährte Geiſtliche unangefochten, zahlreich ihres Weges über die Straße ziehen ſieht, und eine Prozeſſion nach der andern unter majeſtätiſchem Glockengeläut und mit webenden Fahnen den blumenbeſtreuten Pilgerpfad wallt. Ueber die Gegenſtände des Streits, den Hermeſianismus und die gemiſchten Ehen, iſt man im Klaren: jener iſt vom Pabſt verdammt, alſo verdammlich; dieſe ſind es nicht minder; darin ſtimmen beide kirchliche Parteien überein. Und doch ſcheint uns gerade in den gemiſchten Ehen ein nicht ſo durchaus verwerfliches Mittel zu liegen, die groben Vorurtheile, die eine Kirche noch von der andern hegt, zu vertilgen, wenn man zwei Familien verſchiedenen Glaubens durch ein verwandtſchaftliches Band ſich ſo nahe bringt, daß das Mißverſtändniß, welches die abgeſchloſſen einander Gegenüberſtehenden trennt, verſchwinden muß. Viele gemiſchten Ehen in einem Lande ſcheinen uns die Brücke zu der einſtigen völligen Verſtändigung, ſind immer die Bürgſchaft der Toleranz; doch die iſt ja auch verdammlich, als Indifferenz und Lauheit. Nur möchte es beſſer ſeyn, in Weſtpreußen die Beſtimmung der Kindererziehung nicht der patria potestas zu ſubſumiren, wie viele Gründe auch ſonſt dafür ſprechen mögen, ſondern ſie der Mutter zu überlaſſen: denn wäre auch der Beweis, daß das Weib die Wahrerin des Gefühls ſey und mithin die Religion in ihren Reſſort gehöre, kein durchgreifender Beſtimmungsgrund dazu, ſo iſt doch hier in den meiſten Fällen gemiſchter Ehen der akatholiſche Theil ein Ausländer, der ein wohlhabendes katholiſches Mädchen heimführt; ſo würde durch eine geſezliche Vorſorge in unſerem Sinne den meiſten Mißhelligkeiten, welche eben nur die jezt im Königreich Preußen beſtehende Verordnung herbeiführt, von vorn herein ausgewichen. Egl.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 5. Juli 1838.

Iſrael läuft wie eine tolle Kuh; ſo wird ſie auch der Herr weiden laſſen wie ein Lamm in der Irre.

Hoſea.

Sara.

Nachfolgendes iſt eine Skizze von einem größern Gemälde, das vielleicht ſpäter ausgeführt werden dürfte. Es hat zum Zweck, die Zuſtände der Brüdergemeine in Herrnhut zu ſchildern, wie ſie ſich bald nach dem Tode des Grafen, ihres Stifters, fanden. Es ſind hiezu die geſchichtlichen Quellen benuzt worden. Dieſe erſte Reihe von kleinen Tableaux zeigt die „Brüder“ im Conflikt mit weltlichen Geſtalten und Intereſſen.

I.

Der 9te Mai 1760 war der Todestag des Grafen von Zinzendorf, des Stifters der Brüdergemeinde. Seine nächſten Freunde und ſeine begeiſterten Anhänger hatten ihn zur Ruhe gebracht, und ein hundertſtimmiger Choral hatte ihm das: „Nun fahre in Frieden, du Erwählter des Herrn!“ nachgerufen. Als die Schaaren heimkamen vom Begräbniſſe, trennten ſie ſich, und hin und her und dorthin zog ein Haufe. Der Stein, der auf die Stelle geſezt war, wo er verſchwand, die kleine Stätte, die die Ueberreſte des Mannes aufnahm, der ein langes Leben in unermüdlichem Eifer vollbracht, war der lezte Vereinigungspunkt, wo die Maſſen noch zuſammenhielten, die während ſeines Lebens ſein feuriges Wort, ſein kräftiges Beiſpiel zu einander geführt. Herrnhut, der Ort, wo zuerſt die kleine Genoſſenſchaft der „Brüder“ zuſammentrat, auf Wort und Handſchlag ſich zu einem heiligen Dienſt erwählter Liebe verbindend, Herrnhut, das heilige Herrnhut, ſeitdem der Wallfahrtsort und die Gnadenſtätte von Pilgerſchaaren aus allen Gegenden der Welt, Herrnhut drohte jezt in Uneinigkeit und Spaltung ſeinen Ruhm zu verſchleudern. Nach dem Tode ihres Stifters zerfiel die Gemeinde unter ſich. Leidenſchaft und weltliche Ehrſucht, Neid und Frömmelei riſſen an dem Gebäude, das fromme Hände aufgeführt; die abſcheulichſten Mißbräuche, die niedrigſten und gefährlichſten Ketzereien, die roheſten Gewaltthätigkeiten wütheten unter den Leuten, die ſich die „Stillen“ im Lande nannten, und die zum Aergerniß der wahrhaft Frommen jezt ſehr „laut“ wurden. Man ſprach von Trennung, und nannte ſich zugleich auf ewig verbunden, man ſprach von ewigem Haß, und nannte ſich dabei Brüder; man verfolgte einander bis auf den Tod, und rief ſich dabei jene Worte der reinſten Liebe zu, die der Erlöſer vom Kreuz ertönen ließ.

Die Anhänger des frommen, heimgegangenen Grafen weinten über dieſe Verirrungen. Sie traten in ihren Betſälen zuſammen, ſie ſangen ihre frommen, kindlichen Lieder, ſie umarmten ſich und küßten die Schmerzensthränen einer dem andern von den Wangen, und dann

ſchickten ſie Apoſtel aus, die in alle Welt ziehen ſollten, um die zerſtreuten Glieder der wahren Gemeinde zuſammen zu berufen nach Herrnhut, nach dem niedergedruckten Herrnhut, nach dem Herrnhut, über dem die Strafruthe Gottes ſchwebte.

Aber draußen in der Welt hatte unterdeſſen der alte Spottgeiſt, dieſer fatale Widerſacher aller frommen Wünſche und Ausſichten, bedeutend um ſich gegriffen. Die Kinder der Sünde ſangen die kleinen, einfältigen Lieder der Brüder, und legten in dieſe gemüthlichen Verſe alle Kunſt und Schalkheit des Teufels; man las die frommen Traktätchen und erzählte ſich die anſtößigen Anekdoten, die die Feinde der Brüder in Umlauf gebracht hatten. Ueberall, wo die Apoſtel hinkamen, wandte man ihnen den Rucken oder lachte ihnen unter die Naſe. Es war dem Antichriſt gelungen, das Häuflein der Erwählten des Herrn zu trennen und Unkraut unter den Weizen zu ſäen. Vielleicht war ein alter Fehler des Hochmuths an dieſer Erniedrigung Schuld. Die Frauen gingen in ſich und thaten Buße in ihrem Kämmerlein.

In dieſer Bekümmerniß und Noth beſann man ſich auf die lezten Worte des ſterbenden Grafen. Dieſer hatte im Todeskampf einen Namen gemurmelt, den jeder anders gehört und den eigentlich Niemand ganz verſtanden hatte. Der edle Graf war ſelbſt um die Nachfolge in ſeiner Gemeinde bekummert, und in den lezten Augenblicken ſeines „Pilgerzuſtandes“ hatte ihn der Gedanke gepeinigt: „wer von dieſen, die dein Bette jezt umſtehen, wird, wenn du fort biſt, dein Werk weiter fördern?“ — Zu den Füßen des Lagers lag ein Jungling und barg ſein Haupt in Thränen und Verzweiflung; er war ſchön wie Johannes, aber in dieſem Jungling brannte die Liebesflamme des Apoſtels ohne die beharrliche Glut ſeines Willens. Jener Mann mit den ſtillen Zugen, ernſt und doch bewegt — er beſaß die Kraft, aber ohne Anmuth; er kannte nur das Geſetz, nicht die Liebe; ſelbſt ohne Schwachheit, war er grauſam gegen die Schwachheit Anderer. Sein Nachbar — ach das war ein Pilger ohne Raſt und Ruh; er trug die Schätze des Glaubens vom Berge in's Thal und vom Thal auf den Bergesgipfel; aber es war ihm nicht gegeben, im Frieden die Werke des Herrn zu fördern. Er war eine Flamme, aber dieſe trieb ihre bewegliche Spitze auf einer Fackel umher, die bei Nacht und Sturmwind unwegſame Pfade beleuchtet; zum ſtillen Kaminfeuer ließ ſie ſich nicht herabgewöhnen. Dort und dort — alles Männer der Bewegung, raſch, eifrig, eigenwillig, im Geheim einer dem andern die kunftige Macht beneidend. Dieſe rohen Gewalten kann nur Demuth und Liebe zuſammenhalten, und dieſe wohnt am lauterſten im Buſen eines Weibes.

Bis hieher waren die ängſtlichen Gedanken des ſterbenden Grafen gekommen, als er eben jenen Namen ausſtieß, den Niemand recht verſtand und den jeder anders gehört haben wollte. Mit dieſem räthſelhaften Namen auf der Lippe ſtarb der Erwählte des Herrn. Die, die ihm am nächſten ſtanden, die ihr Ohr ängſtlich lauſchend herabgebeugt hatten, hörten den Namen „Sara,“ andere hatten „Sophie“ vernommen, und beharrten darauf, das allein Richtige gehört zu haben. Der Streit war nicht ſo leicht zu entſcheiden. Jene beiden Frauen waren Töchter des Grafen; es ließ ſich denken, daß er wunſchte, eine derſelbe in dieſer Zeit der Unruhe und Zerwurfniß an ſeine Stelle geſezt zu ſehen, und es war eben ſo erklärbar, wenn er von dieſen beiden Sophie wählte. Dieſe Dame war nicht mehr jung, ſie lebte in der Stille auf einem ihrer Güter in Oeſterreich, und man wußte von ihr, daß ſie fromm, hülfreich und voll der thätigſten Theilnahme für die Gemeine war. Die andere, Sara, war jung, vor Kurzem Wittwe geworden und lebte in Paris; von ihr wußte man nur, daß ſie ſchön war. Dies war ein gefährliches und ſehr wenig beliebtes Beiwort unter der Gemeinde. Alſo Gründe genug, um die Wahl bald zu entſcheiden. Von Sophien wußte man auf's Beſtimmteſte, daß ſie fromm war, Sara konnte es auch ſeyn, allein zwei wichtige Grunde erweckten Zweifel dagegen: ſie war ſchön und lebte in Paris. Sophie war unverheirathet, kränklich und durchaus nicht reizend, und was am meiſten zu ihren Gunſten lenkte, ſie korreſpondirte mit dem Bruder Sulpiz. Ein ſolcher Briefwechſel galt gerade ſo viel, als wenn er mit dem Heiland direkt geführt würde; von Sara wurden nur ein paar Briefe vorgezeigt, die ſie an ihren Vater geſchrieben, worin ſich zwar die zärtlichſte Sprache einer guten Tochter fand, aber zugleich das Wort „Mode“ vorkam. Konnte aber wohl eine Frau, die Rückſicht nahm auf die Thorheiten und den Wechſel der weltlichen Kleidertracht, beſonders viel Einſicht und Gefallen haben, einer Gemeinde des Herrn vorzuſtehen? Dieſe Gründe, die der Bruder Sulpiz aufſtellte, wurden vom Bruder Chriſtlieb bekämpft. Dieſer ehrwurdige Bruder, obgleich er ziemlich ferne am Sterbebette geſtanden und alſo vom eigentlichen Punkt des Streites ſo gut als gar nichts gehört hatte, beſtand dennoch hartnäckig darauf, daß der Graf ſeine Tochter Sara berufen habe, und zugleich ordnete er ziemlich gewaltthätig und eigenwillig eine kleine Miſſion an, die nach Paris gehen, der jungen Gräfin den Todesfall anzeigen und ihr den Wunſch des Vaters vortragen ſollte, ſich augenblicklich zur Gemeinde nach Herrnhut zu verfügen. Das Auffallendſte hiebei war, daß die Miſſion auch ſogleich abging, und daß der Bruder Chriſtlieb ſich an ihre Spitze ſtellte. Durch dieſen Gewaltſtreich waren die Debatten entſchieden. Bruder Sulpiz verſchwand auf drei Tage, während welcher er ſich in ſeinem Kämmerlein einſchloß, und ſo groß war die Redlichkeit dieſes Frommen,

Digitized by Google

daß er den Himmel anflehte, die Tugend des Bruders Chriſtlieb im Strudel einer ſo verderbten Stadt, wie Paris, gnädigſt zu ſchützen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Sitten

(Fortſetzung.)

Den Brautſchleier hat das Mädchen, ſobald es an dem Webeſtuhl arbeiten lernt, ſich ſelbſt verſertigt. Er iſt aus dunnen Linnenfäden gewoben, mithin eine gröbliche Gaze. Erlaubt der Wohlſtand, dies Gewebe mit einer ſchmalen Goldtreſſe zu beſetzen, ſo hält ſich die junge Ruſſin geſchmuckt wie ein Königin. Arme Mädchen können auch dieſen einfachen Putz ſich nicht verſchaffen; ſie bedecken ſich daher bei der Trauung Kopf und Geſicht mit dem erſten beſten, oft ſchon ſehr verbrauchten Tuche, welches ſie beſitzen, oder entlehnen ein ſolches. Der Glucklichen aber, die in jenem oben beſchriebenen Schleier zur Trauung ſchreitet, wird er zum Heiligthum, welches ſie ihr ganzes Leben lang treu bewahrt. Wohl eingewickelt liegt er in einer roben Holzkiſte, dem einzigen Meubel, welches ſie beſizt; ſie beſieht ihn oft, zeigt ihn ihren Töchtern, ermuntert dieſe und lehrt ſie, ſich gleichen Schmuck zu weben, und wenn ſie ihr einfaches Tagewerk vollendet hat, ſo legt man ſie, das Geſicht zum zweiten Male mit demſelben bedeckt, in ihr leztes Ruhekämmerlein.

Zur Vorbereitung auf die Hochzeit gehören viele Kuchen aus Weizenmehl, Milch und Eiern, von der Größe eines Tellers und der Höhe einer flachen Hand. Die Braut und ihre Geſpielinnen bereiten dieſelben. Eine ſucht die Andere in Ausſchmuckung der Oberfläche derſelben, durch Blumen, Sterne und Schnörkel von gleicher Maſſe, zu ubertreffen; die ſchönſten werden am Tage nach der Hochzeit von der Braut zur Gutsheerin und andern Bekannten getragen. Ein ſelbſtgewebtes Handtuch, deſſen beiden Enden mit breiten rothen Streifen, oder Stickerei in rothem Garne verziert ſind, wird als Geſchenk dem Kuchen beigefugt, gewöhnlich aber, ſo wie dieſer ſelbſt, zuruckgegeben, indem ein Geſchenk, welches jene beiden Stucke an Werth uberbietet, dazu gelegt wird. Ein und derſelbe Kuchen wandert ſo oft in viele Häuſer und wird zur Wunſchelruthe, welche verborgene Schätze zu Tage fördert.

Braut und Bräutigam wählen für den Hochzeittag ſich eine Brautmutter und einen Brautvater. Auf dieſe werden alle Rechte wirklicher Eltern an dieſem Tage übertragen; ſie haben ſogar einigermaßen mit fur die Ausſtattung des jungen Paares zu ſorgen. Nächſt dieſen hat jedes noch einen Brautführer und eine Brautfuhrerin aus der Zahl der Jugendgeſpielen genommen. Dieſe Beiden gehen und ſtehen immer hinter Braut und Bräntigam und halten, hoch über den Köpfen derſelben, das brennende Lichtchen, welches während des Trauungsaktes nicht verlöſchen darf.

Sobald das junge Paar vor den Prieſter tritt, überreicht es ihm ein paar baumwollene Tucher, deren eines er auf den Boden breitet und ſie darauf treten heißt; mit dem andern bindet er ihre Arme zuſammen. Dieſe Tucher behält er nach dem Akte als Accidenz. Er vergißt jedoch nicht, mit denſelben, ehe er ſie auseinander faltet, die Verbundenen zu bekreuzen. Dieſe kuſſen ihm dafür die Hand, und Gleiches wiederholt ſich bei allen einzelnen Abtheilungen der Ceremonie. Nach einigen Gebeten wird dem Brautpaare ein Becher mit Waſſer geboten. Er iſt das Bild des Leides und der Freude, welches ſie von nun an mit einander theilen muſſen, und es iſt ruhrend anzuſehen, wie jedes ſich bemuht, den lezten Tropfen, gleichſam den Bodenſatz des Lebens, zu ſchlurfen. Der Prieſter ſchmuckt hierauf jedes mit der Brautkrone. Es beſteht dieſe aus Pappe, mit Goldpapier beklebt; ein Kreuz, ebenfalls aus Goldpapier geſchnitten, iſt darauf zu ſehen. Dies Symbol des Chriſtenglaubens wird uberhaupt uberall in unwurdiger Verſchwendung angebracht.

Die Ringe werden ebenfalls von der Hand des Prieſters gereicht und das vereinte Paar unter Gebet und Geſang dreimal um den Leſepult, auf welchem das Evangelienbuch aufgeſchlagen liegt, herum gefuhrt. Brautfuhrer und Fuhrerin folgen auf dieſem Gange, welcher ebenfalls den Lebensweg verſinnlichen ſoll, den Neuverbundenen. Die hochgehaltenen Lichter, welche ſie tragen, flackern im Zugwinde. Aengſtlich haften die Blicke aller Verwandten des Paares daran, denn der Theil, hinter welchem es auf dieſem Wege verlöſchte, müßte frühzeitig ſterben. Das ſichtbare Zeichen der Verbindung, das ſie feſſelnde Tuch, iſt ihnen abgenommen, und Jedes geht einzeln. Beim dritten Umgange wird vor dem Betpulte Halt gemacht; es kußt zuerſt der junge Mann, dann die Frau das Evangelienbuch dreimal, wirft nach jedem Kuſſe ſich auf die Erde und beruhrt dieſelbe mit der Stirne. Angeſichts des heiligen Buches umarmen ſie ſich hierauf, und ſind nun fur das Leben vereint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Die hohen Gäſte.

Die Tage von Aranjuez ſind vorüber. Auf den Chauſſeen galoppiren Couriere und Fouriere den Vier-, Sechs-, und

Digitized by Google

Achtſpännern voraus, welche Grafen und Herren, Fürſten und Fürſtinnen nach Hauſe führen. Die Ställe der Poſthalter, in den Radien um Berlin nach allen vier Winden zu, ſind für Privatreiſende jezt rein und leer, und hätten ſie vordem denen des Augias geglichen. Die Poſtillione, im Sonntagsſchmuck, politiſiren, wenn ſie von den Stationen zurückreiten, in bedenklicher Art; denn ihr liberales Urtheil befaßt ſich nicht mit den Miniſterien und Cabinetten, ſondern mit den höchſten Perſonen ſelbſt, die doch nach allen Verfaſſungen aus der Discuſſion entfernt bleiben. Aber die Poſtillione ſchäzen die hohen Herrſchaften ohne alle Courtoiſie nach den Extratrinkgeldern ab, die ſie austheilen. Es klingt erſchrecklich: der iſt ſo viel werth, der ſo viel! Zwei disputirende „Schwäger" rügten, — ein milder Ausdruck: ich berichte nicht vom Hörenſagen, ich habe es ſelbſt gehört — den *** Fürſten von ***, der ihnen nur zwei Thaler gegeben, während Kaiſer Nicolaus auf jeder Station zwei Dukaten gebe. — „Das weiß ich" ſchloß der ehrliche Schwager, wenn ich Kaiſer wäre, ich wüßte, was ich thäte!" Verwundert horchte der Andere, denn Jener war ein ehrenwerther Mann. „Auf jeder Station, an jeden ordentlichen Poſtillion gäbe ich nicht zwei Dukaten, nein, zwei Louisd'or. Dann müßte ich aber auch fliegen, ſo fliegen, daß die von den Eiſenbahnen ſich ſchwarz ärgerten." Man ſieht daraus, daß es für Poſtpferde, Poſthalter, Aktionäre von Eiſenbahnen, und vielleicht auch andere Unterthanen gut iſt, wenn die Poſtillione Poſtillione und die Kaiſer Kaiſer bleiben. — Wenn ich Ihnen nur von den Gedanken extra muros melde, und von denen ſchweige, die intra muros bei den hohen Feſtlichkeiten ſtatt fanden, ſo hat das mehrere Gründe. Der vornehmlichſte wäre der, daß dabei ſich keine Gedanken laut machten. In die verſchwiegenen, mit dem Schleier der Diplomatie bedeckten, weſſen Auge dränge da hinein! Was laut wurde von Parade, Manövers, Schauſpielen, Concerten, laſen Sie in jeder Zeitung. Die Aufgabe für einen Correſpondenten post festum wäre nur, die feinen Züge, die Nuancen und Schattirungen dieſer großen Bilder mit Schlagſchatten aufzufaſſen und wiederzugeben. Ich muß aber bekennen, daß meinem Auge die feinen Züge bei Paraden entgehen. Manche, die ſichtbar wurden, gehören zu ſehr in das Gebiet der Politik, um in dieſen Blättern Aufnahme zu finden; zum Beiſpiel wie die Loyalität des Publikums gegen den angebornen Herrſcherſtamm ſich überall laut und herzlich ausſprach. Auch faſt ſämmtliche Gäſte fürſtlichen Blutes wurden mit derſelben aufrichtigen Freude begrüßt. Die politiſchen Bande, die den Berliner Bürger mit dem ruſſiſchen Kaiſer verknüpfen, ſind es nicht, es iſt die hochherzige Männlichkeit, die ſich in ſeinem Thun und Laſſen ausdrückt, welche hier Achtung für ihn, und aus der Achtung Liebe gebiert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lauſanne, Juni.

(Fortſetzung.)

Bridel. Hiſtoriſche Literatur.

Sollten Sie es glauben? die Einwohner machen hier ſtarke Anſprüche auf helleniſchen Urſprung; und warum? weil ein Wort in ihrer Volksſprache wirklich altgriechiſch iſt. In ihrem Patois heißt ein trunkener Mann pion und eine trunkene Frau piouse. Dies iſt freilich ganz Griechiſch, denn πιον, πιουσα bedeutet daſſelbe. Die guten Leute wiſſen aber nicht, daß in dem Franzöſiſchen und Italieniſchen, aus dem ihr Patois zuſammengeſezt iſt, eine Menge altgriechiſcher Worte ſind, wie in dem Deutſchen. Uebrigens geht ihre Behauptung Hand in Hand mit der Genfer Sage, vom trojaniſchen Krieg her habe ſich ein Prinz, mit Namen Leman, an unſern See geflüchtet, ihm den Namen gegeben und das erſte Genf gebaut; der Mann iſt wahrſcheinlich hier in dem herrlichen Rebenland der la Vaux πιον geworden, und das iſt dann ſo geblieben bei Kind und Kindeskind. Dies ſchöne Montreux hat außer ſeiner herrlichen Natur noch eine andere Merkwürdigkeit, die ihm leider nicht mehr lange bleiben wird. Ich meine den kleinen freundlichen Greis, der in dem Haus nahe bei der Kirche wohnt, den Doyen Bridel, den älteſten Pfarrer im ganzen Waadland. Alle Fremde, die ihn kennen — und deren ſind in Europa nicht wenige — werden mir zugeſtehen, daß es ſchwer iſt, einen ſo junggebliebenen, liebenswürdigen Greis zu finden, als ihn. Außer ſeinem ſeltenen Werth als Pfarrer und alter Freund ſeiner Gemeinde, iſt er auch das lebende und wandelnde Geſchichts- und Sagenbuch der romaniſchen Schweiz. Man muß ihn erzählen hören; wie da Alles lebt! Es iſt als wäre er ein Theil jener Berge, Thäler, Gründe und Fluthen, von denen er ſo viel und ſo Anmuthiges aus alter, ferner Zeit zu berichten weiß. Darum lebt er — ſeine Berufsgeſchäfte ausgenommen — auch ganz in den lang vergangenen Jahrhunderten. Und wiewohl er ſeit fünfundachtzig Jahren ſein Waadland in den verſchiedenſten politiſchen Lagen geſehen hat und eine wenigſtens an Veränderungen reiche Zeit an ihm vorübergegangen iſt, ſo mag er doch nichts von ihr wiſſen, zumal nichts von der Revolutions- und Napoleoniſchen Zeit, wo in ſeiner Heimath alles Franzöſiſche nachgeäfft wurde. Bridel in ſeiner koſtbaren Bibliothek zu Montreux gleicht unendlich Walter Scott in Abbotsford. Der alte Sagenfreund hat neuerdings noch einen kleinen hiſtoriſchen Roman: le Sauvage du lac d'Arnon herausgegeben, der als eine ſchäzbare Zugabe zu ſeinem werthvollen Conservateur Suisse betrachtet werden kann. Es iſt eine Geſchichte aus dem dreizehnten Jahrhundert, halb Ritter-, halb Volks- und Sittengeſchichte aus dem Pays de Gruyères, von großem Intereſſe für den Freund alter Art und Weiſe in dem vom Fremdeneinfluß rein gebliebenen Alpenland, wo Leben, Geſchichte, Geſeze, Vorurtheile und Aberglaube einen ganz eigenen Charakter haben, der daran erinnert, daß das Völkchen am Fuß der Diablerets wohnt.

In unſerer waadländiſchen Geſchichte geſchieht überhaupt viel. So erſchien kürzlich von Olivier, dem Profeſſor der Geſchichte an der Akademie in Lauſanne: le Canton de Vaud, sa vie et son histoire, ein gar verſtändig eingerichtetes und in allen Theilen gut ausgeführtes Buch. Des Werkes erſtes Buch iſt betitelt: le Pays, und enthält ein Gemälde des ſchönen Landes nach allen ſeinen Theilen. Hier iſt die Sprache weniger beſchreibend als poetiſch, manchmal zu poetiſch für den Zweck. Sie faßt mehr Grund und Boden im zweiten Buch, überſchrieben: le Peuple, wo das kleine Volk nach ſeinem Urſprung, ſeinen Sitten, Tag- und Nachtſeiten, Sagen, Ueberlieferungen, Gewohnheiten, Feſten und Vorurtheilen beſchrieben wird. Im dritten Buch folgt endlich die Geſchichte ſelbſt, die aber in dieſem erſten Band nur bis zum 13ten Jahrhundert geht, ſo daß ihr intereſſanteſter Theil noch zurück iſt, die Eroberung des Landes durch Bern aus ſavoyiſcher Gewalt, die Reformation, die Losreißung von Bern und die politiſche Umgeſtaltung, die das Waadland zu einem eigenen kleinen Staat machte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 6. Juli 1838.

— Revel and domineer,
Carouse full measure for her maidenhead,
Be mad and merry!

Shakespeare.

Ruſſiſche Sitten.

(Fortſetzung.)

Die erſte Sorge aller anweſenden Frauen iſt nun, die Novize einzukleiden, das iſt, ſie unter die Haube zu bringen. Sie umringen dieſelbe, führen ſie zur Seite, verbindern mit hochgehaltenen, ausgeſpannten Tuchern und Schurzen jedes männliche Auge, die Myſterien zu belauſchen, welche ſie jezt vornehmen. Der Schleier wird der Braut abgenommen, ihre mit vielen Bändern geſchmuckte Haarflechte wird aufgelöst und in zwei kleinere getheilt; dieſe, um den Kopf geſchlungen, werden durch eine mit Gold beſezte Binde befeſtigt; die Mutze, welche in einigen Gegenden die Form eines Diadems hat und ſehr gut kleidet, vollendet den neuen Kopfpuz. Noch wird ſie wieder mit dem Schleier bedeckt. Die junge Frau muß, während man dieſe Veränderung mit ihr vornimmt, nach Möglichkeit weinen. Sie wirft aber, wenn ſie endlich aus der Kirche tritt, das Tuch, in welches ſie ihre Thränen rinnen ließ, weit von ſich. Sie glaubt allen Jammer ihres Folgelebens damit weggeworfen zu haben, nur der Freude entgegen zu gehen. Wäre doch dieſes Mittel probat!

Mit Salz und Brod empfängt die Brautmutter ſie an der Thüre ihres väterlichen Hauſes, der Brautvater mit einem Heiligenbilde, unter welches ſie ſich beugt. Der beſte Pelz, welcher im Hauſe war, iſt vor die Thüre gebreitet. Es ſoll dies andeuten, daß das junge Paar ſanft und weich durch das Leben ſchreiten möge.

Die Hochzeittafel iſt mit viel Schweinefleiſch, Geflügel, mit weißem Käſe und Milch, mit hartem Zuckerwerk und Nuſſen beſezt, noch reicher mit dem beliebten Branntwein. Hier tritt die Schattenſeite ruſſiſcher Feſtſchmäuſe wieder hervor. Wenn der Vater der Braut ſo viel jenes Lieblingsgetränkes angeſchafft hat, daß die Geſellſchaft auf der Stelle liegen bleibt und erſt am zweiten und dritten Tage erwacht, um wieder anzufangen, wo ſie es gelaſſen, dann heißt es: das war eine wohl ausgerichtete Hochzeit. Es gereicht ebenfalls zur Ehre des Feſtes, wenn die Diele der Stube, ſo wie der Plaz vor dem Hauſe ganz mit Nußſchalen bedeckt ſind.

Die Frauen und Mädchen beluſtigen ſich, während die Männer trinken, mit Geſang und Tanz. Sie ſchließen einen engen Kreis, in welchem zwei ſich bewegen. Sie begleiten die Schritte derſelben mit taktmäßigen Schlägen der Hände und mit Liedern, die ſie meiſt improviſiren. — Der zweite Tag wird, ehe die Männer noch zu tief in das Glas geſehen haben, mit Spazierfahrten angefangen. Viele ihrer kleinen Wagen werden mit flatternden Tuchern behängt, die Mähnen und Schweife ihrer borſtigen Pferde, neben dem Stroh und den Kletten, welche hinein gewirrt

Digitized by Google

ſind, mit bunten Bändern durchflochten. So jagt, laut jubelnd, die Hochzeitgeſellſchaft durch mehrere Dörfer. Am dritten Tage zieht das junge Paar zum Vater des Bräutigams. Die Freude iſt aus, das ernſte Leben tritt in ſeine Rechte.

Reiche Gutsbeſitzer verheirathen ihre ärmſten Unterthanen zu Dutzenden auf einmal. Sie pflegen ihren Töchtern und Söhnen Geburts- und Namenstagsgeſchenke mit Menſchenpaaren zu machen. Zu dem Ende werden ſo viele junge Mädchen und Burſche, als der Herr verlangt, von den Beamten deſſelben an einem beſtimmten Tage nach dem Schloſſe entboten, dort im Hofraume aufgeſtellt, betrachtet und ihnen ſofort erlaubt, ſich unter einander zu wählen. Selten bleibt ein Mädchen übrig; jeder findet die Seine ohne Streit und Unbehagen. Die Ausſtattung dieſer armen Leute wird von dem Beamten, zum Theil von der Herrin ſelbſt beſorgt. Auch hiezu iſt der Zeitraum einer Woche hinlänglich.

Der junge Mann erhält einen jener kleinen Wagen, an welchem Alles von Holz, auch nicht ein Nagel oder Eiſenſtückchen angebracht iſt, eine Pflugſchar, ein Pferd, ein beſtimmtes Maß Korn zur Ausſaat, einen Kaftan von grobem grauem Tuche, einen Kuſchak, d. i. ein langes Stück Wollen-, Baumwollen- oder Seidenzeug von hellen Farben, mit welchem er den Kaftan gürtet, ein paar Stiefeln und einen Hut. Die ganze Kleidung mag ſchwerlich mehr als fünf-und-zwanzig Kupferrubel (ohngefähr 6½ Rthlr. preuß.) an Werth haben. Die Braut erhält nur alle Stücke eines vollen Anzugs, wozu ebenfalls Stiefeln gehören, welche die Ruſſinnen lieber als Schuhe tragen. Die Stiefeln brauchen ihnen nicht zu paſſen; ſind ſie nur groß genug, ſo wickeln ſie ſo viel Lappen um ihre von Natur kleinen Füße, bis ſie die Stiefeln ausfüllen. Bänder, bunte Korallen, Ringe und Ohringe dürfen ſo wenig fehlen als ebenfalls ein Kaftan von grauem Tuche, welcher, nach ſo unbeholfenem Schnitte er auch verfertigt iſt, doch der Glanzpunkt alles deſſen ſcheint, was ſie erhalten. Sie können nicht aufhören, ihn zu betrachten, umzulegen und ſich gegenſeitig darin zu bewundern.

Gütige Herrinnen pflegen, nachdem ſie jene ſechs oder zwölf Bräute in's Bad geſchickt und ſie die Nacht in ihrem Schloſſe haben zubringen laſſen, dieſelben am Morgen des Hochzeittages ſelbſt anzuputzen. Die Nationaltracht der Ruſſinnen zeigt ſich dann anmuthiger, als wenn ſie ſie ſelbſt anlegen. — Die Ceremonien bei der Trauung ſind ganz dieſelben wie bei einem einzelnen Paare, nur daß es dabei faſt fabrikmäßig zugeht. Der Akt des unter die Haube Bringens geſchieht in einem der Kirche nahen Hauſe, bei verhangenen Fenſtern. Junge, leichtfertige Männer, oder Ausländer, welche ſich eben zufällig bei der Herrſchaft befinden, erlauben ſich hiebei manche, die Sitte verletzende Scherze. Alle zwölf Paare ziehen, von ihren Eltern und Verwandten begleitet, wieder nach dem Herrenhofe, wo zur ſchönen Jahreszeit Tiſche im Freien gedeckt und mit ihren Lieblingsſpeiſen und Getränken reichlich beſezt ſind. Die Diener und Köche des Hauſes ſind ihnen dabei zur Hand. Ein dreimaliges Hurrah, der Herrſchaft gebracht, beſchließt die Tafel. Jeder junge Mann hebt ſodann ſeine Ehehälfte auf den ihm geſchenkten Wagen, fährt einige Mal am Balkon vorüber, von welchem die Herrſchaft dem Mahle zuſah, und dann jauchzend zur Hütte ſeiner Väter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sara.

(Fortſetzung.)

II.

Indeſſen erwartete man nun die Ankunft der Gräfin Bruce. Die Miſſion war ſchon faſt vier Wochen fort und konnte jezt jeden Tag wieder da ſeyn. Man ſchwärmte vor Entzücken beim Gedanken, die geliebte Tochter des Heiland-Grafen ſelbſt nun vielleicht in wenig Stunden ſchon in der Gemeine zu haben. In den Geſellſchaften der Frommen ſprach man von nichts anderem, als dieſer nächſten Zukunft. „Wie wird ſie ausſehen?“ fragte die ledige Schweſter Regina die gleichfalls ledige Sibylle, und dieſe, anſtatt zu antworten, machte wieder eine Frage: „Wie wird ſie gekleidet ſeyn?“ — „Weltlich!“ riefen beide zuſammen und gingen ſeufzend die Stiege hinauf in das Zimmer der Schweſter Perpetua, die heute eine kleine ſämmtliche Geſellſchaft gab, bei der man Thee trank und eine große Menge Kuchen verzehrte. Hier ſaßen in einem Kreiſe zehn ältere und ein paar jüngere Mädchen, einfarbig gekleidet und mit dem Gemeindebändchen geſchmückt. Das Haar war bei allen glatt zurückgeſtrichen, nur bei der jungen Miß Clarence, die erſt vor Kurzem in die Gemeinde getreten war, bemerkte man noch etwas Puder und einige Neigung zu einer weltlichen Coeffure. Dieſe zarte Geſtalt hatte etwas Anmuthiges; obgleich ihre Haltung wo möglich noch ſteifer und regungsloſer war wie die der übrigen, ſo lag doch in der Neigung ihres Kopfes und in einer eigenthümlichen Richtung ihres Blickes, von unten herauf, ſchalkhaft und forſchend, etwas natürlich Jugendliches, was bei den Uebrigen nicht zu finden war. Schweſter Clarence hörte aufmerkſam auf die Reden, die geführt wurden, und gab ſich Mühe, ſie zu verſtehen, denn ſie wollte deutſch lernen. Man hatte ihr geſagt, daß das unumgänglich nöthig ſey, um in die höhern Grade aufgenommen und Theilnehmer der beſondern Geheimniſſe derſelben zu werden. Ein junges Mädchen

Digitized by Google

von ſiebzehn Jahren mag gerne alle Geheimniſſe der Welt wiſſen.

Die Unterhaltung drehte ſich wieder um die Ankunft der Gräfin. Man bemerkte aber bald, daß hiebei Schweſter Perpetua und Criſpina ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachteten. Die Erſte hatte ſich ſchon uber dieſen Gegenſtand ausgeſprochen und die Zweite naſchte an einem Stuck zerfließender Rahmtorte, die ihr alle Augenblicke zwiſchen den Fingern durchzugleiten drohte. Dieſer intereſſante Kampf mußte nothwendig abgewartet werden; wir wollen ihn benutzen, um unterdeſſen eine kleine Skizze dieſer beiden ehrwurdigen Schweſtern hinzuzeichnen.

Schweſter Perpetua hatte das Unglück oder das Glück, im Hauſe der Ledigen die älteſte zu ſeyn. Der ſelige Graf hatte auf ſeinen Reiſen einſt in einem Winkel von Amſterdam in einem Häuschen ubernachtet, wo eine Wittwe von nahe an hundert Jahren mit ihrer Enkelin lebte, einem Mädchen von funfzig Jahren. Dieſes Großmutterchen ſchien vom Tod, und dieſes Enkeltöchterchen von den Männern treulos verlaſſen zu ſeyn. Es war ein kleines, ſtilles Haus in dem großen Amſterdam, und ein anderer Reiſender, der nicht ſo wie der Graf gewohnt war, in die dunkelſten Gäßchen und in die verfallenſten Hutten ſich zu begeben, hätte wohl nimmermehr geahnet, daß es in Amſterdam überhaupt Leute geben könne, wie dieſe Alte und ihre Enkelin. Der Graf ſprach zu Perpetuen von der Liebe der Gerechten zu einander. Niemand hatte noch ſo zu Perpetuen geſprochen; ſie war ſo erſchuttert, daß ſie, als der Graf fort war, daran dachte, ſich in den Kanal zu ſtürzen, und als ihre alte Großmutter ſie darüber zur Rede ſtellte, geſtand Perpetua erröthend, daß ſie liebe. Die Großmutter ſtarb vor Schrecken bei dieſer Erklärung und Perpetua zog nun in die weite Welt. Sie bettelte ſich bis nach Herrnhut; hier kam ſie eines ſchönen Morgens an, ohne Athem, glänzenden Auges und unruhig wie eine Liebende. Man nahm ſie in's Haus der ledigen Schweſtern auf; der Graf ſelbſt ſezte auf ihr ergrautes Haar die kleine weiße Haube, rein, aber auch ſo kalt wie Schnee, es wurden Brautlieder geſungen, und als ſie nach langem Warten mit dem Grafen ſich endlich allein befand, kußte er ſie auf die Stirne und nannte ſie ſeine Schweſter. Ach, ſie hätte ſeine Frau ſeyn mögen!

Nicht ganz ſo romantiſch war das Schickſal der Schweſter Criſpine. Dieſe war eines Leinewebers Tochter. Schon fruhzeitig gefielen ihr an der Gemeinde die immer weißen Schurzen, die Miederchen von dem glänzendſten Damaſt, die Häubchen, die nie ihre ſchimmernde Nettigkeit verloren. Dieſe Begriffe von Reinlichkeit des Aeußern führten auf ſehr naturlichem Wege auf die Nothwendigkeit der innern Reinheit der Seele. Bei einem Mädchen, das in der Stille ihrer ländlichen Hutte, oder in der Nähe einer kleinen norddeutſchen Fabrikſtadt erzogen worden, ſind dieſe Reſultate des Nachdenkens eben kein Zeichen beſonderer Berufung; ſie finden ſich mehr oder weniger bei jedem Naturkinde, deſſen gut gearteter Sinn an einer einfachen Moral ſeine Stutze und zugleich ſeine geſunde Koſt findet; es mußte ſich nur ſo unglücklich treffen, daß bei Criſpinen ein gewiſſer geiſtlicher Stolz geweckt wurde, und von dieſem Zeitpunkt an nahm ihr Charakter etwas Hoffärtiges und Verſchrobenes an. Sie wurde ſtolz und eigenſinnig; ihre Geſinnung gewann frühzeitig eine gewaltige Härte und Unduldſamkeit, die ihre Freundinnen von ihr entfernte; auch litt unter einer ſitzenden und grübelnden Lebensweiſe ihr Körper, ihr Geſicht umzog ſich mit einer bleibenden fleckigten, dunkeln Röthe, und zu gleicher Zeit erklärte ſie, daß ſie nie heirathen werde. Mit großer Bitterkeit ging ſie in's Schweſternhaus, und hier war es, wo ſich ihre Talente glänzend entwickelten. Sie wurde ein Muſterbild jener gallſuchtigen, mäkelnden, ewig unzufriedenen, nie lächelnden, giftſprubenden alten Jungfern, die ſich zulezt mit der ganzen Welt in Oppoſition befinden, ohne doch dabei aufzuhören, zu behaupten, daß nur bei ihnen die wahre Liebe, die ächte Duldſamkeit und die wurdigſte Heiterkeit ſich vereinen. Man mußte der Schweſter Criſpine dieſe Schwachheit nachſehen; von ihren frühern Tugenden hatte ſie doch noch eine behalten, nämlich die Tugend der Sauberkeit. Sie liebte immer noch ſchwärmeriſch das weiße Linnenzeug, die glänzenden Schurzen, die Häubchen, die ſchneehellen Mieder. Man ſah ſie nie anders als in das ſchimmerndſte Weiß gekleidet; ihr Häubchen war das glätteſte, ihre Bandſchleifen heute wie morgen genau auf dieſelbe Weiſe geknüpft, das feine weiße Mouſſelinbruſttuch ruckte nicht um eine Linie höher herauf, oder tiefer herab; der kleine, noch recht hubſche Fuß, wenn er unter dem langen Rocke ſichtbar wurde, war auf eine Weiſe bekleidet, in der man bei einem Weſen von minder ſtrenger Denkungsart, wie Schweſter Criſpine, eine Art Koketterie gefunden hätte. Nimmt man nun zu dieſem Anzug ein heftig geröthetes Geſicht, eine ſpitze Naſe, ein paar dunkelblaue kleine, ſcharfblickende Augen und einen trippelnden Gang, ſo hat man die ſehr ehrwürdige ledige Schweſter vor ſich, welcher in dieſer Geſchichte eine nicht ganz unbedeutende Rolle zugetheilt iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juni.

(Fortſetzung.)

Literatur. Kanal- und Eiſenbahnprojekte.

Vor Kurzem bildete ſich hier eine Induſtriegeſellſchaft mit dem Zweck, der waadländiſchen Induſtrie mehr Gedeihen und

Digitized by Google

Bewegung zu geben. Gleich im Anfang erkannte ſie die zeitgemäße Nothwendigkeit, ſich nicht auf den engen und ſo zu ſagen materiellen Zirkel der mechaniſchen Exiſtenz der Induſtrie zu beſchränken. Sie faßte ihren Zweck hoch genug auf und fühlte das große Bedürfniß unſerer Zeit, die Verſittlichung der Arbeitsklaſſe. Denn man kann es ſich nicht verbergen, die induſtrielle Klaſſe iſt eine Macht in der Geſellſchaft geworden, und ein Unfall in ihren Lebensverhältniſſen wirkt ſogleich auf den ganzen Staat, ja ihre Leiden ſind Convulſionen und Kriſen, die, wenn nicht zerſtörend, doch ſehr ſtörend auf die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit wirken. Was in dieſer Beziehung zu thun ſey, das ſpricht eine kleine Schrift unſeres verdienſtvollen Profeſſors Gindroz mit merkwürdiger Klarheit aus. Im erſten Theil der Schrift zeigt der Verfaſſer die Nothwendigkeit, die Arbeitsklaſſe ſittlicher zu machen, und im zweiten handelt er von den Mitteln dazu durch Vorſchrift, Lehre, Beiſpiel und Belohnung. Der ganze Gegenſtand iſt ſo trefflich dargeſtellt, daß wir anderswo etwas ausführlicher davon ſprechen werden. Man ſollte glauben, de la Mennais hätte in ſeinem Livre du peuple dieſe Schrift oft zur Seite gehabt, ſo übereinſtimmend iſt es mit ihr in dem rein Menſchlichen, von aller Politik Entfernten.

Dichteriſches haben wir wenig von Bedeutung erſcheinen ſehen, außer Porchats Fabeln, beſcheiden Glanures d'Esope genannt. Von unſerem romaniſchen Archilochus, dem Profeſſor Albert Richard in Bern, iſt ſeit ſeiner trefflichen La Paue, von der das Morgenblatt voriges Jahr Auszüge gegeben hat, Nichts erſchienen. Wie es heißt, beſchäftigt er ſich mit einer dramatiſchen Satire über die „Horn- und Klauenmänner“ der Schweiz, eine Fabel, die mit veränderten Namen den großen Prozeß unſerer Zeit beſpricht und überall hinpaßt.

Von dieſer Fabel iſt der Uebergang zu unſerem Eiſenbahn- oder Kanalprojekt zur Verbindung des Neuchateler Sees mit dem Genfer nicht ſchwer. Denn gar Manche glauben, daß auch ſie ein Apolog bleiben wird. Bekanntlich ward ſchon vor geraumer Zeit von Yverdon bis nach Entreroches oder dem Verbindungspunkt mit der kleinen, zwiſchen Morges und St. Sulpice in den Genfer See fließenden Venoge, ein Kanal gegraben, ſpäter aber wieder aufgegeben, da zur Sommerszeit viel zu wenig Waſſer dafür vorhanden war, und man auf's Ungewiſſe nicht große Koſten aufwenden wollte, um aus der Umgegend des Kanals noch anderes Waſſer herbeizuziehen. Seit zwei Jahren publizirt der für alles Gute fieberhaft begeiſterte Graf Sellon in Genf eine Broſchüre nach der andern, um den großen Nutzen der Sache darzuthun, in der er prophetiſch eine Verbindung des Mittelmeers mit der Nordſee, ja durch Rhein und Main mit der Donau und dem ſchwarzen Meer ſieht. Dies Alles beruht aber nur auf Vorausſetzungen, und dabei iſt überſehen, daß dieſe Verbindung für Waaren und Reiſende durch die Rhone, Saone und den Elſaßkanal bereits exiſtirt und in vollem Gange iſt, auch den Waarentransport durch das öſtliche Frankreich ſchneller und wohlfeiler liefert, als dies wohl je in der zerſtückelten Schweiz der Fall ſeyn wird. Deſſen ungeachtet iſt die Verbindung unſerer zwei romaniſchen Schweizerſeen bei Vielen eine Lieblingsidee. Deßhalb hat ſich zur Unterſuchung der Sache und des Terrains eine Geſellſchaft unter dem Vorſitz des reichen Bankiers Perdonnet, Vater, gebildet, und ſoviel von der Sache verlautet, neigt ſich die Meinung ſtark dem Kanal ab, um ſich dem großen Wort unſerer Zeit, der mächtigen Zauberin und eiſernen Dampffee, der Eiſenbahn zuzuwenden, was allerdings etwas verſtändiger wäre, wenn in dergleichen Dingen überhaupt ruhiger Verſtand geduldet würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Die hohen Gäſte.

Gaſthöfe, Privathäuſer, Straßen, Plätze, die Umgegend wimmelten von Fremden. Von den Einwohnern hatte dagegen ein Theil die erſten lockenden Frühlingstage benutzt, um, bange vor dem Staube daheim, die grüne Natur auswärts zu ſuchen. Mag dieſer Austauſch es bewirkt haben, daß die Hoffnung der ſpeculativen Einheimiſchen, es werde eine vortheilhafte Theurung eintreten, nicht in Erfüllung ging: es war ein Ueberfluß an Allem vorhanden. Die Produkte aller Himmelsſtriche produzirten ſich und wurden conſumirt. Auch die Kunſt machte Parade. Horace Vernet aus Paris erſchien als ritterlicher Maler, um die Huldigungen ſeiner deutſchen Kunſtgenoſſen zu empfangen, und als Cavallerieofficier in der Suite des Kaiſers Nicolaus zu figuriren. Eine Perſönlichkeit wie Vernets präſentirt ſich überall gut. Er nahm jene Huldigungen mit Anſtand hin, auch als der Veteran Schadow in ſeiner originellen Anrede ihm zu verſtehen gab, daß ein großer Genremaler noch nicht der größte Maler überhaupt, und daß ein guter Maler allüberall nicht ſo viel werth ſey, als ein guter Bildhauer. Sehr bedauert ward, daß ſein großes napoleoniſches Paradegemälde, welches er für den ruſſiſchen Kaiſer mitbrachte, nicht zur Beſichtigung für das größere Publikum kam. Nur wenige fanden Gelegenheit es zu bewundern, ehe es in die Kiſten verpackt wurde, um nach St. Petersburg zu wandern. Vernet ſoll ſich hier als Schatzgräber bewährt haben. In einem Dorfe, in der Nähe Berlins, fand er einen Salvator Roſa und kaufte ihn an. — Der König der Violiniſten, Charles de Beriot, ſtrich zwar nicht ſeinen Bogen, wie dort auf dem Markte von Arezzo, um das Volk zu zwingen, ihm Poſtpferde zu geben, und die Malibran zum Singen vor dem Volke; doch wirkte er und wirkt noch wie ein Zauberer. Ihm zur Seite entzückt die Garcia, die jüngere Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattin, wiewohl die Wirkung noch nicht ganz dem Rufe ihres großen Namens entſpricht. Daß auch ein türkiſcher Ritter ſtürzen kann, iſt nichts ſo Unerhörtes, um noch einmal die Gründe, weßhalb er fiel, zu durchſprechen, nachdem alle Zeitungen von dem Faktum des Falles ſelbſt geſprochen haben. Der Berliner Witz neſtelt ſich indeſſen jezt mit Behagen an Kiamil Bey, und erfindet für ihn witzige Antworten und Repliken. Er iſt jedoch nicht der Einzige unter den vornehmen Anweſenden, denen man ſelbſt erfundene Reden in den Mund legt, um ihnen Anekdoten nachzuerzählen. Es liegt in der Berliner Luft wie in der Pariſer, und auch der höchſte Rang ſchüzt nicht davor. Beſonders gefährlich iſt es, Witz zu Markt zu bringen, der nicht für vollwichtig erachtet wird, oder den Verräther voraus in's feindliche Lager zu tragen, ſo daß er die Replik fertig findet. Jemand wollte, wenn er ein Zahnarzt wäre, den Zahn der Zeit ausziehen, und wenn er ein Taucher wäre, in's Meer der Gegenwart ſich ſtürzen, um die Vergangenheit herauf zu holen. Ein geiſtvoller Prinz, dem auch dieſe Fragen, leider aber für den Fragenden erſt dann vorgelegt wurden, nachdem ſchon zehn andere damit behelligt worden, antwortete in einiger Verzweiflung auf die erſte Frage: was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären? ich würde mich in's Meer ſtürzen, um mir die Vergeſſenheit zu holen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. Juli 1838.

Nulla fere causa est, in qua non femina litem
Moverit. Accusat Manilia, si rea non est.
Juvenal.

Sara.

(Fortſetzung.)

III.

„Es iſt nun hinlänglich von der Gräfin geſprochen worden,“ nahm Criſpine das Wort. „Der Heiland wird ſie in ſeine Gemeinde aufnehmen, wenn er ſie dazu würdig findet. Damit iſt, denke ich, Alles geſagt.“ — „Ach, wie will ich mich freuen, ſie Schweſter zu nennen!“ ſagte Perpetua, indem ſie wie in einer Art von Verzückung vor ſich hinſtarrte; „ſie, die Tochter des Bruders Ludwig! Dann mag der Herr über mich gebieten, dann will ich in Frieden dahin fahren.“ — „Er wird über dich gebieten, wann und wo es ihm gutdünkt,“ bemerkte Criſpine in einem ſtrengen Tone. „Wir ſind alle ſein Eigenthum, und es gehört eine große Anmaßung dazu, Jemanden vorſchreiben zu wollen, was er mit ſeinem Gut anzufangen habe.“ — „Nun, er hat mich!“ ſeufzte Perpetua und faltete die Hände im Schooß.

Es entſtand ein leiſes Gelächter unter dem jüngern Theil der Anweſenden. „Was gibts?“ fragte Criſpine. „Schweſter Louiſe,“ ſagte Cordula, „hat einen vortrefflichen Appetit heute. In dem Körbchen lagen fünf Stück Torte, und wie es an ihr vorbei war, befand ſich nur noch ein einziges Stück darin.“ — „Yes, yes!“ rief Miß Clarence, die froh war, daß ſie die Anklage verſtanden hatte, „ik ſah auch; o ſie hat groß Appetit. Gut bekomm's!“ Da wieder gelacht wurde, ſah ſich Schweſter Louiſe zornig um: „Wenn ich nun dazu die Gnade habe?“ erwiderte ſie. Es wurde noch ſtärker gelacht, und Criſpine mußte mit einem lauten, ſcharfen Huſten Stille gebieten. Um die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand zu leiten, ſezte ſie ſchnell hinzu: „Mir kommts vor, als wenn der Bruder Rupert die kleinen Morgentörtchen nicht mehr ſo gut bereitete wie ſonſt.“ — „Durchaus nicht mehr,“ ſagte Beate, „ſeitdem er der Schweſter Welſerin nachſtellt.“ — „In allen Zuchten und Ehren doch, wollen wir hoffen?“ fragte Criſpine. — „O du liebes Lämmlein, man weiß ja, wie ſo ein lediger Bruder es treibt! Da ſteht er im Gemeindeſaal in der Ecke, und wenn er ſingen ſoll, ſind ſeine Blicke und ſeine Gedanken auf die Schweſterbank gerichtet. Er entblödet ſich nicht, ihr zu begegnen, wenn ſie in den Laden der Frau Rupertin, ſeiner Tante, ſchlüpft, um ein paar Nähnadeln zu kaufen. Oft habe ich ihn da ſtehen ſehen, und da blickt er ſie an mit Blicken, wie es in unſerm Liede heißt: „ſo ſeitenblickſchielerlich.“ — „Ganz recht, ganz recht!“ rief Cordula; „o ich kenne dieſe Art Blicke!“ — „Nun hör' ich gar,“ ſezte Beate ihre Erzählung fort, „daß er ſchon mit dem Bruder Aelteſten geſprochen haben

Digitized by Google

ſoll, um ihn zu bitten, daß man das Loos ſeinetwegen ziehe. Seht doch den unverſchämten Burſchen! Ja, unter den ledigen Brüdern herrſcht keine Zucht mehr. Zu meiner Zeit war es anders!“ — „Man muß ihn auf eine Miſſion nach Lappland oder Zangebar ſchicken,“ ſagte Criſpine, „da werden ihm die Heirathsgedanken ſchon vergehen.“ — „O die Welſerin geht mit, dafür kenn' ich ſie!“ — „Dort bekommt ſie Thran zu eſſen,“ ſagte Criſpine; „das wird ihr ſchlecht gefallen.“ — „Ich ginge auch nach Lappland!“ rief Miß Clarence munter. — „Allein?“ fragten Perpetua und Criſpine. „No, no, entgegnete jene; „mit einem Mann, das ich lieb', nicht anders. O ich würde eſſen Fiſchthran und würde dabei ſeyn luſtig.“ — „Mademoiſelle,“ rief Criſpine in ihrem ſtrengſten Tone, indem ſie dabei, als beſonderes Zeichen der Ungnade, den Schweſtertitel wegließ, „Mademoiſelle, man ſpricht hier nicht ſo frei und ungenirt die Gefühle ſeines Herzens aus, beſonders wenn dieſes Herz eben nicht ſehr rein und lauter iſt, wie es hier den Anſchein hat.“

Die arme Kleine wurde roth, ſtotterte etwas, das Niemand verſtand und ſchwieg dann. Perpetua betrachtete ſie mit den Blicken des innigſten Mitleidens; die gute Perpetua, ſie wußte, oder ſie bildete ſich ein zu wiſſen, was Liebe ſey; ihr Herz war weder verdorrt noch aufgeblaſen genug, um die liebloſen Worte Criſpinens zu billigen; allein ſie hatte nicht den Muth, der allgewaltigen Scepterträgerin im Schweſterhauſe zu widerſprechen. Ihre Gutmüthigkeit mußte ſich daher auf ein halb mitleidiges, halb zärtliches Lächeln beſchränken, mit dem ſie Miß Clarences Blicke erwiderte, die dieſe wie Hülfe ſuchend einige Sekunden nach dem Beweis im Kreiſe herumgehen ließ.

„Man muß geſtehen,“ nahm Schweſter Beate wieder das Wort, „daß der Kaffee unerträglich theuer wird. Der Bruder Liborius verſichert zwar, der Krieg ſey daran Schuld, allein ich glaube es nicht. Iſt's wohl erhört, daß ſeit vorigem Monat der echte Lämmleinkaffee einen ganzen Groſchen auf's Pfund aufgeſchlagen hat? und den Kreuzvögeleinzucker bekam man noch vor einem halben Jahr um acht Pfennige das Pfund billiger.“ — „Heidniſch! ganz heidniſch!“ entgegnete Cordula; „und doch verlangt dabei der Bruder Liborius aus der Kaſſe einen Vorſchuß, weil er ſagt, es gehe mit ſeinem Geſchäfte ſchlecht.“ — „Schweſter,“ rief Beate, „kommen Sie einmal etwas näher heran. Ich kann Ihnen ein Pröbchen erzählen, wo der Liborius ſein Geld hinſteckt.“ — „Ach, ach, ich höre nicht gerne Schlimmes vom lieben Nächſten!“ — „Na, ſo kommen Sie doch her!“ — „Nun?“ — „Der Liborius hat eine Geliebte.“ Mehrere Schweſtern ſchrien laut auf, und Louiſe, die wieder beſchäftigt war, ein Stück Torte unſichtbar zu machen, ließ die Hälfte davon auf die Schürze ihrer Nachbarin fallen, wodurch ein Fleck entſtand, der wieder ſeinerſeits Geſchrei und Entſchuldigungen veranlaßte. „Still, ſtill!“ rief Criſpine; „welch ein Lärmen! Kann man denn das Alles nicht fein ſäuberlich und in der Stille beſprechen?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Sitten.

(Fortſetzung.)

Die Ceremonien bei der Verheirathung und die Art der Werbung ſind jedoch nicht nur in Stadt und Land, ſondern auch in den verſchiedenen Gouvernements ſehr verſchieden. In den Hauptſtädten, namentlich in St. Petersburg, bringt ein öffentlicher Spaziergang an beſtimmtem Tage die mannbaren Jungfrauen zur Schau. — Der berühmte Spaziergang zu Catharinenhof am Himmelfahrtstage ſtiftet viele Ehen. Nicht daß man ſich dabei kennen lernte, es kommt nur darauf an, daß man ſehe und geſehen werde. — Die in den Hauptalleen luſtwandelnde Menge der Frauen und Jungfrauen iſt ſo groß, daß dieſe nicht gehen, ſondern nur von den Nachkommenden fortgeſchoben werden. Die jungen Leute, welche gekommen ſind, um eine Wahl zu treffen, ſtehen an beiden Seiten des Weges. Die höhern Stände bewegen ſich zu Wagen und zu Pferd in Nebenalleen. Es gehört zum guten Ton, an dieſem Tage nach Catharinenhof zu fahren. Neue Toiletten und neue Equipagen werden dort ebenfalls zur Schau gebracht.

Hat unter den auf's Allerbeſte und Modernſte herausgeputzten Töchtern der Beamten und Kaufleute ein Heirathscandidat die gefunden, der er Herz und Hand anbieten möchte, ſo wird ihr dies nächſter Tage durch ein Symbol, welches eine vertraute Frau überbringt, kund gethan. Daſſelbe beſteht in einer Büchſe Pomade und einer gleichen mit Schminke. Wird dies Geſchenk angenommen, ſo blühen die Hoffnungen des Bewerbers. Er darf es wagen, ſelbſt in das Haus der Erwählten zu treten; ſein Beſuch iſt durch jene Vertraute angekündigt worden. Kommt das Mädchen ſeiner Wahl ihm mit bereits von ſeinen Gaben höher glühenden Wangen und glänzendem Haar entgegen, ſo darf er volle Gewährung ſeiner Wünſche hoffen.

In Petersburg beſonders, wo die Nationalität ſich mehr und mehr verwiſcht, ſollen dieſe Gebräuche nachgerade zarteren Sitten Platz machen; doch führt die Eile, mit welcher überhaupt die Ehen geſchloſſen werden, nicht ſelten traurige Ereigniſſe herbei. Der junge Mann erlaubt ſich auch dort, und jezt häufiger als je, ehe er Luſt oder die Mittel zum eigenen Hausſtand hat, Verbindungen anzuknüpfen und leichtſinnig wieder aufzulöſen.

Digitized by Google

Eine ſolche unterhielt ein junger Offizier mit der armen Schweſter eines ſeiner Freunde und Standesgenoſſen. Das Verhältniß blieb nicht ohne Folgen. Vergebens mahnte ihn der Freund von Zeit zu Zeit, die Ehre ſeiner Schweſter durch die Heirath wieder herzuſtellen. Die dringendſten Bitten, ja ſelbſt Herausforderungen wurden mit der Vertröſtung auf ein Avancement zurückgewieſen. Der Verführer ſuchte ſich unterdeſſen eine reiche Braut aus, und wies auch jezt noch die Herausforderungen des beleidigten Freundes von ſich. Er hoffte durch die ſchnell vollzogene Ehe allem Einwand zu begegnen. Er brachte die ihm Angetraute aus der Kirche zurück; ihre Verwandten erwarteten das junge Paar, herkömmlicher Weiſe, am Eingange des Hauſes. Als aber der junge Mann, aus dem Wagen geſprungen, ſich umkehrte, um ſeine Vermählte heraus zu heben, traf ihn der tödtende Stahl ſeines einſtigen Freundes. Dieſer entfloh nicht; er ſtellte ſich ſelber dem Gerichte, und er wurde mild gerichtet, da die Feigheit und Unredlichkeit des Gemordeten mächtig für ihn ſprachen. Es iſt dies ein bekannt gewordenes Ereigniß dieſer Art unter vielen, die ſtill verſchwimmen.

Eine ähnliche Brautſchau, nur nach ländlicher Weiſe modifizirt, findet auch im Gouvernement Nowogorod ſtatt. Im ſechzehnten Jahre iſt das Mädchen reif zu derſelben. Sie hat ſchon zwei Jahr früher angefangen, ſich zu derſelben vorzubereiten. Sie iſt verbunden, ſich während dieſer Zeit dem Auge aller Männer, ſelbſt ihrer nächſten Verwandten, zu entziehen. Die Einrichtung der dortigen Häuſer erleichtert dieſe Abſonderung. Eine Bretterwand zieht ſich von der Mitte des Ofens durch die Wohnſtube der Familie und theilt dieſe in zwei gleicherwärmte Hälften. Das Mädchen beſchäftigt ſich in dieſer zweijährigen Einſamkeit mit Nähen und Sticken. Ihre ſchmalen Leinwandſchürzen, die Achſelſtücken und Ermel ihrer Hemden, ihre Hand- und Bettücher, alles dies ſind Gegenſtände, an welchen ſie ihre Geduld und Geſchicklichkeit üben kann. Sie durchnäht ſie mit rothem Zwirn, ſie ſtaffirt ſie mit Thieren und Blumen aus.

Mit dem Sonnabend der großen Faſten endet ihre Gefangenſchaft. Sie wird von der Mutter zur Kirche geführt, um zu beichten, und empfängt Sonntags darauf das Abendmahl. In der nächſten Woche werden Anſtalten getroffen, ſie zur Schau auszuſtellen; der darauf folgende Sonntag iſt hiezu beſtimmt. Von den Müttern dazu auf das Sorgfältigſte geſchmückt, mit dem Beſten, was ſie während ihrer Abſonderung ſelbſt gefertigt, behangen, ſtehen die Mädchen in langen Reihen in der Kirche des Orts, die zu einer Wahl entſchloſſenen Männer ihnen gegenüber. Der Tempel wird zum Marktplatze.

Hinter jedem Mädchen ſpäht eine Unterhändlerin, ob die Blicke der gegenüberſtehenden Käufer oder Wähler auf der ihr Anvertrauten haften. Das Herz dieſer Alten klopft eben ſo zaghaft oder ungeduldig, als das ihrer jungen Schutzbefohlenen. Verſpricht dieſer der weilende Blick eines Mannes Liebe, Verſorgung, ja gar Freiheit, ſo knüpft der Eigennutz jener die Vortheile einer Ernte daran, welcher im entgegengeſetzten Falle Mißwachs droht. Was die Kupplerin zu hoffen oder zu fürchten hat, ergibt ſich ſchon beim Ausgang aus der Kirche. Der, deſſen Wahl auf ihren Schützling gefallen iſt, wird ſich ihr nähern, er wird ſie für ſeine Angelegenheit dingen. Kaum hat, ebenfalls hoffend und fürchtend, die Beſchaute ihre einſame Zelle wieder betreten, als ein leiſes Klopfen am kleinen Fenſter ſie belehrt, daß ſie nicht unbemerkt geblieben iſt. Zaghaft ſchiebt ſie die kleine Lucke auf, vor welcher das Orakel ihrer Zukunft harrt. Wird ihr auch der rechte Mann, der Name desjenigen genannt werden, auf welchem ihr Blick beim ſchnellen Durchſtreifen der gegenſeitigen Reihe am liebſten weilte und wie von einem geheimen Zauber feſtgehalten wurde?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Stieglitz's Gruß an Berlin. Chamiſſos Waſchfrau.

Berlin iſt auf ſeltſame Weiſe von anderer Seite her gefeiert und begrüßt worden. Die kritiſche Anzeige eines gedruckten Werkes, welches bereits in den Händen des Publikums iſt, käme in dieſem Briefe zu ſpät. Ich nehme Stieglitz's Gruß an Berlin als bekannt an. Neu iſt gewiß die Aufgabe, eine große Stadt in dieſer Art zu beſingen, und Fiction mit Wirklichkeit miſchend, Künftiges, Vergangenes und Beſtehendes anzuſingen. Wenige öffentliche Charaktere möchten in Berlin ſeyn, die nicht in Glimpf und Schimpf darin ihr Theil erhielten. Manchen will das ganze Unternehmen nicht einleuchten, Andern die Form, die Uebergänge befremdlich dünken; ein Dritter wird dadurch verlezt, ein Vierter lächerlich geſtimmt. Die Vier zuſammen fragen: iſt das die Poeſie, zu welcher der Dichter durch die grauenvoll tragiſchen Erlebniſſe, die ihn trafen, angeſpornt werden mußte? — Man iſt in Berlin weit geneigter, Verunglimpfungen auf ſich zu beachten und zu rühmen, als Rühmliches und Anerkennendes mit Dank anzuhören und aufzunehmen, eine Selbſtverläugnung, in der Berlin unter allen Städten ganz einzig daſteht. Nachdem aus Süden und Weſten ſo vielfältige, witzige und alberne Schmähſtimmen ſich heiſer gegen Preußens Hauptſtadt geſchrien, ſollte man daſelbſt einen ſo wohlmeinenden Zuruf wenigſtens freundlich aufnehmen, auch wenn Dieſen der Vers, Jenen der Gedanke verlezt, wenn dem Einen etwas gelobt wird, was er getadelt wünſcht, und dem Andern etwas getadelt, was er nur loben kann. Einem iſt zu viel, dem Andern zu wenig geſagt; aber wo iſt ſchon in einem Gedichte ſo Alles zuſammen getragen, was ſich Vortheilhaftes in Berlins Lage, Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft entdecken läßt! Mehrere Stellen erinnern an die Poeſie des Dichters, wie ſie ſich am kräftigſten in ſeinen Stimmen aus dem Orient ausſpricht. Aus wohlwollendem Geiſte iſt das Ganze geſchöpft, harmlos der, in dem es

Digitized by Google

ausgeführt wurde. Ein poetiſcher Teppich, aus lauter Perſönlichkeiten gewebt, muß ſich auf lauter kleine Urtheile, aus perſönlichen Berührungen geſchöpft, gefaßt machen.

Mir fiel neulich ein anderes Berliner Gedicht in die Hände; es gehört eigentlich eben ſo wenig für die Oeffentlichkeit, als jenes gewiß für dieſelbe beſtimmt iſt. Aber der Name des Autors erlaubt wohl eine Erwähnung. Chamiſſos Gedicht auf ſeine alte Waſchfrau iſt den Freunden ſeiner Poeſie bekannt, die damals, als er es dichtete, eine Sechsundſiebzigerin

hat geſpart und hat geſonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn geſponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte ſie, die Nadel,
Und nähte ſich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde ſonder Tadel.

Es war keine poetiſche Fiction. Nun iſt die Siebzigerin eine Achtzigerin geworden und die Arme können nicht mehr den Waſchtrog einrühren. Der Dichter ihres Sterbehemdes benuzte die Aufmerkſamkeit, welche ſein Gedicht auf die alte Frau gelenkt, um die Mildthätigkeit ſeiner Freunde für ſie anzuſprechen. Zu dem Ende verfaßte er ein zweites Lied „zum Beſten der alten Waſchfrau," das durch Geſinnung und Ausdruck dem Verfaſſer Ehre und der armen Frau gute Unterſtüzung gebracht hat. Hier nur die lezten beiden Strophen des Gedichtes, das doch vielleicht mehr als um ſeines Anlaſſes willen, wenn nicht für die Zukunft aufbewahrt, doch einer allzuſchnellen Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdiente:

So lang ſie rüſtig noch beim Waſchtrog ſtand,
War für die Dürftigen offen ihre Hand;
Da mochte ſie nicht rechnen und nicht ſparen.
Sie dachte bloß: „ich weiß wie Hunger thut."
Vor Eure Füße leg ich meinen Hut,
Sie ſelber iſt im Betteln unerfahren.

Ihr Fraun und Herrn, Gott lohn es Euch zumal,
Er geb' Euch dieſes Weibes Jahrezahl
Und ſpät dereinſt ein gleiches Sterbekiſſen!
Denn wohl vor Allem, was man Güter heißt,
Sind's dieſe beiden, die man billig preiſt:
Ein hohes Alter und ein rein Gewiſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Lauſanne, Juni.

(Fortſezung.)

Straßen- und Brückenbauten.

Durch Eiſenbahn und Dampffahrt wäre dann der Weg vom Genfer bis zum Neuchateler See in einer guten halben Stunde zu machen, zu dem man jezt auf dem Umweg über Lauſanne ſieben Stunden braucht; der acht und zwanzig franzöſiſche Lieues oder Schweizerſtunden lange Weg von Genf nach Neuchatel würde dann faſt ganz gerade und könnte im Verein mit den Dampfboten auf den beiden Seen in neun bis zehn Stunden gemacht werden, was allerdings für uns Seebewohner, für reiſende Handlungsdiener und ſonſt Eilende ſehr angenehm wäre, für Leute aber, die die Schweiz zu ihrem Vergnügen ſehen und genießen wollen, von ſehr geringem Intereſſe ſcheint. Später, wenn die Sache entſchieden iſt, werde ich wieder auf den Gegenſtand zurückkommen.

Von weit ſichererer Ausführung und bereits begonnen iſt der Bau einer Kunſtſtraße, die auf zwei mächtigen übereinandergehenden Bogen von der Berner Straße bei Lauſanne mit Vermeidung der hügeligen, engen und für Fuhrwerke aller Art höchſt unbequemen, ja ſelbſt gefährlichen Stadt, weſtlich von derſelben wegführend, ſich der ſchönen und bequemen Schweizerſtraße auf dem Montbenon mit einer großen Brücke über den Flon anſchließen wird. Allerdings ein den imposanteſten Bauten dieſer Art zu vergleichendes, ſehr koſtſpieliges Unternehmen, das unſerem Kanton Ehre machen wird. Wer den von den Römern herrührenden Aquädukt, den Pont du Gard, zwiſchen Avignon und Nismes geſehen hat, kann ſich eine Vorſtellung davon machen. In Verbindung damit ſteht der Bau großer und ſchöner Hotels am Montbenon und im Süden der Stadt. Lezteres iſt ſeiner Vollendung nahe, und da es auf der Stelle ſteht, wo Gibbon wohnte und einen großen Theil ſeines berühmten Werks der Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reichs ſchrieb, ſo hat man ihm den Namen Hotel Gibbon gegeben, eine Nachahmung des Hotel des Bergues in Genf, das bekanntlich den Namen eines großen Wohlthäters Genfs im 15ten Jahrhundert, des Deutſchen Berger trägt, den ſich die franzöſiſchen, für deutſche Laute ungelenken Zungen mit Bergues mundgerecht gemacht haben. — Weniger in die Augen fallend, aber gleich wichtig ſind die bedeutenden Waſſerbauten zur Rectification des Rhonebettes, zur Vermeidung oder Verminderung des häufigen Austrocknens dieſes Stroms. Von St. Maurice bis zu ſeiner Mündung in den Genfer See, alſo in einer Länge von mehr denn drei Lieues geht keine Brücke darüber und die Verbindung beider Ufer, der Unterwalliſer mit den Waadländern, beſteht nur durch Ueberfahrten. Jezt werden an zwei Stellen, bei Illarſaz und Porte du Sex, Brücken gebaut. Wer an unſerem See gereist iſt, erinnert ſich gewiß des maleriſchen Inſelſchloſſes Chillon, am Oſtende des Lemans, und ſeiner mächtigen, in Felſen gehauenen Souterrains, die Lord Byron, ſelbſt ohne von ihrem berühmteſten Gefangenen zu wiſſen, ſo ſchön benuzt hat. Chillon wird jezt von ſeinem alterthümlichen Intereſſe und von ſeiner Zugänglichkeit verlieren, da es beſtimmt iſt, eines der zwei Arſenale des Landes zu werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Et ſitt'n Männeken im Holte,
hät'n ſwart Höiken up,
hät'n rot Mänteken ümme
un den Buk voller Steine.
Altniederdeutſch.

Ich ſteh' im Holz
Gar ſteif und ſtolz
Und ziehe meine ſchwarze Kapp'
Auch vor dem Schulzen ſelbſt nicht ab,
Und in mein rothes Mäntelein
Hüll ich mich fein;
Mein Bauch iſt aber voller Stein'
Und wickelt in wolligen Pelz ſie ein.

Doch kommen die Stein' in der Erde Schooß,
So wachſen ſie ſchnell und werden groß,
Und füllen die Luft
Mit feinem Duft.
Bald ſteh'n ſie im Holz,
Wie ich ſtand, ſtolz
Und hüllen in's rothe Mäntelein
Den Bauch voll Stein;
Und bald bekomm ich auch Enkelein,
Und Ur- und Ur-Ur-Enkelein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 9. Juli 1838.

Die weiße Farbe, die iſt mir verhaßt,
Die Roſenfarb' an der Sonn' erblaßt:
So wähl' ich lieber ein ſchwarzes Kleid,
Ja beſſer kleidet ein ſchwarzes Kleid.
Im Kloſter, im Kloſter ich leben ſoll,
Drum ſag' ich hinterrücks Lebewohl.

P. v. Goetze.
Ruſſiſche Volkslieder.

Ruſſiſche Sitten.

(Fortſetzung.)

Wohl dir, junges Herz, wenn die flüſternde Stimme deiner Schickſalsgöttin dir die auserwählte Geſtalt bezeichnet, dir den Namen nennt, welchen du gern hörſt! wenn ein Blitz zwei Herzen entzündete! Die Stunde der Freiheit hat dir geſchlagen; an der Hand deſſen, den dein Herz an heiliger Stätte wählte, wirſt du dieſe bald wieder betreten; dort wird ein Segensſpruch dich dem verbinden, mit welchem du den Lebensweg ſo gerne wandelſt; ein Frühlingsgarten thut ſich vor dir auf. Aber wehe! eine winterliche Oede oder ein neues Gefängniß öffnet ſich dir, wenn dein Herz von dem, welcher dir genannt wird, nichts weiß, wenn es auf ſeine Frage keine Antwort hat. Wie du betrübt das kleine Schiebfenſter wieder ſchließeſt, ſo ſchließt ſich von Neuem für ein ganzes langes Jahr die Thüre deines Kerkers. Du mußt noch einmal anfangen zu weben und zu ſticken. Es geſchieht ſchon mit weniger Freudigkeit; Sorgen und Thränen werden deine Augen oft dabei verdunkeln, und iſt endlich der mit Thränen benezte Faden eines langen Jahres wieder abgehaſpelt, erſcheint der erſehnte, Freiheit verheißende Tag zum zweiten Male, mit welchen Gefühlen magſt du, eine verjährte Blüthe, in der Reihe junger Knoſpen ſtehen, welche den lüſternen Augen der Beſchauer noch verſchämt bergen, was ein ſorgenvolles Jahr nur kümmerlich auf deinen Wangen, in deiner Geſtalt entfaltet hat! Zweifaches Wehe aber, ginge auch dieſer Tag vorüber, ohne daß der Rechte, wohl gar, ohne daß Einer anfragen ließe, ob er dir gefallen! Zwar beginnt noch ein zweites Gnadenjahr, aber es ziehen dunkle, ſchwere Wolken durch daſſelbe, es ſteigen Gewitterſtürme auf aus dem Kreiſe derer, denen du angehörſt; es zeigen ſich bereits die Geſpenſter der Verachtung, welche deiner harrt, wenn auch der dritte Tag der Beſchauung für dich ohne Folgen vorüber geht. Du biſt verloren, du biſt zur Einſamkeit für die Dauer deines Lebens verdammt.

Frauenklöſter bieten ſolchen Ausgeſchiedenen, Ungewählten zwar ein Aſyl, aber ſolche Kloſterfrauen tragen ihrem Seelenbräutigam ein verbittertes Herz entgegen. Der von ihrer hohen, ſteifen, gleich dem Kopfe eines Männerhutes geſtalteten Mütze herabwallende Schleier verbirgt die Furchen nicht, welche der Unmuth über vereitelte Wünſche, ja Neid in das frühe verblühte Angeſicht gruben. Der Anblick dieſer geiſtlichen Schweſtern iſt durchaus unangenehm, ſogar widerlich. Da zugleich Mangel an aller Bildung bei ihnen vorherrſcht, da ihr ganzes Wiſſen und all ihre Frömmigkeit ſich auf die Kenntniß und Uebung äußerer Ceremonien erſtreckt,

ſo gewinnen ſie bei ſtrenger Uebung derſelben leicht Glauben an ihre Heiligkeit und einen unerträglichen Stolz auf dieſelbe.

Manche dieſer armen, überſehenen, oder durch eigene Wahl — was jedoch ſelten iſt — ledig gebliebenen Mädchen verweilen zwar fortwährend im Kreiſe ihrer Verwandten, ſie ſind und bleiben aber ein Gegenſtand der Verachtung, welche ihnen noch den lezten Reſt ſittlichen Werthes raubt, den auch das niedrig geborene Weib haben kann. Sie ſind, außer in ihren Zellen am Webeſtuhl, für das Leben unbrauchbar.

Die Wohnungen.

Die Hütte des Armen haben wir bereits in einigen Andeutungen bezeichnet. Sie bietet außer der einzigen bewohnbaren, ungedielten Stube, der Schlafbank in derſelben, den vier Familientiſchen, dem großen, in Form eines Backofens erbauten Ofen, einigen Heiligenbildern und hängenden Wiegen, nichts Bemerkenswerthes dar, es müßte denn die dicke Rauchwolke ſeyn, welche die Hälfte des niedrigen Raumes durchwogt. Selten befindet ſich ein Schornſtein in jenen Hütten: der Rauch muß ſich ſelbſt eine Oeffnung ſuchen. Die Fenſter, durch welche er zu dringen verſucht, ſind nur ſchmale, zwiſchen den Balken leer gelaſſene Stellen, mit einer einzigen, längſt zur Beobachtung einer Sonnenfinſterniß gehörig eingeräucherten Glasſcheibe, oder auch mit Lappen verwahrt, welche im Nothfall herausgenommen werden, um dem Qualme Ausgang zu verſchaffen. An Farbe gleichen ſolche Hütten denen, welche man in Tannenwäldern zur Bereitung des Harzes und Kienrußes findet.

Treten wir in das Haus eines wohlhabenden, ja in ſeiner Art reichen Bauers, ſollte dieſer auch Leibeigener ſeyn. Wir bemerken zuerſt, daß der anſehnlichſte Theil deſſelben nach dem innern Hofraume gerichtet iſt. Der Beſitzer iſt bemüht geweſen, ſeinen Wohlſtand vor dem Auge der Vorübergehenden zu verbergen. Es iſt das Gefühl der Sklaverei, welches ihm dies Verfahren eingibt. Er will arm ſcheinen, um ſich ſeines Zuſtandes nicht ſchämen zu dürfen, oder er fürchtet, durch Bloßſtellung deſſelben zu ſtärkern Dienſtleiſtungen angehalten zu werden.

In freien Dörfern ſiedt man die Giebel der Häuſer nach der Straße gekehrt, mit Schnitzwerk verziert, mit buntgemalten Fenſterläden verſehen. Nicht ſo da, wo die Leibeigenſchaft noch nicht aufgehoben iſt. Sie drückt ihren Stempel dem Menſchen und ſeinen Wohnungen auf. Eine hohe Umzäunung umgibt den Hof, ja ſelbſt die nach der Straße gerichtete Seite des Hauſes. Breite Schuppen ziehen ſich rings um den Hofraum. Alle Hausthiere wählen ſich unter denſelben ihren Platz nach Gefallen. Keines iſt angebunden, aber auch keines, ausgenommen das Geflügel, zeigt die erfreulichen Spuren menſchlicher Sorgfalt, oder einiger durch dieſe erlangten Kultur. Sie haben vielmehr durch die Nähe des Menſchen von ihrer urſprünglichen Schönheit verloren. Das wilde Roß, der Büffel, die wilde Ziege ſind ganz andere Geſchöpfe als dieſe verkümmerten, ſtruppigen Repräſentanten ihrer Geſchlechter. Furchtbar, ja entſetzlich iſt der Anblick der Schweine, welche in großer Anzahl in den Dörfern umherlaufen; ſie ſind gewöhnlich fuchsroth. Der Ruſſe, beiläufig geſagt, verzehrt bloß ihr Fleiſch, wirft alles Uebrige, was die Induſtrie andeeer Nationen benuzt, weg und brennt die Borſten ab, ohne ſie auszuziehen. — Noch ſieht man in jedem Hofraum ein kleines, freiſtehendes Haus, welches man für einen Stall der eben erwähnten Thiere zu halten geneigt iſt. Es enthält jedoch den Jahreevorrath an Buchweizengrütze, die der Ruſſen Lieblingsſpeiſe und tägliches Gericht iſt.

Wenden wir uns nun zum Wohnhauſe, ſo ſehen wir einen auf Säulen ruhenden Vorbau, unter welchem Bänke zum Ruhen ſich befinden; in das Haus ſelbſt jedoch getreten, begegnen wir einem Troge, über welchem ein irdenes Gefäß in Form einer Theekanne mit zwei Röhren hängt. Dies iſt die Waſchanſtalt für die ganze Familie. Jeder, der ſich derſelben bedient, nimmt aus einer der Röhren einen Mundvoll Waſſer, wirft dies in ſeine hohlen Hände und wäſcht erſt dieſe, dann das Geſicht. Das Abtrocknen überläßt er der Luft und der Sonne, obgleich in der Familienſtube, über dem zwiſchen den Fenſtern angebrachten kleinen Spiegel, ein langes, an beiden Seiten reich geſticktes Handtuch hängt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sara.

(Fortſetzung.)

„Der Heiland ſieht in mein Herz,“ nahm Beate wieder das Wort. „und weiß, daß ich Niemands Ehre gekränkt, noch jemals etwas Schlimmes wiedererzählt habe, das ich gehört; aber dieſer Umſtand mit der Geliebten iſt gar zu himmelſchreiend. Man denke ſich nur, dieſes — Geſchöpf lebte Anfangs in Görlitz, nachher hat er ſich's nach Barthelsdorf kommen laſſen, weil ihm wahrſcheinlich der Weg bis nach Görlitz zu beſchwerlich wurde. Die Schweſter Lachſeſſin, von der hab' ich's, die hat ſie

Digitized by Google

zuſammen geſehen.“ — „O, was das betrifft,“ ſagte Perpetua, „ſo iſt die Lachſeiſin halb blind, und ſieht eine Ente für einen Kanarienvogel an.“ — „Mag ſeyn,“ entgegnete Beate, „die Sache hat aber ihre Richtigkeit. Und was noch ſchlimmer iſt, es gibt Leute, die den Liborius in Görlitz haben herumgehen ſehen in ganz niederträchtiger, weltlicher Kleidung, mit Puder, einer weißen geſtickten Weſte und einem rothen Frack.“ — „Einem rothen Frack!“ ſchrie Criſpine. „O du Lämmlein! wenn das wahr wäre, müßte man ihn ja vom Liedsmahl wegweiſen. Einen rothen Frack! das iſt ja der leibhaftige —“

Ein Geräuſch an der Thüre unterbrach die fromme Unterſuchung über die Sitten und die Kleidung des Bruders Liborius. Alle wandten ihre Blicke auf die Thüre, und als dieſe ſich langſam öffnete, ſah man nichts als eine lange, ſpitzige Naſe, und ein zahnloſer Mund ſtammelte die Worte: „die Frau Gräfin iſt gekommen! Ihre Kutſche biegt eben um die Ecke; wer ſie ſehen will, laufe an's Fenſter!“

Es läßt ſich nicht beſchreiben, welche Wirkung dieſe Worte machten. Theetaſſen, Brodkörbe, Strickzeuge, Arbeitsbeutel flogen wie auf einen Wink bei Seite, und die ganze Geſellſchaft begab ſich in den leeren Betſaal, deſſen Fenſter auf den kleinen Platz gingen, wo das Haus ſtand, das man für die Gräfin gemiethet und zurecht gemacht hatte. Aus allen Zimmern ſtrömten die ledigen Schweſtern herbei, und der Betſaal war noch nie mit ſo großer Andacht und in ſo gedrängten Maſſen beſucht worden. Es war ein Anblick eigener Art, vor jedem der vier Fenſter eine Gruppe zu ſehen, wo die Einen faſt auf den Schultern der Andern knieeten und jeder noch ſo unleidliche Druck geduldet wurde, um nur nichts von einem ſo ſeltenen und ſo langerwarteten Schauſpiele zu entbehren. Einer natürlichen Sympathie folgend, hatten ſich die jungen Mädchen ſo ziemlich Alle an Einem Fenſter zuſammengefunden, und die Bemerkungen, die hier über die Ankommenden gemacht wurden, waren ſehr verſchieden von denen, die ein paar Schritte weiter auf jenem Platze verlauteten, wo ſich das Mittelalter und die ganz alte Zeit zuſammengefunden hatten.

IV.

In der That ſah man jezt drei Kutſchen ziemlich raſch die Straße herauffahren. Eine große Anzahl Zuſchauer hatte ſich ſchon um das Haus geſammelt, ein anderer Haufe umgab die drei Wagen und bildete eine Art Eskorte. Das Gemurmel wich einer andächtigen Stille, als die erſte Kutſche hielt und mit Goldborten überladene Diener eilten den Schlag zu öffnen. Die lauſchenden Schweſtern hatten eine ſo günſtige Stellung, daß ihnen nichts von dem Inhalt der Kutſche entging. Eine Dame in Schwarz, von Kopf bis zu den Füßen in einen Schleier gehüllt, ſtieg aus; dies konnte Niemand anders als die Gräfin ſeyn; ihr folgte eine zweite Dame in einem Reiſeanzug von farbiger Seide. Von den Geſichtern beider Frauen konnte man nichts ſehen, denn die Eine verhüllte ſich mit dem ſchwarzen Schleier, die Andere mit einem Reiſecapuchon, der, über die Friſur geſchlagen, in einer Spitzengarnirung bis auf die Hälfte des Geſichts herabhing. Aus der zweiten Kutſche ſtieg zu Aller Verwunderung ein junger Herr heraus, in einem weißen Rocke von geblümtem Atlas, roſenrothen Beinkleidern, einem blitzenden Degen, einem Ordensbande, und über dieſes Alles einem flatternden Staubmantel von ſchwarzem Taffet. Er eilte aus ſeiner Kutſche den Damen voraus, um ſie in's Haus zu führen. Alle Drei rauſchten in die Thüre, ohne die Verbeugungen und die Anrede des Bruder Roſenroth, der ein Gewürzkrämer und der Eigenthümer des Hauſes war, beſonders zu beachten. Man war jezt neugierig auf den Inhalt der dritten Kutſche, die, nachdem die andern beiden Platz gemacht, langſam angeraſſelt kam. Sie war weder in ihrer Bauart noch in ihrer Beſpannung ſo prächtig, als ihre Vorgängerinnen; es ließ ſich daher nicht erwarten, daß ſie etwas Beſonderes in ihrem Schooß bergen werde. Als der Schlag geöffnet war, wurde etwas herausgereicht, das wie ein in Windeln eingeſchlagenes Kind ausſah, in der That aber nichts als ein engliſcher Hühnerhund war, von ziemlicher Größe und übermäßiger Corpulenz, der auf einem Kiſſen von roſenrothem Taffet ruhte, und bei der ganzen Deportation von der Kutſche bis in's Haus ſich nicht einmal die Mühe gab zu erwachen, um ſich die Leute anzuſehen, die ihn angafften und bewunderten. Nach dieſem Quadruped ſtieg eine Bonne aus, die ziemlich jung und hübſch war, und mit einer gewiſſen Koketterie rund herum grüßte. Ihr Gefährte, ein kleines, dürres Männchen in einer ſchwarzen Perücke und langen, buſchigten, grauen Augenbrauen, eine Art Haushofmeiſter oder vielleicht auch nur ſchlechtweg ein Kammerdiener, zeigte ſich dagegen deſto mürriſcher; indem er ſich durch die gedrängten Haufen einen Weg bahnte, ſchritt er langſam und gravitätiſch vorwärts, und brauchte drei Priſen aus einer kleinen hörnernen Doſe, ehe er die kurze Strecke von ſeinem Wagen bis zur Thüre des Hauſes zurückgelegt hatte.

Mit ſeinem Verſchwinden ſchloß ſich zum allgemeinen Bedauern der Zuſchauer das intereſſante Schauſpiel. Es blieb nur noch übrig, die drei Kutſcher zu beobachten, allein auch dieſe verſchwanden bald, und nachdem noch einige Neugierige von der hartnäckigſten Sorte eine Viertelſtunde dageſtanden und vergebens nach den Fenſtern hinaufgeſchaut, in der Hoffnung, dort noch eines kleinen Epilogs theilhaftig zu werden, verloren ſie ſich mit den

Digitized by Google

übrigen Gaffern, und der Platz wurde wieder ſo leer und ſtill, wie er kurz vor dieſem ewig denkwürdigen Ereigniß geweſen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beſchluß.)

Theater. Goethes Fauſt.

Wenige Worte zum Schluß vom Theater, von dem wir wohl dann auf Monate Abſchied nehmen. Fauſt, Goethes Fauſt, iſt auf dem königlichen Hoftheater, und zwar im Gebäude des königlichen Opernhauſes, wirklich gegeben worden, zwei Mal, beide Mal bei überfülltem Hauſe. Seitdem, es ſind Wochen vergangen, wartet man auf eine Wiederholung. Viele Theaterfreunde warten damit noch auf die Gelegenheit, das berühmte Drama zum erſten Male auf den Brettern zu begrüßen. Man meint, ſie dürften ſehr lange warten müſſen. Zur Feier der hohen Anweſenden wurde Fauſt nicht gegeben; aber auch die Anweſenden, nämlich bei den erſten Aufführungen, wollen nicht Alle von derſelben zufrieden geſtellt nach Haus gegangen ſeyn. Einige wollten andere Muſik. Andere andere Dekorationen, nicht weil beide ſchlecht, ſondern zu gut wären, d. h. Werke für ſich, die die Aufmerkſamkeit von dem Hauptwerk ablenkten. Viele klagten, daß man ſich in Coſtüm und Dekorationen völlig vergriffen, hier einen dunkeln Wald ſtatt eines heitern Feldes, dort eine vulgäre Teufelsmaske ſtatt einer diaboliſchen Charaktermaske gewählt habe. Einige wollten einen andern Fauſt, Andere einen andern Mephiſtopheles, Andere alles anders, auch das Stück ſelbſt. (Nur das Gretchen gefiel Allen.) Mancher hatte es ſich nicht ſo unmoraliſch gedacht und bedauerte, ſeine Frau hineingeführt zu haben. Viele, die feine Sticheleien lieben, fühlten ſich unangenehm durch das Flohlied berührt. Mehrere, die das Drama kennen, fanden es zu moraliſch zugeſchnitten. Da nun weder Poetiſche noch Proſaiſche in ihren Erwartungen ganz befriedigt waren, für wen ſoll es die Direktion wiederholen? Wenn nicht zu Goethes Ehre, doch für einige achtbare Puiſſanceen: für ihre Schauſpieler, Dekorationsmaler, ihren Ruf und ihre Kaſſe. — Seydelmann iſt unter uns. Der Künſtler hatte gewiß gedacht, durch ſeinen Mephiſtopheles den Stempel auf ſeinen Ruhm hier zu drücken. Die Anſichten im Publikum über die Art, wie er den Charakter aufgefaßt, ſind getrennt; iſt ſie die richtige, ſo war ſeine Durchführung meiſterhaft. Stimmen, die ſich bei der erſten, durch die Miſchung des Publikums merkwürdigen Aufführung gegen ihn erhoben, wie Blitze aus blauem Himmel, ſollten ihn weder irren, noch befremden. Seydelmann kann ſich vielmehr glücklich ſchätzen: es wird klar, daß er im Publikum eine Oppoſition gegen ſich hat. Dieſe Ehre iſt in dem gleichgültigen Theaterluſtrum bei uns ſeit lange Niemanden geworden. — Das königsſtädtiſche Theater hat in dem jungen Schauſpieler Schwanfelder einen bedauernswerthen Verluſt erlitten. Er war über die Anfängerſchaft zu einem guten tragiſchen Liebhaber mit einem Schritte hinaus, und hätte auf anderem Platze ſich zu einem Künſtler in einem Fache ausbilden mögen, das auf dem deutſchen Theater auch nur leidlich beſezt zu ſehen, jezt ſchon zu den Seltenheiten gehört.

Lauſanne, Juni.

(Beſchluß.)

Neubauten. Alterthümer.

Unſerem kleinen Land, das ſeit ſeiner Reſtauration, 1814, aus eigenen Mitteln und ohne Anleihen ſo viel ſchöne und anſehnliche Anſtalten der höhern Bildung, Wohlthätigkeit, Sicherung und Volkserziehung gegründet hat, unſerem Waad fehlte bisher ein eigenes Irrenhaus, und die Irren wurden in dem auch neuen und tüchtigen Hospital verpflegt, wo man ihnen aber in dieſer Gemeinſchaft mit andern Kranken die nöthige beſondere Pflege nicht widmen konnte. In Genf war dies eben ſo. Kaum aber hatte die Regierung dieſes auch muſterhaft fortſchreitenden Cantons den Bau eines eigenen Irrenhauſes beſchloſſen und begonnen, ſo geſchah ein Gleiches in Lauſanne. Preiſe wurden für eingeſendete Plane ausgeſezt, und den erſten von 1600 Schweizer Franken erhielt der Architekt Labrouſte in Paris, nach deſſen ſinnreichem Plan jezt das neue Irrenhaus gebaut wird. Sie fragen vielleicht, wie unſer kleines Land, bei ſehr geringer Beſteurung, die Mittel zu ſo vielen koſtſpieligen und mancher Königreiche würdigen Anſtalten gewinne? Durch Ordnung, Sparſamkeit und große Redlichkeit in der Verwaltung vom höchſten bis zum unterſten Gliede. Dies hat ſchon Manchen in Erſtaunen geſezt. Vor einiger Zeit war der franzöſiſche Miniſter Molé inkognito hier. Ganz erſtaunt über unſere ſchönen, trefflich unterhaltenen Landſtraßen, erkundigte er ſich bei einem unſerer Staatsräthe nach der Summe, die in Waad jährlich im Budget zum Straßenbau beſtimmt ſey? Man nannte ſie ihm. „Und wie viel wird wirklich dafür verwendet?“ Anfangs verſtand man ſeine Frage gar nicht; endlich kam's heraus: Se. Excellenz meinte, in Waad bleibe den Adminiſtratoren von Oben bis Unten hinaus auch ſo Bedeutendes zwiſchen den Fingern hängen als in Frankreich, wo dies eine angenommene Sache iſt, die nach gewiſſem Maßſtab ſogar in Rechnung kommt.

Auch dieſes Jahr iſt nicht vergangen, ohne einige intereſſante Alterthümer aus römiſcher Zeit zu Tage zu fördern. Auf dem rechten Rhoneufer, in der Gegend von St. Maurice, fanden Arbeiter im Feld, einen Fuß tief, eine irdene, faſt runde Amphora mit achthundert und ſechzig kupfernen Münzen; die mehrſten ſind ganz von Grünſpan überzogen, aber doch kenntlich. Faſt alle ſind aus Diocletians, Maximians und Conſtantius Chlorus Zeit mit den Köpfen dieſer Kaiſer auf einer Seite und auf der andern einem Genius mit verſchiedenen Attributen und der Inſchrift: Genio populi romani. Die Münzen haben meiſtens die Größe eines zwei Frankenſtücks. — Zwiſchen Aubonne und Biève fand man folgende Votivinſchrift: CAESIA VEGETA APOLLINI V. V. S. L. M. (Votum vovit solvit libens merito). Wofür hatte die römiſche Frau oder das römiſche Mädchen dem Apollo zu danken? Der See, ſeine Ufer und Berge waren in der Römer Zeit nicht weniger ſchön und reizend als jezt; beſang ſie ſie vielleicht und ſezte die Dichterin den Stein? Oder ſtammte ſie aus einer andern, mildern Gegend und rief hier bei ſcharfer Biſe aus: „Welch rauher Winter! möchte ihn doch während meines Aufenthalts in dieſer Gegend Apollo milder machen!“ und er ward milder. Oder hatte Cäſia Vegeta ein krankes Kind, das dem Tode nahe war? ſie flehte zu Apollo und gelobte ihm einen Votivſtein; das Kind genas und die Mutter gedachte ihres Verſprechens.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 10. Juli 1838.

> O daß ich wäre wie in den vorigen Tagen, da ich meine Tritte wuſch in Butter, und die Felſen mir Oelbäche goſſen, da ich ausging zum Thor in der Stadt, und ließ meinen Stuhl auf der Gaſſe bereiten. — Nun aber gießet ſich aus meine Seele über mich, und mich hat ergriffen die elende Zeit.
>
> Hiob.

Sara.

(Fortſetzung.)

„Wer mag nur der junge Cavalier ſeyn?“ ziſchelten die jungen Mädchen untereinander. „Er ſieht nicht übel aus.“ — „Bemerkteſt du, wie er mit einem flüchtigen Blick hierher ſah?“ — „Der ſchwarze Mantel verdeckte viel von ſeiner Figur.“ — „Allerdings, allein es bleibt genug noch übrig, um daraus zu ſchließen, daß er wie ein junger Gott gewachſen ſeyn muß.“ — „Du übertreibſt, meine Liebe; ich habe doch nichts von einem Gott an ihm bemerkt; im Gegentheil, der Ausdruck ſeines Geſichts ſchien mir ziemlich alltäglich und ſein Anzug nicht wenig beſtaubt und mitgenommen von der Reiſe.“ — „Aber die Gräfin — es muß doch beſchwerlich ſeyn, in einem Kleid von ſo ſchwerem ſchwarzem Atlas zu reiſen, und die Garnitur von Spitzen unten macht es um nichts leichter.“ — „Ach, wenn ich dieſe Spitzen nur hätte! Wie reich und vornehm hat der Heiland doch manche Damen erſchaffen!“ — „Was ſagſt du zu dieſem ganzen Aufzug, Perpetua?“ erklang es am andern Fenſter; „ich muß geſtehen, daß ich zu Thränen gerührt bin, denn ich habe nun die Tochter unſeres Bruders Ludwig geſehen.“ — „Ich weine die ſanfteſten Thränen meines Lebens, Criſpine,“ entgegnete die Gefragte. „Sie hat in ihrem Gange, und ich wollte behaupten, auch im Geſichte, obgleich der Schleier einer von den fatalen, undurchdringlichen Schleiern war, viel Aehnlichkeit mit meinem Ludwig.“ — „Was nur der Zieraffe in ihrer Nähe zu bedeuten hat? Solch ein Geziefer braucht der Herr nicht in ſeiner Gemeinde!“ — „Auch das andere Weibsbild behagte mir nicht ganz,“ rief Beate. „Ich mag die Gattung von Frauen nicht, die rothe Abſätze an ihren Schuhen tragen und deren Fächer nach Lavendel duftet.“ — „Nun, der Heiland wende Alles zum Beſten! Da geht der Bruder Aelteſte vorüber; er wird uns ſagen, wann wir der neuen Schweſter unſern chriſtlichen Gruß bringen ſollen.“

Es dauerte nicht lange, ſo wußte man, daß die Begleiterin der Gräfin Bruce eine Madame Lazares, eine reiche und ſchöne Dame, daß der junge Herr ihr Mann ſey, und die beiden andern Perſonnagen einen Haushofmeiſter von Monſieur Lazares und die Kammerfrau der Gräfin vorſtellten.

Zwei Tage nach der Ankunft der Damen fand folgende Unterredung in ihrem Zimmer ſtatt. Madame Lazares hatte ſich auf eine Couchette niedergeworfen und lag frierend, in ihre Mantille eingehüllt. Die Gräfin Bruce ſaß am Fenſter und betrachtete, indem ſie von Zeit zu Zeit von einer Stickerei aufblickte, den einſamen Platz und die gegenüber liegenden Häuſer mit ſchnell

Digitized by Google

vorübergehender Aufmerkſamkeit. Philipp Junot, wie wir den jungen Mann mit ſeinem wahren Namen nennen müſſen, ging mit unendigen Schritten auf und ab. Sein Auge betrachtete bald die ernſte und ſchlanke Geſtalt Saras, bald verweilte es mit Lächeln auf dem kleinen, gelangweilten Geſichtchen der Madame Lazares. Endlich eilte er zu der leztern hin, blieb vor ihr ſtehen und fragte mit einer tiefen Verbeugung: „Wohin wollen Sie, daß ich Sie heute begleite, Madame? in die Oper? in's Schauſpiel? auf die Promenade?“ Er zog ſeine Uhr hervor: „Es iſt jezt gerade vier Uhr und ein halb; gut, da haben wir noch eine Stunde Zeit, ehe wir zum Diner des ſpaniſchen Geſandten gehen; wie, oder benutzen wir etwa dieſes Stündchen, um in der neueſten Modeausſtellung der Madame Turpin einige der lächerlichen Muſter zu ſehen, die das alte, abergläubiſche Paris anbetet, wenn es ſie auf dem Kopfe oder am Körper einer Frau ſieht, die ſo ſchön iſt wie Madame Lucile Lazares?“ — „Junot, Junot!“ rief Sara; „Sie vergeſſen die Abrede!“ „Er iſt unverbeſſerlich, du ſiehſt es; laß ihn gewähren!“ ſagte Lucile und wandte ihr Köpſchen mit einem Seufzer gegen die Wand.

„Was wollen Sie?“ fuhr Junot fort, „bin ich wieder aus der Rolle gefallen? aber ſind wir nicht hier unter uns? Glauben Sie, daß uns eines jener widerwärtigen Geſchöpfe vielleicht hinter der Thüre belauſcht? ich ſage Ihnen, die Luft iſt rein. Mein Himmel! da werde ich doch geſtehen dürfen, daß man grauſam, daß man abſcheulich mit mir umgeht!“ — „Worüber können Sie ſich beklagen?“ fragte Lucile. — „Worüber? o ich finde keine Worte! Meine Klagen ſind wie die des Hiob, ſie nehmen gar kein Ende.“ — „Hiob!“ rief Lucile, „merkſt du nicht, er wird fromm, Sara? Die Luft hier hat ihn angeſteckt.“ — „Reden Sie, Junot!“ — „Ach, mein ſchönes Pferd — meine venetianiſchen Spiegel — mein Porzellan aus Meißen — meine kleine Marquiſe, die auf dem Punkt war, mir dreißigtauſend Franken zu verſchreiben, mein Abbé, der mir italieniſche Stunden gab, meine Loge in der italieniſchen Oper — mein Duell mit dem Lord Tanton, von dem ich Früchte des Ruhms einzuernten hatte — ach! Alles, Alles vorbei — verloren!“

Er hielt inne und warf einen zürnenden Blick auf Madame Lazares. „Und wofür habe ich Alles geopfert? Ich kann wie der Brutus Corneilles fragen: „Was gabſt du mir, Vaterland, für meine Dienſte? — Ach, armer Philipp Junot, du biſt der Narr deiner Tugend! Es hat den Göttern gefallen, deine großen Talente zu kleinen Zwecken zu verbrauchen. Du biſt vom Wege nach dem Capitol in den Arbeitsbeutel einer ſchönen Frau gefallen. Du dachteſt, du wäreſt ſo groß, daß du fürchten müßteſt, die Sterne zu berühren, und das Schickſal liefert dir den Beweis, daß du ganz gut in einer Bonbonnière Platz haſt. Armer Junot, man kann nicht ärger gedemüthigt werden. Aber ich werde mich zuſammenraffen. Nehmen Sie ſich in Acht, Sara, ich werde, Ihnen zum Poſſen, und zum Schreck dieſes elenden Döschens, meinen großartigſten Leidenſchaften den Lauf laſſen. Ich werde plötzlich und ohne alle Vorbereitungen den Himmel ſtürmen; ich will damit anfangen, Ihnen eine wahnſinnige Leidenſchaft einzuflößen und damit endigen, für Madame Lucile eine Kugel mir durch den Kopf zu jagen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Ruſſiſche Sitten.

(Fortſezung.)

Gewöhnlich befinden ſich links und rechts von der Hausthüre Stuben. In einer derſelben ſind die Webeſtühle der Frauen, nebſt übrigem dazu gehörigem Geräth aufgeſtellt, auch iſt da der Koch- oder Backofen. Das gegenüber liegende könnte man im Vergleich zu jenem ein Putzzimmer nennen. Der Ofen iſt aus bunten Flieſen aufgebaut, eine Reihe von Heiligenbildern in Goldrahmen hängt an der der Thüre gegenüber liegenden Wand, vor derſelben eine zierliche Lampe. Man erblickt ein Glasſchränkchen mit gemaltem und vergoldetem Porzellan. Nächſt dem Ofen ſteht die große Theemaſchine (Samavar, d. i. Selbſtkocher genannt). Sie iſt aus Meſſing, oft in der Größe kleiner Oefen, wie ſie in einigen Gegenden Deutſchlands gebräuchlich ſind, aber vom überſprudelnden Waſſer dergeſtalt mit Grünſpan bedeckt, daß ſie mehr Furcht als Vertrauen erweckt. An Vergiftung durch Unreinlichkeit und Fahrläſſigkeit ſolcher Art glaubt der Ruſſe nicht. Kommt etwas dergleichen vor, ſo meint er, es ſey Gottes Wille geweſen und nichts dagegen zu thun.

Neben dieſem Zimmer iſt noch ein heizbares, in welchem ſich wenigſtens e i n hoch aufgethürmtes Bett befindet. Es iſt dies gewöhnlich ein Schauſtück, mit roth und blau geſtickten Betttüchern, Decken und ſo viel ſich immer mehr verkleinernden Kiſſen belegt, daß dieſe bis an die Decke des Zimmers reichen; es bleibt unberührt und iſt nur ein Zeuge des Federreichthums ſeiner Beſitzer. Dieſe ziehen vor, gleich ihren ärmern Brüdern, auf der in der Wirthſchaftsſtube befindlichen Schlafbank zu ruhen, oder die breite Fläche des ungeheuern Ofens einzunehmen. Man ſieht auch am Tage die Mutter mit den jüngſten Kindern, wie Götter vom hohen Olymp, von jenen warmen Lagerſtellen herabſchauen. An Wolken, auf welchen ſie thronen, nämlich Kiſſen und Pfühlen, die ſie mit hinauf nehmen, fehlt es nicht.

Digitized by Google

Die Webeſtühle, an welchen die Frauen ſich nur im Sommer beſchäftigen, ſind gleich ihren Fuhrwerken ganz ohne Eiſen zuſammengefügt. Die Leinwand, welche ſie weben, hat kaum dreiviertel Ellen in der Breite. Das Garn dazu ſpinnen ſie aus Flachs oder Hanf im Winter an der Spindel. Sie wickeln daſſelbe auf große Knäule, von denen ſie es ſofort ohne andere Vorkehrung verweben. Daher hat die ruſſiſche Leinwand ſo wenig Dauer; was aus derſelben verfertigt und gebraucht wird, hält ſelten länger als von einem Jahr zum andern.

Schlöſſer ſind ſelten, ſind auch an den Thüren dieſer beſſern Häuſer nicht zu finden. Ein hölzerner Riegel, den ein Bindfaden hebt, vertritt die Stelle derſelben. In Dörfern, durch welche eine vielbefahrene Straße führt, iſt faſt jedes Haus ein Wirthshaus, d. h. in jedem wird Quartier angeboten. Läßt ſich des Abends ein Reiſewagen oder mehrere hören (man reiſt gern in Caravanen), ſo fahren, gleich kläffenden Hunden, aus allen Thüren Männer und Frauen heraus. Es erhebt ſich ein ſich überbietendes Geſchrei: „Kommt, kommt zu mir! Ich habe das beſte Zimmer, den beſten Hafer, einen ſchon kochenden Theekeſſel!“ u. ſ. w. Der Reiſende ſelbſt thut wohl, wenn er von dieſem Geſchrei ſich nicht aus der Ecke ſeines Wagens, oder von den Kiſſen ſeiner Peitſche locken läßt; es würde ihm nichts helfen, denn hier entſcheidet die Stimme des Kutſchers. Dieſer, nachdem er eine Zeitlang ruhig zugehört hat, bewegt ſich langſam von ſeinem Sitze herab und zu einem der angebotenen Häuſer, um den angeprieſenen Hafer zu beſehen. Der Kaſten, in welchem dieſer verſchloſſen iſt, befindet ſich außer dem Hauſe, ja in der Straße ſelbſt. Die Güte deſſelben beſtimmt das Loos des Reiſenden. Tritt dieſer aber in das ſo ſehr geprieſene Zimmer, ſo begegnet ſein erſchrockener Blick einem lodernden, ſchwarzen Dampf ausſtoßenden Kienſpan, welcher in einen in der Mitte der Stube aufgerichteten Stock eingeklemmt iſt. Ein Mann oder Knabe ſitzt, die düſtere Flamme hütend, dabei, denn die ſchnell entſtehende Kohle muß immer abgeputzt, die raſch verzehrten Späne müſſen durch neue erſezt werden. An den Wänden herum ſitzen die Frauen und ſpinnen. Die unbrauchbaren Fäden des Flachſes oder Hanfes werfen ſie zu Boden; der Hüter der Flamme wirft die Kohlen, welche nicht ſelten noch glühen, ebenfalls dahin. Der Fremde, dies ſehend, kann ſich der Angſt nicht erwehren, daß er, wenn er die Nacht in dem angeprieſenen, durch eine Bretterwand abgeſonderten Zimmer zubrächte, mit dem ganzen Häuschen vom Feuer verzehrt werden könnte. Er zieht es vor, ſich, nachdem er an der heißen Quelle des Theekeſſels ſich erwärmt hat, in ſein Fuhrwerk zurück zu ziehen. Es iſt dies bereits unter den Schuppen gebracht worden. Die Hausthiere, dadurch aufgeſtört, regen ſich, umringen daſſelbe. Das indiſche Huhn, der ſtolze Haushahn, welche gern hoch ſitzen, benutzen die Gelegenheit, die ſich unverhofft bietet: ſie nehmen ihren Platz oben auf dem Verdeck. Das Schwein lagert ſich unter dem niedrigen Fuhrwerk; die Ziege liebt ohnehin die Nähe des Menſchen, und ſucht neugierig den Ankömmling auf. Die Pferde, welche ihn hergebracht, ſtehen unfern der Deichſel, von welcher ſie abgeſchirrt wurden, und bewegen dieſelbe oft; ihr Lenker liegt vertrauungsvoll zwiſchen ihnen und ſchläft hörbar. Hält das Ungewohnte ſolcher Nachbarſchaft den Reiſenden nicht wach, ſo wird er durch die Bewegungen der über und unter ihm Ruhenden ſanft eingewiegt. Er hat nicht zu befürchten, daß er die Stunde des frühen Aufbruchs verſchlafe. Der Flügelſchlag, das gellende Morgenlied des über ihm thronenden Wächters weckt ihn mit dem kommenden Tage. In kurzer Zeit iſt Alles um ihn her rege, und er wundert ſich, daß das Häuschen, in welchem er ſo unbedacht mit einem gefahrvollen Elemente umgehen ſah, noch unverſehrt daſteht.

Indeſſen ſind Feuersbrünſte in ruſſiſchen Dörfern nicht ſelten. Ob ſie um ſich greifen ſollen oder nicht, das hängt einzig vom Winde ab. Was von dem Hauſe an, wo das Feuer auskommt, unter dem Winde liegt, iſt ohne Rettung verloren. Der Ruſſe hält es für einen Eingriff in den Rathſchluß Gottes, wenn er einer ausgebrochenen Flamme wehrt. Iſt doch auch blindes Vertrauen die Quelle ſeiner Fahrläſſigkeit. Wo nur ruſſiſche Krieger zur Zeit des Befreiungskampfes hinkamen, da weiß man ſicher noch davon zu erzählen, wie man mit nicht geringer Angſt Stücke brennender Talglichter an den Wänden der Häuſer, ja ſogar der Ställe angeklebt fand. Auf dieſe Weiſe improviſirt der Ruſſe ſich überall einen Leuchter.

Wenn ein Dorf brennt, ſo ſchleppen zwar die Männer aus den bedrohten Häuſern, was tragbar iſt, jagen auch die Thiere hinaus, haben aber oft kaum Zeit dazu. Die dürren Strohdächer, das ausgetrocknete Gebälk faßten augenblicklich Flamme. Die freie Tochter der Natur wird aber in ihrem Laufe nicht geſtört, ſondern nur angeklagt. „Warum thuſt du mir dies?“ fragen im ſingenden Klageton die umherſtehenden Weiber das Geſchick, Gott oder das vor ihren Augen entfeſſelte Element. „Dieſe Hütte hat mein Vater gebaut; er hat ſo und ſo viel Jahre darin gewohnt. Warum nimmſt du ſie uns? Was haben wir dir gethan?“ Verbrennt ihnen Hausgeräth und ſelbſtgeſponnenes Linnen, ſo erzählen ſie die Biographie deſſelben, berechnen die Zahl der Ellen Angeſichts der Flamme, welche ſie frißt. Es iſt nicht die Hütte, denn dieſe wird mit Hülfe des Gutsherrn bald wieder erbaut, es iſt die ſüße Gewohnheit in ihr, ſo wie ſie war, zu leben, was ſie beklagen.

Die öffentliche Badeſtube iſt in jedem ruſſiſchen Dorfe für den Fremden, ehe er ihre Beſtimmung kennt, ein

Digitized by Google

Gegenſtand des Schreckens. Er ſieht am Rande eines Weihers oder Fluſſes ein aus allen Fugen dampfendes Gebäude ſtehen. Sein Blick hängt ängſtlich daran; er erwartet jeden Augenblick die helle Flamme auflodern zu ſehen. Statt deſſen bemerkt er bald einen nackten Menſchen, der roth wie ein Krebs aus der Thure rollt, ſich in das nahe Waſſer ſturzt und untertaucht. Wohlgemuth erſcheint er bald wieder auf der Oberfläche, und begibt ſich nach kurzer Zeit noch einmal in das Schwitzbad. Höchſt ſonderbar, ja mährchenhaft iſt dabei der Anblick der Frauen, welche auch beim Baden ihre goldverbrämten Mutzen nicht ablegen. Man ſieht ſie oft mit kleinen Kindern auf den Armen, bis an den Hals im Waſſer herum ſpaziren, ſcherzen und ſingen. Dieſe wandelnden Köpfe ſind, da das getrubte Waſſer ihren Leib verbirgt, im höchſten Grade drolligt anzuſehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Garten- und Ackerbaugeſellſchaft.

Die Gartenbaugeſellſchaft hat uns mit einer Ausſtellung von Blumen und Früchten beſcheert, worin es beinahe reichlicher ausſah, als im Freien; auch regnete und hagelte es häufig um den langen, ſüdlich, ja faſt tropiſch ausgeſchmückten Saal. Man ſollte die Gärtnerei zu einer Hauptkunſt im Staate erheben, da die Natur uns den Frühling ſeit einigen Jahren zu entziehen ſcheint und den Winter verlängert, wodurch das Wachsthum im Freien recht kümmerlich wird. Glücklicherweiſe haben wir Liebhaber der Gartenbaukunſt, welche troz aller Strenge der Natur die ſchönſten Blumen zu erziehen wiſſen, und Früchte auf ihre Tafel bringen drei oder vier Monate früher, als es der Natur beliebt ſie ihnen darzureichen. So hatte z. B. der Gärtner des Rothſchildſchen Gutes zu Suresnes, in der Umgegend von Paris, die ſchönſten Pflaumen, Aprikoſen und Weintrauben zur Schau geſtellt, indeß die Natur uns noch nichts anders zum Beſten gab als Regen und Schloßen, nebſt Radischen und Spinat. Dieſen Wundermann hat der Verein für Gartenbau daher auch mit einer ſchönen Medaille belohnt. Wie hoch dieſe Aprikoſen, Pflaumen und Weintrauben ſeinen Herrn zu ſtehen kommen, iſt nicht geſagt worden, vielleicht einige tauſend Franken. Was thut's aber? ſie ſind da, troz Wetter und Kälte, und das iſt der Triumph der Gartenkunſt. Ein anderer Kunſtgärtner, welcher bei der Ausſtellung ſeine gedruckten Ankündigungen austheilte, verdiente eher Prügel als eine Ehrenmedaille, und ich werde mich wohl hüten, ſein ſogenanntes P a r a d i e s oder ſeinen k ü n ſ t l i c h e n G a r t e n zu betreten, wozu er doch in ſeiner Ankündigung Jedermann einladet. Dieſer Kerl iſt nämlich auf den unſinnigen Einfall gerathen, die Natur nachzuäffen und einen 60 Schuh langen und 25 Schuh breiten Garten in Blumenbeete abzutheilen und mit lauter nachgemachten Blumen zu beſetzen, ſogar künſtliche Lauben und Spaliere anzubringen. Er iſt ſtolz auf ſeine Erfindung und rühmt ſich, einen ewigen Blumenfrühling auf ſeinem Boden zu beſitzen. Ein Pariſer literariſcher Verein iſt ſo einfältig geweſen und hat dieſem Mann eine Medaille zur Aufmunterung in ſeiner Kunſt ertheilt! Natürlich hat er von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues nichts bekommen, als einen Platz zur Ausſtellung künſtlicher Blumen, und auch dies war noch zu viel; denn was haben nachgemachte Blumen hier zu thun? Sie gehören in eine Ausſtellung von Induſtrieprodukten und nicht von Naturgewächſen. Auch der botaniſchen Literatur hatte man einen Platz eingeräumt, und die V[illegible]rleger hatten ihre ſchönſten Weeke ausgeſtellt. Da war eine Flora der engliſchen Treibhäuſer und Gärten, die ſchon ſeit drei Jahren, wie es ſcheint, die in England eingeführten Gewächſe nach den engliſchen Werken Botanical Register, Botanical Magazine, Brittish flower garden nachbildet; eine Flora der Pariſer Treibhäuſer und Gärten, als Seitenſtück zu dem vorigen Werke; die ſchönen Blumenwerke, welche unter der Leitung von Zöglingen des geſchickten Blumenzeichners Redouté und des beinahe eben ſo geſchickten Früchtezeichners Turpin erſcheinen u. ſ. w. Leider ſind alle dieſe ſchönen Werke, ſo wie die Treibhäuſer ſelbſt, nur für die Reichen. So koſtet die Flora der Pariſer Treibhäuſer und Gärten 720 Franks; dafür bekäme man in einigen Gegenden Frankreichs einen Garten. Da aber die Pariſer keine Gärten haben können, ſo müſſen ſie ſich ja wohl mit den öffentlichen Gärten und mit den Abbildungen von Gewächſen begnügen, und können höchſtens einige Blumen in Töpfen ziehen, ein Vergnügen, welches ihnen noch dazu von der Polizei verkümmert wird, da ſie darüber zu wachen hat, daß die Leute auf den Gaſſen ihren Geſchäften nachgehen können, ohne Gefahr zu laufen, von aus dem vierten oder fünften Stockwerk herabfallenden Blumentöpfen zerſchmettert zu werden. Die Kunſtgärtnerei muß in Paris ſeit mehreren Jahren bedeutende Fortſchritte gemacht haben; Sommergemüſe erſcheinen jezt ſchon am Schluß des Winters auf den hieſigen Märkten, und einige Gemüſe, z. B. Spargel, ſind in den Reſtaurans des Palais-royal den ganzen Winter hindurch zu haben, freilich zu hohen Preiſen; man kann ſich aber doch für Geld ein Vergnügen verſchaffen, welches ehemals ganz unbekannt war. Auch nimmt die Zahl der ausländiſchen Gewächſe, welche hier zum Vergnügen angebaut werden, immer zu, wie man ſchon aus dem Blumenmarkte ſehen kann, welcher zweimal in der Woche gehalten wird. Und noch beſſer ſah man es bei der lezten oben erwähnten Gewächsausſtellung, welche manche Bereicherung des franzöſiſchen Gewächsreiches enthielt. Einen nicht ſo glänzenden, aber dagegen weit nützlicheren Zweck hat die königliche Ackerbaugeſellſchaft, deren öffentliche Verſammlung einige Wochen vor der des Gartenbauvereins ſtatt fand. Auch dieſe rühmte ſich in ihrem Berichte mehrerer Bereicherungen der franzöſiſchen Flora; hieher gehört namentlich die Färbepflanze Polygonum tinctorium, welche man aus Tiflis kommen laſſen, und die bereits in mehreren Gegenden Frankreichs angebaut wurde und einen trefflichen indigoähnlichen Farbſtoff liefert; ferner ein chineſiſcher Kohl, Namens Pel-saie. Auch die Theeſtaude ſucht man den Chineſen abzugewinnen; der Berichterſtatter, Soulange-Bodin, ſchien aber kein großes Zutrauen zu dem Erfolge dieſer Verſuche zu haben. Dagegen ſprach er mit Zuverſicht von dem zunehmenden Seidenbau in Frankreich. Ferner hat die Ackerbaugeſellſchaft den Raupen und andern gefräſſigen Inſekten, welche große Verheerungen in Weinbergen, Aeckern, Wäldern und Gärten anrichten, den Krieg erklärt, und will nicht eher raſten, bis ſie Mittel ausfindig gemacht hat, dieſen Verheerungen Einhalt zu thun. Es ſcheint, daß die Raupen manchmal die Oberhand behalten, und daß die Ackerbaugeſellſchaft mit aller ihrer Gelehrſamkeit gegen die zahlloſen Schaaren den Kürzern zieht. Sie hofft aber noch immer den entſcheidenden Sieg davon zu tragen.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 11. Juli 1838.

— Helles Auge der Nacht,
Weißbekleideter Mond, lächelnd iſt deine Wang',
Holder Wolkenbewandler,
Der die ſilberne Fackel ſchwingt.

Hölty.

Vom Mond.

In unſerm Sonnenſyſtem befindet ſich jenſeits des Planeten Mars im Himmelsraume eine Kluſt, die, ſtatt von einem größern Weltkörper, von vier kleinen, dem bloßen Auge unſichtbaren Planeten ausgefullt wird. Dieſe Kluſt theilt die Planeten in zwei natürliche Gruppen, in ein Ober- und Unterhaus, oder auch in eine Adels- und Gelehrtenbank. Neben der weit anſehnlicheren Größe iſt es beſonders das Gefolge von Satelliten, was die Planeten jenſeits der Aſteroiden zu Ariſtokraten ſtempelt. In der Zahl der kleinern Planeten iſt Tellus der einzige, der ſich wenigſtens Einen Diener oder Laternenträger hält oder halten darf, und inſofern erſcheint er als der eigentliche Gentleman unter dieſen Privatleuten, etwa wie der jüngere Sohn oder Bruder eines Pairs im Hauſe der Gemeinen.

Dieſes Recht unſerer Erde auf den Frohndienſt eines Himmelskörpers iſt ein hiſtoriſches Recht, ein wohlerworbenes, weil man nicht zu ſagen weiß, wie es erworben worden; und was das Beſte iſt, es ſcheint dem Lehnsherrn weder durch Revolutionen entriſſen, noch ihm allmählig abgeſchwazt, oder abgelöst werden zu können. Und dabei ſind auch die Benefizien größer und umfaſſender als bei den meiſten menſchlichen Feudalrechten. Wir wollen nicht in Anſchlag bringen, daß der Mond das ſalzigt naſſe Gewand der Erde fortwährend rüttelt und ſchuttelt, damit es nicht in Stockung modere; wiſſen wir doch nicht, ob die Toilette der Venus, des Mars und des Merkurs eines ſolchen Kammerdieners bedarf. Setzen wir aber voraus, daß es auf einem dieſer Weltkörper der Witz ſeiner denkenden Paraſiten ſo weit gebracht hat als wir, ſo muß dort der Mehraufwand für Oel oder Gas zur Straßenbeleuchtung und fur Sicherheitspolizei ſehr bedeutend ſeyn, nicht zu rechnen, daß die Erde durch den offiziellen, nur im Kalender ſtehenden Mondſchein viel Geld in der Taſche behält. Vom augenfälligſten, für die Menſchheit wichtigſten Nutzen iſt die Dienſtleiſtung des Monds als Zeitmeſſer, und von jeher brauchte ihn die Menſchheit als Unruhe und Zifferblatt an ihrer Lebensuhr. Seine Bewegung erſchien allerdings merkwürdig regelmäßig, aber verglichen mit den andern Bewegungen am Himmelsgewölbe, war es am Ende, gleich dem Geſchäftsgang im weiland deutſchen Reich, doch nur Syſtem in der Verwirrung: die Cykeln des Monds wollten nie gleich aufgehen mit denen des Tagesgeſtirns, das dem Alterthum auch ein Diener der Erde war und es der naiven Welt noch iſt, und es machte viel Unluſt, bis die Differenzen gehörig verabſchiedet waren.

Der Mond verſieht bei der Erde auch das Amt eines Hofpoeten, freilich faſt nur eines Elegikers; in der truben

Digitized by Google

Stimmung des Leibeigenen, die ihm aus dem wie um Befreiung flehenden geiſterhaften Geſichte blickt, brachte er es nie zum kranken Humor eines luſtigen Raths oder Hofnarren, ſelbſt wenn Lichtenberg Recht hätte, der den zu ſeiner Zeit herrſchenden launigten Modeſtyl von Luna herleitet und mit dem Tollhaus in Verbindung bringt. Es unterliegt ſchwerlich einem Zweifel, daß der Mond bei den Verſtimmungen des Bauchnervenſyſtems, dem Somnambulismus und dem der allgemeinen Polizeiordnung der Erde zuwiderlaufenden Verkehr menſchlicher Seelen mit dämoniſchen Geiſtern und Sendlingen der Hölle die Hand mit im Spiele hat, und es iſt leider nur zu wahr, daß er hie und da in Köpfen lunatiſches Unwetter anrichtet, bedenklicher als der Spuk, den er mit Verliebten und Poeten treibt. Ob er aber auch als atmoſphäriſcher Wettermacher bedeutend intriguirt, darüber iſt er vielfältigſt verhört worden, mußte aber bisher immer von der Inſtanz entbunden werden; indeſſen ruht die Sache nicht, und es wird fortwährend von zahlreichen Barometermännern im Stillen fortinſtruirt.

Unberechenbar iſt der Einfluß des Monds auf die Förderung unſerer Himmelskunde. Die Collegen der Erde, die untern Planeten ſammt dem Mars, entbehren mit ihm noch etwas ganz anderes, als eine Nachtlaterne, einen Träger der Lyrik und Bereicherer der Landſchaftsmalerei; ſie entbehren eines ihnen nahe gerückten Sternexemplars, das, wenigſtens nach dem Maß unſerer Kräfte, faſt allein im Stande iſt, den vernünftigen Weſen einen materiellen Beweis von der Pluralität der Welten an die Hand zu geben. In unſerm Nachbar, dem wir nur auf 51,000 Meilen in's narbigte Antlitz ſehen, erkennen wir auf's Beſtimmteſte ein Analogon der Erde, übereinſtimmend genug, um uns keinen Zweifel darüber zu laſſen, daß es auch dem Monde nicht an einem Ueberzug von Organismen fehlen wird, wenn wir auch nie die Straßen und Bauwerke ſeiner Bewohner erblicken ſollten; und doch abweichend genug, daß es uns klar entgegentritt, wie die aus wenigen Grundformen entfaltete unendliche Mannichfaltigkeit des Lebens auf unſerm Planeten für ſich eine Einheit bildet, welche ſich ſchon zum Geſammtorganismus jener nächſten, verwandten Welt keineswegs wie ein Exemplar zum andern verhält, ſondern mindeſtens wie zwei Species zu einander. — Die Bahn des Monds aber mit ihren ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten, mit der Säkularungleichheit, dem Zurückweichen der Mondknoten u. ſ. w. war eine treffliche Schule, in der ſich die menſchliche Geiſteskraft zu höheren aſtronomiſchen Problemen übte und ſtärkte. Die Mondtheorie, wie ſie vorliegt, iſt eine der glänzendſten Trophäen in der geiſtigen Ruſtkammer unſeres Geſchlechts.

Wiſſenſchaftliche Mondsbeobachtung, Chronologie und Oſterrechnung war indeſſen von jeher nur Sache einer Caſte oder beſondern Berufs; mit deſto regerem Intereſſe betrachtete der Menſch, der den Kalender nur benützt, nicht machen hilft, die ſeltſam getuſchte Zeichnung in der Scheibe des Monds und ſuchte ſich philoſophirend oder phantaſirend Rechenſchaft davon zu geben. Die verbreitetſten Figuren, zu denen der Volkswitz die Mondflecken ausgebildet hat, ſind der Haſe bei den Indiern und bei den chriſtlichen Völkern der Holzdieb mit dem Dornbuſch, dem zuweilen ein Hund beigeſellt iſt, wie bei Shakespeare (im Sturm, Act II. Scene 2.) — Schon im Alterthum hatten einzelne große Köpfe, namentlich unter den Griechen, die richtigſten Begriffe von der Natur des Mondes, von den Finſterniſſen, ja einige ſogar von ſeiner Entfernung von der Erde. So hielt Anaxagoras den Mond für einen feſten, bewohnbaren Körper mit Bergen und Thälern, der ſein Licht von der Sonne empfange. Poſidonius, ein Zeitgenoſſe Ciceros, ſchätzte ſeine Entfernung von der Erde auf 52½ Erdhalbmeſſer, ungleich genauer, als man ſie anderthalb Jahrtauſende ſpäter berechnen konnte. Indeſſen fehlte es im Alterthum auch nicht an den ſeltſamſten wiſſenſchaftlichen Hypotheſen. Ariſtoteles hielt die hellen und dunkeln Flecken im Mond für Bilder der Länder und Meere der Erde, die ſich in der Mondſcheibe abſpiegelten. Beim damaligen Stande des Wiſſens gewiß ein genialer Gedanke, und der große Mann hat ſich deſſelben nicht zu ſchämen, wenn auch ſeine Idee ein wenig manchen tiefen Aperçus unſerer Naturphiloſophen gleicht: ſchimmernd, aber nichts dahinter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sara.

(Fortſetzung.)

„Und wozu das Alles?“ fragte Madame Lazares kalt. — „Wozu, wozu? O, wenn ich auch nichts anderes damit ausrichte, ſo bewirke ich doch, daß die Katze unſeres Wirths darüber erſchrickt, daß der Kanarienvogel ſich über den Knall der Piſtole entſezt, und daß dieſe widerwärtigen Frommen dieſes Mal eine Minute ſpäter in ihren langweiligen Verſammlungen erſcheinen.“

Er ſezte ſich zu Sara, faßte ihre Hand und ſagte mit einer klagenden und ſanften Stimme: „Ach, ſchöne Frau, Sie haben nicht recht an mir gehandelt. Sie hätten mich meinem Schickſal und dem Lettre de cachet, das mein unwürdiger Onkel gegen mich ausgewirkt, überlaſſen ſollen. Ich ſäße jezt in der Baſtille, ich wäre geſchüzt; ich könnte nicht in Ihre ſchönen und gefährlichen Augen ſehen, und ich beſäße Muth, mit meinem Geſchick zu kämpfen. Aber ich will Ihnen keinen Vorwurf machen; ich will mit keinem Worte erwähnen, daß Sie mich und

jene kleine Frau da in Ihr barbariſches, dunkles, miß-launiges, ignorantes Deutſchland entführt, und noch dazu auf das allerdüſterſte und elendeſte Plätzchen deſſelben niedergeſezt haben. Ich will von dieſer Stunde an der gehorſamſte Ihrer Sklaven ſeyn, ich will mich in alle Ihre Launen, die Sie jezt haben und die Sie noch künftig haben werden, fügen; nur erlauben Sie mir das Eine, um das ich Sie beſchwöre, erlauben Sie mir, Madame Lazares zu lieben."

Sara ſah ihn verwundert an und Lucile lachte. „Ich erlaube Ihnen noch mehr," ſagte die erſtere nach einer Pauſe; „ich erlaube Ihnen ja, ſich Madame Lazares Mann zu nennen." — „Das iſt's eben, was ich nicht will," entgegnete Junot in einem faſt weinerlichen Ton. „Ich will Philipp Junot ſeyn und nicht Monſieur Lazares. Wozu dieſe Comödie? Kann man nicht hier eben ſo gut frei lieben wie in Paris?" — „Sie kennen, Monſieur Junot, weber das Land noch die Sitten, wo wir uns gegenwärtig befinden," ſagte Sara mit nachdrucklichem Ernſt. „Fügen Sie ſich in meine Wünſche und beleidigen Sie durch kindiſche Extravaganzen nicht die ehrwürdigen Leute, die uns hier umgeben und die das Vertrauen und die Liebe meines Vaters beſaßen. Gehen Sie, der Bruder Morgenroth wartet unten auf Sie, um Ihnen einen neuen Spaziergang zu zeigen. Adieu, zur Abendtafel ſehen wir uns wieder.

V.

Kaum war Junot fort, ſo gingen beide Frauen daran, in ihrer Wohnung einige Aenderungen zu treffen. Es war eine Sendung Möbeln aus der nächſten bedeutenden Stadt angelangt, zugleich wurden manche Dinge des Luxus und der Mode aus den Koffern gepackt, die ein eigens dazu beſtimmter Wagen hergeführt hatte. Allein die Sophas und Tabourets fanden keinen rechten Platz, und die Draperien hätten, wenn man ſie ſo aufgehängt, wie es erfordert wurde, die niedrigen Fenſter dermaßen verdeckt, daß eine vollſtändige Nacht entſtanden wäre. „Tomleſon," rief Sara, indem ſie den alten Haushofmeiſter herwinkte, „liebſter Tomleſon, verſuchen wir doch wenigſtens, dieſen blau und ſchwarz gemuſterten Teppich über den Fußboden meines Boudoirs zu ſpannen. Ich muß geſtehen, ich wünſche ſehr, von allen unſern Verbeſſerungsplänen möchte wenigſtens dieſer gelingen." — „Dieſen Teppich, Madame," entgegnete Tomleſon mit einer Miene, die nicht finſterer und ſchreckenerregender hätte ausſehen können, hätte der Mann einen entſetzlichen Mord oder eine Greuelthat beſonderer Art zu berichten gehabt: „dieſen koſtbaren Teppich, Madame, wollen Sie alſo zerſchneiden laſſen, um damit den Fußboden einer elenden Rattenkammer zu ſchmücken? Ach, Madame, bei der ewigen Barmherzigkeit Gottes, thun ſie das nicht!" — „Lieber Tomleſon, Sie ſind nicht recht geſcheut! Was liegt denn an einem Stück Tuch? Wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich Kälte an meinen Füßen verſpüre; wollen Sie da lieber das Tuch oder mich aufopfern?" Monſieur Tomleſon ſchwieg, allein er brachte ein anderes Stück Teppich herbei, deſſen Gewebe nicht ſo fein, deſſen Muſter nicht ſo modiſch war, und das er für gut genug hielt, um in der „Rattenkammer" aufgelegt zu werden.

Man machte jezt Verſuche mit den Meubeln; allein keines derſelben wollte recht paſſen; der Wunſch, einen kleinen Salon nach der Pariſer Mode einzurichten, mußte aufgegeben werden, und noch weniger gelangte man dazu, ein langes, ſchmales Zimmer, das eine Art von Vorgemach bildete, zu einer Bibliothek zu ſtempeln. Nach Verlauf einiger Stunden waren beide Frauen erſchöpft und Tomleſon zu einem gefährlichen Grade von Wuth und Verzweiflung gebracht. Er ſchalt auf Deutſchland, auf ſeine Städte, ſeine Menſchen, ſeine Einrichtungen und behauptete, es gebe deßhalb ſo viele ſonderbare Leute hier, weil ſie in Wohnungen lebten, in denen es kein Huhn aushalten könnte, ohne wahnſinnig zu werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

An einen kritiſchen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Beſſer noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Aeſthetik,
Will ich einen Rath dir bringen.

Haſt du auf des Tages Bahnen
Müdgelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlieder:

Wolle nicht, hinüberduſelnd,
Für die Welt geſchwind noch richten,
Hegeliſch-äſthetiſch nuſelnd,
Was du nicht verſtehſt: mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell beim lezten Flackerſtumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen;

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunſtgeſtirne;
Armer Kauz! Du ſcheinſt zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geſchieden
Von den kritiſchen Bezirken;
Leg auf's Ohr dich, gönn' dir Frieden,
Dein Beruf iſt Werkelwirken.

Nic. Lenau.

Powered by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Juni.

Kunſtausſtellung. Almanach de Carlsbad.

Die Kunſtausſtellung in der Akademie der bildenden Künſte war heuer noch dürftiger ausgeſtattet, als gewöhnlich, und es iſt auch ſehr unzweckmäßig, in einer Stadt, wo weder ein Hof iſt, noch die reichen Cavaliere die Kunſt lebhaft unterſtüzen und ermuntern, faſt alle Jahre eine Gemäldeausſtellung zu veranſtalten. Der Direktor der Akademie, Kadlik, iſt ein tüchtiger Vorſteher, dem es Ernſt mit der Kunſt iſt; doch dürfte eine Art von artiſtiſcher Einſeitigkeit dem Gedeihen der Anſtalt und der mannichfaltigen Ausbildung der Schüler ſtörend in den Weg treten. Kadlik hat nämlich die Anſicht, die Stoffe der chriſtlichen Mythologie ſeyen allein würdig von den zeichnenden Künſten verherrlicht zu werden. Die griechiſche und römiſche Götterlehre — die freilich mehr der Plaſtik angehört — wie die Geſchichte dieſer beiden und aller andern Völker, ſind ihm gleichgültig, und eben ſo wenig intereſſirt er ſich für das Genregemälde, das eigentlich dem Künſtler den weiteſten Spielraum zur Entfaltung vielſeitiger Erfindung darbietet. Das Beiſpiel des geachteten Vorſtehers einer Kunſtanſtalt wirkt natürlich auf alle ſeine Umgebungen und auf die Kunſt des Landes ſelbſt zurück, und ſo hatte nicht allein Kadlik ſelbſt nur ein paar Schuzengel, eine Gottesmutter und einen St. Franz von Aſſiſi geliefert, ſondern auch von den andern Theilnehmern dieſer Kunſtausſtellung erhielten wir Madonnen ohne Zahl, und aus allen Rahmen blickten uns Cäcilia und Magdalena, St. Aloyſius und der Evangeliſt Lucas, Lorenz und Franz von Sales, St. Procop und St. Iwan u. ſ. w. entgegen; dazwiſchen traten nur ein Paar Bilder aus der böhmiſchen Geſchichte, und manche recht hübſche Landſchaften, Porträts und plaſtiſche Arbeiten nebſt vielem Mittelmäßigen und Schlechten. Am Kärglichſten war das Genrebild bedacht. Die vorzüglichſten der ausgeſtellten Bilder waren von Clarot, den beiden Gruß, Kadlik, Manes, Nawratil und Pipenhagen, vorzüglich aber erregten Kraymanns (gegenwärtig in Rom) Arbeiten großes Intereſſe. — Dem Gouachemaler Nawratil iſt es, im Vereine mit dem Chemiker Hellig, gelungen, ein Farbmaterial für die Frescomalerei zuſammen zu ſezen, welches das Gemälde gegen alle nachtheiligen Einflüſſe der Näſſe und des Staubes ſichert, und zugleich die mühſame Arbeit der Fresken ſehr erleichtert. Er hat eine hiſtoriſche Skizze auf eine mit Mörtel angeworfene und verpuzte Rohrflechte gemalt, und dieſelbe, nachdem er ſie längere Zeit in fließendem Waſſer liegen laſſen, gleichfalls mit ausgeſtellt. Da ſich der Ton des Gemäldes ganz gleich geblieben, ſo kann die auf ſolche Weiſe aufgetragene Farbe, welche mit dem Mörtel ſich feſt vereint, wiederholt gewaſchen werden, ohne darunter zu leiden — Der heurige (achte) Jahrgang des „Almanach de Carlsbad“ des Ritter de Carro zeichnet ſich vor mehreren ſeiner Vorgänger durch Fülle und Werth des Stoffes aus, und nachdem der Herausgeber alle Fürſten (die Saiſon von 1857 zählte über zwanzig Perſonen aus regierenden Häuſern, darunter die Königin von Würtemberg, den König und die Königin von Hannover, den Erzherzog Johann u. ſ. w.), Männer des Staates, der Kirche wie des Militärs, Gelehrte und Künſtler auf 17 Seiten aufgezählt, liefert er eine vollſtändige Fortſezung der Literatur über Karlsbad, aus welcher wir erfahren, daß ſeit 1836 ſich fünf Engländer und ein Deutſcher in italieniſcher Sprache mit Karlsbad ausführlich beſchäftigt, und überhaupt neunzehn Werke erſchienen ſind, welche viele und intereſſante Notizen über den merkwürdigſten Curort der öſterreichiſchen Monarchie geliefert haben. Der Coup d'oeil sur la Saison de 1857 meldet uns zuvörderſt, daß die Badeliſte 2772 Nummern und 4953 Perſonen, und folglich 275 Nummern und 595 Perſonenen mehr zählte, als im Jahre 1836. Da der Mai und die erſte Hälfte des Junius in Karlsbad kalt und regneriſch waren, wie überall, ſo begann die eigentliche Saiſon etwas ſpäter als gewöhnlich, dauerte aber auch bis tief in den September hinein. — Eine merkwürdige Notiz, welche Doktor de Carro auch im heurigen Jahrgange mittheilt, iſt, daß die Familie Nariſchkin, welche die Mutter Peter des Großen gebar, eigentlich böhmiſchen Urſprungs, und ihr Wappen das der Stadt Eger iſt. Nicht minder intereſſant ſind manche Nachrichten über ausgezeichnete Kurgäſte, zumal den Oberſtjägermeiſter des Kaiſers aller Reußen, Paul Demidoff. In ganz Europa bekannt durch ſeine Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, hat er auch in Karlsbad ſeinem Ruhme entſprochen, und die Dürftigen empfingen täglich reiche Wohlthaten von ihm. Man weiß, daß er der Beſizer eines großen Theils der berühmten Gold- und Platina-Minen des Uralgebirges iſt, welches Europa von Aſien ſcheidet. Seine Hüttenwerke ſind vortrefflich organiſirt und ſeit langer Zeit mit Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen verſehen, und dieſes rieſenhafte Etabliſſement ſteht, zumal durch die ungeheure Ausfuhr von Eiſen und Kupfer, mit allen Theilen der Welt in Verbindung. Die jährliche Produktion des Eiſens betrug bisher 600,000 Pud, des Kupfers 550,000 P., des Goldes 45—50 P. und der Platina 115 P.; aber nach der neueſten Verfahrungsart des Obriſten des Genieweſens Amoſſof iſt man beinahe gewiß, aus derſelben Menge des Sandes 29 Prozent mehr Gold zu erhalten. — Dem ruſſiſchen Senator Grafen Auguſt Ilinsky, welcher Karlsbad noch in der lezten Saiſon wieder heimſuchte, verdankt dieſe Stadt die erſte Idee zu dem dortigen Fremdenhoſpital, auch zu St. Bernhard genannt. Während Graf Alexis Orloff-Czeminsky 1798 auf glänzende Weiſe das Namensfeſt Kaiſers Paul I. beging, zog Graf Ilinsky vor, im Stillen ein dauerndes Werk der Mildthätigkeit zu ſtiften, welches ohne Zweifel dem König der Könige auch gefälliger war; er übergab dem Doktor Bernhard Mitterbacher die Summe von 1000 fl., um als Grundlage eines Kapitals zur Errichtung eines Hoſpitals für dürftige Fremdlinge zu dienen. Mehrere Kurgäſte der verſchiedenſten Nationen folgten dieſem edeln Beiſpiele und Kaiſer Franz I. ſchenkte dem Fonds 1802 5000 Gulden und den Poſthof, welcher in der Folge verkauft wurde, und 1806 begann der Bau in der Nähe des Bernhardsbrunnens und der Statue dieſes Heiligen auf einem vorſpringenden Felſen, von welchem jenes auch den Namen erhielt. Da dem frommen Inſtitute, gewidmet den Armen aller Länder und jedes Glaubens, welche an den Heilquellen Karlsbads Linderung und Befreiung von ihren Leiden ſuchen, fortwährend milde Gaben zufloſſen, Conzerte und Kunſtausſtellungen zu ſeinem Beſten veranſtaltet wurden, ſo hat es ſich immer mehr zu erfreulicher Blüthe erhoben. Der erſte Kranke wurde 1812 aufgenommen, und die jährliche Durchſchnittszahl iſt gegenwärtig nach dem Zeugniß eines Karlsbader Arztes zwiſchen 150—150. Der ehrwürdige Senator Graf Ilinski hat, troz ſeines hohen Alters und der Schwäche ſeiner Beine, während ſeiner lezten Anweſenheit in Karlsbad die fromme Anſtalt wieder heimgeſucht, die ſeinem edlen Herzen ihre erſte Gründung verdankt.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 12. Juli 1838.

J thank you for your company; but, good faith, J had as lief have been myself alone.

Shakespeare.
As you like it.

Sara.

(Fortſetzung.)

Während deſſen gab ſich der Bruder Morgenroth Mühe, den jungen Junot in Gegenden zu führen, die deſſen Theilnahme und Bewunderung erregen ſollten; allein der junge Franzoſe hatte ganz andere Dinge im Kopfe. Er konnte ſich weder für die einförmige Umgebung des Hutberges, noch für eine jener flachen, aber mit üppigem Baumwuchs verſehenen Gegenden, wie ſie die Lauſitz darbietet, enthuſiasmiren. „Mein lieber Herr,“ nahm der Bruder das Wort, nachdem ſie lange ſchweigend neben einander hergegangen, „ich kann Ihnen verſichern, daß es zwanzig Meilen weit keine ſchönere Ausſicht gibt, als die, welche ſich uns jezt gleich eröffnen wird, wenn wir die Spitze des kleinen Hügels werden erreicht haben. Man ſieht dort einen Kirchthurm, welcher die Bewunderung und das Entzücken eines Malers aus Görlitz wurde, der beſonders deßwegen herkam, um unſere Ausſichten zu zeichnen. — Ah — nun, was ſagen Sie? — Jezt öffnet ſich das Thal! — und — dort der Kirchthurm!“ Junot ſtüzte ſich verdrießlich auf ſeinen Stock. „Nun, wie gefällt er Ihnen?“ — „Ganz abſcheulich!“ — „Gut, aber jene kleine Partie dort?“ — „Erbärmlich!“ — „Gut; laſſen Sie uns denn nach Süden umſchauen. Welch eine Ferne! Wie finden Sie, daß ſich unſer Städtchen macht?“ — „Schlecht.“ — „Gut, gut; dann wollen wir nach Norden blicken. Was entdecken wir da?“ — „Nichts.“ — „Mein lieber Herr, Sie ſcheinen übler Stimmung zu ſeyn. Ich beklage Sie von Herzen. Wer in unſerer Gegend nicht heiter wird, wird es in ſeinem Leben nicht. Wollen wir alſo weiter gehen?“ — Nein.“ — „Alſo zurück?“ — „Ja.“

Sie ſtiegen den Hügel wieder hinab. Bruder Morgenroth hatte dieſen Spaziergang unternommen, nicht ganz aus Begeiſterung für die Ausſichten, die er anpries, er hatte ſich aus Politik zum Begleiter und Cicerone angeboten; denn er hoffte von Junot etwas über die Pläne der Gräfin und die Beſonderheiten ihrer Umgebung zu erfahren. Jezt, da der Spaziergang ſich zu Ende neigte, faßte er Muth und that einige gewaltſame Fragen an ſeinen ſtummen Begleiter. „Es ſcheint, die Frau Gräfin gefällt ſich nicht ſonderlich hier; in dem Falle würde ſie auch wohl nicht lange bleiben?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Sie geht wohl nach Paris zurück?“ — „Hm, hm.“ — „Sie wird ſich wohl baldigſt nochmals verheirathen?“ — „Aber Sie wird ſie nicht wählen, Herr Morgenroth.“ — „Das glaube ich wohl. Wie viel meinen Sie, daß ſie jährlich zu verzehren hat? Sie macht in Paris, ſagt man mir, einen erſtaunlichen Aufwand.“

Digitized by Google

Junot gähnte. „Der Graf war ein ſo vortrefflicher Mann; wir haben ihn alle geliebt wie unſern Vater. Ich bin nur erſt kurze Zeit in der Gemeine, aber ich muß geſtehen, ich weine noch, wenn ich an ihn denke. Von ihm habe ich dieſes Haus gekauft, billig, wie ich nicht anders ſagen kann. Ein minder frommer Herr, als unſer Graf, hätte mehr auf einen guten Handel gedrungen. — Glauben Sie, mein Herr, daß die Tochter in die Fußſtapfen des Vaters treten werde?“ — „Ich glaube, Herr Morgenroth, daß Sie und ich beide gleichviel von der Gräfin wiſſen, das heißt — nichts. Gute Nacht, Herr Morgenroth.“

Damit ſchlüpfte der Franzoſe in's Haus und der Eigenthümer ſchlich ihm langſam nach. Er öffnete ein Geſangbuch und ſah ſich die morgende Loſung an. Herr Morgenroth war ein praktiſcher Mann. Er hielt in ſeinem Innern alle Menſchen fur Narren, und ſeinerſeits ſich fur den größten, wenn es ihm nicht gelang, den möglichſten Nutzen von den andern zu ziehen. Er hatte ſich dem Grafen angeſchloſſen, als einer jener zahlloſen Handlanger des Glaubens, die bei der Aufrichtung des äußern Gerüſtes einer neuen Sekte von Nutzen ſind, von denen es ſich aber nachher zeigt, wenn der Geiſt hervortreten ſoll, daß ſie nur aus ſelbſtſüchtigen und materiellen Abſichten ſich thätig bewieſen haben. Herr Morgenroth hatte einen ergiebigen Laden, ein Haus, das er vortheilhaft vermiethete und das er fur einen Spottpreis erkauft hatte; er fand es alſo ſehr nöthig, dem Herrn mit der zärtlichſten Ergebenheit und dem angeſtrengteſten Eifer zu dienen.

Junot fand die beiden Frauen beim Souper einſylbig und angegriffen. Lucile erwachte wieder zu einiger Munterkeit, als Zemire, die engliſche Jagdhündin, erſchien, und als es dieſem verwöhnten Thiere einfiel, gute Laune zu zeigen. Während ſie mit dem Hunde ſpielte, nahm Sara ihre Mantille um und ſchickte ſich an, auszugehen. „Darf ich Sie nicht begleiten, Comteſſe?“ fragte Junot, indem er ihr den Arm reichte. — „Nein,“ entgegnete Sara; „wir ſind nicht in den Straßen von Paris, wo es unpaſſend oder auffallend für eine Frau wäre, ſich auf einem nächtlichen Spaziergang finden zu laſſen. Hier herrſcht Ruhe und Sicherheit.“ — „Des Grabes,“ ſeufzte Junot. — „Zudem duldet der Gang, den ich jezt vorhabe, keine chevalereske und weltliche Begleitung. Die Nacht iſt mild, der Mond leuchtet; komm, theure Lucile, laß uns einmal auf deutſche Weiſe ſchwärmen.“

Die beiden Frauen verließen das Zimmer, wo Junot in der übelſten Stimmung von der Welt zurückblieb.

Madame Lazares war weder ſo leichtſinnig noch ſo ſelbſtiſch, daß ſie nicht hätte fühlen ſollen, was in dem Buſen ihrer Freundin vorging, als ſie ſie zu dieſem nächtlichen Spaziergang aufforderte. Sara hatte das Grab ihres Vaters noch nicht beſucht. Die heilige und rührende Pflicht der Tochter trieb ſie jezt, die erſten ruhigen Momente, die ihr ſeit ihrer Ankunft geſchenkt wurden, zu einem Gange auf den Gottesacker zu benutzen. Lucile verſuchte durch nichts, die weiche und ſchmerzliche Stimmung Saras mit Troſtgründen zu verſcheuchen, denn ſie fühlte, daß jede Anſtrengung dieſer Art völlig zwecklos ſeyn würde. Beide Frauen gingen daher ſchweigend durch die Schatten der Nacht, und wie ſich in einiger Entfernung der Eingang zu der Ruheſtätte der „im Herrn Entſchlafenen“ zeigte, blieb Lucile zurück, indem ſie ſich auf eine Bank niederließ, die ſeitwärts am Wege unter einer breitſchattigen Buche angebracht war. Sara ging allein weiter. Ihr Gang wurde langſamer, ihr Haupt ſenkte ſich tiefer, je näher ſie dem Pförtchen kam, das in einer Hecke wilder Roſen angebracht war und das wie zu ihrem Empfang halb offen ſtand. Lucile ſah noch ihre hohe Geſtalt, wie ſie auf der Spitze des Hügels, in ihren ſchwarzen Schleier gehüllt, im Mondſchimmer verſchwand.

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Bis zur Erfindung der Fernröhre hat ſich die Theorie der Mondbahn und der Finſterniſſe bedeutend ausgebildet; die Topographie der ſichtbaren Mondsoberfläche mußte dagegen fortwährend im Zuſtand der Kindheit bleiben. Das unbewaffnete Auge konnte im ſechzehnten Jahrhundert nicht mehr erblicken, als ſchon Thales und Anaxagoras, von der Idee einer Berglandſchaft ausgehend, darin geſehen hatten. Das höchſte eigentliche Gebirge des Monds, der Apennin, in der nördlichen Hemiſphäre, war Allem nach ſchon den Beobachtern im Alterthum aufgefallen. Dies geht namentlich aus den Aeußerungen Plutarchs in ſeiner Abhandlung „über das Geſicht im Mond“ hervor; die Apenninen bilden zur Zeit der Viertel einen ſo bedeutenden Vorſprung in der Nachtſeite, daß ſie von einem ſcharfen Auge immerhin wahrgenommen werden konnten. — Mit der Erfindung des Fernrohrs ſchwand indeſſen jeder Zweifel über die eigentliche Natur unſeres Trabanten, und ſein uns zugewendetes Grubengeſicht ward fortan in allen Theilen eifrig recognoscirt. Die Kenntniß des Reliefs deſſelben wurde in gleichem Schritt mit der Verbeſſerung der Teleſcope immer detaillirter und genauer. Man beſtimmte die Höhen aller meßbaren Berge, man überzog die Hemiſphäre des Monds, wie die Erdkugel, mit einem Gradnetz und trug in daſſelbe ſeine unzähligen Hochländer, Wallebenen, Ringgebirge, Crater, Gruben,

Digitized by Google

Rillen und Streifen ein. Endlich iſt eine Mondkarte zu Stande gekommen, in mancher Beziehung genauer, als bis jezt die Wiſſenſchaft eine allgemeine Karte der Erdoberfläche zu liefern im Stande iſt.

Sehr großen Antheil an dieſem ſchönen Werke hat deutſcher Fleiß: die Namen Hevel, Herſchel, Tobias Mayer, Bode, Schröter, Encke, Lohrmann zeugen dafür, und dieſe Beſtrebungen unſeres Volks wurden in der lezten Zeit durch ein Werk gekrönt, deßgleichen keine Literatur eines aufzuweiſen hat. Die Leſer wiſſen, daß wir von der großen Mondkarte von Beer und Mädler ſprechen, ſo wie von dem derſelben als Commentar dienenden Werk: „der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie.“ Das Buch iſt ein eigentlicher Codex Alles deſſen, was wir vom Mond, ſeiner Bewegung, ſeinen Einflüſſen auf die Erde, ſeiner Oberfläche, beim jetzigen Stande der Aſtronomie und Phyſik ſehen, wiſſen und meſſen können, und die ſelbſtſtändigen Leiſtungen zu Erweiterung der Topographie ſind dabei ſehr bedeutend.

Wenn die Deutſchen ſo viel im Mond entdeckt haben, ſo haben ſie auch Manches darin geſehen, was, bis jezt wenigſtens, nicht darin zu ſehen war; wie es ſich denn ziemt, daß bei einem tiefſinnigen und phantaſiereichen Volke ein paar Prozente Moria, im beſten Sinne, als Mutter der Poeſie genommen, der Vernunft ſich beigeſellen. Deutſche ſind es, welche im Mond Landſtraßen, Befeſtigungen, Bauwerke u. dergl. erblickt haben, und die ſogenannte Conjekturalaſtronomie führte Gebäude auf, welche freilich keiner ſoliden Grundlagen bedurften, weil es Luftſchlöſſer waren. Der Laie indeſſen, der vielleicht nie den Mond durch ein Teleſcop erblickt, hatte kein Recht, das, was Gruithuiſen und Andere mit gewöhnlichen, kräftigen Inſtrumenten dort oben geſehen haben wollten, geradezu abzuweiſen. Ganz anders aber verhielt es ſich mit John Herſchels vorgeblichen Entdeckungen auf dem Cap. Ich geſtehe es, die Art, wie dieſe Broſchüre häufig ſelbſt von den ſogenannten Gebildeten im Publikum aufgenommen wurde, hat mich lebhaft verdroſſen. Ein Incroyable mag es glaubhaft finden, daß über Nacht ein Fernrohr erfunden worden, das ſich zum kräftigſten bis jezt gebauten Reflektor verhalte, wie lezterer zu einem Operngucker; es gibt ja Leute genug, welche ſich über nichts wundern, weil ſie wohl Grund hätten, ſich über Alles zu verwundern. Ein Menſch, der die Kultur ſeiner Zeit nur mit Halstuch und Jabot, mit der Verehrung einer Sängerin oder dem Enthuſiasmus für eine Tänzerin repräſentirt, iſt nicht zurechnungsfähig. Mancher ſchlichte Mann, der ſich nie weder mit der Geſchichte der Erfindungen, noch mit den Grundgeſetzen organiſcher Bildung auch nur oberflächlich bekannt gemacht hat, mag ſich immerhin an dem wunderbaren Einblick in die Oekonomie des Monds ergözt haben; verſezt ja doch auch auf Erden ſein Glaube Berge und Ströme, Menſchen und Ereigniſſe, und in der Sphäre, die ſein Geiſtesauge ſicher umfaßt, wird er ſich deſto weniger etwas weiß machen laſſen. Wer von den Bedingungen des Teleſcops und des Mikroſcops und ihrem beiderſeitigen Verhältniß zum Licht gar nichts weiß, dem mag die Verbindung beider Inſtrumente als eine wahre Offenbarung erſchienen ſeyn, und wem es nie deutlich geworden iſt, daß zwar der freie Gedanke alle Räume überſpringt, daß aber der Geiſt, wenn er die Materie geſtaltet, zwar bald langſamer, bald raſcher vorſchreitet, aber nie fliegt und tauſend Schritte auf einmal macht, der mag bei Erwähnung der gegoſſenen Rieſenlinſen vor der Majeſtät des Menſchengeiſtes die Mütze gelüpft haben. Wir mußten aber die betrübende Erfahrung machen, daß ſelbſt Männer, die zu der Hausmannskoſt ihres Brodſachs ihren guten encyklopädiſchen Wein getrunken, jene Entdeckungen zwar höchſt ſeltſam und verwunderlich, aber am Ende recht plauſibel fanden, und von ihrer großartig kosmopolitiſchen Freude, daß nun der ſogenannte Herr der Schöpfung beſtimmt nicht mehr das einzige vernünftige Weſen im Univerſum ſey, konnte man nicht anders als wehmüthig geſtimmt werden. Es wurde einem bei dieſer Geſchichte recht klar, wie die Wiſſenſchaft, je weiter ſie vorrückt und ſich ausbreitet, einen immer größern Schatten hinter ſich wirft. Je mehr das geiſtige Expeditionsheer der Menſchheit Terrain gewinnt und die vorliegenden Pfade recognoscirt, deſto mehr tauchen vorwärts Aufgaben und Räthſel auf, und deſto größer wird rückwärts die Maſſe des Irrthums und der Ideologie, um mit Napoleon zu reden, bei den Nachzüglern und denen, welche die Bülletins der Armee leſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Literariſcher Zweikampf wegen Taſſo's Gefangenſchaft.

Beinahe dritthalb Jahrhunderte nach Torquato Taſſos Tode veranlaßt ſeine Lebensgeſchichte noch einen ſeltſamen Zweikampf. Es iſt in dieſen Blättern wiederholt von den Albertiſchen Manuſcripten die Rede geweſen, und bei Beſprechung derſelben hat der Ueberzeugung Raum gegeben werden müſſen, daß des Dichters Verhältniß zur Prinzeſſin Eleonore die eigentliche Urſache ſeiner Einkerkerung und jahrelangen Leiden war. Um ſo mehr mußte man ſich wundern, als plötzlich ein Florentiner, der Marquis Gaetano Capponi (mit ſeinem Namensgenoſſen und entfernten Verwandten Gino Capponi nicht zu verwechſeln) in den Zeitungen auftrat und geradezu behauptete, alles dieſes ſeyen Mährchen: die vorgebliche Liebſchaft ſey Fabel und Verleumdung, und er, Gaetano Capponi, halte es für ein heiliges und vaterländiſches Werk, des Dichters geſchändetes Grab in Schutz zu nehmen. Und was ſezte der neue Kämpfer an die Stelle der von Tauſenden und abermals Tauſenden geglaubten Urſache von Taſſos Gefangenſchaft? Seine

Unterhandlung mit dem Großherzoge von Toscana, in ſeinen Dienſt zu treten, eine Unterhandlung, die auf Veranlaſſung Scipio Gonzagas ſtatt fand, vom Dichter ſelber aber, der Ferrara nicht verlaſſen wollte, abgebrochen ward. Es iſt bereits einige Monate her, ſeit dieſe Sache angeregt wurde und großes Aufſehen machte. Der Marquis Capponi hat, wie es verlautet, im mediceiſchen Archiv viele Nachforſchungen gemacht und längſt eine Abhandlung verſprochen, ſeine Behauptungen zu beweiſen, bis jezt iſt aber nichts daraus hervorgegangen, als einer der gewöhnlichen Federkriege, in denen italieniſche Gelehrte Dinte und Galle verſpritzen. Diesmal iſt der Gegenſtand intereſſant genug, um auch das größere Publikum zu bewegen, ſeiner Gewohnheit zuwider Antheil daran zu nehmen. Würde die Sache wirklich aufgeklärt, und endlich eine Gewißheit da gewonnen, wo auch jezt noch Manche zweifeln (ſo ſeltſam dies auch Solchen vorkommen muß, welche die obengenannten Manuſcripte unterſucht haben), ſo könnte man ſich ſchon tröſten. Das Reſultat iſt aber leicht vorauszuſehen. Der Marquis Capponi wird, wenn die Conjunkturen günſtig ſind, eine Reihe von Beweiſen aufführen, daß Torquato Taſſo mit den Medici in Unterhandlung geſtanden und Herzog Alfons ihm dies ſehr übel genommen hat, was eine längſt bekannte Sache iſt; er wird möglicherweiſe Ausſprüche des Herzogs und ſeiner wie der toskaniſchen Geſandten und Miniſter beibringen, welche dieſen Umſtand als Grund des Verfahrens bezeichnen; — dies wird, ſo läßt ſich vermuthen, ſo ziemlich Alles ſeyn. Iſt aber dadurch etwas bewieſen? Keineswegs. Daß der Herzog und ſeine Vertrauten die Sache zu bemänteln ſuchten, iſt erwieſen. Wie wenig es ihnen gelang, die Wahrheit ganz zu unterdrücken, hat der Erfolg gezeigt. — Prof. Roſini in Piſa, welcher ſich ſein halbes Leben lang mit Taſſo beſchäftigt, fand ſich als Verfaſſer des bekannten geſchichtlichen Verſuches über die Urſachen von Taſſos Geſangenſchaft in dem Manifeſt Capponis angegriffen. Er antwortete, und ein Brief zog den andern nach ſich. Roſini iſt etwas derb: auf die Form kommt's ihm eben nicht an, obgleich er bisweilen Verſe macht. Eben wegen des Taſſo hatte er vor wenigen Jahren einen Zank mit Cavedoni in Modena, der auch das Verhältniß zur Prinzeſſin leugnete. Am Ende kam's zu ſolchen Redensarten, daß man ſich mit Widerwillen abwandte. Cavedoni bekam vor Aerger ein Fieber und mußte einige Wochen lang das Bett hüten. Ein Beweis, wie gefährlich es iſt, mit einem Piſaner Profeſſor anzubinden. Meiner entſchiedenen Meinung nach hatte dieſer in der Hauptſache vollkommen Recht: gerathen italieniſche Autoren einander aber in die Haare, ſo thut man am beſten, ihre Streitſchriften, die oft Pasquille ſind, ganz ungeleſen zu laſſen. Im gegenwärtigen Falle nun hat ſich die Sache folgenderweiſe geſtaltet: der Marquis Capponi citirt den Prof. Roſini, vor der k. Akademie zu Turin, oder der zu Modena, oder dem k. k. Inſtitut zu Mailand ſeine Behauptung wahr zu machen, daß die Liebſchaft Taſſos mit der Prinzeſſin ein Faktum, und er wegen ſeiner allzufreien Gedichte an dieſelbe eingeſperrt worden ſey. Der Prof. Roſini nimmt die Herausforderung an, und citirt ſeinerſeits den Marquis Capponi, vor einer von drei Akademien, der archäologiſchen oder der arkadiſchen zu Rom, oder der pontaniſchen zu Neapel, ſeinen Saz zu beweiſen, daß der wahre und einzige Grund von Taſſos Geſangenſchaft ſeine Unterhandlung mit dem mediceiſchen Hofe geweſen ſey. Weichen die Urtheile der italieniſchen Akademien von einander ab, ſo ſoll an das franzöſiſche Inſtitut appellirt werden. Im einen und dem andern Falle ſind hundert Zechinen der Preis des Siegers. Roſini hat ſeinerſeits am 21. Mai dieſe Summe bereits bei einem Banquier in Livorno deponirt.

(Die Fortſezung folgt.)

Prag, Juni.

(Fortſezung.)

Almanach de Carlsbad. Die Londoner Aerzte.

Sowohl zwei Ueberſezungen aus dem Engliſchen: „Allgemeine Betrachtungen über die Mineralwaſſer“ von Edwin Lee (aus deſſen Account of the most frequanted watering places on the continent) und: „Populäre Betrachtungen über den Gebrauch und die Wirkungen der Mineralwaſſer“ von Doktor Granville (aus den „Spas of Germany“),* als auch das medicíniſche Geſpräch zwiſchen dem König von Hannover und Doktor de Carro erregen beſonders dadurch lebhaftes Intereſſe, daß ſie uns tiefe Blicke in das engliſche Medicinalweſen und deſſen Verhältniß zu den deutſchen Heilquellen thun laſſen. Merkwürdig iſt Granvilles Schilderung der Londoner Aerzte. Er erzählt von ihnen, daß die meiſten derſelben, weit entfernt die deutſchen Heilquellen — wie er gethan — ſelbſt zu beſuchen, oder ſich auch nur literariſche Nachricht über dieſelben zu verſchaffen, mit dieſer Unwiſſenheit einen ſonderbaren Skepticismus über deren Wirkungen verbinden, der bei Vielen ſo weit geht, daß oft eine Badereiſe verſäumt wird, welche einen gefährlich Kranken vielleicht gerettet hätte. Im vorigen Jahre riethen die Londoner Aerzte einer vornehmen Perſon, ſich in ein berühmtes deutſches Bad zu begeben. Einer der berühmteſten Aerzte der Reſidenz wurde zum Conſilium gerufen und verwarf nicht allein den Vorſchlag rundweg, ſondern ſprach mit wegwerfender Geringſchätzung von der vorgeblichen Wirkſamkeit der Mineralwaſſer des feſten Landes; als man ihn aber fragte, ob er dieſe Quellen aus eigener Anſicht und Erfahrung kenne, antwortete er ganz freimüthig: „Nein!“ Der Vorſchlag der übrigen Aerzte wurde angenommen, und der Erfolg war der günſtigſte, den man nur hoffen konnte. — Ein zweiter Arzt hatte einem ſeiner Kranken die Waſſer von Kiſſingen als einziges Hülfsmittel gegen ſein chroniſches Leiden empfohlen, aber ein dritter Arzt, welcher von dieſen Quellen nie etwas gehört hatte, als, ſie ſeyen eiſenhaltig, verſicherte, der Kranke werde eben ſo gut thun, jene von Tunbridge zu gebrauchen, welche von den Kiſſinger Waſſern durchaus verſchieden ſind. — Die Unwiſſenheit dieſer Londoner Aerzte in Bezug auf die Natur und den Gebrauch der Heilquellen des feſten Landes, und zwar mitunter ſolcher, welche einen großen Einfluß auf das Publikum ausüben, hat manchmal noch weit gefährlichere Folgen, als die Verſpätung einer Heilung, da ſie auch oft der Mode oder dem Dringen ihrer Kranken nachgeben, und dieſelben an einen Kurplaz ſenden, der ihnen ſtatt der Heilung den Tod bringen kann. Alle deutſchen Badeärzte haben viele dergleichen Fälle erlebt und den ankommenden Kranken hie und da auch offen geſagt, ihr Ordinarius hätte beſſer gethan, ſie ruhig zu Hauſe zu laſſen, oder ſie an eine Quelle ganz verſchiedener Art zu ſenden.

(Die Fortſezung folgt.)

* Es iſt eine beſondere Eigenheit der Engländer, daß ſie das Wort „Spa“ als Gattungswort zur Bezeichnung aller deutſchen Mineralquellen gebrauchen, was ſich wahrſcheinlich noch aus jener Epoche herſchreibt, wo ſie keine andern Quellen im Reiche kannten, als jene von Spaa, welche ſie damals mehr als Beluſtigungsort und Tummelplaz der Hazardſpieler beſuchten, wie als eigentlichen Heilquell. Es iſt ungefähr daſſelbe, wenn die Römer nicht allein die Bäder von Bajä in Campanien, ſondern auch andere heiße Quellen Bajae nannten. Chaudes-Aigues in Frankreich, im Departement Cantal, wurde damals Calentes Bajae genannt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 13. Juli 1838.

> Die Mutter Kirche ſegnet den Verkehr,
> Denn ohne ihn nicht Zins noch Opfer wär'.
>
> W. Scott.

Ruſſiſche Sitten.

Handel.

In vielen Dörfern wird am Sonntage Markt gehalten. Ein kleiner Bazar, d. i. einige ſteinernen Buden, in welchen die Kaufleute ihre Waaren auslegen, befindet ſich in einem ſolchen Dorfe. Einige Schnitthändler aus dem nächſten Städtchen bieten Artikel des Luxus feil. Bänder, Corallen, blitzende Steinchen, grellfarbige Tücher ſind Gegenſtände, welche das Verlangen der Frauen und Mädchen reizen. Der Mann wendet ſich nach jenen Buden, wo grobgearbeitete, unförmliche Stiefeln, dicke lederne Handſchuhe ohne Finger, hohe Hüte und Mützen, Peitſchen, Stricke u. dergl. ihn locken. Die Kinder umſchwirren wie Mücken die Tiſche, auf denen Honigkuchen oder ärmliche, halb verfaulte Früchte aufgeſchichtet ſind. Mit Honig zuſammengebackene Mohn- oder Hanfkörner, auch aufgequollte Erbſen behagen trefflich dem lüſternen Ruſſen, der gar zu gern naſcht. Wer ſonſt etwas zu verkaufen oder zu vertauſchen hat, trägt es unter dem Arm umher. Man begegnet ausgeſchlachteten Spanferkeln, europäiſchen und indiſchen Hühnern, und kauft ſie um ſehr niedrigen Preis; wie denn überhaupt Fleiſch und Geflügel im Innern des Landes faſt nichts koſtet. Eine fette Gans, einen mächtigen indiſchen Hahn bezahlt man mit ſiebzig bis neunzig Kopeken, höchſtens vier oder fünf Groſchen preußiſch. Die Taube iſt ſelten in Rußland und wird, da der heilige Geiſt in ihrer Geſtalt abgebildet iſt, als ein Symbol deſſelben verehrt. Dennoch vermehrt ſie ſich nur ſpärlich; die ungeheuern Heere der Raben, welche Häuſer und Felder bedecken, zerſtören vielleicht die Brut der friedlichen Taube. — Das bunte Treiben jener Sonntagsmärkte geht indeſſen ſchon mit der Hälfte des Tages zu Ende. Käufer und Verkäufer haben ihre kleinen Wagen in der Nähe behalten und ſo in einen Kreis geſtellt, in deſſen Mitte ſich die Pferde befinden.

Bemerkenswerth ſind die Orte, wo alljährlich eine Art von Meſſe ſtattfindet. Sie ſind außer dieſer Zeit leere Plätze, mit halb zerfallenen, durchſichtigen Häuſern. Fenſter und Thüren erhalten ſie nur während jenes Marktes. Die Nähe eines Kloſters, eine an daſſelbe geknüpfte Begebenheit hat ihnen in der Regel jene Beſtimmung gegeben.

Dies iſt namentlich mit dem bedeutenden Markt der Fall, welcher im Gouvernement Kurks, in der Nähe der Hauptſtadt deſſelben gehalten wird. Karenoe heißt das Oertchen, das er alljährlich belebt. Dort fand botaniſirend ein Mönch das Heiligenbild, welches Veranlaſſung zu einem Kloſterbau gab. Das Bild ſelbſt bewahrte man in Kurks bei den Ordensbrüdern, zu welchen jener

glückliche Finder gehörte; doch trug und trägt man es alljährlich in ſtarker Begleitung nach jener Stelle. Nur zu gern ſchließt ſich aber der Handel dem Kirchengepränge an; ſo entſtand der Markt und vergrößerte ſich im Laufe der Zeit.

Da jenem Bilde die größten Gnadenwirkungen zugeſchrieben werden, ja da ein einziger Blick auf daſſelbe hinreichen ſoll, ein ganzes Leben zu beglücken, ſo iſt der Zulauf derer, die ihm auf ſeiner Sommerreiſe begegnen wollen, unbeſchreiblich. Man pilgert achthundert bis tauſend Werſte im Umkreis dahin. Je demüthiger der Pilger oder die Pilgerin iſt, deſto huldreicher wird ihm das Bild ſeyn. Frauen, welche dieſe Reiſe in eigenem Wagen, mit Dienerſchaft umgeben, machen könnten, ſieht man daher unter den Haufen der Pilgerinnen in grob linnenem Gewande.

Nichts deſto weniger macht der Luxus ſich neben jener offiziellen Einfachheit breit. Was Frankreich, England, China und Indien bieten, iſt da in Pracht und Fülle aufgeſchichtet, in noch größeren Maſſen die Produkte des Landes. Eitelkeit, Putz- und Vergnügungsſucht finden dort reichlich ihre Rechnung; der Glaube oder Aberglaube geht mit ihnen Hand in Hand. Die an der Stelle, wo das Bild gefunden worden ſeyn ſoll, entſprungene Quelle iſt gefaßt und mit einer Kapelle überbaut. Dem Waſſer derſelben werden viele heilſamen Kräfte zugeſchrieben. Keiner, welcher den Markt beſucht, geht, ohne ſich einen kleinen Vorrath deſſelben mitzunehmen. Er muß es erkaufen; aus dieſer Abgabe beſtehen die Einkünfte des Kloſters. Vor den Augen des Mönchs, welcher an der Quelle Wache hält, wird in den Keſſel, worin das Waſſer ſich ſammelt, das Geld geworfen, mit welchem man es erkauft. Es ſollen ſich oft bis zu acht und zehntauſend Rubel an Gold, Silber und Kupfer darin befinden. Der Arme aber, der auch nicht eine Kopeke aufbringen kann, um das ſegensreiche Waſſer ſich zu erkaufen, fängt es am Ausfluſſe des Keſſels auf, wenn es bereits alle hineingeworfenen Geldſtücke gewaſchen hat.

Die Häuſerzahl dieſes Oertchens reicht bei weitem nicht hin, um die dahin ſtrömende Menſchenmenge aufzunehmen. Der größte Theil bringt auch die Nächte im Freien, in oder unter den kleinen Fuhrwerken zu, welche eine ungeheure Wagenburg bilden. Der Reiche miethet für zwei, drei Tage eine jener halb verſunkenen, mit Fenſtern und Thüren nur proviſoriſch verſehenen und häufig ungedielten Hütten für unerhörte Preiſe. Das Eigenthümlichſte dieſes Marktes möchte der Glockenhandel ſeyn. Glocken werden in merkwürdiger Menge und von allen Enden dahin gebracht und an ſtarken Gerüſten aufgehängt. Glockentöne gehören zu des Ruſſen Lieblingslauten. An hohen Feſttagen werden ſie in Dörfern wie in Städten ohne die geringſte Unterbrechung Tag und Nacht geſchwungen. Naht ſich zu Karenoe die Prozeſſion mit dem Bilde, ſo werden alle zu Markt gebrachten Glocken in Bewegung geſezt. Wer ſich dann in der Nähe des Glockenplatzes befindet, iſt in Gefahr, das Gehör zu verlieren.

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Der Erde ſind durch ihren Mond ſehr bedeutende phyſiſche Vorzüge vor Ihresgleichen geworden. Es iſt nun ein reizender Gedanke, daß auch die Erdgeſchichte einen kleinen Trabanten bekommen könnte; daß neben den Annalen dieſer unſerer Welt das Regiſter der im Mond beobachteten Eruptionen, Feuerbrünſte, Hochbauten, Bataillen und Illuminationen hergeführt werden könnte. Ein großer Aſtronom hat den Vorſchlag gemacht, den Seleniten den Pythagoräiſchen Lehrſatz mit Feuerlinien vorzuſignaliſiren, und ihnen mit dieſem Symbol der Vernunft einen Handſchuh hinzuwerfen, den nur ein ebenbürtiger Gegner aufheben kann. Welche Freude, wenn ſie uns unſer Signal zurückgäben, und welche herzerhebende Beſchämung, wenn ſie uns etwa gar mit der Formel der Quadratur des Cirkels antworteten!

Beers und Mädlers langjähriger Fleiß hat allen dieſen Träumen vorläufig ein Ende gemacht. Die Veränderungen, wie ſie namentlich Schröter beobachtet haben will, und die auf geologiſche oder, wenn man will, ſelenologiſche Proceſſe deuten ſollten, ſind nach ihnen höchſt zweifelhaft und unbeweisbar, und ſie ſcheinen wenigſtens nicht zu glauben, daß Veränderungen durch die Thätigkeit vernünftiger Weſen mit den jetzigen Hülfsmitteln überhaupt bemerkt werden könnten. Jedenfalls machen ſie darauf aufmerkſam, daß bei dem anthropomorphiſtiſchen Eifer, mit dem man bisher Spuren ſelenitiſcher Architektur und dergl. aufgeſucht hat, nichts herauskommt, und ſchwerlich je etwas herauskommen wird. Selbſt für die fernſten Zeiten, und unter der Vorausſetzung, daß ſich unſere mechaniſchen und optiſchen Hülfsmittel fortſchreitend vervollkommnen, haben wir nur ſehr geringe Hoffnung, unſern Straßen, Städten, Befeſtigungen u. ſ. w. auch nur einigermaßen entſprechende Gegenſtände im Mond zu entdecken.

Alle Veränderungen, welche ein vernünftiges Weſen mit der Oberfläche ſeines Wohnplatzes vornimmt, fallen unter die Begriffe eines Kampfes mit der Natur zur Befriedigung des Bedürfniſſes, und wo dieſer mit relativem Glück ausgefochten iſt, einer Benützung und

Digitized by Google

Schmuckung dieſer Natur zu geiſtigen Zwecken. Die Kräfte des Geſchöpfes, und damit die ganze Geſtaltung und Anordnung ſeiner Werke, ſtehen aber in innigem, nothwendigem Zuſammenhang mit der ganzen Conſtitution des Weltkörpers, den es bewohnt, beſonders aber mit der Maſſe deſſelben oder dem Zug der Schwere und mit dem Spiel der Elemente an ſeiner Oberfläche. Wie verſchieden iſt aber der Mond von der Erde faſt in allen Lebensbedingungen! Sehr bedeutend und weſentlich ſind ſchon die Abweichungen, die ſich aus der Richtung der Axe des Monds gegen ſeine Bahn, alſo für Tages- und Jahreszeiten und Temperatur ergeben. Nun ſprechen aber gewichtige Gründe dafür, daß es dem Mond an einer Atmoſphäre überhaupt fehlt, oder wenn ihm eine zukommt, ſo iſt ſie wenigſtens unendlich dünner als die unſrige, oder es kommen ihr ganz andere phyſiſche Eigenſchaften, namentlich ein anderes Verhältniß zum Lichte zu, und es bilden ſich in ihr niemals Niederſchläge, gleich unſern Wolken. Ferner geht dem Mond das Waſſer ab, wenigſtens als peripheriſch weit verbreitetes, überall die Tiefe ſuchendes flüſſiges Element; ob es etwa in anderer Form vorkomme, daran iſt für vorliegende Betrachtung nichts gelegen. Endlich iſt auf dem Mond die Fallhöhe, ſomit der Widerſtand der Maſſen, der Zug der Schwere ſechsmal geringer als auf der Erde. Wie mag man ſich nun auf einem ſolchen Weltkörper ohne Weiteres Organismen denken, die nach dem Typus der terreſtriſchen gebaut ſind? und wie mag man erwarten, dort Kunſtwerke vernünftiger Weſen anzutreffen, welche Gegenſtücke oder Analoga der unſrigen wären?

Die Poeſie hat mit großen Herren das unſchätzbare Vorrecht des Ignorirens gemein. Ihre Bilder vom Mond und ſeiner Oekonomie können, ſelbſt wenn ſie den ewigen Denkgeſetzen widerſprechen, nicht nur ſchön, ſondern relativ wahr ſeyn. Für die Phantaſie iſt der Mond ein jenſeitiger glücklicherer Strand, wo die Sehnſucht Hütten baut, oder ein ſeliges Fahrzeug, bemannt mit den Geiſtern der Hingeſchiedenen, deren Loblied mit dem Nachtwind herüberklingt, oder ein Spitalſchiff der Erde, oder eine Apotheke, worin der Witz der ſublunariſchen Narren auf Flaſchen gezogen iſt, oder was man will. Aber die Conjecturalaſtronomie hat offenbar nicht daſſelbe Recht, wenn ſie etwas anderes als halbe und falſche Poeſie ſeyn will. Mit der **Möglichkeit**, daß z. B. die Organismen auf dem Monde und die Werke ſeiner vernünftigen Weſen ſo oder ſo beſchaffen ſeyn können, iſt gar nichts ausgeſagt, weil wir rein nicht wiſſen, wo dieſe Möglichkeit anfängt und wo ſie aufhört. Ja wenn wir ſogar die zwiſchen beiden Weltkörpern beſtehenden phyſiſchen Verſchiedenheiten ſo gut gegen einander abzuwägen vermöchten, wie wir es nicht vermögen, könnten wir uns von der organiſchen, oder zunächſt nur der Thierwelt des Monds ſchwerlich auch nur den allgemeinſten, negativſten Begriff machen. Dies zu zeigen, bedarf es nur der oberflächlichſten Betrachtung.

Bekanntlich iſt es nicht buchſtäblich, ſondern nur im allgemeinſten Sinne zu nehmen, wenn bei den Thieren unſerer Erde von vollkommenern und unvollkommenern, höhern und niedrigern die Rede iſt. Es zeigt ſich in der auf- oder abſteigenden Thierreihe keineswegs eine ſtetige, gleichförmige Vervollkommnung oder Vereinfachung; das oberſte Glied der Reihe, alſo der Menſch, unterſcheidet ſich vom niedrigſten, einem Pflanzenthier, nicht ſo, als ob die zwiſchen ihnen ſtehenden Glieder allmählich Organe abgeworfen und ſich ſo gleichmäßig in ihrem Bau ſimplifizirt hätten, als ob der Polyp oder das Muſchelthier nur der Auszug oder die Skizze eines Säugethiers wäre. Nein, das Thierreich zerfällt in mehrere Gruppen, deren jede nach einem andern Schema angelegt iſt. Dem geſchloſſenen Syſtem der Wirbelthiere ſteht ohne Uebergang der originelle Typus des Inſekts zur Seite. Beide haben aber noch weſentliche Punkte gemein; der ſymmetriſche Körper hat eine Längenaxe, an deren vorderem Ende ſich der Kopf, zu deren Seiten ſich die Extremitäten befinden, und bei ihnen iſt widerſtandsfähige Materie zu Bewegungsorganen angeordnet. Ihnen gegenüber ſtehen nun aber die ganz abweichenden, fremdartigen Formen der Weichthiere und der Strahlenthiere. Bei ihnen hat die Natur der ſymmetriſchen Anordnung von rechts und links entſagt und ein ganz anderes Bewegungsſyſtem in's Spiel gebracht. Sämmtliche Thiere aber können zu ihrer Exiſtenz der Luft und des Waſſers nicht entbehren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Juni.

(Fortſetzung.)

Almanach de Carlsbad.

Edwin Lee gibt uns im oben erwähnten Buche ſehr intereſſante Notizen über den Inſtinkt der Thiere, wie derſelbe ſie an die Heilquellen führt. Z. B. an die Heilquellen von Vichy, im Monat April, wenn der Schnee von den Bergen geſchmolzen iſt, und ein gewiſſer Wind vom Puy de Dome herab über die Quellen hinweht und ihre Dünſte in die Ferne verbreitet, ſchwimmen die wiederkäuenden Thiere vom jenſeitigen Ufer des Allier über den Fluß und trinken begierig von den Quellen. Um dieſe Zeit ſind die Brunnen am heilſamſten, und die Bewohner des Landes ſagen: „Die Saiſon iſt eröffnet, das Vieh iſt übergegangen.“ In derſelben Gegend herrſchte 1818 eine Viehſeuche, aber alles Vieh, welches zu der heißen Spitalquelle kommen konnte, blieb davon verſchont. Aehnliche Beobachtungen wurden in der Umgegend von mehreren ſaliniſchen

Quellen gemacht. Zu Bourbonne bemerkte man, daß die Tauben, welche an den Mineralquellen zu trinken pflegten, ſtärker und fetter wurden, als jene, die ihren Durſt mit gewöhnlichem Waſſer ſtillten. (Auch am Ausfluſſe des heißen Karlsbader Bernhardsbrunnen in die Tepel verſammeln ſich Myriaden von kleinen Fiſchen und bleiben ſtundenlang, wenn ſie die Enten und die Gänſe nicht ſtören und verjagen, ganz behaglich in einer Temperatur, von welcher man es kaum für möglich halten ſollte, daß ſie darin ausdauern könnten. Die kleinſten dieſer Fiſche nähern ſich dem heißen Abfluſſe der Quelle am meiſten, während die größern gleichſam die Arrieregarde bilden.) — Ein Engländer, der ſich lange Jahre in Amerika aufgehalten, erzählt, daß die heißen Quellen von Saratoga und Balſton, die berühmteſten der Vereinigten Staaten, vor einem halben Jahrhundert von den Einwohnern entdeckt wurden, indem ſie durch die unermeßlichen Forſte den großen Fußſteigen folgten, welche die Heerden von Büffeln, Hirſchen, Bären und andern Thieren des Waldes ſich gebildet hatten, die im Frühling dahin zogen, um von den Quellen zu trinken. Im Sommer pflegen die Bewohner jener Gegenden die wilden Tauben in Netzen zu fangen, die dahin kommen, ihren Kropf mit einem ſalzigen Schlamm zu füllen, welcher ſich durch den Stillſtand jener Waſſer bildet. Die Vögel kommen Morgens und Abends an die Quellen, doch niemals während des Tages.

J. A. C. Corda ſezt ſeine tiefſinnigen mikroſcopiſchen Unterſuchungen über die Infuſionsthierchen der Karlsbader Quellen fort, und der Engländer Croſſe gibt neue, etwas zweifelhafte Berichte über foſſile Inſekten. — Von zwei Briefen des Doktor Virey aus Paris und Doktor Held aus Prag ſpricht ſich der erſte über die mediciniſche Philoſophie der Franzoſen aus, der andere ſtellt eine ſehr geiſtreiche und originelle Anſicht der Karlsbader Heilquellen auf. Auch erfahren wir aus dieſen Sendſchreiben, daß die Anwendung des kalten Waſſers, durch welche Priesnitz in Gräfenberg ſich in ſo kurzer Zeit einen beinahe europäiſchen Ruhm erworben, keineswegs eine neue Erfindung, ſondern bloß eine Reſtauration der verloren gegangenen Curmethode ſey, deren ſich Doktor Floyer in England gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts bediente, und welche die beiden Doctoren Siegmund und Johann Siegmund Hahn (Vater und Sohn) während der Jahre 1752, 1738 und 1743 nachahmten, wie einige von Doctor Held aufgefundene, 1743 in Breslau und Leipzig erſchienene Abhandlungen: z. B. „Psychroluposia vetus renovata,“ dann: „Psychrolusia“ und „Unterricht von Kraft und Wirkung des friſchen Waſſers“ u. ſ. w. uns belehren. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Naturarzt Priesnitz die Idee zu ſeiner Waſſerheilanſtalt aus eben dieſen Büchlein geſchöpft und die Erinnerung an die ähnlichen Anſtalten des vorigen Jahrhunderts, die im ſchleſiſchen Volke nicht ganz erloſchen ſeyn kann, ihm die Ausführung ſeines Planes erleichterte. Die Quellen, deren Waſſer Priesnitz benüzt, kommen in der Entfernung einer Stunde vom Gipfel des Gräfenberges herab, und werden durch eine Waſſerleitung in das Dorf geführt. Das Waſſer iſt klar, geruch- und geſchmacklos und enthält durchaus keine Mineraltheile; es hat nie mehr als 8° und nie weniger als 6°, die Douche nur 4° R. Die beſtimmte Zeit für die Bäder und Douche wechſelt zwiſchen vier und zehn Minuten, die Eifrigen ausgenommen, die aus angeborner Tapferkeit ſtets länger darin verweilen. Was nun die Art betrifft, wie Priesnitz das kalte Waſſer anwendet, ſo kann es unmöglich ohne großen (guten oder ſchlimmen) Erfolg bleiben, und es wäre nur zu wünſchen, daß ein ſo kraftvoller Empirismus fortwährend von gelehrten und unparteiiſchen Aerzten beobachtet und überwacht würde, welche ihren Collegen darüber Bericht erſtatteten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom, Juni.

(Fortſetzung.)

Kunſtausſtellung.

So ſteht gegenwärtig der Proceß zwiſchen Roſini und Capponi. Wie verhalten ſich nun die Albertiſchen Manuſcripte dazu? Selbſt wenn keine andern Zeugniſſe vorhanden wären, beweiſen ſie ſonnenklar, daß Roſini Recht hat. Die corpora delicti ſind vorhanden. Werden ſie aber gedruckt werden? In Italien ſchwerlich. Die ganze Publikation des Grafen Alberti iſt übrigens eine verfehlte und unerſprießliche. Von dem Reichthum ſeiner Sammlung gibt ſie auch nicht den entfernteſten Begriff. Neben ein Paar intereſſanten Documenten erhält man ſo vielen Plunder von Commentaren und Gloſſen, daß man im glücklichſten Falle darüber einſchläft. Es iſt aber ein etwas theuer erkaufter Schlummer.

Auf unſere Frühlings-Kunſtausſtellung muß ich noch einen Rückblick werfen, um einiger Werke zu gedenken, die zur Zeit meines frühern Beſuches derſelben nicht vorhanden waren. Cateis ungewöhnliches Talent einer eben ſo maleriſchen, wie poetiſchen Auffaſſung italieniſcher Gegenden zeigt ſich auch wieder in einigen ſeiner neuern Werke. Mit Vergnügen ſieht man darunter eine Ausſicht vom Cap Miſen, wiederkehrende Fiſcher, mit Frauen und Kindern im Vordergrunde. Dieſe helle, durchſichtige Luft des Südens gelingt ihm vorzüglich gut. Daneben die Villa Pamfili mit ihren Raſenplätzen und friſchen Boskeiten und ihren majeſtätiſchen Pinien. Von größerm Umfange iſt eine Anſicht des Coliſeums. Dieſe Welt von Steinen bietet einen ſolchen Reichthum an abwechſelnden Veduten dar, daß man ſich über die zahlreichen Abbildungen nicht zu wundern braucht. Catei hat in ſeinem Gemälde eine Durchſicht aus einem der großen Bogen auf der Nordoſtſeite dargeſtellt. Die maſſiven Travertinpfeiler, an denen man ſtellenweiſe modernen Ziegelbau zum Schutz gegen fernern Verfall bemerkt, ſchließen zu beiden Seiten das Bild ab. Man ſieht einen Theil des Innern und ein paar Altärchen der Via Crucis, dann die ſehr zerſtörten Arkaden der Weſtſeite und darüber hinaus die Höhen des Palatin mit den Gebäuden von S. Bonaventura. Es iſt Mondslicht, breite Schattenmaſſen fallen auf einzelne Theile; ganz im Vordergrunde tritt ein Franziskanermönch mit einer brennenden Fackel auf, von einem in einen Mantel gehüllten Manne begleitet. Auch auf der entgegengeſezten Seite brennt Feuer unter einer der Arkaden. Der Contraſt dieſer verſchiedenen Beleuchtungen iſt freilich etwas zu oft angewandt worden, macht aber hier eine gute Wirkung. Die Ausführung an dieſen Bildern iſt nicht immer ganz ſo ſorgfältig, wie man wünſchen könnte, und der Ton vielleicht im Ganzen etwas kalt; aber die Vorzüge eines unverfälſchten Wiedergebens des Charakters einer reichen und großartigen, abwechſelnd heitern und ernſten Natur ſind doch bei weitem überwiegend. — Von Lindau war ein hübſches Bild da: eine junge Albanerin, die von einem Mohrenknaben ſeidene Bänder kauft und ſie einem freundlichen kleinen Mädchen anpaßt: heiter und wahr, wie die meiſten Werke dieſes wackern Künſtlers; von Blunk, einem Dänen, eine anſprechende Compoſition: Noah, welcher ſeiner in der Arche verſammelten Familie das von der Taube zurückgebrachte Oelblatt zeigt. Zeiler hatte Landmädchen beim Quell der Egeria ausgeſtellt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 14. Juli 1838.

How! the prince is a Jack!

Shakespeare.
Henry IV.

Die Seen von Kerry in Irland.

Erinnerungen eines deutſchen Reiſenden. *

Ich befand mich auf dem Wege zu den berühmten maleriſchen Seen von Kerry zu Cork im Hauſe eines Gaſtfreundes. Am Abend vor meiner Abreiſe war ein Dutzend Freunde zum Eſſen verſammelt. Politik, ſonſt nur zu oft ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſchien für heute eecommunicirt zu ſeyn, und Scherzen und Anekdoten aller Art Platz gemacht zu haben. Jeder mußte herhalten, und auch mir wurde nichts geſchenkt.

„Bin auch einmal iu Ihrem Vateelande geweſen,“ begann ein dicker, alter Herr; „es ſind an dreißig Jahre her; aber ich denke mein Lebtag dran und war feoh, als ich mich wieder auf dem Schiffe befand. Jede Nacht packten uns die Leute in einen Hauſen Federbetten ein, als ob ſie uns erſticken oder wohl emballirt als Mumien hätten verſenden wollen. Ich würde meiner Feau gar nicht geglaubt haben, daß ich in einem civiliſirten Lande ſey, hätte ich nicht zum guten Glück einen Galgen und daran ein Subjekt in Ketten hängen ſehen.“ — Dieſes Argument für die germaniſche Civiliſation war zu ſchlagend, als daß ich's nicht hätte gelten laſſen; aber kaum hatte der Reiſende „vor dreißig Jahren“ damit geendet, auf meine Geſundheit zu trinken, ſo rief mir ein Herr Ry—n, ein Gutsbeſitzer aus Tipperary, von dem andeen Ende der Tafel zu: „Allen Reſpekt vor Ihren Landsleuten! ich laſſe nichts auf ſie kommen; aber ſagen Sie mir doch, wer in aller Welt mag der Menſch geweſen ſeyn, welcher vor einiger Zeit hier im Land herumreiste ,und ſich für einen deutſchen Prinzen ausgab? Hinterher, höre ich, hat er unter dem Namen eines „Verſtorbenen“ ein Buch über uns geſchrieben, woein er ſich über uns alle weidlich luſtig macht und ſo viele Unwahrheiten zuſammendrechſelt, wie ein Pfeedehändler. Indeſſen es geſchieht uns ſchon recht! Hätten wir es doch gleich denken können, daß er ein reiſender Schriftſteller ſey: denn wer hat je von einem Prinzen pickle and mustard (Pöckel und Moſtrich) gehört?“ Der „Pöckel und Moſtrich“ erregte, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein herzliches Lachen; aber Freund Ry—n ließ ſich's nicht auseeden, daß der „Verſtorbene“ wirklich ſich „Pöckel“ genannt habe, und wiederholte einmal über das andere: „the fellow is a humbug and no prince!“ Erſt als ein paar Redhühner, die vor ihm ſtanden, von mehreren Seiten in Anſpruch genommen wurden, kam er auf

* Aus der nächſtens erſcheinenden ſechzehnten Lieferung der Reiſen und Länderbeſchreibungen, herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. — Skizzen aus Irland, oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart.

Digitized by Google

andere Gedanken und brachte Jagdſchnurren auf das Tapet, worin die Irländer noch ſtärker ſind, als ihre engliſchen Nachbarn.

Schon mit Tagesanbruch trabten am folgenden Morgen ein paar tüchtige Poſtpferde mit uns in einem leichten Phaëton dahin über die Hügel auf der Nordſeite des Lee nach *Macramp*, einem elenden Neſte, wo wir uns nicht länger aufhielten, als nöthig war, um unſere Braunen zu futtern. Da dieſer Weg ſehr wenig von Reiſenden befahren wird, ſo fehlt es nicht bloß an erträglichen Wirthshäuſern, ſondern auch an Poſthaltereien; es blieb uns alſo nichts Anderes übrig, als mit denſelben Pferden die ganze Entfernung zurückzulegen. Von Macramp ging unſere Straße nordwärts über die ziemlich hohe Hügelkette, welche öſtlich ſich an die Magneſton- und Mac Gillicudyberge anreiht, nach Weſten aber, ſich ſpaltend, die beiden Halbinſeln zu Nord und Süd der Bai von Kenmare durchzieht, um oberhalb bei Valentia, unterhalb beim Cap Crow in das atlantiſche Meer auszulaufen. Weit und breit ſieht man hier faſt nichts, als kahle, unfruchtbare Berge, auf denen vom Gipfel bis zur Sohle nur ſelten ein Baum oder Strauch zu finden iſt. Dieſe Gegend iſt unfraglich eine der ödeſten und wildeſten in Irland. Die einzelnſtehenden Hütten, welche man hie und da gewahrt, ſcheinen beinahe nur gelegentliche Behauſungen für Hirten zu ſeyn. Bisweilen unterſcheidet man am Abhange ferner Hügel in dem Haidekraut eine Menge ſich bewegender Punkte, Heerden einer eigenthümlich kleinen Art von Schafen mit ſchwarzen Köpfen und Fußen, die, wie die Ziegen, halbwild über Fels und Block herumklettern und ſchlechte Wolle, aber ein ſehr ſchmackhaftes Fleiſch liefern, das, beſonders gebraten, faſt mehr an einen Rehziemer, als an eine Hammelskeule erinnert. Auch das Rindvieh, welches man in den Bergen antrifft, iſt außerordentlich klein, kaum ſo groß wie einjährige Kälber deutſcher Kühe; aber Fleiſch ſowohl als Milch entſchädigen durch ihre Qualität für die geringe Quantität.

Erſt nach mehreren Stunden gelangten wir durch dieſe Einöde in ein großes Thal, das, wie unſer Weg, längs des Fußes der eben überſtiegenen Hügelkette hinlaufend, ſich zugleich wellenförmig nach Norden breitete, ſo weit das Auge reichte. Die Gegend iſt hier ziemlich dicht mit Bauernwohnungen überſäet, die ich Hütten nennen möchte, wenn dies Wort nicht dem Leſer den Begriff von Behauſungen geben würde, die im Vergleich mit jenen Erdlöchern als Palläſte bezeichnet werden mußten. Die Mehrzahl derſelben iſt im buchſtäblichen Sinne aus den ſtehengebliebenen Wänden oder Terraſſen der Torfſtiche ausgehöhlt, und von oben dann bloß mit einem Dach von Raſen oder Binſen bedeckt. Nur bei ſehr wenigen bemerkte ich Thüre oder Fenſter, oder ſelbſt nur ein Rauchloch; kurz Alles, was ich ſah, konnte höchſtens für die erſte Stufe tagender Kultur gelten. In einer dieſer Moraſthöhlen, deren Inneres höchſtens zehn Fuß lang und etwa halb ſo breit war, befand ſich eine Familie von nicht weniger als ſieben Perſonen, deren Anblick, wie ſich leicht begreift, dem ihrer elenden Behauſung vollkommen entſprach. Der Boden umher iſt wohl theilweiſe anbaufähig, aber ganz vernachläſſigt, kahl und wild. Man möchte die Gegend das *Jammerthal* taufen, wenn ihre Bewohner nicht, ihres Elends unbewußt oder gleichgültig dagegen, faſt noch aufgeräumter und witziger wären, als ihre Landsleute in glücklichern Regionen. Kaum kann man ſich überreden, daß nur wenige Meilen von dieſer bevölkerten Wüſtenei die weitberühmten Seen liegen ſollten, deren Schönheit alljährlich Hunderte von Reiſenden von nah und fern herbeilockt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Wir können wohl annehmen, daß dieſe verſchiedenen thieriſchen Formen mit verſchiedenen Eigenſchaften der Luft und des Waſſers und der in ihnen waltenden elektriſchen und magnetiſchen Kräfte in genauem Rapport ſtehen, aber wir vermögen bis jezt nichts der Art zu faſſen. Wir können wohl ahnen, daß die ganze phyſiſche Conſtitution eines Weltkörpers, und zunächſt des Monds, in einer gewiſſen Beziehung unſerer irdiſchen Natur ähnlicher ſeyn muß als in einer andern, und daß ſomit wohl auch ſeine Thierwelt einer jener irdiſch-thieriſchen Hauptformen vergleichbarer ſeyn wird als der andern; aber hierüber iſt auf lange oder immer noch viel weniger etwas zu wiſſen. So lange uns entgeht, welche Qualität in Luft und Waſſer das Säugethier oder den Fiſch, das Inſekt oder das Weichthier macht oder nährt, ſo lange dürften wir von Luft und Waſſer im Mond ſo viel wiſſen, als von unſern Elementen, ohne daß uns damit der geringſte Anhaltspunkt zu einem Schluß auf die Natur ſeiner Thierwelt gegeben wäre. So wie aber die Sachen jezt ſtehen, findet die Conjektur noch viel weniger einen Fleck, wohin ſie auch nur die Fußſpitze ſetzen könnte; und handelte es ſich gar von Weſen, welche *ohne* Licht und *ohne* Waſſer leben, ſo fiele ſie vollends in's Bodenloſe.

In der organiſchen Schöpfung der Erde, bei Pflanzen wie bei Thieren, macht ſich ein Mangel von Uebergängen zwiſchen den verſchiedenen natürlichen Gruppen und Familien mehr oder weniger bemerklich. So führt von dem höchſt eigenthümlichen Reiche der Vögel keine

Digitized by Google

Brücke hinauf zu den Säugethieren, oder hinab zu den Reptilien. Häufig ſind es nur vereinzelte organiſche Formen, welche, gleichſam wie Bojen, den Zuſammenhang zwiſchen zwei Ufern bezeichnen, wo die Organiſmen beiderſeitig ſchroff abgeſchloſſen einander gegenüberſtehen. Man hatte die Vorſtellung, daß die Reihe der Weſen nur im Leben der Erde überhaupt, aber nicht in jedem ihrer Zuſtände eine vollſtändige ſey; man dachte ſich das Syſtem der Thier- und Pflanzenſchöpfung nicht als eine gleichzeitige Ausbreitung im Raum, ſondern als eine Evolution in der Zeit, wobei durch die Umwälzungen der Erdoberfläche zahlreiche Familien und Geſchlechter decimirt und dafür die Keime neuer entwickelt worden ſeyen. Man meinte alſo, wenn die foſſile Thier- und Pflanzenwelt uns vollſtändig vorläge, ſo würden eben damit alle jene Lücken ausgefüllt erſcheinen. Allein ſchon die bisherigen Entdeckungen laſſen den Ausſpruch zu, daß dies keineswegs der Fall iſt.

Man kann nun noch höher greifen, und es iſt ein ſchöner Gedanke, den der deutſche Naturforſcher Goethe geäußert, und den auch Autenrieth in ſeinen hinterlaſſenen „Anſichten über Natur- und Seelenleben“ herbeigezogen hat. „Könnte nicht,“ fragen dieſe Männer, „die Quelle des Lebens für das Univerſum eine gemeinſchaftliche ſeyn, in der Art, daß die überhaupt möglichen Bildungsformen über die verſchiedenen Weltkörper ungleich vertheilt wären, und daß erſt die Summe aller im Weltall verbreiteten Organiſmen ein völlig gegliedertes Syſtem ohne Lücken und Abſätze bildete?“ — Wir ſehen an unſerem Sonnenſyſtem, daß jeder Weltkörper ſich in ſeinen phyſiſchen Eigenſchaften von den andern bedeutend unterſcheidet; nach jener Vorſtellung wird nun auch bei jedem die Anziehungsfähigkeit der allgemeinen Lebensquelle gegenüber eine der Art und dem Grade nach verſchiedene ſeyn.“ Jede Qualität eines Planeten wird gleichſam gewiſſe organiſche Typen poſtuliren, und da die Qualitäten ſich ſo unendlich verſchlingen und combiniren, ſo ergibt ſich eben damit eine unendlich mannichfache Vertheilung der Gebilde. Was ſich auf der Erde zeigt, wird ſich mehr und weniger auf allen Himmelskörpern wiederholen: ſchon durch die organiſche Schöpfung der Erde ziehen ſich Spuren eines zuſammenhängenden Bildungsſyſtems hin; es iſt aber doch nur eine Sammlung von Bruchſtücken eines größern, in ſich ganz zuſammenhängenden Syſtems. Einzelne Lücken in unſerer Thier- und Pflanzenreihe finden ſich vielleicht ſchon durch Bildungen benachbarter Planeten ausgefüllt; aber erſt die Geſammtorganiſmen des ganzen Weltalls bilden das Complement zu den Strichen, welche auf unſerem Planeten nur ſkizzenhaft ein organiſches Reich andeuten. Es gibt Thier- und Pflanzengebilde, die ſehr fremdartig, wie Ausnahmen, unter den verbreiteteren, wie heimiſcheren Formen unſerer Erde daſtehen: jene gehörten Richtungen des Univerſallebens an, für welche unſer Planet nach ſeiner ganzen Natur bloß geringe Anziehungskraft hatte; während ſie aber hier nur als Repräſentanten von Entwicklungen, gleichſam nur als Andeutungen daſtehen, werden ſie auf andern Himmelskörpern vielleicht herrſchende Formen ſeyn und ſich in den mannichfaltigſten Stufen ausgebildet haben.

Der Sprung vom menſchenähnlichſten Affen zum Menſchen iſt ein raſcher und ſehr bedeutender. Wir können uns immerhin dieſe Kluft durch mehrere Geſchlechter ausgefüllt denken, in denen die Nacht des blinden Inſtinkts und das Dämmerlicht der Vernunft verſchiedenartig kämpften und ſich miſchten, und in deren Aeußerem ſich das Hinaufringen zur Menſchengeſtalt abgeſtuft ausprägte; doch die Phantaſie läßt erſchreckt den Pinſel fallen, wenn ſie die Bilder ſolcher Calibans und Troglodyten malen will. Die auf Erden beſtehende Lücke zwiſchen Thier und Menſch iſt unſerm Gefühl wohlthätig, ja nothwendig; könnte ſie aber nicht im allgemeinen Syſtem des Lebens durch die Bildungen anderer Himmelskörper ausgefüllt werden? könnten nicht jene brutalen Ungeheure — dies ſind ſie nur für unſere Einbildungskraft — auf noch unentwickelteren Planeten die höchſten Incarnationen der Lebenskraft ſeyn? Könnte nicht — der Leſer wird ſagen: was könnte nicht Alles? Aber einen Schluß, den wichtigſten, muß er uns noch geſtatten. Iſt die Idee, welche wir hier angedeutet, keine Chimäre, ſo muß es Weltkörper geben, auf denen ſich jene Manmonsters zu höhern Weſen verhalten, wie hienieden der Affe zum Menſchen. Wir überlaſſen es jedem, den Climax weiter zu führen und zu Weſen aufzuſteigen, deren Geiſtesflamme den in uns phosphorescirenden Himmelsfunken auslöſcht, wie das Sonnenlicht den Mondſchein. Denn wie käme einer der kleinſten Planeten eines unbedeutenden Fixſterns zum Vorzug, daß ſich auf ihm die feinſte Kraft in der vollkommenſten Blüthe entfaltet hätte? Die Vertheilung der leiblichen und Geiſtesgaben über das Weltall kann keine Lotterie ſeyn; wäre ſie es aber, ſo gehet hin und berechnet die Wahrſcheinlichkeit, daß wir das große Loos gezogen haben, oder auch nur ein Acceſſit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Beſchluß.)

Neue Kunſtwerke.

Engliſche Künſtler hatten einige gute Landſchaften geliefert, wenn man auch in dieſen Werken mehr oder minder

Digitized by Google

eine gewiſſe Manier nicht verkennen kann. So waren von Newbolt die pittoresken Aquädukte der Campagna da, und ein Blick auf den Monte Gennaro, von einem Gewölbe unter den Ruinen von Roma vecchia aus; von Dunbar mit Geſchick ausgeführte Aquarelle: Anſicht von Città Lavigna, Derwentwater in England u. ſ. w. Von Coleman ſah man Hirten, welche zu ihren Hütten zurückkehren: keck gemalt und mit Ausdruck und Effekt, wenn auch vielleicht etwas geſucht in einer Rohheit der Ausführung, welche ſchwerlich für ſchön gelten kann. Bemerkenswerth war ein Kirchenbild von einem jungen Maler, Salghetti aus Zara: Chriſtus, die Händler aus dem Tempel jagend, das Ganze auf wenige Figuren reduzirt, die hohe Geſtalt des Heilandes voll Feuers und edeln Eifers, die Gruppe der drei hervorſtürzenden Männer im Vordergrunde ſehr gut angeordnet und warm und kräftig in der Färbung. — Von Sculpturwerken war nur Eines zu bemerken: eine Tänzerin, von Chelli aus Carrara, anmuthig in der Attitüde und von ſorgſamer Modellirung.

Von ſonſtigen Nachrichten aus dem Kunſtgebiet will ich für jezt nur wenige beifügen. Tenerani hat das Modell zu einer Statue des Vulkan beendigt, welche für den Pallaſt Torlonia beſtimmt iſt; für denſelben arbeitet Bienaimé an einem Merkur. Die Bachantin des leztern, welche nach Rußland verkauft worden iſt, mag zwar in Hinſicht der Ausführung Vorzüge haben, kann aber, was Auffaſſung und Charakter betrifft, einen reinern Geſchmack durchaus nicht anſprechen. Wolffs Pſyche, aus der Unterwelt zurückkehrend, iſt höchſt anmuthig; in ſeinen neuern Porträtbüſten hat er wiederum viel Talent und Geſchick gezeigt. Seine große Amazonengruppe iſt in Marmor begonnen. Der Ballſchläger, von Kümmel, verdient vollkommen das ihm reichlich geſpendete Lob, ſowohl in Rückſicht auf die glückliche Attitüde, als das durchgebildete Naturſtudium. Auch die Maler feiern nicht. Leider beſſern die Zeiten ſich noch nicht, und größere Werke finden nicht leicht Abſaz; Aquarelle aber um deſto mehr, denn jede Engländerin hat ein Album. Die Veduten aus Griechenland und der Türkei, von Wolfersberger, wurden ſehr bewundert; die gelungenſten darunter ſind die architektoniſchen Darſtellungen. Wittmer dagegen, in ſeinen Aquarellen aus denſelben maleriſchen Gegenden, wendet vorzüglichen Fleiß auf die Staffage, und ſeine großen Gruppen von Orientalen und Griechen verleihen durch treue Nachahmung des Coſtüms und Auffaſſung ihrer Eigenthümlichkeit ſeinen Bildern einen ungewöhnlichen Werth. — Im Fache des Kupferſtichs kommt immer noch Einiges zum Vorſchein. In der päbſtlichen Chalcographie wird Raphaels Fresko in S. Severo zu Perngia (welches ſo ſehr an die obere Hälfte ſeiner Disputa im Vatikan erinnert) nach einer ſehr treuen Zeichnnug von Sanguinelli (Prof. in Perugia) geſtochen. L. Gruner vollendet einen Stich nach einer Zeichnung Overbecks, Jakob am Brunnen, leicht, aber mit gewandter Hand ausgeführt. Von demſelben ſind auch einige intereſſante Blätter, welche der längſt erwarteten Lebensbeſchreibung Raphaels von Paſſavant beigegeben zu werden beſtimmt ſind. Von Buſſe ſah man ein treffliches radirtes Blatt: Apoll unter den Hirten, nach der bekannten ſchönen Compoſition des alten Koch. Amici vermehrt die zahlreichen Sammlungen römiſcher Veduten durch eine neue: dreißig Anſichten der Obelisken, Ehrenſäulen und bemerkenswertheſten Springbrunnen, wie der Kloſtergänge. Was davon erſchienen, zeigt eine gute Auffaſſung und gewandte Behandlung, namentlich die Darſtellungen einer der Fontainen auf dem Petersplatz und des Lateranenſiſchen Obelisks.

Prag, Juni.

(Fortſetzung.)

Rückblick auf die deutſche Dramatik.

Die anatomiſchen und phyſiologiſchen Beobachtungen des Prof. Hyrtl über die beiden Gymnaſtiker Lawrence und Redisha zeugen von viel Gelehrſamkeit und Scharfſinn, wenn ſie gleich mit dem „Almanach de Carlsbad" nur in der loſen Verbindung ſtehen, daß dieſe Herren auf dem Theater der Brunnenſtadt Vorſtellungen ihrer bewundernswürdigen Kunſtſtücke und „Gliederverrenkungen" gaben.

Unſer Conſervatorium der Muſik machte auf dem kleinen Theater im Uebungsſaale einen Verſuch mit der italieniſchen Produktion von Mozarts „Così fan tutte," welcher ſehr glänzend ausfiel, und nach dem einſtimmigen Urtheil der Kunſtkenner der Aufführung auf der öffentlichen Bühne weit vorzuziehen war. Dieſe leztere machte uns ſeit unſerm vorigen Bericht mit einem recht intereſſanten Stück bekannt: „Verirrungen," ein bürgerliches Schauſpiel in fünf Akten von Eduard Devrient. Hier iſt einmal ein wahrhaft deutſches Drama, welches unwillkührlich zu einem prüfenden Blicke auf den Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in den lezten Jahrzehnten auffordert. Bevor Goethe und Schiller das deutſche Theater mit ihren Strahlen verklärten, lag unſer Schauſpiel in ſchweren Banden des Auslandes, und nährte ſich großentheils von den Abfällen fremder Tafeln. Leſſing ſtand einſam mit ſeiner „Emilia" und „Minna," Leiſewitz mit ſeinem „Julius von Tarent." Auch Schröder lieferte einige Originale, fand es aber dann bequemer, engliſche Stoffe in deutſche Formen umzuſchmelzen, was ihm immer als Verdienſt um die deutſche Bühne angerechnet werden kann, da es mit Geſchmack, Gewandtheit und einer Bühnen- und Vaterlandskenntniß geſchah, welch leztere zumal heute ziemlich aus unſerer Bühnenwelt verſchwunden iſt.* Tadelhafter — wenn gleich durch ſeine Zeit bedingt — war die wunderliche Verkleidung, in welcher er uns Shakespeare vorführte, während die franzöſiſchen Dramen in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſich auf den deutſchen Bühnen breit machten und alles Andere nur ſparſam aufkommen ließen; ja ſelbſt das größte Luſtſpieltalent, Jünger, ſchöpfte mitunter aus fremden Quellen. Jene zwei großen Geiſter führten ihr Volk ſiegreich aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, und thaten bedeutende Schritte zur Geſtaltung eines deutſchen Originaldrama's, die vielleicht (troz der vielfältigen Mißgeburten, welche kleine Geiſter ihnen nachbildeten) reichere Früchte getragen haben würden, wenn nicht beide ſelbſt wieder auf den Weg der Ueberſetzung hingeleitet hätten. Ich meine hier nicht etwa Schillers Bearbeitung des „Macbeth" und der „Turandot;" die erſte war zwar noch nicht das, was wir heutzutage von einer Shakespeare'ſchen Ueberſetzung zu verlangen ein Recht haben, doch eine Annäherung, um das Publikum mit dem brittiſchen Dichtergenius allmählich vertraut zu machen, und leztere erkenne ich als einen Wink für die deutſchen Dramatiker, ihnen eine reiche Goldgrube anzuzeigen; doch verſtanden ſie leider weder jenen, noch waren ſie im Stande, dieſe mit Geiſt auszubeuten.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Unſere Ueberſezer glauben ſchon ſehr frei bearbeitet zu haben, wenn ſie deutſche Namen an die Stelle der franzöſiſchen ſetzen, die Zuſtände aber, die ſie oft ſelbſt nicht verſtehen, ganz unverändert laſſen, alſo eigentlich in beſcheidener Selbſtkenntniß das Publikum für klüger und unterrichteter halten, als ſie ſelbſt ſind.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 16. Juli 1838.

> Nur zu häufig haben ſich Schriftſteller, die dieſen oder einen andern verwandten Gegenſtand der Aſtronomie behandelten, ihrer Phantaſie überlaſſen, die allerdings nirgend ſchwerer in Schranken zu halten iſt als bei einem Objekte, das mit der vermehrten Kenntniß deſſelben nur immer räthſelhafter zu werden ſcheint, und das für Viele ſo überaus intereſſant gemacht werden kann, ſobald man ſich entſchließt, Hypotheſen auf Hypotheſen zu häufen; — aber der Wiſſenſchaft iſt ein ſolches Verfahren fremd.
>
> Beer und Mädler.

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Der Gedanke, daß ſich unſere lebendige Schöpfung zum Geſammtleben des Univerſums kaum verhalten werde, wie ein irdiſches Blumengärtchen, ein Fiſchweiher und ein Thiergehege mit ärmlich zuſammengerafften Exemplaren, zu Allem, was auf Erden in Luft und Waſſer lebt, iſt ein ſchöner, ein großer Gedanke; aber er ſchließt, wenn man ſo ſagen darf, keinen meßbaren Winkel ein, nach dem ſich ſeine Poeſie auch nur ſchätzen ließe. So lange er nicht einmal an einem uns ſo nahe gerückten Weltkörper, wie der Mond, eine Parallaxe findet, ſteht uns ſeine Beglaubigung ferner als das Maß des Firſteenhimmels, und er muß auf ſich beenhen.

Von all dieſen und ähnlichen Spekulationen ſteht in Beees und Mädlers Mondbuch kein Wort, und mit Recht. Sie haben ihre Aufgabe vollkommen erkannt und die Würde ihrer Wiſſenſchaft gewahrt, indem ſie ſich nirgends auf Vermuthungen und Hypotheſen einließen, oder gar der Phantaſie der Leſer ſchmeichelten, ſondern nur das treu und fleißig Beobachtete wiedergaben. In Beziehung auf die Hoffnung, daß größere, kräftigere Fernröhren uns die Räthſel des Mondes löſen werden, äußern ſie, es ſey ungleich gewiſſer, daß uns damit nur neue Räthſel werden aufgegeben werden, und die Löſung derſelben könne nicht gelingen, ſo lange man den bisher eingeſchlagenen Weg der Conjekturen verfolge. Vorurtheilsfreie, unermüdet fortgeſezte Beobachtung ſey das Einzige, was die Jeztwelt thun könne.

Und auch beim jetzigen Maß unſeree Kräfte bleibt immerhin noch viel zu thun. Es handelt ſich zunächſt davon, durch fortgeſezte Forſchung die allgemeine Mondkunde zu bereichern und über die Natur gewiſſer Gebilde, namentlich der ſonderbaren Rillen und Strahlen, mehr und mehr in's Reine zu kommen; anderſeits iſt einzelnen Theilen der Mondoberfläche eine fortgeſezte, in's Detail dringende Unterſuchung zu widmen. Das große Verdienſt des hier beſpeochenen Werks beſteht nun eben darin, daß es für ſolche Beſteebungen eine ſichere Geundlage abgibt, ſo daß der künftige Beobachter nicht mehr nöthig hat, das Chaos der Mondgebilde immer wieder von Neuem zu entwirren. Dieſes troſtloſe Geſchäft war es vorzüglich, was bisher die Beobachter, welche den ganzen Mond umfaſſen wollten, entmuthigte und auf halbem Wege ſtehen bleiben ließ.

Dieſe nüchternen Beobachter geben dabei zu, daß der Mond ſchwerlich bis in's Kleinſte hinein der ſtarre, unveränderliche Klumpen ſey, als welcher er uns im Geoßen und Ganzen erſcheint. Sie ſehen ſich zwar im Gewiſſen

verbunden, faſt gegen alle jene Veränderungen, welche man bis jezt auf der Mondſcheibe beobachtet haben wollte, Widerſpruch einzulegen; ſie meinen aber damit keineswegs von weiteren Forſchungen in dieſer Beziehung abzuſchrecken, die ja nur verdienſtlich ſeyn können, wenn man anders vor dem Anthropomorphismus auf der Hut iſt. Sie halten es allerdings für möglich, daß man auf dem ſtrengen, mühſamen Wege der Beobachtung, und vollends, wenn unſere optiſchen und mechaniſchen Hülfsmittel bedeutenden Verbeſſerungen entgegengehen ſollten, auch den äußern Bedingungen ſelenitiſcher Naturökonomie näher auf die Spur kommen und die Frage nach der Bewohnbarkeit des Mondes entſcheidender als jezt beantworten wird.

Wie der Erde, ſo kehrt der Mond auch der Poeſie beſtändig ſein Angeſicht zu: er iſt ihr allzeitfertiger Diener, und ſie kann mit ihm machen, was ſie will, wenn es nur nicht den ewigen Geſetzen der Phantaſie zuwider läuft, denn auch dieſe freiſte Kraft wäre dies nicht ohne bindende Geſetze. Aber der Mond, wie der ganze Sternenhimmel, iſt nur ein Gegenſtand für die freie Phantaſie; in Verbindung mit ſchiefer Wiſſenſchaft bringt ſie auf dieſem Felde nur unfruchtbare Baſtarde hervor. Ein Roman z. B., der menſchliche Luftſchiffer mit phantaſtiſchen Mondsbewohnern in Conflikt bringt, kann nur dann poetiſche Wahrheit haben, und iſt deßhalb nur dann zuläſſig, wenn er aller Prätention entſagt, nebenher über aſtronomiſche und phyſikaliſche Gegenſtände belehren zu wollen. Solche didaktiſche Himmelspoeſie iſt freilich am Ende nur ein harmloſer Abſenker des großen Lügenbaums in der Literatur. Gibt es doch Romane genug, in denen das Subſtrat der Poeſie, die Menſchenkenntniß, ſo beträchtlich iſt, als unſere allgemeine Kenntniß von den Himmelskörpern, und in denen ſich abſtrakte Menſchen mit verſchiedentlich geneigten Axen und verſchiedener Geſchwindigkeit um eine glänzende Chimäre drehen. Es gibt proletariſche Poeten, welche in ihren epiſchen Puppenkäſten Furſten, Grafen und Herrn ſammt Gemahlinnen an den Fingern tanzen laſſen, und vom Hofair ungefähr ſo viel wiſſen, als die Aſtronomen von der Mondluft, nämlich daß ſie ausnehmend fein und ſubtil ſey. Es iſt freilich unſchuldiger, die Seleniten zu verläumden als die Menſchen, und die moraliſche Lüge iſt auch weit ſchädlicher als die phyſikaliſche. Aber die ungehörige Vermiſchung des Wiſſens mit der Poeſie verwirrt doch immer die Begriffe derjenigen, welche wiſſenſchaftliche Thatſachen aus der zweiten und dritten Hand empfangen und auf's Wort glauben müſſen. Das ganze Himmelsgewölbe mit Allem, was daran iſt, ſteht dem Menſchen fortwährend zur beliebigen poetiſchen Verfügung: er mag das ganze Firmament im Spiegelteleſkop ſeiner Bruſt auffangen und jene leuchtenden Punkte als Lettern zu der krauſeſten Schrift benützen; aber es ziemt ſich nicht, daß ihn die Phantaſie Anderer verführe, vom materiellen Himmel mehr zu glauben, als der Menſch überhaupt davon weiß. In Gemeinden begeht man von Zeit zu Zeit die Markung mit der Schuljugend, und theilt an leztere Backenſtreiche aus zur Schärfung des Lokalgedächtniſſes. Der pſeudoherſchelſche Handel hat bewieſen, daß das große Publikum auf höflichere, aber ernſtere Weiſe auf die dermaligen Grenzen unſeres überirdiſchen Wiſſens aufmerkſam gemacht werden muß. Wir bitten alſo jeden, welcher die Eclaireurs der Phantaſie dem Mond entgegengeſchickt haben ſollte, dieſelben zurückzurufen und ſich vorläufig an die Reſultate der Beobachtung zu halten, welche in den allgemeinſten Zügen folgende ſind.

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß, was mit unſern gegenwärtigen Werkzeugen im Mond überhaupt noch erkennbar ſeyn ſoll, etwa 1500 Fuß Durchmeſſer oder Höhe haben muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Seen von Kerry in Irland.

(Fortſetzung.)

Es fing bereits an dunkel zu werden, als wir Killarney erreichten. Wir ließen daher ſchnell unſere ermüdeten Pferde wechſeln, um ohne Aufenthalt noch bis nach dem Dörfchen Cloghereen zu fahren, wo Roche's Inn, hart am Ufer eines der Seen, mir von meinen Dubliner Freunden als der Gaſthof bezeichnet war, in dem ich ſie treffen würde. Unſere Koſt war den Tag über außerordentlich ſpärlich ausgefallen, und wir waren daher doppelt froh, als uns bei unſerm Eintreten in's Haus geſagt wurde, die Dublinee Herren ſeyen bereits da und haben ſich eben zu Tiſche geſezt. Wir ſäumten alſo um ſo weniger, ſie und die rauchenden Fleiſchmaſſen zu begrüßen, welche ſich vor ihnen aufthürmten.. Unſer Wirth machte der ihm gewordenen Empfehlung alle mögliche Ehre; ſelbſt ſein Port und Xeres waren weit beſſer als in den meiſten kleinen Städten Irlands, und ſein Potteen, an den man ſich nun einmal gewöhnen muß, wenn man auf der grünen Inſel reiſen will, ſuchte ſeines Gleichen. Damit indeſſen die Erwähnung dieſes Getränks mich und meine Geſellſchaft nicht in den Credit von Schnapstrinkern bringe, ſo muß ich den Leſern bemerken, daß der Whiskey nur von den untern Claſſen, und ſelbſt von dieſen ſeltener, rein getrunken, ſondern gewöhnlich mit einem gehörigen Zuſatz von heißem Waſſer, Zucker und auch wohl Citronen in Punſch umgewandelt wird. In dieſer Form ſieht man ihn in den meiſten Häuſern nicht nur der

Digitized by Google

mittlern, ſondern ſogar der höhern Stände als gewöhnliches Getränk ſtatt des Weins nach Tiſche.

Es gibt zweierlei Arten von Whiskey, den „Parlament,“ wie das Volk ihn nennt, und Potteen. Nach den Verfügungen des Parlaments unterliegt nämlich die Branntweinbrennerei in Irland, wie wohl faſt überall, der Acciſe, bedarf daher obrigkeitlicher Bewilligung, und wird von den Zollofficianten beaufſichtigt. Da aber hiedurch der Preis ihres Lieblingsgetränks den Smaragdländern ſehr erhöht wird, ſo gibt es eine Unzahl von Schmugglern, die, ſey es in den Bergen oder Mooren, ſey es in ihren Hutten, heimliche Brennereien unterhalten, deren Produkt verſtohlenerweiſe in der Nachbarſchaft für weniger als den halben Preis des „legalen“ zu haben iſt. Der veracciſte Whiskey wird faſt nur aus Gerſtenmalz deſtillirt, der Potteen dagegen wird aus gedörrtem Hafer gebrannt, und iſt durch ſeinen beſondern, räucherigen Geſchmack und Geruch leicht von dem „Parlament“ zu unterſcheiden. Theils ihrer größern Wohlfeilheit halber, beſonders aber wohl, weil die verbotene Frucht den Gaumen ſtets mehr reizt, als die erlaubte, iſt die lezte Sorte bei weitem beliebter, als der verzollte Malzwhiskey, und Wirthe thun ſich deßhald gewöhnlich etwas darauf zu Gute, wenn ſie ihren Gäſten eine Faſche vorſetzen können, die „niemals Acciſe bezahlt hat.“ Im Uebrigen muß man ſehr damit auf der Hut ſeyn, denn die ſogenannten Guagers ſpüren überall herum, und kommen oft bei Nacht und Nebel, beſonders zu zahlungsfähigen Gentlemen, um die Keller oder ſonſtigen Lokale zu viſitiren. Nicht bloß für das Brennen, ſondern auch ſelbſt fur den Beſitz einer größern Quantität als eines Viertelquarts iſt die Geldſtrafe ſehr hoch und kann bis auf hundert Pfund Sterling angeſezt werden. Da aber die Hälfte der Buße in die Taſche der anzeigenden Officianten fällt, ſo ſind dieſe mit ihren Helfershelfern ſehr activ im Spioniren, beſtechen die Dienſtboten und erkaufen überall Verräther, ſobald es ſich der Mühe lohnt. Wo Lezteres aber nicht der Fall iſt, drücken ſie ein oder auch wohl beide Augen zu, und haben gewöhnlich in ihren eigenen Kellern mehr Potteen als andere Leute.

Ich kenne in einer nördlichen Gegend der Inſel einen Herrn, der auf allerlei Wegen es bis zum reichen Mann und, durch ein beſonderes Spiel des Schickſals, ſogar zum Friedensrichter gebracht hat. Es ſind aber noch nicht viele Jahre, ſeit Se. Ehren ein Guager war und damals eben das Vermögen zuſammenraffte, womit er ſich ſpäter ein hübſches Landgut gekauft hat. So lange er noch mit dem Zollweſen zu thun hatte, durfte er ſich rühmen, Nachſicht wie Strenge ſtets mit Discretion geübt zu haben. Unter Anderm ritt er in jenen einträglichen Tagen einmal in großer Eile quer uber Feld, als er eines fremden Bauers anſichtig wurde, der mit einem Karren und einem tüchtigen Faſſe darauf gerade auf ihn zu kam. Der Schelm wollte ſeine verbotene Ladung eben einem Herrn der Gegend abliefern, an den er ſie bereits um ein Billiges verhandelt hatte; glücklicherweiſe erblickte er jedoch das wohlbekannte Acciſegeſicht früh genug, um ſeinen Weg darnach einzurichten, ehe er ſelbſt von jenem bemerkt worden war.

„Guten Morgen, Ew. Ehren,“ redete er den Guager zuerſt an, ſobald er ihm nahe genug gekommen war. „Ich hoffe, Ew. Ehren reiten nach Hauſe; ich wollte eben zu Ihnen.“ — „So?“ fragte Lucas, ungewiß, ob der Bauer es ehrlich meine oder nicht. „Und was haſt du denn da im Faſſe?“ — „Hm! Ew. Ehren wiſſen's ja wohl: ein Tröpfchen für Ihren Keller, Ew. Ehren,“ entgegnete Paddy verſchmizt. — „Ah, du Schelm, das iſt mir gewiß nicht zugedacht geweſen; geſtehe, wo willſt du damit hin?“ rief der Guager noch ungläubig. — „Oh! Ew. Ehren, wo ſollte ich ſonſt damit hin wollen, als zu Ihnen? 's iſt ja nur eine Kleinigkeit!“ gab der Bauer mit dem ehrlichſten Geſicht von der Welt zur Antwort.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Tod der Herzogin von Abrantes.

Allmählich iſt es ruchbar geworden, in welch kläglichen Umſtänden die berühmte Schriftſtellerin, die Herzogin von Abrantes, geſtorben iſt. Die Zeitungen haben, wahrſcheinlich aus Schonung für die Familie derſelben, nichts davon erwähnt; nur einige Winke ſind hierüber von einigen gegeben worden. Die Sache verhält ſich aber folgendermaßen. Die Herzogin hatte ſchon lange wenig mehr von dem ehemaligen Glanz und Reichthum, womit Napoleon ſeine Waffengefährten, und bekanntlich auch Junot, Herzog von Abrantes, umgeben. Weder Junot, noch ſeine Frau verſtanden gut zu wirthſchaften, und ſo war denn niemals wahrer Wohlſtand in dieſer Familie, obſchon ſie Millionen zu verzehren hatte; wozu noch kam, daß die Familie zahlreich, ein Theil derſelben keineswegs begütert war, und folglich der Unterſtützung des Herzogs bedurfte. Als dieſer ſtarb, blieb daher der Frau nicht genug übrig, um auch bei eingeſchränkten Ausgaben bequem leben zu können. Andere freilich würden recht gut damit ausgekommen ſeyn; ihr war dies nicht möglich. Sie ſoll in der lezten Zeit noch ein Einkommen von 25.000 Fr. genoſſen, oder vielmehr gehabt haben; denn mit dem Genießen ſah es ſchlimm aus. Schulden drückten ſie ſeit langer Zeit, und in den lezten Jahren arbeitete ſie entſetzlich viel für Buchhändler, um ſich und die Ihrigen damit in ſcheinbarem Wohlſtand zu erhalten. Zuweilen wurden die Gläubiger ungeſtüm; ſie hatte ſich aber leider an dieſen ſchrecklichen Zuſtand, welcher Andern alle Ruhe geraubt haben würde, ſo ziemlich gewöhnt, und wer ſie in dem glänzenden Cirkel ſah, den ſie Montag Abends um ſich verſammelte und wo ſtets eine Menge berühmter Militärs, Gelehrte und Künſtler erſchienen,

Digitized by Google

wer dann ihr anmuthiges, heiteres Weſen, die Unbefangenheit ihrer Unterhaltung bemerkte, konnte unmöglich vermuthen, daß eben dieſe Frau, die den Tag über mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt war, ſtets mit der äußerſten Geldverlegenheit zu kämpfen hatte. Sie war ſeit mehreren Jahren an den Gebrauch des Opiums gewöhnt, und vielleicht hatte dies bei ihr zur Abſtumpfung des Zartgefühls beigetragen. Die Gläubiger hatten ſchon mehrmals mit gerichtlichen Vorladungen gedroht; dieſe waren denn auch erfolgt und die Gläubiger berechtigt worden, im Fall des Nichtzahlens auf die bewegliche Habe der Herzogin Beſchlag legen zu laſſen. Im vorigen Monat waren nun wirklich die Huiſſiers in ihrer Wohnung erſchienen und hatten ſich des ſämmtlichen Mobiliars bemächtigt, ſo daß der Herzogin nichts übrig blieb, als ihr Bett, welches nach dem Geſetz nicht weggenommen werden kann. Man war bei dieſer Beſchlagnahme ſo unſanft verfahren, wie es die Häſcher zu thun pflegen; ſo z. B. ſollen die Papiere der Herzogin in der ganzen Wohnung umhergeſtreut worden ſeyn. Die arme Frau flüchtete ſich in eine ſogenannte Maison de santé. Solche Häuſer werden meiſtens von Aerzten gehalten, welche hier Wohnung, Koſt und ärztliche Pflege gegen eine tägliche oder monatliche Vergütung geben. Man konnte glauben, die Herzogin habe ſich wegen Kränklichkeit in ein ſolches Haus zurückgezogen; dadurch wurde alles Aufſehen vermieden, und jener Auftritt wurde nicht ſogleich ruchbar. Ihre Lage war aber deßhalb nicht minder kläglich; ſie konnte ſich nicht darüber täuſchen, und es iſt daher leicht zu begreifen, daß der Kummer an ihrem Leben zehren mußte. Wenn ſie auch ihretwegen ziemlich ruhig war, ſo hatte ſie doch die Hoffnung, die Ihrigen künftig ſtandesmäßig zu erhalten, verloren, und mußte mit Schrecken der Zukunft entgegen ſehen. Sie überlebte die Beſchlagnahme ihrer Habe auch nicht lange, ſondern ſtarb vierzehn Tage darauf und beinahe plötzlich; vielleicht hat der häufige Gebrauch des Opiums ihr Ende beſchleunigt. Man ſollte kaum glauben, in welcher Dürftigkeit ſie und die Ihrigen bei ihrem Abſterben ſich befanden, und es iſt auch faſt unbegreiflich, wenn ſie wirklich zulezt noch 25,000 Fr. Einkünfte beſeſſen hat. Es war nicht einmal ſo viel da, um ſie anſtändig beerdigen zu können, oder vielmehr, es war nicht das Geringſte vorhanden, um die nöthigſten Koſten zu beſtreiten. Einige Freunde waren jedoch herbeigeeilt, unter andern Alexander Dumas, der Theaterdichter. Man überlegte, was zu thun ſey. Wahrſcheinlich befand ſich unter den Berathenden keiner, der vermögend genug geweſen wäre, um der Noth abzuhelfen. Dumas ſchlug vor, er wolle in die Tuilerien eilen und die königliche Familie um 500 Fr. zur Beſtreitung der Begräbnißkoſten bitten. Dies, meinte man, wäre das beſte Mittel. Dumas machte ſich auf den Weg; die 500 Fr. wurden bewilligt, und man konnte nun eine anſtändige Leichenfeier halten. Manche Freunde und andere Perſonen, welche in ihrem Cirkel ſtets gaſtfreundſchaftlich aufgenommen worden waren, geleiteten die Leiche zu Grabe; eine kurze Trauerrede wurde von Dumas geſprochen. Jezt wollen die Freunde der Verſtorbenen ihr ein kleines Denkmal errichten. „Aber,“ fragte ich Einige derſelben, „warum habt ihr denn euch nicht vereinigt, um ihr den Kummer über den Verluſt ihrer Habe zu erſparen?“ Sie antworteten, die Herzogin habe ihnen ſtets ihre eigentliche Lage verborgen, und ihre ſorgloſe Heiterkeit und der ruhige Gang ihres Hausweſens habe ihnen nie den geringſten Argwohn eingeflößt. Es ging leider mit dieſem Hauſe, wie es mit vielen andern in Paris geht: es ſieht Alles vortrefflich darin aus, und die Beſuchenden merken von der Verlegenheit des Hausherrn nicht eher etwas, als bis er von der plötzlich ausbrechenden Noth überwältigt wird.

Dg.

Prag, Juni.

(Fortſetzung.)

Ueberſicht der deutſchen Dramatik.

Ich ſpreche bloß von den Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Goethe begann mit dem „Mahomet“ und „Tancred,“ und nachdem Schiller ſeinem würdigen Bruder in Apollo vor den Augen der ganzen leſenden Welt darüber bittere Vorwürfe gemacht, übertrug er ſelbſt die „Phädra“ des Racine. Es iſt unleugbar, daß beide großen Männer eine großartige Tendenz bei dieſen Verſuchen hatten, die übrigen Theaterdichter aber ſchienen ſie nicht verſtehen zu wollen oder zu können, und meinten, wenn die Erſten der Dichterrepublik gleichſam beſtätigten, der Deutſche könne nicht ohne die Unterſtützung des Auslandes auskommen, ſey es ihnen um ſo mehr zu verzeihen, wenn ſie den leichtern Theil erwählten, zu übertragen, ſtatt ſelbſt zu ſchaffen. Mittlerweile waren zwei Theaterdichter an das Ruder gekommen, welche das große Publikum in Anſpruch nahmen, und von welchen der eine ganz, der andere wenigſtens zu drei Viertheilen deutſch war: Iffland und Kotzebue. Jener ſchilderte das Leben von der ernſten, dieſer von der ſcherzhaften Seite (von ſeinen Trauer- und Ritterſchauſpielen darf hier nicht die Rede ſeyn; ſie ſind Gottlob! längſt verſchollen, und bilden auch ſo ſehr die partie honteuse ſeines Wirkens, daß ſie ihm nur ſeiner übrigen Verdienſte um die deutſche Bühne willen vergeben werden können); doch faßte jener die Zuſtände — mit wenigen Ausnahmen — zu proſaiſch auf, dieſer nahm die ganze Sache zu leicht. Beide ſchwanden allmählich wieder vom Schauplatze, wo ſich nur einzelne Stücke (z. B. die Jäger, die deutſchen Kleinſtädter u. ſ. w.) mit vollem Rechte behaupten; die übrigen haben durch die Veränderung der Zeit ihre Wahrheit und ihr Intereſſe verloren. Nach und nach ſtieg die Ueberſetzungswuth wieder immer höher, bis im zweiten und dritten Decennium unſers Jahrhunderts wieder deutſche Theaterdichter erwachten. Müllner machte mit ſeiner „Schuld“ eigentlich mehr durch die äußere, für jenen Stoff ſo glücklich gewählte Form (ſo wenig deutſch ſie iſt), als durch den Stoff Glück, und ſeine ſpätern Trauerſpiele ſchwächten den guten Eindruck wieder, den das erſte gemacht. Oehlenſchläger verſprach Anfangs mehr, als er ſpäter hielt. Grillparzer erregte mit ſeiner „Ahnfrau“ Senſation und die reichſten Hoffnungen durch ſein blühendes, wahrhaft dramatiſches Talent; leider ließ er ſich durch Schreyvogel von ſeiner eigenthümlichen Bahn, dem romantiſchen Drama, ſpäter von der Sucht, nie Dageweſenes zu liefern, auf Abwege verleiten, und ſeine Kunſt geht oft in Künſtelei und Spitzfindigkeit unter. Raupach arbeitet mit Geiſt (im Luſtſpiel mit Witz), doch zu leichtſinnig, um das zu liefern, was er im Stande wäre; Zedlitz läßt ſich zu ſehr durch den Glanz der äußern Form hinreißen, und Immermann und Grabbe ſind kräftige Geiſter, doch konnten ihre Werke keinen Einfluß auf die deutſche Bühne äußern. Im Luſtſpiel begegnen wir abermals Müllner, Schall und Raupach in recht erfreulicher Geſtalt; doch haben die beiden erſten zu wenige Spenden dargebracht, um der Kunſt eine beſſere Richtung zu geben; der leztere trägt den Fonds in ſich, viel zu leiſten, doch die Leichtigkeit, womit er produzirt, hat ihn verleitet, ein geiſtreicherer Kotzebue zu werden. In Erfindung von Situationen kommt ihm keiner der Uebrigen gleich, minder ſorgfältig und wahr ſind ſeine Charaktere gezeichnet.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 17. Juli 1838.

Ah! que j'aurais de joie à voler un homme comme cela!

Molière.

Die Seen von Kerry in Irland.

(Beſchluß.)

Der Zöllner ſchmunzelte wohlgefällig. „Aber, Mann, ich habe ja keine Zeit; ich bin zum Mittageſſen eingeladen, es iſt ſchon ſpät, und ich kann unmöglich wieder umkehren.“ — „Nun, wenn Ew. Ehren mir nur ſagen wollen, wo ich's abladen ſoll.“ — „Weißt du was?“ entgegnete Lucas, nachdem er ſich einen Augenblick bedacht hatte, „fahr' du allein nach meinem Hauſe; aber laß dich unterwegs von Niemand erwiſchen. Sage meiner Köchin, ſie ſolle dir den kleinen Keller aufſchließen, und lege dein Faß neben das andere, das dort iſt. Haſt du verſtanden?“ — „Ganz gut, Ew. Ehren!“ rief Paddy, ein Auge zukneiſend; „ich werde mich ſchon vorſehen.“

Froh über den guten Fang, trabte der Guager ſeines Wegs von dannen, der Bauer aber fuhr nach ſeiner Wohnung und pochte haſtig an die Thür. „Geſchwind, geſchwind!“ rief er der öffnenden Köchin zu, „ſperrt den kleinen Keller auf! Macht ſchnell! Ich bin eben Euerm Herrn begegnet; es iſt verrathen, daß er Potteen im Hauſe hat, und ich ſoll das Faß abholen, ehe die andern Zollofficianten, die Gaudiebe, kommen.“ Die beſtürzte Köchin eilte ſogleich mit dem Schmuggler in den bezeichneten Keller, half ihm, nicht an der Wahrheit zweifelnd, das Faß aufladen, und vergrub in ihrer Herzensangſt ein paar Flaſchen, die ſich außerdem noch vorfanden, ſchnell in einer Ecke des Gartens, während der Schelm, ſich in's Fäuſtchen lachend, doppelt froh über ſeine unerwartete Beute und die Rettung ſeiner eigenen Ladung, eben ſo raſch, wie er gekommen war, ſich davon machte und es dem Guager überließ, bei ſeiner Rückkehr ſich nach Belieben über ſeine Leichtgläubigkeit, ſeine Köchin und den leeren Raum im Keller zu ärgern.

Herr Lucas iſt übrigens keineswegs das einzige Beiſpiel ſeiner Art. Wenige Monate, ehe ich meine Reiſe nach Killarney antrat, durchwanderte ich mit einigen Freunden die Grafſchaft Wicklow, wo eines Tags der Regen uns in eine einzeln gelegene Schenke trieb, wie es deren überall auf der Inſel gibt. Meine Gefährten fragten nach Potteen, aber der Wirth verſicherte hoch und theuer, er habe kein Tröpſchen im Hauſe. Wir glaubten ſeinen Worten, und vermuthlich hatte er uns auch, mindeſtens im buchſtäblichen Sinne, die Wahrheit berichtet: denn als wir eine Woche ſpäter wieder in daſſelbe Haus einkehrten, trafen wir in der Schenkſtube zwei Leute mit ziemlichen Galgengeſichtern, die eine ganze Flaſche von der verbotenen Waare vor ſich hatten, und deren gefüllte Punſchgläſer uns ſchon den räucherigen Geruch entgegendampften. „So, alſo für andere Leute habt Ihr Potteen, aber für uns nicht?“ ſagte einer meiner Freunde zum

Digitized by Google

Wirth, der ſicherlich kein Tröpſchen, wohl aber einen ganzen Eimer im Keller haben mochte. „Oh, Ew. Ehren,“ entgegnete der Mann mit einer pfiffigen Miene, „das ſind ja die Guager; denen darf ich keinen andern vorſetzen!“

Cloghereen, unſer Hauptquartier, lag nahe am Turk-berge, welcher, wie auch einer der Seen, ſeinen Namen von den ehemals hier ſehr häufigen, jezt aber gänzlich ausgerotteten Wildſchweinen entlehnt, die im Altiriſchen „Torc“ genannt werden. Die Seen, drei an der Zahl, ſammt den ſie einſchließenden Bergen nnd dem ganzen umliegenden Gebiet, gehören theils den Grafen von Ken-mare, theils Herrn Herbert, einem Nachkommen des berühmten Lord Herbert von Cherbury. Die wilde Schön-heit der Gegend ſcheint ſchon in ſehr frühen Zeiten Be-wunderer unter den iriſchen Großen gefunden zu haben, wie ringsumher mannichfache, zum Theil mächtige, nun in Trummern liegende Gebäude aus verſchiedenen Perioden beweiſen. Eine halbſtundige Fahrt brachte uns am nächſten Morgen durch einen ſehr ſchönen Park nach der alten Abtei von Mucroß, der größten nnd am beſten erhaltenen dieſer Ruinen. Nur das Dach iſt eingefallen, das Schiff dagegen mit dem Chor, die Seitenflugel und ſelbſt der Kreuzgang haben dem Zahn der Zeit, wie der Wuth der Reformatoren getrozt, und befinden ſich noch in ſo gutem Zuſtande, daß eine Wiederherſtellung eben nicht ſehr ſchwer fallen durfte. Außerdem zeugt die Bauart des Ganzen, vorzüglich aber ein großer Theil der Denktafeln in den Wänden, von ei-nem Grade von Geſchmack und Kunſt, wie man ihn bei den alten Bewohnern dieſer Gegend nicht vermuthet haben ſollte. Leider wird jedoch der günſtige Eindruck ſehr durch den widerlichen Anblick geſtöet, der den Reiſenden beſonders beim Eintreten in das Innere der Kirche erwartet. Nicht nur ſind die Särge der zahlreichen Gräber, welche ſich hier und außerhalb finden, kaum ſpärlich mit Erde bedeckt, ſondern der ganze Platz iſt auf eine empörende Weiſe mit Schädeln und Gebeinen überſäet, die nur zu ſtark an die Scenen erinnern, wodurch die Ab-tei zur Ruine geworden iſt. Gegen dieſe Zeichen der Ver-weſung ſticht ſeltſam ein gewiß ſehr alter Eibenbaum ab, der, durch den Moder üppig genährt, eine ſo außerordent-liche Größe erreicht hat, daß er den ganzen innern Raum des Kloſterhofes ausfullt, um mit ſeinem düſtern Laube einen faſt unheimlichen Schatten auf die unter ihm umher-geſtreuten Knochen und Todtenköpfe zu werfen. Abgeſehen von dieſen Greueln, die das Schicklichkeitsgefuhl des Be-ſitzers längſt hätte entfernen oder verdecken ſollen, gehört Mucroß Abbey wegen ihrer vortrefflichen Erhaltung, und beſonders wegen ihrer reizenden Lage am Ufer des untern der drei Seen, unfraglich zu den ſchönſten Ruinen von Irland.

Dicht unter ihren Mauern fanden wir ein Boot mit ein paar Leuten, die ſchon unſer harrten. Der ſehr bedeutende See macht hier einen wunderlieblichen Buſen voll kleiner Eilande, die, wie das Ufer ſelbſt, reich mit Eichen, Erdbeerbäumen, Stechpalmen, wildem Lorbeer und anderm immergrünem Ziergehölz beſezt ſind. Quer durch dieſen Archipel hinrudernd, brachten uns unſere Führer nach der Roßinſel, der größten der ganzen Gruppe, welche mit dem Feſtlande nicht weit von dem Schloſſe des Grafen Kenmare durch eine Brücke verbunden iſt und uns hauptſächlich durch die Trummer von Roß Caſtle an-lockte. Dieſe ſehr alte Veſte wurde im Jahr 1652 vom General Ludlow eingenommen und ſofort von den Truppen des Parlaments zerſtört, um die zahlreichen Beweiſe von Cromwells eigenthümlicher Vorliebe fur maleriſche Land-ſchaften noch um einen zu vermehren. Die Verpflichtung der Iren gegen den Protektor iſt in dieſer Beziehung außerordentlich groß, und man rieth daher vor einiger Zeit nicht mit Unrecht einem Londoner Kupferſtichhändler, der um einen Patron verlegen war, ſeine „neue Samm-lung von Anſichten von Irland“ Oliver Cromwell zu dediciren, weil die vielen Ruinen von Schlöſſern und Kirchen hauptſächlich ſein Werk ſeyen. In der That darf man nur den Suden und Weſten von Irland durchreiſen, um ſich zu überzeugen, durch welch unbarmherzige Grau-ſamkeit England von Zeit zu Zeit die beſtrittene Herrſchaft über ſeine Nachbarin zu behaupten geſucht hat. Die Grafſchaften Kildare und Kilkenny, wie die ganzen Gren-zen des Pale, ſind überſäet mit Trümmern der Veſten der alten Häuptlinge, und die ſudlichen und weſtlichen Diſtrikte des Landes tragen nur zu ſchreckliche Spuren von den Verwuſtungsgreueln, womit in ſpätern Jahren Eliſabeths und Cromwells Generale ihre Wege bezeichnet haben. Die Politik der soi-disant jungfräulichen Königin findet ſich in dieſer Hinſicht nirgends deutlicher charakte-riſirt, als in den Depeſchen ihrer eigenen Heerfuhrer, die ihr von Irland aus meldeten: „ſie haben die Inſel zu einer tabula rasa gemacht, auf die Ihre Majeſtät die Geſetze Englands ſchreiben möge.“

An und für ſich ſelbſt hat die Ruine von Roß Caſtle wenig Anziehendes, denn die Ueberreſte einer Art von Baſtion abgerechnet, beſteht ſie nur aus einem einzigen hohen Thurm; doch von den Zinnen deſſelben genießt man eine ſo herrliche Ausſicht auf den See und ſeine Umge-bungen, daß ſchon dadurch die Heeuberfahrt reichlich be-lohnt wird. Von der Roßinſel ließen wir uns nach der gegenuberliegenden weſtlichen Seite des Sees rudern, um unſern ferneen Weg zu Lande zu verfolgen. Der untere See hat einen bedeutenderen Waſſerſpiegel als die beiden andern, ſteht aber, einzelne Partien abgerechnet, dieſen an maleriſcher Schönheit bei weitem nach. Der größere Theil ſeiner Ufer iſt flach und beackert; nur nach Süden hin werden ſie kühner und wilder. Dort ziehen von beiden Seiten ſteile Berge mit überhängenden Klippen, und reich mit einem mächtigen Naturforſt bewachſen, ſich zu einer

Digitized by Google

Schlucht zuſammen, die bald enger, bald weiter, eine Art unregelmäßigen Kanals bildet, durch welchen die Waſſer des untern Sees mit denen des Turk-Lough ſich verbinden. Lezterer iſt rings von waldigen Höhen umſchloſſen, die, zum Theil jählings abfallend, nur hier und da ſich langſamer ſenkend, im Norden und Süden ein paar gewaltige Waſſerthore mit ſchroffen Wänden aufthun, um dem See den Zuſammenfluß mit ſeinen beiden Nachbarn zu geſtatten. Die Anbauer, welche die Pracht der Gegend herbeigelockt hat, haben ihren Geſchmack am beſten dadurch beurkundet, daß ſie den Eindruck der natürlichen Schönheit durch Kunſt nicht geſtört haben. Mehrere Ruinen im Geſichtskreiſe vollenden das Maleriſche der ganzen Landſchaft. Je weiter aufwärts, deſto rauher wird die Scene. Das dunkle Klippenbette, durch welches der mittlere See ſeine Verbindung nach Süden herſtellt, windet ſich von einer Felsſchlucht in die andere, bis es endlich in einen wilden Bergſchlund ſich öffnet, der den dritten, kleinſten See einſchließt. Die furchtbare Schönheit dieſes Keſſels, verbunden mit der ſehr ſchnell verſteinernden Kraft des dunkeln Gewäſſers in ſeiner Tiefe, machen es leicht begreiflich, daß ſo viele Volks- und Wunderſagen von Alters her ſich daran knüpfen.

Den lezten Theil unſerer Excurſion mußten wir für diesmal ſehr verkürzen, um noch vor Einbruch der Nacht wieder nach unſerm Hotel zu gelangen. Indeſſen verweilten wir noch mehrere Tage, um die herrliche Gegend in ihren Einzelnheiten mit Muße zu genießen, und die zuvorkommende Gaſtfreiheit einiger benachbarten Herren trug nicht wenig dazu bei, unſern Aufenthalt an den Seen von Kerry zu einer der angenehmſten Epochen unſeres ganzen Ausflugs zu machen.

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Wenn der Mond überhaupt eine Atmoſphäre hat, ſo iſt ſie jedenfalls unendlich dünner als die unſrige; noch viel wahrſcheinlicher aber iſt ſie qualitativ ganz von derſelben verſchieden. Wenn der Mond überhaupt Waſſer hat, ſo ſteht es in einem ganz andern Verhältniſſe zur Oberfläche als auf der Erde. Den allgemeinen Aſpekt der Unebenheiten des Mondes und ſeiner dunkeln Flecke, der ſogenannten Meere und Buchte, ſetzen wir als bekannt voraus. Wir bemerken nur, daß die höchſten Berge des Mondes die höchſten der Erde zwar nicht an abſoluter Erhebung, aber an relativer und an Steilheit übertreffen, und daß nur wenige Berglandſchaften des Mondes mit irdiſchen Gebirgen einigermaßen verglichen werden können, während die meiſten Formen, wie Wallebenen und Ringgebirge, als ganz eigenthümlich erſcheinen. Die größten Krater unſerer Vulkane ſind kaum den kleinſten Gruben auf dem Monde zu vergleichen. Alle Kraterformen des Mondes laſſen deutlich einen Boden ſehen; auf der Erde ſind viele derſelben wahre Schlünde. Der Laacher See bei Andernach, das Albanergebirg bei Rom, einige Keſſel- und Steppenſeen erſcheinen, den Typus der Mondgebilde als Maßſtab genommen, nur wie ſchwache Nachahmungsverſuche. Sie ſind auf der Erde nur untergeordnete, durch beſondere Lokalverhältniſſe bedingte Formen, während ſie auf dem Mond ſo entſchieden und auffallend vorherrſchen. Die allerauffallendſten Phänomene im Mond ſind aber die ſogenannten Strahlenſyſteme und die Rillen. Leſer, welche nicht gewohnt ſind, Quartanten, wie Beers und Mädlers Buch, zu handhaben, werden es uns danken, wenn wir flüchtig, aber nichts Weſentliches übergehend, bezeichnen, was man von dieſen merkwürdigen Bildungen weiß und nicht weiß.

Sieben der größern Ringgebirge zeigen ſich weit und breit von radienartig ſich fortziehenden Lichtſtreifen umgeben; dieſelbe Erſcheinung, nur weniger ausgebildet, wiederholt ſich bei einer Anzahl anderer Ringgebirge. Dieſe Streifen fangen meiſtens erſt in einer gewiſſen Entfernung vom Walle des Ringgebirgs an, ſo daß der Fuß deſſelben verhältnißmäßig dunkel erſcheint; von da an aber ziehen ſie 50 bis 100, ja 120 Meilen weit fort, quer über alle möglichen Mondgebilde, über Ebenen, Bergketten, Krater, Rillen u. ſ. w. Sie verzweigen ſich in ihrem Lauf, werden zuweilen auch krumm, ſind durch Querſtreifen verbunden, von matteren Stellen unterbrochen. Die meiſten enden unmerklich in der Ebene oder auch im Gebirg. Wo dieſe Strahlen ſich ſtark verbreiten, überglänzen ſie im Vollmond Alles, ausgenommen ſehr helle Krater. Es wird uns wohl ſchwerlich je gelingen, ihre Natur zu erforſchen, aber an Erklärungsverſuchen hat es von jeher nicht gefehlt. Erhöhungen können dieſe Streifen nach allen ihren Verhältniſſen nicht ſeyn; doch nach den ältern Mondbeobachtern, und noch nach Schröter, ſind es Bergketten und Adern. Durch Beers und Mädlers Beobachtungen wird dieſe Meinung entſchieden widerlegt. Nach einer andern Anſicht, die auch Herſchel zu theilen ſchien, ſind es Lavaſtröme, die, aus den gewaltigen Kratern entſprungen, ſich nach allen Seiten vertheilen. Aber ſo lange die Geſetze der Schwere auch auf dem Mond gelten müſſen, widerſpricht der Augenſchein dieſer Annahme durchaus, indem die Streifen Ringgebirgs- und Wallebenen mit 6000 — 9000 Fuß hohen Rändern gerade durchſetzen. Jeder Lavaſtrom wird, von der Höhe herabkommend, die Tiefe ſuchen nnd den Windungen der Thäler folgen; ſollte er aber ja ſo mächtig ſeyn, daß ſo ungeheure Wälle ihn im geradlinigten Fortſtrömen nicht hinderten, ſo müßte er die Tiefe hinter dem Walle anfüllen,

Digitized by Google

könnte nicht bloß ſeinen Zug hindurch fortſetzen und links und rechts deſſelben Alles frei laſſen. — Noch weniger iſt an ein wirkliches fortwährendes Strahlenwerfen von den Centralpunkten der Ringgebirge aus zu denken; denn die Streiſen erſtrecken ſich auf der Mondfläche oft zwanzigmal weiter, als das Ringgebirg geſehen werden kann, und lezteres liegt oft noch unſichtbar in Nacht, wenn die entfernten Enden ſeiner Streiſen bereits ſichtbar werden. So bleibt am Ende nichts übrig, als anzunehmen, der Boden des Monds habe, ſey es durch welchen Proceß, an den Stellen der Streifen in ſeiner innern Struktur eine Veränderung erlitten, wodurch die Fähigkeit, das Licht zu reflektiren, bedeutend erhöht wurde. So viel ſcheint gewiß, daß dieſer Proceß mit der Bildung der Ringgebirge, welche deutlich Centralpunkte dieſer Streifen ſind, im genaueſten Zuſammenhang geſtanden hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Juni.

(Beſchluß.)

Ueberſicht der deutſchen Dramatik.

Deinhardſtein, welcher in früherer Zeit ein paar recht artige Luſtſpiele geſchrieben, verließ dieſes Fach, um ſeine ganze Kenntniß der Bühne auf dramatiſche Genrebilder zu verwenden, deren Erfolg ihm glänzender zu ſeyn ſcheint. Lebrun, Töpfer und Blum ſaugen immerfort Honig aus den Blumen fremder Länder, nur mit dem Unterſchied, daß der Erſte es geſteht, der Zweite nicht, und der Dritte ſeit einiger Zeit auch dieſem Beiſpiel folgt und mit Töpfer im Verein die armen Referenten zwingt, mühſam zu ſtudiren und nachzuſchlagen, wo eigentlich der Urſtoff der „Zurückſetzung“ des „Bruno und Balthaſar“ u. ſ. w. zu finden iſt. Erſt ſeit einigen Jahren haben ſich in Wien Anfänge eines deutſchen Originalluſtſpiels gezeigt, deren Repräſentant unſtreitig Bauernfeld iſt, mit den ſchönſten Gaben zum Luſtſpieldichter ausgeſtattet. Seine Luſtſpiele — die Charaktergemälde ſind ſchwach — zeichnen ſich nicht allein durch einen ganz vortrefflichen Converſationston aus, ſondern ſie zeigen zugleich den Mann von feiner Erziehung, erfahren im Salonton und bekannt mit den Menſchen und ihrem Thun und Treiben. Nur Eines fehlt ihm — Erfindung, oder vielmehr er ſcheint dieſelbe zu verſchmähen und ſein Talent gerade darin glänzen laſſen zu wollen, daß er aus dem Nichts des bürgerlichen Salons ein Etwas bildet; denn in dem einzigen Stoffe, den er Schillings „Flitterwochen“ entlehnte (das Tagebuch), hat er den wirkſamſten Theil deſſelben fallen laſſen. Von all ſeinen Luſtſpielen hat ein einziges einen eigentlichen Inhalt, und zwar einen ganz originellen; dieſes iſt: „der Vater,“ und ſonderbar genug machte gerade dieſes Stück kein großes Glück, und dieſelben Referenten, welche die unanſtändigſten franzöſiſchen Luſtſpiele höchſt geiſtreich finden, wurden plötzlich prüde und machten ihm den Vorwurf der Indecenz. Von der andern Seite erſtand die erlauchte Dichterin mit ihren Dramen, die nicht den friſchen Glanz von Bauernfelds Werken, dagegen aber eine höchſt wahre und conſequente, wenn gleich monotone Charakterzeichnung haben, welche freilich bei jenem ſehr oberflächlich iſt. Daß beide Erſcheinungen — die leztere insbeſondere, ehe die Stellung der Verfaſſerin allgemein bekannt war — eine bedeutende Oppoſition fanden, iſt natürlich. Zuvörderſt trat das ganze Heer der Ueberſetzer mit ſeinem Anhange auf, dann die noch größere Zahl der eigentlichen Referenten, die um ſo ſtrenger mit jeder dramatiſchen Erſcheinung verfahren, weil ſie ſelbſt keine hervorzubringen im Stande ſind, oder, was ſie erzeugt, keine Theilnahme fand. „Bauernfeld iſt flach,“ hieß es, „ſeine Produkte ſind im Grunde von den franzöſiſchen Luſtſpielen nicht weſentlich verſchieden,“ und auf der andern Seite erſcholl es: „Der Verfaſſer von Lüge und Wahrheit iſt altmodiſch, es iſt ein Iffland redivivus.“ Wenn nun gleich die Vertheidiger beider wackern dramatiſchen Talente ausriefen: „Bauernfeld iſt modern,“ und: „der Verfaſſer von Lüge und Wahrheit iſt ſolid,“ ſo waren jene Beſchuldigungen doch nicht ohne Grund, und die rechte Mitte hier ſchwer zu finden. Wenn wir die erlauchte Bühnendichterin darin um ſo mehr bewundern müſſen, daß ſie Charaktere und Zuſtände aus der Bürgerwelt mit ſo großer Wahrheit und Genauigkeit zeichnet, wie man dieſelbe nicht aus der Lektüre geſchöpft haben kann, ſo hat ſie ſolche doch nur durch Tradition erhalten, und kann natürlich damit nicht ſo à jour ſeyn, wie ein Dichter, welcher die bürgerlichen Salons täglich beſucht, die auch Bauernfeld meiſterhaft darſtellt, den man ſeinerſeits auch wieder entſchuldigen muß, wenn er dieſen abgeſchliffenen Gegenſtand nicht mit großer Tiefe ausſtattet. Modern iſt heutzutage das Loſungswort der Literatur, und wenn dieſes ſtrenge Gebot bei einem Genre der Literatur ganz am Platze iſt, ſo dürfte dies wohl das Converſationsſtück ſeyn, welches ganz der Gegenwart ſich anſchmiegen muß, um auf die Gegenwart zu wirken. Devrient hat in ſeinem oben genannten Schauſpiel einen Weg eingeſchlagen, der dahin zu führen ſcheint, wohin das deutſche Schauſpiel kommen muß, wenn es ſeine ausländiſchen Nebenbuhler verdrängen will. Er hat dem geſellſchaftlichen Leben einen tiefern Sinn untergelegt, er hat Charaktere gezeichnet, die ganz der neuern Zeit angehören und doch einen innern Kern, eine eigenthümliche Färbung haben, und wo das Stück bis in die kleinen Rollen herab mit Schauſpielern beſezt iſt, welche in die Intentionen des Dichters einzugehen vermögen, muß es als ein wichtigerer erſter Schritt zu einem deutſchen Schauſpiel angeſehen werden, als die dem Franzöſiſchen entlehnten „Geſchwiſter.“ Leider aber dürfte wohl nur eine kleine Zahl deutſcher Bühnen das Stück zweckmäßig beſetzen können. Bei uns ſtanden eigentlich kaum zwei bis drei der mitwirkenden Perſonen an ihrem Platze, und das Stück machte dennoch Glück, was wohl für ſeinen Werth die genügendſte Bürgſchaft gibt. Das neue Luſtſpiel eines pſeudonymen Felix Wagner: „Die Wortbrüchigen,“ hat einen ſehr glänzenden Converſationston, reich mit echtem Witze ausgeſtattet, wenn gleich die Handlung wohl etwas zu arm für drei Akte iſt. Wenn es, wie im Publikum verlautet, wirklich der erſte Verſuch eines jungen Theaterdichters iſt, ſo berechtigt dieſer zu guten Hoffnungen. Von zwei Poſſen: „Der Poſtillon von Biechowitz,“ von Gleich, mit Muſik vom Kapellmeiſter Riotte, und „Glück, Mißbrauch und Rückkehr, oder: Das Geheimniß des grauen Hauſes“ (auf das Niemand neugierig wurde), von Johann Neſtroy, Muſik von Kapellmeiſter Adolph Müller, hat die eine mehr, die andere minder mißfallen. Der Stoff der Neſtroyſchen Poſſe iſt Paul de Cocks „Maison blanche“ entlehnt, aber ſo gewaltig und ſinnlos verballhornt, daß man es nur ſchwer und in einzelnen Momenten wieder erkennt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 18. Juli 1838.

Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!

Schiller.

Greis und Jüngling.

Greis.

Wohin ſteuerſt, Jüngling, du ſo ſchnelle?
Dein Wange glüht, die Arme breiten
Sich hinaus auf's blaue Reich der Welle
Sehnend, wie in die Unendlichkeiten.
Wie vom Windhauch ſich die Segel blähen,
Schwillt die Bruſt von muthigen Entwürfen;
Deiner Purpurwimpel flatternd Wehen
Scheint Triumph weiſſagen ſchon zu dürfen.
Feurig rollen deine Blicke, fliegen
Dorthinüber, wo aus Nebelflor,
Weiten Raum verheißend deinen Siegen,
Land ſo grün und ſonnig taucht empor.
Klingt nicht wie ein tückiſch höhnend Lachen
Dir das Plätſchern dieſer Silberwogen,
Die hinunter Manchen ſchon betrogen
Schmeichelnd in den bodenloſen Rachen?
Bald am Maſt hochauf und höher bellen,
Ragt er gleich ſo mächtig wie ein Thurm,
Sie, gehezt vom wilden Jäger Sturm,
Und an Klippen muß dein Kiel zerſchellen.
Trozeſt du? O glaube mir, von Haaren
Grau und alt, ich hab' es ſchwer erfahren:
Jung, wie du, ein muthig froher Thor,
Flog ich einſt hinaus im ſtolzen Traume,
Bis die ſchöne Täuſchung ſich verlor,
Aufgelöſt in Luft und Wellenſchaume.
Weh! mein Schiff hat der Orkan entmaſtet;
Kaum der Flut entronnen, grambelaſtet
Blieb mir nur das Leben, arm und bloß,
Und ſchon bin ich nah dem lezten Hafen,
Wo auf ewig Sturm und Woge ſchlafen,
Und er nimmt mich auf im ſtillen Schoß.

Jüngling.

Nicht die kühne Seele mir entmuthen
Kann, o Greis, dein ſorglich warnend Wort;
Denn der Gott im Buſen treibt mich fort,
Und auch Untergang in Wirbelfluten
Eines ruhelos bewegten Lebens
Sey willkommen mir: hinaus, hinaus!
Keck mit Stürmen, Klippen, Meeresbraus
Ringen wir und ringen nicht vergebens!
Wer beſtimmt dem Kraftgefühl des Starken,
Das vor keinem Ungeheuer zagt
Und von Kampf zu Kampfe ſtürmend wagt,
Seines flügeraſchen Strebens Marken?

Digitized by Google

Traun! nicht alle Schiffe noch zerſchellten!
Hat zu Völkern unbekannter Zungen,
Sel'gen Inſeln, neuentdeckten Welten
Manches glücklich doch ſich durchgerungen;
Hat von nie zuvor erforſchten Schätzen
Viel geheimnißvolle Wunderpracht,
Die im Meergrund der Delphin bewacht,
Sich erbeutet in den Zaubernetzen;
Und mit Perlen, köſtlichem Geſtein,
Mit des Silbers, mit des Goldes Schein
Aus der Ferne königlich beladen,
Landet es an heimiſchen Geſtaden.

Greis.

Laß, Verblendeter, noch jezt dich warnen!
Nach erträumten Schätzen ringt dein Muth;
Ja, der Trug entführt in ſeinen Garnen
Dir dazu des Herzens beſtes Gut.
Heut umſchwärmt ein farbiges Gefieder
Noch dein Haupt, der Jugend Phantaſieen
Gaukeln lieblich vor dir auf und nieder:
Ach! ſie werden ſturmverſchüchtert fliehen.
Roſenbänder um die Schläfe flattern
Und der Kränze Schmuck, der duftigfriſchen:
Bald verwandelt hörſt du ſie als Nattern
Dir entſetzlich in die Ohren ziſchen.
An die Menſchheit der argloſe Glaube
Wohnt im Buſen dir, als wie die Taube:
Wilde Geier, welche fernher kreiſchen,
Grauſe Räuber, werden ihn zerfleiſchen.
Reichen Wirkens frohe Blüthentriebe
Siehſt du fruchtlos aufgezehrt veralten,
Und die Opferflamme deiner Liebe
Macht des Hohns und Haſſes Froſt erkalten.

Jüngling.

Wohl, ich weiß, die Zier der bunten Kränze
Muß, vom Winter angehaucht, verderben;
Nachtigallen, die im heitern Lenze
Flogen, ſangen einſt, ſie müſſen ſterben:
Doch ein ew'ger Lenz treibt im Gemüthe
Frucht zugleich und unverwelkte Blüthe,
Und aus ihren Ranken weg den Glauben
An der Menſchheit gottentſtammten Adel,
Sey er auch umwölkt von Fehl und Tadel,
Soll mir doch kein Räuber jemals rauben.
Durch ein Heer von Schmerzen, das ſo bitter
An ihm, wie mit Geierkrallen, reißt,
Rettet ihn, ein unverzagter Ritter,
Duldend, kämpfend ſtets hindurch der Geiſt,
Und auf dem Altare ſtill genährt
Brennt der Liebe Glut in ſeinem Schirme,
Sicher vor dem Odem rauher Stürme,
Bis ſie einſt den Erdenleib verzehrt,
Und ſich, ganz vom Irdiſchen geläutert,
Dann in die Unendlichkeit erweitert.

Julius Krais.

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Ganz andere und weit ſchwerer erkennbare Gebilde ſind die merkwürdigen Rillen. An ſie vorzugsweiſe hängt ſich die voreilige Phantaſie, wenn ſie im Mond Gegenſtücke zu kleinern terreſtriſchen Naturformen oder gar Kunſtwerken ſucht und findet. — Es ſind ſehr ſchmale und lange, entweder gerade aus gehende oder nur mäßig gebogene, oder auch ſchlangen- und hakenförmig gekrümmte Vertiefungen. In den größten und hellſten bemerkt man, troß der geringen Breite, noch eine deutliche Spur des Schattens. Sie laufen zuweilen durch kleine Krater oder dicht an denſelben hin; ſie enden wohl auch mit einem Krater, zuweilen ziehen ſie ſich aber iſolirt in der grauen Ebene fort, ohne daß ihre Endpunkte ſich durch etwas auszeichneten. Einige ſind nur ein paar, andere dagegen zwanzig bis dreißig Meilen lang; ſie ſind indeſſen bis jezt erſt in wenigen Mondgegenden aufgefunden worden. — Was ſind nun dieſe Rillen oder Ritzen? Man hat ſie als Mondflüſſe angeſprochen; aber die Analogie erſcheint jedenfalls ſehr gering. Die Rillen in der Mitte des Monds glänzen bei hoher Beleuchtung ſehr hell; Beer und Mädler können aber nicht glauben, daß hiebei eine Flüſſigkeit das Sonnenlicht reflektire, ſondern ſchreiben es der Steilheit der innern Wand zu. Jedenfalls erſcheinen ſie als ſehr untergeordnete Formen, und ſollten ſie ja Kanäle für irgend eine Flüſſigkeit ſeyn, ſo ſtände dieſe Flüſſigkeit in ganz anderem Verhältniß zum Monde als das Waſſer zur Oberfläche der Erde. Beer und Mädler meinen, ſie könnten in jener Vorausſetzung höchſtens mit den Steppenflüſſen Perſiens, Arabiens oder denen am Nordrand der Sahara verglichen werden; ſie äußern übrigens weiter keine Vermuthung über die Natur dieſer Bildungen.

Bekanntlich hat man in den Rillen auch Landſtraßen der Mondbewohner erblicken wollen. Das Wenige, was Beer und Mädler über dieſe Hypotheſe äußern, iſt bezeichnend für den ruhigen, vorſichtigen Ton, in dem ihr ganzes Werk gehalten iſt. Wir ſetzen die Stelle ſelbſt her: „Es hieße zu viel Aehnlichkeit zwiſchen den telluriſchen und ſelenitiſchen Verhältniſſen vorausſetzen, wenn man

annehmen wollte, daß die Mondsbewohner ſich, gleich uns, zur Anlegung kunſtlicher Straßen veranlaßt finden ſollten. Schon daß wir die Rillen überhaupt erblicken, was doch eine Breite von mindeſtens 200 — 300 Toiſen (1200 — 1800 Fuß) vorausſezt (die meiſten aber ſind beträchtlich breiter), begünſtigt dieſe Annahme keineswegs; noch weniger die Art ihres Vorkommens. In der Gegend des „Guttenberg“ ſieht man drei lange Rillen parallel neben einander und nur etwa zwei Meilen von einander entfernt, und Aehnliches trifft man öfter an. Sie treffen gewöhnlich nicht auf beſonders ausgezeichnete Punkte, ſondern enden in freier Ebene.“ Die Liebhaber und Vertheidiger der Mondſtraßen könnten hierauf antworten: „Verfallt ihr mit dieſen Aeußerungen nicht ſelbſt in den Fehler, vor dem ihr ſo ſtrenge warnet, in die Sünde des Anthropomorphismus? Wir ſollen uns ja von der phyſiſchen Beſchaffenheit und den Kräften der Mondbewohner gar keinen Begriff machen können. Wie könnt ihr nun wiſſen, ob nicht die vernünftigen Geſchöpfe eines Weltkörpers, der an Flächenraum allerdings dreizehnmal kleiner iſt als unſere Erde, Landſtraßen nöthig haben und alſo bauen, die dreißigmal breiter ſind als die unſrigen? Zudem, iſt nicht der Zug der Schwere auf dem Mond 6½mal geringer als auf der Erde, und folgt hieraus nicht, daß, bei übrigens gleichen Verhältniſſen, dort mit gleichen mechaniſchen Kräften weit mehr Maſſe bewältigt werden kann als hier?“ — Wohl, ſo lange aber ein 1200 und mehr Fuß hoher oder breiter Gegenſtand im Mond nach unſern Denkgeſetzen ein Naturgebilde ſeyn kann, und zwar recht gut ſeyn kann, ſo verlangt die Vernunft gebieteriſch, daß wir denſelben dafür und nicht für ein Kunſtwerk erklären. Und jene Rillen ſind ja am Ende um nichts wunderbarer, von unſern Naturverhältniſſen abweichender als die Strahlenſyſteme, die Wallebenen u. ſ. w.

Die Lichttöne auf der Mondſcheibe durchlaufen eine Skale vom ſchimmerndſten Weiß zum tiefen Schwarz. Aber abgeſehen von dieſem bloß quantitativen Unterſchied, von dieſem durch das ſtarke Relief des Monds bedingten Spiel von Licht und Schatten, werden unter günſtigen Umſtänden auch ſpezifiſch verſchiedene Farbentöne beobachtet. So iſt faſt über das ganze mare serenitatis ein ſchöner grüner Schimmer verbreitet; im mare crisium iſt Grün mit Dunkelgrau vermiſcht; im mare humorum ſind beide Farben beſtimmt geſondert, und Grün nimmt den größten Theil der Fläche ein. Ein mattes, gleichſam ſchmutziges Hellgrün zeichnet das mare frigoris aus; die räthſelhafte Farbe des palus somnii, einer ſcharf begrenzten Hügellandſchaft, ſcheint ein eigenthümliches Gelb, und an einigen Stellen zeigt ſich ein röthlicher Schimmer. Alle dieſe Nüancen erſcheinen übrigens nur im Vollmond deutlich und werden ſchon 2 — 3 Tage nach demſelben vergeblich geſucht. Beer und Mädler zweifeln ſogar, ob jedes Auge dieſe Farben wahrnehmen, jedes Fernrohr ſie darſtellen würde, da zwar ihre Grenzen ziemlich beſtimmt, die Unterſchiede aber ſehr gering ſeyen. Sie meinen auch, es werde uns nie gelingen, die Urſache dieſer Erſcheinnungen vollſtändig zu erforſchen. Sie deuten mit keinem Worte darauf hin, ob jene Farben vielleicht auf einen Pflanzenüberzug bezogen werden dürften; ſie äußern nur, die Anſicht, als ſey der Mond mit lauter Eis und Schnee bedeckt oder eine einzige ſtarre Felsmaſſe, erſcheine dadurch als unhaltbar und der Beobachtung widerſprechend.

Es iſt, wie ſchon oben bemerkt, höchſt zweifelhaft, ob je etwas im Mond beobachtet worden iſt, was auf Veränderung ſeiner Oberfläche durch Naturkräfte deuten könnte; aber ganz beſtimmt hat man noch nie etwas geſehen, was direkt oder indirekt die Exiſtenz ſelbſtthätiger, denkender Weſen vorausſezte. Wer mit den Verhältniſſen und Ausſichten der Optik etwas bekannt iſt, und die zu erwartende Erweiterung unſerer Hülfsmittel noch ſo hoch anſchlägt, wird gewiß zum Voraus die Hoffnung abweiſen, daß wir je Mondsbewohner ſelbſt erblicken könnten. Beer und Mädler ſtellen hierüber folgende Betrachtung an: Man darf annehmen, daß auch das ſchärfſte unbewaffnete Auge allerhöchſtens auf eine deutſche Meile weit einen Menſchen oder ein größeres Thier als ſolche zu erkennen vermag. Der Mond iſt 51,000 Meilen von der Erde entfernt; um ihn alſo auf eine Meile heranzuziehen, wäre eine 51,000malige Vergrößerung nöthig. Bis jezt iſt eine 300malige Vergrößerung die ſtärkſte, die man mit verhältnißmäßigem Erfolg auf den Mond anwenden konnte. Die gegenwärtigen Hülfsmittel müßten demnach nach allen ihren weſentlichen Erforderniſſen im Verhältniß von 300 zu 51,000 vervollkommnet werden; und damit wäre es lange nicht genug: die Erdatmoſphäre müßte im ſelben Verhältniß, d. h. 170mal durchſichtiger geworden und das alsdann 170mal ſchnellere Vorüberfliegen des Monds vor dem Fernrohr durch geeignete Mittel unſchädlich gemacht ſeyn. Wer all dies abwarten und hoffen will, der beharre in der Erwartung, die Geſchöpfe unſerer Nachbarwelt zu erblicken.

Darnach iſt leicht abzunehmen, wie es ſelbſt mit der Hoffnung ausſieht, daß je auch nur Werke der Mondbewohner, und wären ſie ſo groß und größer als die unſrigen, entdeckt werden könnten. Geſezt aber, man entdeckte in der Folgezeit Gegenſtände, welche nach ihren Umriſſen oder den etwa daran bemerkten Veränderungen, den Geſetzen unſerer Vernunft gemäß, nichts anderes ſeyn könnten, als Kunſtwerke — auch dann würde die Poeſie zu erſuchen ſeyn, dem ſchließenden und meſſenden Verſtand den Vortritt zu laſſen und nicht ſtörend in ſeine Cirkel zu treten. Es handelte ſich dann davon, aus dem

Digitized by Google

ganzen Anſehen ſolcher Werke auf ihren Zweck, und ſomit durch Induktion auf die geiſtige Natur ihrer Schöpfer, und aus dem Detail der Objekte auf die Beſchaffenheit der körperlichen Werkzeuge der Erbauer zu ſchließen; und dies hätte wohl noch weit größere und ganz andere Schwierigkeiten, als wenn man, nach Cuviers Methode, aus einem einzigen Knochenſtück den allgemeinen Bau und die Lebensweiſe eines Thiers demonſtrirt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Unterſtützung der Peſther. Concerte. Lißt.

Eine ſo außerordentliche Erſcheinung das Peſther Unglück iſt, eine eben ſo außerordentliche iſt das Ineinandergreifen der verſchiedenartigſten Kräfte, jenem Unglücke zu ſteuern. Die Humanität hat einen ihrer ſchönſten Siege gefeiert. Aus der ganzen Monarchie ſind Subſidien eingegangen, und die Stadt Wien allein hat mehr als eine halbe Million Silbergulden geſteuert. Ein Handbillet des Kaiſers an den Kanzler Mitrowsky, worin er dieſen erſucht, ſeine Unterthanen zur Unterſtützung der Ungarn aufzufordern, hat Alles belebt. In allen Aemtern und Dicaſterien, bei allen Zünften und Gewerbsclaſſen, in allen Stadtvierteln und Grundgemeinden wurden Sammlungen veranſtaltet, und Alles gab mit vollen Händen. Eine Redoute ſammt einer großen Lotterie, welche die ſchöne und wohlthätige Fürſtin Metternich nebſt eilf andern Damen des höchſten Adels veranſtaltete, brachten eine ſehr bedeutende Summe ein, jedes der fünf Theater gab eine Benefizvorſtellung, und die Zahl der zum Beſten der überſchwemmten Ungarn gegebenen Concerte gleicht einer neuen Ueberſchwemmung. Die bedeutendſten Geldbeiſteuern lieferte der Handelsſtand (darunter Baron Sina, der ein Ungar iſt, 40,000 fl. C. M., Rothſchild 20,000 fl. C. M., nebſt der Zuſage eines Darlehens von einer Million auf fünf Jahre zu 2 Procent). Der Wiener Witz machte bei dieſer Gelegenheit das Bonmot: „Peſth liegt an der Waſſerſucht und Wien wird abgezapft.“ Nichtsdeſtoweniger waren alle dieſe Concerte ſtark beſucht und die meiſten ſogar gedrängt voll. Die intereſſanteſten waren das von der Univerſität veranſtaltete, wozu Lenau, der bekanntlich ein Ungar iſt, einen Prolog verfertigt hatte; das Concert nebſt humoriſtiſcher Vorleſung, welches Saphir, der auch Ungar iſt, in dem Joſephſtädter Theater gab, und worin Clara Novello und Dem. Lutzer zuſammen ſangen und außerdem alle künſtleriſchen Notabilitäten Wiens mitwirkten; und endlich das lezte, worin Lißt, ebenfalls ein geborener Ungar, zum erſten Male ſich hören ließ. Wenn ich den Namen Lißt ausſpreche, ſo nenne ich zugleich den Brennpunkt, in welchem ſich in den lezten vier Wochen alle Strahlen der Converſation vereinigten. Seit Paganini hat kein Künſtler einen ſolchen Enthuſiasmus hier erregt, hier, wo Beethoven und Moſcheles lebten, hier in der Vaterſtadt Thalbergs (der, im Vorbeigehen geſagt, gegenwärtig in Wien iſt und den Triumphen ſeines Nebenbuhlers beiwohnt). In der That iſt Lißts Spiel das Höchſte, was man je auf dem Klavier gehört hat. Abgeſehen von der Beſiegung aller Technik, von der Rieſenkraft der Hand, von der unerhörten Macht der Linken, die Lißt zum Erſtaunen, ja ich möchte ſagen, zum Entſetzen der gewöhnlichen Klavierſpieler manifeſtirt, erregt der Geiſt, der vulkaniſch aus ſeinen Tönen ſprüht, die Intuition, mit welcher er die Ideen in ſich aufnimmt, die höchſte Bewunderung. Es iſt hier nicht der Ort, eine Analyſe des Lißtſchen Spiels zu geben, ſo viel genüge, daß trotz aller Abnormität deſſelben, ungeachtet er Akkorde und Gänge macht, wovor der Theoretiker zurückſchaudert, dennoch nie ein Künſtler von allen Kunſtgenoſſen ſolche Huldigung erhielt, als Lißt. Er iſt in jeder Beziehung genial, ſelbſt in ſeiner äußern Erſcheinung; er hat in den Salons des höchſten Adels durch ſeine Liebenswürdigkeit nicht minder Aufſehen erregt, als im Concertſaal durch ſein Spiel. Obgleich er in nicht weniger als zwölf Concerten ſich hören ließ, ſo war doch ſtets eine Stunde vor dem Anfang kein Billet mehr zu erhalten. Alle Plätze, ſogar die ſonſt durch das Orcheſter beſezt ſind, waren vergeben, und um das Inſtrument ſelbſt bildete ſich jedesmal ein Halbkreis von Damen des höchſten Rangs, die eben ſo gerne mit dem intereſſanten Künſtler zu converſiren, als ihn zu hören ſchienen. Lißt iſt erſt ſieben-und-zwanzig Jahre alt. In einem kleinen ungariſchen Dorfe geboren, hatte er der Verwendung des Fürſten Metternich es zu danken, daß er im Pariſer Conſervatorium aufgenommen wurde. Bereits im zwölften Jahr mußte er bei Hofe ſpielen, und wurde allmählich die Puppe der Pariſer Welt. Während einer ſeiner Produktionen im Théâtre italien ſoll ihn Talma öffentlich umarmt haben. Lißt hat übrigens in ſeinem kurzen Leben ſchon viel mitgemacht: er war Republikaner, St. Simoniſt und lebte, wie bekannt, in zärtlichen Verhältniſſen mit George Sand. Er hat vor einiger Zeit Paris verlaſſen, und zwar an der Seite einer jungen Gräfin, mit der er ſich in Venedig niederließ und von wo aus er einen Abſtecher nach Wien gemacht hat, der ihm 25,000 fl. C. M. eingetragen. Allgemein trug man ſich hier mit dem Gerücht, George Sand ſey ihm hieher gefolgt, und dies ging ſo weit, daß man im Concertſaal ſogar auf eine Dame zeigte, welche angeblich Madame Dudevant ſeyn ſollte. Während aber Lißt neben dem Lorbeer des Ruhms auch noch andere goldene Früchte gepflückt hat, mußte die arme Clara Novello ſich mit dem erſtern begnügen. Da ſie gerade zu einer Zeit hier ankam, wo alle Concerte zum Beſten der Peſther gegeben wurden, ſo wurde ſie allenthalben zur Mitwirkung aufgefordert, während ſie für ſich ſelbſt nur in drei Concerten auftrat. Die Erſcheinung dieſer lieblichen Sängerin iſt höchſt intereſſant, ihre Stimme von ſeltener Schönheit und Ausdehnung; aber ihre Schule iſt noch nichts weniger als vollendet, und wir können durchaus nicht jene überſchwengliche Phraſeologie billigen, welcher die norddeutſchen Blätter ſich bei dieſer Gelegenheit bedienten. — Glücklicher als Clara Novello war Clara Wiek. Dieſe junge Künſtlerin hat nicht minder glänzende Geſchäfte gemacht, als Lißt. Und warum? Weil ſie den richtigen Zeitpunkt getroffen; wäre ſie um drei Monate ſpäter gekommen, ſo hätte kein Hahn nach ihr gekräht. Die Wiener — beſonders das leichte Völkchen der Journaliſten — haben ſich, als ſie Lißt hörten, nicht wenig geſchämt, daß ſie alle Superlative an Clara Wiek verſchwendet haben. Clara Wiek verhält ſich zu Lißt ungefähr wie Caroline Pichler zu Victor Hugo, obgleich dieſer Vergleich wie jeder andere ſeinen hinkenden Fuß hat. Wenn man übrigens die Reihe von Concerten überſieht, welche wir im Laufe eines halben Jahrs mitgemacht haben, ſo muß man geſtehen, daß Wien einen guten Magen hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 19. Juli 1838.

— J will go lose myself,
And wander up and down, to view the city.
Shakespeare.

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

Zweiter Brief.

(ſ. Nr. 255 — 258. J. 1837.)

Berlin im November 1837.

Jn unſern Tagen kann man nach einigen Wochen Abweſenheit ſchon Verbeſſerungen und Fortſchritte bemerken, und ſo hatte ich denn gleich Gelegenheit, die zwiſchen meinen lezten Mittheilungen eingetretene neue Droſchkeneinrichtung zu erproben. Der Wagen, deſſen ich mich nach dem Abſteigen von der Poſt bediente, war allerdings geräumiger und beſſer verwahrt als die früheren, ich habe aber aus ſpäterer Erfahrung bemerkt, daß die Schnelligkeit nicht eben zugenommen hat; denn die Pferde ſind ſteif und können natürlich nicht beſſer laufen, als ihre Beine geſtatten. Einiges hat die Conkurrenz indeß doch gewirkt. Früher ließen die privilegirten Droſchkeneigenthümer die Pferde ſo kurz ſpannen, daß ſie nicht ordentlich traben konnten. Wurden die Thiere gleich auf den Beinen hiedurch eher ruinirt, ſo hielt doch ihre Lunge länger aus und ſie waren, wenn auch ſteif und gequält, dauernder zu benutzen. Jezt wird durch längere Stränge die Schnelligkeit etwas gefördert, anderntheils aber durch die ſchwere Bauart der neuen Wagen wieder beeinträchtigt. Wohlſeiler iſt das Fuhrwerk im ſeltenſten Falle. Zwei Perſonen können nämlich jezt für einfachen Preis fahren; wenn man ſich aber einer Droſchke zu bedienen bewogen wird, iſt man öfter allein als in Begleitung.

Eine meines Dafürhaltens weit erheblicheee Verbeſſerung der öffentlichen Einrichtungen iſt die mit raſchen Schritten fortſchreitende Belegung der Trottoirs mit Granitplatten. Jn Kurzem wird die ganze Stadt in allen nur einigermaßen belebten Theilen damit verſehen ſeyn. Gewiß können in dieſem Punkte nur wenige Städte Europas mit Berlin wetteifern, was um ſo mehr ſagen will, als Preußens Hauptſtadt in einer an Steinen armen Gegend liegt. Die neuen Platten ſind ſehr groß und die recht ſchönen Steine aus frühern Perioden nehmen ſich dagegen nur kleinlich aus. Dieſe Einrichtung iſt großartig und lobenswerth.

Berlin hat immer noch viel von einer amerikaniſchen Stadt, nämlich Schaalwände und Gartenmauern zwiſchen großen Häuſern, Verſchwendung des Raumes, eine Stadtmauer, die noch ein großes Stück Kaetoffelfeld einſchließt, neue große, faſt iſolirt ſtehende Häuſer in entfernten, wenig bebauten Straßen, und nahe an den Prachtplätzen der Stadt übel oder unvollſtändig ausſehende Flecke. Nicht minder erinnert die Schnelligkeit, mit der

Digitized by Google

man hier Gebäude aus dem Erdboden wachſen ſieht, an das Land der Yankees. Große Häuſer, deren Mauern bei meiner Abreiſe kaum ſtanden, fand ich bei meiner Rückkehr fertig. Sie werden höher gebaut als früher und haben gewöhnlich über dem Parterre drei Stockwerke. Der Styl der neuen Häuſer in den Straßen zeigt zwar, daß man die Kälte und Einförmigkeit der modernen Bauart gefühlt hat, aber die Mittel, wodurch man dem Uebel abhelfen wollte, ſind größtentheils weder richtig noch ausreichend. Die Vergleichung der älteren Häuſer in den beſſern Stadttheilen wird ſehr zu deren Vortheil ausfallen. Eine reiche Façade mit ſtark hervortretenden Verzierungen dürſte immer einen günſtigern Eindruck hervorbringen, als kahle Mauern mit ſpärlichem und kleinlichem Schmuck. Betrachtet man jene älteren Häuſer einzeln, ſo wird man nicht leicht eines finden, welches man jezt nachahmen möchte; dennoch gewähren ſie im Zuſammenhange einen weit vortheilhaſtern Anblick, als die neuen, eintönigen, zuweilen phantaſtiſch verzierten, in der Hauptſache jedoch völlig phantaſielos erbauten Häuſer, weil ihre reichen, abwechſelnden Façaden troß aller Fehler und manches Barrocken dem Auge mannichfaltige Ruhepunkte geben. — Die Dornſchen Lehmdächer werden häufig angewendet und ſind, was die äußere Form betrifft, ein großer Gewinn für die Architektur. Sie wüeden es möglich machen, daß die hohen Dächer unſerer nordiſchen Städte ganz verſchwinden; indeß halte ich dafür, daß ſich ihre praktiſche Anwendbarkeit auf die Dauer nicht bewähren dürſte. Die Gründe dieſer Anſicht würden für gegenwärtigen Beief zu weitläufig ſeyn.

Bei Magazinen, Fabrikgebäuden, Ställen und dergleichen hat man in neueſter Zeit hier einen ſehr vortheilhaften Styl angewendet. Man ließ nämlich den Sims, welcher die Grundlinie an dem Gibel griechiſcher und römiſcher Architektur bildet, weg, während das ſehr flach geneigte Dach bloß mit zwei Schenkeln eines ſtumpfen Winkels vorſpringt, ſo daß ſich alſo an der Gibelſeite kein abgegrenztes Dreieck findet. Dieſe Gebäude ſind, ein- oder mehrſtöckig, gewöhnlich im Bogenſtyl und faſt immer von Ziegeln ohne Abpuß aufgeführt, welche aber, da ſie ziemlich hell ſind, der Außenſeite nicht die unangenehme Farbe der Bauſchule geben. Dieſe Bauart iſt an ſich nichts Neues, ſondern kommt im Süden, beſonders bei italieniſchen ländlichen Gebäuden, häufig vor, im Norden hat man ſie aber früher nicht angewendet. Sie bildet mit einfachen Mitteln ſehr maleriſche Maſſen, vorzüglich wenn bei größerer Ausdehnung des Gebäudes einzelne Theile deſſelben über die andern hervoragen. Ich empfehle ſie Ihnen zu Wirthſchaftsgebäuden, ſie iſt praktiſch, einfach und ſchön, und ein ganzes Gehöfte, auf dieſe Art aufgeführt, würde einen ſehr pittoresken, hier zu Lande noch nicht geſehenen Anblick gewähren.

Um die Sonne an einem der wenigen hellen Tage zu genießen, welche in der ſchlechten Jahreszeit zu ſchätzen ſind, wählte ich den ſehr freiliegenden, aber wenig beſuchten Spaziergang zum Halliſchen Thore hinaus. Dieſe Gegend mit dem Monumente auf dem Kreuzberge hat Reminiſcenzen aus der Stimmung vor und in den lezten Kriegen gegen Frankreich. Dort hinaus, obwohl etwas links ab, liegt auch die Haſenheide, wohin der nun in wohlverdiente Vergeſſenheit verſunkene Jahn ſeine geſchmacklos mit Leinwand überzogene Schaar unter affektirten Kraftſprüchen zu führen pflegte. Heutiges Tags hat noch die Landwehr, eine große Einrichtung jener Zeiten, dort ihre Verſammlungen und Schießübungen. Schreitet man in der ziemlich lichten Allee fort, welche vom Halliſchen Thore nach dem Kreuzberge führt, ſo gewährt die Umgegend einen im Ganzen anſprechenden Anblick. Rechts über die Felder hin ſieht man in der Ferne die mannichfaltigen Häuſer, die ſich an der Potsdamer Chauſſee, ſo weit das Auge reicht, hinziehen, und wenn man den zur linken Seite liegenden Begräbnißplatz paſſirt hat, eröffnet ſich dahinaus wieder eine weite Ausſicht, die vielfältigen Anbau und die Häuſerreihe zeigt, welche ſich theils von der dichter zuſammengedrängten Stadt nach dem ſchleſiſchen Thore, theils an der Anhöhe hinziehen, die, links vom Kreuzberge ab laufend, den Horizont begrenzt. Der Kreuzberg ſelbſt nimmt ſich, von hier aus geſehen, recht gut aus. An dem Abhange, welcher ſich von dieſer Seite rechts hinab zieht, ſah ich Feldbeete in eckigen Flecken von verſchiedener Geſtalt und Farbe, grün und braun, ſo wie man oft in reich angebauten Gegenden Anhöhen gleichſam mit farbigen Zwickeln und Streifen überzogen erblickt. Den Hügel hinan erſtrecken ſich Gebäude in verſchiedener Form, und der Spitze gereicht das obeliskenartige Monument, was ſich auch ſonſt gegen daſſelbe etwa einwenden läßt, doch zur Zierde. Das Ganze hat einen thüringiſchen Charakter und erinnert auch an die beſſeren Seiten der Gegend um Halle, iſt überhaupt weit anſprechender, als man nach der allgemeinen Vorſtellung von der Umgegend Berlins erwartet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Das Bisherige genügt wohl, um dem Leſer einen allgemeinen Begriff vom gegenwärtigen Zuſtand der Topographie des Monds zu geben. In ſeinen groben Umriſſen mit Schatten und Licht ſteht das uns zugewendete

Digitized by Google

Angeſicht des Monds längſt klar vor den Blicken der Beobachter. Sie haben die zahlloſen Kuppen, Kegel, Krater, Ringgebirge gezeichnet, gemeſſen und mit den Namen großer Männer, todter und lebender, getauft, und damit größere Ehren zuerkannt, als der Pabſt vermag. Welcher Mann von echtem Ehrgeiz möchte nicht lieber ein Mondberg ſeyn als Erzbiſchof in partibus? — Aber Alles, was auf der Erde lebt, ihr ganzer organiſcher Ueberzug liegt auf ihr dünn, wie der Duft auf der reifen Frucht; und es iſt kaum eine Conjektur zu nennen, wenn man beim Mond ein Gleiches vorausſezt. Tiefer in jene Falten des Mondantlitzes, bis zu Maßen, mit denen, auf Erden wenigſtens, die größten organiſchen Formen auftreten, bringt nun, wie wir eben geſehen, unſer bewaffnetes Auge noch bei weitem nicht und wird ſchwerlich je dahin bringen. Es wird wohl dem Menſchen verſagt bleiben, aus dem Hauſe, das er mit ſeinem Streit und Aufruhr füllt, auch nur in das Nachbar- und Nebenhaus einen Blick zu werfen und die dortige Wirthſchaft mit der ſeinigen zu vergleichen. Es fehlt ihm damit das allererſte Glied zu einem Schluß oder auch nur einer Vermuthung darüber, welchen Ranges oder Standes er denn eigentlich als Bürger jener ungeheuren Stadt ſey, deren zahlloſe Lichter ſich allnächtlich über ihm entzünden, und dieſe Unwiſſenheit ſcheint eben ſein ewiges Erbtheil.

Wir haben es als unerſprießlich dargeſtellt, wenn die Phantaſie in ihrem Aeroſtat zum Monde auffliegt und wiſſenſchaftlichen Kram als Ballaſt mitnimmt; aber etwas ganz Anderes iſt es, wenn ſich die Wiſſenſchaft in eigener Perſon hinausbegibt und nur die Einbildungskraft als Zeichner und Ingenieur mit ſich nimmt. Von der phyſiſchen Beſchaffenheit des Monds in den Punkten, welche unſere Neugier am meiſten beſchäftigen, wiſſen wir ſo gut als nichts; aber wir wiſſen genau zu ſagen, wie einem in den Mond verſezten Menſchen oder einem Mondbewohner mit menſchlichen Sinnen das Verhältniß zur Sonne, d. h. die Tages- und Jahreszeiten erſcheinen, und welche Aſpekte ihm die Erde und das ganze Firmament bieten. Im erſten Abſchnitt des Beer und Mädlerſchen Werks iſt Alles hierauf Bezügliche vollſtändiger als irgendwo zuſammengeſtellt. Wir theilen das Hauptſächliche hievon in einer Form mit, wie ſie uns den Bedürfniſſen der Leſer angemeſſen ſcheint.

Der Durchmeſſer des Monds verhält ſich zu dem der Erde wie 1 zu $3\frac{1}{2}$, ſeine Oberfläche zu der der Erde wie 1 zu $13\frac{1}{3}$, und der ganze Inhalt der Mondkugel zu der Erdkugel wie 1 zu 49. Demnach läßt ſich der Durchmeſſer des Monds ungefähr mit der von Nord nach Süd gemeſſenen Breite des europäiſchen Feſtlands, der Umfang ſeiner Kugel mit der größten Länge Aſiens und ihre Geſammtoberfläche etwa mit der Amerika's vergleichen.

Wie bei allen Planeten, ſo richten ſich auch beim Mond Tages- und Jahreszeiten, jene nach dem Zeitverhältniß der Umdrehung des Körpers um ſeine Axe, leztere nach der Neigung des Aequators gegen die Bahn. Der Mond vollendet denjenigen Umlauf um die Erde, nach welchem ſich ſeine Lichtwechſel regeln, den ſogenannten ſynodiſchen, in $29\frac{1}{2}$ Tagen. Dabei dreht er, abgeſehen von ſeiner Libration oder Schwankung, der Erde beſtändig dieſelbe Seite zu; dies rührt ohne Zweifel vom überwiegenden Zuge der Erde her, und es folgt daraus, daß ſich der Mond während ſeines Umlaufs um die Erde gerade einmal um ſeine Axe gedreht hat, und daß ſomit ſein Tag gerade ſo lang iſt, als uns eine Lunation oder ein Mondsmonat. Man findet im gemeinen Leben, daß ſich manche Perſonen dieſes Verhältniß nicht ſogleich veranſchaulichen können; ſie meinen, man müßte es ja ſehen, wenn ſich der Mond drehte, und ſie bleiben dabei, er ſey immer nur um die Erde herumgegangen, ohne ſich zu drehen. Kommt in Geſellſchaft dieſe Streitfrage auf's Tapet, was freilich nicht ſehr oft geſchehen möchte, ſo wird die Sache ſinnlich am Beſten ſo demonſtrirt: Man laſſe ein Frauenzimmer ſich in die Mitte des Zimmers ſetzen und denke ſich von ihrem Haupte aus Linien nach den Weltgegenden gezogen. Nun bewege ſich in einiger Entfernung ein Herr mit ſeitwärtsgeſezten Schritten dergeſtalt um die Dame, daß ſein Angeſicht mit ſeinen Bergen, Kratern, Rillen und dem Strahlenſyſtem ſeiner Blicke fortwährend und unverrückt, von der Libration abgeſehen, der Dame zugekehrt bleibe. Iſt er endlich zum Ausgangspunkt, in ſeine erſte Stellung zurückgekehrt, ſo wird Niemand in Abrede ziehen, daß das Geſicht des Trabanten auf ſeinem Umlauf nacheinander allen Weltgegenden zugekehrt geweſen ſey und ſein Körper ſich gerade einmal um ſich ſelbſt gedreht habe.

Die mittlere Dauer eines aſtronomiſchen Mondtags iſt alſo gleich ſeinem ſynodiſchen Umlauf um die Erde, d. h. 708 Stunden 44 Minuten, und ein Sonnentag iſt dort im Mittel 354 Stunden 22 Min. lang. Die großen Verſchiedenheiten, welche auf dem größten Theile der Erde in den Tageslängen und Jahreszeiten herrſchen, rühren, wie Jedermann weiß, davon her, daß der Aequator der Erde gegen die Erdbahn mit dem bedeutenden Winkel von $23\frac{1}{2}$ Graden geneigt iſt. Dadurch kommt der Punkt, von welchem die Sonne im Sommer wieder umkehrt, zu beiden Seiten des Aequators unter $23\frac{1}{2}°$, und der Punkt, von wo an, den Polen zu, die Sonne zu gewiſſen Jahreszeiten nicht mehr auf- oder untergeht, unter $66\frac{1}{2}°$ der Breite zu liegen. So iſt bei uns die heiße Zone zweimal $23\frac{1}{2}$, d. h. 47 Grade breit, die kalten ſind an jedem Pole je $23\frac{1}{2}$ Grade, die beiden gemäßigten 43 Grade breit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

(Fortſetzung.)

Burgtheater. Italieniſche Oper.

So viel iſt gewiß, daß die Kunſt vielleicht in ganz Europa keinen ſolchen goldenen Boden findet, als in Wien. Ein Künſtler von einiger Bedeutung kann ſicher ſeyn, hier ſeine Rechnung zu finden. So hat das Haizingerſche Ehepaar hier über drei Monate ſich aufgehalten und eine reiche Einnahme gehabt. Beſonders erwarben ſich die Vorſtellungen, welche Mad. Haizinger-Neumann am Burgtheater gab, glänzende Anerkennung, was um ſo mehr ſagen will, als ſie meiſt in Partien auftrat, worin die hier gefeierte Caroline Müller glänzt. — Novitäten ſahen wir am Burgtheater ſeit meinem lezten Berichte nicht weniger als ſechs. Von hieſigen Bühnendichtern kam ein Schauſpiel von Bauernfeld: „Zwei Familien.“ und eines von Mad. Weißenthurn: „Die Fremde.“ zur Aufführung. Leztere, welches in der larmoyanten Manier eines frühern Geſchmacks geſchrieben iſt, erhielt durch das vortreffliche Spiel Löwe's und der Mad. Fichtner Leben, Intereſſe und Theilnahme. Die Kritik muß dabei ein Auge zudrücken, da die Verfaſſerin eine ſiebzigjährige Greiſin iſt (ſie feiert im nächſten Jahr ihr fünfzigjähriges Dienſtjubiläum beim Burgtheater und iſt noch jezt häufig in größern Rollen beſchäftigt) und auch ſonſt um die deutſche Bühne ſich Verdienſte erworben hat. Nicht ſo leicht kann man über das verfehlte Produkt Bauernfelds hinwegſchlüpfen. Seine beiden Familien beſtehen aus einer ruinirten adeligen und einer wohlhabenden bürgerlichen. Der bürgerliche Sohn liebt das adelige Fräulein, dieſe ſcheint ihn wieder zu lieben, heirathet aber zulezt einen Andern. Anfangs nimmt das Stück die Miene an, als ob es mit ſatiriſchen Geißelhieben auf dieſen oder jenen Stand losſchlagen wollte; auf halbem Wege aber ſcheint ſich der Verfaſſer anders beſonnen zu haben, kehrt um und thut gerade das Gegentheil von dem, was er thun wollte. Vorſatz und Reue ſind ſo klar aus dem Stücke erſichtlich, daß man ſich kaum des Lächelns erwehren kann, wenn man bemerkt, wie Bauernfeld mit jeder Scene immer mehr und mehr die Courage verliert, den ſatiriſchen Geißelhieb, zu dem er im erſten Akt den Arm aufgehoben hat, wirklich auf den Rücken der Betheiligten fallen zu laſſen, und nun in einer lächerlichen Stellung mit aufgehobenem Arm bis zu Ende des Stücks ſtehen bleibt, dann einen ſchönen Bückling macht und unverrichteter Sache nach Hauſe geht. Selbſt in der Technik vermißt man bei den „zwei Familien“ die geübte Hand Bauernfelds. Die eine Scene iſt zu kurz für das, was ſie veranſchaulichen ſoll, die andere wieder viel zu breit und langweilig; ſelbſt der Dialog, ſonſt das Gallakleid dieſes Luſtſpieldichters, iſt diesmal ſehr ſpärlich mit Treſſen beſezt. Bauernfelds Talent ſcheint auf die Grenzen des Scherzes angewieſen zu ſeyn. So lange ſeine Muſe im leicht geſchürzten Kleide wie ein junges Mädchen herumhüpft und Poſſen treibt, ſo lange iſt ſie anmuthig und liebenswürdig; ſobald ſie ſich aber eine ernſtere Miene zu geben beſtrebt, die Stirne in Falten legt und ſich auf den würdigen Großvaterſtuhl ſezt, wird ſie hölzern und langweilig. — Die übrigen Novitäten, die das Burgtheater brachte, beſtanden aus Ueberſetzungen, worunter eine neue Bearbeitung der bezähmten Widerbellerin von Deinhardſtein vortrefflich zu nennen iſt.

Die italieniſche Oper hat dieſesmal uns nur zwei neue Individuen vorgeführt, nämlich die vielgerühmte Signora Schoberlechner und den Buffo Scaleſe. Die übrigen Mitglieder waren aus frühern Jahren her ſchon bekannt: Signora Tadolini, dann Poggi und Pedrazzi als Tenore, Marini und Cartagenova als Baßſänger, Prezzolini als Buffo und die unvergleichliche Brambilla als Altiſtin. Die Schoberlechner, von welcher die italieniſchen Journale mit Enthuſiasmus ſprachen, konnte in den erſten Abenden nicht durchdringen, aber mit jeder Vorſtellung ſtieg die Theilnahme, bis ſie endlich zu jenem Grade von Enthuſiasmus anſchwoll, dem ſich die Wiener ſo gerne hingeben, und der bei dieſer Gelegenheit durch die zahlreichen Italiener noch mehr angefacht wurde. So iſt es endlich dahin gekommen, daß man vor einigen Tagen, als die Schoberlechner zum lezten Mal auftrat, ihr einen Lorbeerkranz zuwarf und ſie unter lautem, unbändigem Evviva durch die Hauptſtraßen Wiens in ihre Wohnung führte. Hier hoben ſie die Enthuſiaſten aus dem Wagen, küßten ihr Kleid und Hände und trugen ſie im Triumph in ihre Zimmer. Die Schoberlechner iſt in der That eine merkwürdige Erſcheinung: eine kleine, unſcheinbare Figur mit einem häßlichen Geſichte, das, wenn ſie den Mund zu höhern Tönen öffnet, noch verzerrter und zur Grimaſſe wird. Aber welche Kraft der Stimme! Im Moſe, wo in einer Scene der ganze Männer- und Frauenchor, aus ungefähr ſiebzig Perſonen beſtehend, mit vollem Forte ſingt und von dem lärmenden Enſemble des großartigen Orcheſters und einer Janitſcharenmuſik noch unterſtüzt wird, bringt die Stimme der Schoberlechner durch das ganze Chaos von Tönen und dominirt Orcheſter und Chöre auf imposante Weiſe. Ihr Vortrag iſt, wie der einer jeden italieniſchen Sängerin di primo cartello, gluthvoll und großartig, obgleich ihr der ſanfte Schmelz der Tacchinardi mangelt. Die Tadolini hat dieſesmal wieder die alten Steckenpferde in der Somnambula und dem Elisire d'amore geritten; in einigen ernſten Opern, in welchen ſie debütirte, hat ſie beinahe Fiasko gemacht. Als Beweis, wie in unſerer Zeit ein guter Tenor honorirt wird, mag dienen, daß Poggi, deſſen Ruf eigentlich in Wien mehr als in Italien begründet iſt, während ſeines diesmaligen Aufenthalts in Wien mit verſchiedenen italieniſchen Impreſſarien Contracte auf die zwei nächſten Jahre abgeſchloſſen hat, die ſich zuſammen auf die Summe von 32,000 fl. C. M. belaufen. — Die italieniſche Oper wurde übrigens im Ganzen nicht ſo eifrig beſucht, als in frühern Jahren. Es wurden drei neue Opern gegeben, von welchen il Giuramento von Mercandante und Gemma di Vergy von Donizetti Beifall fanden, während il nuovo Figaro von Ricci total Fiasko machte. Ein neues Ballet vom italieniſchen Balletmeiſter dieſer Stagione iſt gänzlich durchgefallen. Dagegen hat der Kobold von Perot beinahe ſo großen Enthuſiasmus erregt, als die Elßler. Perot iſt ein kleines Männchen mit dem häßlichſten Geſichte, welches vielleicht je von den Lampen beſchienen wurde; aber die Anmuth und Leichtigkeit ſeiner Bewegungen ſind bezaubernd. Das Ballet: „der Kobold,“ iſt von einer ſo ſinnigen Poeſie durchweht, wie ſie dem Ballet nur in den Zeiten ſeiner höchſten Blüthe eigen war. Man darf ja nicht glauben, daß in Wien der Geſchmack für das Ballet lebhafter und dauernder iſt, als anderswo; auch hier hat die Theilnahme für dieſe Gattung von Schauſpielen abgenommen, und nur die Grazie der Elßler und die Poeſie Perots konnten das abgeſtumpfte Publikum aufrütteln. Der Kobold iſt übrigens ſogleich ein Gegenſtand der Parodie geworden: die Vorſtadttheater haben ſich ſeiner bemächtigt und ſeine ſtumme poetiſche Sprache in plumpe geredete Witze überſezt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 20. Juli 1838.

> Betrachtungen, die ſo ſehr allem Kleinen und Eigennützigen entgegenſtehen, wie diejenigen, welche die Aſtronomie an die Hand gibt, laſſen Eindrücke zurück, die ſich in dem einen mehr und dem andern weniger dem ganzen Syſtem der Gedanken mittheilen. Auch ſind Schriften, wie dieſe, kein unſchicklicher Ort, ſie gemeinnützig zu machen.
>
> Lichtenberg.

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Auf dem Monde iſt es ganz anders; bei ihm macht der Aequator mit der Bahn nur den kleinen Winkel von 1½ Graden. Seine Mittelzone, das Gegenſtück unſerer heißen, iſt alſo nur 3 Grade, d. h. nach dem Maaß des Mondes etwas über 12 Meilen breit, jede der Polarzonen hat nur halb ſo viel im Durchmeſſer, und jede der dazwiſchenliegenden (gemäßigten) Zonen erſtreckt ſich 87 Grade weit. Eine ſo geringe Schiefe kann nur ganz unmerkliche Verſchiedenheiten der Tageslängen, Sonnenhöhen, Stärke der Erleuchtung und Erwärmung zur Folge haben, und der Unterſchied zwiſchen Winter und Sommer muß faſt auf dem ganzen Mond ſo unbedeutend ſeyn als der zwiſchen dem längſten und kürzeſten Tag. Schon ſechs Meilen von den Polen iſt der längſte Tag nur etwa doppelt ſo lang als der mittlere; in den meiſten Mondgegenden wird man aber ohne genaues Zeitmaß vom Unterſchied der Tageslänge nichts bemerken. Unter dem 50ſten Breitegrad z. B. beträgt auf der Erde die Differenz zwiſchen dem längſten und dem kurzeſten Tag 8 Stunden, auf dem Mond 7 Stunden. Bedenkt man nun, daß der mittlere irdiſche Sonnentag nur 12 Stunden, der ſelenitiſche aber 354 Stunden lang iſt, ſo ſieht man, daß die dortigen Abweichungen gegen die unſrigen gar nicht in Betracht kommen.

Die Gegenden, wo die Sonne einen vollen Kreis beſchreiben kann, ohne auf- oder unterzugehen, fangen bei uns ſchon 23° vom Pol, auf dem Mond erſt 1½° von demſelben an, und der langen Nacht der Pole kann man dort ſchon auf einem 1800 Fuß hohen Berg entgehen. Nun befinden ſich aber am Nordpol, und noch weit mehr am Südpol viel höhere Berge in Menge, deren erleuchtete Gipfel das Sonnenlicht in den verſchiedenſten Richtungen reflektiren, und ſo fällt, phyſiſch genommen, die lange Polarnacht fur den Mond völlig weg; ja viele dieſer Berggipfel haben, abgeſehen von den durch die Erde veranlaßten Finſterniſſen, ewigen Sonnenſchein.

Die Mondsbewohner können immerhin, ſo gut als wir, Landſtraßen und Eiſenbahnen, oder deren Surrogate haben, ohne daß die Rillen dergleichen ſind. Iſt nun die Mondskugel ringsum von Straßen aufgeſchloſſen und reist man dort abſolut ſo ſchnell, als auf der Erde, ſo könnte einer, wenn es darauf ankäme, vor der Sonne her reiſend, der Nacht ganz entgehen und in beſtändigem Tage leben, ohne daß er einen jener ewig von der Sonne beſtrahlten Polarberge beſtiege. Es gibt eine Geſchichte von einem furſtlichen Mörder, der, bei Nacht von den Furien gepeinigt, Jahrelang mit hellem Kerzenſchein, mit

Digitized by Google

Geſellſchaft und rauſchender Muſik die Nacht zum Tage log und die Geſpenſter täuſchte. Auf dem Monde könnte ein ſolcher viel großartiger und buchſtäblich in beſtändiger Irrfahrt der ihn verfolgenden Nacht und ihren Schrecken entfliehen. Es käme nur darauf an, daß er immer in einem vollen Mondtage, d. h. in 708 Stunden oder 29 Erdentagen die Mondkugel umkreiste, und zwar nach der Breite und vor der Sonne her. Unter dem Aequator, der 1470 Meilen im Umfang hat, hätte er in 24 Erdenſtunden, das Relief des Bodens und die Umwege ungerechnet, gegen 51 Meilen zurückzulegen. Ob dies für einen Mondfürſten viel oder wenig iſt, bleibt dahin geſtellt; aber je weiter vom Aequator weg, deſto weniger hätte er im Sommer zu eilen; im Winter freilich nimmt der Tag gegen die Pole doch auch ab, es wäre aber leicht auszurechnen, unter welcher Breite ſich das ganze Jahr hindurch das Verhältniß am günſtigſten für ihn geſtaltete. Ein romantiſcher Liebhaber der Nacht könnte den Proceß umkehren und, ſtatt in den Tag hinein, von der Sonne abwärts in die Nacht fahren. Dieſes, übrigens nur zur Verſinnlichung der Größe des Monds gebrauchte Reiſebild könnte nicht Jedermann behagen; wir ſagen daher ausdrücklich, daß Beer und Mädler an dieſer Betrachtung unſchuldig ſind.

Da indeſſen der Mond von Gebirgen ſtarrt, ſo müſſen im Einzelnen die Tageslängen bedeutend von denjenigen abweichen, welche die Rechnung für eine beſtimmte Breite ergibt. So wird z. B. der Gipfel des Mondbergs Huygens 9 Stunden früher von der Sonne beſchienen als ſein Meridian die Sonne im Horizont hat; bei unſerm Chimboraço beträgt dieſer Unterſchied nur 10 Minuten. Auf dem Gipfel des Huygens iſt der mittlere Tag ſomit um 18 Stunden länger als der allgemeine mittlere. Dagegen wird für das Innere der Ringgebirge der Auf- und Untergang der Sonne, und für den Fuß eines einfachen Gebirgs einer von beiden beträchtlich verzögert, und es muß auf der Mondfläche viele Punkte geben, welche weder Erde noch Sonne jemals ſehen, ſondern nur ihres Widerſcheins genießen. Durch die Natur des Terrains wird alſo am Ende die Tageslänge eines Orts noch weit mehr beſtimmt als durch die Jahreszeit. Die Unterſchiede der Beleuchtung und damit der Erwärmung ſind ſomit auf dem Mond nicht ſowohl nacheinander als nebeneinander zu ſuchen. Mit andern Worten: die hohe oder tiefe Lage eines Orts und ſeine Expoſition gegen die Sonne werden mehr über das Clima deſſelben entſcheiden als die Breite oder die mathematiſche Lage.

Die Erde hängt am Firmament des Monds als ein Himmelskörper, der ſeinen Bewohnern im Durchmeſſer $3\frac{2}{3}$, in der Fläche $13\frac{1}{2}$ mal größer erſcheint als uns der Mond. Iſt der Mond für uns voll, ſo wendet die Erde ihm ihre Nachtſeite zu, die Tagſeite hingegen, wenn wir Neumond haben: die Erdphaſen des Mondsbewohners ſind ſtets die Ergänzungen der Mondphaſen des Erdbewohners; z. B. leztes Erdviertel, wenn wir erſtes Mondviertel haben, und umgekehrt. Die Periode des Phaſenwechſels der Erde iſt gleich der Länge des ſelenitiſchen Sonnentags. Der Umſtand aber, daß der Mond der Erde beſtändig dieſelbe Seite zukehrt, verleiht den Nächten der beiden Halbkugeln einen ganz verſchiedenen Charakter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

(Fortſetzung.)

Dieſer günſtige Schein des Kreuzberges ſchwindet aber bald, wenn man näher kommt und ſich den Blicken die Einzelheiten der die Höhe hinan gebauten Häuſer und Anlagen entwickeln. Sie wiſſen, daß man vor mehreren Jahren dort oben einen Tivoli genannten Vergnügungsort anlegte. Jezt bietet dieſes Etabliſſement einen ſehr öden, aber meines Erachtens durchaus nicht beklagenswerthen Anblick dar. Alles war ohne Solidität und wahren Geſchmack aufgeführt: theils einige ſehr leichte Häuſer von einer frivolen, ich möchte ſagen Almanachsbauart, theils weiter oben ziemlich große Gebäude von Holz mit vielen Glasfenſtern, faſt wie Treibhäuſer, alles in- und auswendig ohne alle Gediegenheit, mit ſehr manierirtem, buntem Flitter verziert und auf den oberflächlichſten Schein berechnet. Es hatte ungefähr den Charakter großer Buden, in denen man Wachsfiguren, Kopfabſchneider oder andere, die Neugier der Menge anlockende Mirakel vermuthet. Jezt geht dieſer hohle Schein mit ſtarken Schritten ſeiner Vernichtung entgegen. Man ſieht Gebäude, die augenſcheinlich nicht lange ſtehen und doch gleichwohl alternd dem Verfalle nahe ſind, wie junge Leute mit eingefallenen Wangen, hohlen, glanzloſen Augen und kahlen Köpfen. Alles zerfällt und zerbröckelt ſichtlich, die Anlagen zeigen ſich wüſte und verdorrt. Niemals ſah ich einen Ort, welcher ſo ſehr als dieſes verunglückte Tivoli verherten Plätzen glich, wie ſie in Mährchen geſchildert werden. Ich hatte niemals an die von vielen Berlinern geprieſene Schönheit Tivolis geglaubt; ich ſah jezt, daß dem hohlen Schein ſein Recht geſchehen, lachte und fand hier, wie anderwärts, den unumſtößlichen Satz beſtätigt, daß aus nichts nichts werden kann. *

* Neuerdings hat man wieder angefangen, dieſes Etabliſſement aufzufriſchen.

Digitized by Google

Dieſes Tivoli war übrigens für eine Art von Unternehmungen bezeichnend, die man hier öfter findet. Mit unzureichenden Mitteln und vielem Credit werden nicht ſelten Luſtorte und Etabliſſements mit großer Oſtentation errichtet, die ſodann bald wieder verfallen, und auch in dieſem Punkte hat Berlin Aehnlichkeit mit mancher amerikaniſchen Stadt, wo auch Anſtalten und Fabriken wie die Pilze oder wie der Spargel über Nacht emporſchießen. Man hört daher hier viel von Schwindeleien ſprechen. Der Ausdruck „Schwindlär“ iſt örtlich eigenthümlich und nimmt ſich, mit Berliner Melodie geſprochen, vortrefflich aus. Bei dergleichen Etabliſſements ſehen die Unternehmer weniger darauf, die Gäſte mit guten Speiſen und Getränken zu bedienen, ſondern bemühen ſich, den Zulauf durch Rutſchbahnen, Seiltänzerkünſte und andere, die Neugier reizende Poſſen zu erzwingen. Bei dem großen Fonds von Thorheit, welchen das Menſchengeſchlecht bei ſich führt, verſchaffen dergleichen Künſte gewöhnlich eine Zeitlang zahlreichen Zuſpruch; indeß am Ende verlieren dieſe Dinge doch den Reiz und die Anſprüche des Magens und des Beutels machen ſich wieder geltend; denn die Leute fangen endlich an zu fühlen, daß der Gaumen zu wenig ergözt, der Magen zu wenig gefüllt und dafür der Beutel doch zu ſehr geleert wird, und ſo verfällt denn der ganze Spuck in ſeine plunderhafte Nichtigkeit.

Ueberhaupt gibt es außerhalb der Thore Berlins wenig Vergnügungsorte, welche ſich eines ſoliden Beſuches von Gäſten erfreuen, und noch wenigere, welche mir vergnüglich vorkamen. Ohne Zweifel trägt hiezu die ſehr ungeſchickte Art viel bei, wie die Berliner ſich auf ihren Ausflügen und Landpartien benehmen. Alles ſchließt ſich gegen einander ab und ſchleppt die Gêne der Standesunterſchiede auf Spaziergängen mit ſich umher, wogegen man Harmloſigkeit und Frohſinn mitzubringen vergißt. So ſieht man denn auch an den beſten und am meiſten beſuchten Orten nur liſpelnde Gruppen, oder ſtumme, gelangweilte Einſame. Jene anſprechende und zuthuliche Heiterkeit und die zwangloſe Miſchung der Stände, welche im Süden einen ſo günſtigen Eindruck macht, wird man hier vergebens ſuchen. Nichts iſt leichter, als den höhern Claſſen der Geſellſchaft hier einen Ort zu verleiden. Es genügt, daß ihn einige wohlhabende Handwerker oder überhaupt Leute aus den induſtriellen Ständen hin und wieder beſuchen, und „man kann nicht mehr dahin gehen.“ So werden die Leute von Rang aus einer Poſition nach der andern vertrieben und ſitzen oft an Orten, die weit ſchlechter liegen und weniger angenehm ausgeſtattet ſind als die, wohin man „nicht gehen kann.“ Schlägt man daher ſeinen Bekannten einen Ausflug vor, ſo findet man ein ängſtliches Erwägen, ob es ſchicklich ſey, den oder jenen Ort zu beſuchen. Charlottenburg bleibt immer noch das Allgemeinſte, wo dieſe wichtigen Bedenken noch am meiſten bei Seite geſezt werden. Dieſe ſteife Beſorgniß, andere Stände außer dem Hauſe zu berühren, kann nicht geradehin ein Reſultat des ariſtokratiſchen Geiſtes ſeyn; denn in Wien, welches doch keinen Mangel an ariſtokratiſchem Weſen hat, leidet man nicht daran. Es iſt dies Alles hier um ſo weniger an ſeinem Platze, als es auf den ländlichen Vergnügungsorten nicht eben laut hergeht und man doch nicht von einander Notiz nimmt, weßhalb es ſehr gleichgültig iſt, wer am Tiſche daneben ſizt.

Von den öffentlichen Orten in der Stadt ſind die renomirteſten Conditorläden ſehr ſtark beſucht, wo aber Niemand ſpricht, ſondern Alle bloß in den Journalen leſen, die, ſowohl politiſche, als belletriſtiſche, in großer Auswahl vorhanden ſind. Dieſe gewöhnlich glänzend ausgeſtatteten Zimmer gleichen daher ſo ziemlich den Leſekabinetten. Lebhafter geht es in den Wein- und Bierhäuſern her, und man findet dort viel Converſation. Die Weinhäuſer ſind nicht eben verändert, aber die Bierhäuſer haben ſich vermehrt und gehoben. Ich verſtehe unter den leztern Orte, wo man, wie in den Weinhäuſern, kalt und warm zu Abend ſpeiſen und, ſtatt dort Wein, mehrere Sorten feineres Bier haben kann. Dieſe Bierhäuſer, in denen geraucht wird, ſind jezt ſehr beſucht und von dem Publikum der Kaffee- und Weinhäuſer gefüllt. Beſonders wird dort bayerſches und Grünthaler Bitterbier getrunken, am meiſten aber das leztere. Man ſagt, dies Getränk, welches die Lebensgeiſter ſtark und nachhaltig anregt, wirke nachtheilig auf die Geſundheit, und man kann allerdings leicht bemerken, daß es durch irgend einen ſtarken Einſchlag gehoben wird. Ich laſſe dies dahingeſtellt ſeyn, und finde es dem Geſchmacke und der unmittelbaren Wirkung nach ſehr angenehm. Das alte nationale Weißbier iſt jezt mehr in das Volk herabgedrängt, wo es aber noch immer ſeine beharrlichen Anhänger findet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Königin Victoria's Krönung.

So iſt ſie denn endlich vorüber, dieſe lang erwartete und beſprochene, gekoſte und getadelte Krönung. Und wohl Jedem, der in London wohnt, und bisweilen hinaus muß auf die bevölkerten Straßen, und nicht die Mittel beſizt, ſein werthes Ich im Wagen dahin rollen zu ſehen, wohl ihm, daß die Krönung vorüber iſt. London war unausſtehlich, lebensgefährlich voll, voller, als es ſeit Jahren in ſeiner lebendigſten Seaſon geweſen. Es iſt auch noch jezt voll. Wagen an Wagen drängen ſich in Gaſſen und Gäßchen, machen dem armen Fußwanderer jeden Uebergang ſtreitig und müßten ihn, wenn nicht ſein eigenes Beiſpiel ihn vom Gegentheil überzeugte, glauben machen, daß zur Zeit kein Menſch in London

Digitized by Google

ſey, der nicht Kutſche und Pferde, mindeſtens einen Kutſchbock zu ſeinem Sitze oder einen Stehplatz hintenauf habe. Doch die Krönung iſt vorüber und das Gedränge im Abnehmen. Nun werden auch diejenigen, die in der Beſcheidenheit ihrer Finanzen einen langen Winter hindurch nur Kartoffeln und Rüben zu ihrem Fleiſche verſpeisten und nach der Zeit des Spargels, der jungen Schoten und der grünen Bohnen ſeufzten, — den Spargel, den unerſchwinglich theuern, haben ihnen freilich die Krönungsgäſte weggegeſſen, aber die Gäſte ſind im Abzuge, und ſo werden jene wenigſtens der jungen Schoten und der grünen Bohnen ſich erfreuen dürfen. Bisher konnten ſie bloß in Gedanken an ſolchen Luxus ſchwelgen: für zehn preußiſche Thaler erhielt man auf dem Coventgardenmarkte kaum Schoten und Bohnen genug für ein Schaugericht. Das Brod ſchlug auf, das Fleiſch ſchlug auf und die vielbeſchäftigten Handwerker ſchlugen auf. Alles das wird nun allmählich in ſeine frühern Geleiſe zurückkehren; denn ſeit die Krönung vorüber iſt, haben die Eilkutſchen, die Eiſenbahnwagen und die Dampfboote nicht Raum für die Abziehenden. — Der auffallendſte Unterſchied zwiſchen dem Morgen des 28ſten Juni und dem eines gewöhnlichen Tages beſtand darin, daß an jenem die untern Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft länger ſchliefen, als die höhern. Manche feine Dame und mancher feine Herr, die es ſonſt für unmöglich halten, vor der Mittagsſtunde ſich vom Lager zu erheben, eilten beim dämmernden Morgen der Weſtminſterabtei zu, während ſelbſt die Neugierigſten des Menſchengeſchlechts, Nähterinnen und Schuſterjungen, ſich noch unbedenklich dem Schlummer überließen. Die Urſache lag auf der Hand: jene eilten, in der Abtei die günſtigſten Sitzplätze zu gewinnen, dieſen blieb auch ſpäter Zeit genug, mittelſt ihrer Ellbogen auf der Straße gute Stehplätze zu erkämpfen. Freilich ſollte keine Thür der Abtei vor fünf Uhr geöffnet, kein Zuſchauer und keine Zuſchauerin früher eingelaſſen und dadurch den noch im Andenken lebenden halb Tags-, halb Nachtſcenen bei der Krönung Wilhelms IV. vorgebeugt werden. Aber am Morgen des Krönungsfeſtes bewieſen halbe und ganze Kronen ihre volle Unwiderſtehlichkeit, und da die Einlaßkarten nicht auf nummerirte Plätze, ſondern bloß auf die verſchiedenen Galerien lauteten, ſo kamen die geſetzlich Kommenden, trotz Stoßens und Drängens, doch für die beſten Plätze zu ſpät. Zwiſchen ſechs und ſieben Uhr waren, nach den gefüllten Bänken zu urtheilen, Alle verſammelt, denen Gunſt oder Gold eine Karte verſchafft hatte; denn mit den Karten wurde inſofern ein ſchmählicher Wucher getrieben, als die dazu für ſich und einige Freunde Berechtigten ſie unentgeldlich empfingen und dann Viele die am Beſten Zahlenden für ihre Freunde gelten ließen. Es ſind für ein Billet von ſechs bis fünfzig Guineen bezahlt worden. — Das Schauſpiel, zu dem man ſich ſo zeitig eingefunden, konnte vor eilf Uhr nicht ſeinen Anfang nehmen; aber die lange Zwiſchenzeit bot manchen unterhaltenden Wechſel, und als um zehn Uhr Alles für das Feſt geordnet war, gewährte der dazu beſtimmte Theil der Abtei einen glänzenden Anblick. Die Pairs und Pairinnen waren in der Zwiſchenzeit erſchienen, alle ihre Kronen in der Hand und in purpurſammtnen, mit Hermelin verbrämten Mänteln, die der Pairs auf den Fußboden reichend, die der Pairinnen in bald kürzeren, bald längeren Schleppen nachwallend, die Pairs theils in reicher Uniform, theils in ſtattlichem Hofkleide, die Pairinnen in meiſt goldgeſticktem Atlas, keine ohne Juwelenſchmuck, manche blühend in Schönheit. Die Leibgarde war aufgezogen, hatte dann das Gewehr geſtreckt, ihre Bärmützen und Torniſter abgelegt und ſtand und lagerte in maleriſchen Gruppen umher. Bald gravitätiſchen, bald muthwillig eilenden Schrittes — letzterer eine Art Widerſpruch mit den friſirten Allongeperrücken — waren die Handhaber des Rechts in ſchwarzſeidenen Talaren vorübergerauſcht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wien, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Vorſtadtheater.

Der Zuſtand der Vorſtadttheater wird nachgerade mit jedem Tage ärger. Das Theater in der Joſephſtadt iſt das einzige, welches ſich noch einer anſtändigen Haltung befleißt, in den beiden andern, an der Wien und in der Leopoldſtadt, hat der Unſinn und die Trivialität ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Die Stücke, die dort zur Aufführung gebracht und zehn-, zwölfmal hintereinander gegeben werden, liegen jenſeits aller Grenzen der Kritik. Ich dürfte den Leſern nur die Inhaltsanzeige eines ſolchen Machwerks mittheilen, und ſie würden es unbegreiflich finden, wie in einer Zeit, wo die Intelligenz ihre Strahlen ſelbſt über die untergeordnetſten Claſſen des Volks verbreitet, in einer Stadt, die viel des Vortrefflichen geſehen, ein ſolcher Aberwitz ungeſtraft dem Publikum vorgeführt werden darf. Da iſt z. B. ein Stück, betitelt: „Der magiſche Stockzahn“ oder „die Wanderung in das Reich der Gegenfüßler,“ im Leopoldſtädter Theater gegen zwanzigmal hintereinander gegeben worden, deſſen Inhalt kurz folgender iſt. Zwei Wiener kehren aus der Algierſchen Gefangenſchaft heim. Obgleich von Geld entblößt, haben ſie ſich doch bis zu den Linien Wiens durchgeholfen; aber hier, wo der Eine eine reiche Mutter hat, beginnen ſie nun ein Lamento über ihre Noth ꝛc. Da erſcheint ihnen plötzlich der „alte Ueberall und Nirgends“ und ſchenkt ihnen einen alten Stockzahn, der die wunderthätige Kraft hat, ihnen zwei Wünſche zu gewähren. Heimgekehrt, iſt es das erſte Geſchäft des Haupthelden, Hochzeit zu machen. Zufälligerweiſe iſt aber ein böſer Zauberer ein ergrimmter Feind dieſer Partie, weil er einſt von der Mutter des Helden einen Korb erhalten hat. Als nun die Braut den Ehecontract unterzeichnen will, wird plötzlich das ganze Haus in die Luft geſprengt. Ende des erſten Akts. Im zweiten Akt iſt die Bühne der Höhe nach in zwei Hälften getheilt; oben ſtellt ſie eine Gegend bei Wien vor, unten iſt das Reich der Gegenfüßler. Durch Vermittelung des Zauberers wird der Held von einigen Bauern in einen Abgrund geſtürzt, fällt ſchnurſtracks durch den ganzen, 1720 Meilen langen Durchmeſſer der Erde durch und kommt wohlbehalten vor den Augen der Zuſchauer im Reiche der Gegenfüßler an. Hier fordert ihn die Königin der Gegenfüßler auf, alle kleinen Kinder des Landes auf die ſchnellſte Weiſe in große Menſchen zu verwandeln. Das erſte Mal gelingt es unſerm Helden, der ſich in dieſer Noth des magiſchen Stockzahns erinnert, mittelſt einer Windmühle wirklich ein kleines Mädchen in eine erwachſene Jungfrau zu verwandeln; das zweite Mal jedoch wendet er ſeinen Talisman an, ſich aus dieſem Lande wieder in ſeine Heimath zu verſetzen und dort die unterbrochene Hochzeitfeier zu Ende zu bringen. Warum er ſich nicht gleich beim erſten Mal auf dieſe Weiſe aus der Verlegenheit gezogen? darnach hat Niemand zu fragen. Warum der alte Ueberall und Nirgends ihm gerade einen Stockzahn und nicht eine Ofengabel, ein Paar Pantoffeln, ein Parterrebillet des Leopoldſtädter Theaters oder ſonſt etwas Poetiſches als Talisman geſchenkt hat, darnach hat man noch weniger zu fragen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 21. Juli 1838.

— Liberius si
Dixero quid, si forte jocosius, hoc mihi juris
Cum venia dabis.

Horat.

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

(Fortſetzung.)

Jener Mangel an Fluß in der gegenſeitigen Berührung der Menſchen beſchränkt ſich natürlich nicht auf öffentliche Orte, ſondern liegt im Charakter des Berliner geſelligen Verkehrs überhaupt. Viele Berliner, beſonders die, welche gereist ſind, fühlen recht gut das Unvergnügliche dieſer Art zu verkehren, und nennen Steifheit als den Hauptfehler der hieſigen Geſelligkeit. Dieſer Ausdruck dürfte indeß wegen mancher Nebenbegriffe, die man ſonſt damit verbindet, jenes Weſen nicht ganz treffend bezeichnen; denn bei Steifheit denkt man an ein Uebermaß von Ceremoniel, Gravität, Ausſchließlichkeit, und wohl auch einiges Phlegma, oder doch Mangel an Lebhaftigkeit der Individuen. Das Ceremoniel iſt aber im Vergleich mit andern Hauptſtädten im Ganzen ſehr einfach, und obwohl die neueſte Vorliebe für altmodiſch ſchärfer ausgeprägte Formen hier auch ihren ſichtlichen Einfluß ausübte, iſt dieſer doch mehr auf der Oberfläche geblieben, während im Weſentlichen die frühere Richtung auf moderne Einfachheit immer noch vorherrſcht. Gravität liegt auch nicht im Charakter der Berliner, und Ausſchließlichkeit kann man hier zwar wie aller Orten finden, da aus guten und ſchlechten Eigenſchaften des Menſchen das Beſtreben entſpringt, ſeinen Kreis nach unten möglichſt abzuſchließen, nach oben dagegen zu erweitern; das Excluſive iſt aber im Vergleich zu andern Hauptſtädten nicht eben ſtark ausgeprägt. Der Ariſtokratismus ſpricht ſich hier keineswegs ſcharf und verletzend gegen die niedern Stände aus, und wo ſich die verſchiedenen Claſſen berühren, liegt im Benehmen der höheren keine merkliche Prätention, ſondern modernes Geltenlaſſen für den Augenblick. Endlich iſt der Berliner im Durchſchnitt mehr reizbar und lebhaft als phlegmatiſch und ſpricht ſchnell und fließend. Ueberhaupt trägt das Benehmen der Einwohner dieſer Reſidenz das Gepräge einer modernen Stadt, ohne die überlieferten, ſcharf und eng vorgezeichneten Formen von Städten, deren Blüthe in eine ältere Periode fällt. Die hieraus gewöhnlich entſpringende altväteriſche Steifheit und Enge der Formen iſt es alſo nicht, welche das Stockende der Berliner Geſelligkeit erzeugt.

Ohne Zweifel wirken hier, wie allenthalben, mehrere Urſachen zuſammen, und ich will nur einige herausgreifen, die mir gerade auffallen. Trotz eines Zuges von Lebhaftigkeit, Witz und Leichtſinn, welchen man an den Bewohnern von Berlin bemerkt, haben ſie doch wenig Trieb zur Geſelligkeit und überhaupt kein anſchließendes Weſen. Sodann gibt es hier nach Verhältniß der Bevölkerung eine zu große Zahl Individuen und Familien, deren Vermögensumſtände im Mißverhältniß zu ihrem Range ſtehen,

Digitized by Google

und in deren geſelligen Verkehr ſich eher eine ſorgenvolle Aufrechthaltung des Scheins, als frohſinniger Genuß miſcht. Ueberhaupt leben in Berlin zu wenige, welche das ſicherr Bewußtſeyn haben, daß alles, was ſie vornehmen, guter Ton ſey, und zu viele, die mit beengender Aufmerkſamkeit zu vermeiden ſuchen, daß man in ihrem Thun und Treiben etwas finden möge, das nach dem in dirſem Punkte nicht ſehr ausgedehnten Kreiſe hieſiger Begriffe nicht als faſhionabel gelten könne.

Die Geſellſchaft zeigt überall in der Welt einen fortwährenden Kampf der Individuen, wirkliche oder eingebildete Vorzüge gegen einander geltend zu machen, und zugleich das Beſtreben, aus dem gegenſeitigen Umgang möglichſt viel Genuß zu ziehen. An ſich iſt der Menſch ein geſelligrs Thier und fühlt ſich daher zur Berührung mit andern gedrungen; aber es iſt ihm auch eben ſo gut der Trieb eingepflanzt, ſich gegen ſeine Mitmenſchen zu überheben. Daher der fortwährende Widerſpruch zwiſchen Anziehung und Abſtoßung der Einzelnen, daher jenes Gemiſch von Zuneigung und Neid, von Höflichkeit und Verleumdung. Dies möglichſt auszugleichen, iſt die großr Kunſt, wodurch das geſellige Leben ſeinen hauptſächlichen Reiz gewinnt. — Man kann nicht ſagen, daß es die Berliner in dieſem Punkte zur Meiſterſchaft gebracht, und in der hieſigen Zuſammenſetzung der Menſchen und Umſtände iſt Behaglichkeit das Ding, was man vorzüglich vermißt. Die armr und unergötzliche Gegend um Berlin iſt in dieſer Hinſicht gewiß nicht ohne Einfluß. Die Landesart prägt allem, was auf ihr wächst, und ſollten's Reſidenzen ſeyn, einen mehr oder minder günſtigen, reichlichen oder magern Charakter auf. Es iſt durchaus unrichtig, zu glauben, daß Hauptſtädte, wegen des großen Zuſammenfluſſes von Menſchen und Dingen, ſich völlig unabhängig von dem Boden, auf welchem ſie entſtehen, ausbilden könnten; immer wird man die Einflüſſr der urſprünglichen Landesart bemerken; ſelbſt in Paris ſind die Mängel des Bodens nicht überwunden. Wäre die Anlage von Berlin weniger ausgedehnt und mehr zuſammengedrängt, ſo würde die Magerkeit der Landesart einen geringern Einfluß geübt haben.

Bei alle dem würde man ſehr irren, wollte man in Berlin einen durchgreifenden Mangel an bedeutendem Privatvermögen vermuthen. Beſonders in den induſtriellen Ständen, unter Fabrikanten und ſolchen Handwerkern, die ſich gern Fabrikanten nennen, gibt es viele ſehr wohlhabende, ja nach Verhältniß reiche Leute, dir unter ſich mit bedeutendem Luxus verkehren. Dir Stufe, auf der ſir ſtehen, iſt aber nicht hoch genug, daß ſich von ihnen aus dem Berliner Leben rin Zug des Reichthums beimiſchte. — Ob die hieſigen Fabriken in großem Flor ſind, weiß ich nicht, abee daß ſie an Zahl und Umfang bedeutend zunehmen, iſt ſichtlich. Man ſieht nicht nur eine Menge neuer Fabrikgebäudr, ſondern es ſind auch viele im raſch fortſchreitenden Bau begriffen. Beſonders würden Ihnen, da Sie Berlin lange nicht geſehen haben, die zahlreichen gigantiſchen Dampfeſſen auffallen, welche ſich hin und wieder in der Stadt, vorzüglich aber neben der Köpenicker Straßr am Ufer der Spree obeliskenartig erheben. Sie ſind, wenn auch nicht ſo ſtark, doch gewiß ſo hoch als mäßigr Kirchthürme, und man könnte dir großen Räume, denen ſie angebaut ſind, füglich für die Kirchen unſerer Zeit halten; denn ſie ſcheinen die Religion dieſer Generation zu bezeichnen, welche ſich überall nach dem nährenden Dampfr hinzieht, der aus ihnen emporſteigt, währrnd dir alten großen Kirchen immer verlaſſener werden und aus ihnen nur noch ſpärliche Gebetr zum Himmel ſchweben. Die Generation will die Wechſel zum Wohlſeyn, welche ſie zieht, durchaus ſchon hier auf dieſer Erde ausgezahlt haben. So gedeihen und wachſen die Dampfeſſen, während die Kirchthürme, die etwa noch geboren werden, elendiglich verkrüppeln, wie dies an den Thürmen der Werderſchen Kirche deutlich zu ſehen iſt, die man ſchon mit ausgeriſſenen Zähnen und wer weiß womit verglichen hat.

Sollte nun einſtweilen das Geräuſch der Dampfmaſchinrn den Klang der Orgeln, das Schnarren und Raſſeln der Räder die Choräle übertönen, ſtatt der Seufzer und des Ausdrucks brünſtiger Gefühle wirklicher, ſichtbarer Dampf emporſteigen, ſo brauchen Sie doch nicht um die Exiſtenz der Religion beſorgt zu ſeyn; denn dieſe liegt ſo ſehr im innerſten Bedürfniß der menſchlichen Natur, daß zwar eine Zeit eintreten kann, wo ihre Formen nicht mehr ſcharf eingreifen und nur wenig Antheil unter den Menſchen finden, daß ſie ſich aber immer wieder ſiegreich erheben wird. Andernſeits iſt die hin und wieder auftauchende Neigung zu einer frömmelnden Empfindelei freilich noch kein Zeichen wieder beginnender Erhebung und Verbreitung religiöſer Gefühle; denn abgeſehen von allem andern, liegt in dem ſectenartigen und excluſiven Charakter dieſes Weſens ein Mangel der Beglaubigung tiefgreifender Wirkſamkeit. Alle welthiſtoriſchen Regenerationen der Religion gingen immer von Einem aus, wandten ſich ſofort an die Maſſen und fanden in dieſen auch Anklang und die Schwungkraft ihres Fortſchreitens. Wenn ſich das Chriſtenthum in der erſten Zeit nur verſteckt und langſam in kleinen Gemeinden verbreitete, ſo daß ein ſo großer Kenner des damaligen Zuſtandes der Welt, wir Tacitus, die Chriſten nur als eine verächtliche Sectr erwähnt, ſo lag dies keineswegs im urſprünglichen Charakter des Chriſtenthums, ſondern nur in den Verfolgungen, welche es erleiden mußte.

Sr.

Vom Mond.

(Fortſetzung.)

Die Nächte der von uns abgewendeten Seite ſind völlig dunkel. Sobald die Sonne untergegangen iſt, zeigen ſich die Eeſcheinungen des Firſternhimmels 350 Stunden hindurch in ihrer ganzen Vollkommenheit. Es ſpringt in die Augen, welche Vortheile hiemit die Mondsaſtronomen vor den unſrigen haben, welche, wenn von Beobachtung feiner Objekte die Rede iſt, den Unterſchied der Sommer- und Winternächte, der mondhellen und mondfreien Nachtſtunden, der Dämmerungen u. ſ. w. in Betracht ziehen müſſen. Dazu kommt noch der Vortheil, daß die tägliche Bewegung der Geſtirne 27mal langſamer iſt; ſchon dadurch wird der Mond ein weit lohnenderer Standpunkt für Himmelsbeobachtung als unſere Eede. Man denke z. B. nue daean, daß man in der 150 Stunden langen ſchwarzen Nacht einen eben entdeckten Kometen vollſtändig genug beobachten kann, um gleich den andern Tag ſeine Bahn zu beeechnen. — Auf der uns zugekehrten Mondhälfte dagegen erleuchtet die Erde alle Nächte ihrer ganzen Dauer nach. Hier kennt man keine eigentliche Nacht, ſondern nur den Unterſchied des Sonnen- und Eedſcheins, welcher leztere unſern Mondſchein 13½mal übertrifft, wenn anders die Eede, was man nicht genau weiß, das Sonnenlicht ſo ſtaek zueückwirft wie der Mond. In dieſer Nacht werden die ſchwächern Firſterne, die kleineen Planeten und Kometen ſo ziemlich unſichtbar ſeyn, und die Aſtronomie wird ſich auf die helleren Himmelskörper, vor allem die größeren Planeten und die Eede zu beſchränken haben. Nur während totaler Sonnenfinſterniſſe, welche auf dem Mond weit häufiger und vollſtändiger ſind als auf der Eede und bis zu drei Stunden dauern können, öffnet ſich dem Blick das ganze Firmament in ſeiner vollen Pracht.

Ein Einfluß, gewiß in jedem Betracht ungleich mächtiger, als der geiſterhafte Schein, der wechſelnd unſere Erde umwebt, iſt doet der einen Hälfte des Himmelskörpers ganz zugewendet, der andern völlig entzogen. Dieſer Unteeſchied muß mannichfaltig in alle Lebensverhältniſſe der beiden Halbkugeln eingreifen. Schade, daß das Schaeſſinnigſte und Gelehrteſte, was man darüber muthmaßen und voebeingen kann, beim Mangel jedes Anhaltspunkts nicht viel mehr Werth hat, als wenn man vom Einfluß des Erdſcheins auf die Mondpoeten oder die Mondpolizei ſpricht. Spielt Tellus dort oben eine ſo große Rolle in der Poeſie als Luna hienieden, ſo mag die Poeſie der abgewandten Mondhälfte von der der erdbeglänzten ſo verſchieden ſeyn als claſſiſche von romantiſcher. Stubenſitzende Poeten auf der blinden Seite verbrämen vielleicht ihre Verſe mit Erdſchein, wie man im Herzen von Deutſchland die Wunder des Meers und ſeine Schrecken beſingt, oder die Erdſcheinpoeſie, die „erdbeglänzte Zaubernacht“ iſt da, wo man die Eede nicht am Himmel hat, Einfuhr- und Luxusartikel, wie bei uns der Orient mit ſeinen Kaliſen, Schenken, Roſen, Nachtigallen und Wohlgeeüchen, und ſie bedarf eines appretirenden und ſpedirenden Hammers oder Rückerts.

Flüchtig erwähnen wir noch, daß die mittlere Größe der Sonne für den Mondbewohner dieſelbe iſt wie für uns, und daß dort der Firſternhimmel ganz ſo erſcheint wie auf der Erde. Unſere Sternkarten bedürften, um auf dem Monde brauchbar zu ſeyn, nur eines veränderten Gradnetzes. Wie unbedeutend die Entfernung des Mondes von der Erde gegen andere Himmelsmaße iſt, wird dadurch recht deutlich, daß ſogar die Oeeter der Planeten und Kometen mit geringen Veränderungen dieſelben ſind, ob ſie der Aſtronom aus dem Mittelpunkt der Erde oder des Mondes betrachtet, oder vielmehr darauf reducirt. Aber bei weitem der intereſſanteſte und wichtigſte Gegenſtand für die Mondbewohner iſt die mächtige Scheibe unſerer Eede mit ihrem Silberſchein, ſchon weil ſie an ihr das alleebequemſte Zeitmaß haben.

Die Zeichnung in der Scheibe der Vollerde muß dem Mondbewohner, den wir uns mit unſern Sinnen denken, ſchon mit bloßem Auge ungleich deutlicher erſcheinen, als uns der Mann im Mond, weil ſich, wegen der verſchiedenen Reflektion des Sonnenlichts, das Land vom Meere ſcharf abheben wird. Dazu kommt, daß ihm, während wir von der abgekehrten Mondhälfte gar nichts wiſſen, wechſelnd die ganze Erdoberfläche zu Geſicht kommt. Binnen 24 Stunden und 50 Minuten, alſo in Einer Mondnacht vierzehnmal, wendet die Erde dem Mond alle ihre Meridiane zu; zu Zeiten rücken aber auch die Pole bis 28° vom Rande nach der Mitte der Scheibe hin. Vom Monde aus eeblickt man ſo die landſchaftlichen Proſpekte unſers ganzen Erdkörpers faſt unter allen Azimuthal- und Höhenwinkeln, und geben wir den Bewohnern unſere optiſchen Hülfsmittel, ſo werden ſie eine detailliete Kaete unſers Planeten entwerfen können, aus der nicht wenige Data höchſt willkommene Bereicherungen unſerer Eedkunde wäeen. „Schnell,“ dies ſind die eigenen Worte der Verfaſſer der Mondkarte, „würden von unſern Karten die terrae incognitae, die unbeſtimmten Küſten, die noch ſo häufigen Phantaſiebilder von Gebiegen und Waſſeezügen verſchwinden, neue, noch ungeſehene Inſeln dem Ocean entſteigen; die Fragen über eine nordweſtliche Durchfahet, über das Vorhandenſeyn polarer Continente u. dgl. wären mit Einemmale gelöst, wenn wir einen unſerer Geographen eine Zeitlang auf den Mond verſetzen könnten.“

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortſezung.)

Die Krönung.

Die Herren aus dem Hauſe der Gemeinen hatten wie im Sturm ihre Galerie eingenommen. Sie hatten ſich zum Behuf einer gewiſſen Ordnung um acht Uhr in ihrem Sizungsſaale verſammelt, wo zu Vermeibnng alles Rangſtreites das nach den Grafſchaften gezogene Loos die Reihenfolge beſtimmte, in welcher die Deputirten ſich nach der Abtei begeben ſollten. Dies verhütete indeſſen das Sturmlaufen keineswegs. Die Looſe wurden ſchnell gezogen, die Deputirten trabten eiligſt ab, die Vorderen beſorgten einholt zu werden, die Hinteren wünſchten einzuholen, und Manchen genirte der ſtählerne Galanteriedegen; denn wer keine Uniform hatte, trug Hofkleidung, und zwei oder drei der Leztern verloren im Getümmel die an ihre Kragen befeſtigten Haarbeutel. — Wie die zehnte Stunde ausgeſchlagen, donnerte ein-und-zwanzigmal das ſchwere Geſchüz, die Glocken von Weſtminſter läuteten, die Orgel ſpielte: Königin Victoria hatte ſich vom Buckinghampallaſte erhoben, der Wagenzug war aufgebrochen. Die Leibgarde trat in's Gewehr, und die plözlich in der Abtei eingetretene Ruhe und der plözlich eingetretene Ausdruck von Spannung in jedem Geſichte fügten zu dem vorhandenen Glanze noch den feierlichen Ernſt. Das Innere der Abtei, ſo weit es dem Zwecke der Krönung dienen ſollte, zerfiel in zwei Abtheilungen, die weſtliche und öſtliche. Der gewölbte Schirm, auf welchem die Orgel ſteht, bildete die Scheidewand. Zwiſchen ihr und dem weſtlichen Thore, dem Haupteingange, liefen zu beiden Seiten von fünfzehnhundert Perſonen beſezte Galerien, die Zuſchauer und Zuſchauerinnen nur ausnahmsweiſe in Hofkleidung, weil ſie nicht geboten war, Alle aber in Ballcoſtüm und viele Männer in Uniform. Die Fronte der Galerien war geſchmackvoll mit carmoſinem, von breiten goldenen Franſen eingefaßtem Tuche drapirt und der Fußboden der Halle mit einer Plattform überbaut, neben welcher, um eine Stufe tiefer, die Leibgarde ſich gegenüber ſtand. Ein Streifen carmoſines Tuch zwiſchen blauem Tuche bedeckte die ungefähr zwölf Fuß breite Plattform, die unter dem Schirme hinweg nach der öſtlichen Abtheilung führte. Der hier gebotene Blick war eben ſo glänzend, als ſchön. In einem großen, vom Chor und vom Durchſchnitte der Kreuzflügel gebildeten Vierecke erhob ſich, auf Stufen hoch, die Thronbühne. Genau im Mittelpunkt ſtand der Thron; dahinter befand ſich das Sacrarium, ein Theil des Altars und die drei Krönungsſtühle. Zur Linken des von einem hohen, mit verſchiedenen goldenen Sinnbildern verzierten Himmel überragten Altars reihten ſich die Size der königlichen Familie, überhangen und ausgeſchlagen mit carmoſinſeidenem Damaſt, unter einem von vergoldeten gothiſchen Kranzleiſten gebildeten Vorſprunge. Zur Rechten des Altars war die Bank der Biſchöfe und darüber die Galerie des diplomatiſchen Corps. Ein zierliches Geländer von vergoldeter Arbeit umſchloß den Altar; Purpur- und Goldſtoff verhüllten ſeine Rückſeite; der feinſte Sammt bedeckte den Communiontiſch und die Kiſſen, auf welchen die Gaben liegen ſollten. Ueber dem Altar waren drei Galerien errichtet, zwei für die gedachten parlamentariſchen Stürmer und die oberſte, unmittelbar unter dem Dache, für die Trompeter. Die Verzierungen dieſer drei Galerien glichen den beſchriebenen in der weſtlichen Abtheilung. Gegenüber befanden ſich zwei andere Galerien, für das Orcheſter und die Weſtminſterſchüler; auf beiden Seiten des Chors fünf, für die oberſten Hof- und Staatsbeamten beſtimmte Bankreihen; über dieſen drei ähnliche, eine über der andern; ſie ſowohl, als zwei geräumige, die Durchſchnitte der Kreuzflügel füllende Galerien waren für das ſogenannte Volk beſtimmt, ein in Hofkleidung und Uniform, in Feder- und Juwelenſchmuck blizendes Publikum. Unter der nördlichen der leztgedachten Galerien ſaßen auf übereinander ſteigenden Bänken in Würde und Hoheit die edeln Pairinnen, unter der ſüdlichen die edeln Pairs, im Rücken dieſer wie jener diejenigen, welche auf irgend eine Art zum Beſiz der den Pairs zur Verfügnng geſtellten Einlaßkarten gelangt waren.

(Die Fortſezung folgt.)

Wien, Juni.

(Beſchluß.)

Witthauers Album.

Der Stockzahn iſt leider noch eines der beſſeen Stücke. Man muß erſt andere Fabrikate dagegen halten, z. B. „das unzertrennliche Kleeblatt,“ „Erkenne, fühle und berene,“ und wie all die Mißgeburten heißen, mit welchen die Schauſpieler jener Vorſtadtbühnen ſich als Dichter proklamiren, indem ſie dem Beiſpiel Neſtroys folgen zu müſſen glauben. Man geht ſchon ſeit einigen Jahren mit den beſcheidenſten Anforderungen zu einer neuen Poſſe; nun aber wird es immer ärger: nichts als frazenhafter Unſinn. Man wird es kaum glauben, wenn ich ſage, daß die beiden Poſſen von Hopp und von Turteltaub, welche an der Königsſtädter Bühne in Berlin ſo viel Scandal erregten, hier zu den gelungenern dieſer Gattung gezählt werden; ſo iſt der Geſchmack hier. Man darf übrigens ja nicht glauben, daß das Publikum, welches ſolche Vorſtellungen beſucht, nur aus Perſonen der untergeordneteren Claſſen beſtehe; Menſchen aus allen Ständen bilden daſſelbe, und die erſte Vorſtellung eines neuen Stückes dieſer Art macht jedesmal ein volles Haus. Hinterdrein wird natürlich über das neue Produkt das Urtheil gefällt; aber bei dem nächſten neuen Stücke läuft man doch wieder hin. — Um nicht mit der Hefe der hieſigen Literatur meinen diesmaligen Bericht ſchließen zu müſſen, will ich noch Einiges über das „Album,“ welches Witthauer (der Redatteur der „Wiener Zeitſchrift“) zum Beſten der Peſther herausgegeben hat, mittheilen. Nicht weniger als fünf-und-achzig öſterreichiſche Dichter und Schriftſteller haben dazu Beiträge geliefert, und obgleich das Album im Ganzen einem ſolchen Phalanx von Kräften nicht entſpricht, ſo iſt doch im Einzelnen viel des Vortrefflichen darin enthalten; dahin gehört eine ſehr ſchöne Scene aus einem unvollendeten Trauerſpiele von Grillparzer, worin Hannibal und Scipio auftreten; unſtreitig die Hauptzierde des ganzen Albums. Nächſt dem ſind einige Gedichte von Lenau, Ebert, Auersperg und Frankl, und ein proſaiſcher Aufſaz von Witthauer die beſten Beiträge im Buch. Intereſſant iſt übrigens, daß in dieſem Album der treffliche A. Grün wieder zum erſten Male unter ſeinem eigenen Namen auftritt. Er hat zwar ſchon früher in Hormayers Archiv mehrere Gedichte mit Graf Auersperg unterſchrieben; ſeit dem Erſcheinen des „lezten Ritters“ hat er jedoch den Namen Anaſtaſius Grün ſtrenge beibehalten. Der Handel mit Braunthal hat ihm ſeine Pſeudonymität verleidet, und es heißt, er werde künftig ſeine Dichtungen mit ſeinem wahren Namen unterzeichnen. Bemerkenswerth iſt übrigens, daß von den fünf-und-achtzig öſterreichiſchen Schriftſtellern, welchen wir im Album begegnen, beinahe die Hälfte aus Adeligen beſteht, worunter ein Fürſt Schwarzenberg, eine Gräfin Kauniz und viele Andere von hohem Range ſich befinden.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 23. Juli 1838.

— Ancients, corporals, lieutenants, gentlemen of compagnies, slaves as ragged, as Lazarus in the painted cloth, where the glutton's dogs licked his sores.

Shakespeare.
Henry IV.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

Nach einer vorgeblichen Schlacht bei Abrantes, welche die Franzoſen zu Herrn von Portugal gemacht haben ſollte, von der aber nur die Büllетins etwas wiſſen, rückte Junot, nachmals Herzog von Abrantes, am Ende des Jahrs 1807 in Liſſabon ein. Unter den damaligen Umſtänden war die allgemeine Stimmung den Franzoſen entſchieden günſtig; dies geht ſchon daraus hervor, daß Junots Armee, die beim furchtbarſten Wetter, zerſtreut, erſchöpft, an Allem Mangel leidend, ſich nach Liſſabon geſchleppt hatte, vom Landvolk mit der leichteſten Mühe hätte aufgerieben werden können. Aber die Art, wie Napoleon und ſein Feldherr das unglückliche Volk behandelten, empörend und unpolitiſch zugleich, machte jener guten Stimmung ſchnell ein Ende. Man kann es wohl ſagen, Napoleon legte hier eigentlich den Grund zu ſeinem Verderben, indem er die Portugieſen in ihrem Nationalſtolz auf's Tiefſte kränkte, und nicht zufrieden mit ungeheuren Contributionen, ſogar die Kirchen plünderte, als hätte er abſichtlich das Volk gegen ſich in Waffen bringen wollen. Nachdem ein, Anfangs nur unbedeutendes engliſches Heer an's Land geſtiegen, brach der Aufſtand in den nördlichen Provinzen aus, und ſchnell zog ſich eine ſogenannte Reſtaurationsarmee zuſammen. Das Treffen von Vimeiro führte ſofort zur berüchtigten Capitulation von Cintra, ohne daß das Nationalheer viel anders als durch moraliſchen Einfluß mitgewirkt hätte. — Die folgenden Lager- und Schlachtbilder verdanken wir einem Deutſchen, den jene Revolution in portugieſiſchen Dienſten traf, und den die Umſtände in die Reihen des Reſtaurationsheeres führten. Er ſchreibt keine Geſchichte jenes Feldzugs, der ja bekannt genug iſt; ſein Hauptzweck iſt Schilderung des portugieſiſchen Volkscharakters, der ſich ihm in jener Aufregung bei den mannichfaltigen Auftritten, deren Zeuge er war, von den verſchiedenſten Seiten zeigte.

* * *

Das Lager von Obidos und die Schlacht von Vimeiro.

Von Caldas da Reinha, dieſem in Portugal berühmten Curorte mit ſeinen Schwefelwaſſern, dieſem Bade für wahrhaft Kranke und nicht für Vergnügungsluſtige, war das Hauptquartier nach Obidos, einem aus der Ferne durch ſeine zackigten Mauern und ſein erhabenes altmauriſches Caſtell höchſt pittoresken Städtchen verlegt. In wildem, unordentlichem Gewirr lagerten hier die Truppen auf dem Blachfelde am Fuße des Ortes, längs einer auf vielen hundert Bogen ruhenden alten

Waſſerleitung, von der keine Tradition ſagt, ob ſie von den Römern oder den Mauren herſtammt. Jedes Corps hatte ſich hier ohne eine regelmäßige Abſteckung des Lagers, ohne Rückſicht auf Front ſeinen Platz gewählt, und das Ganze ſchien mehr das wüſte Treiben eines mit tauſenden von Menſchen gefüllten Viehmarktes, als der Lagerplatz eines geregelten Heeres; wozu noch der Umſtand kam, daß man beinahe gar keine uniformirten Soldaten ſah, ſondern lauter Menſchen in Fracks und Oberröcken, in kurzen und langen Jacken, von allen Farben, in runden und dreieckigen Hüten und Mützen, denen man eine Patrontaſche übergehängt oder einen Säbel angeſchnallt und eine Muskete auf die Schulter gegeben. Hier und da kam ein alter, verabſchiedeter Soldat in ſeiner abgetragenen Montur zum Vorſchein, der dann gewöhnlich als Regimentsorakel auftrat; da und dort ſchlichen Offiziere in abgetragenen Uniformen nach altem Schnitt, Reliquien vergangener Zeit. Die Befehlenden waren von den Gehorchenden kaum zu unterſcheiden, auch kam es vielfältig vor, daß Leztere mehr als Erſtere zu ſagen hatten; denn man hatte es mit lauter undiſciplinirten Milizen zu thun, commandirt von reichen Landbeſitzern, die nichts vom Dienſte verſtanden. Am beſten ſah es noch bei den beiden Batterien Artillerie aus, jede von ſechs Kanonen und zwei Haubitzen, zu deren Bedienung man alle Artilleriſten der vielen Forts in den nördlichen Provinzen zuſammengerafft, unter denen aber, trotz ihrer Menge, ein einziger Lieutenant war, der zu commandiren verſtand.

An der Spitze dieſes unordentlichen Heeres, welches man zu achttauſend Mann ſchäzte, ſtand der Generallieutenant D. Bernhardino Freire aus einer altadlichen Familie, ein Mann in den ſechziger Jahren mit weißem Haar, dabei von vornehmer Geſtalt, der in der Campagne von Rouſſillon gefochten. Unter ihm zunächſt ſtand ſein Bruder Don Nuno Freire als Brigadegeneral, ein frommer Mann, der, bevor dieſe Campagne eröffnet wurde, ſeine Uniform zwiſchen Tuch und Unterfutter mit Heiligenbildern hatte wattiren laſſen, um gegen Schuß und Stich ſicher zu ſeyn. Der Dritte war Don Miguel Pereira Forjaz, Schwager der erſten, ein kleines, fleiſchiges Männchen mit ſchwarz und weiß geſchecktem Haar, der als Generalquartiermeiſter fungirte, unſtreitig der Geſcheideſte von allen; er trug auch eine geſtickte Granate auf dem Arm als Krieger von Rouſſillon. Noch eines Vierten muß Erwähnung geſchehen, der ſich ſchon damals einen Namen gemacht, weil er mit ſeinem Milizregimente und andern Gebirgsbewohnern den Uebergang des Generals Loiſon über den Douro gegen dieſen vertheidigt und denſelben auf's Haupt geſchlagen. Es war Silveira, Oberſt eines Milizregiments in Tras os Montes, der zuerſt die Fahne des Aufruhrs gegen das franzöſiſche Regiment erhob. Er war ein Mann in den fünfziger Jahren, von kaum fünf Fuß Größe und unverhältnißmäßig kurzen Beinen und langem Oberleib. Seine abgetragene, einſt blaue Uniform hatte eine braunrothe Farbe angenommen, ſeine lange Weſte und kurzen Hoſen waren von gelbem Caſimir, und dazu trug er bis an die Knie reichende Fettſtiefeln. Er beſaß in dieſer Armee einen großen moraliſchen Einfluß, und man hatte ihm das Commando der Avantgarde anvertraut.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Mond.

(Beſchluß.)

Das Detail unſeres terraqueous globe, wie ihn die Engländer nennen, mit ſeinen Meeren und Flüſſen, Inſeln und langgeſtreckten Gebirgszugen, wird aber dem Beobachter auf dem Monde ſo viele und unlösbare Räthſel aufgeben, als uns ſein löcheriges, dürres Angeſicht. „Ein Bewohner des Mondes, mit unſern Ferngläſern verſehen, würde ſich vergebens bemühen, auf der Erde etwas aufzufinden, was auch nur ſeinem Higinus, Dollond oder Silberſchlag, geſchweige einem Copernicus, Tycho und Bulliald vergleichbar wäre. Eine ſchwache Analogie der Bergkränze würde ſich guten Inſtrumenten in den Gruppen der maldiviſchen Attolons, den Koralleninſeln der Südſee u. ſ. w. zeigen; doch müßte man es nicht zu genau damit nehmen. Selbſt unſere Gebirge würden ihm nur wenig verſtändlich ſeyn. Die gewaltigen Längenthäler unſerer Anden-, Alpen- und Himalayaketten finden ſich auf dem Mond nur in ſehr ſubordinirten Verhältniſſen wieder. Faſt alle Bergformen des Erdkörpers ſind durch Spülung und Witterung auf's Mannichfachſte verändert worden, Begriffe, die dem Mondbewohner wahrſcheinlich gänzlich fehlen. Am räthſelhafteſten aber wird ihm der Unterſchied zwiſchen Land und Meer erſcheinen. Jene gewaltigen (oceaniſchen) Ebenen, die bald das Sonnenlicht zurückſpiegeln, bald in's tiefe Dunkelgrau fallen, bald endlich im weißen Glanze ſich zeigen — jene haarſcharfe Grenze zwiſchen ihnen und den helleren Gegenden — jene hellen, in den grauen Flächen verſtreuten Punkte, die deutlich hervortreten, ohne doch einen merklichen Schatten zu werfen — endlich jene langen, dunkeln, gekrümmten Streifen, die ſich ſchmaler und immer ſchmaler in's Helle hineinziehen und ſich in zahlloſe Verzweigungen verlieren — wird er ſie ſich beſſer zu deuten wiſſen, als wir die Formen des Mondkörpers?“

Die neueren deutſchen Aſtronomen, indem ſie die von Schröter angeblich im Mond beobachteten feurigen

vulkaniſchen Ausdrüche beſtreiten, vereinigen ſich darüber, daß dergleichen Eruptionen in der Nachtſeite des Mondes unter allen Umſtänden ſichtbar werden müßten: daſſelbe gilt nun von den Erdvulkanen dem Mond gegenüber. Ob man aber mit bewaffnetem Auge vom Monde aus in der Nachtſeite der Erde und in der Tiefe unſerer dicken Luft auch Wald-, Savannen- und Städtebrände, ob man namentlich auch künſtliches Feuerwerk werde beobachten können, darüber laſſen uns Beer und Mädler im Zweifel. Iſt es der Fall, ſo wird es darauf ankommen, ob die Mondphiloſophen hinſichtlich der Bewohnbarkeit und Bewohntheit der Erde ſo große Egoiſten und Skeptiker ſind, als manche der unſrigen dem Mond gegenüber. Zu verübeln wäre es ihnen am Ende freilich auch nicht; denn bei dreihundertmaliger Vergrößerung erſcheint ihnen die Fläche der Erde ſo ſtarr und todt als uns der Mond; noch dazu zu zwei Dritttheilen troſtlos monoton, und im übrigen Drittheil ein weit ſchwächeres Relief als das ihrige. Es muß gut gehen, wenn ſie vom Colorit unſerer Vegetation einen fahlen Schimmer erhaſchen, und von aller menſchlichen Pracht und Herrlichkeit, von den Pyramiden und Münſtern und der Segelwand des Hundertkanonenſchiffs abwärts, ahnen ſie gar nichts. Sprechen ſie unter dieſen Umſtänden der Erde die Bewohner ab, ſo mag ihnen die offenbare Periodicität mancher Lichterſcheinungen, wie der römiſchen Girandola im Sommer und der Illuminationen und Feuerwerke an manchen hohen Geburts- und Namensfeſten und Conſtitutionsjahrstagen, viel zu ſchaffen machen. Vielleicht haben ſie darüber eine Hypotheſe erſonnen, wie wir über das meteoriſche Feuerwerk in den famoſen Novembernächten. Haben ſie aber das Verhältniß ihres Weltkörpers zum unſrigen, als ſeines Trabanten, richtig erkannt, ſo ſagen ſie ſich vielleicht, daß in dubio beim Herrn eher mehr denn weniger Verſtand ſeyn werde als beim Knecht, obgleich dieſer Schluß weder menſchlich noch phyſikaliſch bündig iſt. In dieſem Fall werden eben jene ſchimmernden und ſprühenden Phänomene ſie darauf hinweiſen, wo unter den vernünftigen „Ameis-Wimmelhauſen“ der Erde die größte Unruhe herrſcht und der meiſte Unfug mit dem Element des Lichts getrieben wird. Sie werden bemerkt haben, daß der gewaltige Landfleck in der öſtlichen Erdhalbkugel nordweſtwärts einen tief eingeſchnittenen, zerriſſenen Vorſprung hat, auf dem etwas ganz Beſonderes vorgehen muß; denn eben hier, nahe beieinander, kommen ſporadiſch und periodiſch die Lichteffekte am häufigſten vor, und ſie werden ſich namentlich die Flecke gemerkt haben, die hier London, Paris, Rom, Wien, Berlin u. ſ. w. heißen, und die unſertwegen dort nach ſelenitiſchen Akademikern benannt ſeyn mögen.

Vergebung für die phantaſtiſchen Bemerkungen, womit hier die gediegenen Urtheile und vorſichtigen Vergleichungen der ernſten Verfaſſer der Mondkarte hin und wieder ſcherzhaft begleitet worden ſind. Die Leſer meinen vielleicht, wir haben gar zu ſchnell vergeſſen, was wir oben über die Vermiſchung der Phantaſie mit dem Wiſſen geſagt, und ſeyen in denſelben Fehler verfallen. Aber nein, wir haben keine Mondlandſchaft mit Staffage von Mondvieh und Mondmenſchen gemalt, und uns mit keinem Mondbewohner in irgend einen Verkehr eingelaſſen. Wir haben nur ein Recht der Vernunft ausgeübt und vernünftige Weſen im Mond vorausgeſezt, und die Vernunft, wo ſie überhaupt iſt, wird ſich überall gleich ſeyn, wie alle Weltkörper Kugeln ſind und bei jedem Kreis der Durchmeſſer zum Umfang ſich verhält wie eins zu drei.

Der Gedanke wäre lächerlich, wenn er nicht demüthigend wäre, daß ein Denker im Mond, der ob Schrift oder Rede verfolgt wird, die guten und großen Geiſter, die ſein Verſtand auf der hellen Erde dort oben, auf dem Hauptgeſtirn unſers Doppelſterns fodert, emphatiſch als Zeugen der Wahrheit, als Beſchützer der Tugend anruft. Wie wehmüthig iſt die Vorſtellung, daß dort manch gebrochen Herz in banger Sehnſucht zu der guten Erde aufblickt, die ſo ſtille am Abendhimmel in ihren eigenen Wolken hingeht, daß es ſich dort eine beſſere zweite Heimath träumt und hofft! Wie viel Elend müßte auf dem Monde ſeyn, wenn dieſe Erdſüchtigen nicht unſern lieben Deutſchen gleichen ſollten, die in Polen oder Van Diemensland den Himmel auf Erden ſuchen! Doch vielleicht iſt dem Mondbewohner, bei ſeiner durchſichtigen Luft und ſeinem ewig klaren Firmamente, ſchon die trübe Dunſthülle unſerer Erde nicht ganz geheuer, und die Wolkengeſpenſter, die über ihre Kugel jagen, und das Trauertuch, das ſich Tagelang, leider! Mondtagelang, über weite Strecken breitet, laſſen ihn in ihr vielmehr ein Stück der Hölle, als des Himmels erblicken. Einen ſolchen Gedanken ſpricht ſchon Plutarch in ſeiner bereits erwähnten Abhandlung de facie in orbe lunae aus, in welcher überhaupt, neben den bizarren Vorſtellungen der Alten, auch ihre oft wahrhaft großen und divinatoriſchen Gedanken niedergelegt ſind. Wir wollen freilich nicht behaupten, daß zu lezteren auch das gehöre, was in der Stelle geſagt iſt, die wir hier meinen und zum Schluſſe herſetzen.

„Wenn wir zum Meere ſelbſt gar nicht gelangen könnten, ſondern es nur von ferne her ſähen, und einer ſagte uns, das Waſſer deſſelben ſey bitter, ſalzigt und untrinkbar, in ſeiner Tiefe aber nähre es viele und große und mannigfach geſtaltete Geſchöpfe, und wimmle von Thieren, die nicht ohne Waſſer leben können, gerade wie wir nicht ohne Luft, ſo würden wir meinen, dies ſeyen Mährchen und Hirngeſpinnſte: gerade ſo geht es uns wohl mit dem Mond, wenn wir nicht glauben

wollen, daß dort auch Menſchen wohnen. Mich dünkt aber, wenn die dort oben herabſehen auf die Erde, wie ſie, der Abſchaum und Auswurf des Alls, trübe, niedrig und unbeweglich, durch Wolken, Dunſt und Nebel blickt, ſo werden ſie ſich noch weit mehr verwundern, daß ſie athmende, ſich bewegende, lebenswarme Geſchöpfe erzeugen und ernähren ſolle. Und ſollten ſie etwa hören, wie Homer den Tartarus ſchildert, ſo würden ſie gewiß glauben, dies gelte von dieſer Erde, und hier unten ſey Hades und Tartarus; nur der Mond ſey die Erde, die gleichweit vom Himmel und von der Unterwelt abliege.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Krönung.

Nordöſtlich von der Thronbühne ragte die Kanzel, mit Carmoſin und Gold bekleidet. Bemerke ich nun noch, daß gegen neuntauſend Perſonen hier verſammelt ſaßen, daß hier das Meiſte ſich vereinigte, was Englands Adel an Schönheit und Reichthum beſizt, und daß auch auf den Galerien des ſogenannten Volks herrlich blühende Geſtalten keineswegs fehlten, ſo bedarf es keines weitern Beweiſes, daß der Anblick eben ſo überraſchend, als glänzend war. — Später zwar als die Abtei, doch lange vor zehn Uhr, hatte die ganze, der Wagenauffahrt vorgezeichnete Linie ſich mit Zuſchauern gefüllt. Kopf an Kopf ſtanden ſie in dichten, geſchloſſenen Reihen vom Buckinghampallaſte über den Conſtitutionshügel, Piccadilly entlang, die St. Jamesſtraße hinab, durch Pall-Mall und die Cockſpurſtraße, über Charing-Croß durch Whitehall und die Parlamentsſtraße bis vor den weſtlichen Eingang der Abtei. Alle Fenſter waren beſezt, die zahlreichen, oft häuſerhohen Tribünen übervoll, und das Ganze mit ſeinen Fahnen und Blumengewinden, mit ſeinem bunten Gemiſch von Groß und Klein, von Vornehm und Gering eine lebendig bewegte Verſammlung aus allen Theilen des weiten London, aus ſeiner nächſten und fernſten Umgebung. Auch hier mangelte es den Schauluſtigen bis zur Ankunft der Proceſſion nicht an Unterhaltung. Huſaren, Dragoner und Lanzenreiter ſtellten ſich auf; die Militärmuſiken ſpielten; Caroſſen zu Hunderten raſſelten vorüber, und die ſtolzen Equipagen des nach der Abtei eilenden engliſchen Adels erhielten zwar den verdienten Zoll der Bewunderung, die Neugierde war aber vorzugsweiſe den nach der Reſidenz der Königin fahrenden Geſandten, und am Ende mehr der Pracht ihres Aufzugs, als ihren Perſonen zugewendet. Vor allen zeichneten ſich aus die Botſchafter Frankreichs, Portugals, Preußens, Oeſterreichs und Rußlands. Die Beſchreibung ihrer Caroſſen mag als ein Dokument des Zeitgeſchmacks hier ſtehen. — Der Wagen des Marſchalls Soult mit zwei Pferden in reichem Silbergeſchirr erregte ſchon als franzöſiſches Fabrikat beſondere Aufmerkſamkeit. Seine Farbe war ein dunkles, mit Gold abgeſeztes Blau; an den Schlägen glänzte das Wappen ſammt dem Marſchallsſtabe und keinem andern Orden, als dem der Ehrenlegion. Die vier Laternen von getriebenem Silber trugen die Herzogskrone; auch der Wagenkranz war von Silber und höher und zierlicher gearbeitet, als irgend einer. An den vier Ecken prangte die Herzogskrone — in etwas großem Formate. Die Decke des Kutſcherſitzes war blaues Tuch mit gelbſeidenen Frangen und Quaſten, rechts und links das in Seide geſtickte Wappen; der Ausſchlag dunkelgelber, mit Scharlach eingefaßter Atlas und die Livrée Staubfarbe mit ſeidenen Borten. — Der Wagen des Herzogs von Palmella hatte einen glänzend dunkelgrünen Grund und darüber zierliche Zierrathen, dunkelroth und hellgrün. Auf allen Feldern ſtand das Wappen und unter dem an den Schlägen waren des Herzogs Orden zu ſehen, ich weiß nicht wie viele. Die Fenſter waren von ſilbernem Laubwerk umrankt, das auf die Wappenkrone herabreichte, und der Wagenkranz ſtarkes, gediegenes Silber. Von demſelben Metalle waren die vier Laternen mit der Herzogskrone. Ganz beſonders elegant und einzig in ihrer Art war die Bedeckung des Kutſcherſitzes, ſchneeweißes Tuch mit reichen Borten, und dazwiſchen ein dickes Behänge, das wie Stickerei ausſah, das Wappen auf carmoſinem Sammtmantel zu beiden Seiten. Der Ausſchlag beſtand in weißſeidenem, roſenfarb geſtreiftem Atlas mit entſprechender Bordirung, und der Himmel war in Feſtons gezogen. Das Geſchirr war mit Silber bedeckt und hohe Federſtutze ſchwankten auf den Köpfen der zwei edeln Roſſe. Die Livrée Grün und Scharlach. — Fürſt Putbus hatte ſeine Staatscaroſſe in London bauen laſſen; es gab an ihr ſo viel zu ſehen, daß ich wahrſcheinlich nicht Alles geſehen habe. Die Grundfarbe war ſogenanntes königliches Gelb mit einer bedeutenden Maſſe Vergoldung und einer dunkelblauen Kante. Die Schläge und alle Felder waren mit Wappen, Orden und Kronen bedeckt; eine Kette von zwölf Wappen mit Orden lief um die oberſten Felder. Der Himmel glich einem wirklichen Nachthimmel, goldene Sterne in Azurblau. Der gelbe Sammt des Kutſcherſitzes war vor Borten und Frangen kaum ſichtbar; doch nahm er ſich recht gut aus. Das Innere des Wagens war ein zart ſchattirtes Gelb, und als die Engländer die Borten erblickten mit der Roſe, der Diſtel und dem Kleeblatte, nannten ſie das ein ſehr artiges Krönungscompliment. Das Geſchirr der zwei Pferde zeigte viel vergoldetes Meſſing, und die Livrée war dunkles Flohbraun und Gelb. — Auch der Wagen des Fürſten Schwarzenberg war gelb, mit Blau abgeſezt. Der Wagenkranz war von Silber, außerordentlich geſchmackvoll, mit der Krone an den vier Ecken, der Bock blaßblau, mit Borten und Frangen von gelber Seide, und der Ausſchlag dunkelblau gewäſſerter Seidendamaſt. Das Geſchirr der zwei ſtolzen Roſſe war reich und köſtlich gearbeitet, und dabei doch ſo einfach, daß gerade hierin ſeine ausnehmende Schönheit beſtand. Die Livréen waren Kaiſerblau und Scharlach, und zwei Jäger, handfeſte Männer, ſtarrten von Silber. — Endlich Fürſt Stroganoffs Wagen war meergrün lackirt. Eine Art Simswerk, in Kronen auslaufend, umgab den Kaſten und den Himmel, dazwiſchen meiſterhaft geſchniztes Eichenlaub, grün und roth und ſchwer vergoldet. Die den Wagenkaſten haltenden Riemen waren goldene Schlangen, und an den Schlägen prangten Wappen und Orden, ja ſogar die Medaille zur Erinnerung an den Feldzug von 1812. Der Ausſchlag beſtand in carmoſiner Seide, goldfarbigen Borten, goldenen Frangen und einem weißtuchenen Himmel, in deſſen Mitte ein geſtickter Eichenkranz Diſtel, Kleeblatt und Roſe umſchloß. Gleich den Livréen war die Decke des Kutſcherſitzes Scharlach und Gold, zu beiden Seiten das Wappen in Gold auf ſchwarzſammtnem Mantel. Das Geſchirr war carmoſines Leder und zum größern Theil mit Gold überlegt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 24. Juli 1838.

— He rails
On me, my bargains, and my well-won thrift.

Shakespeare.
Merchant of Venice.

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

Dritter Brief.

Berlin den 16ten Juni 1838.

Wenn ich Ihre kleinen Aufträge nicht alle befriedigend beſorgte, ſo kann ich doch verſichern, daß ich mir möglichſte Mühe gab. Es war aber ſchwieriger, als ich Anfangs glaubte, dieſe mannichfaltigen Sachen hier zu finden. Geht man durch die Straßen von Berlin, an ſo vielen, mit großer Oſtentation aufgepuzten Schaufenſtern vorüber, ſo glaubt man, es könne einem nicht fehlen, alles Erdenkliche ohne ſonderliches Aufſuchen zu finden. Von dieſem Irrthum kommt man bald zurück, wenn man wirklich etwas braucht. Elegante Sachen zum Luxus oder Glanz kann man in einigen Läden für ziemlich hohe Preiſe allerdings recht gut bekommen, nicht minder ſehr wohlfeile, gering und nur auf den Schein gearbeitete, nicht werth, nach Hauſe getragen zu werden; aber Sachen mittlerer Qualität von preiswürdiger Tüchtigkeit laſſen ſich nur ſchwierig, und einige Arten gar nicht auftreiben, überhaupt etwas Gutes relativ für die Größe der Stadt nur an wenigen Orten. Hievon ſind jedoch die Seidenwaaren ausgenommen. Dieſe gehören zu der brillanten Seite hieſiger Induſtrie und ſind in vielen Gewölben in großer Auswahl geſchmackvoll und gediegen zu haben.

Die Beſorgung Ihrer kleinen Aufträge hat mich mit noch einer andern Erfahrung über den Berliner Bürger bereichert. Man rühmt höfliches und zuvorkommendes Weſen der Pariſer induſtriellen Claſſe, aber man braucht nicht ſo weit zu gehen, um dies zu ſuchen; ich konnte bei meinem lezten Aufenthalt in Sachſen bemerken, daß dieſe anſprechenden Manieren im gewerblichen Verkehr noch immer in dem Lande zu Hauſe ſind, das vormals in dem Rufe ſtand, in ſeiner Reſidenz eine vortreffliche Schule adeliger Sitten, und in ſeiner erſten Handelsſtadt einen Sitz eleganter Urbanität zu beſitzen. Jene freundliche Zuvorkommenheit in Läden und Gewölben kann man nun von den Berlinern nicht eben rühmen. Zeigt ſich indeß von der einen Seite ein deutlicher Zug von Ungefälligkeit, ſo hatte ich doch Gelegenheit, wahrzunehmen, daß der Berliner Bürger gar leicht der Düpe von leichtſinnigen jungen Leuten wird, beſonders wenn ſie in guter Kleidung mit ariſtokratiſcher Prätention auftreten. Gibt man nun den Leuten ſeine Verwunderung darüber zu erkennen, daß ſie ſo leicht und ſo lange Credit gegeben, ſo erhält man wohl die Antwort: „aber es war doch ſo ein eleganter junger Mann, wer hätte denken ſollen, daß er ein ſolcher „„Schwindlär““ iſt?“ denn mit dem Schwindler hat's der Berliner nun einmal häufig

Digitized by Google

zu thun, und in dieſer Hinſicht ſympathiſirt er wieder mit dem Pariſer bourgeois.

Es iſt vielleicht charakteriſtiſch für unſere Tage, daß das Friſeurhandwerk wieder im höchſten Flor iſt. Ich fragte neulich einen Friſeur, ſeit wann das Emporkommen ſeines Gewerbes, welches bekanntlich geraume Zeit hindurch kläglich darnieder lag, wieder begonnen, und er gab mir die Zeit vor etwa zehn Jahren an. Ich halte dies auch für richtig, denn damals ungefähr lenkte der Geſchmack wieder in die Vorliebe für Prunk und Flitter ein, obwohl er ſich erſt neuerdings zur Vorliebe für das Altväteriſche ausbildete und ſich früher mehr an mittelalterliche Formen hielt. Das narrenhafte und marktſchreieriſche Weſen, welches dieſe Haarkünſtler von jeher bezeichnete und das ſie von ihren franzöſiſchen Vorbildern entlehnt, hat ſich mit der jetzigen Geſchmacksrichtung für bunte Farben und Oſtentation in der Ausſtellung gewerblicher Gegenſtände vermiſcht. Die Schaufenſter und Aushängeſchilder der Friſeurläden nehmen oft mehr als ein Stockwerk ein und verdecken in einer ungeheuerlichen, modernſitterhaften Nachahmung des gothiſchen Styls zuweilen einen guten Theil der Häuſerfronten, ſo daß dieſe eine ganz andere Phyſiognomie bekommen, und jene buntbemalten Merkzeichen wahre architektoniſche Verunzierungen der Straßen bilden. Die auf bunten Perrückenköpfen in größter Anzahl ausgeſtellten Perrücken und Touren, mit ſchauerlichen Bruſtbildern von Wachs vermiſcht, geben den widerlichſten Anblick.

Sie fragen mich, welchen Eindruck die vor einigen Jahren vollendete neue Anordnung des Luſtgartens macht? Ich will verſuchen, Ihnen dieſen ſchönen Platz zu beſchreiben. Er iſt bis zu dem gepflaſterten Theile, welcher unmittelbar an das Schloß ſtößt, in ſieben Raſenſtücke eingetheilt und an den äußern Umriſſen mit Kugelakazien umgeben. Die vier größeren, durch ein Kreuz von Gängen unter ſich getheilten Raſenflecke liegen nach dem Muſeum hin, an welche drei andere, längliche dergeſtalt grenzen, daß, wenn man vom Schloſſe herkommt, kein Gang ſondern ein Raſenſtück vor der Mitte des Muſeums liegt. Unmittelbar hinter dieſen drei äußern Raſenflecken iſt ein Rund gebildet, in welchem das Baſſin der Fontaine liegt, welches alſo zwar in der Mitte der Breite, nicht aber der der Länge des Platzes angebracht iſt. Sie ſpringt aus einer, durch eherne Blätter verzierten Mündung ungefähr armſtark, faſt vierzig Fuß hoch, nimmt ſich großartig und edel aus und iſt keine unbedeutende Zierde Berlins. Man hat noch eine andere Art, ſie ſpringen zu laſſen, nämlich mit mehreren kleinen Strahlen in Trichterform, wodurch ſie aber ein bei weitem unbedeutenderes Anſehen bekommt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

Silveira konnte wohl eben ſo wenig ein guter General ſeyn, als ich ein guter Artillerieoffizier, da weder der eine noch der andere das Kriegshandwerk je praktiſch betrieben; allein jene Waffenthat hatte ihm großen Ruf erworben, und außerdem hatte man an ihm ſeine große Vaterlandsliebe zu ſchätzen, für welche er Alles aufopferte. Von nun an nahm er fortwährend an dem Kriege gegen die Franzoſen Theil, avancirte zum General, focht in Spanien bei Salamanca unter Beresford, machte ſich aber früher noch durch die tapfere Vertheidigung der Brücke von Amarante einen Namen. Seine Thaten wurden vom Könige anerkannt, mit großen Orden und dem Titel eines Grafen von Amarante belohnt; Amarante war damals das Feldgeſchrei, er war der Mars Portugals und wurde als ſolcher von Dichtern beſungen; Damen ſchmückten ſich mit Amaranthbändern, ſelbſt im Auslande dachten ihn ſich Manche ſchön wie Alcibiades und machten ihn zum Ideal ihres Herzens. Die armen Damen! hätten ſie doch die Orangoutanggeſtalt, mit einem großen ſpaniſchen Rohr in der Hand und mit beiden Händen auf dem Rucken, vor der Front ſeines Geſindels auf und ab ſpazieren ſehen!

Der General mit ſeinem Stab hatte, wie ſich von ſelbſt verſteht, das größte und beſte Haus des Städtchens bezogen, und natürlicherweiſe hatte ich mich im Hauptquartiere zuerſt zu melden, um meine Beſtimmung zu erhalten. Was ich eigentlich bei der Armee wollte, da mich keine Verpflichtung dahin rief, war mir ſelbſt nicht klar; ich hatte aber Luſt, mich hervorzuthun, das Wie lag noch im Dunkeln. Ich hoffte im Hauptquartier und an der Seite des Generals bleiben zu können; dieſer hatte ſich aber ſchon mit dreißig bis vierzig Offizieren, faſt lauter jungen Fidalgos, umgeben, welche Adjudantendienſte verrichteten, mit dem General an großer, köſtlich beſetzter Tafel ſpeiſten und den größten Theil der Zeit, Tag und Nacht, mit Hazardſpielen verbrachten, woran der epikuräiſche General ſelbſt Antheil nahm. Trotz meiner Proteſtationen und der Bemerkung, daß ich glaubte, im Generalſtab von größerem Nutzen zu ſeyn, hieß es, der guten Artillerieoffiziere könnten nie zu viele ſeyn, und überdem ſey ich der einzige Artilleriecapitän, der das Commando einer Batterie oder Brigade, wie es damals hieß, übernehmen könnte, die bisher von einem tauben Lieutenant befehligt worden. Ich möchte alſo nur

die erſte Artilleriebrigade aufſuchen und meinen Dienſt antreten. Ich hatte mich wenigſtens darauf geſpizt, daß man mich heute zur Tafel einladen würde, von der aus einem Nebenzimmer mir die herrlichſten Gerüche entgegen kamen; allein auch daraus wurde nichts, und in melancholiſcher Stimmung beſtieg ich meinen Gallizier und ritt in das wilde Lager hinein, um die Artillerie aufzuſuchen, deren Befehlshaber ich werden ſollte.

Das portugieſiſche Princip, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand dazu, wollte mir damals noch nicht einleuchten, ungeachtet ich ſchon das Beiſpiel erlebt, daß der proteſtantiſche Geiſtliche in Liſſabon, der zur katholiſchen Religion übergegangen, zu einem Fregattencapitain geſtempelt worden und als ſolcher allgemeiner Achtung genoß. Ich befürchtete, da ich ſo ganz und gar nichts vom praktiſchen Dienſte verſtand, mit Schimpf und Schande zu beſtehen, und ſo kam ich denn durch das Gewühl von Menſchen bei einigen Kanonen an, die neben der langen Waſſerleitung ſtanden. Dabei lagerte der harthörige Lieutenant nebſt einigen muntern Cadetten und Studentenartilleriſten, die alle aus einer großen Schüſſel zulangten, worin man ein Gericht zubereitet, das wohl ſchwerlich in einem Kochbuche einen Namen hat. Es konnte als Suppe, als Gemüſe und Fleiſch gleich gut gelten, man konnte es ſowohl mit dem Löffel als auch mit Meſſer und Gabel zu ſich nehmen: es war eine ſogenannte Caldeirada, ein Keſſelgericht, anders läßt ſich's nicht verdeutſchen, von Fleiſch in kleinen Stückchen, Zwiebeln in Fülle, Kohlblättern, Liebesäpfeln, dicken Brodſchnitten mit ſtark gepfefferter Fleiſchbrühe. Ich war ein willkommener Gaſt und ließ es mich nicht zweimal heißen, zuzulangen; den Feldflaſchen wurde fleißig zugeſprochen, und als dieſe bei der ſtechenden Sonnenhitze, die nicht nur das Erdreich austrocknete, ſondern auch die Kehlen, nicht zureichten, wurde die große Waſſerleitung angebohrt. Von einem Akt der Uebernahme des Commandos war gar nicht die Rede, es verſtand ſich von ſelbſt, da ich zwei Epauletten trug; übrigens war in dieſem Feldlager auch nichts zu commandiren, es machte ſich Alles von ſelbſt. Dieß war ein großer Troſt für mich, und ſo verbrachten wir den größten Theil der Tageshitze im kleinen Schatten der Kanonen und Munitionswagen bis zur Abendkühle, wo wir das ganze Lager bis zum äußerſten Ende der Avantgarde durchſtreiften und allenthalben auf ein kriegeriſches Chaos ſtießen, welches, von den Franzoſen angegriffen, wahrſcheinlich ſchon in der erſten halben Stunde nach allen vier Winden auseinander geſprengt geweſen wäre. Allein davor war man ſo ziemlich ſicher, denn ein großer Theil der engliſchen Armee war ſchon gelandet und hatte einen Vorſprung von vier Wegſtunden vor der portugieſiſchen. Sie hatte die Franzoſen aus ihren Poſitionen von Roliça an demſelben Tage zurückgeſchlagen, Junot lebte in Liſſabon ſeinen Vergnügungen, und auf unverantwortliche Weiſe unterließ er, ein Corps den Engländern in den Rücken zu ſenden, die kaum ſechstauſend Mann ſtark waren, und ſo nicht nur die ſogenannte portugieſiſche Armee, der es ſogar an Munition mangelte, aufzureiben, ſondern auch das ganze engliſche Corps in Gefahr zu bringen, gefangen zu werden; denn Junot, wie man aus der nachherigen Capitulation ſah, befehligte zu dieſer Zeit noch eine dreimal ſtärkere Armee. Junot hatte aber zu ſchlechte Späher; die in Liſſabon verbreiteten patriotiſchen Proklamationen ſprachen von einer zwölftauſend Mann ſtarken engliſchen Armee, die ſchon gelandet und geradewegs auf Liſſabon marſchiere, unterſtützt von zwanzigtauſend Mann Portugieſen, die ihr auf dem Fuße folgen. Dies hatte ihn bethört und ihn verleitet, ſeine ganze Macht zuſammenzuziehen, um Liſſabon zu vertheidigen, wo er überdem auch einen Aufſtand befürchtete. Eben als die Nachricht des verlorenen Gefechtes von Roliça ihm überbracht wurde, gab er noch einen großen, glänzenden Ball in dem Theater von S. Carlos; allein erſt nach Beendigung deſſelben marſchierte er mit allen disponibeln Truppen aus Liſſabon den Engländern entgegen, die jetzt bei Vimeiro den Franzoſen, die daſelbſt feſte Poſition genommen, gegenüberſtanden. Tauſend Mann der portugieſiſchen Infanterie und eine kleine Abtheilung Kavallerie waren den Engländern beigeſellt, und Wellington beſchloß am 20ſten Auguſt, eine Schlacht zu liefern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Schriftſtellerbund und der belgiſche Nachdruck.

Zum erſten Male hat die Geſellſchaft der verbündeten Schriftſteller, welche bereits aus mehr als 150 Mitgliedern beſteht, einen Beweis ihres Daſeyns gegeben, indem ſie einige Zeitſchriften, welche Aufſätze Einiger unter ihnen wieder abgedruckt hatten, gerichtlich belangt hat. Es iſt ſchlimm, wenn Gelehrte ſich in der Nothwendigkeit befinden, ihre Intereſſen vor Gericht zu wahren und ihr geiſtiges Eigenthum auf kaufmänniſche Art zu vertheidigen; allein dieſes Eigenthum gehört ihnen ſo gut, als das Gut dem Gutsherrn und die Waare dem Kaufmann. Auch war der Unfug ſtark, welcher mit dem Nachdrucken von Aufſätzen beliebter Schriftſteller in Zeitſchriften getrieben wurde. Zuweilen erſchien ein in Paris theuer honorirter Aufſatz wenige Tage hernach in zwanzig Provinzialzeitungen, wurde auch wohl in Pariſer Zeitungen am andern Tage wieder abgedruckt, und war dies alles

Digitized by Google

geſchehen, ſo machten ſich die Brüſſeler Nachdrucker darüber her und druckten ihn entweder mit der ganzen Zeitſchrift nach, worin er urſprünglich erſchienen war, oder rückten ihn willkührlich in eine den Pariſern nachgemachte Zeitſchrift ein. Gegen leztere vermag der Schriftſtellerbund einſtweilen noch nichts und kann bloß die franzöſiſchen Nachdrucker belangen. Da der Bund die Proceſſe ſeiner Mitglieder durch eigens dazu beſtellte Anwälte führen läßt, ſo ſind die Schriftſteller wenigſtens der Unannehmlichkeit überhoben, ſelbſt vor Gericht zu erſcheinen und dort ihre Nachdrucker zu verfolgen. Dieſer erſte Proceß des Bundes hatte eine Menge Neugieriger, beſonders Gelehrter, in den Gerichtsſaal gezogen. Die Anwälte der Beklagten verlangten die Mittheilung der Bundesakte, und da dieſe nicht verweigert werden konnte, ſo wurde die Fortſetzung der gerichtlichen Verhandlungen auf vierzehn Tage ausgeſezt. Findet ſich etwas nicht Geſetzliches in dieſem Vertrage, ſo werden die Advokaten der Nachdrucker nicht ermangeln, es aufzudecken und auf Abweiſung des klagenden Bundes anzutragen, wodurch dann die Schriftſteller genöthigt würden, ihr Recht ſelbſt zu verfechten oder von einem Advokaten in ihrem Namen vertheidigen zu laſſen. Hat der Bund einigen Beſtand, wie es den Anſchein gewinnt, ſo will er in allen großen Städten Frankreichs Agenten halten, welche über den Nachdruck wachen ſollen, da derſelbe auch im Innern des Reichs, wie zu Lilles, Avignon, Toulouſe, nicht unbedeutend iſt. In Hinſicht des auswärtigen, beſonders des belgiſchen Nachdrucks ſcheint man bis jezt noch an keinen entſcheidenden Schritt gedacht zu haben, und vermuthlich kann man es ſich nicht verhehlen, daß die Abſtellung dieſes für franzöſiſchen Buchhandel und Literatur ſo nachtheiligen Unfugs ſehr große Schwierigkeiten darbietet. Dieſe Schwierigkeiten hat neulich ein Herr Carron aus Brüſſel in der Revue du Nord mit großer Sachkenntniß, wiewohl nicht ganz unparteiiſch (da er als Belgier bei der Beibehaltung des Nachdrucks betheiligt iſt) auseinander geſezt. Seine Sätze ſind kürzlich folgende. Belgien ſieht in dem Nachdrucken franzöſiſcher Werke nichts als eine erlaubte und geſetzmäßige Gewerbsſache. Senatoren und Volksrepräſentanten, Grafen und Barone, Bankiers und Kaufleute, ſogar Biſchöfe und Prieſter nehmen Antheil daran. Ungeheure Kapitalien ſtecken in den Nachdrucksunternehmungen. Sezte Frankreich die Einſtellung derſelben durch, ſo müßte es die Unternehmer wenigſtens entſchädigen, wozu ſicher an zwölf Millionen Franken bloß für das vorhandene Material erforderlich wären. Wollte es aber die Abſchaffung des Nachdrucks mit Gewalt herbeiführen, ſo könnte es leicht geſchehen, daß Frankreich eher dabei verlöre, als gewönne. Belgien nimmt nämlich von Lyon, Paris und Nismes jährlich für ſieben Millionen Franken Seidenzeuge und andere ſogenannte Nouveautés, das heißt allerlei Stoffe und Putzſachen, für fünf Millionen Franken Weine aus Bordeaux, Champagne und Burgund. Die Mouſſeline und andere feine Gewebe, welche es aus St. Quentin, Mülhauſen, Rondaix und Tarare bezieht, belaufen ſich auf ſehr bedeutende Summen. Belgien iſt ein vortrefflicher Kunde für den franzöſiſchen Handel, und dieſer hat gerechte Urſache, ſich mit demſelben nicht zu entzweien. Die Klagen der franzöſiſchen Buchhändler werden alſo ſchwerlich Frankreich bewegen, mit den Belgiern zu brechen. Es verfährt ja ſchon hart genug gegen ſie, indem es, außer Steinkohlen und Gußeiſen, nichts aus Belgien ohne ſchweren Zoll über ſeine Grenzen paſſiren läßt. Carron fürchtet daher auch gar nichts von Seiten Frankreichs; es kennt ſeinen Vortheil allzu gut, als daß es um einiger Beſchwerden willen einſchreiten ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Juni.

(Beſchluß.)

Die Krönung.

Die politiſchen Blätter haben mich ſicher der Mühe überhoben, den Krönungszug ſelbſt, ſo wie das Ceremoniel der Krönung mit ihren neunzehn Handlungen von der Anerkennung bis zum Hallelujah zu beſchreiben. Daher nur noch ſo viel. Unter weithin ſchallendem, die Muſik übertäubenden Jubel legte der Wagenzug ſeinen langen Weg zurück, und es war eilf Uhr, als die Vorderſten die Abtei erreichten. So wie die Wagen vorfuhren, ſtiegen die Inſitzenden aus und gingen durch den weſtlichen Flügel nach den ihnen beſtimmten Plätzen, dies jedoch nicht ſtreng in der angegebenen Reihenfolge. Die Geſandten ſchienen etwas durcheinander gerathen zu ſeyn. Dennoch blieb Marſchall Soult eben ſo wenig unbemerkt, als Fürſt Eſterhazy. Jenen begrüßte ein ſtürmiſches Händegeklatſch, dieſer blendete mit dem Glanze ſeiner Juwelen. Auch war es gegen Ordnung und Programm, obgleich den Zuſchauern keineswegs unlieb, daß die Herzogin von Kent ſofort nach ihrer Ankunft bis an die Thronbühne vor und dann wieder zurückging. Mehrere ähnliche Verletzungen der Regeln boten noch volle Beſchäftigung, als das Jauchzen der Menge außerhalb und das Orgelſpiel im Innern der Abtei mit dem gleichzeitigen Läuten der Glocken und mit dem Donner des Geſchützes den Eintritt der Königin verkündete. Empfangen von der Geiſtlichkeit und den Staatswürdenträgern und unverzüglich nach dem Ankleidezimmer ſich erhebend, war Königin Victoria nur Wenigen ſichtbar; doch ſchon die Gewißheit ihrer Gegenwart ſchien die ihres Anblicks Harrenden elektriſch zu durchzucken; kein Auge, das nicht dem Punkte ſich zuwendete, wo es ſie zu ſchauen hoffen durfte. Während der dazwiſchen liegenden vollen halben Stunde rüſtete ſich die Proceſſion. Jezt ſtand ſie geordnet; ein Hochlied goß ſich vom Orcheſter nieder, Tauſende jubelten, die Königin war erſchienen und die heilige Handlung begann. Bei weitem der impoſanteſte Moment war der der Kronaufſetzung. Die Pairs und Pairinnen, die Biſchöfe und Wappenkönige bedeckten ſich; in vollem Schmucke umſtand eine glänzende Verſammlung ihre gekrönte Monarchin, und in den lauten Jubel froh bewegter Menſchen miſchte ſich der feierliche Orgelklang und der dumpfe Donner des Geſchützes.

Ehe es noch in London Abend worden war, glühten ſchon die meiſten Straßen im Lampenlichte, funkelten Sterne und Kronen und brannten Transparents mit frommen Wünſchen und ſogenannten Abbildungen der Königin. Aber das Gewühl in den Straßen war größer, als die Illumination es verdiente, und der Preis derſelben gebührt den Reſidenzen der außerordentlichen Geſandten. Gleichzeitig ſtiegen Feuerwerke auf im Greenpark und im Hydepark, und Fürſt Schwarzenberg erwarb ſich den Ruhm, durch das auf ſeinen Befehl abgebrannte jene verdunkelt zu haben. Alle Theater waren unentgeldlich offen; in vielen Privatvereinen wurde die Feier des Tages fröhlich begangen; die Königin gab ein Diner von hundert Couverts, Herzog Wellington einen Ball, wozu zweitauſend Perſonen geladen waren, und die Nacht hatte längſt ihre Rechte an den Morgen abgetreten, als es nach und nach anfing, in den Straßen Londons etwas ſtiller zu werden. Die Witterung hatte die Feſtlichkeiten des Tages und der Nacht auf das Glücklichſte begünſtigt, und kein verlorenes Menſchenleben trübt die heitere Erinnerung.

W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 25. Juli 1838.

— Sur la ligne écarlate
En lumineux sillons la fusillade éclate;
Les bruyans arsenaux ouverts dans les deux camps
Font jaillir à la fois leurs mobiles volcans.
Méry et Barthélemy.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſezung.)

In der Nacht zuvor war ein junger engliſcher General, Stuart ſeines Namens, der eben in Figueira gelandet, in dem portugieſiſchen Hauptquartier angelangt und hatte ſich vom General einen Offizier erbeten, der entweder Engliſch oder Deutſch verſtände, um ihn in's engliſche Hauptquartier zu begleiten. Kenntniß fremder Sprachen war damals unter den Portugieſen noch etwas Seltenes, während es jezt zu den Ausnahmen gehört, wenn man unter den gebildeten Claſſen Leute findet, die nicht wenigſtens Franzöſiſch ſprechen. In dieſer Verlegenheit wendete man ſich an mich; ich bekam Ordre, General Stuart zu begleiten, und in aller Frühe brachen wir auf, in Begleitung eines andern engliſchen Offiziers, der mit Stuart gekommen war, und eines wegkundigen Cavalleriſten, der als Wegweiſer eigentlich überflüſſig war; denn in einem Lande wie Portugal, wo es keine breiten Kunſtſtraßen gibt, auf denen man die Spur verliert, wo der Fuhrmann bei ſeinen alten Walzenkarren, die ohne Gefahr die ſchlechteſten Gebirgswege paſſiren können, allerhand Inſtrumente führen muß, um zuweilen die ärgſten Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, auf ſolchen Wegen läßt eine Armee, die mit Artillerie zieht, allenthalben dermaßen Spuren zurück, daß der Weg nicht zu verfehlen iſt; ihre Spur geht ſo wenig verloren wie die eines Reiters, der quer durch die Steppen Amerikas zieht.

Stuart war ein ſchöner Mann, nicht vierzig Jahre alt, in hellblauer Huſarenuniform, reich mit Silber. Er ſprach ein ſehr reines, korrektes Deutſch, und nachdem er lächelnd die gelagerten Schaaren der Portugieſen überblickt, die wie Zigeunerbanden klumpenweiſe ſich zuſammengebettet und an dieſem neblichten Morgen ſelbſt die Köpfe nicht aus ihren Mänteln und wollenen Decken, in denen ſie auf der bloßen Erde lagen, hervorſtreckten, nachdem er ſich über Manches, dieſe ſogenannte Armee betreffend, erkundigt hatte, fragte er nach meinem Vaterlande; ich nannte ihm Heſſen-Caſſel. Da leuchteten ihm auf einmal die ſchönen blauen Augen; er ſagte, er habe daſelbſt einen Theil der glücklichſten Jahre ſeiner Jugend verlebt und in der Garde gedient. Jezt tauchten auch in mir Erinnerungen auf, daß ich von ihm damals ſprechen gehört; ich nannte ihm den Namen meines Onkels, der ſein Bataillonschef geweſen und dem er gewiſſermaßen zur Aufſicht übergeben worden. Nun ſchüttelte er mir freudig die Hand; man ſah, daß ihm die Freude, den Neffen ſeines alten Lehrmeiſters in der Kriegskunſt auf portugieſiſchem Boden zu finden, von Herzen ging,

und ſo rückten wir unter traulichem Geſpräch immer weiter vor und kamen endlich auf die Anhöhe von Roliça, wo die Engländer vor einigen Tagen ſiegreich geſochten und von beiden Seiten einige hundert Mann gefallen waren.

Der Boden lag noch voll verbrannter Patronen, Gewehrſplitter, zerfezter Tſchakos und Riemenwerk; alles Brauchbare war ſchon bei Seite geſchafft. Kaum hatten wir die Anhöhe erſtiegen, ſo tönte uns ferner Kanonendonner entgegen, erſt einzelne Schüſſe, dann immer mehr, Schuß auf Schuß. „Das iſt eine Bataille!“ bemerkte Stuart, „laßt uns eilen, dabei zu ſeyn!“ Nach der Ausſage des Cavalleriſten konnten wir ungefähr noch zwei Stunden von Vimeiro entfernt ſeyn, wo beide Armeen einander gegenüber ſtanden. Der Weg von hier, der immer auf Anhöhen hinlief, auf öden Heidebergen, war von der Natur geebnet und wir konnten fortwährend raſch vorwärts kommen, mein kleiner munterer Gallizier im Galopp neben den hochbeinigten engliſchen Stuten, die im ſchärfſten Trabe ausgriffen. So kamen wir ſchnell dem Schlachtgetöſe immer näher, ſchon vernahmen wir deutlich das Gewehrfeuer, wir unterſchieden das der Tirailleurs und der Pelotons, auch ganze Chargen, wozu die Kanonen wie Takt ſchlagend dreinknallten. Noch eine kleine Anhöhe hatten wir zu überſteigen, und wir waren auf dem Schlachtfelde: hier und dort zerſtreute Todte, Franzoſen und Engländer, Soldaten, die geſchäftig Verwundete zurückſchleppten, Chirurgen, die auf der Erde knieten und verbanden; da wälzte ſich ein Pferd in ſeinem Blute, dort ſtöhnte ein Sterbender; Trommelwirbel und Hörnerſchall, Kanonengetöſe und Gewehrfeuer, alles wild durcheinander. Man drängte die Franzoſen rückwärts in’s Thal durch Weinberge und Fichtengehölz. Zum erſten Mal ſah ich ein ſolches Schauſpiel. Matte Kugeln ziſchten um unſere Ohren, mein Gallizier erſchrack vor einem Sechspfünder, der neben ihm in die Erde ſchlug, und mir war auch nicht gar wohl zu Muthe; ich verſpürte Kanonenfieber, allein man hat es mir nicht angeſehen.

Meine ganze Aufmerkſamkeit war auf dieſes grauſende Schauſpiel gerichtet; unten im Thal lag der Flecken Vimeiro, in welchem man ſich verzweifelt um den Beſitz ſchlug; darüber auf einer jenſeitigen Anhöhe mit Windmühlen, an welche ſich der linke Flügel der Franzoſen lehnte, ſtand eine ſtarke Batterie, welche das Dorf ſchüzte und vielfältigen Tod in die engliſchen Reihen brachte. Dieſe zum Schweigen zu bringen, mußte entſcheidend ſeyn, und da kam mit einem Mal von der Rechten der Engliſchen ein ſchönes Regiment Bergſchotten wie im Parademarſch, machte Front gegen die Anhöhe, und im Sturmſchritt mit einem Hurrah! ging es hinan, troz dem mördeeiſchen Kartätſchenfeuer, welches ganze Pelotons niedermähte. In Zeit von zehn Minuten war die Batterie erobert und zum Schweigen gebracht. — Ich war indeſſen wie angefeſſelt, im Anſchauen verloren, mein Athem ſtockte, und erſt dann ſchöpfte ich wieder Luft, als endlich jene Feuerſchlünde ſchwiegen und nun ein wirres Handgemenge ſich entſpann, in welchem ein ſtiller Tod ſein Weſen trieb und die Bajonette in den Reihen derer wütheten, die ſich noch vertheidigen wollten. Ich hatte um mich Alles vergeſſen, Stuart war verſchwunden, ich wußte nicht wohin, nur die Ordonnanz hielt noch hinter mir in ſtummem Staunen und wußte auch keine Auskunft zu geben, wo Stuart hingekommen, ob er zur Rechten oder Linken davongeritten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

(Fortſetzung.)

So ſchön im Ganzen dieſer Platz geworden iſt, ſind mir doch einige Kleinigkeiten auf demſelben als nachtheilig aufgefallen. Die Raſenſtucke ſind nämlich mit ungefähr drei Fuß hohen, grun angeſtrichenen Drahtgittern umgeben, eine Umzäunung, die mir nicht würdig und ſolid genug für einen großen öffentlichen Platz vorkommt, und an den Vorplatz der Villa eines Bankiers erinnert. Eben ſo wenig kann ich es loben, daß man ſchmale, mit Blumen gezierte Raſenſtucke unmittelbar an das Muſeum gelegt hat, was mit dem erhabenen Charakter eines großen öffentlichen Gebäudes nicht harmonirt und an die Gärtchen erinnert, die man zuweilen an ſaubern kleinen Häuſern auf Dörfern oder in entlegenen Vorſtädten erblickt, welche einer zurückgezogenen Familie zum Aſyle für eingeſchränktes häusliches Wohlſeyn dienen. Die Kugelakazien halte ich auch für keine paſſende Ausſchmückung, denn dieſe Art Bäume hat zwar ein liebliches, aber für einen öffentlichen Platz zu kleinliches Anſehen. Dagegen ſind vier Reihen ſchöner junger Platanen, welche man längs des Kais am Kanal hin, dem Zeughauſe gegenüber gepflanzt hat, eine würdige Zierde, und bilden zugleich durch ihren Schatten eine zwar kurze, aber ſehr ſchöne Promenade.

Das Fehlerhafte, welches dieſem übrigens ſo impoſanten Platze anklebt, iſt nur jener verunſtaltende Zug, der faſt immer in der Phyſiognomie der neueren Anlagen und Bauten bemerkt wird. Was wir auch mit dem beſten Willen unteenehmen und uns dabei beſtreben mögen, die ſchönſten Formen des Alterthums zu entlehnen, ſo tritt doch allenthalben ein kleinlicher, aus Mangel an Größe und Ganzheit entſpringender Zug des modernen

Digitized by Google

Geiſtes hervor. Vergleicht man die neueſten Werke mit denen, welche etwa vor hundert Jahren oder früher ausgeführt wurden, ſo zeigt ſich zwar in Allem, wozu Kritik verhelfen konnte, etwa in reinerem Geſchmack bei Anwendung der Antike und Einſchränkung der Ornamente, ein großer Fortſchritt, wogegen die älteren Gebäude und Anlagen etwas Vollſtändiges und Opulentes haben, das man an den neueren vermißt, und welches, ungeachtet der bekannten barrocken Ausſchweifungen, gewöhnlich einen impoſanten Eindruck nicht verfehlt. Mangel an Conſequenz und feinem Takt für das Angemeſſene klebt aber der neueſten ſo wie der Schnörkelbaukunſt an, während leztere mehr Wärme und Fulle des Ganzen zeigt, und erſtere bei größerer Reinheit der Formen Kälte und Magerkeit nicht vermeiden kann.

Vom Muſeum aus hat man über den beſchriebenen Platz hinweg eine der ſchönſten ſtädtiſchen Anſichten in Europa, beſonders wenn man aus der halben Höhe des Muſeums von dem Balkon herabſieht, welcher ſich hinter den Säulen an der obern Ausmündung beider Treppen bildet, und wo man jezt einen ſchönen Abguß der Warwickvaſe aufgeſtellt hat. Steht man dort oben, ſo iſt man den mächtigen und edelgeformten joniſchen Capitälen der Säulen näher gerückt, und dieſe ſchauen impoſant hernieder. Man blickt durch den auf dieſer Stelle doppelten Portikus auf den grünen, gleich einer Karte ausgebreiteten Platz; gegenüber fällt die gewaltige graue Maſſe des Schloſſes in die Augen, und bei hellem Wetter ſieht man durch das eine Portal deſſelben über den Hof bis in die breite Straße jenſeits des Schloſſes.

Vielleicht iſt Ihnen die Bemerkung nicht unwillkommen, daß man hier anfängt, Ueberdruß an der ſentimental geſchraubten, romantiſirenden Manier der Duſſeldorfer Malerſchule zu fühlen, obgleich ſie noch viele Verehrer zählt. Es iſt bezeichnend, daß die renomirteſten Kunſtwerke dieſer Schule Gegenſtände voller Trauer und Thränen darſtellen, trauernde Juden, Propheten und Königspaare. An all dieſem Jammer hat man ſich nun ſatt geſehen, und die hier ausgeſtellten franzöſiſchen Bilder haben einen ſehr ſtarken, den Düſſeldorfer Sachen eben nicht günſtigen Eindruck hervorgebracht, denn was man auch an den franzöſiſchen Bildern ausſetzen mag, ſo iſt doch eine lebenskräftigere Tendenz an ihnen nicht zu verkennen.

Aus den Zeitungen werden Sie alle die Feſtlichkeiten kennen, welche die neuliche Anweſenheit ſo vieler regierender Häupter veranlaßte. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß man hier am Orte nicht alles ſehen und genießen konnte, was Ihnen die Blätter weitläufig darſtellen; indeß war unter den Linden bis zum Schloſſe hin ein ſo lebhaftes Durcheinandertreiben von glänzenden Equipagen, Uniformen und Spaziergängern, daß es faſt einem Carneval ähnlich ſah, und dieſer zu jeder Zeit ſo belebte Platz jezt, nach dem Aufhören ſo vielen Gedränges und Geräuſches, mir faſt ſtill und ausgeſtorben vorkommt. Die preußiſche Uniform konnte einen Triumph feiern; denn wenn ſie auch an Glanz übertroffen ward, hatte ſie doch augenſcheinlich zum Vorbilde der übrigen gedient.

Ich empfinde hinreichenden Ueberdruß an der Stadt; ſie ſcheint mir langweilig ohne Ruhe. Bald hoff' ich mit Ihnen im Schatten Ihrer ſchönen Linden zu ſitzen.

Er.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Juli.

Immermanns Opfer des Schweigens.

Immermanns Trauerſpiel: „Die Opfer des Schweigens,“ iſt, vom Dichter zunächſt für das Weimarſche Theater umgearbeitet, unter dem Titel: „Ghismonda,“ vor Kurzem auf der hieſigen Bühne erſchienen. Bekanntlich fand das Werk bei ſeiner Aufführung in Berlin nicht die günſtigſte Aufnahme, und gehört dort vielleicht zu den bereits vergeſſenen Bühnenerſcheinungen. Die Erwartungen, welche man ihm bei uns entgegentrug, waren nach jenem Erfolge nicht eben die größten, obgleich Immermanns Name die Bürgſchaft leiſtete, daß von etwas Gewöhnlichem nicht die Rede ſeyn könne; allein man ſprach dem Dichter ſchon im Voraus das Talent ab, bühnengerecht zu ſchaffen. Jene Erwartungen ſind durch das Werk ſelbſt übertroffen, dieſes Urtheil, wenigſtens zum Theil, widerlegt worden. Das Stück hat hier großen, ehrenden Beifall, eine warme und, wie uns bedünkt, gerechte Aufnahme gefunden. Da es ſich von dem Werke eines der begabteſten, dem größern Theaterpublikum aber bisher noch wenig bekannten Dichters der Gegenwart handelt, und die Weimarſche Bühne die erſte iſt, die daſſelbe in der vorliegenden geläuterten Geſtalt bringt, in welcher es hoffentlich auch auf die übrigen beſſern Theater Deutſchlands bringen wird, ſo dürfte eine kurze Andeutung, eine flüchtige Skizze des Ganges der Handlung wohl um ſo weniger überflüſſig erſcheinen, als ſich darauf ein vorläufiges Urtheil über deſſen Werth gründen läßt. — Ghismonda, die einzige Tochter Tankreds, Fürſten von Salern, gibt nach längerem Widerſtreben der Werbung des Liebe heuchelnden Herzogs Manfred, eines entfernten Verwandten des Fürſten, um ihre Hand nach, nicht aus eigenem Antriebe, denn ſie fühlt für den Herzog nur Kälte, ſondern weil der greiſe Vater von dieſer Verbindung das Glück der Tochter bedingt glaubt. Während dieſer mit des Herzogs Geheimſchreiber Aretin über das Heirathsgut der Tochter und die Erbfolge unterhandelt, erſcheint Dagobert, ein alter Vaſall des Fürſten, mit ſeinem Sohne Guiscardo, einem in ländlicher Einfachheit, im Umgang mit der Natur erzogenen, blühenden Jüngling, um ihn in das Thatenleben am Hofe und im Heere Tankreds einzuführen. Guiscardo erblickt Ghismonden; ſie ſehen und lieben iſt das Werk eines Augenblicks; auch auf die Prinzeſſin macht die holde Jünglingserſcheinung den tiefſten Eindruck. Die Verlobung Ghismonda's mit Manfred wird feſtlich begangen, unter andern

Digitized by Google

durch Vorführung lebender Bilder, in denen die Prinzeſſin ſelbſt Dianen, Guiscardo den Endymion vorſtellt. Die dieſer Vorſtellung vorausgehende Scene, welche uns den verſammelten Hof zeigt, enthält mit wenigen, aber trefflich markirten Zügen die Schilderung der Umtriebe einer frivolen Höflingsſchaar. Guiscardo, Umgebungen, Verhältniſſe und die ihm zugetheilte Rolle vergeſſend, ſtürzt, vor den Augen der Verſammlung, der Göttin auf deren Anrede an den ſchlafenden Schäfer zu Füßen, begeiſterte Worte an ſie richtend. Ueberraſchung, Verwirrung, Schreck. Ghismonda hat ſich aus dem betäubenden Feſtesſtrudel in die Einſamkeit des Gartens geflüchtet, ſich ſelbſt und ihren Gefühlen auf Augenblicke wiedergegeben. Hier wird ſie von Guiscardo belauſcht. In einem Zwiegeſpräch voll Innigkeit und liebeglühender Begeiſterung von Seiten des Jünglings, Zartheit, Seelenadel und tiefer Empfindung von Seiten der Fürſtin, nimmt dieſe dem Geliebten das Verſprechen, ſie nie wieder zu ſehen, und den Schwur ab, Niemand, wer es auch ſey, das Geheimniß der Zuſammenkunft zu verrathen. Die Scene iſt aber nicht ohne geheime Zeugen geblieben: der Fürſt ſelbſt, von Aretin an Ort und Stelle geleitet, hat das Liebesgeſtändniß der Tochter erſchüttert mit angehört. Nach Niederkämpfung der tobenden Aufregung, ja nachdem er einem treuen Diener jede Waffe übergeben, fordert er den Jüngling vor ſich, nicht um ihn zu vernichten, ſondern um vor deſſen Verbannung vom Hofe aus ſeinem Munde erſt das reuevolle Geſtändniß der Schuld zu vernehmen. Guiscardo, ſeines Schwurs eingedenk, bleibt ſtumm; weder Bitten noch Drohungen des Fürſten vermögen ſeinen Lippen das Geſtändniß zu entreißen. Entrüſtung, Zorn, Wuth über des Jünglings Verſtocktheit ſteigern des Greiſes Leidenſchaft zu ſolcher Höhe, daß er, ſich ſelbſt und ſeine Vorſätze vergeſſend, Guiscardo den Dolch entreißt und dieſen mit ſeiner eigenen Waffe durchbohrt. Trefflich, mit pſychologiſcher und poetiſcher Wahrheit iſt das Erwachen Tankreds nach der That zu ruhigem Bewußtſeyn geſchildert. Wir halten dieſe Scene, die lezte des dritten Akts, für den Culminationspunkt des Ganzen. Ein ſchwazhaftes Hoffräulein hinterbringt Ghismonden die Kunde von dem in der verfloſſenen Nacht erfolgten Tode Guiscardo's an einer ſchnellen Krankheit; allein noch iſt ihr die That verborgen, bis die Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin, wähnend, Ghismonda's Schmerz gelte dem Vater und deſſen That, ihr das ganze Geheimniß enthüllt. Die Nachricht bringt Ghismonda dem Wahnſinn nahe. Jammer, Reue, Verzweiflung zerreißen ihre Seele. Welch furchtbares Geſchick! Auch dieſe Scene gehört zu denen, wie ſie nur ein wahrer Dichter ſchaffen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortſezung.)

Der belgiſche Nachdruck.

In Frankreich iſt man ſo wenig mit der Vertheuerung der Bücher zufrieden, daß das Publikum, um die literariſchen Novitäten nicht anſchaffen zu dürfen, ſie lieber für einige Sous in den Leſekabinetten lieſt. Daher haben die Leſekabinette auch einen außerordentlichen Schwung erhalten. Der größte Theil des Publikums wendet ſich an ſie; denn wer vermöchte die vielen erſcheinenden literariſchen Novitäten zu kaufen? Und ſelbſt die Inhaber der Leſekabinette können das zur Anſchaffung derſelben erforderliche Kapital nicht aufbringen, und befördern daher den Nachdruck, weil ſie ihre Rechnung dabei finden. Um wie viel mehr muß nun das Ausland ſuchen, ſich die franzöſiſchen Bücher wohlfeil zu verſchaffen. So iſt es denn mit dem Nachdruck ſo weit gekommen, daß Belgien jezt Alles nachdruckt, Gutes und Schlechtes. — Ueber den Zuſtand dieſes belgiſchen Nachdrucks gibt Carron genaue Auskunft, und dies iſt das Beſte in ſeinem Aufſaze; denn gegen ſeine Bemerkungen ließe ſich Manches einwenden, obſchon ſie zum Theil richtig ſind. Nach dieſem ſachkundigen Manne befanden ſich im Jahr 1834 in Brüſſel ſechs große Buchhandlungen, oder eigentlich Nachdrucksanſtalten; davon druckten drei ſchönwiſſenſchaftliche Werke nach, zwei gaben ſich mit geſchichtlichen, ärztlichen und juriſtiſchen Werken ab, und die ſechste, nämlich die jezt in Brüſſel nicht mehr vorhandene Lejeune'ſche, druckte meiſtens ältere naturgeſchichtliche Werke. Meline verſah mit ſeinen Nachdrucken Rußland, Italien, England, Holland und einen Theil Deutſchlands; Dumont und Tarlier verſendeten nach allen gebildeten Ländern Sismondi's, Thierry's u. A. Schriften, ſo wie die franzöſiſchen juriſtiſchen und beſonders medizinischen Werke. Haumann ſchickte ſeinen Verlag nach der Schweiz und Deutſchland, Lejeune nach der Leipziger Meſſe, und Wahlen ſendete überall ein wenig hin. Jezt haben ſich die Sachen anders geſtaltet. Durch das Glück dieſer Häuſer verführt, hatten ſich Spekulanten mit einander verbunden, um mit jenen zu wetteifern, und Aktien ausgegeben. Die erſte auf dieſe Art entſtandene Handlung war die Scribe- und Leomenſche; ſie iſt bereits bankerott geworden. Ihr folgte die Geſellſchaft zur Verbreitung guter Bücher, das literariſche Muſeum und eine Menge anderer. Dies bewog Meline, eine Schriftgießer-, Drucker- und Buchhändlergeſellſchaft zu ſtiften, der er die Kunden und das reiche Material der Herren Ode und Woton beibrachte. Dieſem Beiſpiel folgte Haumann. Wahlen verband ſich mit Dumont und Tarlier. Mit Hülfe dieſer beiden mächtigen Buchhändler hat er eine Geſellſchaft geſtiftet, welche alle Zweige der Literatur ausbeutet. Die Wetteiferer hatten ihre wechſelſeitige Concurrenz zu befürchten; deßhalb verſtand ſich Meline, den man, wie Carron behauptet, als einen der gewandteſten (Nachdrucks-) Buchhändler unſerer Zeit betrachten kann, mit Wahlen, um die andern Compagnien zu einem Vergleiche zu bewegen. Man kam dahin überein, daß jede ſich auf gewiſſe Fächer und gewiſſe Schriftſteller beſchränken ſollte. Natürlich eigneten ſich Meline und Wahlen den beſten Theil zu. Jezt zehren die meiſten dieſer Vereine von fünfzehn bis zwanzig Schriftſtellern unſerer Zeit, die Medizin und Rechtsgelehrſamkeit nicht mitgerechnet. Die nachgedruckten Werke, welche den meiſten Beifall gehabt, das heißt von den Nachdruckern am beſten abgeſezt worden, ſind: Mlle. Delphine Gay's Lorgnon, das (freilich ein winziges Bändchen) ſieben Auflagen gehabt hat, Thiers Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, ſechs Auflagen, Hugo's Notre-Dame de Paris, Barante's Geſchichte der Herzoge von Burgund, Thierry's, Lamennais, G. Sands, Lamartine's, Ch. Didiers, Balzacs, Soulié's, Michelets, Mignets und J. A. Davids Schriften. Chateaubriands Werke ſind zu einigen tauſend Exemplaren abgedruckt worden, und zwar zweimal vollſtändig. Alle genannten Schriften ſind wenigſtens zweimal aufgelegt, oder von mehreren Nachdruckern zugleich gedruckt worden; Romane pflegen zu 4 — 600, Geſchichtswerke zu 1200 — 1500 Exemplaren abgezogen zu werden. Die vorzüglichſten Dichter druckt Laurent in kleinem Taſchenformate elegant und correct nach.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 26. Juli 1838.

Du ſchiedeſt hin, die Welt ward öde,
Ich ſtieg hinab in meine Bruſt;
Der Lieder ſanfte Klagerede
Iſt all mein Troſt und meine Luſt.

Uhland.

Wachſende Liebe.

Ich liebte dich mit Zagen,
Als dich mein Auge traf,
Mit Zagen ohne Wagen,
In Träumen ohne Schlaf.
Zu lieben dich, welch' ſüßes Loos!
Drum wuchs die Liebe rieſengroß;
Ich glaubt', die Liebe könnt' auf Erden
Wohl nimmer, nimmer größer werden.

Ich liebte dich mit Sorgen,
Wenn Andrer Blicke dich
Am ſtillen Sonntagsmorgen
Begrüßten minniglich.
Die Eiferſucht ließ mir nicht Ruh,
Doch mächtig nahm die Liebe zu;
Ich glaubt', die Liebe könnt' auf Erden
Wohl nimmer, nimmer größer werden.

Ich liebte dich mit Hoffen,
Als mir dein Augenſtern,
Der ſanft mein Herz getroffen,
Verrieth, du ſäh'ſt es gern.
Dein ſüßes Wort: du ſeyſt mir gut,
Erhöhte meiner Liebe Glut;
Ich glaubt', die Liebe könnt' auf Erden
Wohl nimmer, nimmer größer werden.

Ich liebte dich von Herzen,
Als du als ſüße Braut
Mit hold verſchämten Scherzen
Mich liebend angeſchaut.
Ach! jedes Wort, ach! jeder Blick
Vermehrte meiner Liebe Glück;
Ich glaubt', die Liebe könnt' auf Erden
Wohl nimmer, nimmer größer werden.

Ich liebte mit Entzücken,
Als ich an meine Bruſt
Als Weib dich durfte drücken
Mit nie gekannter Luſt.
Kein Tag war freud- und liebeleer,
Die Liebe wuchs je mehr und mehr;
Ich glaubt', die Liebe könnt' auf Erden
Wohl nimmer, nimmer größer werden.

Ich liebte dich mit Bangen,
Als leidend du lagſt da,
Als ich die Roſenwangen
Mit Schrecken bleichen ſah.

Digitized by Google

„Lebwohl!“ es war dein lezteſ Wort,
Doch meine Liebe wuchs noch fort;
Ich glaubt', die Liebe könnt' auf Erden
Wohl nimmer, nimmer größer werden.

Jezt lieb' ich dich mit Sehnen,
Seit du im Tod verklärt;
Die Liebe wird von Thränen
Wohl ſpät und früh genährt.
Das Grab, das dich hinweggerafft,
Gibt nur der Liebe neue Kraft;
Ich glaub', die Liebe kann auf Erden
Nun nimmer, nimmer größer werden.

Bühren.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

Das unregelmäßige Platzen und Knattern mir zur Linken in den Weinbergen hatte ich ganz überhört, jezt erſt bemerkte ich, daß es mir näher und näher kam. Die Engländer wurden von dieſer Seite zurückgedrängt; da kam aber eine Schaar grüner Jäger im Geſchwindſchritt über einen Hügel herab; die Hörner erſchallten, Scharfſchützen rückten vor, und mir zunächſt commandirte ein Offizier: rechts gezogen; es waren deutſche Worte, und ich empfand in dem Augenblick eine unausſprechliche Freude. Ein augenblicklicher Halt entſtand, während die Scharfſchützen vorwärts drangen und die der Franzoſen wichen; ich ritt zum Offizier mit der Verkündigung der Wegnahme der Batterie und des Sieges über den linken Flügel. Zu weiteren Erörterungen war jezt keine Zeit, man commandirte vorwärts, und ich, der ich nicht wußte wohin ich mich nun wenden ſollte, da ich zu Pferde den Jägern in den terraſſenförmigen Weinbergen nicht folgen konnte, entſchloß mich kurz, ſtieg ab, gab mein Pferd der Ordonnanz, mit der Weiſung, auf dieſem Flecke halten zu bleiben, und folgte den Jägern zu Fuß und an der Seite des Offiziers. So lange der Feind ſeine Retirade bergab fortſezte, war dieſelbe raſch und die Verfolgung lebhaft, ungeachtet er ſich auf manchen Terraſſen zu ſetzen ſuchte und Chargen gab, deren Kugeln Manchen darnieder ſtreckten. Die Trauben waren in voller Reife, die meiſten wurden zertreten, aber manche auch in der Eile gepflückt und als Erquickung in der brennenden Sonne verſchluckt. Tod verbreitend und in ſteter Gefahr, ſelbſt getödtet zu werden, und dabei doch die Bedürfniſſe des Körpers befriedigen, dies gehört wohl zu den Epiſoden des Lebens, die nicht zu oft vorkommen. Auf dieſe Art den Feind verfolgend, ſprangen wir von Terraſſe zu Terraſſe hinab, die hin und wieder mit Todten und Verwundeten beſäet waren, kaltblütig mordend und genieſend. Auch ich beging hier unwillkürlich einen Mord, der mir aber ſpäter doch oft wie ein Geſpenſt vor die Seele trat. Ich ſprang von einer hohen Terraſſe herab blindlings in die Weinranken; ich fiel mit meinem ganzen Gewicht auf etwas Weiches und zu gleicher Zeit erſcholl ein furchtbarer Ausbauch wie der von eingeſchloſſener Luft aus einer platzenden, zerſprengten Blaſe; meine Beine wurden dabei feſt umklammert, ſo daß ich niederſtürzte, aber bald fühlte ich mich wieder frei und vernahm den lezten ſtöhnenden Athemzug eines Sterbenden. Es war ein franzöſiſcher Grenadier, der hier verwundet und wahrſcheinlich beſinnungslos auf dem Rücken lag, und dem ich mit aller Gewalt auf den Magen geſprungen und ſomit ſeinen Leiden ein Ende gemacht. Er hatte bei dieſem lezten Todesſtoße krampfhaft meine Beine umklammert. War er leicht oder ſchwer verwundet? dies zu unterſuchen, war keine Zeit. — Der vor uns weichende Feind rückte nun durch einen tiefen Graben eine jenſeitige Anhöhe hinauf. Dort ſezte er ſich feſt; er war jezt im Vortheil und regalirte uns mit ſeinen bleiernen Pillen, wovon eine das rechte Auge meines Landsmanns ſtreifte, ſo daß er ſich auf dem Abſatze umdrehte und niederſtürzte. Es waren die lezten Schüſſe, die von drüben kamen, denn von einer andern Seite hatte man die Anhöhe umgangen; der Feind mußte ſich zurückziehen, das Feuer ſchwieg von allen Seiten, der Sieg war erfochten. Ich hielt meinen neuen Bekannten für todt, unterſuchte die Wunde und fand, daß ſie nur oberflächlich war, ihm aber eine Ohnmacht zugezogen hatte, aus der er ſich bald erholte. Ich nahm herzlichen Abſchied von ihm, um ſo mehr, da er auch ein Heſſe war. Später ſahen wir uns oft in Liſſabon.

Beſudelt mit dem Blute des getödteten Grenadiers, ſo wie dem des Offiziers, kam ich zu meinem Pferde zurück. Die Affaire war um eilf Uhr Mittags beendigt, und nicht wiſſend, wo ich General Stuart wieder finden ſollte, und da überdem meine Miſſion ohnehin zu Ende war, beeilte ich mich, die Siegesbotſchaft in das portugieſiſche Hauptquartier zu bringen. Stuart, der fernerhin in der engliſchen Armee als Volontair diente, ſah ich zufälligerweiſe nie wieder, und erſt nach Jahren, als ich in den braſilianiſchen Wildniſſen lebte, erfuhr ich, daß dieſer ſchöne Mann in Liſſabon mit dem Balkon, auf den er ſich gelehnt, in die Straße hinabgeſtürzt und ſo auf elende Weiſe ſein Leben verloren.

Die Siegesnachricht brachte große Freude im portugieſiſchen Lager hervor, beſonders da ſpäter Nachrichten einlieſen, wie tapfer ſich das kleine portugieſiſche Corps

Digitized by Google

benommen hatte, wie namentlich ein Cadett der Cavallerie ritterlich auf Junot und ſeinen Generalſtab eingeſprengt, um erſteren vom Pferde zu hauen, in dem Augenblicke aber von einer Ordonnanz des Generals vom Pferde geſchoſſen worden. — Nach der Affaire zog ſich die franzöſiſche Armee auf Liſſabon zurück, die Engländer folgten ihr auf dem Fuße, und auch die Portugieſen rückten nach. Vor Sonnenaufgang den folgenden Tag ward zum Aufbruch geblaſen und getrommelt, und ich zog mit meinen Kanonen, die zum Theil mit kräftigen Maulthieren aus dem Marſtalle des Biſchofs von Coimbra und anderer reichen Adlichen beſpannt waren, den mir zunächſt voraus marſchirenden Truppen nach. Daß ich mit bei der Schlacht geweſen, welche von nun an die Bataille von Vimeiro hieß, und von der ich noch die Blutflecken als Wahrzeichen trug, gab mir ein gewaltiges Anſehen bei meinen Artilleriſten, was ich vortrefflich zu benutzen wußte, um meine militäriſche Ignoranz darunter zu verbergen; ich konnte mit mehr Zuverſicht auftreten, that, als wenn ich Alles auf's Beſte verſtände, und bat meinen tauben Lieutenant, das Commandowort zu führen, wo es nöthig ſey, weil mich die Soldaten wegen des fremden Accents nicht verſtehen würden. Marſch und Halt war Alles, was ich zu commandiren verſtand, und dies war vorläufig auch genug, und mit der Zeit lernte ich durch die Praxis immer mehr.

So rückte denn die Revolutionsarmee, der man in ihrem ganzen Weſen das Gepräge der Revolution anſah, die aber in der Geſchichte den Namen o Exercito da Restauraçao erhielt, ungeachtet ſie keine Gelegenheit bekam, das Reſtaurationswerk zu üben, immer weiter vor, und ſo kamen wir auch über das Schlachtfeld von Vimeiro, wo noch immer die Todten in großen Haufen zuſammengeſchleift wurden, um in eben ſo großen Gruben begraben zu werden, und Manchen ſcharrte man noch lebendig ein. Es war merkwürdig, wie ſich auf dieſem Todtenfelde die ganze Colonne unſerer Armee auflöste; es ſah gerade aus, wie wenn eine Störung in einen dichten Zug der braſilianiſchen Heerameiſen kommt, und ſie nun nach allen Seiten rennen und nur mit Mühe ſich wieder ordnen und den Zug in der alten Richtung fortſetzen. Links und rechts liefen die Soldaten aus den Colonnen und zerſtreuten ſich über Hügel und Thäler, in den Heiden und Weinbergen, ſo weit das Schlachtfeld reichte, um noch Trophäen zu ſammeln. Die Stimmen ihrer Offiziere waren viel zu ſchwach; nur der kleinſte Theil ſetzte den geraden Marſch fort, doch meinen Artilleriſten muß ich zum Ruhme nachſagen, daß auf meine Ermahnung keiner den Zug verließ. Nur ein Student machte davon eine Ausnahme und kam mit einer großen franzöſiſchen Bärenmütze auf dem Kopfe zurück, die er auch während der ganzen Campagne trug. Da die Leichen bei der großen Hitze gleich in Fäulniß übergingen, ſo war die Luft verpeſtet, und die Hunderte, die man ſchon geſtern in einen tiefen Berggraben geworfen und mit Erde bedeckt hatte, waren durch einen ſtarken Gewitterregen, der in der Nacht gefallen, wieder entblößt und zum Theil fortgeſchwemmt. Es war ein grauſender Anblick, dieſe durcheinandergeworfenen, entſtellten Leiber, mit Schmutz und Schlamm beſudelt. Todte Pferde wurden ebenfalls in Haufen zuſammengebracht und dann verbrannt, was noch einen pikanteren Geruch meilenweit verbreitete. Merkwürdig war es dabei anzuſehen, wie, wenn einmal durch zuſammengetragenes Buſchwerk einige Pferde erſt in Brand geriethen, kein weiteres Holz zugeſchürt zu werden brauchte: die ſchon lichterloh brennenden zündeten bald auch die friſch hinzugekommenen an; ihr Fett und das Mark der Knochen brannte wie Kienholz oder Theerfackeln. — Vor einem an der Straße gelegenen einzelnen Hauſe lagen und ſaßen mehrere bleſſirte und ſchon verbundene Engländer, das Innere ſchien voll davon. Ich ſtieg vom Pferde, vielleicht daß hier mein Landsmann war; allein ich fand lauter gemeine Soldaten, Engländer und Franzoſen, Alles bunt durcheinander in Eintracht, und Chirurgen beſchäftigt, ſie zu verbinden. Hier traf ich wieder einen jungen Menſchen von der italieniſchen Legion, den ich am vorigen Tage auf dem Schlachtfelde mit einem Schluck Wein regalirt hatte; er erkannte mich wieder, reichte mir ſprachlos die Hand und verſchied.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Der belgiſche Nachdruck.

Die Revues ſpielen eine große Rolle bei dieſem Unternehmen, und dabei iſt etwas Beſonderes, indem die Nachdrucker hier nicht ſklaviſch wiedergeben, was ſie erhalten haben, ſondern nach Belieben dazuthun und weglaſſen. Die Revue britannique iſt die einzige, die ſie ganz wieder abdrucken. Dieſe zählt tauſend Abnehmer. Die Revue de Paris hat deren 3500; dies iſt aber nicht mehr die Pariſer, ſondern eine revidirte, vermehrte und veränderte Auflage; ſie erſcheint monatlich in kleinen, enggedruckten Bändchen und koſtet nur 15 Fr. jährlich. Dann kommt eine Revue des Revues, in welcher Aufſätze aus der Revue du Nord, Revue du 19. siècle, Chronique de Paris u. ſ. f. vereinigt werden. Anfangs wurde die Pariſer Revue des deux mondes ganz nachgedruckt; ſie hat ſich aber nachgedruckt nicht halten können, indem in dieſer Zeitſchrift zu viele, den Belgiern nicht mundende Aufſätze vorkommen. Wahlen nimmt jezt aus ihr heraus, was ihm nicht gefällt, und erſezt es durch Aufſätze der

Digitized by Google

Revue française; ſo läuft ſie jezt mit durch. Den armen Schelmen unter den Buchhändlern ſind kraft des zwiſchen den Nachdruckern geſchloſſenen Friedens- und Allianztraktates die Theaterſtücke überlaſſen worden. Mehrere der Verbündeten entdeckten bald, aber zu ſpät, daß man ſie bevortheilt habe, indem Meline und Wahlen ſich die beſten, das heißt einträglichſten Werke vorbehalten. Sie wollten ſich empören, den Traktat brechen, nach Belieben nachdrucken; aber Meline war der Stärkere, er hatte ſich den Abſaz in der Fremde geſichert. Sogar Wahlen wollte ausreißen; er mußte aber doch wieder mit Meline ſich gütlich vergleichen. Den meiſten Schaden verurſachen dem franzöſiſchen Verlage, nach Carrons Verſicherung, drei Brüſſeler Nachdrucker zweiten Ranges, indem dieſe wiſſenſchaftliche Werke nachdrucken, nämlich Dumont und Lacroſſe die Geſchichte, Tarlier die Jurisprudenz, und Dumont wiederum die Arzneikunde. Da ſolche Verlagswerke langſam abgehen und die Koſten ſpät wieder eindringen, ſo verlieren die Verleger der Pariſer Originalauflagen dadurch mehr, als bei ſchöngeiſtigen Schriften, die ſchon in Frankreich ſchnellen Abſaz finden. Die Erfindſamkeit der Brüſſeler hat es in dem Engzuſammendrucken weit gebracht. Man zieht eine bedeutende Sammlung von Schriften in Einen Band zuſammen, ohne dadurch der typographiſchen Deutlichkeit und Eleganz zu ſchaden. So hat man Thiers ſchon in zwei Bände, Lamartine in einen, Victor Hugo in zwei zuſammengepreßt; den bändereichen und auch in Paris nicht breit gedruckten Sismondi hat man aber in zwanzig Bänden laſſen müſſen. Kleinere Romane druckt ein gewiſſer Jamar in Bändchen zu 70 Cent. nach. Auch über die Bemühungen der franzöſiſchen Mauth, das Einſchleppen belgiſcher Nachdrücke in Frankreich zu verhindern, ſpottet Carron als über ein ganz unnützes Beſtreben, indem die Plackereien der Mauth wohl einen Reiſenden abhalten mögen, ein Bändchen oder zwei bei ſich zu führen, aber den Schleichhändlern nicht wehren können, in der Nacht ganze Ballen nachgedruckter Bücher über die Grenze zu bringen. Ob nun der Schriftſtellerverein etwas Wirkſames gegen dieſen, den franzöſiſchen Buchhandel zu Grunde richtenden und auch der Literatur ſehr nachtheiligen Unfug unternehmen kann, wird man aus deſſen weitern Verhandlungen erfahren. Vor der Hand ſcheint derſelbe beſonders die Abſtellung des inländiſchen Nachdrucks zum Zweck und zum Augenmerk genommen zu haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Weimar, Juli.

(Beſchluß.)

Immermanns Opfer des Schweigens. Lindpaintners Macht des Liedes.

Inzwiſchen hat ſich, auf die Kunde der vom Fürſten verübten That, ein Theil des Volks, von Arelin aufgewiegelt, in Empörung gegen Tankred erhoben und dringt in den Palaſt. Da erſcheint der alte Dagobert, in deſſen Bruſt die Treue über den Vaterſchmerz den Sieg davongetragen, und beſchüzt mit Gefahr des eigenen Lebens das ſeines Fürſten, des Mörders ſeines Sohnes. Ghismonda hat den Vater um den Leichnam ihres Geliebten als leztes Geſchenk gebeten. Nur widerſtrebend willigt Tankred ein. Vor den Augen des verſammelten Hofs verlobt ſie ſich mit dem Todten, und ein Gifttrank vereinigt ſie mit dem Geliebten. — Der Dichter hat die, wenn auch nicht neue, doch darum nicht minder wahre und große Lehre vor Augen geführt, daß die Schranken der Verhältniſſe ſich von der unbezähmten Leidenſchaft nicht ungeahndet durchbrechen laſſen. Sinnig und bedeutungsvoll hat er den Trägern der Handlung ihre Stellung in den Extremen der Lebensſtadien: Jugend und Greiſenalter, angewieſen. Während das Geſchick zweier liebenden Herzen, deren Daſeyn, kaum nachdem ſie ſich gefunden, ein unheilvoller Schwur vernichtet, zum innigſten Mitgefühl auffordert, ſehen wir ihnen gegenüber einen edeln Greis, aus deſſen Bruſt anſcheinend alle Leidenſchaft längſt entwichen iſt, in Selbſtvergeſſenheit eine grauſe That vollführen, deren Gegenſtand, wie ſchuldlos auch und rein, als Opfer einer Unbedachtſamkeit fällt. In das Detail des Kunſtwerks einzugehen, wäre ſchon des Raumes willen hier unthunlich. Nur möge die Andeutung Plaz finden, daß uns der Dichter einen Schritt über die ſeine Grenze der dramatiſchen Wahrheit gerade im Wendepunkte des Ganzen hinausgegangen zu ſeyn ſcheint. Guiscardo's ſtarres Schweigen ſelbſt dann, als er aus Tankreds Munde die Gewißheit erlangt, das Geheimniß ſey dem Vater der Geliebten keines mehr (und dies Schweigen führt die Kataſtrophe herbei), möchte zu ſehr auf die Spize geſtellt ſeyn; eine Andeutung, daß ein Schwur ſeine Zunge binde, wäre hinreichend geweſen, den Zorn des Fürſten zu entwaffnen, die That zu verhindern. Guiscardo und Ghismonda ſind mit lebendigen, friſchen Farben gezeichnet. Tankred ſchwingt ſich zu einer ungeahnten Höhe empor, wenn auch nur auf einen, freilich gewaltigen Augenblick; bald aber ſehen wir ihn zur Paſſivität herabſinken, und im fünften Akte ſteht er ſo ſchwach, matt, in ſich aufgelöst da, daß der überlebende Greis faſt noch mehr als Mitleid in uns erregt. Quantitativ unbedeutend iſt Dagobert gehalten; allein uns ſcheint dieſer Charakter beinahe der gelungenſte des Ganzen: er iſt der Repräſentant unerſchütterlicher Treue, wahren Edelmuths und Seelenadels, ſelbſt im furchtbarſten Lebensconflict. Die Sprache des Werks iſt kräftig, einfach, den Situationen und Charakteren angemeſſen, oft ſchwunghaft, obſchon nicht immer ſich gleich. Ein Haſchen nach Effekt, falſche Rhetorik iſt Immermann fremd, und doch weiß er, ohne Aufbietung gewaltſamer Mittel, an rechter Stelle wahre Wirkung hervorzubringen. Wenn auch die Immermannſche Tragödie nichts Unerhörtes gibt, keine neue Bahn bricht, kein neues Feld der dramatiſchen Dichtung eröffnet, wenn ſie auch vielleicht, was künſtleriſche Rundung betrifft, den ſtrengſten Anforderungen nicht überall genügt, ſo gebührt ihr doch, als einer werthvollen Bereicherung der deutſchen Bühne, als der Gabe eines Dichters, welchem es um die Kunſt heiliger Ernſt iſt, doppelt freudige Begrüßung und Anerkennung in einer Zeit, wo leerer Redeflitterprunk nur zu häufig für Poeſie gegeben und leider eben ſo oft angenommen wird. Die Darſtellung war, namentlich in den beiden Hauptcharakteren (Genaſt und Dem. Lorzing) und im Enſemble gerundet, fleißig, und gereicht der Weimarſchen Bühne zur Ehre. — Eine andere Novität aus der jüngſtverfloſſenen Zeit iſt: „Die Macht des Liedes,“ Oper von Lindpaintner, einem auch dem hieſigen muſikaliſchen Publikum durch treffliche Inſtrumentalwerke längſt bekannten und befreundeten geiſtreichen Tondichter. Wenn weder Sujet (von Caſtelli), noch Muſik darauf berechnet ſind, gewaltige Wirkung hervorzurufen, ſondern eine einfache Handlung in einfachem Wort und Ton zu veranſchaulichen, ſo fand die Oper hier eine entſprechende Aufnahme, ohne Enthuſiasmus, aber auch ohne Kälte. Das Hauptverdienſt des Componiſten beſteht in Klarheit der Harmonieführung, meiſterhafter Behandlung der Inſtrumente und gefälligen, leichten, ungeſuchten Melodien.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 27. Juli 1838.

— Genialis agatur
Iste dies, propera stomachum laxare saginis.
Juvenal.

Ruſſiſche Sitten.

Vergnügen und Glaube. Alter, Tod und Begräbniß.

Der Ruſſe iſt von Natur höflich und gutmüthig; er iſt es ſelbſt gegen die ihm dienenden Thiere. Seinen kleinen Pferden gibt er, um ſie anzutreiben, die ſüßeſten Namen. Man hört ihn im nüchternen Zuſtande ſelten ſchimpfen oder fluchen. Er wird auch das häßlichſte Mädchen nie anders als meine Schönſte nennen. Für das Alter hat er ſeine Achtung für daſſelbe bezeichnende Beiwörter. „Ehrwürdiger Alter, liebes Mütterchen oder Altchen,“ ſind die gebräuchlichſten. Gnädiger Herr oder gnädige Frau ſind ihm alle Fremden. Zwar beſchuldigt man einige Gegenden, daß Fremde, der Sprache noch Unkundige dieſelben nicht bereiſen könnten, ohne Gefahr zu laufen, beraubt und todtgeſchlagen zu werden. Einige ihrem Heiligenbilde oder der Kirche verehrte Wachslichter ſeyen nach ihrer Meinung im Stande, auch einen Mörder zu entſündigen. Es fehlt nicht an Beiſpielen, welche jene Beſchuldigung beſtätigen, doch werden dieſe immer ſeltener. Im Allgemeinen iſt vielmehr auch der gemeinſte Ruſſe zuvorkommend und unterwürfig gegen Fremde. Die Worte, welche der, der die Landesſprache noch ſtammelt, ausſprechen will, werden errathen, ja ihm gleichſam in den Mund gelegt. Die kleinſte Bitte trägt der Ruſſe mit vielen Bücklingen vor; oft wirft er ſich ſogar zur Erde und küßt uns die Füße; für das geringſte Geſchenk dankt er auf's Demüthigſte. Er iſt zu jedem Dienſte bereit, nur darf man denſelben nicht augenblicklich von ihm verlangen. Ordnungsliebe iſt ihm jedoch ſchwer beizubringen; noch weniger gern läßt er ſich bei verſchiedenartigen Geſchäften anſtellen. Es iſt ihm genug, wenn er in den Takt einer Arbeit ſich eingeübt hat. Wollte man ihm hierin Vielſeitigkeit durch das Beiſpiel anderer Nationen empfehlen, ſo behauptet er, jene werden mit ganz andern Anlagen geboren als er. Dennoch hat er Geſchick zu Allem; nur ſeine natürliche Trägheit hält ihn ab, von ſeinen Anlagen Gebrauch zu machen. Sie iſt es auch, welche, wie ſchon erwähnt, ihn hindert, ſeine ſchadhaft werdenden Kleider auszubeſſern. Alles was er, vom Kopf bis zum Fuß, an ſeinem Leibe trägt, fällt nach und nach ab, bis er endlich gezwungen iſt, es wegzuwerfen.

Muſik und Geſang ſind ſeine Freude, obgleich er in beiden ſich nur in wenigen Tönen bewegt. Seine vierſaitige Zither (Balalaika) ergözt ihn Stundenlang in einer und immer derſelben Melodie. Seine Geſänge ſchließt er faſt immer in halben Tönen. Durch Geſang ermuntert er ſeine Roſſe zum eiligen Laufe.

Beide Geſchlechter haben verſchiedene Arten der Beluſtigungen und ſind häufig dabei von einander geſchieden.

Digitized by Google

Wenn der jungr Mann am Wieſenrande oder vor der Thüre ſeiner Hütte lebnt und ſeine Balalaika erklingen läßt, tanzen die Mädchen in Reihen durch das Dorf. Es geſchieht dies vorzüglich an Feiertagen, und am häufigſten am Oſterfeſte. Sind ihrer nicht genug, um, ſich an den Händen haltend, die breite Straße auszufüllen, ſo füllen ſie die Lücken mit Tüchern aus, die je zwei und zwei halten. Wer ihnen begegnet, muß den Durchgang ſich mit einigen Kopeken erkaufen. Zur Oſterzeit halten ſie ihm rothgefärbte Eier entgegen. Er zieht ein gleiches aus der Taſche; beide werden gegen einander geſtoßen. Das, welches zerbricht, gehört dem Gegnee. Die Liſt erfindet deren von unzerbrechlicher Maſſe und erobert damit virle wirkliche.

In flacher Breite, ganz wie ihr Land, ſcheinen jedoch alle ihre Freuden zu verſchwimmen. Man ſieht ſie von keiner Luſt beſonders aufgeregt. Ihren höchſten Genuß ſcheinen ſie noch, gleich dem für das umfaſſendere Sinnenleben unempfänglichen Kinde, in dem zu finden, was ihre Geſchmacksnerven reizt. Doch iſt das, was ſie dieſen bieten können, gar ärmlich und dem verfeinerten Gaumen oft widerlich. Alle öligen Früchte ſind ihnen Leckereien. Sie führen gerne eine Handvoll Hanfkörner bei ſich, die ſie nach und nach verzehren.

Die Butterwoche, d. i. die erſte der ſiebenwöchentlichen Faſten vor Oſteen, iſt ein Lichtpunkt ihres Lebens, obgleich ſie ihnen ſchon einige Entbehrungen vorſchreibt. Nur noch Butter, Milch und Eier, aber keine Fleiſchſpeiſen ſind erlaubt. Nach dieſer üppigen Woche nimmt das Oel in Hütten und Häuſern die Stelle der Butter ein. Der Reiche, welcher ohnehin kirchliche Vorſchriften auf mancherlei Art zu umgehen weiß, verſchafft ſich die feinſten Oele; das Volk hat nur Hanföl. Es genießt daſſelbe ſo reichlich, daß man behauptet, ſeinr Haut gewinne in der langen Faſtenzeit eine grünliches Anſehen davon. In der Butterwoche ſchwelgt Jeder noch in animaliſchem Fette. Ungeheuer iſt die Zahl der Pfannkuchen, Plini genannt, welche in dieſer Zeit in ganz Rußland gebacken werden. Reiche und Arme eſſen deren vom früheſten Morgen bis in die tiefe Nacht. Man bereitet ſie aus Buchwaizenmehl, Milch und Eiern; ſie werden reichlich mit geſchmolzener Butter begoſſen. Der Reiche beſtreicht ſie noch mit Caviar. Die Frauen und Mädchen in den Dörfern laufen geſchäftig mit hochaufgethürmten Schüſſeln dieſes Gebäckes hin und her, um ihren Bekannten davon zu bringen. Jede ſchmeichelt ſich, dir beſte Bereitung deſſelben zu verſtehen; es gibt jedoch einige Meiſter in dieſer Kunſt. Ein ſolcher war der Kutſcher einer ſehr hohen Herrſchaft; deßhalb trat dieſe gern, mit einer Reihe von Gäſten, in das Häuschen ihres Dieners. Er ſtand, den langen, weiten Kaftan aufgeſchlagen, eine weiße Schürze darüber gebreitet, mit doch aus dem langen Barte heraus glühendem Geſichte, vor dem heißen Ofen und buk emſig. Inmitten der Halle, wo die Pferdegeſchirre und Decken hängen, war der Tiſch bereitet. Man glaubte ſich in einem Ritterſaale, an deſſen Wänden und Säulen abgelegte Waffenſtücke hingen.

Dir vor jedem Dorfe angebrachten Schaukeln ſind in dieſer Woche in beſtändiger Bewegung. Auch gibt es zu der Zeit noch natürliche Eisberge, welche hinabzugleiten die fröhliche Menge ſich tummelt. In Städten werden bekanntlich große Zurüſtungen zu dieſer tollen Woche gemacht. Der große, unabſehbare Iſaaksplatz zu St. Petersburg iſt mit Gebäuden bedeckt, die zur Beluſtigung des Volks dienen ſollen. Kleine Theater, Carrouſſels, ruſſiſche Berge, Schaukeln aller Art werden dort aufgerichtet. Schon einen Monat vorher fängt man an, dies nur für eine Woche dienende Luſtrevier zu bauen. Die Eigenthümer der einzelnen Buden zahlen eine hohe Miethe für die Plätze, ſo wie für das zum Bauen nöthige Holz. Eine große Anzahl Arbeiter iſt dabei beſchäftigt. Es beſtehen jenr Häuſer zwar nur aus leichtem Gebälke mit darüber genagelten Brettern, doch wird ihnen äußerlich die zierlichſte Geſtalt gegeben. Bald ſtellen dieſelben gothiſche Kirchen, bald chineſiſche Tempel, bald Schlöſſer mit vielen Thürmchen vor. Sie ſind je nach dem Charakter der Architektur eigenthümlich gemalt. Die Plätze in dieſen ephemeren Theatern ſtehen unter der Hälfte deſſen, was das Entrée zu anderer Zeit bei ihren Vorſtellungen koſtet. Alle Vorſtellungen, Reiter- oder equilibriſtiſchen Künſte, Feuerwerke und Taſchenſpielerzauber, beginnen mit den erſten Stunden des Tages und wiederholen ſich bis zur Mitternacht. Auch in allen größeren Theatern reiht ſich während dieſer Tage eine Vorſtellung an die andere; bei jeder faßt der Raum kaum die ſchauluſtige Menge.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

Erſt nach Verlauf von Stunden fanden ſich die Tauſende, die ſich auf dem Schlachtfelde zerſtreut hatten, wieder bei ihren Corps ein, während deſſen das Skelett der bewaffneten Schaar raſtlos vorwärts rückte und nur dann und wann ein Halt entſtand, wenn auf den abſcheulichen Wegen ein Geſchütz ſtecken blieb oder ein Munitionskarren umgeworfen wurde und ſomit den Marſch der Nachfolgenden hemmte. Es gibt wohl in der Welt

Digitized by Google

nichts Langweiligeres, als einen ſolchen Heereszug, drr vor Tazesanbruch ſich auf den Marſch begibt, der den ganzen Tag uber auf den Beinen iſt, ohne daß ihm etwas gereicht wird, und erſt in ſpäter dunkler Nacht an Ort und Stellr kommt, wo er lagern ſoll. Zwanzig Stunden lang waren wir marſchirt; es fand eine Schätzung der Zeit, aber nicht des Raumes ſtatt; man glaubte eben ſo weit in leztern vorgerückt und hatte am Ende nur ſechs Legoas zurückgelegt. Ohne Frühſtück waren wir abmarſchirt, Rationen für dirſen Tag waren uns gar nicht geliefert worden, und es war alſo gar nicht zu verwundern, wenn ein großer Theil dieſes hungrigen Heerhauſens verrinzelt auf's Fouragiren ausging, in die benachbarten Weinberge firl und ſo dem Landmann ſeine ganze Ernte aufzehrte.

Ich erinnere mich eines merkwurdigen Haupthaltes der Armee, drr auf einem langen Bergrückrn vorfiel, von dem man zur Rechten die Ausſicht durch ein muldenförmiges Thal nach einem noch höhern, kahlen Bergzuge hatte, der die Meeresküſte begleitet, zur Linken in rinen angebauten, fruchtbaren Grund, den eine Anhöhr mit Gehölz von Pinien begrenzte. Da hieß es auf einmal: der Feind! Die Generale, welche vorwärts waren, kamen mit ihrem zahlreichen Generalſtab zurückgeſprengt und theilten ihrr Ordres aus; ich hielt eben mit meiner Batterie auf einem der erhabenſten Punktr des Bergrückens und erkundigte mich auf's Angelegentlichſte, wo denn der Feind ſey, und da zeigte man mir auf dem Bergrucken zur Rechten, zu meiner größten Verwunderung, rin in Schlachtlinie aufgeſtelltes Corps. Gegen dieſes machte nun die ganze Armee Front; wollte man den Feind da oben angreifen, odrr wollte man hier ſeinen Angriff erwarten? daruber waren die Generale ſelbſt noch nicht einig; indeſſen aber nahm ich eine noch vortheilhaftere Poſition mit meiner Artillerie und befahl, Kartätſchen bei der Hand zu haben, um ihn gehörig zu empfangen, wenn er ſich unterſtehen ſollte, zu uns herabzukommen. Die Generale hielten unterdeſſen neben mir und gaben ſich Mühe, durch ein Fernglas, welches von Hand zu Hand ging und nur rin undeutliches Bild geben mochte, die Qualität des Feindes auszuforſchen; ich aber nahm mir die Erlaubniß, einem der Generalr bemerklich zu machen, daß hinter dem Berge das Meer ſey, und daß ſich dort kein vernünftiger Feind aufſtellen würde; ſey ein Feind in der Nähe, ſo müſſe man ihn auf den Anhöhen zur Linken ſuchen. Der General ſchien es zu überhören und ſeine Adjudanten zeigten mir ein hochmüthiges Naſenrümpfen, als wrnn ſie es beſſer wüßten. Da kam mein tauber Lieutenant und raunte mir in's Ohr, es ſey kein Pulver da, um mit Kartätſchen laden zu können; man habe ihm geſagt, es ſey bei der Avantgarde, und er habr ſogleich dahin geſandt, um welches kommrn zu laſſen. Allein der Botr kam nicht wieder zurück; doch zum Glück war auch keine Noth vorhanden, denn die nach jenen Höhrn zur Recognoscirung abgeſchickte Cavallerie kam mit der Nachricht zurück, jene ſcheinbaren Truppen ſeyen nichts Anderes als die Landleute der ganzen Nachbarſchaft, die ſich daſelbſt verſammelt, um unſere Armee zu ſchauen.

Sobald die gefürchtete Gefahr im Rücken ſich als grundlos erwieſen, ſprengten die Genrrale wieder nach vorne zu, und ohnr daß ein Commandowort erſchallte, kam der lange, bunte Herreszug, der wie ein Bandſtreiſen auf dem Bergrücken hinlief, wieder in Bewegung; er kam in Gang wie Koppelpferde, wo der Roßkamm voranreitet und nur dem erſten Knechte zu befehlen braucht, wenn er halten oder writer reiten ſoll; die Hintern laſſen ſich dann immer nachziehen oder ſtehen, wenn die Vordern ſtehen. — Als der Generalſtab fort war, ſtellte ich nun nähere Unterſuchungen wegen des Pulvers an: dir Munitionswagrn hatten zwar Patronen für Kugeln, allein keine fur Kartätſchen, und auch jener waren ſo wenige, daß man ſie in Zeit einer Stundr ſammt und ſonders hätte verſchießen können, und dann ſaß man auf dem Trockenen. Mein tauber Lieutrnant, welcher die Artillerie ſchon von Porto aus begleitet hattr, erzählte, nach Befriedigung des allerdringendſten Bedürfniſſes habe man nirgends mehr ein Korn Pulver auftreiben können, bis endlich die Junta provisoria der philoſophiſchen Fakultät in Coimbra den Auftrag gegeben, Pulver zu fabriziren. Tag und Nacht haben nun dir Profeſſoren und ihre Schüler Pulver verfertigt, nachdrm erſt ein langer gelehrter Streit in der Fakultät über die Miſchungsverhältniſſe der drei Ingredienzien des Pulvers entſtanden, ſo wie, ob eckige oder runde Körner, grobes oder feines Pulver beſſer ſey, wobei der choleriſche Andradr (der bekannte Mineralog) gedroht, dem Profeſſor der Phyſik eine Rrtorte an den Kopf zu werfen, ſo daß rr das Feld allein behauptete. Allein der Salpetrr, drn man aus den Apotheken zuſammengekauft, habe nicht weit gereicht, ſo daß im Ganzen genommen nur vier Fäßchrn Pulver fertig geworden.

Der Bivouak von Laurinhao und die Landung der englischen Armee.

Das Reſtaurationsheer war mühſelig bis auf die Höhen jenſeits des Flecken Laurinhao vorgrdrungen. Hier ſollte fur mehrere Tage ein Bivouak aufgeſchlagen werden, während der Generalſtab im Orte ſelbſt blieb. Es war bereits Nacht, als man Halt machte, und nun entſtand ein wildes Grwirre, ein Hauſe rannte gegen den andern, und am Ende fing es vollends an zu regnen. Kein Corps wußte, wohin es ſeine Richtung nehmen ſollte, und jedes lagertr ſich, wo es ihm am bequemſten ſchien. Auch ich ließ halten

Digitized by Google

und abſpannen, ſobald ich nur merkte, daß wir eine ebene Stelle erreicht hatten. Erſt gegen Mitternacht kamen wir zur Ruhe und wurde es ſtill im unwirthlichen Lager, wo Niemand daran dachte, den Hungrigen und Müden ihre täglichen Rationen zu reichen: echt portugieſiſch, denn die Obern verlaſſen ſich hier immer auf die Untergebenen, ſo wie dieſe wieder auf die Untergebenſten, und am Ende thut keiner etwas, oder wenigſtens nicht zur rechten Zeit. Seit mehr denn vier-und-zwanzig Stunden nüchtern, aber ohne Klagen oder Murren, wickelte ſich Jeder in ſeine Decke oder Mantel, und gruppenweiſe entſchlief die ganze Armee, ohne ausgeſtellte Poſten und Schildwachen, denn man wußte ja nicht, wo man war, gegen welche Seite man einen Feind zu erwarten hatte, wo man die Poſten hinſtellen ſollte. Jedes Individuum agirte für ſich, denn die Corps hatten größtentheils ihre Offiziere verloren, oder vielmehr die Offiziere ihre Corps; Niemand trat auf zu befehlen, da es vorherzuſehen, daß Niemand gehorchen würde.

Nachdem ich meinen Gallizier, der vor Hunger und Ungeduld fortwährend laut aufſchrie, an eine Kanone feſtgebunden, ſtreckte ich mich ſelbſt zwiſchen den Rädern derſelben auf weichem, naſſem Haidekraut nieder. So verfiel ich bald in einen ſo feſten und anhaltenden Schlaf, daß ich erſt am Morgen durch das Wirbeln der Trommeln im Lager geweckt wurde. Aber wie war mir da zu Muthe! ein kalter Schauder rieſelte mir durch den Körper: es hatte die Nacht über in Strömen vom Himmel gegoſſen, ohne daß ich etwas davon gewahr geworden, denn von oben war ich durch den Protzkaſten etwas geſchützt geweſen; allein da ich in einer Vertiefung des Bodens gelegen, ſo hatte ſich hier das Waſſer geſammelt und eine Pfütze gebildet, die mich wie den Braten die Sauce umgab. Erkältet und faſt gelähmt an einer Seite, war ich kaum im Stande, mich auf den Beinen zu halten; allein mit feſtem Willen kann man Vieles, ich ſezte mich hinkend in Bewegung, ſchlug mich mit Fäuſten, und hätte mich in dem Augenblicke gern von einem Soldaten durchprügeln laſſen, um wieder warmes Blut in die erkälteten Theile zu locken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Dampfſchifffahrt. Eiſenbahnen. Induſtrieausſtellung.

So ſehr übrigens Carron über den blühenden Zuſtand des belgiſchen Nachdrucks frohlockt, ſo wird das Uebel zulezt doch auch auf die Urheber zurückfallen. Der Nachdrucksunternehmungen werden nämlich ſo viele werden, daß ſie einander aufreiben müſſen. Dadurch wird der franzöſiſche Buchhandel freilich wenig gewinnen. Nur Ein Mittel ſcheint dem Uebel abhelfen zu können: Frankreich muß mit den Nachbarſtaaten Verträge ſchließen, in ſeiner Mauthſtrenge gegen die Einfuhr fremder Waaren und Produkte nachlaſſen, und dadurch die Aufhebung des Nachdrucks zu erlangen ſuchen. Ein anderes Mittel ſind die wohlfeilen Auflagen, die es ſelbſt von ſeinen Schriften veranſtaltet. Wenn es ſelbſt wohlfeile und dabei gut gedruckte Bücher liefert, ſo haben die Nachdrucker wenig Ausſicht mehr, ihre Machwerke in großer Menge abzuſetzen. Sie werden deßhalb nicht aufhören nachzudrucken; aber die großen Unternehmungen werden vermindert werden. — Glücklicherweiſe öffnet ſich für den Pariſer Gewerbfleiß eine neue Quelle des Abſatzes durch die ſchnellen Verbindungsmittel, deren Ausführung nun beſchloſſen iſt. Es läßt ſich kaum abſehen, welche bedeutenden Folgen die Anlegung der großen Eiſenbahnen im Innern Frankreichs haben wird. Schon jezt werden die Städtchen und Dörfer um Paris, zu welchen man vermittelſt der Eiſenbahnen und der Dampfſchiffe gelangt, als Vorſtädte der Hauptſtadt angeſehen. Welch ungeheure Stadt wird Paris werden, wenn einmal die fünfzehn Meilen weit liegenden Städte durch Eiſenbahnen mit Paris verbunden ſind! Der Dampfſchiffanſtalten gibt es bis jezt zwei in Paris, nämlich eine für die Niederſeine, die andere für die Oberſeine und die Marne. Erſtere wird nie zu einer großen Anſtalt werden, da die Seine unterhalb Paris zu viele Krümmungen und Windungen macht, als daß man bis Rouen durch die Flußſchifffahrt viel Zeit gewinnen könnte. Dieſe Schifffahrt iſt daher auch nur für Waaren gut. Gewöhnlich fährt man jezt mittelſt der Eiſenbahn nach St. Germain und ſchifft ſich dort oder etwas weiter, nämlich zu Poiſſy ein, um nach Rouen oder Havre zu fahren. Iſt aber die bereits beſchloſſene Eiſenbahn von Paris nach Havre fertig, ſo fällt vermuthlich die Dampfſchifffahrt auf der Niederſeine ganz. Die zweite, bedeutendere Anſtalt für Dampfſchifffahrt befindet ſich unten am neuen Grèvekay, wo jezt Alles ein neues Anſehen gewinnt; nämlich das Rathhaus in der Nähe wird bedeutend vergrößert, alle Straßen ſind durch das Niederreißen der Häuſer ganz verſchwunden, dagegen entſtehen neue Straßen, der Kay iſt erhöht und kann nun nicht mehr wie ſonſt beim Uebertreten der Seine überſchwemmt werden. Hier iſt nun ein eigenes Comptoir für die Dampfſchifffahrt errichtet, und täglich fährt von hier Morgens ein Schiff über Melun nach Montereau und ein anderes in die Marne bis nach Meaux. Da lezterer Fluß jedoch im Sommer wenig Waſſer hat, ſo wird die Schifffahrt wahrſcheinlich alsdann unterbrochen werden müſſen. Sogar die Seine iſt im Sommer ziemlich ſeicht, und kann alsdann oberhalb Paris nur kleine Dampfboote tragen. — Zum Schluſſe noch ein Wort über die Ausſtellung von Induſtrieprodukten, welche der Privatverein, Induſtrieakademie genannt, jezt in Paris veranſtaltet. Hier werden hauptſächlich Luxusartikel ausgeſtellt, wie denn überhaupt große Städte vorzugsweiſe Luxuswaaren liefern. Da ſieht man prächtige vergoldete Broncewaaren, Klaviere, die einige tauſend Franken koſten und nur in Palläſte gehören, kunſtreich eingelegte Möbeln aus Paliſſanderholz, glänzende Stoffe, und dagegen auch wieder Manches, was nur dem Schein nach koſtbar iſt und glänzt, als falſche Juwelen, alte, aber renovirte Kleider, die wie neu ausſehen, und falſche Zähne, welche ein Herr Didier auf's Eleganteſte ausſtellt und die, ſeiner Verſicherung nach, fünfzehn Jahre feſt ſitzen bleiben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 180.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Sonnabend, den 28. Juli 1838.

Fluellen. — Es iſt das allerverwunderlichſte in der Welt, wenn die wahren und uralten Privilegien und Geſetze des Kriegs nicht beobachtet ſeyn. Wenn ihr euch nur die Mühe geben wolltet, die Kriege von Pompejus dem Großen zu unterſuchen, ſo würdet ihr finden, dafür ſtehe ich euch, daß im Lager des Pompejus kein Schnickſchnack und Wiſchewaſche iſt, daß die Ceremonien des Kriegs in ſelbigem ganz anders ſeyn.

Shakespeare.
Heinrich V.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

Nach und nach erſt kehrte mir die Wärme zurück, und eben als der Hunger anfing, grauſam ſeine Rechte geltend zu machen, brachte mein Bedienter eine Blechkanne mit heißem Kaffee, den er an einem der hier und dort ſchon auflodernden Feuer gewärmt hatte, und in ſeinem Havreſac ſteckte Brod und ein am Spieß gebratenes Ziegenlamm. Wo er dieſes Alles aufgetrieben, war mir gleichgültig, ich fiel darüber her wie ein Cannibale, und theilte bruderlich mit dem Lieutenant und den Soldatenhonoratioren. Jezt erſt bekam ich Sinn für den Ueberblick unſeres Lagers. Welches Gewirr auf dieſer großen Bergheide: Cavallerie, Infanterie, Artillerie, Alles bunt durcheinander in verworrenen Haufen. Sich zu ordnen, daran dachte Niemand, auch war deßhalb noch kein höherer Befehl erſchienen; man war einzig damit beſchäftigt, den Proviant zu vertheilen, der jezt auf hundert Karren angefahren kam. Man ließ dem Soldaten Zeit, den geſtrigen Faſttag zu vergeſſen, ein Feind war wahrſcheinlicherweiſe nicht zu befürchten, und ſo kam denn erſt in ſpäter Stunde die Generalität und theilte die Befehle aus, wie und wo die Corps campiren ſollten, was auch alsbald ausgeführt wurde. Die ganze Armee ging daran, ſich Hütten zu bauen, und im Nu war ein benachbartes Tannenwäldchen der Erde gleich gemacht. Mein Bedienter und die Artilleriſten, welche mit Hauwerkzeugen am beſten verſehen waren, ſchleppten fleißig Buſchwerk und Stangen herbei, und ich erbaute das ſchönſte, geräumigſte und dichteſte grüne Zelt in dieſem ſonderbaren Lager für mich und meine beiden Offiziere, nebſt den Cadetten und Studentenſoldaten. Wir trafen hier die beſtmöglichſten häuslichen Einrichtungen; Munitionskaſten, die uns alle in die Luft geſprengt haben würden, wenn ſie Feuer gefangen hätten, womit man nicht ſonderlich behutſam umging, dienten uns zu Tiſchen und Bänken, Heidekraut zum Lager; die Menage war gemeinſchaftlich, alle Rationen wurden hinter dem Zelte in einem gemeinſchaftlichen Keſſel gekocht. Die Einrichtungen, welche ich hier traf, und die Ordnung, welche ich unter den Soldaten hielt, die ich nicht einen Augenblick verließ, während die meiſten Offiziere ſich wenigſtens in der Nacht aus dem Lager entfernten und bequemere Lagerſtätten in den Ortſchaften aufſuchten, hatte ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Generals auf ſich gezogen und ſpäter ſogar mir das hoffentlich unverdiente Lob eingetragen, daß ich einer der beſten Offiziere des Corps ſey. Was in dieſer Hinſicht an mir

Digitized by Google

war, wußte ich am beſten, verglich ich mich aber mit andern, ſo bekam ich allerdings Reſpekt vor mir ſelbſt.

Einige Tage mochten vergangen ſeyn, in welchen wir ein höchſt behagliches, jedoch eigentlich langweiliges Leben führten, da der Portugieſe ſchlechterdings nicht verſteht, Abwechslung in das gewöhnliche Leben zu bringen. Kartenſpiel und Geplauder, darin beſteht ihre ganze Unterhaltung, und dieſe dreht ſich gewöhnlich, wenn man ſich keinen Zwang anzuthun braucht, um obſcöne oder politiſche Gegenſtände, und leztere erzeugen dann die leidenſchaftlichſten Affekte. Kommen ſolche Converſationen nicht in Gang, ſo iſt man im Stande, den größten Theil des Tags liegend zuzubringen. Fröhlichkeit, wie in Feldlagern anderer Nationen, iſt unter Portugieſen gar nicht zu finden, wohl aber lärmendes Geſchwätz im Ueberfluß, denn der Portugieſe kann nichts in der Stille und mit Ruhe abthun; tauſend Worte werden bei den geringfügigſten Handlungen verſchwendet, und das immer in einem lauten, lärmenden Tone, der aus der Ferne wie Zank klingt. Von Paraden und Einübung der Truppen, die dies ſo nothwendig gehabt hätten, war gar keine Rede, und nur zweimal des Tags ſtellte ſich jedes Corps in Linie auf, Morgens vor Sonnenaufgang, wenn die Reveille geſchlagen wurde, und Abends in der Dämmerung zum Gebet. Das Aufſtellen am kühlen, noch nächtlichen Morgen, beim Glanz der Geſtirne, die Stille und Ruhe, womit man den Anbruch des Tags erwartete, um einem etwa in der Dunkelheit herbei geſchlichenen Feinde beim erſten Tagesſchimmer die offene Stirne zu zeigen, hatte immer etwas beſonders Feierliches für mich, und wenn nun endlich am fernen Horizonte das erſte Tageslicht aufzitterte, ein Purpurſchein zum Vorſchein kam, der immer höher ſtieg und bald Nähe und Ferne in röthliches Licht tauchte, da ergoß ſich's wie ein kühlender Balſam durch meine Adern, ich freute mich des Lebens, machte meinem Gallizier, den die Ruhe nachgerade übermüthig machte, meinen Morgenbeſuch und entwarf die Zeiteintheilung für den laufenden Tag. Die Sergeanten legten mir die Liſten der Mannſchaft und der Pferde und Maulthiere der Artillerie und des Munitionstransportes für die Infanterie zur Unterſchrift vor, um darnach von den Commiſſären die Rationen in Empfang zu nehmen, bei welcher Gelegenheit ich denn auch ſo manchen Spitzbübereien der Commiſſäre und ſelbſt der Unteroffiziere auf die Spur kam, da dieſe zum Theil unter einer Decke ſpielten, zum Theil auch einander betrogen, ſich aber wohl hüteten, einander zu verrathen. Da waren denn die Liſten der Mannſchaft, beſonders aber der Transportthiere immer zu groß angegeben, und nie war es mir möglich, den wahren Stand zu erfahren. Die Unteroffiziere mußten mir täglich Bericht abſtatten, ob die Rationen richtig abgeliefert wurden und wie viele fehlten; denn zu viel kam nie, ſtets wurde zu wenig geliefert. Da aber auch nie Jemand ſich beklagte, daß er keine Ration erhalten, ſo war es nur zu klar, daß die fehlenden Rationen Niemanden zugehört, und nur die Unteroffiziere ſchimpften alsdann auf die Commiſſäre und gaben ihnen alle möglichen Ehrentitel, wenn ſie es zu arg machten und zu viel fehlen ließen, weil dies an den Accidenzien der Unteroffiziere abging. In den paar Monaten, wo ich die Liſten zu unterſchreiben hatte, waren, nach den Angaben der Unteroffiziere, viele tauſend Rationen für Menſchen und Vieh von den Commiſſären bloß für die Artillerie zu wenig geliefert und folglich von ihnen in die Taſche geſteckt worden, da ſie die Quittungen für das Ganze, die ſogenannten Vales, im Voraus erhielten. Sprach ich mit dem Commiſſär über dieſen Uebelſtand, ſo fehlte es nie an Entſchuldigungen und am Verſprechen der Nachlieferung, und berührte ich dieſe Spitzbübereien im Hauptquartier, ſo hieß es, ſie ſeyen nicht zu vermeiden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Sitten.

(Fortſetzung.)

In einer der Boutiken des Iſaaksplatzes war es, wo am erſten Tage der Butterwoche 1836 nahe an fünfhundert Menſchen erſtickten und verbrannten. Wie verderblich die Wohlthat der Geſetze, bei ſtarrer Befolgung derſelben, werden kann, hat ſich da bewieſen. Mehrere herbeigeeilte Zimmerleute waren bereit, die Wände einzuſchlagen, um den unglücklichen Eingeſperrten Luft zu ſchaffen; allein geſetzlich darf Niemand Hand an ein brennendes Haus legen, als die zum Löſchen Angeſtellten. So trefflich aber auch die Löſchanſtalten in St. Petersburg ſind, ſo kamen ſie hier doch zu ſpät, um vielen das Leben zu retten. Die hülfreichen Zimmerleute wurden, als es noch Zeit zur Rettung war, vom Militär ſtreng zurückgewieſen, und das Zetergeſchrei der Unglücklichen war ſchon verſtummt, als die offiziellen Retter ankamen.

Faſt möchte man die nach jener tollen Woche wie mit einem Zauberſchlage eintretende Stille auch eine Art Vergnügen nennen, welches die Bekenner des morgenländiſchen Glaubens mit denen des abendländiſchen theilen. Das ſchnell eintretende ſtrenge Faſten, mit dem daran geknüpften Glauben an die Verdienſtlichkeit deſſelben, das Rennen nach Kirchen und Beichtſtühlen, das Bewußtſeyn abgebüßter und abgenommener Schuld gibt ein Gefühl, welches der Freude zu nahe verwandt iſt, als daß man dieſe ſelbſt nicht darin finden ſollte. Hinter ſieben ſtrengen

Digitized by Google

Wochen liegt zudem wieder eine üppige, welche als ein neuer Anfang des Lebens und aller ſeiner Genüſſe zu betrachten iſt. Es werden dieſe Genüſſe im Voraus durch geſteigertes Entbehren erhöht. Der echt gewiſſenhafte Ruſſe nimmt in der lezten Woche vor Oſtern gar keine warmen Speiſen mehr zu ſich. Sauerkohl, Salzgurken und rohe Zwiebeln ſind ſeine einzige Nahrung. Vom Charfreitag an verſagt er ſich auch dieſe und genießt bis zum Mittage des erſten Oſtertages gar nichts mehr. Erſt wenn er in der Kirche geweſen und die mit dahin genommenen Speiſen, an denen er ſich nun wieder erquicken will, von dem Prieſter geſegnet worden ſind, koſtet er dieſelben, das heißt, er genießt ſie im Uebermaße. — An einer gewiſſenhaften Dienerin, welche dieſem Regime beinahe erlag, erſchöpfte ich einſt ſelbſt alle Beweggründe, ja alle darauf paſſenden Bibelſtellen, um ihr einige Nahrung beizubringen, vergebens. „Iſt ja," ſprach ſie, „iſt die Art, wie ich Gott dienen will, ihm nicht angenehm, ſo ſieht er doch meinen guten Willen, es ihm recht zu machen und jede Entbehrung zu ertragen, um ihm wohlgefällig zu ſeyn."

Aber dieſe Extreme im Entbehren und Genießen müſſen nothwendig nachtheilig auf die ſonſt robuſte Natur des gemeinen Ruſſen wirken. Er iſt häufigen Wechſelfiebern ausgeſezt. Er geht ungern, nur vom Gutsherrn gezwungen, zum Arzte. Leider geben auch dort viele alte Weiber ſich mit der Heilkunde ab und wenden die ſonderbarſten Mittel an. Die natürlichen Blattern wüthen im Innern des Landes fortwährend tödtend oder entſtellend. Eine gütige Gutsherrin wollte die Abneigung ihrer Unterthanen gegen die Schutzpocken auf die mildeſte Weiſe bezwingen. Sie erlernte das Impfen und übte es mit Erfolg, ſofern dieſer von ihr abhing. Allein wie ſchwer wurde es ihr, die Eltern zu bewegen, ihr Kind zur Operation herzugeben! „Es iſt ein Eingriff in den Willen Gottes," hieß es auch hier. „Soll unſer Kind die Blattern nicht haben, nicht daran ſterben, oder durch dieſelben entſtellt werden, ſo wird es ſie nicht bekommen." Gewalt richtet hier nichts aus. Jene gute Herrin erſann, um zu ihrem Ziele zu gelangen, einen Umweg. Der Mutter, welche ihr Kind, um es impfen zu laſſen, zu ihr brachte, ſchenkte ſie bunte Bänder, ihrem Kinde ein aufgepuztes Mützchen. Zu Dutzenden brachte man jezt die Kinder, bald aber die, welche ſchon dageweſen, zum zweiten Male, behauptend, das Gift habe nicht gefaßt. Man kam dahinter, daß ſie die Lymphe wieder abwuſchen, um doppelt und dreifach beſchenkt zu werden. Sobald ihnen aufgepaßt wurde und ſie ihre Liſt nicht mehr üben konnten, kamen viel wenigere.

Wohl mag auch mancher Kranke, deſſen Natur eine Kriſis herbeiführt, die allerdings zuweilen das Anſehen des lezten Kampfes hat, nach welcher er aber geneſen würde, durch Unterbrechung derſelben dem Tode gewaltſam in die Arme geworfen werden. Solche entſcheidende Zuſtände werden leicht von den Umſtehenden für das herannahende Ende genommen und der Kranke ohne Erbarmen aus ſeinem Bette geriſſen; denn es beſteht der Glaube, daß, ſo wie der Menſch ſcheide, er vor den Richterſtuhl Gottes trete, und daß er da ſo anſtändig als möglich erſcheinen müſſe. Er wird daher noch halb lebend gewaſchen, das Beſte, was er hat, ihm angezogen, und da er in der Regel unter dieſen Manipulationen den Geiſt aufgibt, ausgeſtreckt auf einen Tiſch gelegt. Dieſe Gewohnheit iſt um ſo ſonderbarer, da im Leben bei religiöſen Handlungen der Ruſſe nicht das geringſte Bedenken trägt, beſchmuzt und zerlumpt zu erſcheinen, wie er iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Vielliebchen.

Vielliebchen — was ergreift dich bei dem Namen?
Iſt nicht das Herz ein Garten anzuſchauen,
Da ſtehn der Blumen viel von allen Auen,
Die hier ein Plätzchen fanden oder nahmen?

Die wildgewachſnen, neben edlen, zahmen,
Sie wußten ſich allmählig anzubauen;
Warum bedenklich dir die Ohren krauen,
Und ſtaunen, wie herein ſie alle kamen?

Iſt nicht ein leeres Beet im Hintergrunde?
Da wird der Blumen Königin einſt ſproſſen;
Und wenn du nun gelangt zum theuren Funde,

Dann iſt der Andern Frühlingszeit verfloſſen.
Laß ſie verblühn! wenn nur mit rothem Munde
Die Eine prangt, vom Liebesthau begoſſen.

Ludwig Seeger.

Verzeichniſs von Uebersetzungen Schillerscher Werke.

Das edelſte Eigenthum eines Volks iſt ſeine geiſtige Errungenſchaft, und die koſtbarſten Güter, die es in den Weltverkehr bringt, ſind ſein Wiſſen, ſeine Ideen und Erfindungen. Die Vortheile, welche einem Volk aus dem Aktivhandel mit ſolchen Gütern erwachſen, ſind unſchätzbar, aber darum, weil ſie ſich nicht mit den Ziffern einer Zollbilanz ausdrücken laſſen, um nichts weniger wirklich. Iſt dies wahr, ſo iſt es Schiller, dem Deutſchland unter allen ſeinen guten und großen Männern bei weitem am meiſten zu danken hat. Keines deutſchen Dichters oder Schriftſtellers Werke ſind in dieſem

Maße zu den verſchiedenſten Nationen gedrungen; er iſt es vorzüglich, der in der neueſten Zeit dem deutſchen Namen, dem Genius unſerer Sprache und Poeſie in Europa und der neuen Welt Achtung verſchafft, und namentlich das natürliche Band feſter angezogen hat, das die verſchiedenen Zweige des germaniſchen Stamms verknüpft. Ein Verzeichniß ſämmtlicher Ueberſetzungen ſeiner Schriften müßte noch ein anderes als nur literarhiſtoriſches Intereſſe haben. Wir haben mit den uns zu Gebot ſtehenden Hülfsmitteln eine ſolche Zuſammenſtellung verſucht, die freilich, beſonders hinſichtlich der ſcandinaviſchen und ſlaviſchen Sprachen, keineswegs auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen kann. Die Mittheilung derſelben ſcheint uns indeſſen nicht ganz unverdienſtlich, und die Liſte wird durch Nachträge vervollſtändigt werden.

* * *

Franzöſiſch.

(Nach Quérard: La France littéraire, art. Schiller, mit Ergänzungen.)

Gedichte.

Imitation libre du poëme de la Cloche et de l'Hymne au Plaisir du célèbre poète allemand Schiller, par M. C. A. M. de A – J. Zuric, Orell, et Paris A. A. Renouard, 1808. 8.

Ode à la Joie, traduite de l'allemand par K. P. Fröbel. Rudolstadt, 1810. 8. (Auch bei den lateiniſchen Ueberſetzungen, Berlin, 1811.)

(Le Chevalier de Rhodes, lithographié d'après les dessins de Retasch. Paris, Gihaut fr. (F. Didot et Co.) 1828. 4 obl. 16 pl. 5 Fr.)

Poésies de Schiller, traduites de l'allemand, par C. J. (Camille Jordan fils). Paris, Brissot-Thivars, 1821. 8. 5 Fr. Auch Paris, Delongchamps, 1822. 12. 3 Fr. 50 C.

Choix de Poésies fugitives, traduites de l'allemand, par Mme. Morel. Paris, le Normant père, 1825. 18. 2 Fr. 50 C.

Fridolin, ballade, traduite par Madame Elise Voiart, avec 8 gravures, d'après les dessins de Retasch. Paris, Audot, 1829. 16. 24 pp. 1 Fr. 50 C.

Le Dragon de l'île de Rhodes. Seize dessins de Retzsch avec une traduction littérale et vers par vers de la ballade de Schiller intitulée: der Kampf mit dem Drachen, par Madame Elise Voiart. Paris, Audot, 1829. 16. 24 pp. 2 Fr.

Einige Schillerſche Gedichte überſezt in den Poésies allemandes. Paris, 1830.

Poésies de Schiller, traduites de l'allemand; suivies d'autres essais poétiques par C. Ph. Bonafont. gr. 8. Stuttgart. Autenrieth. 1837. Velinp. 1 Rthlr. Die Ueberſetzungen Schillerſcher Gedichte in dieſem Buche ſind ein an Mad. Morel begangenes Plagiat.

Romane.

Le Droit d'aînesse, nouvelle imitée de Schiller, et suivie d'un Hommage au général Foy, par J. Gommerson. Paris, Boulevard des Italiens, Nr. 19. 1826. 8. 32 pp. 1 Fr.

Der Geiſterſeher. Zuerſt in's Franzöſiſche überſezt in den Oeuvres diverses du Baron de Bock T. 2 unter dem Titel: Les Apparitions, anecdote tirée des papiers du comte d'O..., ohne Nennung des Verfaſſers.

Le Nécromancien, ou le Prince à Venise, Mémoires du Comte d'O..., traduits et terminés par Mad. la Baronne de Montolieu. Paris, Blanchard et Co. 1811. 2 Bde. 12. 4 Fr. Die kaiſerliche Cenſur ſtrich ein-und-dreißig Seiten von dem Schluſſe der Frau v. Montolieu.

Der Geiſterſeher, ou les Visions, trad. de l'allemand, par A. de M. Paris, Mad. Seignot. 1822. 12.

Séjour à Venise, trad. de l'allemand, par M... Paris, Tenon, 1825. 12.

(Le Visionnaire de Fr. Schiller, en allemand, avec une préface, des notes françaises et des observations grammaticales, par Charles Flatau. Paris, Baudry, 1835. 12. 2 Fr. 50 C.)

Les Romans de Schiller, traduits par Pitre-Chevalier. Paris chez Desessarts, 1838. Inhalt: le visionnaire, les amours généreux, le criminel par honneur perdu, le jeu du destin, le duc d'Albe. Die Mehrzahl der franzöſiſchen Kritiker fand den Gedanken, dieſe Stücke unter dem Titel: Romane Schillers zu vereinigen, abgeſchmackt. — Einer äußert unter Anderm: „le jeu du destin, le duc d'Alba et les amours généreux sont de ces bluettes que la presse périodique arrache aux écrivains distingués."

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Pendant zu dem Weinliede von Novalis.

In dunkler Höhle wird geboren
Der Gott, der uns das Leben bringt,
Der Erdgeiſt hat ihn ſich erkoren,
Daß er mit Gluthen ihn durchdringt.

Er ward in finſterm Grund empfangen,
Durchbrach den harten Schoß der Nacht,
Er ſtieg, zum Lichte zu gelangen;
Hier iſt er, und ſein Antlitz lacht.

Er kann ſich gar nicht ſatt erzählen
Von Wundern, die er dort geſehn.
Doch werdet ihr umſonſt euch quälen,
Seine Rhetorik zu verſtehn.

Die Sprachen, die der Erdgeiſt lehret
In jener undurchdrungnen Nacht,
Davon hat, ſeit der Erdball währet,
Kein Menſch den tiefen Sinn erdacht.

Sein Donnern, Ziſchen, Sprudeln, Rauſchen,
Sein Blitz und Krampf und ſeine Wuth —
Ihr werdet ſie umſonſt belauſchen,
Weil er den Sinn nicht kund euch thut.

Der Gott nun, iſt er durchgedrungen
Zum Lichte, das auch ihn entzückt,
Wie kommt er froh daher geſprungen,
Fühlt in der Freiheit ſich beglückt!

Um ihn verſammeln in Talaren
Die Prieſter ſich zu guter Zeit;
Sie kommen an in ganzen Schaaren,
Doch das Geſchenk hält Er bereit.

Er nimmt ſie freundlich in die Arme,
Er theilt mit ihnen all ſein Gut,
Erlöſet ſie von manchem Harme,
Schenkt ihnen friſchen Lebensmuth.

Sie helfen ſeinen Ruhm beſingen,
Ihn preiſt noch ſpät Erinnerung,
Und jährlich neue Prieſter bringen
Dem Gotte neue Huldigung.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 30. Juli 1838.

— Liegſt du todt,
Trägt man auf einer Bahr' in Feierkleidern
Dich unbedeckt in die gewölbte Gruft.
Shakespeare.

Ruſſiſche Sitten.

(Beſchluß.)

Ein junges Mädchen, das an der Schwindſucht ſtarb, aber noch am Morgen ihres Todestages Kraft genug hatte, ſich das Haar zu ordnen, ſollte, als ſie von dieſer Anſtrengung zum Tode ermattet zurückſank, aus dem Bette geriſſen und angekleidet werden. Flehentlich bat die Kleine, ſie ruhen zu laſſen, da ſie ſelbſt bereits angefangen habe, ſich zu ſchmücken. Sie bedeckte ihren Kopf mit beiden Händen; ihre Eitelkeit fürchtete, daß dieſer Theil ihres Putzes weniger zierlich hergeſtellt werden möchte, als ſie es ſelbſt gethan. „Willſt du mich zu der Sünde verleiten, dich, mein Kind, vor Gottes Thron erſcheinen zu laſſen, ohne daß meine Hände dich gewaſchen und gekämmt?“ mit dieſen Worten zog die Mutter die noch Lebende zu einer Bank, lehnte ſie an die kühle Wand und begann ihr Geſchäft. Das arme Kind ſtarb unter ihren Händen; aber beruhigt, daß ſie ihm doch das weiße Feierkleid übergeworfen, Schuhe und Strümpfe angezogen habe, trug ſie es zum bereitſtehenden Tiſche. Hier erſt, nachdem ſie es in die gehörige Lage gebracht und ſeine Hände wie betend gefaltet hatte, begann ſie die herkömmliche Todtenklage. „Warum haſt du mich verlaſſen? Gefiel es dir nicht in der Welt, wo bald die Kornblume zu Kränzen blüht, wo der Hanf reift, aus dem wir lange Fäden ziehen, die die Sonne bleicht? Einſam ſitze ich nun am Webeſtuhle! Du nimmſt meine Stelle daran nicht ein, um dir den Brautſchleier zu weben! Ach, hätte man dich nicht nach dem Herrenhofe verlangt, du wäreſt noch bei mir; der Tod wäre nicht dein Gatte und die Erde nicht deine Brautkammer geworden!“ Sobald jedoch Jemand vom Herrenhofe, unter deſſen Dienerinnen das Mädchen aufgenommen worden war, erſchien, verſchloß Sklavenſinn der klagenden Mutter den Mund, oder ſie fuhr in anderer Weiſe fort. — So lange, bis ein Prieſter mit ſeinen Gehülfen herbei gerufen iſt, durch welche die üblichen Gebete ununterbrochen abgeleſen oder abgeſungen werden, iſt nach ihrer Meinung der Todte in der Gewalt böſer Geiſter, die durch jene Gebete vertrieben werden. Erſt wenn er mit Erde bedeckt iſt, haben ſie die Macht, ihm zu ſchaden, verloren.

Wie bei der Geburt eines Menſchen mit der Taufe, ſo wird bei ſeinem Tode mit der Beerdigung geeilt; beides aus demſelben Grunde, um ihn den Einwirkungen böſer Geiſter zu entziehen. Das kleine, ſchmale Bretterhäuschen, das letzte Ruhebett eines Erdenpilgers, wird nicht eher gebracht, als bis Alles bereit iſt, um ihn darin hinwegzutragen. Er wird unbedeckt hinein gelegt. Ueber den Wohlhabenden und Reichen werden zwar köſtliche,

Digitized by Google

oft mit Gold und Silber durchwebte Decken gebreitet, ſein Geſicht aber bleibt auf ſeinem lezten Wege unverhüllt. Die Sonne beſtrahlt noch einmal ſeine geſchloſſenen Augen; nur der treubewahrte Brautſchleier der Frauen wallt leicht, oft vom Winde gehoben, über das ſtille Geſicht, das von des Lebens Freude und Leid ausſchläft. — Prieſter, welche Rauchkeſſel ſchwingen, folgen dem Sarge. Die Lichter, welche, ſo lange er in ſeiner Hütte lag, zu ſeinem Haupte brannten, ſo wie eine Schüſſel mit in Milch gekochtem, reichlich mit Zimmt und Zucker beſtreutem, mit Roſinen belegtem Reis, welche, ſo lange er zur Schau ausſtand, nicht fehlen darf, werden ihm nachgetragen. Sobald er in das Grab geſenkt iſt und jeder der Begleitenden eine Handvoll Erde in daſſelbe geworfen hat, wird jenes Reisgericht mit einem einzigen Löffel dazu herumgegeben. Jeder nimmt einige Löffelvoll davon. Was am Grabe nicht verzehrt wird, wird Abends, wo im Hauſe des Verſtorbenen eine abermalige Todtenfeier ſtattfindet, vollends aufgegeſſen. Den nächſten Verwandten wird jedesmal die Schüſſel zuerſt gereicht.

Wohlhabende, die etwas dafür bezahlen können, laſſen ihre Todten nicht ſogleich in die Erde, ſondern auf eine oder mehrere Nächte in die Kirche bringen. Da, meinen ſie, haben die unſaubern Geiſter auch keine Gewalt über ſie. Es führt dies zuweilen zu glücklichen Reſultaten, die aber nicht beachtet werden. Ein Beiſpiel aus hunderten beweiſe, wie viele nur Scheintodte in Rußland begraben werden mögen. — Ein Wanderer barg in ſtürmiſcher Nacht ſich in der Vorhalle einer Dorfkirche. Er glaubt bald ein leiſes Geräuſch in derſelben zu vernehmen, und iſt im Begriff, zu entfliehen, als ein lauter Schrei und ein darauf folgender Fall ihn feſtbannt. Das durch's Fenſter ſchimmernde Licht ermuthigt ihn endlich, in die Kirche zu treten. Er ſieht einen umgeſtürzten Sarg, ein unter demſelben ſich vorwindendes bleiches Mädchen und einen erſtarrten Mann, deſſen Händen einige Inſtrumente entfallen ſcheinen. Die Sache erklärte ſich folgendermaßen. Es beſteht der Glaube unter den Ruſſen, daß ein, einer reinen Jungfrau ausgebrochener Zahn augenblicklich alle Zahnſchmerzen heile. Als der, welcher ſich dies Zaubermittel verſchaffen wollte, der ſchlafenden Jungfrau den Mund aufbrach und durch ein angeſeztes Inſtrument einen empfindlichen Nerv zum Schmerz reizte, erwachte ſie.

Nur einfache Holzkreuze bezeichnen die Schlummerſtätten ihrer Todten; in Gegenden aber, wo ſich Eiſengießereien befinden, wie im Gouvernement Tula, ſieht man Todtenmale aus Gußeiſen. Holunderſträuche, deren Samenkörner lüſterne Vögel verſtreuten, oder weißſtämmige Trauerbirken, die jedoch nur dem Herbſtwinde die Stelle, welche ſie aufnahm, zu danken haben, beſchatten dieſe ſtillen Gärten; nur die Klagelieder der Frauen und Mütter, denen dort etwas Liebes ruht, beleben ſie zuweilen. Mit dieſen Kirchhöfen haben die ruſſiſchen Bienengärten große Aehnlichkeit. Die einen wie die andern findet man am Rande junger Wälder. Die grauen, verwitterten Baumſtämme, in welchen die Bienenſchwärme gefangen werden, die ſofort darin bauen, gleichen Todtenurnen, und ihr Anblick iſt nicht weniger melancholiſch als der wirklicher Todtengärten. Wie überhaupt Einförmigkeit leicht Langeweile, dieſe aber ihre Schweſter die Melancholie herbeiruft, erfährt man in Rußland oft. Ein breit und bleich verſchwimmender Farbenton umflort die meiſten Gegenſtände, welche dem Auge ſich bieten, und jener trübe Schleier geht vom Gegenſtande auf den Beſchauer über.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

So ging denn die Zeit höchſt inſipid dahin, und doch fällt einer der intereſſanteſten Tage meines Lebens in dieſe Periode. Es war an einem ſchönen, heitern Septembermorgen, als ſich nach Norden hin das von dieſen Höhen ſichtbare ſpiegelglatte Meer mit einer Flotte von vielen hundert Schiffen bedeckte, die mit einem gelinden Nordwinde ſich der Küſte näherte. Große Dreidecker mit der rothen und blauen Admiralsflagge ſtolzierten mit geſchwellten, blendend weißen Segeln wie geſpreizte Pfauen unter einer großen Heerde von Hühnern aller Art, groß und klein. Flüchtige Fregatten kreuzten links und rechts, die mit Truppen beladenen Transportſchiffe in Ordnung zu halten; es waren die galoppirenden Adjudanten des Generals, die nach allen Seiten Ordres brachten; auch kamen ſie mir vor wie gut abgerichtete Schäferhunde, welche die Abſchleicher oder die Traineurs unter der Heerde herbeiholen und unter den Schutz des Hirten bringen. Stundenlang war ich in den Anblick dieſes großartigen Gemäldes verloren, das immer näher rückte, bis endlich die ganze Flotte ungefähr eine Viertelſtunde weit von der Küſte vor Anker ging und nun Tauſende kleiner Boote ausſezte. Man ſah deutlich, daß man Anſtalten zur Landung machte, und nun ließ ich mich auch nicht länger halten. Ich erhielt Erlaubniß vom General, mich nach dem Ausſchiffungsplatze, der nur auf Umwegen in Zeit von anderthalb Stunden zu erreichen war, zu begeben, und um meinen Gallizier zu ſchonen, beſtieg ich ein großes Maulthier der Artillerie und ritt

Digitized by Google

mit einem andern Offizier nach der kleinen wilden Bai, wo die Ausſchiffung vor ſich ging.

Ein kleines, mit Olivenbäumen bewachſenes Thal, wo ein jetzt freilich faſt ausgetrockneter Bach in das Meer mündet und vor undenklicher Zeit den einige hundert Fuß hohen Meereswall von mürbem, zerreiblichem Sandſtein durchbrochen und den kleinen und ſelten zugänglichen Hafen gebildet haben mochte, führte bis zum Landungsplatze. Hier lagerten oder ſtanden ſchon mehrere Truppen im Schatten der Bäume und putzten an ihren Gewehren. Grün war ihre Uniform, und da fehlte kein Riemchen und kein Schnällchen, Alles in der größten Uniformität und Sauberkeit. Es waren lauter nordiſche Geſichter mit blühendem Teint und blondem Haar, eine Bildung, die von den gelblichblaſſen und ſchwarzhaarigen Köpfen der Portugieſen ſo ungemein abſticht. Mein Gefährte gerieth in's größte Staunen, da er, als Braſilianer, noch nie fremde Truppen geſehen und ihm unſere zerlumpte Armee als Norm vor Augen ſchwebte. Ich ſelbſt kam mir in meiner Artillerieuniform ſo erbärmlich, ſo unvollſtändig gegen einen ausſtaffirten engliſchen Jägeroffizier vor, daß ich mich ordentlich vor ihnen ſchämte. Selbſt den Soldaten ſah man es an, wie ſie mit einer gewiſſen Verachtung auf uns blickten und uns nicht für voll anſahen.

So ritten wir denn mitten durch dieſe Krieger, gleichſam mit einem Gefühl von Nichtigkeit, ſo hoch wir uns auch auf den großen Maulthieren ſpaniſcher Race erhoben, die jeden Augenblick vor dem ungewöhnlichen Glanz der Waffen ſcheuten und auf ihre ſtörriſche Manier ſeitwärts drängten. Der Gedanke an eine engliſche Armee, die ſich hier ausſchiffte, hatte noch nicht dem andern Raum gegeben, daß auch andere Truppen als Engländer darunter ſeyn könnten, ſo daß ich nicht einmal auf die Sprache derer achtete, die ſich manche laute Bemerkung über unſern Aufzug zu erlauben ſchienen; denn Offiziere auf Maulthieren reiten zu ſehen, das war ihnen in ihrem Leben noch nicht vorgekommen. Links und rechts, hinter und vor mir wurde deutſch geſprochen, meiſtens plattdeutſch, was ich recht gut verſtand, und dennoch meinte ich, ſie ſprechen engliſch, und dieſe Täuſchung dauerte geraume Zeit, bis endlich mein Maulthier abermals ſcheu wurde, beinahe einige Soldaten über den Haufen rannte und der eine von ihnen rief: „Du willſt mich ja wohl umreiten!“ Der Menſch glaubte gewiß nicht, daß ein portugieſiſcher Offizier deutſch verſtehe, und hielt es denn auch nicht der Mühe werth, mich per Sie zu traktiren. Als ich ihm nun aber augenblicklich ſo recht deutſch erwiderte, ob ich denn mit ihm ſchon irgendwo die Schweine gehütet, daß er mich du nenne? kam er in die größte Verlegenheit. Er ſah mich mit großen Augen an und ich ihn, denn ſein Geſicht war mir ſchon irgendwo vorgekommen: ich mußte den Menſchen kennen. Wie ich ihn nun anſprach, um mich nach ſeiner Heimath zu erkundigen, da erkannte er mich, kam auf mich zu und ſagte: „Mein Gott, Sie ſind ja der und der! kennen Sie denn Ihren alten Stiefelwichſer Fiſcher aus Göttingen nicht mehr?“ — Ja, ſo war's, jetzt erwachte ich vollends aus meinen Träumen: wir hatten Hannoveraner, keine Engländer vor uns. Die Freude, deutſche Landsleute zu ſehen, war bei mir unausſprechlich, und ich ſchüttelte meinem alten Stiefelwichſer, der außer ſeinem Amte auch ſo manche kleine Finanzgeſchäfte auf dem ſogenannten Keilhauſe zu beſorgen gehabt hatte, recht herzlich die Hand. Der arme Teufel iſt ſpäter in der Schlacht von Talavera geblieben. Durch ihn erfuhr ich nun auch die Namen vieler Offiziere ſeines Jägerregiments, die alle meine genauen Bekannten und zum Theil guten Freunde geweſen, und jetzt auch im Begriff waren zu landen. Im Jahr 1801 und 1802 hatte ich mit ihnen in Clausthal in der engſten Verbindung gelebt, und jetzt ſollte ich ſie unter ſo ganz andern Verhältniſſen auf einer wüſten Küſte Portugals zuerſt wieder ſehen, an einer Küſte, wo ſelbſt Fiſcherboote auch beim ruhigſten Wetter nur mit Gefahr landen können.

Wir ritten vorwärts, um an den Landungsplatz zu kommen, der noch einige tauſend Schritt weit entfernt war. Welch großartiger und ſonderbarer Anblick! Das ſchmale, jetzt faſt ganz ausgetrocknete Bachthal endigte hier am Meer in einem ungefähr hundert Schritt breiten Thorweg, mit ſteilen, hundert Fuß hohen Felſenwänden aus buntem Sandſteine. Die Gewalt der Wellen drang zu dieſem offenen Thore herein, wohl ebenfalls auf hundert Schritte, und bildete hier einen kleinen, ruhigen und ſichern Hafen für Fiſcherboote, wenn ſie glücklich die Gefahr der hohen Brandung des quer vorliegenden Felſenriffs überſtanden hatten. Durch dieſes Thor in's Meer, deſſen Pfeiler wie der Rahmen eines Bildes waren, ſah man auf dem ſpiegelglatten Waſſer die große Flotte. Wie man vor Bäumen oft den Wald nicht ſieht, ſo ſah man hier vor tauſend Maſten die Schiffe nicht, die ungefähr in der Entfernung einer Viertelſtunde von der Küſte vor Anker lagen. Aber die Spiegelfläche des Meers jenſeits der Brandung, die ſich wie ein ſtetes Athemholen des Oceans in drei furchtbaren Wellenſchlägen vor dem Thore aufthürmte und den Perlenſchaum in Regenbogenfarben hoch in die Lüfte ſpritzte, war mit zahlloſen Flachbooten bedeckt, zum Landen bereit; in ihnen drängte ſich Kopf an Kopf und der Sonnenglanz ſpielte mit Tauſenden von Bajonetten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Himmelsnähe.

Wenn ich auf grüner Haide ſteh'
Und ſehnſuchtsvoll zur blauen Höh'
Des fernen Abendhimmels ſeh',
Dann fühlt mein Herz ein tiefes Weh,
Daß ich den Himmel ſo weit, ſo weit,
Hoch über mir in der Ferne ſeh',
Und daß ich der Erde mit ihrem Leid
So eng verwandt und nahe ſteh'.

Die Erde, welch ein finſtrer Schacht
Voll ekler Luſt und düſtrer Nacht!
Vom Himmel aber blickt und lacht
Ein ſonnig Licht und hehre Macht.
Hier ſtürmet immer Qual auf Qual
Feindſelig gegen die Menſchenbruſt;
Dort drängt ſich Freude ohne Zahl
Und ſelige Wonne und Himmelsluſt.

Und als ich trübe ſinnend ſtand
Und niederſah auf das weite Land
Und wunderbaren Schmerz empfand,
Da faßt's mich leiſe bei der Hand
Und drückte mich ach! ſo lind, ſo lind;
Und als ich ſchnell zur Seite ſah,
Da war's mein Mädchen, das ſüße Kind;
Wie war nun der Himmel ſo nah, ſo nah!

Bühren.

Verzeichniſs von Uebersetzungen Schillerscher Werke.

(Fortſetzung.)

Theater.

Die Räuber. — Zuerſt in dem Nouveau Théâtre allemand de Friedel et Bonneville, Paris, 1785. T. XII. Les Voleurs, tragédie en cinq actes et en prose, traduite par Friedel.

Robert, chef de brigands, drame en cinq actes, en prose, imité de l'allemand (de Schiller), par J. H. F. la Martelière. Paris. Maradan, 1793. Auch Paris, Barba, 1799 8. Im Jahr 1793 in Paris auf dem Théâtre du Marais mit einigem Erfolge geſpielt. In demſelben Jahr ließ la Martelière eine Fortſetzung der Räuber unter dem Titel: Le Tribunal redoutable, ou la Suite de Robert, chef de brigands, drame en cinq actes, en prose. Paris, Maradan, 1793. aufführen, welche auch Paris, André, 1800. 8. wieder gedruckt iſt.

Les Voleurs, tragédie en prose en cinq actes, imitée de l'allemand, par A. C. D. P. (Auguste Creuzé, de Paris.) Paris, an III. (1795.) 8. Der Ueberſetzer hat ſich beträchtliche Aenderungen und Zuſätze, namentlich in der ſiebenten Scene des dritten Akts erlaubt. Eine Art von Parodie der Räuber von Sauvage und Dupin, durch Creuzé's Bearbeitung veranlaßt, wurde im Jahr 1828 unter dem Titel: Les Brigands de Schiller, opéra vaudeville en deux actes, in Paris aufgeführt.

Auch in Barante Oeuvres dramatiques de Schiller, Paris, 1834/35. T. 1.

Die Verſchwörung des Fiesko. — In dem erſten Bande des Théâtre de Schiller, par J. H. F. la Martelière. Paris, Renouard, 1799. 2 Bände. 8. ſ. unten; und bei Barante, T. 2.

Ancelots Trauerſpiel: Fiesque, gibt in ſchönen Verſen mehrere der beſten Scenen des Originals wieder, andere, wie den Schluß, läßt Ancelot aus oder verändert ſie. Auch la Martelière hat für ſein Trauerſpiel: Gênes sauvée, ou Fiesque et Doria, tragédie en cinq actes. Paris, Barba, 1825. 8. Schillers Fiesko benuzt.

Kabale und Liebe. — Bei la Martelière Bd. 1 unter dem Titel: l'Amour et l'intrigue, und bei Barante Bd. 2 unter dem Titel: l'Intrigue et l'Amour.

La Fille du Musicien, drame en trois actes, imité de Schiller. Par M. M. Crosnier et de Ferrière. Paris, Quoi, 1825. 8. 1 Fr. 50 C.

Amour et Intrigue, drame en cinq actes et en vers, imité de Schiller. Par M. Gustave de Wailly, représenté sur le Théâtre royal de l'Odéon, le 21 Février 1826. Paris, Sautelet, 1826. 8. 5 Fr.

l'Intrigue et l'Amour, drame en cinq actes et en vers, imité de Schiller, par N. Delaville de Mirmont, représenté par les comédiens français ordinaires du Roi, le 1 Avril 1826. Paris, Barba, 1826. 8. 4 Fr.

Der Menſchenfeind, Fragment. — Bei Barante T. 5 unter dem Titel: Le Misanthrope, Fragment.

Don Carlos. — Don Carlos, tragédie, trad. de l'allem., par Adrien Lezay-Marnezia. Paris, 1799, 1808. 8. 392 pp. Die Biographie universelle erklärt dieſe Ueberſetzung für die beſte. Der Ueberſetzer hat kritiſche Noten und anziehende Bemerkungen über franzöſiſche Sprache und Theater beigefügt, zeigt aber, nach dem Urtheil der Biogr. univ., allzuviel Vorliebe für die romantiſche Gattung.

Auch bei la Martelière Bd. 2 und bei Barante Bd. 6.

Wallenſtein. — Wallenstein, tragédie en cinq actes et en vers, imitée de l'allemand, précédée de quelques réflexions sur le Théâtre allemand, et suivie de notes historiques sur la guerre de 30 ans, par Benjamin Constant de Rebecque. Genève, Paschoud, 1809. 8. 5 Fr. Ein Verſuch, die Piccolomini und den Tod Wallenſteins in Eine Tragödie zu verſchmelzen. Einige der ſchönſten Scenen des Originals ſind glücklich nachgeahmt. Die Vorrede enthält Betrachtungen über die deutſche dramatiſche Literatur und ihren Unterſchied von der franzöſiſchen.

Wallenstein, Poëme dramatique, traduction nouvelle, par le colonel F. le François. Strasbourg et Paris, Levrault, 1837. 2 Bde. 8. 15 Fr. Mit dem deutſchen Texte. Die Ueberſetzung in vers blancs.

Auch bei Barante Bd. 4.

Le Camp de Wallstein. Tableau imité de Schiller. Par M. Villenave fils. (Février 1634 dans le 18 année de la guerre de trente ans.) 8. 2 Bg. Strasbourg, Levrault, 1837. (En 15 scènes et en vers. Extrait de la Revue germanique. Mars 1837.)

Auch bei Barante Bd. 4.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 31. Juli 1838.

Ich reit' ins finſtre Land hinein,
Nicht Mond, noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde toſen.
Oft hab' ich dieſen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenſchein gelacht,
Bei lauer Lüfte Koſen.

Uhland.

Landſchaftsgedichte von A. v. Marées.

3. Der Nachtritt.

Ha, wohl getrabt mein wackrer Fuchs!
Zu Ende ging der Feldweg bald,
Und raſch am dunkeln Himmel wuchs
Der ſchwarze Streif herauf zum Wald.

Iſt's Muth? bringt Angſt die Haſt hervor,
Mit der waldeinwärts du begehrſt?
Gemach! der Schonung Gatterthor
Oeff' ich, herab mich beugend, erſt.

Hindurch! Laut klappend wieder ſchlägt
Die Thüre hinter mir in's Schloß;
Wie durch den Rücken, der mich trägt,
Der Schrecken fühlbar rieſelnd floß!

Noch einmal zuckt das Pferd entſezt —
Im Eichengipfel Flügelſchlag!
Der Nachtthau, der die Blätter nezt,
Tropft ſchallend auf das Laub darnach.

Der Rabe ſchlief ſchon im Gezweig,
Er flattert' auf, vom Lärm erweckt;
Mein Fuchs, es hat uns beide gleich
Der grauenvolle Ton erſchreckt.

Hinein! Nun tritt mir Baum um Baum
Entgegen aus der Finſterniß;
Beim Bug des Pferdes ſeh ich kaum
Den Fußpfad ſchimmern ungewiß;

Den feſten ſchlägt im Takt der Huf,
Der Sattel knarrt, die Stange klirrt,
Kein Laut ſonſt — nur wie Geiſterruf
Der Nachtwind, der hochoben ſchwirrt.

Ein Rieſenarm, der Eichenaſt
Streckt dräuend über mir ſich aus;
Im Weidenkopf, entblößt vom Baſt,
Grinſt an mich eines Schädels Graus.

Die Birke weint als weiße Frau,
Ein borſt'ger Eber ſtarrt der Strauch;
Im Graſe kauern Männlein, grau,
Mit krummem Bein und rundem Bauch.

Vielleicht, daß hinten aufgehockt
Ein Ding ſich auf des Pferdes Kreuz;
Furcht iſt es, was ſo dringend lockt,
Mich umzuſchauen, Furcht verbeut's.

Digitized by Google

Doch zwiſchen Stämmen bohrt der Blick
Scheu ſich in's ſchwarze Nichts; die Fauſt
Hält dann des Pferdes Eil zurück,
Daß es unwillig nikt und braust.

Horch! Fernes, tiefes Hundgebell! —
Im höhern Ton ein zweites dann —
Hinweg ſind die Geſpenſter ſchnell,
Andre Geſtalten ziehn heran!

Wohl kenn' ich dieſes Stimmenpaar:
Oft, jagend hier, vernahm ich es;
Doch iſt ſchon manches, manches Jahr
Dahingegangen, ach, indeß! —

Ein Lichtlein, ſieh! Es ſtiehlt ſein Schein
Durch das Gebüſch ſich hier und da.
Sieh! drüber noch ein zweites! Klein
Und düſter glimmt's, dem Ausgehn nah'.

Das Stübchen kenn' ich unter'm Dach!
Weh! iſt bewohnt es immer noch?
Weh! was hielt den Bewohner wach
Bis Mitternacht? — Ach ſchlieſſt du doch!

Verlaſſene! — Mein Sporenſtoß
Klirrt in den Flanken; tief darob
Aechzt auf das Pferd; den Zügel los,
Von hinnen, fort ſtürmt ſein Galopp.

4. Auf der Wanderung.

1.

Die Straße zieh' ich um des Tages Mitte,
Hinwandelnd in dem tiefen, weißen Staube,
Der träge nachquillt jedem dumpfen Tritte;
Ihn ſtreift mein Kleid von der Geſträuche Laube.

Kein Lüftchen fühl' ich fächeln meine Wangen,
Seh' ich auf gelben Aehrenwellen ſpielen;
Des Nußbaums breite Blätterlappen hangen
Hernieder ſchlaff an den entnervten Stielen.

Was ſchwebt und webt, es iſt der Schwüle Zittern;
Die Sonne blizt aus ſtiller Lache Spiegel,
Sie flimmert in der Straße Kieſelſplittern
Und um des fernen Dachs verglaste Ziegel.

Ich ruhe nicht, ob kühle Sitze locken,
Ich wandre fort und ſuche nicht den Schatten;
Mir iſt, als bliebe meine Stirne trocken,
Mir iſt, als könnte nie mein Schritt ermatten. —

Ich weiß die Zeit, da kam ich dieſes Weges,
Schnee füllte ſeine hartgefrornen Gleiſe,
Der Nordwind blies zum Tanze, den ein reges
Gewimmel Flocken hielt auf glattem Eiſe.

Ha, wie der ſcharfe meine Wange ſtreifte,
Wie ſanfte durch mein Haar der überrauhe!
Und meines Mundes Nebelhauch bereifte
Mit greiſem Anflug Wimper, Bart und Braue.

Woher die Wärme damals, daß ich löste
Vom Halſe mir das Tuch, den zott'gen Kragen,
Daß ich die Hände, wie das Haupt entblößte,
Auf kalten Schnee mich ſtreckte mit Behagen?

Du wareſt, Herz, die Glut, die mich durchglühte;
Du, Herz, biſt auch das Eis, das jezt mich kühlet!
Im Winter war's, wo deine Liebe blühte,
Im Sommer nun iſt todt, was du gefühlet.

2.

Weiter ſez' ich nun den Wanderſtab,
Denn vorüber zog das Wetter.
Ihre naſſe Bürde ſchütteln ab
Noch allein des Baumes Blätter.

Habe Dank mit deinem dichten Laub,
Lieber Baum, der wohl mich ſchüzte,
Daß zerſchellter Tropfen feiner Staub
Dann und wann nur auf mich ſprizte.

Eine neue Gunſt haſt du erzeigt
Heute mir, zu vielen alten;
Und ich habe, wie du weißt vielleicht,
Immer viel auf dich gehalten.

Ich bin jener Knabe, welcher ſtieg
Oft in deine höchſte Krone,
Und von großer That und Krieg und Sieg
Träumt' auf ſeinem grünen Throne.

Und der Jüngling bin ich, der ſodann
Manchmal unter dir gelegen;
Dem der Sehnſucht heiße Thräne rann
Eines blonden Mägdleins wegen. —

Aus des Knaben, aus des Jünglings Traum
Hat der Mann ſich nichts erworben.
In die Fremde wandr' ich, lieber Baum,
Und das Mägdlein iſt geſtorben.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

Mit der Landung ging es aber nicht ſo raſch, als man wohl wünſchte; denn nur ein Boot nach dem andern

konnte an's Schlepptau genommen und durch die hohe Brandung hindurchgezogen werden. Anders war hier keine Landung möglich, und nur engliſche Seeleute konnten ſo etwas wagen und durchſetzen. Man mußte hier die Seeoffiziere und die Matroſen ſehen, mit welcher Mühe, Ausdauer und Geſchicklichkeit ſie die Landung leiteten; der Admiral der Flotte, ſein Name iſt mir entfallen, ſtand ſelbſt in ſeiner großen Uniform bis an den Gürtel im Waſſer, ja ſein Eifer führte ihn oft noch tiefer hinein, um die Matroſen anzufeuern, ihnen zuzurufen, wenn ſie anziehen oder nachlaſſen ſollten. Die Ordnung und Stille, womit alle Arbeiten verrichtet wurden, indem man außer dem Wogengebrauſe nur die Stentorſtimme des Admirals vernahm und das Taktjodeln der Matroſen, war bewundernswürdig, beſonders für uns, die wir an das unordentliche Treiben und den Lärm der portugieſiſchen Zungen bei jeder Arbeit gewohnt waren. Bei jedem Boote, das durch die hohe Brandung gezogen wurde, ſtand immer das Leben von wenigſtens fünfzig Menſchen mit Gepäck und Waffen auf dem Spiel. Die draußen liegenden Boote rückten eins um's andere vor, ſo wie ſie Ordre erhielten. War eines der Brandung bis auf eine gewiſſe Strecke nahe gekommen, ſo tanzte ihm auch ſchon durch die Brandung ein ganz kleines Boot mit vier Rudern entgegen, welches ihm das mehrere hundert Klafter lange Tau zuſchleppte. Dieſes ward am Transportboot befeſtigt, und lezteres von den am Lande vorgeſpannten Matroſen bis nahe zur Brandung gezogen. Jezt kam es hauptſächlich darauf an, den Zeitpunkt in Acht zu nehmen, wo der Wellenſtoß vorwärts, dem Lande zu ging, und nun ſo raſch anzuziehen, daß das Fahrzeug jenſeits der Brandung war, bevor die Wellen wieder rückwärts der See zuſtürzten. Der Steuermann und die Ruderer im Boot hatten hiebei auch ihre Geſchicklichkeit zu erproben; erſterer hatte demſelben die beſtmöglichſte Richtung zu geben, um die Wellen rechtwinklicht zu durchſchneiden, die andern aber ihre Ruderſchläge ſo einzurichten, daß ſie nicht nur vorwärts ruderten und den am Tau Ziehenden die Arbeit erleichterten, ſondern dabei auch das Boot im Gleichgewicht hielten. Zur Vorſicht umgaben ein ſolches großes Flachboot mit Truppen eine Menge kleiner leichter Boote mit vier Ruderern, ſo daß, wenn ein Boot das Unglück haben ſollte, unterzugehen, die Mannſchaft gerettet werden konnte. Am Ende der kleinen, runden Bai war ein großes Zelt aufgeſchlagen für die Commiſſäre der Armee, die hier Muſterung über die ausgeſchifften Truppen hielten mit ſammt dem Anhange von Weibern, Marketendern, Knechten und Pferden.

Eben ſprang wieder eine halbe Compagnie Jäger an's Land; froh, das wäſſerige Element im Rücken zu haben, warteten die meiſten nicht, bis ſie eine trockene Stelle des Ufers erreichten, ſondern ſprangen bis an die Knie in's Waſſer. Der Offizier ließ ſie antreten; eben commandirte er: Gewehr bei Fuß, da erkannte ich auf einmal in ihm einen meiner beſten Freunde. Ich trat hinter ihn und klopfte ihn auf die Schulter. Hatte meine Erſcheinung ſchon den Stiefelwichſer in Verwunderung geſezt, ſo war die Ueberraſchung meines Freundes noch größer. Es war aber nur ein augenblicklicher Rauſch, man hatte weder Zeit noch Raum, ſich auszuſprechen; überdem iſt bei ſolcher Gelegenheit der Offizier, der das engliſche Reglement zu befolgen hat, durch das Durchmuſtern der tauſend Kleinigkeiten, womit der Soldat auf engliſche Manier ausſtaffirt iſt, völlig in Anſpruch genommen. Bald marſchirte auch wieder eine neue Compagnie auf, und er mußte mit den Seinigen den engen Raum verlaſſen, um den andern Platz zu machen. Adieu, hieß es, auf Wiederſehen in Liſſabon! und ſo trennten wir uns beinahe im Augenblicke wieder, wo wir uns gefunden; und ſonderbar hat es ſich gefügt: ungeachtet ich ſo oft mit Offizieren des hannoveraniſchen Corps verkehrte, nie fanden wir uns wieder zuſammen; leider ſoll er nachher bei der Einſchiffung der Engländer in Corunha mit ſeinem Schiffe zu Grunde gegangen ſeyn.

Ich beſtieg jezt die Felſenklippen zur Linken, auf deren Terraſſen ſich immer mehr Volks verſammelt hatte, die Weiber, in ſcheuer Entfernung von den fremden ketzeriſchen Kriegern, auf den entlegenſten und erhabenſten Punkten. Nach der Seeſeite zu waren die Felſen ſteil abſchüſſig, ja ſogar überhängend; ganz oben auf einer ſchwindelnden Stelle ſtand eine Jungfrau und ſtreckte ihre Arme nach dem Meere aus; ich dachte an die von Naros. Eine Portugieſin war es nicht, dies zeigte auf den erſten Anblick ihre Tracht und der flatternde grüne Schleier. Bald ſah ich, daß noch zwei Damen neben der Stehenden auf dem Felſen ſaßen. Sie ſchäkerten und lachten und wehten mit weißen Schnupftüchern nach der Flotte, von wo aus ihre Signale wahrſcheinlich erwidert wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verzeichniſs von Ueberſetzungen Schillerſcher Werke.

(Fortſetzung.)

Maria Stuart. — Marie Stuart, tragédie, traduite par M. J. G. Hess. Genève et Paris, Paschoud, 1816. 8. 3 Fr. 75. C.

Marie Stuart, tragédie en cinq actes, traduction de l'allem. (par le baron de Riedern), publiée par M. H. de Latouche; précédée de quelques réflexions sur Schiller, Marie Stuart, et les deux pièces allemande et française. Paris, Bataille, Barba, 1820. 8. 3 Fr. 75 C.

Digitized by Google

Marie Stuart, drame en trois actes et en prose, imité de la tragédie allemande de Schiller, par MM. Merle et de Rougemont. Paris, J. N. Barba, 1820. 8. 1 Fr. 25 C.

Marie Stuart, tragédie en cinq actes (traduite par M. Pierre Antoine Lebrun). Paris, Ladvocat, 1820. 8. 5 Fr. Pap. vélin 6 Fr. Von Quérard unter dem Artikel Lebrun als deſſen eigenes Werk aufgeführt, und bei den Ueberſetzungen der Schillerſchen Werke übergangen.

Auch bei Barante Bd. 5.

Die Jungfrau von Orleans. — Jeanne d'Arc, ou la Pucelle d'Orléans, tragédie, trad. de l'allemand, par Ch. Fr. Cramer (et publ. par L. S. Mercier). Paris, 1802. 8. 1 Fr. 80 C. Quérard bemerkt hiezu: Il exista de cette traduction une édition sous ce titre saugrenu: Le Triomphe des lis: Jeanne d'Arc, ou la Pucelle d'Orléans, drame en cinq actes et en vers, imité de la tragédie allemande de Schiller, traduite en français et en prose, par C. Fr. Cramer, édition de M. L. S. Mercier, de l'Institut national, à Paris, par J. Avril, de Grenoble, ex-inspecteur des subsistances militaires aux armées, à Leipsick, le 30 Mars 1814. Paris, Bacot, 1814. 8. 72 pp.

Jeanne d'Arc, tragédie romanesque, trad. de l'allemand, par J. B. Daulnoy, avec le texte. Düſſeldorf. Dänzer. 1815. 8. 1 Rthlr.

Quérards Anmerkung zu dieſem Artikel verdient ganz hier zu ſtehen; er ſagt: En 1792, l'Assemblée législative conféra à Schiller, par un décret solennel, le titre et les droits de citoyen français. Ce fut vraisemblablement pour payer un tribut de reconnaissance à sa patrie adoptive, qu'il célébra une des époques les plus étonnantes de nos annales, celle, ou Jeanne d'Arc sauva son prince et sa patrie. Jeanne d'Arc fut représentée pour la première fois à Weimar, en 1801. — Le dernier ouvrage dramatique de Schiller fut la traduction littérale de la Phèdre de Racine. A l'exemple de son ami Goethe, qui transporta sur la scène allemande le Mahomet et le Tancrède de Voltaire, Schiller a voulu consacrer le dernier produit de son génie à rendre hommage à la Melpomène française. Note: Schiller, si l'on en excepte le jugement qu'il a porté de notre théâtre, jugement conforme à l'opinion de ses compatriotes, est peut-être de tous les écrivains étrangers celui qui a le plus et le mieux parlé de la France et des Français, et toujours avec une candeur et une impartialité qui font honneur à son caractère.

Die Braut von Meſſina, mit der Abhandlung: Vom Gebrauch des Chors in der Tragödie. — Bei Barante Bd. V. unter dem Titel: La Fiancée de Messine, ou les Frères ennemis. Mit der Abhandlung: De l'emploi du choeur dans la tragédie.

Wilhelm Tell. — (Guillaume Tell de Schiller, en allemand, dont les deux premiers actes sont accompagnés de notes explicatives pour faciliter l'étude de la langue allemande, et de tableaux, contenant les éléments de la grammaire, par Edouard Durre. Strasbourg et Paris, Levrault. 1834. 12. 2 Fr.)

Guillaume Tell, poëme dramatique, trad. de l'allem., par J. H. Merle d'Aubigné. Genève et Paris, J. J. Paschoud. 1818. 8. 5 Fr. 50 C. (Nachgedruckt, Hamburg, 1819. 8.)

Die Huldigung der Künſte. — Bei Barante Bd. V. unter dem Titel: l'Hommage des arts.

Macbeth. Turandot. Phädra. Der Paraſit. Der Neffe als Onkel. — Dieſe alle hat Barante nicht überſezt, da ſie ſämmtlich ſelbſt Ueberſetzungen ſind.

Demetrius. — Bei Barante Bd. I.

Die Maltheſer. — Plans et Fragments des Chevaliers de Malte. Bei Barante Bd. I.

Warbeck. Bei Barante Bd. VI.

Semele. Bei Barante Bd. III.

Dramatiſche Werke.

Théâtre de Schiller, suivi d'Abellino ou le grand Bandit de Venise, tragédie de Zschokke, trad. de l'allemand, par J. H. P. la Martelière. Paris, Renouard. 1799. 2 Vol. 8. 9 Fr. Pap. vél. 18 Fr. et 1806. 2 Vol. 8. Enthält bloß Fieſko. Kabale und Liebe und Don Carlos.

Oeuvres dramatiques de Schiller, trad. de l'allemand, et précédées d'une Notice biographique et littéraire sur Schiller (par M. de Barante). Paris, Ladvocat. 1821. 6 Vol. 8. 30 Fr. Pap. satiné 33 Fr. Pap. grand raisin vélin 90 Fr. Et Paris, Dufey. 1834 — 35. 6 Vol. 8. 45 Fr.

Oeuvres dramatiques, trad. de l'allemand. Paris, Brissot-Thivars, 1822. 6 Vol. 18. 12 Fr. Dieſe Ueberſetzung bildet einen Theil des „Repertoire des Théâtres étrangers" von demſelben Herausgeber, welcher, ohne ein Wort deutſch zu verſtehen, die Ueberſetzung Barante's ziemlich geſchickt umſchrieben hat.

Oeuvres dramatiques de Schiller, traduction nouvelle de M. Mayer, précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages par M. J. A. Havard. Paris, rue de Seine-Saint-Germain. Saintin 1834 — 35, un gr. vol. in 8. impr. à deux col. 12 Fr.

Geſchichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande.

Histoire du soulèvement des Pais-Bas contre la domination espagnole, trad. de l'allem., par J. J. de Cloet. Bruxelles, Lecharlier. 1821. 8. 550 pp. 6 Fr. Der Ueberſetzer hat einige Stellen ausgelaſſen, die er in einer zweiten Ausgabe nachtragen will.

Histoire du soulèvement des Pays Bas sous Philippe II., roi d'Espagne, traduite de l'allemand, par le marquis R. Ch. H. de Chateaugiron. Paris, Sautelet. 1827. 2 Vol. 8. 12 Fr.

Histoire des révolutions des Pays-Bas, par F. Schiller, traduite de l'allem., par M. A. D . . . y (M. L. F. l'Héritier, de l'Ain). Paris, Ladvocat (Gustave Barba). 1833. 8. 7 Fr. 50 C.

Auch die Fortſetzung der Geſch. des Abfalls von Curths iſt von Cloet überſezt. Bruxelles, Remy. 1823. 3 Bde. 8. 18 Fr.

Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs.

Histoire de la guerre de trente ans, trad. de l'allem. (par Aug. Sim. d'Arnay.) Berne. 1794. Haller. 2 Vol. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Histoire de la guerre de trente ans, trad. de l'allem., par M. Ch. . . . . (Champfeu). Paris, le Normant, an XI. (1803.) 2 Vol. 8. 10 Fr. Von Quérard als vorzüglich gerühmt.

Histoire de la guerre de 30 ans. Ein Leſebuch für Schulen mit deutſchen Noten, herausgegeben von J. H. Meynier. Mit Portr. 8. Coburg 1815. Sinner. 1 Rthlr 4 Gr. Meynier, ein längſt in Deutſchland wohnhafter Emigrirter, hat unter dem Namen Jean Frédéric Sarguin viele franzöſiſche Schulbücher für Deutſche herausgegeben.

Histoire de la guerre de trente ans, par Schiller, et de la paix de Westphalie, par M. C. L. Woltmann; ouvrages traduits de l'allemand, et accompagnés de notes, par M. A. Mailher de Chassat, avocat à la Cour royale de Paris. Paris, le Normant. 1820. 2 Vol. 8. 15 Fr. 50 C.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 180.

Der warme Quell.

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 61 u. Monatsregiſter Juli.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 1. Auguſt 1838.

Palläſte der Natur, die ihre Kronen,
Mit Schnee bedeckt, hoch in die Wolken tragen!
Hier hauſ't die Ewigkeit auf Eiſesthronen.

Byron.

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

Von Alexander v. Humboldt.

Das von Schumacher herausgegebene, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinende Jahrbuch gibt ſeit drei Jahren allen, welche ſich mit Aſtronomie und Phyſik beſchäftigen, die willkommenſten Hülfsmittel und daneben Aufſätze der ausgezeichnetſten Männer des Faches. Auch Alexander v. Humboldt hat das Unternehmen durch einen werthvollen Beitrag, einen Auszug aus ſeinen noch ungedruckten Reiſetagebüchern, wohlwollend unterſtüzt. Keiner unſerer Gelehrten hat im laufenden Jahrhundert Deutſchland mehr Ehre gemacht als Humboldt; ſein Name ſteht ſo hoch, daß ſich an alle ſeine Forſchungen und Leiſtungen das allgemeinſte Intereſſe knüpft. Da nun das Publikum des Jahrbuchs von dem dieſer Blätter ganz verſchieden iſt, ſo glauben wir auf den Dank unſerer Leſer rechnen zu dürfen, wenn wir Humboldts „Verſuch einer Beſteigung des Chimborazo“ denſelben unverkürzt mittheilen.

* * *

Die höchſten Berggipfel beider Continente, im alten der Dhawalagiri (weiße Berg) und der Jawahir (Dſchawahir), im neuen der Sorata und Illimani, ſind bisher noch nie von Menſchen erreicht worden. Der höchſte Punkt, zu dem man in beiden Continenten auf der Erdoberfläche gelangt iſt, liegt in Sudamerika am ſudöſtlichen Abfall des Chimborazo. Dort ſind Reiſende faſt bis 18,500 Pariſer Fuß, nämlich einmal im Junius 1802 bis 3016 Toiſen, ein andermal im December 1831 bis 3080 Toiſen Höhe über der Meeresfläche gelangt. Barometermeſſungen wurden alſo in der Andeskette 3720 Fuß höher als der Gipfel des Montblanc angeſtellt. Die Höhe des Montblanc iſt im Verhältniß der Geſtaltung der Cordilleren ſo unbeträchtlich, daß in dieſen vielbetretene Wege (Päſſe) höher liegen, ja ſelbſt der obere Theil der großen Stadt Potoſi dem Gipfel des Montblanc nur um 323 Toiſen nachſteht. Ich habe es für nöthig gefunden, dieſe wenigen numeriſchen Angaben hier voranzuſchicken, um der Phantaſie beſtimmte Anhaltspunkte für die hypſometriſche, gleichſam plaſtiſche Betrachtung der Erdoberfläche darbieten zu können.

Das Erreichen großer Höhen iſt von geringem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, wenn dieſelben weit uber der Schneegrenze liegen und nur auf wenige Stunden beſucht werden können. Unmittelbare Höhenbeſtimmungen durch das Barometer gewähren zwar den Vortheil ſchnell zu erhaltender Reſultate, doch ſind die Gipfel meiſt nahe mit Hochebenen umgeben, die zu einer trigonometriſchen

Digitized by Google

Operation geeignet ſind, und in denen alle Elemente der Meſſung wiederholt geprüft werden können, während eine einmalige Beſtimmung mittelſt des Barometers, wegen auf- und abſteigender Luftſtröme am Abhange des Gebirgsſtockes und wegen dadurch erzeugter Variation in der Temperaturabnahme, beträchtliche Fehler in den Reſultaten erzeugt. Die Natur des Geſteins iſt wegen der ewigen Schneedecke der geognoſtiſchen Beobachtung faſt gänzlich entzogen, da nur einzelne Felsrippen (Grathe) mit ſehr verwitterten Schichten hervortreten. Das organiſche Leben iſt in dieſen hohen Einöden der Erdfläche erſtorben. Kaum verirren ſich in die dünnen Schichten des Luftkreiſes der Berggeier (Condor) und geflügelte Inſekten, leztere unwillkührlich von Luftſtrömen gehoben. Wenn ein ernſtes, wiſſenſchaftliches Intereſſe kaum noch der Bemühung reiſender Phyſiker, die die höhern Gipfel der Erde zu erſteigen ſtreben, geſchenkt wird, ſo hat ſich dagegen im allgemeinen Volksſinne ein reger Antheil an einer ſolchen Bemühung erhalten. Das, was unerreichbar ſcheint, hat eine geheimnißvolle Ziehkraft; man will, daß alles erſpähet, daß wenigſtens verſucht werde, was nicht errungen werden kann. Der Chimborazo iſt der ermüdende Gegenſtand aller Fragen geweſen, die ſeit meiner erſten Rückkunft nach Europa an mich gerichtet wurden. Die Ergründung der wichtigſten Naturgeſetze, die lebhafteſte Schilderung der Pflanzenzonen und der, die Objekte des Ackerbaues beſtimmenden Verſchiedenheit der Climate, welche ſchichtenweiſe über einander liegen, waren ſelten fähig, die Aufmerkſamkeit von dem ſchneebedeckten Gipfel abzulenken, den man damals noch (vor Pentlands Reiſe nach Bolivia) für den Culminationspunkt der gangartig ausgedehnten Andeskette hielt.

Ich werde hier aus dem noch ungedruckten Theile meiner Tagebücher die einfache Erzählung einer Bergreiſe ausziehen. Das ganze Detail der trigonometriſchen Meſſung, die ich bei dem neuen Riobamba in der Ebene von Tapia angeſtellt habe, iſt in der Einleitung zu dem erſten Bande meiner aſtronomiſchen Beobachtungen bald nach meiner Rückkunſt bekannt gemacht worden. Die Geographie der Pflanzen an dem Abhange des Chimborazo und dem ihm nahen Gebirge (von dem Meerufer an bis 11,800 Fuß Höhe), nach Kunths vortrefflichen Beſtimmungen der von Bonpland und mir geſammelten Alpengewächſe der Cordilleren, habe ich auf einer Tafel meines geographiſchen und phyſikaliſchen Atlaſſes von Südamerika bildlich darzuſtellen verſucht.

Die Geſchichte der Erſteigung ſelbſt, die wenig dramatiſches Intereſſe darbieten kann, war dem vierten und lezten Bande meiner Reiſe nach den Aequinoctialgegenden vorbehalten. Da aber mein vieljähriger Freund, Herr Bouſſingault, jezt Profeſſor der Chemie in Lyon, einer der talentvollſten und gelehrteſten Reiſenden neuerer Zeit, vor Kurzem auf meine Bitte ſein dem meinen ſehr ähnliches Unternehmen in den Annales de Chimie et de Physique * beſchrieben hat, und da unſere Beobachtungen ſich gegenſeitig ergänzen, ſo wird dies einfache Fragment eines Tagebuchs, das ich hier bekannt mache, ſich wohl einer nachſichtsvollen Aufnahme zu erfreuen haben. Aller umſtändlicheren geognoſtiſchen und phyſikaliſchen Discuſſionen werde ich mich vorläufig enthalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

* ſ. auch Poggendorffs Annalen der Phyſik, Bd. XXXIV., S. 193—220.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

Welcher Anblick von hier auf die große Flotte! Beinahe aus der Vogelperſpektive ſah man hinab auf die zahlloſen Flachboote, mit bunten Soldaten gefüllt, die hier ſtill auf dem Waſſer ſchwebten und der Ordre des Landens harrten; dazwiſchen beweglichere, kleine, ſchmale, ſchlankgeſtreckte Boote mit wenigen Offizieren, die hier und dorthin Ordres brachten, Ordnung hielten und die Rettungsboote commandirten. Kein Lüftchen regte ſich, der ſchönſte Septembertag mit gemilderten Sonnenſtrahlen begünſtigte die Landung, die ohne dies hier gar nicht möglich geweſen wäre.

Ich begrüßte die Damen ſo höflich wie möglich, allein nur die Stehende dankte, eine anmuthige Geſtalt mit einem Lockenhaupte à l'enfant und einem runden, blühenden Engelsgeſicht. Die andern Beiden, ſchon ältlichere, abgetragenere Geſichter engliſchen Zuſchnitts, nahmen gar keine Notiz von mir, und ſo ſezte ich mich denn auch in einiger Entfernung von ihnen nieder, verloren im Anſchauen der ruhigen Meeresfläche, mit der darauf ſchwimmenden kriegeriſchen Bevölkerung. Im Hintergrunde tauchten aus den glatten Fluthen die ſchwarzen, den Seefahrern ſo gefährlichen Felſeninſeln der Berlengas auf. Doch was war all dieſer Zauber der Ferne gegen das, was die Nähe bot, gegen das reizende Weib auf der Felſenſpitze, wie ſie mit ganzer Hingebung der Seele hinunter auf die Flachboote blickte und Zeichen mit dem Tuche gab, die man aus einem derſelben erwiderte. Ihren grünbeſchleierten Strohhut hielt ſie in der Hand, die ſchönſten braunen Ringellocken umwallten ihren Nacken und wurden zum Spiel des leichten Seewindes, der ſich jezt erhob. Sie ſprach ſelten mit ihren Begleiterinnen

Digitized by Google

und ſchien ſich nur einzig mit ihrem Gatten oder Geliebten zu unterhalten, der da unten ſchwamm; die beiden andern dagegen ſchwatzten unaufhörlich mit ſo ſchneller und ſo ſpitzer Zunge, daß ich kein Wort verſtand. Die Dame, die wohl kaum das achtzehnte Jahr erreicht haben mochte, wurde mir immer intereſſanter, ich verwandte kein Auge von ihr; da gewahrte ich auf einmal, daß ſie geſpannter aufmerkte, als wenn ſie horchen wollte, was da unten im Wogengebrauſe geſprochen wurde. Auch ich warf einen Blick hinab auf's Meer und ſah, wie neben dem Flachboote, woraus die Signale gekommen, ein Offizier in einem kleineren Boote hielt und wahrſcheinlich Ordres ertheilte. Ich ſah wieder nach der Dame — Jezt! ſchrie ſie plötzlich auf, und dann war ſie wieder ſtill: das Boot hatte ſich mit ſeinen vielarmigen Rudern in Bewegung geſezt und nahm ſeine Richtung der Brandung zu. „Jezt!“ das klang ja deutſch, oder hat mich meine Phantaſie betrogen? — Doch da war keine Zeit zu Aufklärungen, mit hochwogendem Buſen, mit vor der Bruſt gefalteten Händen und vorgebeugtem Körper ſah ſie der gefährlichen Fahrt durch die Brandung zu. Auch mich intereſſirte jezt das Schickſal dieſes Fahrzeugs; ich ſtand auf und trat näher zu den Damen.

Noch ſchaukelte das große Flachboot, eines der größten von allen, das wohl an die achtzig Mann enthielt, mit zwanzig Ruderern, in ſanfter Bewegung vor der ſchäumenden Brandung; die Ruder hoben und ſenkten ſich in kurzen Schlägen, wie wenn der Adler ſeine Flügel lüftet und ſie, ohne zu fliegen, in ſachte Schwingungen bringt, um dann mit einem Male ſich kräftig zu heben. Das lange Schlepptau war indeſſen angeknüpft, man rückte der Brandung näher, ſchon fing das Boot an ſtärker zu ſchwanken, es ging vorne auf und nieder mit harten Stößen; man zögerte mit dem Anziehen und Vorwärtsrudern, der rechte Augenblick war noch nicht da, im Boote ſelbſt ſchien ängſtliche Stille zu herrſchen, denn es erfolgte nicht einmal mehr ein Signal für die Dame, deren Athem in dieſem Augenblick zu ſtocken ſchien. Endlich erſcholl das Halloh! Halloh! der Matroſen, das Zeichen zum raſchen Anziehen und Rudern, um durch die Brandung zu kommen; allein kaum erſchollen, ſtockte es wieder, denn inmitten der Brandung überſchlugen die Wellen das Boot, und dieſes mit ſammt ſeinem Inhalte verſchwand in der ſchäumenden See.

Ein Schrei des Entſetzens erfolgte mir zur Seite, und kaum war ich behend genug, die ſinkende Dame aufzufangen und ſie vor dem Sturze in den Abgrund zu bewahren. Die beiden ältern, die über ihrem Geplauder gar nicht gehört und geſehen, was unten auf dem Waſſer vorgegangen, und das Aufſchreien der Dame dem beimaßen, daß ich ſie umfaßt hielt, kamen wie wüthend auf mich los mit tauſend Worten, wovon ich kein einziges verſtand, um ſie meinen Klauen zu entreißen; ich hielt ſie aber feſt und zeigte ſtillſchweigend auf das, was unten vorging, und da ſah es wirklich recht bunt aus. Hundert Rettungsboote waren beſchäftigt, die von den Wellen ſowohl nach der ſtillen See, als nach dem Landungsplatze geworfenen Soldaten aufzufiſchen. Viele konnten ſchwimmen und wurden alsbald gerettet; Andere aber verloren den Kopf, wurden von den Wellen hin und hergeſchleudert und beſinnungslos aus dem Waſſer gezogen. Dieſe ſchwimmenden Rothröcke ſahen von dem Felſen herab aus wie gekochte Krebſe. Da die Offiziere lange, die Soldaten aber kurze Uniformen hatten, ſo war auch leicht zu gewahren, wann ein Offizier gerettet wurde, und darauf war nun meine ganze Aufmerkſamkeit gerichtet, um der ohnmächtigen Dame, die ich indeſſen ſanft niedergelegt und mit dem Kopf in den Schoß einer der ältern Ladies gebettet hatte, das „gerettet!“ in die Ohren zu ſchreien, was gewiß von größerer Wirkung war als das Riechfläſchchen, das man ihr unter die Naſe hielt.

Zwiſchen dem Untergang des Boots und der Rettung der ganzen Mannſchaft vergingen keine zehn Minuten. Der fragliche Offizier konnte ſchwimmen und kam auf der Landungsſeite zum Vorſchein, wo er ein kleines Boot erſtieg und augenblicklich mit ſeinem naſſen Tuche nach oben winkte. Dies gab mir die Gewißheit, daß er lebe, und daß ſie eine Deutſche war, hatte mir ihr lezter Schrei: ach Gott! vollends klar gemacht. „Er lebt! er lebt!“ rief ich ihr zu; „erwachen Sie! ſchnell zu ihm hinunter!“ — Da ſchlug ſie zwar die Augen auf, allein wie im Traum; der Schreck hatte zu heftig auf ihre Nerven gewirkt, als daß ſie ſich gleich hätte beſinnen können; aber meinen deutſchen Worten horchte ſie aufmerkſamer als dem Schnattern der engliſchen Zungen, trotz des ſo äußerſt gutmüthig klingenden Tones, der den Engländerinnen bei ſolchen Gelegenheiten eigen iſt. Endlich kam ſie zur vollen Beſinnung; ſie richtete ſich auf und ich zeigte mit dem Finger auf ihn: „Sehen Sie dort, wie er ſeine naſſen Soldaten ordnet und zählt, wie viele noch fehlen?“ — Da kehrte auf ihr erblaßtes Geſicht das ſchönſte Roth zurück. „Ich danke Ihnen,“ ſprach ſie und reichte mir ihre ſchöne Hand; „jezt führen Sie mich hinab, denn noch zittern mir alle Glieder.“ — Ganz von der Sorge für ſie in Anſpruch genommen, dachte ich gar nicht daran, mich nach dem Namen ihres Gemahls zu erkundigen; denn das war der, nach deſſen Umarmung ſie ſich ſehnte, den ihr der Himmel jezt zum zweiten Male geſchenkt. Bald waren wir unten; ſie ließ meinen Arm los und flog ihrem Manne entgegen, der auf uns zukam. In langer, ſprachloſer Umarmung ſtand hier das Paar im Angeſicht von Tauſenden und überließ ſich dem Entzücken des Wiederſehens und der Rettung. Aber

mein Herz klopfte hörbar, denn ich erkannte in dem Offizier abermals einen alten Bekannten; ich hätte ihm ebenfalls gleich um den Hals fallen mögen, allein ich durfte ihn in ſeiner Seligkeit nicht ſtören. Endlich, nachdem ſie ſich lang genug umarmt und geküßt, wieder umarmt und noch hundertmal geküßt hatten, wand ſie ſich los, zeigte auf mich und ſagte: „Ohne dieſen Herrn wäre ich vielleicht die Felſen hinabgeſtürzt; er gab mir den erſten Troſt wieder, der mich in's Leben zurückrief.“ Er erkannte mich nicht ſogleich, woran hauptſächlich der mächtige Schnurrbart Schuld war, den ich mir in dieſen Kriegszeiten zugelegt; ich ſtürzte auf ihn los, ergriff ſeine Hand und erinnerte ihn an eine ſchöne, vergnügte Vergangenheit: Ueberraſchung, Freude, Umarmung u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Töpliz, Juli.

Der König von Preußen. Erweiterungen und Verſchönerungen.

Die Ankunft des Königs von Preußen bildet bekanntlich jederzeit eine neue, glänzendere Phaſe in der hieſigen Badeſaiſon. Am 4ten d. M. Nachmittags verkündete ein mächtiges Blaſen vom Thurme, daß er ſo eben gekommen ſey. Die Menſchen ſtrömten von allen Seiten dem Badeplatze, als dem Centralpunkte zu, wo der König jedesmal das fürſtliche Herrenhaus bewohnt. Wißbegierige Blicke legten auf alle Fenſter deſſelben Beſchlag, und wer an einem ihn wirklich geſehen zu haben meinte, von dem wollte Jung und Alt wiſſen, ob der Hochverehrte auch ſo geſund und wohlgelaunt und freundlich erſcheine, wie in den vergangenen Jahren. Die nämliche Frage auf dem Geſichte, floß am folgenden Mittage beinahe das ganze, einheimiſche und fremde Töpliz im Schloßgarten zuſammen, wo er ſich am Tage nach der Ankunft ziemlich frühzeitig einzuſtellen pflegt. Aber die große Mehrheit verließ den Garten nach einer Stunde mit der Beſorgniß, die Abhaltung, die er diesmal gehabt, könnte in einer Unpäßlichkeit beſtehen. Er hatte ſich jedoch ſpäter noch eingefunden, beruhigte auch am nächſtfolgenden Mittage durch ſein recht frühes Erſcheinen die ſehr zahlreich Verſammelten im Schloßgarten völlig über ſeinen Geſundheitszuſtand. Hie und da verleitete allerdings das Verlangen, ihn zu ſehen, zu einem indiskreten Andrange. Humboldt iſt, wie gewöhnlich, um ſeine Perſon. Auch die Fürſtin von Liegnitz war am 5ten hier eingetroffen. — Ein Gegenſtand der geſpannteſten Erwartung iſt das zwar gewiſſe, aber noch immer in Hinſicht auf die Zeit ganz unbeſtimmte Eintreffen des ruſſiſchen Kaiſers. Uebrigens ſteht das für ihn längſt gemiethete „deutſche Haus,“ dem Grafen Ledebur zugehörig, bereits zu ſeiner Aufnahme völlig fertig. Alles darin zeugt von Einfachheit und Geſchmack. In den meiſten Zimmern bildet die Dekoration an den Wänden den ſchmuckloſen Rahmen zu werthvollen und intereſſanten Gemälden, welche, wie geſagt wird, zu dieſem Zwecke von der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Wien hiehergeſchickt worden. Eines darunter iſt der Geſchichte Rußlands entlehnt. So viel iſt ausgemacht, Töpliz und das damit vereinte Dorf Schönau könnten während des Aufenthalts des Kaiſers von Rußland mehrere Male größer ſeyn, und doch würde für die aus allen Gegenden erwarteten Gäſte ein verhältnißmäßig nur höchſt beſchränkter Raum übrig bleiben. Den vielen Hausbeſitzern, deren ganzes jährliches Einkommen ſich auf den Ertrag der Quartiervermiethung während der Badezeit beſchränkt, iſt dies freilich zu gönnen, zumal da der Mai und ein Theil des Juni diesmal im Verhältniß zu andern Jahren nur wenig Gäſte mitbrachten. Das Aprilartige des leztern Monats ging zum Glück mit dem 9ten zu Ende; aber das darauf folgende blaue Himmelreich hatte noch in den Morgen und Abenden die Temperatur eines Eiskellers. Hinter Fenſterglas und Rahmen nahm es ſich beſſer aus, als im Freien. — Daß der Beſuch der hieſigen Heilquellen fortdauernd im Zunehmen begriffen, davon zeugen die Erweiterungen faſt aller hieſigen Bäder. Das Stadtbad erhält ſo eben eine außerordentliche Umgeſtaltung und Vergrößerung. Es wird künftig auch die Moorbäder mit umfaſſen, für welche im jezigen Sommer leider weniger als in den lezten Jahren geſchehen zu ſeyn ſcheint. Bau und Einrichtung des Stadtbads ſoll aber auch die Gemeinde auf 300,000 fl. W. W. zu ſtehen kommen. Neben dem jezt gangbaren Schwefelbade in Schönau läßt der Fürſt von Clari, dem es gehört, ein ungleich größeres Prachtgebäude, wohin man es zu verlegen beabſichtigt, aufführen, welches dieſem ſeit einiger Zeit ſo ſehr verſchönerten Dorfe zu neuem Schmucke gereichen wird. Auch die ſchon länger beabſichtigte Erweiterung des zu Schönau befindlichen Schlangenbades wird nun vermuthlich nächſtens verwirklicht werden. — Als Zeugen der rühmlichen Kämpfe, welche die hieſigen Bäder mit zuweilen recht veralteten, hartnäckigen Körperübeln beſtehen, dienen die in ihnen aufgehangenen Trophäen. Es ſind keine mit ſtolzer Pracht von der Kunſt aufgeſtuzten Denkmäler; eben darum führen ſie auch eine weit vernehmlichere und eindringlichere Sprache. Sie beſtehen in den Krücken, woran Anfangs die armen Kranken, zuweilen nur mit der ſchmerzlichſten Anſtrengung, nach dem Bade zu ſchwanken vermochten. Wenn ſie durch deſſen Wunderkraft ihres Beiſtandes nicht weiter bedürfen, pflegt die Dankbarkeit ſie in den Bädern zurückzulaſſen, wo ſie als erfreuliche Erinnerung aufbewahrt bleiben. So ungünſtig ſich auch der erſte Theil des Frühlings für die Brunnenkur geſtaltete, ſo gibt doch auch der jezige Sommer ſchon recht ſchöne Hoffnungen auf Ereigniſſe dieſer Art. So wohnt in meiner Nachbarſchaft eine bereits bejahrte Frau, welche ſich ohne Beihülfe kaum regen konnte. Ihr hieſiger Badearzt äußerte gegen den Gatten Zweifel, ob ihr bereits chroniſch gewordenes Uebel große Linderung finden werde. Um ſo froher iſt daher auch das Paar über die ſichtbare Beſſerung des Zuſtandes der Patientin. Dieſe kann nicht nur die eine völlig ſteif gewordene Hand immer beſſer bewegen, ſondern auch am Arme des Mannes wieder aus dem Hauſe und im Freien auf und abgehen. — Großen Dank verdient die Anlegung bequemer, breiter Fußſteige auf die, Stadt und Gegend beherrſchenden, nächſten Berge und die damit verbundene Pflanzung von Alleen. Noch im vorigen Sommer fanden die Spaziergänger dort ſehr ſchmale, unbequeme Pfade, z. B. von der Schlackenburg gegen die Prager Straße hin. Auch die wegen ihrer köſtlichen Ausſicht berühmte Anhöhe in der Nähe des israelitiſchen Begräbniſſes hat man ſeit vorigem Jahr weit gangbarer gemacht, und oben mit Ruhebänken und auf beiden Seiten mit einem Baumgange verſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 2. Auguſt 1838.

Ich ſterbe faſt vor Hunger, gebt mir Speiſe! —
„Sitzt nieder! eßt! willkommen unſerm Tiſch!“ —
Sprecht ihr ſo liebreich? O vergebt, ich bitte!
Ich dachte, alles müßte wild hier ſeyn.

Shakespeare.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung.)

Um die Ordnung nicht zu ſtören, und da die verheiratheten Damen nicht vermengt mit den Truppen ausgeſchifft werden konnten, war deren Landung mit ihrer Bagage ſchon früher erfolgt; Hauptmann S. hatte alſo ſogleich die Mittel an der Hand, ſich trockene Kleider zu verſchaffen, die armen Soldaten aber mußten ſich an der Sonne trocknen. Die drei Damen beſtiegen mit ihrem Hab und Gut einen der vielen requirirten knarrenden Ochſenkarren, und wir ſchieden auf ein glückliches Wiederſehen in Liſſabon.

Die Leſerinnen haben vielleicht Wohlgefallen gefunden an der deutſchen Soldatenfrau, und ich ſollte wohl, indem ich kurz abbräche, den guten Eindruck erhalten, wie man in der Comödie, nach erfolgter Vereinigung oder Wiedervereinigung, über dem fernern Schickſal der Amanten den Vorhang fallen läßt. Aber das Leben in ſeiner herben Wirklichkeit iſt nur zollweiſe eine Luſtſpielſcene oder der Akt eines Rührſtücks mit ſüßen Empfindungen. Ich ſah die Dame wieder, ein Jahr ſpäter, als die Armee nach Spanien vorrückte und die Frauen in Liſſabon zurückbleiben mußten. S. empfahl mir ſeine Frau, dieſe aber wußte ſich bald ſelbſt zu helfen; noch zu jung, um einen feſten Charakter zu haben, fiel ſie in die Hände eines reichen Verführers und ſtarb bald darauf an den Folgen eines ausſchweifenden Lebens, in welches ſie immer tiefer ſank. Ihr Mann fand ſeinen Tod bei Talavera.

Kehren wir wieder zum Ausſchiffungsplatze zurück. Noch waren mir mehrere Bekannte angekündigt, die ich hier ſehen ſollte, und dies lohnte wohl die kleine Qual des Hungers, den ich nachgerade empfand; denn wir waren ganz nüchtern aus unſerm Bivouak weggeritten, in der Hoffnung, hier etwas zu finden. Allein wir hatten uns gewaltig verrechnet; denn die Eingebornen haben keinen Spekulationsgeiſt, und doch wären ihnen hier ihre Lebensmittel gewiß doppelt und dreifach bezahlt worden. Wer die trockenen, eingeſalzenen, oft geſchimmelten Nahrungsmittel zur See genoſſen hat, ſehnt ſich mit der größten Begierde nach friſcher Koſt, beſonders nach Obſt. Aber gar nichts war hier zu Markte gebracht, und mit lechzendem Gaumen und leerem Magen ſtellte ich mich wieder auf einen Felſenvorſprung und harrte der Kommenden, als ein altes Weib neben mir ein Stück Maisbrod aus einem ſchmutzigen Lappen wickelte und davon zu ſpeiſen begann. Da konnte ich's nicht länger aushalten, ich zog ein paar Kupfermünzen, meinen ganzen damaligen Reichthum, aus dem dunkelbraunen, mit Roſen und

Vergißmeinnicht gezierten Beutel, einer Reliquie glücklicher Zeiten, und erbat mir dafür den Reſt ihres Brods, vorſtellend, daß ich den ganzen Tag nichts gegeſſen. „O Senhor! isso he boa! (das wäre mir ſchön!)“ erwiderte ſie, „Gottlob, ich habe noch Brod genug zu Hauſe und brauche dieſe Rinde nicht zu verkaufen; Gott bewahre! nein! da haben ſie es ganz, denn ich habe eigentlich keinen Hunger; es thut mir nur leid, daß Sie es nicht früher geſagt und daß ich Ihnen nichts Beſſeres geben kann; aber warten Sie, vielleicht findet ſich noch etwas. Maria! Maria! hörſt du nicht? haſt du nichts mehr zu eſſen in deinem Tuche?“ Da trat ein kleines, ſchwarzbraunes Mädchen hervor, in rothem Mieder, mit ſchneeweißen bauſchigten Hemdermeln, zugeknöpft mit gelben Metallknöpfchen, einem faltigen ſchwarzen kurzen Rock, der kaum auf die Mitte der nakten Beine reichte, die mit den feinſten Knöcheln und kleinſten Füßchen in der ſchönſten Harmonie zuſammenhingen, mit dem vollſten Buſen und einer Taille beinahe zum Umſpannen; dabei leuchteten unter einem großen, über zwei Fuß im Durchmeſſer haltenden runden ſchwarzen Filshute, zwei ſchwarze Augen wie Karfunkeln. Dies iſt überhaupt der Nationaltypus des weiblichen Geſchlechts dieſer Gegenden, den man nicht ſchön, allein höchſt reizend nennen kann. Das Mädchen brachte ein buntes Tuch zum Vorſchein, das noch einige Oliven und ein in ein Maisblatt eingewickeltes Stückchen friſchen Käſe enthielt (alten ſtinkenden Käſe, wie ihn unſere Bauern beſonders lieben, genießt kein Portugieſe). Ich langte mit dankbarem Herzen zu, und einige Umſtehende, die meinen Appetit bewunderten und beiläufig nun auch erfuhren, daß ich ein Krieger der Reſtaurationsarmee ſey, die im Bivouak von Lourinhao ſtand, contribuirten nun von allen Seiten, die einen Nüſſe, andere Mandeln, und was dieſem Mahle die Krone aufſezte, war, daß einer der Bauern unter ſeinem Mantel einen flaſchenartigen Bocksbeutel mit Trompetenmundſtück hervorzog und ſprach: quer tocar? (wollen Sie blaſen?). Ich ließ es mir nicht zweimal ſagen, trank, wie ſich von ſelbſt verſteht, zuerſt die Geſundheit des Gebers, dann meiner Wohlthäterinnen, und reichte ihn mit dem gehörigen Lob der Güte des Weins — hua boa pinga — (ein guter Tropfen) zurück. Bei ſolchen Gelegenheiten, wie ſie mir tauſendfältig in Portugal vorgekommen, erkennt man ſo recht die natürliche Gutmüthigkeit des Bauernvolks, die man ſo ganz uneigennützig ſchwerlich irgendwo findet; der Bauer ſucht einen gewiſſen Stolz darin, ſelbſt mit Aufopferung dienſtfertig zu ſeyn.

Während deſſen waren mehrere Boote gelandet und ich fand abermals mehrere Bekannte; allein der Abend rückte näher, die Sonne tauchte in's weſtliche Meer, und noch war die Hälfte der Truppen nicht gelandet, als ich endlich mit vieler Mühe meinen Gefährten wieder fand, wir unſere Maulthiere beſtiegen und den Rückweg in unſer Lager antraten.

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

(Fortſetzung.)

Den 22ſten Junius 1799 war ich im Crater des Pic von Teneriffa geweſen, drei Jahre darauf, faſt an demſelben Tage (den 23ſten Junius 1802) gelangte ich 6700 Fuß höher bis nahe an den Gipſel des Chimborazo. Nach einem langen Aufenthalte in dem Hochlande von Quito, einer der wundervollſten und maleriſchſten Gegenden der Erde, unternahmen wir die Reiſe nach den Chinawäldern von Loxa, dem oberen Laufe des Amazonenfluſſes, weſtlich von der berühmten Stromenge (Pongo de Manſeriche) und durch die ſandige Wüſte längs dem peruaniſchen Ufer der Südſee nach Lima, wo der Durchgang des Merkur durch die Sonnenſcheibe (am 9ten November 1802) beobachtet werden ſollte. Wir genoſſen mehrere Tage lang, auf der mit Bimſtein bedeckten Ebene, in der man (nach dem furchtbaren Erdbeben vom 4ten Februar 1797) die neue Stadt Riobamba zu gründen anfing, einer herrlichen Anſicht des glocken- oder domförmigen Gipfels des Chimborazo bei dem heiterſten, eine trigonometriſche Meſſung begünſtigenden Wetter. Durch ein großes Fernrohr hatten wir den noch 15,700 Toiſen entfernten Schneemantel des Berges durchforſcht und mehrere Felsgrathe entdeckt, die, wie dürre, ſchwarze Streifen aus dem ewigen Schnee hervorragend, dem Gipfel zuliefen und einige Hoffnung gaben, daß man auf ihnen in der Schneeregion feſten Fuß würde faſſen können. Riobamba Nuevo liegt im Angeſicht des ungeheuren, jezt zackigen Gebirgsſtocks Capac-Urcu, von den Spaniern el Altar genannt, der (laut einer Tradition der Eingebornen) einſt höher als der Chimborazo war und, nachdem er viele Jahre lang geſpieen, einſtürzte. Dieſes Schrecken verbreitende Naturereigniß fällt in die Zeit kurz vor der Eroberung von Quito durch den Inca Tupac-Yupanqui. Riobamba Nuevo iſt nicht mit dem alten Riobamba der großen Karte von La Condamine und Don Pedro Maldonado zu verwechſeln. Leztere Stadt iſt gänzlich zerſtört worden durch die große Kataſtrophe vom 4ten Februar 1797, die in wenigen Minuten über 45,000 Menſchen tödtete. Das neue Riobamba liegt, nach meiner Chronometerbeſtimmung, 42 Zeitſekunden öſtlicher als das alte Riobamba, aber faſt unter derſelben Breite (1° 41′ 46″ ſüdlich).

Wir befanden uns in der Ebene von Tapia, aus der wir am 22ſten Junius unſere Expedition nach dem Chimborazo antraten, ſchon 8898 Pariſer Fuß * (1483 Toiſen) hoch über dem Spiegel der Südſee. Dieſe Hochebene, ein Theil des Thalbodens zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Andeskette (der Kette der thätigen Vulkane Cotopari und Tungurahua und der Kette des Iliniza und Chimborazo) verfolgten wir ſanft anſteigend bis an den Fuß des lezteren Berges, wo wir im indiſchen Dorfe Calpi übernachten ſollten. Sie iſt ſparſam mit Cactusſtämmen und Schinus molle, der einer Trauerweide gleicht, bedeckt. Heerden buntgefärbter Llamas ſuchen hier zu Tauſenden eine ſparſame Nahrung. Auf einer ſo großen Höhe ſchadet die ſtarke nächtliche Wärmeſtrahlung des Bodens, bei wolkenloſem Himmel, dem Ackerbau durch Erkältung und Froſt. Ehe wir Calpi erreichten, beſuchten wir Lican, jezt ebenfalls ein kleines Dorf, aber vor der Eroberung des Landes durch den eilften Inca (denſelben Tupac-Yupanqui, deſſen wohlerhaltenen Korper Garcilaſſo de la Vega noch 1559 in der Familiengruft zu Cuzco geſehen hatte) eine beträchtliche Stadt und der Aufenthaltsort des Conchocando oder Fürſten der Puruay. Die Eingebornen glauben, daß die kleine Zahl wilder Llamas, die man am weſtlichen Abfall des Chimborazo findet, nur verwildert ſind und von den, nach der Zerſtörung des alten Lican zerſtreuten und flüchtig gewordenen Heerden abſtammen.

Ganz nahe bei Calpi, nordweſtlich von Lican, erhebt ſich in der dürren Hochebene ein kleiner iſolirter Hügel, der ſchwarze Berg, Yana-Urcu, deſſen Name von den franzöſiſchen Akademikern nicht genannt worden iſt, der aber in geognoſtiſcher Hinſicht viel Aufmerkſamkeit verdient. Der Hügel liegt ſüd-üdöſtlich vom Chimborazo, in weniger als drei Meilen (15 auf 1°) Entfernung und von jenem Coloſſe nur durch die Hochebene von Luiſa getrennt. Will man in ihm auch nicht einen Seitenausbruch dieſes Coloſſes erkennen, ſo iſt der Urſprung dieſes Eruptionskegels doch gewiß den unterirdiſchen Mächten zuzuſchreiben, die unter dem Chimborazo Jahrtauſende lang vergeblich einen Ausweg geſucht haben. Er iſt ſpätern Urſprungs, als die Erhebung des großen, glockenförmigen Berges. Der Yana-Urcu bildet mit dem nördlicheren Hügel Naguangachi eine zuſammenhängende Anhöhe, in Form eines Hufeiſens; der Bogen (mehr als Halbzirkel) iſt gegen Oſten geöffnet. Wahrſcheinlich liegt in der Mitte des Hufeiſens der Punkt, aus dem die ſchwarzen Schlacken ausgeſtoßen worden, die jezt weit umher verbreitet ſind. Wir fanden dort eine trichterförmige Senkung von etwa 120 Fuß Tiefe, in deren Innerem ein kleiner, runder Hügel ſteht, deſſen Höhe den umgebenden Rand nicht erreicht. Yana-Urcu heißt eigentlich der ſüdliche Culminationspunkt des alten Craterrandes, der höchſtens 400 Fuß über der Fläche von Calpi erhaben iſt. Naguangachi heißt das nördliche niedere Ende. Die ganze Anhöhe erinnert durch ihre Hufeiſenform, aber nicht durch ihr Geſtein an den etwas höheren Hügel Javirac (el Panecillo de Quito), der ſich iſolirt am Fuße des Vulkans Pichincha in der Ebene von Turubamba erhebt, und der auf La Condamine's oder vielmehr Morainville's Karte irrig als ein vollkommener Kegel abgebildet iſt. Nach der Tradition der Eingebornen und nach alten Handſchriften, welche der Cacike oder Apu von Lican, ein Abkömmling der alten Fürſten des Landes (der Conchocandi) beſaß, iſt der vulkaniſche Ausbruch des Yana-Urcu gleich nach dem Tode des Inca Tupa-Yupanqui, alſo wohl in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, erfolgt. Die Tradition ſagt, es ſey eine Feuerkugel oder gar ein Stern vom Himmel gefallen und habe den Berg entzündet. Solche Mythen, welche Aerolithenfälle mit Entzündungen in Verbindung ſetzen, ſind auch unter den mexikaniſchen Völkerſtämmen verbreitet.

Das Geſtein des Yana-Urcu iſt eine poröſe, dunkel nelkenbraune, oft ganz ſchwarze ſchlackige Maſſe, die man leicht mit poröſem Baſalt verwechſeln kann. Olivin fehlt gänzlich daran. Die weißen, ſehr ſparſam darin liegenden Kryſtalle ſind überaus klein und wahrſcheinlich Labrador. Hier und da ſah ich Schwefelkies eingeſprengt. Das Ganze gehört wohl dem ſchwarzen Augit-Porphyr an, wie die ganze Formation des Chimborazo, von der wir unten reden werden, und der ich nicht den Namen Trachyt geben mag, da ſie keinen Feldſpath (mit etwas Albit), wie unſer Trachyt des Siebengebirges bei Bonn, enthält. Die ſchlackenartigen, durch ein ſehr thätiges Feuer veränderten Maſſen des Yana-Urcu ſind zwar überaus leicht, aber eigentlicher Bimſtein iſt dort nicht ausgeworfen worden. Der Ausbruch iſt durch eine graue, unregelmäßig geſchichtete Maſſe von Dolerit geſchehen, der hier die Hochebene bildet und dem Geſtein von Penipe (am Fuß des Vulkans von Tungurahua) ähnlich iſt, wo Syenit und granathaltiger Glimmerſchiefer durchbrochen worden ſind. Am öſtlichen Abhange des Yana-Urcu, oder vielmehr am Fuß des Hügels gegen Lican zu, führten uns die Eingebornen an einen vorſpringenden Fels, an dem eine Oeffnung dem Mundloch eines verfallenen Stollens glich. Man hört hier und auch ſchon in zehn Fuß Entfernung ein heftiges unterirdiſches Getöſe, das von einem Luftſtrome oder unterirdiſchen Winde begleitet iſt. Die Luftſtrömung iſt viel zu ſchwach, um ihr allein das Getöſe zuzuſchreiben. Lezteres entſteht gewiß durch einen unterirdiſchen Bach, der in eine tiefere

* Alſo 2890 Meter; Bouſſingault fand 2870 Meter, und nach der Erdwärme die mittlere Temperatur der Hochebene von Tapia 16°,4 C.

Digitized by Google

Höhle herabſtürzt und durch ſeinen Fall die Luftbewegung erregt. Ein Mönch, Pfarrer in Calpi, hatte in derſelben Meinung den Stollen auf einer offenen Kluft vor langer Zeit angeſezt, um ſeinem Dorfe Waſſer zu verſchaffen. Die Härte des ſchwarzen Augitgeſteins hat wahrſcheinlich die Arbeit unterbrochen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Töpliz, Juli.

(Fortſetzung.)

Jüdiſches Treiben. Badeleben.

Die vielen, hauptſächlich gegen die Mitte der Stadt immer mehr zuſammengedrängten Verkaufsläden mit lockenden Waarenartikeln jeder Art deuten während der Badeperiode auf eine beſondere Regſamkeit in Gewerbe und Handel. Und wirklich gibt es hübſche Gegenſtände in Menge, verhältnißmäßig zu recht wohlfeilem Preiſe. Nur kommt neuerlich dieſe Wohlfeilheit, leider, nicht mehr dem einlaufenden fremden Badebeſucher, ſondern großentheils einzig dem hohen Zolle jenſeits der böhmiſchen Grenze zu Gute. Ganz charakteriſtiſch iſt das noch weit lautere Leben in der „Judengaſſe.“ Dieſe krümmt und biegt ſich, wie die Betriebſamkeit der jüdiſchen Bevölkerung ſelbſt, von der Langengaſſe, der anſehnlichſten Straße der Stadt, bis nach der Badegaſſe hinein. Jedes Haus zeigt einen Waarenladen mit offener Thüre. Bei keiner kommt man ſo leicht vorüber, ohne die freundliche Frage: was man zu kaufen wünſche? mit auf den Weg zu nehmen, und wirklich bleibt ein billiger Wunſch ſelten ohne Befriedigung. Auch ſind die meiſt aus Frauen beſtehenden Fragenden oft gefällig genug, verlangte Artikel, welche ſie nicht ſelbſt führen, herzuholen. Sollte auch der Eigennutz zu dieſer Gefälligkeit beitragen, ſo verdient ſie doch die dankbare Anerkennung manches Fremden, dem dadurch ein großer Zeitverluſt erſpart werden kann. Ueberhaupt iſt der jüdiſche Handel hier von großer Regſamkeit. Bei meinem diesmaligen erſten Durchfluge durch die Judengaſſe gelang es mir, eine nicht unwichtige Entdeckung zu machen. Sie beſtand in Würſten mancherlei Gattung, welche an einer Hausthüre zum Verkauf ausgelegt waren. Dies verrieth, meiner Meinung nach, eine unverkennbare Neigung entweder für das Chriſtenthum, oder für die Philoſophie, oder auch für beide zuſammen, da bekanntlich von der neueſten Philoſophie das Chriſtenthum liebend in die Arme geſchloſſen wird. Eine zweite Wanderung in dieſem Reiche Iſraels berichtigte jedoch meine Anſicht dahin, daß das, was ich für Würſte angeſehen, mit der Brille betrachtet, die mir das erſte Mal nicht auf der Naſe ſaß, bloße Bäckerwaare geweſen. So hatte denn die Blödſichtigkeit mehr geſehen, als ein ſcharfes Auge, ein Umſtand, der ſchon oft vorkam und tagtäglich noch vorkommt. Sind doch ſogar der Blödſinn und die Sehergabe genaue Verwandte, und es fragt ſich ſehr, ob die Iſraeliten bei ihrem in der That mitunter redlichen Streben, ihre jezt zwecklos gewordenen Gebräuche zu verlaſſen, nicht vielleicht bald auch jene bekannten unreinlichen Thiere ebenfalls aus einem chriſtlichern (für leztere freilich nicht gerade glücklicheen) Geſichtspunkte betrachten. In dieſem Falle würde mein Blick ohne Brille ſich ebenfalls als Seherblick beurkunden. — Vom früheſten Morgen bis zum ſpäten Abend trifft man auf der einen, faſt unvermeidlichen, Töpliz und Schönau durchſchneidenden Straßenlinie überall alte und junge Judenfrauen, nebſt einer oder auch mehreren die Elle und große Waarenpakete tragenden Gehülfinnen, welche in alle Häuſer laufen und, ungeachtet des in den meiſten Hausfluren angeklebten gedruckten Zettels, daß das Hauſiren verboten ſey, jede Thüre mit der Frage öffnen: ob den Bewohnern etwas von ihren Waaren gefällig ſey? Zu dem gewerblichen Hin- und Hertreiben in den Straßen gehören auch eine Menge Waarenhauſirer aus Tyrol, die wegen ihrer für Haus Oeſterreich bewieſenen Anhänglichkeit bei den Einwohnern in beſonderer Gunſt zu ſtehen ſcheinen, deßgleichen ein ziemlich großes fliegendes Corps von Harfeniſtinnen. Gewöhnlich machen ſie zu zweien in allen Häuſern und an allen Thüren Verſuche, für ihre Saiten und den mitunter recht hübſchen Geſang geneigte Ohren, auch wohl zuweilen, wo möglich, für ihre manchmal gar nicht unebenen Geſtalten und Geſichter ein kleines beſcheidenes Glück zu finden. Das Glück iſt übrigens in Töpliz zu Hauſe; es klebt in anſehnlichen Zetteln an Straßenecken und Verkaufsläden. Palläſte, Herrſchaften oder deren Aequivalente ſind von Jedermann um einen wahrhaften Spottpreis zu acquiriren; nur muß man die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich der rechten Nummer zu verſichern. Die Aequivalentsſummen prangen in Rieſengröße, bald im grünen, bald im rothen oder gelben Lüſtre, und nehmen ſich, durch das Mikroſkop der Wiener Währung angeſchaut, um 2½mal impoſanter aus.

Mit dem jetzigen Monat iſt allenthalben die ſich hin und hertreibende Menſchenmaſſe viel dichter, groteſker und anziehender geworden. Reichthum, Mode und Luxus haben dem mannichfacher bewegten und verſchiedener gruppirten Leben ihre bunten Glanzlichter aufgeſezt und das Eigenthümliche des Brunnenorts kräftiger herausgehoben. Gleich dem nackten Todtenſchädel aber, den etwa ein humoriſtiſcher Künſtler auf dem Bilde eines Bacchanals, ganz wider Willen des Beſtellers, mitten aus den dargeſtellten Freuden hervorlugen ließe, blickt uns häufig durch die lachenden Farben des Brunnentreibens ein düſteres Memento mori in ein paar „Hüttenleuten“ an, die, während einen großen Theil der Umgebung die einzige Sorge drückt, Zeit und Geld am leichteſten loszuwerden, nicht minder ängſtlich zu ſorgen haben, wie ſie ihr armſeliges Bischen Leben vor dem Hungertode ſchützen. Gleichen ſie doch, durch die Verſchmelzung von Braun und Grau in Kleidung und Geſichtern, einer mittelſt Zauberkunſt in das Leben gerufenen Erdſcholle. Gleichwohl ſind die meiſten von ihnen vielleicht glücklicher, als ihre ſchimmernden Nachbarn in dem blendendſten Ueberfluſſe. Wenigſtens ſprechen in der Regel ihre Mienen keinen Neid aus. Sie ſind zufrieden, wenn ſie mit dem Abſatz ihrer Drahtarbeiten, Mäuſefallen, Hecheln ꝛc., oder mit dem Einſtricken irdenen Geſchirrs in Draht über die nächſte Spanne ihres Lebens ſich hinaushelfen können.

Die mit dieſem Jahr anhebende Vertheuerung jedes Vormittagsbades um ſechs Kreuzer Conventionsmünze und die Erhöhung der ſogenannten Kurtaxe, die jeder das Bad benutzende Fremde zu erlegen hat, ſind Gegenſtände, über die allenthalben Klagen erhoben werden. Bisher war Vormittags wie Nachmittags kein Unterſchied im Preiſe der Bäder: jedes koſtete zwölf Kreuzer Conventionsgeld, oder vielmehr achtzehn Kreuzer, wenn ein Ablaßbad begehrt wurde, zu welch lezterem ſich gewiß Jeder entſchließt, der nicht Geſchmack daran findet, in daſſelbe Waſſer zu ſteigen, welches vor ihm ein anderer Badegaſt benuzte. Die Kurtaxe aber, die für die ſogenannten Honoratioren ſeither einen Gulden in Zwanzigern betrug, iſt ſogar auf das Doppelte erhöht worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 185.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 3. Auguſt 1838.

— Vorbei, vorbei
Das menſchliche Bekümmerniß! als wüchſen
Mir Schwingen an, ſo iſt mir wohl und leicht
Hier oben.

Hölderlin.

Briefe aus der Schweiz.

I. Brief. Berg Weißenſtein im Auguſt 183..

„Denken und Leben hängen vom Athem ab, und aus der Verſchiedenheit der Luft kommt die geiſtige Verſchiedenheit der Menſchen; Luft iſt daher das Eine, was Alles durchdringt und beherrſcht.“ Ich weiß nicht, ob Diogenes von Apollonia auch eine Bergkur nöthig hatte, als er dieſen Satz niederſchrieb; aber mir, dem Bergkuriſten, kommt der Satz ganz natürlich vor. — Als ich Ihnen das lezte Mal am Bord der franzöſiſchen „Muſchel“ ſchrieb, * machte ich auch eine Kur, eine recht heilſame Waſſerkur, aber nicht der Kur wegen; jezt mache ich eine Luftkur, und zwar wegen der Kur. Luft hatte ich nöthig, Luft! — Meine Bruſt war ſeit einiger Zeit zuſammengedrückt zwiſchen den Bergen da unten, wie damals, als wir den Ausgang aus Herkulanum nicht mehr zu finden glaubten; ſo recht, wie ein Fiſch auf dem Sande nach Waſſer ſchmachtet, ſo lechzte ich nach einem Trunk friſcher Luft; die Schwüle lag ſo dumpfig auf mir, als wäre das allerlezte Gewitter im Anzug, und dabei rückten mir die Leute ſo hart an den Leib, daß ich alle meine Elaſtizität zuſammennehmen mußte, um mich über die klotzige Maſſe hinauszuheben und nicht zerdrückt zu werden. Der bloße Gedanke ſchnürt mir noch jezt, wie ein Gnadenſtrick, die Kehle zuſammen; ich muß Athem ſchöpfen, bevor ich fortfahre!

Luft, Luft, die reinſte, friſcheſte, trinke iſt jezt, ein Nimmerſatt, in vollen Strömen. Ich mag jezt wohl lachen über den lezten Brief meiner politiſchen Freundin und über die Antwort, die ich ihr ſchrieb. „Wie können Sie da oben auf den Bergen lungern, während wir alle Hände voll zu thun haben? Sie werden den Faden verlieren und ſpäter in der Geſellſchaft herumtaumeln wie ein Blinder; die große Welt iſt ein Buch fortlaufender Rechenexempel; wer dem ganzen Kurs nicht folgt, kommt nicht fort.“ — „Madame,“ antwortete ich ihr, „wollen Sie, daß ich erſticke? Ich bin kein Amphibium, wie ſie die große Welt bedarf.“ — Lieber Freund, glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Ich muß jezt freilich ſelbſt lachen über den krankhaften Nervenreiz, über die eingebildete Krankheit; aber mein Lehrer, der ſelige Blumenbach, meinte, das ſey eben deßwegen ein arges Uebel (ein

* Dies iſt etwas lange her. Wir wiſſen freilich recht gut, was die lezten Berichte unſeres ſchäzbaren Korreſpondenten enthielten, aber den Leſern iſt dies ſchwerlich zuzumuthen. Indeſſen erinnert ſich doch wohl mancher der muntern Briefe vom Mittelmeer, welche im Jahrgang 1832 dieſer Blätter (Nr. 169 — 174) mitgetheilt wurden.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

vertenfeltes Uebel, ſagte er eigentlich), weil die Einbildungskraft, dieſe Apotheke für alle Leiden, ſelbſt keine Heilmittel mehr gewähre.

Ich habe Ihnen früher vom Schildkrötenfang geſchrieben, den wir bei der dreitägigen Windſtille zwiſchen Tunis und Cagliari unternahmen. Sie erinnern ſich aber wohl nicht mehr des Matroſen, der, angekleidet wie er war, einer untertauchenden Schildkröte unter der Waſſerdecke nachjagte und ſie ringend heraufbrachte. Der kecke Zug gefiel mir ſehr; doch plötzlich ſchrie der ſtämmige Burſche, dem wir das Thier eben abgenommen, gleich einem greinenden Buben: „Ohime, il pesce, il pesce!“ Wir zogen ihn alsbald hinter ſeinem Fange herein; es kam kein anderer Fiſch nach, aber in dem Geſichte des Matroſen, auf dem das Gefühl der Errettung mit dem Schreck der Verzweiflung erſt kämpfte, dann leuchtend obſiegte, lag die vollſte Ueberzeugung. — Ich führe dieſe Scene an, um Ihnen in einem einzigen Bild meine ganze Biographie von zwei Jahren zu geben. Den Gegenſtand, den ich ſeit dieſer Zeit verfolgte, vergleiche ich jener Schildkröte: unbedeutend, wie ſie, ſchien er mir doch, wie dem Matroſen, wichtig, wohl nur, weil er mich floh; darum ſtürzte ich nach, aus meiner behaglichen Pantoffelruhe in's unterirdiſche Gewühl der bodenloſen Tagsgeſchichte untertauchend, rang, haſchte, fing, und als ich meinen Fang an's Licht gebracht, da war's ungefähr einer Schildkröte Werth, den ich erbeutet, und — hinter mir, dicht an den Ferſen, neben mir, hart an den Lenden, zähneknirſchend, ſtechend, ſchnappend Haie und Sägefiſche ohne Zahl, und jezt eben ſtarb ich vor Schreck, ich erſtickte — da fühlte mir die zarte Hand meiner Freundin — glücklicherweiſe war es meine ſentimentale, nicht meine politiſche Freundin — den Puls: „Sie ſind krank, Fridolin, Sie müſſen eine Bergkur brauchen.“ Und jezt ſehe ich es klar, es war Alles Einbildung, zwei Jahre eines Menſchenlebens an den Krötenfang geſezt, und der zerreißende Schmerz getäuſchter Hoffnung und die geißelnde Satire der Selbſtverhöhnung! Als ſchlechten Straßenkehrigt werfe ich dieſe Erinnerungen auf den Schutthaufen außerhalb der Thore und Ringmauern meiner Geſchichte hinaus.

(Die Fortſezung folgt.)

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

(Fortſezung.)

Der Chimborazo ſendet, troz ſeiner ungeheuren Schneemaſſe, ſo waſſerarme Bäche in die Hochebene herab, daß man wohl annehmen kann, der größere Theil ſeiner Waſſer fließe auf Klüften dem Innern zu. Auch in dem Dorfe Calpi ſelbſt hörte man ehemals ein großes Getöſe unter einem Hauſe, das keine Keller hatte. Vor dem berühmten Erdbeben vom 4ten Februar 1797 entſprang im Sudweſten des Dorfes ein Bach an einem tieferen Punkte. Viele Indianer hielten denſelben für einen Theil der Waſſermaſſe, die unter dem Yana-Urcu fließt. Seit dem großen Erdbeben iſt aber dieſer Bach wiederum verſchwunden.

Nachdem wir die Nacht in Calpi, nach meiner Barometermeſſung 9720 Fuß (1620 Toiſen) hoch über dem Meere zugebracht hatten, begannen wir am 23ſten Morgens unſere eigentliche Expedition nach dem Chimborazo. Wir verſuchten den Berg von der ſüdſudöſtlichen Seite zu erſteigen, und die Indianer, die uns zu Führern dienen ſollten, von denen aber nur wenige je bis zur Grenze des ewigen Schnees gelangt waren, gaben dieſer Richtung des Weges ebenfalls den Vorzug. Wir fanden den Chimborazo mit großen Ebenen, die ſtufenweiſe über einander liegen, umgeben. Zuerſt durchſchritten wir die Llanos de Luiſa, dann, nach einem nicht ſehr ſteilen Anſteigen von kaum 5000 Fuß Länge, gelangten wir in die Hochebene (Llano) von Sisgun. Die erſte Stufe iſt 10,200, die zweite 11,700 Fuß hoch. Dieſe mit Gras bewachſenen Ebenen erreichen alſo die eine den höchſten Gipfel der Pyrenäen (den Pic Nethou), die andere den Gipfel des Vulkans von Teneriffa. Die vollkommene Söligkeit (Horizontalität) dieſer Hochebenen läßt auf einen langen Aufenthalt ſtehender Waſſer ſchließen. Man glaubt einen Seeboden zu ſehen. An dem Abhange der Schweizer Alpen bemerkt man bisweilen auch dies Phänomen ſtufenweiſe über einander liegender kleinen Ebenen, welche wie abgelaufene Becken von Alpenſeen jezt durch enge, offene Päſſe verbunden ſind. Die weit ausgedehnten Grasfluren (los Pajonales) ſind am Chimborazo, wie überall um die hohen Gipfel der Andeskette, ſo einförmig, daß die Familie der Gräſer (Arten von Paspalum, Andropogon, Bromus, Dejeuxia, Stipa) ſelten von Kräutern dicotyledoniſcher Pflanzen unterbrochen werden. Es iſt faſt die Steppennatur, die ich in dem dürren Theile des nördlichen Aſiens geſehen habe. Die Flora des Chimborazo hat uns überhaupt minder reich geſchienen als die Flora der andern Schneeberge, welche die Stadt Quito umgeben. Nur wenige Calceolarien, Compoſiten (Bidens, Eupatorium, Dumerilia paniculata, Werneria nubigena) und Gentianen, unter denen die ſchöne Gentiana cernua mit purpurrothen Blüthen hervorleuchtet, erheben ſich in der Hochebene von Sisgun zwiſchen den geſellig wachſenden Gräſern. Dieſe gehören, der größten Zahl nach, nordeuropäiſchen Geſchlechtern an. Die Lufttemperatur, die gewöhnlich in dieſer Region

Digitized by Google

der Alpengräſer (in 1600 und 2000 Toiſen Höhe) herrſcht, ſchwankt bei Tage zwiſchen 4° und 16° Ct., bei Nacht zwiſchen 0° und 10°. Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres ſcheint für die Höhe von 1800 Toiſen, nach den von mir in der Nähe des Aequators geſammelten Beobachtungen, ohngefähr 9° zu ſeyn.* In dem Flachlande der temperirten Zone iſt dies die mittlere Temperatur des nördlichen Deutſchlands, z. B. von Lüneburg (Breite 53° 15′), wo aber die Wärmevertheilung unter die einzelnen Monate (das wichtigſte Element zur Beſtimmung des Vegetationscharakters einer Gegend) ſo ungleich iſt, daß der Februar — 1°,8, der Julius + 18° mittlerer Wärme hat.

Mein Plan war, in der ſchönen, ganz ebenen Grasflur von Sisgun eine trigonometriſche Operation anzuſtellen. Ich hatte mich dazu vorbereitet, dort eine Standlinie zu meſſen. Die Höhenwinkel wären ſehr beträchtlich ausgefallen, da man dem Gipfel des Chimborazo nahe iſt. Es blieb nur noch eine ſenkrechte Höhe von weniger als 8400 Fuß (eine Höhe wie der Canigou in den Pyrenäen) zu beſtimmen übrig. Bei der ungeheuren Maſſe der einzelnen Berge in der Andeskette iſt doch jede Beſtimmung der Höhe über der Meeresfläche aus einer barometriſchen und trigonometriſchen zuſammengeſezt. Ich hatte den Sextanten und andere Meßinſtrumente vergeblich mitgenommen: der Gipfel des Chimborazo blieb in dichten Nebel gehüllt. — Aus der Hochebene von Sisgun ſteigt man ziemlich ſteil bis zu einem kleinen Alpenſee (Laguna de Yana-Coche) an. Bis dahin war ich auf dem Maulthiere geblieben und nur von Zeit zu Zeit abgeſtiegen, um mit meinem Reiſegefährten, Herrn Bonpland, Pflanzen zu ſammeln. Yana-Coche verdient nicht den Namen eines Sees. Es iſt ein cirkelrundes Becken von kaum 130 Fuß Durchmeſſer. Der Himmel wurde immer trüber, aber zwiſchen und über den Nebelſchichten lagen noch einzelne Wolkengruppen zerſtreut. Der Gipfel des Chimborazo erſchien auf wenige Augenblicke. Da in der lezten Nacht viel Schnee gefallen war, ſo verließ ich das Maulthier da, wo wir die untere Grenze dieſes friſchgefallenen Schnees fanden, eine Grenze, die man nicht mit der ewigen Schneegrenze verwechſeln muß. Das Barometer zeigte, daß wir erſt 13,500 Fuß hoch gelangt waren. Auf andern Bergen habe ich, ebenſalls dem Aequator nahe, bis zu 11,200 Fuß Höhe ſchneien ſehen, doch nicht tiefer. Meine Begleiter ritten noch bis zur perpetuirlichen Schneegrenze, das iſt bis zur Höhe des Montblanc, der bekanntlich unter dieſer Breite (1° 27′ ſüdl.) nicht immer mit Schnee bedeckt ſeyn würde. Dort blieben unſere Pferde und Maulthiere ſtehen, um uns bis zur Rückkunft zu erwarten.

Ein hundert und fünfzig Toiſen über dem kleinen Waſſerbecken Yana-Coche ſahen wir endlich nacktes Geſtein. Bis dahin hatte die Grasflur jeder geognoſtiſchen Unterſuchung den Boden entzogen. Große Felsmauern, von Nordoſt nach Südweſt ſtreichend, zum Theil in unförmliche Säulen geſpalten, erhoben ſich aus der ewigen Schneedecke, ein bräunlich ſchwarzes Augitgeſtein, glänzend wie Pechſtein-Porphyr. Die Säulen waren ſehr dünn, wohl 50 bis 60 Fuß hoch, faſt wie die Trachyt-Säulen des Tabla-Uma am Vulkan Pichincha. Eine Gruppe ſtand einzeln und erinnerte in der Ferne faſt an Maſten- und Baumſtämme. Die ſteilen Mauern führten uns, durch die Schneeregion, zu einem gegen den Gipfel gerichteten ſchmalen Grath, einem Felskamm, der es uns allein möglich machte, vorzudringen, denn der Schnee war damals ſo weich, daß man faſt nicht wagen konnte, ſeine Oberfläche zu betreten. Der Kamm beſtand aus ſehr verwittertem, bröckligen Geſtein. Es war oft zellig, wie ein baſaltartiger Mandelſtein.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

* Alle Temperaturen ſind in dieſem Aufſatze nach Graden des hunderttheiligen Thermometers ausgedrückt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Sommer. Eiſenbahn

Mit dem Sommer ſcheint es nun doch Ernſt zu werden; die Sonne verſengt das Grün der wenigen Bäume, die man in Paris erblickt; die geſezgebenden Kammern haben ihre Sizungen geſchloſſen und die reiche Welt eilt in's Weite hinaus, um Stadtgewühl gegen ländliche Stille, oder auch wohl gegen das Gewühl anderer großen Städte zu vertauſchen. Wem ſeine Geſchäfte oder ſein Vermögen nicht erlauben, weit zu gehen, eilt wenigſtens am Sonntag in's Freie hinaus, und die Dampfwagen der Eiſenbahn ſchleppen vom Morgen bis zum Abend die Leute nach dem Walde von St. Germain, in deſſen Nähe ſich denn natürlich Weinwirthe und Traiteurs anbauen. Daß es mit dem neben St. Germain angelegten Circus der Bereiter Franconi nicht viel auf ſich haben werde, habe ich vorhergeſagt. Auch haben die Vorſtellungen bereits aufgehört und die Truppe hat ſich nach Havre begeben. Für die Unternehmer der Eiſenbahn iſt dies die goldene Jahreszeit; dennoch ſollen ihre Sachen nichts weniger als glänzend ſtehen. Um Paris herum koſten ſolche Anſtalten zu viel und erfordern zu viele Leute zur Aufſicht, als daß ſich großer Gewinn verſprechen ließe, obſchon, im Sommer wenigſtens, die Eiſenbahn außerordentlich ſtark befahren wird. Im Winter hingegen haben nicht viele Pariſer Luſt, den Wald von St. Germain zu beſuchen. Auch konnte die Eiſenbahn nur bis an den Fuß des Berges, worauf die Stadt liegt, geführt werden; um zur Stadt mittelſt eines Omnibus zu gelangen,

Digitized by Google

braucht man beinahe ſo viele Zeit, als von Paris bis zu dem Fuß des Berges. Nun werden bald die Arbeiten an den großen, von den geſetzgebenden Kammern genehmigten Eiſenbahnlinien beginnen. Durch dieſe wird von Paris aus ein ganz neuer Verkehr entſtehen, über welchen ſich bis jezt nur Muthmaßungen anſtellen laſſen; wahrſcheinlich werden nach Vollendung derſelben manche Pariſer ihre Landhäuſer zehn und fünfzehn Meilen weiter verlegen können. — Nach einer Berechnung in einer hieſigen Zeitſchrift gehen im Winter täglich zweitauſend Zeitungen aus Paris in die nahe Umgegend oder ſogenannte Banliene, im Sommer aber doppelt ſo viele. Die Verſendung derſelben hatte ein Privatmann unternommen, und in Zeit von zehn Jahren 100,000 Fr. damit verdient; hernach hat er das Unternehmen noch für 50,000 Fr. an einen Andern abgetreten, und doch koſtet die Verſendung einer Zeitung nur zwei Centimen; die Briefpoſt würde ſicher das Doppelte fordern. Die erwähnte Zeitſchrift will dadurch beweiſen, und beweiſt in der That, daß die Poſttaxen viel zu hoch angeſezt ſind, was auch neulich in England ausführlich bewieſen worden iſt. Man meint dieſſeits und jenſeits der Meerenge von Calais, wenn die Regierungen ſo klug wären, die Taxen auf die Hälfte herabzuſetzen, ſo würden ſie, ſtatt dadurch zu verlieren, im Gegentheil gewinnen, weil man alsdann eine viel größere Menge von Briefen, Ankündigungen, Proſpecien und andern Druckſachen verſendete, was jezt meiſt durch Privatgelegenheit geſchieht. — Für die Pariſer Luſtgärten iſt leider dieſes Jahr nicht viel Heil mehr zu erwarten. Die beſte Zeit, der Frühling, iſt vorüber, und im Sommer fehlen zu viele Familien, beſonders reiche, als daß ſie bedeutenden Zuſpruch hoffen können. Der Regen hat allzu oft in dieſem Jahr ihre Feuerwerke durchnäßt und ihre Anſtalten verdorben. Dieſe Luſtgärten erfordern bedeutende Kapitalien wegen der Vorbereitungen zu den Feſten; es muß eine Menge von Leuten beſoldet werden, und zuweilen wußte man wenige Stunden vor den angekündigten Luſtbarkeiten nicht, ob ſie ſtattfinden können, ſo unſicher war das Wetter Monate lang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Töplitz, Juli.

(Fortſetzung.)

Badegenüſſe.

Einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren die aus der Vorzeit, zumal aus dem Heidenthum, noch jezt in das mildere, chriſtliche Leben keck hineinblickenden Bräuche und Gewohnheiten; ſo die in mehreren Gegenden Böhmens, der Lauſitz und Schleſiens noch immer am Vorabend des Johannisfeſtes auf den Anhöhen ſtattfindenden Johannisfeuer. Die Reſte aller Beſen der Umgegend, die während des ganzen Jahres in Verbrauch gekommen, ſind das Material dazu. Für dieſen Abend werden ſie von den jungen Dorfbewohnern beider Geſchlechter eingeſammelt. Nach Eintritt der Dunkelheit zündet man ſie an und tanzt, dieſe Flammen in der Hand, unter weithin ſchallendem Jauchzen im Kreiſe herum. Einen beſonders reizenden Anblick gewährte diesmal das Johannisfeuer auf dem die ganze Gegend dominirenden Schloßberge. Die recht pittoresken Trümmer des vormaligen Burggebäudes nahmen ſich in dem rothen Lichte gar anmuthig aus. — Das aus Söhnen ſeiner Gutsunterthanen beſtehende Muſikchor, welches der Beſitzer des benachbarten Krzemuſch, Graf Ledebur, heranbilden läßt, fährt fort, die zahlreichen Beſucher des dortigen angenehmen Parks durch muſikaliſche Leiſtungen zu unterhalten. Die Geſchicklichkeit der großentheils noch nicht aus dem Kindesalter getretenen Knaben, im gleichförmigen, einfachen und anſtändigen Coſtüm, gewinnt durch die Munterkeit, mit der ſie unter Leitung des Lehrers ihr Werk üben, einen beſondern Reiz. Neuerlich machen ſie auch Ausflüge nach andern Luſtorten der Gegend. So fand man ſchon mehrmals um dieſelben eine recht anſehnliche, elegante Geſellſchaft in dem unter ſchattigen Bäumen gar lieblich gelegenen Reſtaurationslokal des ſchönen Turner Gartens verſammelt. — Die Schnelligkeit iſt ein vorherrſchendes Princip der Zeit geworden. So hat denn unter andern hier die „Schnellporträtirung“ ihren Sitz aufgeſchlagen. Zwei Bildniſſe, ein männliches und ein weibliches, hängen als Probeleiſtungen am Fenſter eines Ladens. In dem Zeitraume von zwei Stunden iſt, wie dabei geſchrieben ſteht, das männliche aus dem Nichts zur vollſtändigen Exiſtenz emporgeſtiegen. Der bemerkte Preis von 3 Thalern 8 Groſchen preußiſch Courant dürfte empfehlungswerth ſeyn, wenn Kenner über ihren, manchem Laien noch etwas problematiſch erſcheinenden Werth günſtig urtheilen ſollten.

Das im Ganzen nun ſchon ſeit mehr als vier Wochen wunderſchöne Wetter befördert die Luſtpartien in die Umgegend außerordentlich. Die Reiſe nach dem Milleſchauer, dem höchſten Punkte und eigentlichen Oberhaupte des die höchſt pittoreske Landſchaft einfaſſenden Bergkranzes, verdient unter den mannichfachen anziehenden Excurſionen ohne Zweifel den Vorzug. Bei klarem Himmel ſchwelgt auf ſeinem Gipfel der entzückte Blick in einem ſolchen Reichthume landſchaftlicher Geſtaltungen, daß der Wanderer, trunken davon, für den allerdings ziemlich ſteilen und unbequemen Weg ſich vollkommen entſchädigt fühlt. Die an ſich zum Theil recht anſehnlichen Anhöhen, wie der Töplitzer Schloßberg, gleichen den Großwürdenträgern eines weiten Reiches, die einzeln mehr oder weniger den Nimbus der Größe an ſich tragen, aber, in Gemeinſchaft mit ihres Gleichen um den Monarchen verſammelt, nur als ein Theil ſeines Abglanzes, als die Juwelen ſeiner leuchtenden Krone erſcheinen. Aus dem über das Ganze hingebreiteten, hellgrünen Teppich ſteigen, neben und auf den zahlloſen Bergen, Städte und Dörfer, dunkle, uralte Wälder wie lichte, neue Anpflanzungen hervor. Ueppige Wieſen und ſegenreiche Getreidefelder und Weingebirge umringen hier das ſtolze Gemäuer, dort die demüthigen Hütten der zahlloſen menſchlichen Wohnſitze. Dazwiſchen wirft der raſtlos wie die Zeit ſeinen Lauf verfolgende Elbſtrom recht lebendige, kraftvolle Blicke uns zu, während in den zahlloſen Burgruinen der umliegenden Anhöhen die Geſpenſter der Vorzeit lauern. Auf dem Milleſchauer ſelbſt iſt durch den hochbejahrten, freundlichen Wirth für die Erholung des genügſamen Reiſenden hinreichend geſorgt, und es iſt neuerlich auch viel geſchehen, den hohen, an Annehmlichkeiten ſo reichen Punkt zugänglicher zu machen. Wer übrigens die Beſchwerde des Steigens ganz ſcheut und doch den Genuß der Ausſicht vom Milleſchauer Berge nicht gern entbehren möchte, für den hat man ebenfalls geſorgt. In dem etwa drei Stunden von Töplitz gelegenen Dorfe Boreslaw, bis wohin in der Regel die Tour zu Wagen gemacht wird, gibt es ſichere Träger, welche, ſelbſt am heißeſten Mittage, den Reiſenden ohne alle Mühe (nämlich für dieſen) ſeinem Zwecke entgegenführen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 4. Auguſt 1838.

Den erathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Strebend und hoffend hinan!
Goethe.

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

(Fortſetzung.)

Der Pfad wurde immer ſchmaler und ſteiler. Die Eingebornen verließen uns alle bis auf einen in der Höhe von 15,600 Fuß. Alle Bitten und Drohungen waren vergeblich. Die Indianer behaupteten, von Athemloſigkeit mehr als wir zu leiden. Wir blieben allein, Bonpland, unſer liebenswürdiger Freund, der jüngere Sohn des Marquès de Selvalegre, Carlos Montuſar, der in dem ſpäteren Freiheitskampfe (auf General Morillos Befehl) erſchoſſen wurde, ein Meſtize aus dem nahen Dorfe San Juan und ich. Wir gelangten mit großer Anſtrengung und Geduld höher als wir hoffen durften, da wir meiſt ganz in Nebel gehüllt waren. Der Kamm (im Spaniſchen ſehr bedeutſam Cuchilla, gleichſam Meſſerrücken genannt) hatte oft nur die Breite von acht bis zehn Zoll. Zur Linken war der Abſturz mit Schnee bedeckt, deſſen Oberfläche durch Froſt wie verglast erſchien. Die dünneiſige Spiegelfläche hatte gegen 30° Neigung. Zur Rechten ſenkte ſich unſer Blick ſchaurig in einen achthundert oder tauſend Fuß tiefen Abgrund, aus dem ſchneeloſe Felsmaſſen ſenkrecht hervorragten. Wir hielten den Körper immer mehr nach dieſer Seite hin geneigt, denn der Abſturz zur Linken ſchien noch gefahrdrohender, weil ſich dort keine Gelegenheit darbot, ſich mit den Händen an zackig vorſtehendem Geſteine feſtzuhalten, und weil dazu die dünne Eisrinde nicht vor dem Unterſinken im lockeren Schnee ſicherte. Nur ganz leichte, poröſe Doleritſtücke konnten wir auf dieſer Eisrinde herabrollen laſſen. Die geneigte Schneefläche war ſo ausgedehnt, daß wir die Steine früher aus dem Geſichte verloren, als ſie zur Ruhe kamen. Der Mangel an Schnee ſowohl auf dem Grath, die uns leitete, als auf den Felſen zu unſerer Rechten gegen Oſten, kann weniger der Steilheit der Geſteinmaſſen und dem Windſtoße, als offenen Klüften zuzuſchreiben ſeyn, welche die warme Luft der tiefern Erdſchichten aushauchen. Bald fanden wir das weitere Steigen dadurch ſchwieriger, daß die Bröcklichkeit des Geſteins beträchtlich zunahm. An einzelnen ſehr ſteilen Staffeln mußte man die Hände und Füße zugleich anwenden, wie dies bei allen Alpenreiſen ſo gewöhnlich iſt. Da das Geſtein ſehr ſcharfkantig war, ſo wurden wir, beſonders an den Händen, ſchmerzhaft verlezt. In noch höherem Maße haben wir, Leopold von Buch und ich, nahe am Crater des obſidianreichen Pics von Teneriffa von dieſen Verletzungen gelitten. Ich hatte dazu (wenn es anders einem Reiſenden erlaubt iſt, ſo unwichtige Einzelnheiten zu erwähnen) ſeit mehreren Wochen

Digitized by Google

eine Wunde am Fuße, die durch die Anhäufung der Niguas * (Pulex penetrans) veranlaßt und durch feinen Staub von Bimſtein, bei Meſſungen im Llano de Tapia, ſehr vermehrt worden war. Der geringe Zuſammenhang des Geſteins auf dem Kamm machte nun größere Vorſicht nöthig, da viele Maſſen, die wir für anſtehend hielten, loſe in Sand gehüllt lagen. Wir ſchritten hinter einander und um ſo langſamer fort, als man die Stellen prüfen mußte, die unſicher ſchienen. Glücklicherweiſe war der Verſuch, den Gipfel des Chimborazo zu erreichen, die lezte unſerer Bergreiſen in Südamerika, daher die früher geſammelten Erfahrungen uns leiten und mehr Zuverſicht auf unſere Kräfte geben konnten. Es iſt ein eigener Charakter aller Excurſionen in der Andeskette, daß oberhalb der ewigen Schneegrenze weiße Menſchen ſich in den bedenklichſten Lagen ſtets ohne Führer, ja ohne alle Kenntniß der Oertlichkeit befinden. Man iſt hier überall zuerſt.

Wir konnten den Gipfel auch auf Augenblicke nicht mehr ſehen, und waren daher doppelt neugierig, zu wiſſen, wie viel uns zu erſteigen übrig bleiben möchte. Wir öffneten das Gefäßbarometer an einem Punkte, wo die Breite des Kamms erlaubte, daß zwei Perſonen bequem neben einander ſtehen konnten. Wir waren erſt 17,500 Fuß hoch, alſo kaum zweihundert Fuß höher, als wir drei Monate zuvor, einen ähnlichen Kamm erklimmend, auf dem Antiſana geweſen waren. Es iſt mit Höhenbeſtimmungen bei dem Bergſteigen, wie mit Wärmebeſtimmungen im heißen Sommer. Man findet mit Verdruß das Thermometer nicht ſo hoch, den Barometerſtand nicht ſo niedrig, als man es erwartete. Da die Luft, troz der Höhe, ganz mit Feuchtigkeit geſättigt war, ſo trafen wir nun das loſe Geſtein und den Sand, der die Zwiſchenräume deſſelben ausfüllt, überaus naß. Die Luft war noch 2°,8 über dem Gefrierpunkt. Kurz vorher hatten wir an einer trockenen Stelle das Thermometer drei Zoll tief in den Sand eingraben können. Es hielt ſich auf + 5°,8. Das Reſultat dieſer Beobachtung, die ohngefähr in 2860 Toiſen Höhe angeſtellt wurde, iſt ſehr merkwürdig, denn bereits 400 Toiſen tiefer, an der Grenze des ewigen Schnees, iſt nach vielen und ſorgfältig von Bouſſingault und mir geſammelten Beobachtungen die mittlere Wärme der Atmoſphäre nur + 1°,6. Die Temperatur der Erde zu + 5°,8 muß daher der unterirdiſchen Wärme des Doleritberges, ich ſage nicht der ganzen Maſſe, ſondern den aus dem Innern aufſteigenden Luftſtrömen zugeſchrieben werden.

Nach einer Stunde vorſichtigen Klimmens wurde der Felskamm weniger ſteil, aber leider! blieb der Nebel gleich dick. Wir fingen nun nach und nach an, alle an großer Uebelkeit zu leiden. Der Drang zum Erbrechen war mit etwas Schwindel verbunden und weit läſtiger, als die Schwierigkeit zu athmen. Ein farbiger Menſch (Meſtize aus San Juan) hatte uns bloß aus Gutmüthigkeit, keineswegs aber in eigennütziger Abſicht, nicht verlaſſen wollen. Es war ein kräftiger, armer Landmann, der mehr litt als wir. Wir bluteten aus dem Zahnfleiſch und aus den Lippen. Die Bindehaut (tunica conjunctiva) der Augen war bei allen ebenfalls mit Blut unterlaufen. Dieſe Symptome der Extravaſate in den Augen, des Blutausſchwitzens am Zahnfleiſch und an den Lippen hatten für uns nichts Beunruhigendes, da wir aus mehrmaliger früherer Erfahrung damit bekannt waren. In Europa hat Herr Zumſtein ſchon auf einer weit geringern Höhe am Monte Roſa zu bluten angefangen. Spaniſche Krieger kamen bei Eroberung der Aequinoctialregion von Amerika (während der Conquiſta) nicht über die untere Grenze des ewigen Schnees, alſo wenig über die Höhe des Montblanc hinaus, und doch ſpricht ſchon Acoſta in ſeiner Historia natural de las Indias, einer Art phyſiſcher Erdbeſchreibung, die man ein Meiſterwerk des ſechzehnten Jahrhunderts nennen kann, umſtändlich „von Ueblichkeiten und Magenkrampf" als ſchmerzhaften Symptomen der Bergkrankheit, die darin der Seekrankheit analog iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Der Sandfloh, la Chique der franzöſiſchen Coloniſten von Weſtindien, ein Inſekt, das ſich unter die Haut des Menſchen eingräbt und, da der Eierſack des befruchteten Weibchens beträchtlich anſchwillt, Entzündung erregt.

Briefe aus der Schweiz.

(Fortſetzung.)

Zweiter Brief.

„Was ich empfinde, iſt allein wahr."
Protagoras.

Seit drei Wochen ſegeln wir ganz behaglich in dem weiten Luftmeer. Unſer Kurhaus ſchwimmt gleich der ſchönſten, nagelneuſten Fregatte. An Bord welch bequemes Leben, welch ſchaukelnde Luſt ohne Seeübel! Unſer Wirth iſt der freundlichſte Kapitän, der je ein Schiff geführt; ſeine männlichen und weiblichen Matroſen ſpringen behend nach ſeiner Pfeife; der Keller im untern Raum hält herrlichen Ballaſt, den wir nie über Bord zu werfen brauchen, und ſollte die ganze Schiffsmannſchaft auf dem Kopfe ſtehen; kein böſer Regenwind zwingt uns,

Digitized by Google

das Feuer auf dem Herde zu löſchen; ein eigenes Proviantſchiff läuft uns nach, das iſt die Sennhütte mit den funfzig Kühen; als Waffenmagazin dient uns die Bibliothek; wir machen Patronen aus den Büchern, um die Grillen niederzuſchießen, die wir aus Liebhaberei aufjagen; in der Kajüte, das iſt der große Speiſeſaal, da ſteht der Compaß, die Tafel, daran halten wir und fahren nie irre, und wenn wir auch nach allen 32 Winden ſteuern. Ein angenehmer Schwarm von Reiſenden, lauter Luſtſchnapper, wie ich, macht die Fahrt mit. Wo wir hinſteuern? Drollige Frage! als wenn man mit der Ortsveränderung je einmal vom Flecke, von der Scholle wegkäme! Wer nicht aus der Haut hinauswandert, wird ſchwerlich je ſich Ruhe erwandern. Wir ſteuern nach dem Eldorado der Geſundheit, durch den Archipel des Genuſſes und Zeitvertreibs.

Ich trete an's Fenſter und ſchaue hinaus in das ruhige Meer. So lag ich oft Stundenlang über die Verdeckwand der „Syrene“ hingelehnt und ſah hinab in die Fluth, wie ein Fürſt vom Balkon ſeines Hauſes hinabſieht auf den wogenden Schloßplatz, in die bewegten Straßen. Seltſam drollig-fürſtliche Gedanken ſtiegen dann wohl in meinem Innern auf. Die Fiſche waren mein Volk, das kam herangerudelt und herangewatſchelt und wartete mit Kunſtſtücken auf. Ich warf manchem glotzenden Lumpen einen guten Biſſen hin; dann wurde wohl auch manövrirt vor der hohen Herrſchaft; geſchwaderweiſe ſchwammen und hüpften ſie in langen Zügen einher, hierhin, dorthin, ſchloßen ſich in Kolonnen, dehnten ſich in Linien; dann hielt ich Heerſchau und nikte mit dem Kopfe links und rechts; einmal fiel mir beinahe die Krone vom Haupte. Aber auch unheimlich-fürſtliche Gedanken nährte ich; ſtudiren wollte ich die Bewegungen meines Volks, aber unverſtändlich und ſtumm blieb mir ſein Treiben, wie ſeine Sprache; ſeine ergötzendſten Poſſenſpiele waren oft Vorboten eines heftigen Sturmes, in dem die Säulen meines Thrones wankten; auf ſeine ordnungsvollſte Ruhe folgte oft ein terroriſirendes Gewitter. Ich wurde mißtrauiſch und begab mich des Gedankens, zu regieren.

Jezt ſtehe ich ebenfalls ſinnend am Fenſter unſeres Kurſchiffes; jezt durchdringe ich ebenfalls die duftigen Wellen dieſes Luftoceans und ſchaue auf ſeinem Grunde das inhaltvolle, rege Leben in Flüſſe ergoſſen, in Fluren gewirkt, in Wälder gewachſen, in Berge aufgeſchoſſen, in Thäler gefurcht, in Thiere und Menſchen geprägt und verklärt. Ach, wie lieb wird mir dieſes wimmelnde, fernherblendende Leben, das, in der Nähe angeſehen, nichts als faule Gährung iſt! Was werden mir die Menſchen ſo lieb, wenn ich recht weit von ihnen weg bin!

Das Leben auf Bergen und zur See hat manche Aehnlichkeit. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bewegt ſich der Tag in einem gewiſſen gleichförmigen Takte; der gleiche ſcharfe Morgenhauch von Oſten, der einem den Schlaf aus den Augen reibt, die gleiche, windſtille Mittagsruhe, der gleiche feierlich-friedliche Abendſonnenblick, der die Betglocke der Aelpler und Segler iſt. Und wie der Sonnenſchein und die Windſtille, ſo machen auch Sturm und Gewitter den eigenthümlichen Eindruck des lieblichen oder ſchaurigen Alleinſeyns. In der Nacht gar, wenn die Winde an das Haus ſchlagen, kommt es mir jedesmal vor, als wenn ich auf der Hängematte über dem Meere ſchaukelte, während ich auf einer ganz guten Matratze und über Granitfelſen liege.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juli.

(Beſchluß.)

Spaziergänge. Table d'hôte. Theater. Glas.

Das vorige Jahr ſchenkte den Freunden der Natur in der *Saleſiushöhe* bei Oſſeck einen neuen angenehmen Ort; etwas Aehnliches brachte auch das jetzige zu Stande. Es iſt nämlich eine ſchöne, neue Straße durch Waldesgrün zwiſchen Doppelburg und dem Forſthauſe zu *Koſten* angelegt worden. Hiebei handelt es ſich zwar nicht, wie bei jener Anhöhe, um eine neue, eigenthümliche Ausſicht; aber der Ort iſt durch den einfachen Reiz grüner, üppiger Vegetation höchſt einnehmend, und die dem Blicke begegnenden Berge, der große und der kleine Milleſchauer, geben hier ein ſehr anmuthiges Bild. Daneben nimmt die noch in ſtolzer Jugendpracht prangende Zeugin vieler Jahrhunderte, eine recht ſchöne Eiche, unſere Bewunderung in Anſpruch. Es war der 4te Juli, der Tag der Ankunft des Königs von Preußen, an dem der trauliche Ort durch Muſik, welche hier bei ſolchen Gelegenheiten nie zu fehlen pflegt, gleichſam eingeweiht wurde. Die wöchentlich an zwei beſtimmten Tagen ſtattfindenden Spazierfahrten nach Doppelburg, deſſen Thiergarten einen recht freundlichen Verkehr mit den darin hauſenden Hirſchen darbietet, werden durch den damit leicht zu verbindenden Beſuch des neuen, anmuthigen Platzes an Intereſſe gewinnen.

Die Table d'hôte im *Saale* des *Schloßgartens* war, als die durch ihr ſchönes Lokal einnehmendſte und vornehmſte, in der lezten Zeit, zumal Sonntags, mit Gäſten reich verſehen. Mit Recht rühmt man die Mittagstafeln der Gaſthöfe zum König von Preußen, des Hirſches, weißen Roſſes und mehrerer andern. In dem zuerſt genannten reicht der Platz für den großen Ueberfluß an Beſuchern gewöhnlich lange nicht aus. — Obſchon dem zum fürſtlichen Schloſſe gehörigen Theater durch die Schönheit des Sommers mancher Abbruch geſchieht, füllt ſich das Haus dennoch nicht ſelten. Die ſchon ſeit Jahren hier im Sommer als einheimiſch zu betrachtende *Römerſche* Geſellſchaft empfiehlt ſich auch wirklich, zumal im Komiſchen, worin ſie zuverläſſig mehr wahrhafte Talente aufzuzeigen hat, als manche Reſidenzbühne. Daher ſind denn Wiener Lokalpoſſen eine beſondere Sphäre für ſie. Nur darf ihr Inhalt freilich nicht ſo ſchaal und formlos ausfallen, als

Digitized by Google

z. B. in der „Liebe auf der Alm,“ einem der erſten Stücke, welche der König von Preußen mit ſeiner Gegenwart beehrte. Leztere wird allezeit für das Publikum zu einer beſondern Lockung.

Die **Glaswaaren** ſind ein Artikel, worin Böhmen ſich bekanntlich ſehr hervorthut; daher iſt vielleicht auch in keinem andern der Einkauf der Fremden ſo ſtark, als in dieſem. Nur befindet er ſich eben in einer Krankheitskriſis, welche den höchſten Punkt erſtiegen hat. Schon ſeit geraumer Zeit gefiel es dem guten Tone, die Glaswaare aus dem Paradieſe des guten Geſchmacks zu vertreiben. Das ſchuldloſe, klare Weiß wurde bald in die eine, bald wieder in die andere Farbe gekleidet; aber der gute Ton hätte nicht der gute Ton ſeyn müſſen, wenn ihm nicht allmählich alle dieſe Farben unausſtehlich geworden wären. Da gerieth er auf die Idee, zum Golde zu greifen, das ſchon darum den Vorzug vor allen andern Dingen verdient, weil es das koſtbarſte von Allen iſt. So gehört es denn nun zu den Nothwendigkeiten eines gläſernen Badegeſchenks, daß, wo möglich, keine Spur von Weiß daran übrig blieb. Zugleich ſcheint auch die Form in den meiſten Gegenſtänden den Gipfel der Plumpheit und Geſchmackloſigkeit erklommen zu haben. Es dürfte ſonach gegründete Hoffnung vorhanden ſeyn, daß der Glasfabrikation die Geneſung nicht mehr fern ſtehe, weil wohl anzunehmen iſt, ihre urſprünglich ſo reine, ſchöne, geſunde Natur werde ſie gewiß vor einem ſchmählichen Untergange ſchützen. Uebrigens hat die der bildenden Kunſt gewonnene feinſte, geſchliffene und gravirte Glaswaare ſich von der Verunreinigung durch Farben und Gold frei erhalten und iſt, während die übrigen Glasgefäße großentheils jener Verkehrtheit huldigen, des Strebens nach höherer Vollkommenheit fortdauernd eingedenk. — An der Grenze überraſchte es diesmal viele Beſucher der böhmiſchen Bäder, daß die bisher denſelben zugeſtandene Vergünſtigung des freien Einbringens einer kleinen Quantität Weins nicht weiter ſtattfindet, und ſie von jeder mitgebrachten Flaſche Wein fünf Groſchen zu erlegen hatten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Odeon. Théâtre français.

Die Schauſpiele haben ſich das ſchlechte Wetter zu Nuze gemacht, aber jezt iſt auch ihre harte Zeit gekommen; wer kann 25° Hize in einem dicht verſchloſſenen Saale aushalten? Daher kommt denn jezt ihre Noth an den Tag. Die Odeonsbühne iſt bereits geſchloſſen, und zum zehnten Male zeigt ſich, daß dieſes Theater ſich nicht halten kann. Warum? weil es in einem Stadtviertel liegt, das nicht von der „faſhionabeln“ Welt bewohnt iſt; Studenten gibt es wohl in dieſem Stadtviertel in Menge, und dieſe beſuchen das Odeon auch ziemlich fleißig; aber eben deßwegen gehen reiche Familien nicht gerne in die Logen, wo ſie zuweilen der Unart und dem Muthwillen der jungen Leute ausgeſezt ſind. Die Direktion des Théâtre français hatte, um die Bildung einer Nebenbuhlertruppe zu verhindern, das Odeon ſich erbeten und bekommen, und hatte ſomit täglich zwei Bühnen zu verſorgen. Der Vorſtadt St. Germain, an deren äußerſtem Ende das Odeon liegt, erwuchs daraus die Annehmlichkeit, daß ſie hier um den halben Preis die Stücke ſpielen ſehen konnte, welche auf dem Théâtre français gegeben werden; einige Darſtellungen auf der Odeonbühne hatten auch großen Beifall erhalten und den Saal gefüllt; aber die Logen, welche den Direktionen das Meiſte einbringen, blieben oft leer, die Koſten waren vergebens aufgewendet, und im vorigen Monat hat das Théâtre français auf die Darſtellungen im Odeon verzichtet, und man weiß noch nicht, was aus lezterem werden wird; einigen Gerüchten zufolge ſoll es einſtweilen der italieniſchen Oper dienen, bis der ſogenannte Favartſaal, welcher bekanntlich im lezten Winter abgebrannt iſt, wie ſo eben das Vaudevilletheater, wieder aufgebaut ſeyn wird. Die Regierung hatte der Deputirtenkammer einen Geſezesentwurf wegen dieſer Wiederaufbauung vorgelegt. Die Kammer fand aber den Plan zu mangelhaft und nahm ihn nicht an; ſomit bleibt das Haus im Schutte liegen, bis ein beſſerer Plan vorgelegt und angenommen ſeyn wird. Da die italieniſche Oper nur den Winter hindurch ſpielt, ſo hat es auch eben keine Eile. Das Théâtre français oder Nationaltheater, welches ſich einer bedeutenden Unterſtüzung von Seiten des Staats zu erfreuen hat, und wenn gute Stücke von den beſten Schauſpielern dargeſtellt werden, ſtark beſucht wird, ſollte ſich eigentlich in blühendem Zuſtande befinden; dies iſt aber nicht der Fall; als es auf das Odeon verzichtete, vernahm das Publikum, daß es ſelbſt in Noth ſtecke, und noch dazu an innerm Zwieſpalt leide. Es heißt, Dumas berüchtigtes Stück: Caligula, und ein anderes Stück: Camp des Croisés, haben ſo ungeheure Auslagen erfordert, daß die Direktion dadurch in Schulden gerathen ſey und nun ſchleuniger Hülfe bedürfe. Auch werden bereits in der Direktion Veränderungen vorgenommen. Bekanntlich ſteht an der Spize dieſer Direktion ein von der Regierung ernannter Commiſſarius (jezt Vedel). Die ſogenannten Acteurs-Sociétaires leiten die Geſchäfte und behandeln diejenigen Schauſpieler, welche nicht Sociétaires ſind, ein wenig wie ihre Untergebenen, bis dieſe gewürdigt werden, in die Societät einzutreten, wodurch ſie dann Siz und Stimme in der Schauſpieler-Rathsverſammlung erhalten. Da dieſe Verſammlung über die Aufnahme oder Abweiſung neuer Stücke entſcheidet, ſo iſt ſie für die Dichter ſehr wichtig, und erregt, wenn ſie träg oder ſtreng iſt, ihr Mißvergnügen; auch iſt es etwas Gewöhnliches, daß ſie in den Tageblättern von Schauſpieldichtern und Kritikern ſtark angegriffen wird. Darüber laſſen ſich jedoch die Mitglieder des Raths, Herrn ſowohl als Damen, keine grauen Haare wachſen, ſondern ſezen ihren Gang ruhig fort, bis etwa ein Stoß ſie aufrüttelt, wie dies jezt der Fall iſt. Es heißt, die Rathsverſammlung ſey aufgelöst oder ſolle jezt anders organiſirt werden. Unterdeſſen bleiben die Cartons des Theaterarchivs voll von Manuſcripten, deren manche ſchon viele Jahre alt ſind. Es hat neulich den Sociétaires beliebt, eines der älteſten Stücke hervorzuziehen und aufzuführen. Es iſt die tragiſche Geſchichte Marie von Brabants und König Philipps des Kühnen, nebſt der ſeines Barbiers und Günſtlings la Broſſe, welche von Theaterdichtern, Epikern und Lyrikern ſchon oft behandelt worden iſt. Der Dichter, Namens Andrand, war ein junger Mann, als er dieſes Trauerſpiel dichtete; er hat aber indeſſen Zeit genug gehabt, zum Mann zu reifen, und da ſein erſter Dichterverſuch ſo unglücklich geweſen war, im Archiv des Théâtre français vergeſſen zu werden, ſo hatte er klüglich das Dichten aufgegeben und dagegen etwas recht Proſaiſches, nämlich einen Kohlenhandel angefangen, der denn auch einträglicher für ihn wurde, als das Tragödienſchreiben. Er war mitten in dieſer ſchwarzen Beſchäftigung, als er plözlich die Kunde erhielt, ſein unter einem Wuſte von Handſchriften ſeit zwölf oder fünfzehn Jahren vergrabenes Stück ſey von den Schauſpielern des Théâtre français hervorgezogen worden und werde einſtudirt. Der Mann hätte beinahe über der Freude ſeine Kohlen vergeſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 6. Auguſt 1838.

— Meine Schafe freſſen
Mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde. —
— Die Fiſche ſpringen und das Waſſerhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.

Schiller.

Briefe aus der Schweiz.

(Fortſetzung.)

Die Natur perſonifizirt ſich hier mehr als im Flachlande, wo viele Menſchen beiſammen leben und ſich über die Naturerſcheinungen gegenſeitig belehrend zu einer aufgeklärten Meinung vereinigen; auf Bergen und Meeren hingegen iſt in jeder Sennhütte und jedem Schiffe eine eigene Vorſtellungsart heimiſch, die Phantaſiebilder fixiren ſich, gewinnen Geſtalt, haben Hausrecht, gleich den Penaten der Alten, und nehmen ihren feſten Platz am Herde ein; daher die Berg- und Meeresſagen eben ſo ähnlich als räumlich abgegrenzt ſind. Gleich den Sagen der Alten von der Entſtehung der Milchſtraße u. ſ. w. enthalten ſie oft bedeutungsvolle Erklärungen einzelner naturgeſchichtlicher Vorfallenheiten, und es iſt, als hätte ſich das bilderreiche, mit der Natur ſo eng verwandte Heidenthum auf Bergen und Meeren vom Untergang erhalten. Viele alte flüchtige Götter haben ſich da in Höhlen und Klüfte gerettet und treiben in den Schachten der Erde, in den Tiefen der Gewäſſer, an öden Felſenwänden, auf verſteckten Sandbänken ihr altes Weſen unter neuen Namen fort und üben auf die kräftigſten und einfachſten Menſchenkinder ihren ſtillen Einfluß, leidenſchaftlich und willkührlich, nach alter Götterweiſe. Auf jeden Fall haben die See- und Bergleute eine ganz eigenthümliche Theologie; kein Heiliger wird da angenommen, der nicht ſein Meiſterſtück abgelegt und allenfalls im Stande iſt, eine halbe Stunde lang mitten im Wetterſturm mit einem Beine auf dem Kielbug zu ſtehen und mit dem andern die Richtung anzugeben, oder aber ein verlaufen Stück Vieh in der Nebelnacht von einem Felſenzacken unverſehrt herunter zu „krätzen.“

Dann ſind Bergbewohner und Seefahrer beiderſeits die erfahrenſten Wetterſchmecker und haben dieſe Kunſt auf die gleiche Weiſe gelernt, nämlich von den Thieren, mit denen ſie umgeben. — Es iſt ein gar freundliches Schauſpiel, wie die Sennen mit ihren Kühen reden. Sie verſtehen einander beſſer als die Mitglieder mancher Akademie. „Der Mythenſtein zieht ſeine Haube an — und Wächter ſcharrt die Erde.“ Die Rinder muhen noch viel verſtändlicher als mancher Pfarrer predigt, bald langgedehnt ſchwermüthig, bald treuherzig dumpf, bald luſtig rollend, jodelnd, bald ſcharf gebrochen; dann gehen ſie oft ſo bedächtlich auf der Weide umher, als ob ſie was verloren hätten oder über was nachdächten, dann wieder haben ſie keine Ruhe, verlaufen ſich oder wollen immer heim; bald hängen ſie den Kopf ſo faul, gleich Ladendienern in der Oper, bald tummeln ſie ſich und bäumen die Schweife gleich Studenten, wenn die Wechſel angekommen. Daraus merkt der Senn allemal gleich, was ſeinen lieben

Digitized by Google

Getreuen u. ſ. w. fehlt und wie er ſich auf die nächſtfolgenden Tage vorzuſehen habe.

Das Verhältniß zwiſchen den Seeleuten und den Fiſchen iſt weniger familiär; die Seethiere leben abgeſchloſſener, wilder, ſind nicht ſo civiliſirt, wie das Vieh auf den Bergen; deßhalb iſt auch ihr Ausdruck unverſtändlicher und die Verbindung mit ihnen ſchwieriger. Die Fiſche ſind ſehr argwöhniſch, eben weil ſie ſo wild und ungeſellig leben; das Zutrauen iſt eine Frucht der Geſelligkeit; ſie ſind gerade deßwegen auch ſehr grob und dumm. Dies hindert aber nicht, daß die klugen und aufmerkſamen Seeleute ihnen nicht eine Menge Zeichen ablauſchen und aus denſelben eine Art Wörter- und Sprachlehrbuch zuſammentragen konnten. Da hat ſich z. B. jeder Schiffsjunge in ſeinem Notizenbuch hinter den Ohren angemerkt, was es zu bedeuten habe, wenn die Fiſche ſo auftauchen und Männchen machen, was es ſagen will, wenn das Meer wie ein Kirchhof daliegt, in dem die Fiſche begraben ſcheinen; ihm graut vor der freundlichen Bettelhaftigkeit des Waſſervolks, und wenn die Zugfiſche in langen Reihen wandern, ſo betet er Abends den Roſenkranz noch einmal ſo fleißig.

Von einer andern ausgezeichneten Aehnlichkeit zwiſchen See- und Bergleben ſpüre ich den Beweis in meinen Gliedern, den raſchern Kreislauf des Blutes. Dieſer kommt her von der Bethätigung der Lungen, welche in den beiden Regionen gleich lebhaft angeſprochen werden. Das iſt eine ſehr wichtige Parallele; aus derſelben erklären ſich viele Thatſachen, welche eine charakteriſtiſche Aehnlichkeit der beiden Lebensarten nachweiſen, indem nicht nur das leichte, rothe Blut, die raſchen Wallungen, der friſche Appetit, das Uebelſeyn in Niederungen, auf dem Feſtlande, ſondern auch das offene, kurzangebundene Weſen, das angeborne Heimweh nach den Schiffen, nach den Bergen, kurz das Temperament damit in Verbindung ſteht. Auf dieſer Bethätigung der Lungen beruht auch ganz vorzüglich der Erfolg der Kuren, die durch den Aufenthalt auf dem Meere und auf den Bergen gemacht werden. Daher ſagte auch meine ſentimentale Freundin: „Sie müſſen eine Bergkur brauchen," weil das Temperament, das ihr an mir gehört, beinahe erſchöpft war, indem meine politiſche Freundin mich faſt durch und durch choleriſirt hatte.

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

(Fortſetzung.)

Auf dem Vulkan von Pichincha fühlte ich einmal, ohne zu bluten, ein ſo heftiges Magenübel, von Schwindel begleitet, daß ich beſinnungslos auf der Erde gefunden wurde, als ich mich eben auf einer Felsmauer über der Schlucht von Verde-Cuchu von meinen Begleitern getrennt hatte, um electrometriſche Verſuche an einem recht freien Punkte anzuſtellen. Die Höhe war gering, unter 13,800 Fuß. Am Antiſana aber, auf der beträchtlichen Erhebung von 17,022 Fuß, blutete unſer junger Reiſegefährte Don Carlos Montufar ſehr ſtark aus den Lippen. Alle dieſe Erſcheinungen ſind nach Beſchaffenheit des Alters, der Conſtitution, der Zartheit der Haut, der vorhergegangenen Anſtrengung der Muskelkraft ſehr verſchieden, doch für einzelne Individuen ſind ſie eine Art Maß der Luftverdünnung und abſoluten Höhe, zu welcher man gelangt iſt. Nach meinen Beobachtungen in den Cordilleren zeigen ſie ſich an weißen Menſchen bei einem Barometerſtande zwiſchen 14 Zoll und 13 Zoll 10 Linien. Es iſt bekannt, daß die Angaben der Höhen, zu denen die Luftſchiffer behaupten, ſich erhoben zu haben, gewöhnlich wenig Glauben verdienen, und wenn ein ſicherer und überaus genauer Beobachter, Herr Gay-Luſſac, der am 16ten September 1804 die ungeheure Höhe von 21,600 Fuß erreichte (alſo zwiſchen den Höhen des Chimborazo und des Illimani) kein Bluten erlitt, ſo iſt dies vielleicht dem Mangel an Muskelbewegung zuzuſchreiben. Nach dem jetzigen Stande der Eudiometrie erſcheint die Luft in jenen hohen Regionen eben ſo ſauerſtoffreich als in den unteren; aber da in dieſer dünnen Luft, bei der Hälfte des Barometerdrucks, dem wir gewöhnlich in den Ebenen ausgeſetzt ſind, bei jedem Athemzuge eine geringere Menge Sauerſtoff von dem Blute aufgenommen wird, ſo iſt allerdings begreiflich, wie ein allgemeines Gefühl der Schwäche eintreten kann. Warum dieſe Aſthenie, wie im Schwindel, vorzugsweiſe Uebligkeit und Luſt zum Erbrechen erregt, iſt hier nicht zu erörtern, ſo wenig als zu beweiſen, daß das Ausſchwitzen des Blutes (das Bluten aus Lippen, Zahnfleiſch und Augen), was auch nicht alle Individuen auf ſo großen Höhen erfahren, keineswegs durch Aufhebung eines „mechaniſchen Gegendrucks" auf das Gefäßſyſtem befriedigend erklärt werden kann. Es wäre vielmehr die Wahrſcheinlichkeit des Einfluſſes eines verminderten Luftdruckes auf Ermüdung bei Bewegung der Beine in ſehr luftdünnen Regionen zu unterſuchen, da, nach der denkwürdigen Entdeckung zweier geiſtreichen Forſcher, Wilhelm und Eduard Weber,* das ſchwebende Bein, am Rumpfe hangend, bloß durch den Druck der atmoſphäriſchen Luft gehalten und getragen wird.

* Mechanik der menſchlichen Gehwerkzeuge. 1836. §. 64. S. 147 — 160. Neuere, von den Gebrüdern Weber zu Berlin angeſtellte Verſuche haben den Satz: daß das Bein in der Beckenpfanne von dem Druck der atmoſphäriſchen Luft getragen wird, vollkommen beſtätigt.

Digitized by Google

Die Nebelſchichten, die uns hinderten, entfernte Gegenſtände zu ſehen, ſchienen plötzlich, trotz der totalen Windſtille, vielleicht durch eleltriſche Proceſſe, zu zerreißen. Wir erkannten einmal wieder, und zwar ganz nahe, den domförmigen Gipfel des Chimborazo. Es war ein ernſter, großartiger Anblick. Die Hoffnung, dieſen erſehnten Gipfel zu erreichen, belebte unſere Kräſte auf's Neue. Der Felskamm, der nur hier und da mit dünnen Schneeflocken bedeckt war, wurde etwas breiter; wir eilten ſicheren Schrittes vorwärts, als auf einmal eine Art Thalſchlucht von etwa 400 Fuß Tiefe und 60 Fuß Durchmeſſer unſerem Unternehmen eine unüberſteigliche Grenze ſezte. Wir ſahen deutlich jenſeits des Abgrundes unſern Felskamm in derſelben Richtung fortſetzen, doch zweifle ich, daß er bis zum Gipfel ſelbſt führt. Die Kluft war nicht zu umgehen. Am Antiſana konnte freilich Herr **Bonpland** nach einer ſehr kalten Nacht eine beträchtliche Strecke des ihn tragenden Schnees durchlaufen. Hier war der Verſuch nicht zu wagen, wegen Lockerheit der Maſſe; auch machte die Form des Abſturzes das Herabklimmen unmöglich. Es war 1 Uhr Mittags. Wir ſtellten mit vieler Sorgfalt das Barometer auf, es zeigte 13 Z. $11^{2}/_{10}$ L. Die Temperatur der Luft war nun 1°,6 unter dem Gefrierpunkt, aber nach einem mehrjährigen Aufenthalt in den heißeſten Gegenden der Tropenwelt ſchien uns dieſe geringe Kälte erſtarrend. Dazu waren unſere Stiefeln ganz von Schneewaſſer durchzogen, denn der Sand, der bisweilen den Grath bedeckte, war mit altem Schnee vermengt. Wir hatten nach der **La Place**ſchen Barometerformel eine Höhe von 3016 Toiſen, genauer von 18,097 Pariſer Fuß erreicht. Wäre **La Condamine's** Angabe der Hohe des Chimborazo, wie ſie auf der noch in Quito, im Jeſuitercollegio, aufbewahrten Steintafel aufgezeichnet iſt, die richtige, ſo fehlten uns noch bis zum Gipfel ſenkrecht 1224 Fuß oder die dreimalige Höhe der Peterskirche zu Rom.

La Condamine und **Bouguer** ſagen ausdrücklich, daß ſie am Chimborazo nur bis 2400 Toiſen Höhe gelangt waren, aber am Corazon, einem der maleriſchſten Schneeberge (Nevados) in der nahen Umgebung von Quito, rühmen ſie ſich, das Barometer auf 15 Zoll 10 Linien geſehen zu haben. Sie ſagen, dies ſey „ein tieferer Stand, als je ein Menſch bisher habe beobachten können.“ An dem oben beſchriebenen Punkte des Chimborazo war der Luftdruck um faſt zwei Zoll geringer, geringer auch als da, wo ſechzehn Jahre ſpäter, 1818, ſich Kapitän **Gerard** am höchſten im Himalayagebirge, auf dem Tarhigang, erhoben hat. In einer Taucherglocke bin ich in England einem Luftdruck von 45 Zoll faſt eine Stunde lang ausgeſezt geweſen. Die Flexibilität der menſchlichen Organiſation erträgt demnach Veränderungen im Barometerſtande, die 31 Zoll betragen. Doch ſonderbar möchte die phyſiſche Conſtitution des Menſchengeſchlechts allmählig umgewandelt werden, wenn große kosmiſche Urſachen ſolche Extreme der Luftverdünnung oder Luftverdichtung permanent machten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verzeichniſs von Uebersetzungen Schillerscher Werke.

Engliſch.

Gedichte.

Ode an die Freude, in gleichem Versmaß von Beresford. ſ. bei den lateiniſchen Ueberſetzungen: Ode an die Freude, erſte Fortſetzung. Berlin 1810.

Specimens of the german lyric poets. London 1822. Treuttel and Würtz. 10 Sh.

Fridolin, translated from Schillers Ballad of Fridolin, oder der Gang nach dem Eiſenhammer, into english verse, by J. W. Lake. Londres, Ackermann, Charles Tilt (vielmehr Paris) 1829. 16. 24 pp. 8 Kupfertafeln. 1 Fr. 50 Ct.

Wahrſcheinlich auch in **Hodges**, Charles, translated and original poems. Published by R. F. Hergt. Coblentz. 2 Vol. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Romane.

Der Geiſterſeher. — The Ghost-Seer or Apparitionist; an interesting fragment found among the papers of Count O**, from the German of Schiller. London 1795. 12.

The Armenian, or the Ghost-Seer, a History founded on facts etc. transl. from the German of F. Schiller. London 1830. 12.

Theater.

Die Räuber. — The Robbers, a Tragedy, translated from the German of F. Schiller. London 1792. 8.

The Robbers, transl. by Benj. Thompson, in the german Theatre, transl. by Benj. Thompson. London 1800.

The Robbers, transl. by Render. London 1800. 8.

Fiesko. — Fiesco, or the Genoese Conspiracy, a Tragedy translated from the German of F. Schiller by G. H. N. (Nöhden) and L. S. (Stottard). London 1796. 8.

Kabale und Liebe. — Cabal and Love, a Tragedy translated from the German of Frederic Schiller, Author of the Robbêrs, Don Carlos, Consp. of Fiesco etc. London 1795. 8. (by J. Jac. Timaeus).

Cabal and Love, translated from the German, by J. J. K. Timaeus. London and Leipzig, 1796. Hinrichs. 8. 12 Gr.

The Minister, a Tragedy from the German of F. Schiller, by Lewis. London 1797. 8.

Don Carlos. — Don Carlos, Prince Royal of Spain, from the German of F. Schiller, by the transl. of Fiesco. London 1798. 8.

Don Carlos, a Tragedy by F. Schiller. London, 1798. 8.

Don Karlos, a dramatic poem, from the German, by John Windham Bruce, Esq. gr. 12. (15 B.) Mannheim, Schwan and Goetz. Velinp. Geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Don Carlos, a Tragedy, translated and altered from the German of Schiller, and adapted for the english stage, by Simon Sabba. Paris, Rosa, Kilian. 1821. 8. 5 Fr.

Schiller's Don Carlos, Infante of Spain, a dramatic poem in five acts, translated from the German. 1 Vol. 8. Palermo 1837. (2 fl. 42 kr. bei Artaria in Mannheim.)

Digitized by Google

Wallenſtein. — The Piccolomini, or the first part of Wallenstein, a Drama in 5 acts, translated from the German of F. Schiller by Coleridge. London 1800. 8.

The Death of Wallenstein, a Tragedy translated from the German of F. Schiller by Coleridge. London 1800. 8.

Maria Stuart. — Mary Stuart. London, 1801. 8.

Die Braut von Meſſina — in Hodges, Charles, Original Poems, Translations of Demetrius, part of the Bride of Messina and tree scenes from Faust. Munich, Jac. Bayer, 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Demetrius. — Bei Hodges, ſ. oben bei der Braut von Meſſina.

Semele. — In Hodges, Charles, Translations, published by J. Bayar, Munich 1835. (?) 12. 16 Gr.

Geſchichte.

History of the rise and progress of the belgian republic. transl. by T. Horne. London 1807. 8. (4 sh. 6 d.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Théâtre français. Oper. Café-Théâtre.

Das Stück kam in der vorigen Woche zum Vorſchein und erhielt ziemlichen Beifall. Man ſieht leicht, daß ein junger Dichter daſſelbe gemacht hat: poetiſchen Schönheiten ſtehen große Mängel zur Seite. Auch verrieth dieſer erſte Verſuch kein ſo eminentes Talent, daß er zu viel größern Erwartungen berechtigt, weßhalb auch einige Theaterkritiker dem Verfaſſer rathen, ja den Kohlenhandel nicht aufzugeben. Man fürchtet jedoch, er werde ſich von ſeinem Entzücken hinreißen laſſen und neue Tragödien dichten. Fallen ſie noch beſſer aus wie dieſe, ſo wird ihn die Muſe wegen dieſes Schrittes freiſprechen, ſonſt aber nicht. — Louiſe von Lignerolles iſt ein ſentimentales Schauſpiel von zwei jungen Dichtern, welche, wie es ſcheint, nicht die Unannehmlichkeit erlebt haben, ihr Stück zehn Jahre in das Theaterarchiv vergraben zu ſehen. Sie heißen Legouvé und Dinaux; erſterer iſt der Sohn eines längſt verſtorbenen Dichters und Akademikers, welcher bei ſeinem Abſterben einen andern Dichter, den bekannten Bouilly, zum Vormund ſeines Sohnes machte; Dinaux ſoll ein angenommener Name ſeyn. Die Hauptrolle im Stücke, nämlich die einer jungen, gefühlvollen Frau, hat die ſechzigjährige Mars, welche das Stück vorzüglich hebt. Man hat ihr in den Zeitungen das Compliment gemacht, ſie ſey ein Frühling ohne Aufhören. In der That altert ihr jugendliches Talent ſehr wenig, und den Anzug weiß ſie ſo geſchickt einzurichten, daß er einen großen Theil ihrer Körpergebrechen verbirgt. Den Späſſen der kleinen Tageblätter kann ſie jedoch ſo wenig entgehen, als andere berühmte Perſonen. Sie erzählten neulich, man habe der Dlle. Mars wieder ihre Diamanten geſtohlen oder doch ſtehlen wollen, und in der That heißt es auch in den nicht ſpaſſenden Zeitungen, die berühmte Schauſpielerin habe, um den Nachſtellungen zu entgehen, ihr Geſchmeide in die Banque de France niedergelegt. Wenn nun die Diebe gar einen Angriff auf die Banque de France wagten? Die kleinen Spottblätter ſagen, man könne gar nicht begreifen, warum die Diebe gerade ihre Diamanten und nicht die anderer Schauſpielerinnen entwenden. So z. B. reiſe Dlle. Georges mit ſo blitzenden Edelſteinen in den Provinzialſtädten umher, daß, wenn ſie Gaſtrollen gebe, auf dem Theaterzettel ſtehe: „Heute Abend wird Dlle. Georges alle ihre Diamanten anlegen.“ Wahrſcheinlich ſeyen dies auch echte Diamanten, und doch wolle ſich kein Dieb dazu zeigen; ſie ſey daher auch eiferſüchtig auf Dlle. Mars, deren Diamanten allein ſo viel Zauberkraft auf die Diebesherzen ausüben. „Ach!“ ſoll ſie weinend ausgerufen haben, „wie glücklich iſt Dlle. Mars! Beſtändig ſucht man ihr die Edelſteine zu entwenden, und die meinigen reizen keinen einzigen Dieb!“ — Duponchel, der Operndirektor, hatte ſehr zu kämpfen, da ihm im Juni alle Subjekte fehlten, welche im Stande ſind, den Opernſaal mit Zuſchauern zu füllen: Dupré, der Sänger, Dlle. Taglioni und die beiden Elsler. Der Mann that ſein Möglichſtes, um den Mangel zu erſetzen, es wollte aber nicht recht gehen. Da nun die Tänzerinnen in England waren und mit zu den Krönungsfeierlichkeiten gehörten, ſo ſuchte Duponchel wenigſtens Dupré wieder zu bekommen, und ſandte ihm Jemand nach, um ihn zur ſchleunigen Rückkehr zu bewegen. Wahrſcheinlich hat er Dupré den Reſt ſeines Urlaubs abgekauft, wie dies zuweilen zu geſchehen pflegt. Dupré iſt nun wieder da und hat mehrere beliebte Opern, beſonders Guido und Ginevra, welche ſeit ſeiner Abreiſe liegen bleiben mußten, wieder flott gemacht. Jezt wird es wieder voll in der Oper; jedoch beſteht jezt das Publikum aus andern Elementen als im Winter, wenn die Pariſer den Hauptthteil deſſelben ausmachen. In dieſer Jahreszeit iſt das Opernpublikum eine Art von Babel, ein Gemiſch aller Nationen Europa's. Man ſieht Deutſche und Engländer, Italiener und Ruſſen, und alle Sprachen ertönen hier durcheinander zwiſchen den Aufzügen. Von Nationaltrachten iſt dabei natürlich nichts zu ſchauen. Die Fremden, die nach Paris kommen, beſonders Damen, eilen, ſich nach den Pariſer Moden zu kleiden, und ſomit läßt ſich aus der Tracht nicht abnehmen, wer einheimiſch oder nur ein Zugvogel iſt. — Aus dem ſogenannten Gymnase musical auf den Boulevards, welches Concerte geben wollte, aber ſchon ſeit Jahr und Tag geſchloſſen war, iſt jezt ein Café-Théâtre geworden, wie es deren bereits einige auf den Boulevards gibt, zur Herabwürdigung der dramatiſchen Kunſt. Es werden hier jeden Abend eine Menge Liqueurs und Vaudevilles aufgetiſcht und miteinander verzehrt. Zu jedem Glaſe Liqueur kann man ein Vaudeville unentgeldlich genießen. Iſt dies zu Ende geſpielt, ſo muß die Geſellſchaft fort, um andern Conſumenten Platz zu machen, oder ſie muß ſich neue Lebensmittel reichen laſſen. Fünf bis ſechs Schauſpieler und Schauſpielerinnen und ungefähr eben ſo viele Statiſten müſſen acht- bis zehnmal nacheinander ſpielen und das Geſumme der Conſumenten im Parterre überſchreien. Damit verdienen ſie wöchentlich ungefähr ſo viel wie ein guter Handwerker. Dies iſt in Paris wohl die lezte Stufe, auf welche mittelmäßige Schauſpieler herabſinken, nachdem ſie ſich lange in den kleinen Schauſpielen herumgetrieben haben, und zulezt nicht einmal in dieſen mehr erträglich gefunden worden ſind. Andere finden noch ein leidliches Unterkommen bei den kleinen Truppen, welche in der Provinz, beſonders fern von der Hauptſtadt und von andern großen Städten umherwandern, und nur von Zuſchauern ertragen werden, welche nichts Beſſeres kennen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 7. Auguſt 1838.

> Pour peu que l'on s'oppose à ce que veut sa tête,
> On en a pour huit jours d'effroyable tempête;
> Elle me fait trembler dès qu'elle prend son ton,
> Je ne sais où me mettre, et c'est un vrai dragon;
> Et cependant —
>
> Molière.

Das Album, oder die Berühmtheiten.

Meiner Heirath mit Friederiken ſtand durchaus nichts mehr im Wege. Ich hatte mich mit meinem künftigen Schwiegervater auf's Beſte abgefunden, er gab mir ſeine Tochter und zahlte mir dazu ein kleines baares Kapital aus, ich übernahm dafür einen Theil ſeiner Gewürzhandlung; denn mein ſehr ehrwürdiger Schwiegervater war Gewürzkrämer in einer Stadt Deutſchlands, die unglücklicherweiſe zu klein war, um groß zu ſeyn, und zu groß, um den Namen einer kleinen Stadt zu verdienen.

Gleich bei Anknüpfung unſeres zärtlichen Verhältniſſes ließ meine Auserwählte einige Launen verſpüren, aber ſie waren von geringem Belang, und ich kam ihnen nach mit jener zauberiſchen Bereitwilligkeit, die einen Liebenden ſo gut kleidet; es war jedoch eines Montags Morgens, als ſie jenes fürchterliche Wort ausſprach, das den ganzen Umfang ihres kühnen Charakters ausdrückte, und zugleich die Quelle namenloſer Leiden für mich wurde. Dieſes ſchreckliche Wort hieß: Album. Friederike wollte ſich in Beſitz eines Albums ſetzen, und ſie trug mir dieſen Wunſch mit jenem bedeutungsvollen Lächeln vor, in dem eben ſo viel künftige Herrſchſucht als vergangene Grillenhaftigkeit lag. „Lieber Fritz, haben Sie nicht gehört? ich wünſche ein Album zu haben,“ ſagte ſie etwas lauter, als ich mir die Miene gab, das erſte Mal nicht ganz gut gehört zu haben. — „Gut, ich höre, meine Angebetete; allein ich muß dir geſtehen, daß ich noch nicht recht weiß, was du wünſcheſt.“ — „Noch kein Du, Friedrich, wenn ich bitten darf; ich möchte erſt das Album auf meinem Tiſche ſehen, ehe ich Ihnen Freiheiten geſtatte.“ Ich ſchwieg. „Wie,“ hob Friederike wieder an, „Sie wiſſen nicht, was ein Album iſt? Sie kennen nicht die hübſchen, länglich viereckigten Bücher, die in mit Arabesken verziertes Leder gebunden und mit koſtbaren Zeichnungen aller Art angefüllt ſind? Neulich ſah ich auf dem Tiſche der Präſidentin ein ſolches prächtiges Buch, und ich geſtehe Ihnen meine Schwachheit, daß ich ein gleiches zu haben wünſche.“ Während Friederike ſo ſprach, ging mir plötzlich ein Licht auf. „Ach!“ rief ich erfreut, „ich kann Ihnen ein ſolches Album ſchaffen, meine Unvergleichliche.“ — „Wie, Sie wären alſo ſchon ſo glücklich geweſen, meine Wünſche in dieſem Stücke zu errathen?“ — „Theure Friederike!“ — „Theurer Fritz! welch glückliche Ehe werden wir mit einander führen!“

Am andern Morgen wartete ich meiner Braut auf und legte mit freudeglänzendem Auge ein kleines Büchelchen vor ſie auf den Tiſch, das in mit Arabesken verziertes Leder gebunden und mit Zeichnungen angefüllt war. Friederike, als ſie einen Blick hinein gethan, warf mein Geſchenk mit dem bitterſten Unmuth in die Sophaecke,

Digitized by Google

indem ſie zugleich ihre Finger von Staub reinigte. „Dies,“ rief ſie im Ton der Verachtung, „dies iſt Ihr Album? Eine elende, alte, in Schweinsleder gebundene Scharteke, die Sie unter'm Trödel entdeckt und für einen Groſchen an ſich gebracht haben? O abſcheulich!“ Ich kämpfte einige Empfindlichkeit nieder: das koſtbare Büchelchen, das ich der Undankbaren gebracht, war das Gedenkbuch meines guten Großvaters, eines Wappenſtechers ſeines Zeichens, der auf ſeiner Wanderſchaft viele koſtbare Wappenzeichnungen zuſammengebracht und zugleich, da er ein ausbündig frommer Mann geweſen, von manchem gelehrten Profeſſor und Theologen ein erhebendes Verslein eingezeichnet erhalten hatte. Ich zeigte Friederiken nochmals die Verdienſte des Albums meines Großvaters, aber ſie beſtand darauf, ein modernes zu haben, und beſchrieb mir ein ſolches folgendermaßen: „Du mußt wiſſen, daß das Buch der Präſidentin (ich überhörte dieſen ganzen Anfang, denn mein Ohr vernahm nur, daß Friederike es für gut fand, mich ein ſüßes „Du“ hören zu laſſen; es war nur zu deutlich, ſie wollte mich für das verwünſchte Album kirre machen) alles enthält, was nur amüſiren kann. Du findeſt da die luſtigſte Zuſammenſtellung: auf dieſem Blatte Napoleon in brauner Tuſche, auf dem nächſten eine Landſchaft mit einer Kuh' auf rothem Papier, die untergehende Sonne mit Gold gemalt; dann der Teufel, höchſt ſonderbar mit einem langen Schweif, dann ein Schweizer Milchmädchen, ein Orangoutang, Saphirs Portrát, der Montblanc, eine Spielgeſellſchaft, das eine Bein der Taglioni, ein Stück von dem Schlafrock eines berühmten Dichters, ein getrocknetes Veilchen, der König der Franzoſen, ein Galgen mit einem Gehenkten daran, ganz nach der Natur, der Genferſee, die Malibran, ein Floh, der eine Kanone fortzieht, Lord Byron, die Cholera in drei bis vier Carrikaturen, Narziß im Bade, Madame Dudevant, Meyerbeer, und eine Mücke unter dem Vergrößerungsglas; dann zulezt noch die neueſte Form der Damenhüte. Aber ich habe vergeſſen, daß noch der türkiſche Sultan dabei war, mit einem Bart, der ihm bis auf den Gurtel reicht, und eine Menge Handſchriften berühmter Männer.“

„Genug, genug, Friederike!“ rief ich ungeduldig. „Und das Alles nennſt du beluſtigend? Mir könnte eine ſolche Maſſe confuſer Dinge den Kopf verdrehen.“ — „Dann kennſt du noch nicht die Unterhaltung, wie ſie die Damen in den gebildeten Kreiſen genießen,“ erwiderte meine Schöne in einem empfindlichen Tone. — „Aber du lieber Himmel!“ rief ich eifriger, „was kann ein wohlerzogenes junges Mädchen für Vergnügen daraus ſchöpfen, wenn ſie neben einander den Bart des Sultans, den Schlafrock des Gelehrten, das Bein der Tänzerin, den Gehenkten am Galgen und Narziß im Bade betrachtet? Ich ſollte denken, die Wappen meines Großvaters und die Sprüche der Halle'ſchen Theologen wären da eine weit unbefangenere und lehrreichere Unterhaltung.“ — „O ſchweig von deinen Halle'ſchen Theologen! mir wird übel, wenn ich ein ſolches altes Buch in Lederband nur ſehe!“ rief Friederike und warf ſich in die Ecke des Sophas zurück, um mit mir zu ſchmollen. „Aber, Friederike,“ rief ich, „geſezt auch, es gelänge mir, alle jene Tollheiten zuſammenzufinden, würde eine ſolche Sammlung nicht ſehr koſtſpielig ſeyn?“ — „Das wird ſie allerdings,“ ſagte meine Beaut, „denn die Zeichnungen müſſen natürlich von großen Meiſtern ſeyn. Wenn die Präſidentin nur einen berühmten Mann mehr in ihrem Album hätte, als ich in dem meinigen, ſo wäre ich im Stande, das ganze Album aus dem Fenſter zu werfen.“

Ich erſchrack über die Energie, die in dieſen Ausdrücken lag. Gleich darauf verſank ich in tiefe Gedanken. In meinem Kopfe gingen die verſchiedenen Berühmtheiten vorüber, die meine Beaut mit ſo geſchwinder Zunge genannt hatte. „Ach,“ rief ich bei mir ſelbſt, „wie hat ſich doch die Welt verändert! Welch eine Maſſe ſeltſamer und unerhörter Dinge drängt ſich jezt dem Gedächtniß auf, und wie wenig brauchte man noch vor fünfzig Jahren in ſein Gedenkbuch einzutragen! Damals ein frommer Spruch vom gottſeligen Franke, und heutzutage das Bein der Taglioni, damals eine Stelle aus der Bibel, und heute ein Floh, der eine Kanone fortzieht — o das iſt höchſt auffallend! Wenn es ſo fortgeht, welch monſtröſe Geſchöpfe werden dann die Albums unſerer Enkel werden? Was wird man dort Alles zuſammentragen und mit welchen Merkwürdigkeiten wird man ſich dann plagen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

(Fortſetzung.)

Wir blieben kurze Zeit in dieſer traurigen Einöde, bald wieder ganz in Nebel gehüllt. Die feuchte Luft war dabei unbewegt. Keine beſtimmte Richtung war in den einzelnen Gruppen dichterer Dunſtbläschen zu bemerken, daher ich nicht ſagen kann, ob auf dieſer Höhe der dem tropiſchen Paſſat entgegengeſezte Weſtwind wehet. Wir ſahen nicht mehr den Gipfel des Chimborazo, keinen der benachbarten Schneeberge, noch weniger die Hochebene von Quito. Wir waren wie in einem Luftballon iſolirt. Nur einige Steinflechten waren uns bis über die Grenze des ewigen Schnees gefolgt. Die lezten cryptogamiſchen

Digitized by Google

Pflänzchen, die ich ſammelte, waren Lecidea atrovirens (Lichen geographicus, Web.) und eine Gyrophora des Acharius, eine neue Species (Gyrophora rugosa), ohngefähr in 2820 Toiſen Höhe. Das lezte Moos, Grimmia longirostris, grünte 400 Toiſen tiefer. Ein Schmetterling (Sphinx) war von Herrn Bonpland in 15,000 Fuß Höhe gefangen worden, eine Fliege ſahen wir noch um 1600 Fuß höher. Den auffallendſten Beweis, daß dieſe Thiere unwillkührlich vom Luftſtrome, der ſich über den erwärmten Ebenen erhebt, in dieſe obere Region der Atmoſphäre gebracht werden, gibt folgende Thatſache. Als Bouſſingault die Silla de Caracas beſtieg, um meine Meſſung des Berges zu wiederholen, ſah er in 8000 Fuß Höhe um Mittag, als dort Weſtwind wehte, von Zeit zu Zeit weißliche Körper die Luft durchſtreichen, die er Anfangs für aufſteigende Vögel mit weißem, das Sonnenlicht reflektirendem Gefieder hielt. Dieſe Körper erhoben ſich aus dem Thale von Caracas mit großer Schnelligkeit und überſtiegen die Gipfel der Silla, indem ſie ſich gegen Nordoſten richteten, wo ſie wahrſcheinlich das Meer erreichten. Einige fielen früher nieder auf den ſüdlichen Abhang der Silla; es waren von der Sonne erleuchtete Grashalme. Bouſſingault ſchickte mir ſolche, die noch Aehren hatten, in einem Briefe nach Paris, wo mein Freund und Mitarbeiter Kunth ſie augenblicklich für die Wilfa tenacissima erkannte, welche im Thal von Caracas wächst und die er eben in unſerm Werke: Nova Genera et Species plantarum Americae aequinoctialis, beſchrieben hatte. Ich muß noch bemerken, daß wir keinem Condor auf dem Chimborazo begegneten, dieſem kräftigen Geier, der auf Antiſana und Pichincha ſo häufig iſt und, mit dem Menſchen unbekannt, große Dreiſtigkeit zeigt. Der Condor liebt heitere Luft, um ſeinen Raub oder ſeine Nahrung (denn er gibt todten Thieren den Vorzug) aus der Höhe leichter zu erkennen.

Da das Wetter immer trüber und trüber wurde, ſo eilten wir auf demſelben Felsgrathe herab, der unſer Aufſteigen begünſtigt hatte. Vorſicht war indeß wegen Unſicherheit des Trittes noch mehr nöthig als im Herausklimmen. Wir hielten uns nur ſo lange auf, als wir brauchten, Fragmente der Gebirgsart zu ſammeln. Wir ſahen voraus, daß man uns in Europa oft um „ein kleines Stück vom Chimborazo“ anſprechen würde. Damals war noch keine Gebirgsart in irgend einem Theile von Südamerika benannt worden; man nannte Granit das Geſtein aller hohen Gipfel der Andes. Als wir ungefähr in 17,400 Fuß Höhe waren, fing es an, heftig zu hageln. Es waren undurchſichtige, milchweiße Hagelkörner mit concentriſchen Lagen. Einige ſchienen durch Rotation beträchtlich abgeplattet. Zwanzig Minuten, ehe wir die untere Grenze des ewigen Schnees erreichten, wurde der Hagel durch Schnee erſezt. Die Flocken waren ſo dicht, daß der Schnee bald viele Zoll tief den Felskamm bedeckte. Wir wären gewiß in große Gefahr gekommen, hätte uns der Schnee auf 18,000 Fuß Höhe überraſcht. Um zwei Uhr und einige Minuten erreichten wir den Punkt, wo unſere Maulthiere ſtanden. Die zurückgebliebenen Eingebornen waren mehr als nöthig um uns beſorgt geweſen.

Der Theil unſerer Expedition oberhalb des ewigen Schnees hatte nur 3½ Stunden gedauert, während welchen wir, troz der Luftverdünnung, nie durch Niederſitzen zu ruhen brauchten. Die Dicke des domförmigen Gipfels hat in dieſer Höhe der ewigen Schneegrenze, alſo in 2460 Toiſen Höhe, noch einen Durchmeſſer von 3437 Toiſen, und nahe am höchſten Gipfel, faſt 150 Toiſen unterhalb denſelben, einen Durchmeſſer von 672 Toiſen. Die leztere Zahl iſt alſo der Durchmeſſer des obern Theils des Doms oder der Glocke; die erſtere drückt die Breite aus, in der die ganze Schneemaſſe des Chimborazo, in Riobamba Nuevo geſehen, dem Auge erſcheint, eine Schneemaſſe, die ſich mit ihren nördlich anliegenden zwei Kuppen auf der 16ten und der 25ſten Tafel meines Kupferwerkes: Vues des Cordilleres, abgebildet findet. Ich habe ſorgfältig mit dem Sextanten die einzelnen Theile des Umriſſes gemeſſen, wie derſelbe ſich in der Hochebene von Tapia gegen das tiefe Blau des Tropenhimmels an einem heitern Tage prachtvoll abhebt. Solche Beſtimmungen dienen dazu, das Volum des Coloſſes zu ergründen, ſo weit es eine Fläche überſteigt, in der Bouguer ſeine Verſuche über die Anziehung des Berges gegen das Pendel anſtellte. Ein ausgezeichneter Geognoſt, Herr Pentland, dem wir die Kenntniß der Höhen des Sorata und Illimani verdanken, und der, mit vielen trefflichen aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten ausgerüſtet, eben jezt wieder nach dem oberen Peru (Bolivia) abgeht, hat mich verſichert, daß mein Bild des Chimborazo gleichſam wiederholt iſt in dem Nevado de Chuquibamba, einem Trachytberge, der in der weſtlichen Cordillere, nördlich von Arequipa, 19,680 Fuß (3280 Toiſen) Höhe erreicht. Nächſt dem Himalaya iſt dort, durch die Frequenz hoher Gipfel und durch die Maſſe derſelben, zwiſchen dem 15ten und 18ten Grade ſüdlicher Breite, die größte Anſchwellung der uns bekannten Erdoberfläche, ſo weit nämlich dieſe Anſchwellung nicht von der primitiven Form des rotirenden Planeten, ſondern von Erhebung der Bergketten und einzelnen Glocken von Dolerit-, Trachyt- und Albitgeſtein auf dieſen Bergketten herrührt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Taunusbäder. Landwirthſchaftliches Feſt.

Der Lockungen, von hier aus die Taunusbäder zu beſuchen, ſind zu viele, um ihnen zu widerſtehen, und wir werden auf Dampfſchiffen, in Eilwagen, Fiakern, Omnibus ꝛc. ſo raſch und theilweiſe auch ſo bequem und ſo billig in dieſer glückſeligen Gegend hin und her ſpedirt, daß nur Trägheit, Gleichgültigkeit und Geiz von dieſer herrlichen Partie abhalten könnten. Am glänzendſten und bedeutendſten iſt dieſes Jahr die Wiesbadener Saiſon, und man bemüht ſich jezt in Wiesbaden, dem Kurgaſte auch noch etwas mehr zu geben, als die trefflichen, heilſamen warmen Bäder. Das ſociale Leben au dieſem Kurorte gewinnt täglich an Gehalt und Abwechslung, und man hat nicht mehr nöthig, hinter dem Kurhauſe zu gähnen, oder innerhalb dieſer prachtvollen Säle aus Langeweile ſich der traurigſten aller Beſchäftigungen, dem Spiele an dem grünen Tiſche hinzugeben, das irgend ein böſer Dämon erſonnen zu haben ſcheint, um die erheiternde, belebende Wirkung der Gottesgabe, wie ſie in den Thermen ſprudelt, zu neutraliſiren. Es gibt jezt in Wiesbaden andere Beſchäftigungen, andere Vergnügungen; der ländlichen, reizenden Promenaden und Partien ſind viele, der geiſtigen Erholungen im Gebiete der Kunſt mannichfaltige, Concerte und muſikaliſche Soiréen, Bälle und Reunionen drängen ſich, Geſelligkeit und Frohſinn finden ſich allenthalben; man muß nur viel Geld und viel Zeit haben, um all das Schöne und Herrliche mitzugenießen. Der Pächter des Kurhauſes und der Spieltiſche, Chabert, hat unſtreitig um die Hebung des Wiesbadener Badelebens großes Verdienſt; Vieles hat ſich unter ihm verändert, verbeſſert und vervollkommt. Er ſelbſt hat freilich den meiſten Gewinn davon; denn unter den Tauſenden von Badegäſten, die jezt mehr als ſonſt nach Wiesbaden kommen, kommen auch Hunderte, die ihm am Spieltiſche den Tribut für all dieſe Herrlichkeiten abtragen; Chabert calculirt nur beſſer, als alle ſeine Vorgänger. Was die Stadt Wiesbaden ſelbſt betrifft, ſo verſchönert und vergrößert ſie ſich außerordentlich; Alles iſt von der Bau- und Vergrößerungsſucht angeſteckt, alle erübrigten Capitalien werden auf Neubauten verwendet. Doch ſcheint es mir, daß nun einmal in die Stadt kein gefälliger, wohlthuender Plan zu bringen iſt; es iſt Alles ſo eckig, zackig und bergig, keine impoſanten Bauten, nichts Alterthümlich-Ehrwürdiges. Die längſt erſehnte zweite Colonnade auf der andern Seite des Kurhauſes bleibt immer noch aus, da ſie doch, weil dadurch etwas Ganzes, Abgeſchloſſenes, Großartiges entſtände, eine Zierde der Stadt werden müßte. Rechnet man die ſtändigen und die bloß vorübergehend ſich hier befindenden Kurgäſte zuſammen, ſo ſteigt die Zahl faſt auf 10,000, weit mehr, als ſeit Jahren eine Wiesbadener Saiſon aufzuweiſen hatte. — Was die übrigen Taunusbäder, Schlangenbad, Schwalbach und Ems, betrifft, ſo können ſich dieſe Bäder diesmal eines ſolchen Zuſpruchs nicht rühmen. Ems und Schwalbach haben nach ihren Kurliſten kaum ein Drittheil der Wiesbadener Frequenz; auch iſt von Unterhaltung dort wenig zu finden. Die Badewelt iſt in Ems notabler, ſtolzer, abgeſchloſſener, ariſtokratiſcher als in Wiesbaden, wogegen in Schwalbach Alles freier, ungezwungener, ländlicher, glücklicher iſt. Beide Kurorte verdienen indeſſen ihren großen Ruf, denn die Heilquellen ſind köſtlich und die Umgebungen wunderſchön und merkwürdig. Schlangenbad und Weilbach ſind die am wenigſten beſuchten Taunusbäder, aber nicht die am wenigſten wirkſamen. In lezterer Beziehung verdienten ſie ein beſſeres Loos; allein da die Badewelt heutzutage mehr aus Geſunden und Lebensfrohen, denn aus Kranken und Siechen beſteht, ſo ſucht man die Orte, wo der Lebensgenuß zu Hauſe iſt. Schlangenbad hat indeſſen oft eine ſehr glänzende Badegeſellſchaft, beſonders wenn, wie das nicht ſelten während der Saiſon vorkommt, Wiesbadener und Schwalbacher Kurgäſte zu einer Interimskur nach Schlangenbad kommen. Auch pflegen ſich jedes Jahr einige hohe Notabilitäten an lezterem Orte einzufinden. Die mehr in der Nähe von Frankfurt liegenden Taunusbäder Homburg, Kronthal, Soden werden meiſt nur von Bewohnern dieſer reichen Mainſtadt beſucht, aber mehr, um daſelbſt einen ländlichen, erheiternden Zufluchtsort zu finden, als eine wirkliche Kur zu brauchen, obgleich die dortigen Quellen und Bäder alle Beachtung verdienen, namentlich Homburg, deſſen Mineralwaſſer ſo kräftig und wirkſam iſt, daß dieſer Badeort gewiß einmal einen vorzüglichen Rang unter den deutſchen Bädern erlangen wird. — Das landwirthſchaftliche Feſt in Alzey unweit Mainz erregte vor einiger Zeit die Theilnahme faſt der ganzen Provinz, wenigſtens derjenigen, die ſich für Landwirthſchaft intereſſiren, und zu dieſen zählen ſich wohl zwei Drittheile der Bevölkerung. Deßhalb ſtrömte man auch von allen Seiten zum Volksfeſte gen Alzey, theils um etwas über die jüngſten Fortſchritte im Gebiete der Landwirthſchaft zu erfahren, theils um ſich zwei Tage zu beluſtigen. Keiner der unzähligen Feſtgäſte ſah ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht. Wer aus Berufsdrang hinzog, ergözte ſich an den ausgeſtellten Proben ausgezeichneter, muſterhafter Viehzucht, die ſeit einigen Jahren in Rheinheſſen in vollſter Entwickelung begriffen iſt, an den ausgeſtellten neuen Ackergeräthſchaften, an den ſeltenen und merkwürdigen Produkten der Landwirthſchaft; er erfreute ſich an der warmen und aufrichtigen Theilnahme der Behörden und des Staats am hochwichtigen Gegenſtand, er ſah mit Vergnügen, wie das treue, brave Hausgeſinde, beſonders ſolche, welche eine Reihe von Jahren bei derſelben Herrſchaft geblieben, durch Preiſe und Ermunterungen belohnt wurde, kurz er ſah, daß ſein Lebensberuf, wenn auch mit Entbehrungen und Mühſeligkeiten verbunden, von keinem andern überſtrahlt wird; denn die Blüthe der Landwirthſchaft und der Gewerbe muß vorausgeſezt werden, wenn von der Blüthe des Staats die Rede ſeyn ſoll. Wer dieſe Bedeutung des Feſtes nicht auffaßte, wer hieher gekommen war, um ſich zu beluſtigen inmitten einer Geſellſchaft, welche die feinern Genüſſe des Städtelebens nicht kennt, fand Unterhaltung genug bei dem intereſſanten Feſtmahle im großen Zelte, bei den Feſtbällen ꝛc.; überall herrſchte Laune und Frohſinn. Man kann nicht Wichtigkeit genug auf ſolche Feſte legen. Der thätige Landmann kehrt von da nach Haus in ſeinen beſcheidenen Kreis zurück, geſtärkt und erhoben, vor Allem aber angeregt und aufgemuntert zu neuer, unabläſſiger Thätigkeit, was ihm und der Geſammtheit zu ſtatten kommt. Ich will nicht ſagen, daß die außerordentlichen Fortſchritte, welche die Landwirthſchaft in unſerer Provinz gemacht hat, von dieſen landwirthſchaftlichen Feſten und Vereinen herrühren; die Trefflichkeit des Bodens und der Fleiß der Bewohner haben ihren guten Theil daran; allein daß dieſe Feſte und Vereine unendlichen Nutzen geſtiftet haben, kann nur derjenige leugnen, der in der Geſellſchaft keine Triebfedern anerkennt als die allergemeinſten.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 8. Auguſt 1838.

— Der Fluß, das Thal, Obſt, Kornfeld, Wein;
Herrnloſe Burgen grüßen ernſt, und fahl
Aus grünem Buſchwerk ragt zerſtörter Zinnen Mal!

Byron.
Childe Harold.

Die Erbſchaft zu Neuenahr.

Der alte Graf zu Neuenahr
Er fühlte, daß er ſterbe,
Da rief er ſeiner Söhne Paar,
Zu theilen noch das Erbe.

„Geht zu des Burggewölbes Nacht,
Da liegt ein Pflug und ein Degen.“
Und als ſie beides ihm gebracht,
Da gab er ſeinen Segen.

„Mein ältſter Sohn, mein ſtärkſter Sproß,
Du ſollſt das Schwert behalten,
Die Berge und das ſtolze Schloß
Und aller Ehre walten.

„Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir ſey der Pflug gegeben;
Im Thal, wo ſtille Hütten ſind,
Dort magſt du friedlich leben.“

Der Alte ſtarb und Jeder that,
So wie ihm anbefohlen.
Was ward denn aus der Erbſchaft Saat?
Das ſagt mir unverhohlen.

Was ward denn aus dem wilden Stahl,
Dem Schloſſe und dem Krieger?
Was ward denn aus dem ſtillen Thal,
Was aus dem ſchwachen Pflüger?

Zwar hat die Sage hier ein Ziel,
Doch künden das die Gauen:
Der Berg iſt wüſt, das Schloß zerfiel,
Das Schwert iſt längſt zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenſchimmer;
Da wächſt und reiſt es weit und breit,
Man ehrt den Pflug noch immer.

C. D. Müller.

Digitized by Google

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

(Fortſetzung.)

Wegen des friſchgefallenen Schnees fanden wir beim Herabſteigen vom Chimborazo die untere Grenze des ewigen Schnees mit den tieferen ſporadiſchen Schneeflecken auf dem nakten, mit Lichenen bedeckten Geſtein und auf der Grasebene (Pajonal) in zufälliger momentaner Verbindung; doch immer war es leicht, die eigentliche perpetuirliche Grenze (damals in 2170 Toiſen Höhe) an der Dicke der Schicht und ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit zu erkennen. Ich habe an einem andern Orte (in einer den Fragmens asiatiques einverleibten Abhandlung über die Urſachen, welche die Krümmung der iſothermen Linien bedingen) gezeigt, daß in der Provinz Quito die Höhenunterſchiede der ewigen Schneegrenze an den verſchiedenen Nevados, nach der Geſammtheit meiner Meſſungen, nur um 38 Toiſen ſchwanken, daß die mittlere Höhe ſelbſt zu 14,760 Fuß oder 2460 Toiſen anzurechnen iſt, und daß dieſe Grenze, 16 bis 18° ſüdlicher vom Aequator, in Bolivia, wegen des Verhältniſſes der mittleren Jahrestemperatur zur mittleren Temperatur der heißeſten Monate, wegen der Maſſe, Ausdehnung und größeren Höhe der umliegenden wärmeſtrahlenden Plateaux, wegen der Trockenheit der Atmoſphäre und wegen des völligen Mangels alles Schneefalles von März bis November, volle 2670 Toiſen hoch liegt. Die untere Grenze des perpetuirlichen Schnees, die keineswegs mit der iſothermen Curve von 0° zuſammenfällt, ſteigt demnach hier ausnahmsweiſe, ſtatt zu ſinken, indem man ſich vom Aequator entfernt. Aus ganz analogen Urſachen der Wärmeſtrahlung in nahen Hochebenen liegt die Schneegrenze zwiſchen 30¾ und 31° nördlicher Breite, am nördlichen tibetiſchen Abhange des Himalaya, in 2600 Toiſen Höhe, wenn am ſüdlichen, indiſchen Abhange ſie nur 1950 Toiſen Höhe erreicht. Durch dieſen merkwürdigen Einfluß der Geſtaltung der Erdoberfläche iſt außerhalb der Wendekreiſe ein beträchtlicher Theil von Innerasien von ackerbauenden, mönchiſch regierten, aber doch in Geſittung fortgeſchrittenen Völkern bewohnt, wo unter dem Aequator in Südamerika der Boden mit ewigem Eiſe bedeckt iſt.

Wir nahmen unſern Rückweg nach dem Dorfe Calpi etwas nördlicher als die Llanos de Sisgun, durch den pflanzenreichen Paramo de Pungupala. Schon um fünf Uhr Abends waren wir wieder bei dem freundlichen Pfarrer von Calpi. Wie gewöhnlich folgte auf den nebelverhüllten Tag der Expedition die heiterſte Witterung. Am 25ſten Junius erſchien uns in Riobamba Nuevo der Chimborazo in ſeiner ganzen Pracht, ich möchte ſagen in der ſtillen Größe und Hoheit, die der Naturcharakter der tropiſchen Landſchaft iſt. Ein zweiter Verſuch auf dem durch eine Kluft unterbrochenen Kamm wäre gewiß ſo fruchtlos als der erſte ausgefallen, und ſchon war ich mit der trigonometriſchen Meſſung des Vulkans von Tungurahua beſchäftigt.

Bouſſingault hat mit ſeinem Freunde, dem engliſchen Obriſt Hall, der bald darauf in Quito ermordet wurde, am 16ten December 1831 einen neuen Verſuch gemacht, den Gipfel des Chimborazo zu erreichen, erſt von Mocha und Chillapulla, dann von Arenal aus, alſo auf einem andern Wege, als den ich mit Bonpland und Don Carlos Montufar betrat. Er mußte das Weiterſteigen aufgeben, als ſein Barometer 13 Zoll 8½ Linien, bei der warmen Lufttemperatur von + 7°,8 zeigte. Er ſah alſo die uncorrigirte Queckſilberſäule faſt 3 Linien niedriger und war um 61 Toiſen höher als ich gelangt, bis zu 3080 Toiſen. Hören wir ſelbſt dieſen der Andeskette ſo kundigen Reiſenden, der mit großer Kühnheit zuerſt chemiſche Apparate an und in die Krater der Vulkane getragen hat. „Der Weg,“ ſagt Bouſſingault, „den wir uns in dem lezten Theile unſerer Expedition durch den Schnee bahnten, erlaubte uns nur ſehr langſam vorzuſchreiten; rechts konnten wir uns an einem Felſen feſthalten, links war der Abgrund furchtbar. Wir ſpürten ſchon die Wirkung der Luftverdünnung und waren gezwungen, uns alle zwei bis drei Schritte niederzuſetzen. So wie wir uns aber eben geſezt hatten, ſtanden wir wieder auf, denn unſer Leiden dauerte nur ſo lange, als wir uns bewegten. Der Schnee, den wir betreten mußten, war weich und lag kaum drei bis vier Zoll hoch auf einer ſehr glatten und harten Eisdecke. Wir waren genöthigt, Stufen einzuhauen. Ein Neger ging voran, um dieſe Arbeit, die ſeine Kräfte bald erſchöpfte, zu vollziehen. Indem ich bei ihm vorbeigehen wollte, um ihn abzulöſen, glitt ich aus und wurde glücklicherweiſe vom Obriſt Hall und meinem Neger zurückgehalten. — Wir befanden uns (ſezt Herr Bouſſingault hinzu) für einen Augenblick alle drei in der größten Gefahr. Weiterhin ward der Schnee günſtiger, und um 3¾ Uhr Nachmittags ſtanden wir auf dem lang erſehnten Felskamme, der wenige Fuß breit, aber mit Abgründen umgeben war. Hier überzeugten wir uns, daß das Weiterkommen unmöglich ſey. Wir befanden uns an dem Fuße eines Felsprismas, deſſen obere Fläche, bedeckt mit einer Kuppe von Schnee, den eigentlichen Gipfel des Chimborazo bildet. Um ſich von der Topographie des ganzen Berges ein richtiges Bild zu machen, denke man ſich eine ungeheure, ſchneebedeckte Felsmaſſe, die von allen Seiten wie durch Strebepfeiler unterſtüzt erſcheint. Die Strebepfeiler ſind die Kämme, die ſich anlegen und (aus dem ewigen Schnee) hervortreten.“ Der Verluſt eines Phyſikers, wie Bouſſingault,

wäre unbeſcheidlich theuer durch den wenigen Gewinn erkauft worden, den Unternehmungen dieſer Art den Wiſſenſchaften daebieten können.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Album, oder die Berühmtheiten.

(Fortſetzung.)

Meine Braut fixirte mich, indem ich dieſen Gedanken nachhing. Als ſie meinte, ich hätte jezt genug meditirt, rief ſie mit jener liebenswürdigen Stimme, in der ſich ein weiblicher Nero gewöhnlich vernehmen läßt, wenn er gerade auf ſeine grauſamſten Streiche ſinnt: „Nun, Fritz, mich dünkt, deine Bedenklichkeiten könnten jezt zu Ende ſeyn. Werde ich das Album bekommen oder nicht?“ — „Du wirſt es erhalten,“ erwiderte ich mit einem Seufzer; „aber in der That, ich weiß noch nicht, wie ich ein Rieſenunternehmen, wie dieſes, werde zu Stande bringen können. Ich muß dir aufrichtig geſtehen, daß ich mir nicht ſchmeicheln darf, weder die Bekanntſchaft von Napoleon noch die von Saphir mir errungen zu haben; daß ich nicht weiß, ob meinetwegen der große Gelehrte N. ſeinen Schlafrock oder eine Tänzerin ihr Bein herleihen wird; ich weiß nicht einmal, ob ich ein getrocknetes Veilchen oder eine Mücke unter dem Vergrößerungsglas werde erbeuten können, um dein Album zu ſchmücken.“ — „Nun gut,“ entgegnete Friederike trocken, „ſo muß ich dir eben ſo offenherzig bekennen, daß ein ſo wenig gefälliger Bräutigam nicht nach meinem Geſchmacke iſt, und daß entweder ich das Album oder du eine andere Braut haben mußt.“ — „Aber Friederike —“ — „Kein aber — es bleibt dabei!“

Am andern Morgen befand ich mich im Reiſewagen, um die Beſtandtheile zu einem modernen Album zuſammenzutragen. Es fand ſich, daß in der nächſten großen Stadt der Dichter O. und der Dichter P. lebten, und Beide ſtanden auf der Liſte meiner Merkwürdigkeitslieferanten. Was war natürlicher, als daß ich mich bei dieſen beiden Herrn melden ließ. Ich hatte nicht die entfernteſte Ahnung, als könne ich hier einem böſen Spiele entgegen gehen, und doch, in welche Falle gerieth ich! Der Dichter O., ein kleiner Mann mit einem verdrießlichen Geſichte, einer rothen Naſe und einer grünen Brille, war eben im Begriff, mir einige Verſe eines unſterblichen Gedichtes, das er unter der Feder hatte, auf's Papier zu ſchreiben, als er plötzlich auf den Gedanken kam, ſich zu erkundigen, in welche Geſellſchaft er wohl gerathen werde. Treuherzig und offen, wie es meine Weiſe iſt, nannte ich ihm den Dichter P., der die Güte haben werde, ſich auf das folgende Blatt einzuſchreiben. Die friedfertigen Züge meines Erwählten erhielten dabei einen gehäſſigen Ausdruck, er ergriff die Feder und ſchrieb eilig ein paar Zeilen hin, die ich nicht leſen konnte; denn obgleich es deutſch war, ſah es wie chineſiſch aus. „Dieſer Spruch,“ ſagte der Dichter, „enthält eine Lobrede auf die Freundſchaft; ich wünſche, daß er meinem Collegen, zu dem Sie ſich jezt begeben wollen, gefallen möge.“ Ich bedankte und entfernte mich. Zwei Stunden darauf klopfte ich an der Thüre des Herrn P. Es empfing mich ein langer, freundlich ausſehender Mann, der offenbar ſehr geſchmeichelt ausſah, als ich ihm mein Album präſentirte. „Alſo auch bis in Ihr Städtchen iſt mein unbedeutender Name gedrungen?“ fragte er. — „Aufrichtig, nein,“ entgegnete ich. „Erſt im Kaffeehaus dieſer Stadt erfuhr ich von dem Daſeyn eines ſo großen —“ — „Hm, laſſen wir das!“ rief er kalt und nahm das Buch. Er blätterte darin und entdeckte bald die Verſe ſeines Vorgängers. Er las ſie und ſeine glatte Stirne verfinſterte ſich; mit einem Blicke, der eben ſo viel Spott als Zorn ausſprach, rief er: „O ganz vortrefflich, mein lieber Herr! Dieſe ſchönen Verſe enthalten ja ein ausgeſuchtes Lob auf mich!“ — „Das iſt wohl möglich,“ entgegnete ich zufrieden; „Herr O iſt einer Ihrer wärmſten Verehrer.“ — „Er iſt einer meiner ärgſten Feinde!“ rief der Lange, indem er das Buch auf den Tiſch warf. „Und Sie, mein Herr, Sie werde ich verklagen, daß Sie ſich damit abgegeben, zwei Gelehrte an einander zu hetzen.“ — „Ich?“ — „Ja, Sie!“ Er nahm das Album, riß das beſchriebene Blatt heraus und verkleinerte es mit haſtigen Fingern; dabei blickte er mich mit zornglühenden Augen an. „Seyn Sie froh,“ rief er, „daß ich dieſe Rache, und nicht eine für Sie bei weitem gefährlichere nehme. Jezt entfernen Sie ſich, und denken Sie nie daran, durch ſolche Mittel, wie Sie ſie jezt gebraucht, ſich ein Album zu verſchaffen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Juli.

Otths Skizzen aus Algier.

Ein eigenes Intereſſe entſteht auch in künſtleriſcher Hinſicht für das gebildete Europa durch die Eröffnung der nördlichen Pforten Afrika's. Wenn wir Andern, wie ſo häufig ſonſt auch, es den Franzoſen überlaſſen müſſen, die Dinge anzufangen, Ereigniſſe herbeizuführen, ſo zeigt ſich, und zwar namentlich neuerer Zeit und zu ſeiner Ehre, der germaniſche Charakter darin, daß er, auf den Spuren des leiblichen Siegers

Digitized by Google

gehend, ſeine geiſtigen Eroberungen und Ausbeuten macht. So bildet zum Beiſpiel unſer wackerer Landsmann Wagner eine bedeutende Erſcheinung, und ſeine literariſchen Arbeiten über Algier und die Regentſchaft, wie wir ſie fortwährend durch die Allgemeine Zeitung kennen lernen, finden ſchon ihre höhere Stelle in der wahrhaft bewundernden Anerkennung, welche ihnen von den Franzoſen gezollt wird. Aber Wagners Darſtellungen ſind auch das, was dem franzöſiſchen Geiſt ſchwer wird, zu geben: wahr, treu und durchaus künſtleriſch dabei. Wenn, ſo viel mir bekannt, Wagner bis jezt einzig, d. h. bedeutend vorragend daſteht als rhapſodiſcher Schriftſteller über Geiſt und Leben in der Gegenwart und ihrer Beziehung zur Vergangenheit der neu geöffneten Berberei, wenn uns ſeine Feder, ſo weit es die Feder kann, die originellen Geſtalten des Landes, auf ihrem eigenthümlichen Hintergrund wandelnd, zeigt, ſo iſt es gewiß ſehr erfreulich, daß nun auch bereits ein Deutſcher aufgetreten iſt, der ſich als bildender Künſtler, ſo viel ich weiß, eben ſo hervorragend und iſolirt, neben jenen ſtellt. Dies iſt der deutſche Schweizer Dr. Adolph Otth aus Bern. Er machte im Jahr 1837 eine Reiſe nach Algier. Ein Aufenthalt von wenigen Wochen genügte dem überaus gewandten Zeichner, um eine Maſſe landſchaftlicher Skizzen in ſein Portefeuille zu ſammeln. Zu Hauſe wieder angekommen, unternahm er, in eigenen Steinzeichnungen dieſe Ergebniſſe ſeiner Kunſtreiſe dem Publikum vorzulegen, und ſeit einigen Monaten erſcheint in der Lithographie von J. F. Wagner in Bern das Werk, von dem wir reden, heftweiſe, in groß Folio, der Rahmen der Zeichnungen etwa 11″ breit und 9″ hoch, mit begleitendem franzöſiſchen Text von Otth ſelbſt; jedes Heft 5 Blätter; der Preis eines Heftes mit Text 5 Schw. Franken (3 fl. 24 kr.). Zwei Hefte ſind verſendet und das dritte iſt unter der Preſſe. In der Schweiz und auch ſchon in Frankreich finden dieſe Blätter bereits eine ſehr gute Aufnahme, und ich wünſchte, daß durch das Organ Ihres vielgeleſenen Blattes auch in Deutſchland die Aufmerkſamkeit der Gebildetern auf dieſen intereſſanten Gegenſtand geleitet werden möchte. Otth ſcheint ganz das paſſende Künſtlernaturell für die Art der Auffaſſung zu haben, die ſein Objekt erfordert. Treu und wahr zu ſeyn, wie Wagner, erlaubt ihm ein Auge van herrlicher Schärfe, dem nichts entgeht, und eine Hand, die auch das Kleinſte, ſcheinbar Untergeordnete mit voller Leichtigkeit darzuſtellen weiß. Zu Treue und Wahrheit zwingt ihn ein wahrhaft geläuterter Geſchmack, der ſich auf jenem Boden nur zu bald überzeugte, daß das, was iſt, und wie Alles zuſammen iſt, in der Regel ſchon die künſtleriſche Anordnung in ſich ſelbſt trägt: das Weſen ja aller ſchönen Länder auf der Erde. Daher iſt es ganz am Platz, daß an einer Stelle des Textes zu einem der Blätter Otth ſelbſt ſagt, er werde hier, wie jedesmal, den Leſer darauf aufmerkſam machen, wenn er ſich eine willkührliche Zuſammenſtellung, das Zuſammenrücken von Naturgegenſtänden für Gewinnung eines maleriſchen Vorgrunds erlaubt habe. Poetiſch iſt Otth überall in der Wahl ſeiner Anſichten, ſeiner Standpunkte, und von einem beſonnenen, gebildeten Blick überhaupt dabei geleitet. Ihn ſtellt ſein Künſtlertalent eben gleich ſo, daß das, was er ſieht, ſo geſehen, von ſelber ſchön und recht iſt. Otth führt uns in den bisherigen Bildern hauptſächlich in der Gegend von Algier herum, ſo wie in der Stadt ſelbſt. Ferne: das Meer, die hügeligen und felſigen Ufer, der Atlas, die Gruppen der Gebäude, Städte, Citadellen, römiſche Ruinen ꝛc., Nähe: die fremdartige, kühne und phantaſtiſche Vegetation der Berberei, die mauriſche Architektur in der Nähe bis zur Darſtellung des Innern von Moſcheen u. ſ. w., und eine meiſt ſehr wohl angeordnete, wahre und charakteriſtiſche Staffage dazu: Alles ergänzt einander, und man fühlt bald beim Anſchauen dieſer Bilder heraus, daß nichts einſeitig, nichts überſehen iſt, daß ſie den Typus des Erſchöpfenden tragen. Bei dem beſcheidenen Titel des Werks: Esquisses africaines etc., ſind die Bilder unſers Künſtlers nichts weniger als unausgeführt, als nur etwa bloße Conturen mit flüchtigen Schatten- und Tonandeutungen, wenn gleich, was nicht zu leugnen iſt, was aber gerade mit als ein Hauptverdienſt unſers Künſtlers erſcheint, die Conturen die Hauptſache ſind, ſo daß der ſinnige Beſchauer, der Gelegenheit hat, in Otths Portefeuille ſelbſt bloße Umriſſe in Crayon zu ſehen, von dieſen ſchon in vollem Sinne befriedigt wird. Denn der Charakter jener Gegenden iſt eben der plaſtiſche; Alles iſt dort maſſenhaft, das Gewachſene, wie das Gemachte, der Cactus, wie die Moſcheenkuppel, und der derbe, brennende Farbenreichthum des Südens, ſo fern er auch dort ſich zeigt, bleibt weſentlich innerhalb der Lokalfärbung ſtehen, und erhält ſich ſomit in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit, die der Formenwelt wiederum die ihre läßt. Dagegen wiſſen jene Landſtriche von den Licht- und Lufteffekten der nördlicheren Zonen nur wenig; denn der Himmel ſchaut dort die Erde entweder nur mit dem helloffenen, großen Auge, worin der Stern, die Sonne, fortbrennt von Morgen zu Abend, oder nur durch die trübgeſchloſſenen Augenlieder einer Nebelregendecke an. Daher wird ſich das gebildete Urtheil bald darüber orientiren, daß Otths Bilder keine Effektlandſchaften nach der gewöhnlichen Art ſind, wie jezt beſonders die engliſchen Stahlſtiche, die, nur allzuſehr in Manier abirrend, uns Landſchaften und Anſichten vorführen, wo die Wolken ſich viel gefallen laſſen müſſen, um nach der Pfeife eines Effekthaſchers zu tanzen, und nach ſeiner Bequemlichkeit ihm Schatten und Lichter wie auf einer Muſterkarte zu vertheilen. Auf den allererſten Blick (der doch im Grund nicht viel mehr iſt, als der Blick eines Pferdes, dem man einen Wouvermann in die Krippe ſtellt) zeigen Otths Bilder wirklich eine gewiſſe Monotonie, ein nur weniges Heben der verſchiedenen Gründe und Partien von einander gegenſeitig; aber ſchon der zweite Blick, der urtheilende des Menſchen, läßt dies vergeſſen, und der Anſchauende ergebt ſich, ohne die krückenartige Unterſtützung jener handgreiflichen Tonabwechslungen, um ſo freier und reiner in dem, was den beſtimmten und eigenen Werth jener Natur ausmacht, den Otth uns mit der gebührenden Ausführung, und dabei mit aller Beachtung der Luftperſpektive, in der das beſcheidene Maß eben das Schätzenswerthe iſt, in ſeinen Darſtellungen kennen lehrt. Die Bilder ſind alle mit Tonplatten gedruckt, deren Anwendung hier beſonders günſtig erſcheint, wo bei dem Vorkommen der vielen weißangeſtrichenen Gebände dieſe, und die lichteren Stellen überhaupt, durch das Aufgeſparte ſich ſehr gefällig und angenehm geben laſſen. Wenn ich hier noch bemerke, daß Dr. Otth Botaniker und Geolog iſt, ſo geſchieht es, daß man der Wahrheit ſeiner Darſtellung jener Naturformen, die ohnedem und mehrfach durch Augenzeugen garantirt wurde, mit um ſo größerem Vertrauen entgegenkomme. — Ich begnüge mich mit dieſen allgemeinen Andeutungen über eine Erſcheinung, deren Einzelnheiten am beſten durch eigene Anſchauung der Bilder, in Begleitung der ſehr gut geſchriebenen erklärenden Bemerkungen des Künſtlers ſelbſt, ergriffen und genoſſen werden. Der Druck, in J. F. Wagners, eines in Bern lebenden Würtembergers, Lithographie beſorgt, iſt fleißig und ſchön, das Typographiſche elegant.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 9. Auguſt 1838.

Mercuriale aevum, ipsae musae opifices, iterum, ut olim apud Admetum, mercenarius Apollo.

Godofr. Hermann.

Das Album, oder die Berühmtheiten.

(Fortſetzung.)

Ich ſchlich davon, indem ich auf der Straße über die Dreiſtigkeit des Dichters O. und über die Rachſucht des Dichters P. nachdachte. Mein Album hatte nichts gewonnen; nur ich war um eine Erfahrung reicher geworden. Es fiel mir ein, daß noch ein paar andere Dichter in der Reſidenz wohnten; zwar nicht ſo berühmt, als die Beiden, von denen ich kam, allein ſchlimmſten Falls würde Friederike wohl auch mit etwas minder berühmten Namen verlieb nehmen. Mein Weg führte mich alſo in die beſcheidene Wohnung des Literaten G. Ich trat in ein Zimmer, in dem eine maleriſche Unordnung herrſchte; aber die Beſtandtheile dieſes Gemäldes, wenn man ſie näher in's Auge faßte, erregten eben keine Idee von Wohlhabenheit und Genuß. Inmitten dieſer Berge von Journalheften, dieſer mit Dinte und Staub beſudelten Bücher, dieſer Stümpfchen Licht und zerbrochenen Flaſchen ſaß der Gott dieſes Tempels, ein junger Mann von übermüthigem und zugleich befangenem Aeußern. Er war erſtaunt, mich mit ſo viel Beſcheidenheit eintreten zu ſehen, und mit jeder Verbeugung, die ich machte, wuchs ſein Stolz, und indem er aus allen Ecken und Winkeln ſeines Bewußtſeyns und ſeiner Eitelkeit die Lorbeeren hervorbrachte, die er nur irgend finden konnte, blähte er ſich vor meinen Augen zu einem berühmten Manne auf. Ich reichte ihm das Album dar, und da er es zu ſeinem Erſtaunen leer fand, fragte er nach der Urſache dieſer Beſonderheit; mit Offenheit geſtand ich ihm mein Mißgeſchick. Er zuckte die Achſeln. „In dieſem Falle," äußerte er, „darf ich meine Handſchrift hier nicht blicken laſſen; ich bin bekannt als ein Lobredner des großen O., und er ſowohl als die Welt würden gänzlich irre an mir werden, wenn man mich in Ihrem Album träfe und ihn nicht. Entſchuldigen Sie daher: bei uns Literaten herrſcht ein Coteriegeiſt, der ſehr achtungswürdig iſt und ohne welchen es uns ſchwerlich gelingen würde, unſere Produkte in's Publikum zu bringen." Ich machte eine betrübte und verwunderte Miene und empfahl mich. „Ach," dachte ich, „die Theologen des vorigen Säculums waren doch verträglicher als die großen Dichter heutzutage! Es ſind ihrer fünf-und-zwanzig in dem Gedenkbuch meines guten Großvaters friedlich bei einander, und Keinem iſt's eingefallen, ſeinen Vorgänger herauszureißen, um ſich allein in dem Buche zu erblicken. — Mit dem Literaten P. ging es durchaus um nichts beſſer. „Wie," rief dieſer Edle, „Sie wollen mich zu der Schändlichkeit verleiten, gegen den großen Dichter P., den ich verehre, den ich anbete, zu ſchreiben?" — „Gewiß nicht," entgegnete

Digitized by Google

ich demüthig. „Und doch!“ ſagte er; „mein Name, ohne den ſeinen, wäre die ärgſte und böswilligſte Verunglimpfung für mich.“ Ich erwiderte nichts und brachte mein Album nach Hauſe, das noch ſo rein und fleckenlos war wie die himmliſche Unſchuld. „Es iſt beſſer,“ ſprach ich zu den Blättern, „daß ihr unbeſchrieben bleibt, als daß Streitſucht, Haß und Gemeinheit ihre Fehden auf euern Feldern auskämpfen.“

Jezt begab ich mich auf den Weg zu den Zeichnern. Eine ziemlich weite Reiſe mußte ich machen, ehe ich einige der größten Berühmtheiten beiſammen traf. Hier fand ich auch etwas mehr Bereitwilligkeit und etwas weniger Eiferſucht. Einer der berühmteſten Künſtler nahm mein beſcheidenes Album an und gab mir zu verſtehen, daß ich es in ein paar Wochen wieder abholen könnte. In ein paar Wochen kann man in der That ein großes Gemälde fertigen, mein Berühmter mochte aber wohl nicht der Anſicht ſeyn, denn als ich erſchien, um das Verſprochene abzuholen, fand ich auf einem Blatte ein halbes Pferd, einen halben Menſchen und eine halbe Mauer. „Ach,“ rief ich, „ich bin zu früh gekommen; alles das würde ganz werden, wenn ich noch ein paar Wochen wartete.“ Mein Künſtler ſah mich mit einem vornehmen Lächeln an und überreichte mir eine Note, auf der, ich weiß wirklich nicht mehr wie viel ganze Louisdor angemerkt ſtanden und um deren Ueberlieferung er mich bat. Mein Erſtaunen war zu lebhaft, als daß er es nicht hätte merken ſollen. Wir ſtanden einander einige Zeit ſtumm gegenüber, ohne daß wir recht wußten, was wir einander ſagen ſollten. „Aber,“ fing ich endlich an, „für ein halbes Pferd, einen halben Menſchen und eine halbe Mauer iſt die Summe doch wohl etwas zu groß.“ — „Meinen Sie?“ entgegnete er. „Ich verſichere Sie indeſſen, daß ich an dieſen Dingen dreißig Jahre gezeichnet habe.“ — „Dreißig Jahre!“ ſchrie ich. — „Nicht weniger, um eine ſolche Skizze zu machen, ſie ſo in Effekt zu ſetzen, ſie ſo geiſtreich unvollendet zu laſſen, dazu gehört gerade die feinſte Ausbildung in der Kunſt. Seyn Sie froh, mein Herr, daß Sie mich bei guter Laune getroffen haben, ſonſt hätten Sie leicht das Doppelte bezahlen müſſen.“

Ich zahlte meine Louisdor und entfernte mich etwas niedergeſchlagen. Der Preis für die wundervolle Zeichnung hatte faſt mein ganzes Reiſegeld aufgezehrt, aber ich hatte dafür den Stolz, ein paar Striche und Klexe in meinem Album zu haben, die mit der Leichtigkeit einer dreißigjährigen Kunſtübung hingepinſelt worden waren. Der Nachbar des großen Genies war ebenfalls ein Mann von großem Rufe, aber ſein Talent hatte eine andere Richtung eingeſchlagen; er zeichnete Zerrbilder. Wie ich in ſeine Stube trat, war er eben beſchäftigt, eine Gruppe Trunkenbolde zu ſkizziren, die am offenen Fenſter im gegenüberliegenden Hauſe ihr Weſen trieben. Er nöthigte mich, zu ſitzen, und zeichnete fort. Der Tag war heiß, ich ermüdet, und ſo kam es, daß ich, da mein Apelles nicht aufhörte, ſein Bachanal zu zeichnen, einſchlief und in einem ſanften Schlummer Friederiken im Traume ſah, wie ſie ſehnſüchtig ihre Arme nach mir und dem Album ausſtreckte. Wie ich erwachte, erſchrack ich ein wenig, denn die Blicke meines Künſtlers waren nicht mehr zum Fenſter hinaus, ſondern gerade auf mich gerichtet. Zugleich bemerkte ich, daß mein koſtbares Album verſchwunden war. Ich gerieth in peinliche Verlegenheit. Der geniale Mann arbeitete fort, ohne ſich um meinen Zuſtand zu kümmern, und warf nur von Zeit zu Zeit einen lächelnden Blick auf mich. Endlich ſtand er auf, und ſiehe da, mein Buch war in ſeinen Händen geweſen. Er übergab es mir; ich blickte hinein und ſah mich ſelbſt in einer komiſchen Situation, ſchlafend auf dem Stuhle und das Album meinem Arm entſinkend. „O!“ rief ich entzückt, „das iſt ja zum Sprechen ähnlich!“ — „Ja,“ entgegnete der Künſtler, „es iſt eine gute Carrikatur und ihre fünf Louisdor werth.“ Ich ſah ihn befremdet an; er wiederholte etwas verdrießlich ſeine Worte. Es entſpann ſich ein kleiner Streit, der damit endigte, daß mein Genialer drohte, das ganze Album ſammt ſeiner Zeichnung und der des halben Pferdes für ſich zu behalten, wenn ich mich weigerte, den geforderten Preis zu zahlen. Was ſollte ich thun? ich gab das Geld, und hatte auf dieſe Weiſe das Vergnügen, mich lächerlich gemacht zu ſehen, ziemlich theuer erkauft. Allein ich tröſtete mich mit dem berühmten Namen, der breit und groß unter der Carrikatur prangte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen.

(Beſchluß.)

So lebhaft ich auch vor bereits dreißig Jahren den Wunſch ausgeſprochen habe, daß die Höhe des Chimborazo möchte von Neuem ſorgſam trigonometriſch gemeſſen werden, ſo ſchwebt doch noch immer einige Ungewißheit über das abſolute Reſultat. Don Jorge Juan und die franzöſiſchen Akademiker geben, nach verſchiedenen Combinationen derſelben Elemente, oder wenigſtens nach Operationen, die allen gemeinſchaftlich waren, Höhen von 3380 und 3217 Toiſen an, Höhen, die um $\frac{1}{20}$ differiren. Das Ergebniß meiner trigonometriſchen Operation (3350 Toiſen) fällt zwiſchen beide, nähert ſich aber bis auf $\frac{1}{112}$

der ſpaniſchen Beſtimmung. Bouguers kleineres Reſultat gründet ſich, theilweiſe wenigſtens, auf die Höhe der Stadt Quito, die er um 30 bis 40 Toiſen zu gering angibt. Er findet, nach alten Barometerformeln ohne Correction für die Wärme, 1462 Toiſen, ſtatt 1507 und 1192 Toiſen, die Bouſſingault und ich ſehr übereinſtimmend gefunden haben. Die Höhe, die ich der Ebene von Tapia gebe, wo ich eine Baſis von 873 Toiſen Länge * maß, ſcheint auch ziemlich fehlerfrei zu ſeyn. Ich fand für dieſelbe 1482 und Bouſſingault, in einer ſehr verſchiedenen Jahreszeit, alſo bei anderer Wärmeabnahme in den auf einander gelagerten Luftſchichten, 1471 Toiſen. Bouguers Operation war dagegen ſehr verwickelt, da er die Höhe der Thalebene zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Andeskette durch ſehr kleine Höhenwinkel der Trachytpyramide von Iliniſſa, in der unteren Küſtenregion bei Niguas gemeſſen, zu ergründen gezwungen war. Der einzige anſehnliche Berg der Erde, für den die Meſſungen jezt bis $^{1}/_{244}$ übereinſtimmen, iſt der Montblanc, denn der Monte Roſa wurde durch vier verſchiedene Reihen von Dreiecken eines vortrefflichen Beobachters, des Aſtronomen Carlini, zu 2319, 2343, 2357 und 2374 Toiſen, von Oriani ebenfalls durch eine Triangulation zu 2390 Toiſen gefunden; Unterſchiede von $^{1}/_{33}$. Die älteſte ausführliche Erwähnung des Chimborazo finde ich bei dem geiſtreichen, etwas ſatyriſchen italieniſchen Reiſenden Girolamo Benzoni, deſſen Werk 1565 gedruckt ward. Er ſagt, daß ihm die Montagna di Chimbo, die 40 Miglia hoch ſey, abenteuerlich come una visione erſchien. Die Eingebornen von Quito wußten lange vor der Ankunft der franzöſiſchen Gradmeſſer, daß der Chimborazo der höchſte aller Schneeberge ihrer Gegend ſey. Sie ſahen, daß er am weiteſten über die ewige Schneegrenze hinausreiche. Eben dieſe Betrachtung hatte ſie veranlaßt, den jezt eingeſtürzten Capac Urcu für höher als den Chimborazo zu halten.

Ueber die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Chimborazo füge ich hier nur die allgemeine Bemerkung hinzu, daß, wenn nach den wichtigen Reſultaten, die Leopold von Buch in ſeiner lezten claſſiſchen Abhandlung über Erhebungscrater und Vulkane (Poggendorffs Annalen, Band 37, S. 188—190) niedergelegt hat, Trachyt nur feldſpathhaltige, Andeſit nur albithaltende Maſſen genannt werden ſollen, das Geſtein vom Chimborazo beide Namen keineswegs verdient. Daß am Chimborazo Augit die Hornblende erſetze, hat ſchon derſelbe geiſtreiche Geognoſt vor mehr als zwanzig Jahren bemerkt, als ich ihn aufforderte, die von mir heimgebrachten Geſteine der Andeskette genau oryctognoſtiſch zu unterſuchen. Dieſe Thatſache iſt in mehreren Stellen meines im Jahr 1823 erſchienenen „Essai géognostique sur le Gisement des Rochers dans les deux Hémisphères" erwähnt worden. Dazu findet mein ſibiriſcher Reiſegefährte, Guſtav Roſe, der durch ſeine treffliche Arbeit über die dem Feldſpath verwandten Foſſilien und ihre Aſſociation mit Augit und Hornblende den geognoſtiſchen Unterſuchungen neue Wege geöffnet hat, in allen von mir geſammelten Gebirgsfragmenten des Chimborazo weder Albit, noch Feldſpath. Die ganze Formation dieſes berühmten Gipfels der Andeskette beſteht aus Labrador und Augit; beide Foſſilien in deutlichen Kryſtallen erkennbar. Der Chimborazo iſt, nach der Nomenclatur von Guſtav Roſe, ein Augitporphyr, eine Art Dolerit. Auch fehlen ihm Obſidian und Bimſtein. Hornblende iſt nur ausnahmsweiſe und ſehr ſparſam (in zwei Stücken) erkannt worden. Der Chimborazo iſt alſo, wie Leopold von Buch's und Elie de Beaumont's neueſte Beſtimmungen lehren, der Gebirgsart des Aetna analog. Neben den Trümmern der alten Stadt Riobamba, drei geographiſche Meilen öſtlich vom Chimborazo, iſt ſchon wahrer Dioritporphyr, ein Gemenge von ſchwarzer Hornblende (ohne Augit) und weißem glaſigen Albit anſtehend, ein Geſtein, das an die ſchöne, in Säulen getheilte Maſſe von Piſoje bei Popayan und an den mexikaniſchen Vulkan von Toluca, den ich ebenfalls beſtieg, erinnert. Ein Theil der Stücke von Augitporphyr, die ich bis in 18,000 Fuß Höhe auf dem zum Gipfel führenden Felskamm, meiſt in loſen Stücken von zwölf bis vierzehn Zoll Durchmeſſer, gefunden habe, iſt kleinzellig porös und von rother Farbe. Dieſe Stücke haben glänzende Zellen. Die ſchwärzeſten ſind bisweilen bimſteinartig leicht und wie friſch durch Feuer verändert. Sie ſind indeß nicht in Strömen lavaartig gefloſſen, ſondern wahrſcheinlich auf Spalten, an dem Abhange des früher emporgehobenen glockenförmigen Berges, herausgeſchoben. Die ganze Hochebene der Provinz Quito iſt ſtets von mir als ein großer vulkaniſcher Herd betrachtet worden. Tungurahua, Cotopaxi, Pichincha mit ihren Cratern ſind nur verſchiedene Auswege dieſes Herdes. Wenn Vulkanismus im weiteſten Sinn des Wortes alle Erſcheinungen bezeichnet, die von der Reaction des Innern eines Planeten gegen ſeine oxydirte Oberfläche abhängen, ſo iſt dieſer Theil des Hochlandes mehr als irgend ein anderer in der Tropengegend von Südamerika, der permanenten Wirkung des Vulkanismus ausgeſezt. Auch unter den glockenförmigen Augitporphyren, welche wie die des Chimborazo keinen Crater haben, toben die vulkaniſchen Mächte. Drei Tage nach unſerer Expedition hörten wir in dem neuen Riobamba, um ein Uhr Nachts, ein wüthiges unterirdiſches Krachen (bramido), das von keiner Erſchütterung begleitet war. Erſt drei Stunden ſpäter erfolgte ein heftiges

* Humboldt, Recueil d'observations astronomiques, d'opérations trigonometriques etc. T. I. p. LXXII.

Digitized by Google

Erdbeben ohne vorhergehendes Geräuſch. Aehnliche Bramidos, wie man g'aubt vom Chimborazo kommend, wurden wenige Tage vorher in Calpi vernommen. Dem Bergkoloß noch näher, im Dorfe San Juan, ſind ſie überaus häufig. Sie erregen die Aufmerkſamkeit der Eingebornen nicht mehr, als es ein ferner Donner thut aus tiefbewölktem Himmel in unſerer nordiſchen Zone.

Das ſind die flüchtigen Bemerkungen über zwei Beſteigungen des Chimborazo, die ich mir erlaubt habe, aus einem ungedruckten Reiſejournale einfach mitzutheilen. Wo die Natur ſo mächtig und groß und unſer Beſtreben rein wiſſenſchaftlich iſt, kann wohl die Darſtellung jedes Schmuckes der Rede entbehren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Die Milder. Catel. Klenze.

Die **Milder** iſt geſtorben. Es gab Verehrer, welche dieſer Naturſängerin, wie Friedrich Rückert einſt Goethen, wenn nicht ewiges Leben, doch ewige Jugend andichteten. Wie vielmal zehn — fünf — oder gar nur drei Jahre müſſen verſtreichen, und ihr Name wird ein Schall ſeyn: Man hat von ihr gehört! Und die ſie vor zehn bis zwanzig Jahren bewunderten, glaubten doch, dieſer Name werde dauern, wie ihr Geſang, in alle Ewigkeit! Sie war ein Weib und eine Sängerin wie Alle; ſie glaubte im Stolz ihrer Unſchuld an die Weihen, die man über ihr Haupt ſprengte. Ob das nun mehr wiegt in der Schale, worin das Verdienſt von Sängerinnen abgewogen wird, als die kluge Berechnung anderer Glückskinder, welche vollauf das Lob des Augenblicks einſchlürften, aber doch etwas zurücklegten und hypothecirten für ihre reale Zukunft? Der Name der Sontag überdauert vielleicht den der Milder; ſie war eine induſtrielle Sängerin, ſie wußte, was auf dem Markt gilt, und daß man nicht Alles verkaufen muß, um ſich Abnehmer für einen andern Markt zu erhalten. Die Milder in ihrem naiven Selbſtbewußtſeyn dachte an keine ſolche Berechnung; ſie gab ſich künſtleriſch ganz hin und ganz aus, ſie ſah ringsumher nur Bewunderung und Bewunderer, und iſt gewiß im rechten Augenblick geſtorben. Sie hat ſich und ihren Ruhm nicht überlebt. Nur iſt zu bedauern, daß die Geſchichte ihrer Jugend mit ihr in's Grab geſunken iſt. Man verſichert, dieſe ſey intereſſant geweſen; eine tüchtige Feder hätte ſie niederſchreiben ſollen. Die Sängerin ſuchte auch darnach; entweder fand ſie aber nicht die rechte, oder ſie ſchlug den Werth ihrer Mittheilungen zu hoch an.

Ein Veteran aus einer ſehr alten Berliniſchen Zeit ſchied vor einigen Wochen von den Lebenden, der Profeſſor und Prediger **Catel** am hieſigen franzöſiſchen Hoſpital. Wer kennt ihn als Literat! Und ſeiner Zeit war er doch einer der rüſtigſten, witzigſten Schriftſteller, ein Vermittler zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Literatur, d. h., ehe beide Literaturen romantiſch wurden. Der feurige Achtziger, der bis zum Grabesrande das franzöſiſche Blut nicht verleugnen konnte, mochte ſich noch nicht zufrieden geben, zuweilen über die Revolution, die Goethe, zuweilen über die, welche Jean Paul oder die Schlegel in der deutſchen Literatur angerichtet. Und derſelbe Mann, der ſeinen Racine und Voltaire auswendig wußte, las doch Victor Hugo und Jules Janin, und konnte ſich ärgern, aber auch ſich freuen wie ein Kind über eine Schönheit, eine Geſchmackloſigkeit in dieſer Literatur. In Politik und Poeſie verfolgte er Alles mit Heftigkeit, ja mit Ungeſtüm. So machte er, als Fünf-und-ſiebziger, zuerſt Uhlands Bekanntſchaft und verſchlang deſſen Gedichte. Ob die Lebenskraft bei uns Jüngeren, die wir im ſtrudelnden Waldbach der Romantik die Taufe empfingen, auch ähnlich ausdauern wird, wie bei ihnen, welchen eine claſſiſche Nymphe beim melodiſchen Schilfgeſäuſel eines ſanften Wieſenquells die Weihen ertheilte? Catel war durch ein Vierteljahrhundert Redakteur der Voſſiſchen Zeitung (eine Zeitung, welche Gotthold Ephraim Leſſing einſt redigirte, ſpäter der originelle Burmann), und zwar in den ſchwierigſten Zeiten der franzöſiſchen Occupation. Auf der einen Seite drohte die Gefahr der Einſperrung, Abführung, wo nicht gar Füſilirung (die Geſchichte des Buchhändlers Palm ſcheint von vielen deutſchen Verehrern Napoleons rein vergeſſen), auf der andern drohten fanatiſche Verketzerungen des Patriotismus, wenn ein armer Redakteur der Gewalt nachgab. Auch Catel entging ihnen nicht, obgleich ſelbſt die franzöſiſchen Machthaber (wie z. B. Bignon, der ihm befreundet wurde) ſeine unerſchütterliche Treue an der Sache ſeines Vaterlandes und Königshauſes anerkennend bewundern mußten. Catel war einer der liebenswürdigſten Patriarchen in ſeinem häuslichen Kreiſe, gern beſucht von den Jüngeren, gern ſie empfangend.

Ein dritter betrübender Todesfall macht in dieſem Augenblicke eine erſchütternde Wirkung. Profeſſor Klenze war als einer der induſtriell thätigſten Männer, als ein glücklicher Unternehmer von Bauten, welche unſere Stadt vergrößert haben, als Theilnehmer an vielen gemeinnützigen und patriotiſchen Vereinen, wie als kräftiges Mitglied und glücklicher Redner in der Stadtverordnetenverſammlung in Berlin ein öffentlicher Charakter, und durch ſeine Bekanntſchaften und den Zutritt bei Hoch und Niedrig ein Mann von Einfluß und Bedeutung. Er war ein hochgeachteter akademiſcher Lehrer und Gelehrter, ein Mann von claſſiſcher Bildung und, vermöge ſeiner kraftvollen, einnehmenden Perſönlichkeit, ein Agens in den verſchiedenartigſten Kreiſen. Mitten aus neuen großen Entwürfen und Planen, aus einer raſtloſen Thätigkeit, die noch lange nicht ihren Höhenpunkt erreicht, und aus einem glücklichen Familienkreiſe entriß ihn der Tod in erſchreckender Geſtalt vermöge der jählings überwältigenden Kraft, womit er in fünf Stunden einen von Geſundheit ſtrotzenden Körper niederwarf. Erkältet beim Nachhauſegehen von einem Feſtgelag, achtete er die Folgen der Erkältung am andern Morgen ſo wenig, daß er ein Flußbad nahm, für das er leidenſchaftlich eingenommen war, und deſſen Folgen ſich nur zu bald einſtellten. Er ſtarb 42 Jahre alt, der dritte Lehrer der hieſigen Univerſität, an der Krankheit, über der noch immer ein furchtbares Geheimniß ſchwebt. Valentin Schmidt, der gelehrte Forſcher und Sammler in der religiöſen Literatur des Mittelalters, und Hegel ſind unbeſtritten der aſiatiſchen Cholera erlegen. Klenze's Todeskampf zeigte unverkennbare Symptome derſelben; ſie entſprachen aber in ihrer Geſammtheit noch nicht dem Begriff, welchen unſere Aerzte zur offiziellen Conſtatirung derſelben feſtgeſtellt haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 10. Auguſt 1838.

— Bajas et ad ostrea currunt.

Juvenal.

Die Bäder und die Zeiten.

Eine Bemerkung.

Seit zwanzig Jahren hat der Beſuch der Bäder außerordentlich zugenommen. Die hohen Herrſchaften, der Mittelſtand, wer es irgend möglich machen kann, ſezt einen Bademonat auf ſeinen Jahresetat und läßt, wenn es angeht, noch einige Reiſewochen darauf folgen. Dieſer Drang nach den Bädern, dieſe Luſt zu reiſen, gehören mit zum Charakter unſerer Zeit. Man hat in dem langen Frieden Muße gehabt, für Straßen und für bequeme, ſchnellfördernde Reiſegelegenheiten zu ſorgen, die Gaſthöfe ſind brillant geworden, die Badeorte erweitern ſich. Wer immer bei Weiterförderung der reiſeluſtigen Menge betheiligt iſt, ſteht ſich dabei ganz gut; die Staatscaſſen können es ſich gleichfalls gefallen laſſen, und wenn hin und wieder ein wohlwollender Fürſt warnende Verfügungen erläßt, um möglichen Schaden, den die zur Mode gewordene Sucht bringen könnte, zu verhüten, ſo iſt der Strom der Neigung ſtärker als alle Warnungen, und die Bäder füllen ſich jährlich mehr. Ich habe den Fortgang dieſer Neigung ſeit zwanzig Jahren beachtet, und wie ich ſie als ein Zeichen der Zeit erkennen mußte, mich in den frühern Zeiten umgeſehen, um zu erfahren, welcher Unterſchied in dieſer Beziehung zwiſchen jezt und damals aufzufinden ſeyn möchte. Man ſieht ſich bei einer ſolchen Forſchung vorzugsweiſe auf die Beſchreibungen einzelner Bäder gewieſen, welche in der Regel, von Badeärzten ausgehend, die Beſtandtheile der Heilquellen beſchreiben, das Verfahren bei der Kur angeben und vermiſchte Bemerkungen hinzufügen. Der chemiſche Theil dieſer Arbeiten iſt eben von dem Standpunkte aus geſchrieben, den die Wiſſenſchaft zur Zeit der Verfaſſer einnahm, die Verhaltungsregeln ſind das Reſultat gewöhnlich langjähriger Beobachtung und Erfahrung, in den Bemerkungen gegen einzelne Mißſtände zeigt ſich dann beſonders der Charakter der Zeit. So hat ein Karlsbader Arzt im dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1638, eine Beſchreibung dieſes europäiſchen Bades gegeben. Er ſpricht als tüchtiger, nachdenkender Mann mit Pünktlichkeit und Klarheit über den Grund der Heilkräfte der von ihm lange beobachteten Quellen; ſeine Vorſchriften über den Gebrauch derſelben ſind heute noch ſo anwendbar wie damals. Er läßt uns aber auch einen Blick auf die Badegäſte werfen. Da erſcheinen Fürſten und Potentaten, erfreuen ſich des Trinkens und Badens und gehen geſtärkt nach Hauſe. Es iſt damals wie jezt beſonders der Norden, der die hohen Gäſte liefert. Da ſind Markgrafen von Brandenburg, Herzoge von Mecklenburg und Herzoge von Pommern und Sachſenlauenburg. Polen fürſtlichen Ranges erſcheinen unter fremdem Namen, weil ſie unter eigenem ſich aus

Digitized by Google

gewiſſen Urſachen nicht zu erkennen geben wollen. Auch ein apoſtoliſcher Nuntius läßt ſich ſehen. Natürlich liefert das Haus Oeſterreich von Zeit zu Zeit Beſuchende; es ſind mehrere Erzherzoge unter den Badegäſten aufgezeichnet. Der Name Lichtenſtein fehlt nicht, und Albrecht, Herzog von Friedland, trinkt im Jahr 1630 den Brunnen; und „wollte man derer Grafen, Freiherren und vornehmen Ritter und anderer vornehmen Kriegsoffizierer, die dieſe Jahre hieſige Badekur mit gutem Effekt gebrauchet, Meldung thun, hilf Gott, was fur einen groſſen Catalogum wurde man zu Hauf bringen.“

Man ſieht, die damalige Geſellſchaft iſt ungefähr dieſelbe wie die gegenwärtige. Selbſt in der Mitte eines furchterlichen Krieges hat ſie der Ruf des Heilbrunnens aus allen Gegenden hergelockt. Man findet keine Ruſſen aufgeführt, weil dieſe unter den europäiſchen Nationen noch nicht zählten, keine Franzoſen, weil ihre politiſche Stellung ſie von Oeſterreich fern hielt; die Engländer waren zu Hauſe vollauf beſchäftigt.

Das Bad genoß eines außerordentlichen Rufes. Aber es fehlt auch nicht an Abgönnern, welche die Kraft dieſer Waſſer in Abrede ſtellen; denen kommt es gelegen, daß einige Kurgäſte in Karlsbad geſtorben ſind, und ſie benützen dieſe Todesfälle, um das ganze Bad in Verruf zu bringen. Der Badearzt muß ſich dagegen wehren, und beſchreibt die einzelnen Fälle genau, um jeden Verdacht abzuweiſen, daß die Leute etwa am Waſſer geſtorben wären. Er ereifert ſich dann gegen diejenigen, welche auf ihre eigene Hand ohne Rath des Arztes die Kur gebrauchen und das Mißlingen dann auf das Waſſer ſchieben, und tadelt dies um ſo mehr, da es häufig in einer übelangewandten Sparſamkeit ſeinen Grund habe. Man mache Aufwand aller Art, halte Bankette, kaufe Sprudelſteine, und wenn es zur Bezahlung des Arztes kommen ſolle, ſey unverhofft das Geld ausgegangen. Auch komme vor, daß man keinen Arzt nehme, um das Honorar zu erſparen, ihn aber einmal zum Eſſen bitte, um im Geſpräche ohne Koſten ſeinen Rath zu erholen. Man beklage ſich über das koſtſpielige Leben, über theure Wohnung und Koſt, und bedenke nicht, wie kurz die Zeit des Erwerbs fur die Karlsbader und welchen Zufällen ſie durch die eigenthümliche Lage des Orts ausgeſezt ſeyen. Die großmüthige Freigebigkeit früherer Zeiten lebe nur noch in der Erinnerung. Damals hätten dankbare Geneſene das liebe Gotteshaus und die leidende Armuth und alle, die ihnen zu ihrer Badekur gedient, reichlich bedacht, jezt ſeyen die Hände verſchloſſen und nur der Mund offen zu ungerechten Klagen über die Theurung. Komme der Apotheker mit ſeinem Zettel, ſo erhebe ſich ein großes Lamentiren; da ſie vielmehr Gott danken ſollten, daß man neuerer Zeit Arzneien aller Art haben könne, was früher zu großem Nachtheil der Gäſte nicht der Fall geweſen ſey.

Was aber vor allen der Geneſung der Patienten im Wege ſtehe, das ſey ihre Unbußfertigkeit und böſes Leben, „da man weder beichtet noch betet, und die Geſundheit Gott abzwingen und abpochen will.“

Dieſe lezte Bemerkung findet ſich in faſt allen Badebeſchreibungen von jener Zeit an bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und beſonders ſie iſt es, welche die Zeiten karakteriſirt. Bei aller Wildheit der Sitten des dreißigjährigen Kriegs bis in die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verſtand ſich die Forderung kirchlicher Religioſität ſo von ſelbſt, daß auch der Badearzt ſie in der Aufzählung der Erforderniſſe zu einer gedeihlichen Badekur nicht umgehen wollte noch durfte.

Mit dem Umſchwunge der Geſinnung von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an hörte dieſe Forderung auf, und da man die Gemüthsruhe als Bedingung der Geneſung doch nicht entbehren konnte, ſo ſuchte man ſie aus andern Quellen herzuleiten. Seitdem in der neueſten Zeit ein abermaliger Umſchwung eingetreten iſt, wird es nicht unerwartet kommen können, wenn ein neuerer Badearzt die Reſultate ſeiner Vorſchriften auf dieſelbe Art zuſammenfaßt, wie ſie unſer Karlsbader im Jahr 1638 am Schluſſe ſeiner Schrift folgendermaßen recapitulirt hat. „Vor Antritt der Badekur verſöhne dich vor allem mit Gott, bereite den Leib wohl, bediene dich des Rathes des Badearztes und laß dich von keinem Aufſchneider und leeren Schwätzer irre machen, ſondern fahre in Gottes Namen fort. Nach vollbrachter Kur erzeige dich gegen das Gotteshaus und leidende Armuth, ſo wie gegen alle, die dir dienſtlich und behülflich geweſen, dankbarlich. Dann iſt kein Zweifel, wenn es anders zu deinem Seelenheile nützlich, daß du gewiß von deiner ausgeſtandenen Krankheit wirſt befreit werden und längſtgewünſchte Geſundheit durch Gottes Segen erhalten, was ich denn allen und jeden von Herzen wünſchen thue.“

Das Album, oder die Berühmtheiten.

(Fortſetzung.)

Da meine Kaſſe es mir nicht erlaubte, mich noch ferner nach Berühmtheiten umzuſehen, ſtieg ich im Tempel der Kunſt keck einige Stufen weiter herab und kaufte in einem Bilderladen ein paar von jenen lächelnden Frauengeſichtern, die da zu Dutzenden hingen und die ich ſauber meinem Album einverleibte, indem ich darunter berühmte Namen ſchrieb, die ich auf dieſe Weiſe zu Schöpfern meiner holdſeligen Köpſchen ſtempelte. Da ich nun einmal auf ſolche Strauchwege gerathen war, half

Digitized by Google

mir der Wirth meines Gaſthofs, ein ſchlauer Kunde, und wir fabrizirten Beide an einem ſchönen Morgen wohl zwanzig bis dreißig Handſchriften derühmter Männer. Freilich war es dabei übel, daß dem Wirthe, der ſeines Gewerks früder ein Fleiſcher geweſen war, lauter Gedanken und Einfälle in den Sinn kamen, die gewiſſermaßen lebhaſt an die Fleiſchbank erinnerten. Er ließ einen ausgezeichneten Dichter ziemlich unpaſſend über die hoden Preiſe ſich bellagen, in denen dieſes Jahr die weſtphäliſchen Schinken geſtanden, einem andern legte er einen Rath in den Mund, auf welche Weiſe ein guter Eiskeller anzulegen ſey, um die Vorräthe friſch zu erhalten u. ſ. w. Dieſe etwas zu materiell gerathene Poeſie ſuchte ich auf der andern Seite ſo gut ich konnte durch doppelte und dreifache Erhabenheit wieder auszugleichen, indem ich die Philoſophen, welche ich auf meinen Theil genommen, von nichts anderem als von Liebe, Unſterblichkeit und Sonnenfinſterniſſen ſprechen ließ. Wir laſen uns darauf unſere Produktionen vor, und indem ich herzlich über die Naivetäten meines ehrlichen Gevatters lachte, flößte ich ihm meinerſeits ein deimliches Grauen ein durch die Fülle unverſtändlicher Worte und Bilder, die ich in meiner Gewalt gedabt und angewendet hatte. Zuletzt drückten wir uns die Hände, teanken zuſammen ein paar Flaſchen leer und freuten uns, daß wie ſo vortrefflich die geoßen Männee geſpielt hatten. So war es uns gelungen, eine Menge Blättee des Albums reinlich und zierlich mit Schriſt zu fullen; naturlich hatten wir auch veeſucht, unſere Feder in veeſchiedenen Zügen zu führen. Ich war daruber nicht wenig erfreut, denn ich berechnete, wie ſchlimm eine ſolche echte Sammlung meinem Beutel mitgeſpielt hätte.

Aber das Schickſal hatte mir noch einen argen Streich zu ſpielen beſchloſſen. Wie ich mich eben dazu anſchickte, endlich den Gaſthof und meinen Gevatter zu verlaſſen, kam mir noch der unglückſelige Gedanke in den Kopf, einen etwas rod und gefährlich ausſehenden Mann, der an unſeeer Table d'Hôte ſpeiste, aufzufoedern, ſich in mein veewünſchtes Album einzuſcheeiben. Dieſes that ich, weil einige Gäſte mir in's Ohr raunten, jener ſey ein höchſt berühmter Mann. Wie er mein Anſuchen vernommen hatte, ergriff ee zu meiner Verwunderung, ohne weiter viele Worte zu machen, die Feder und ſchried mir einen Vers auf's Blatt, den weder ich noch irgend einer der Anweſenden leſen konnten. Als ich ihm auf die höflichſte Weiſe mein Bedauern hierüber kund that, eewiderte ee ruhig, indem er ſich über ſeinen langen, krauſen Bart ſtrich: „Das Unglück ſcheeibt immer eine unleſerliche Hand; denn Niemand gibt ſich die Mühe, ſeine Schriftzüge zu entziffern.“ — „Seltſam,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „dier iſt ja von keiner unleſeelichen Hand die Rede, ſondern es ſind gänzlich ſeemde Buchſtaben.“ Ich ſchlug mein Buch zu und ärgeete mich über die Klere, die der Fremde ſammt ſeinem ausländiſchen Kauderwelſch hineingebracht hatte.

Den andern Morgen entſteht ein ſonderbaeer Läem im Gaſtdof; man klopft an meine Thüre, und als ich öffne, ſteht ein Mann von jener gehäſſigen Gattung vor mie, die ſich damit abgibt, im Garten der Civiliſation das Unkraut auszuroden. Er ſah mich mit einem Blicke an, der mir ſehe deutlich ſagte, daß er mich für ein ſolches Unkraut halte, und ſeine Hand erhob ſich, um mich auszuroden. Aber ich war nicht der Meinung: ich, der ich bereits im Vaterlande Blüthen getragen, und nun ſogar im Begeiff war, Frucht anzuſetzen, ich ſollte hier in der boshaften Fremde als ein nutzloſes oder gar gefährliches Kraut bei Seite geworfen werden? Doch meine Meditationen änderten nichts an meinee gefährlichen Situation. Der Mann, deſſen Antlitz nach Mißtrauen roch, wie eine Apothekerbüchſe nach Rhabarber, ſtarrte mich mit ſeinen großen, feuerſprühenden Augen noch einmal finſter an, und ſchleuderte dann dieſen ſelben Baſiliskenblick nach meinem Album, das auf dem Tiſche lag, und über das der gefällige Wirth vergeblich das Handtuch zu werfen ſich bemüht hatte. „Kann der Here leugnen,“ fragte dee Mann der „Unterſuchung,“ „daß jener politiſche Flüchtling, den wir geſtern in Sicheehelt gebracht haben, im vertrauteſten Verkehr mit Ihnen geſtanden?“ — Ich wurde bleich vor Schrecken, aber mein gutes Gewiſſen ſchaffte in kurzer Zeit wieder einige Röthe auf meine Wangen. — „Ein politiſcher Flüchtling!“ rief ich, „und ich mit ihm in Verkehe?“ — „So iſt's; man hat Sie ſchon längſt im Veedacht; was iſt der Zweck Ihres Aufenthalts in dieſer Stadt?“ — Ich zögerte mit der Antwort. Sollte ich vor dieſem fremden und wideewärtigen Individuum von Friederiken und unſerer Liebe ſprechen? ſollte ich die Schwachheit meiner Braut für die Berühmtheiten geſtehen? Nein! Ich erwiderte daher trotzig: „Darnach haben Sie durchaus nichts zu fragen, mein Herr.“ — „Sehr viel, mein Herr,“ gab ee mir zur Antwort. „Sie folgen mir auf die Wache. Die Peocedur iſt kuez, wir haben mit Leuten von Ihrer Art keine Minute durch Complimente zu verlieren.“ — „Das ſeh' ich,“ rief ich boshaft; „Sie haben auch wohl keine Zeit mit der Gerechtigkeit zu veelieren.“ Er ſchien dieſe maliziöſe Wendung nicht zu verſtehen, pakte mein Album unter den Arm, befahl mir, ihm zu folgen, und meine Sachen empfing der Wirth, der mir unten an der Hausthür zuflüſterte: „In dieſe Miſère hat Sie der verwünſchte Pole gebeacht; aber nur gutes Muths, ich werde das Meinige zu Ihrer Befreiung beitragen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Proceß wegen der Kohlengruben von St. Bérain.

Seit langer Zeit hat man wohl die öffentliche Meinung nicht ſo einſtimmig und allgemein ſich äußern hören, als bei Gelegenheit der richterlichen Entſcheidung in dem Proceſſe der Aktienträger gegen die Unternehmer der Ausbeutung der Kohlenbergwerke von St. Bérain. Wie wohlthätig iſt in ſolchen Fällen die Preßfreiheit, und wie groß iſt die Macht, die ſie ausübt, wenn ſie eine offenbare Ungerechtigkeit rügt und in's helle Licht ſtellt! Man kennt allgemein den ungeheuern Mißbrauch, den man in der lezten Zeit mit Induſtrieſpekulationen hier und anderswo getrieben hat. In meinen lezten Berichten habe ich mehrere derſelben angeführt, und bin oft auf dieſen Gegenſtand zurückgekommen, da er in der That zu den merkwürdigen Erſcheinungen der Zeit gehört. Man wird ſich auch noch des Namens Girardin erinnern, welcher bei manchen Spekulationen an der Spize ſtand; erſt neulich wieder war vor Gericht die Rede von einer ſeiner literariſchen Spekulationen, worüber einige Aktienträger gerichtlich Klage geführt hatten. Er zog ſich aber glücklich aus der Sache, und die Aktienträger verloren ihren Proceß. Seitdem erſchien ſein Name nicht mehr bei den Unternehmungen; aber ſeine Aſſociés fuhren fort, die Spekulationen zu leiten und in ihrem Namen vielverſprechende Ankündigungen und Proſpecte auszuſtreuen. Der Habſucht der Menſchen ſind leicht Schlingen zu legen; Alle wollen mit Wenigem viel, ſehr viel gewinnen, und ſo oft ſie auch von Einzelnen und von Staaten hinter's Licht geführt worden ſind, ſo laſſen ſie ſich doch immer wieder fangen, und bringen ihr Geld hin, um bald zehnmal mehr wieder zu bekommen. So hatte denn auch die Ankündigung von den reichen Kohlenbergwerken, die man zu St. Bérain gefunden haben wollte, manche Leute verführt, ohne daß ſie bedachten, daß, wenn das Unternehmen wirklich ſo einträglich wäre, als es angekündigt wurde, die Unternehmer nicht nöthig gehabt hätten, ſich an unbekannte Leute zu wenden, um ſie an ihrem großen Gewinn Theil nehmen zu laſſen, ſondern die Sache für ſich behalten hätten. Daran denken aber in ſolchen Fällen Wenige. Anſtatt auch nur zu unterſuchen, ob die Sachen wirklich ſo ſind, wie man ſie ihnen darſtellt, werfen ſie ſich blindlings in die Unternehmung und harren begierig auf die Erfüllung der Verſprechungen, welche die Proſpecte in ſo zierlichen Phraſen enthalten. Dieſe Proſpekte werden mit großen Buchſtaben in die hieſigen Tageblätter eingerückt, und noch größere Anſchlagzettel bringen ſie in den Städten und ſogar in den Dörfern denjenigen vor Augen, welche ſie etwa in den Zeitungen nicht geleſen haben. Man geht darin mit den Millionen um, als ob es Louisd'or wären, und ſicher würde alles in Europa befindliche Geld zu den vielen Spekulationen nicht hinreichen, welche ſeit zwei Jahren hier erdacht worden ſind, wenn ſie wirklich zu Stande kämen. Die Kohlenbergwerke von St. Bérain übten durch den dabei verſprochenen Gewinn den gewöhnlichen Zauber aus. Kunſtverſtändige hatten ja, wie es hieß, die Gruben unterſucht und ſie höchſt reichhaltig gefunden. Das Ausbeuten ſollte ſogleich beginnen und die Aktienträger alsbald eine bedeutende Dividende nebſt den Zinſen ihres Kapitals erhalten. Unterdeſſen wurde aber nur ihre Leichtgläubigkeit ausgebeutet, und es erfolgten weder Dividende, noch Intereſſen. Betrogene Aktienträger verſtehen aber keinen Spaß; die von den Unternehmern der Kohlengruben hinter's Licht Geführten wurden böſe, und ſobald ſich nur Einige meldeten, um die Unternehmer zu verklagen, folgten über hundert dieſem Beiſpiel, und ſomit kam die Sache vor Gericht und zur völligen Publizität. Die Sache wurde lange erörtert und unterſucht, und nach dem Schluſſe der Verhandlungen nahm das Polizeigericht, vor welchem der Proceß anhängig war, noch acht Tage Zeit, um das Urtheil zu fällen. Uebereilt hat ſich alſo Niemand, und beide Parteien haben ihre Anſprüche und Rechtsgründe ſo umſtändlich auseinandergeſezt, als ſie es verlangen konnten.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſezung.)

Criminalfall.

Der merkwürdige Criminalvorfall, welcher ſich vor einem Monat jenſeits der Oder zutrug, iſt noch jezt der Gegenſtand der Neugier, weil das ſchon dunkle Faktum ſich immer geheimnißvoller ausſpinnt. Die erſte Nachricht davon wird durch alle Zeitungen gegangen ſeyn, und iſt vielleicht ſchon auf dem Wege nach Amerika. Eine ungewöhnliche Criminalgeſchichte iſt ja das beſte Surrogat beim Mangel an politiſchen Neuigkeiten. Eine junge, ſchöne und reiche Frau, die ihren Liebhaber, der ſie quält und zu verrathen droht, zu einer heimlichen Zuſammenkunft einladet, mit ihm und den Schäzen, die ſie angeblich mitbringt, den Wagen zur Flucht beſteigt, dann das Terzerol zieht und, ihn umſchlingend, es ihm von hinten durch den Kopf ſchießt, um ſo den Verräther zum ewigen Schweigen zu bringen, iſt an und für ſich etwas Hochintereſſantes. Die mit dem Leichnam durchgehenden Pferde, wie man den Körper auf dem Wagen für einen trunkenen Inſizer hält, wie er durch eine belebte Stadt fährt und erſt am andern Thore angehalten und die That entdeckt wird, das iſt ein Stoff, den ſchon Balladen und Romanzen behandelten. Ihr vorgefundener Brief entdeckt die Thäterin. Ihr greiſer Vater erkennt ihre Handſchrift an, ſie ſelbſt bekennt die Thäterſchaft; es ſcheint der vollkommene Schluß einer tragiſchen Begebenheit, wo die Motive über die gewöhnliche cannibaliſche Rohheit der Zuchthausverbrecher hinausgehen. Dann die Epiſoden von der Gefangennehmung eines Unſchuldigen, der die durchgehenden Pferde aufhielt und ſich auf den Wagen ſezte u. ſ. w. Nun ſtreitet die Theilnahme für das ſchöne unglückliche Weib mit dem gewöhnlichen Mißtrauen, ob ſie moraliſch unſchuldig war oder nicht, ob ſie ein früheres Vergehen verbergen oder nur die Ruhe ihres Gatten durch eine That der Verzweiflung erkaufen wollte. Darauf heißt es, nicht ſie, ſondern ihr Bruder ſey der Mörder geweſen; ſie, um ihm Zeit zur Flucht zu gönnen, habe ſich verhaften laſſen und etwas eingeräumt, was ſie nie begangen. Endlich hört man, daß auch ihr Gatte zuerſt eingezogen geweſen, weil Verdacht auf ihm geruht, dann aber freigelaſſen worden, als ſeine Frau ſich als Thäterin angegeben. Iſt es nun erlaubt, einem dritten Gerüchte nachzuſprechen, welches den beleidigten Gatten zum Thäter macht und die Gattin ſich ſelbſt angeben läßt, um durch dieſes Opfer ihre Verſchuldung gegen ihn in freiwilliger Reue zu büßen? Lauter vage Gerüchte, und nur ſo viel will die negative Kritik von dem erſten Faktum abſolut abſchneiden: den tödtlichen Schuß im Wagen, in der Bewegung des Fahrens, von hinten geführt, mit einem Terzerol, und durch die Hand eines leidenſchaftlich aufgeregten Weibes.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 11. Auguſt 1838.

Hier ſah an Glanz man Hof und Kirche ſtreiten,
Hier Mönch und Schranzen mißgepaaret ſchreiten,
Hier Feſtgelag und Andacht bunt vermengt.

Byron.
Childe Harold.

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Fortſetzung von Nr. 184.)

Ende des Reſtaurationsfeldzugs. Mafra und die königliche Salve.

Noch einige Tage verweilten wir auf den traurigen, öden Höhen von Laurinhao und zogen alsdann der engliſchen Armee nach, deren unthätigen Schwanz wir bisher vorgeſtellt hatten. Die Engländer waren bis vor Liſſabon geruckt und hatten ein Lager bezogen, das von dem königlichen Luſtſchloſſe Queluz bis nach Bemfica ſich zog, indeſſen man den Franzoſen Zeit ließ, ſich zu ihrer Einſchiffung gehörig vorzubereiten; denn noch waren die Transportſchiffe, welche die engliſche Armee an den portugieſiſchen Küſten abgeſezt hatte und die nun wie Retourchaiſen für die franzöſiſche benuzt werden ſollten, noch nicht alle im Hafen von Liſſabon eingetroffen. Unſere Armee aber durfte nicht weiter vorgehen als bis Mafra, dieſem königlichen Rieſenkloſter mit ſeinen 365 Glocken, die eine koſtbare und künſtliche Uhr zu ſpielen verſteht, mit ſeinen vier Orgeln, die D. Joao VI. baute und die ſeine einzige Freude waren, wenn er im Chore unter den Pfaffen ſaß, und zwar nicht ihren Chorgeſang dirigirte, denn er war nicht muſikaliſch, aber doch den Takt ſchlug. Er vergaß darüber alle ſeine Seelenleiden, die ihn damals beſonders drückten und deren Veranlaſſung ſeine Gemahlin war.

Dom Joao V. baute dieſes Rieſenkloſter, ein zweites Escurial, und verſchwendete daran die vielen Millionen, welche die Bergwerke Braſiliens lieferten; der fünfte Theil, der Quinto, welcher der Krone bezahlt werden mußte, betrug damals jährlich über eine Million Thaler. Johann V. verſchwendete hier ſeine Schätze auf großartige Weiſe; allein Johann VI. war doch noch ein größerer Verſchwender, denn er warf hier Hunderttauſende für Armſeligkeiten hinaus, für Orgelbau und Glockenſpiel. Es hieß damals, D. Joao habe beinahe mit Gewalt ſeinen Orgeln entführt werden müſſen, als er ſich nach Braſilien einſchiffen ſollte, und nicht das Scheiden aus Portugal und von ſeinen Unterthanen ſey ihm ſchmerzlich geweſen, ſondern nur das Scheiden von ſeinen Orgeln. Selbſt die Königin Mutter, die zuweilen lichte Augenblicke hatte, ſoll bei dieſer Gelegenheit geäußert haben: „nimmt denn Johann ſeine Orgeln nicht mit?“

Im Kloſter allein hätte unſere ganze Armee Platz gehabt; damals reſpektirte man aber noch das Heiligthum, und kaum erlaubten ſich die Generale, einen Theil des Flügels, der die königlichen Gemächer enthielt, für ſich

Digitized by Google

in Anſpruch zu nehmen; die Truppen aber wurden in dem Flecken, der gegen 600 Häuſer und 2700 Einwohner zählt, einquartirt, denn die Nächte waren ſchon zu kühl zum Campiren. Es war dies natürlich eine ſchwere Laſt für die armen Einwohner, während die Mönche in ihrem weitläufigen Kloſter über 866 Zimmer zu verfügen hatten, wovon der größte Theil leer ſtand. Eine ſolche Armee konnte den Einwohnern des Orts natürlich keinen Verdienſt zufließen laſſen. Sold war bisher noch gar nicht ausbezahlt worden, und von zwanzig Offizieren war wohl kaum ein einziger, der über einige Cruzados disponiren konnte; was alſo die Einwohner an Lebensmitteln nicht gutwillig hergaben, wurde geſtohlen. Ich kam mit einigen zwanzig Offizieren und Cadetten in ein altes Haus zu liegen, worin nur ein einziger großer Tiſch und einige Bänke exiſtirten; übrigens aber war es von Tauſenden kleiner ſchwarzer Plagegeiſter bewohnt, vor denen man bei Tag und bei Nacht keine Ruhe hatte. Einmal wurde es mir gar zu arg und ich brachte daher die Nacht auf der Plattform des Kloſters zu im Anblick des geſtirnten Himmels und in Betrachtungen über dieſen Steinkoloß, der im vollen Mondſchein unter mir lag.

Die Sehnſucht nach einem Erben entlockte Joao V. das Gelübde, hier ein Kloſter zu bauen, und dieſem Gelübde zufolge entſtand dieſer Rieſenbau, deſſen Façade nach allen vier Seiten hin 778 Fuß mißt, und der, wie ſchon geſagt, 866 Zimmer in ſich faßt, die zuſammen 5200 Fenſter und Thüren haben. Die Kirche des Kloſters hat ihren Eingang an der vordern Façade, auf der ſich die beiden 200 Fuß hohen Glockenthürme erheben. Das Innere der Kirche iſt köſtlich aus Marmor gearbeitet und ihre verſchiedenen Capellen zieren nicht weniger als 58 Statuen aus carrariſchem Marmor. Auch der Bibliothekſaal, der die ganze Länge einer Façade einnimmt und voller Bücher ſteht, alten, längſt verjährten Inhalts, iſt ſehenswerth. Noch jezt wird dieſe Bibliothek hier auf Koſten der Kirche erhalten, ſie iſt aber mit ihren zwanzigtauſend Bänden eine Perle in der Wüſte, die ſeit der Aufhebung der Mönchsorden von Niemanden benuzt wird und nur noch unter der Aufſicht eines Schließers ſteht. Der große Park enthält viel Wild; damals ſtand Alles unter der Verwaltung der Mönche, die damit ſo eiferſüchtig thaten, daß ſie nur auf große und gewichtige Empfehlungen Jemanden den Eintritt in den Park geſtatteten, und wenn König Johann dort war, um zu jagen, wurde der Eintritt ſchlechterdings Jedermann verweigert; denn D. Joao war nur immer für ſein theures Leben beſorgt, und es war bei ihm zu jener Zeit und auch wieder ſpäter, nachdem er aus Braſilien zurückgekommen, faſt zur fixen Idee geworden, daß man ihm nach dem Leben trachte.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Album, oder die Berühmtheiten.

(Beſchluß.)

Ich erfuhr jezt, indem man mich zur Unterſuchung zog, daß der uns allen unlesbare Vers in polniſcher Sprache geſchrieben war und eine wilde, trozige Aufkündigung allen Gehorſams und aller bürgerlichen Pflichten enthielt. Welch ein teufliſches Spiel mit meiner kindlichen Unſchuld und Unbefangenheit! Vergebens erklärte ich, daß ich kein Wort von dem Geſchreibſel verſtanden habe, daß ich tauſendmal den Einfall verwünſche, von einem Menſchen mit einem ſo langen Barte und ſo unheimlichen Geberden eine Handſchrift verlangt zu haben. Man traute mir nicht, man blätterte noch weiter und fand unter meinen eigenen dunkeln Sprüchen manche heraus, die etwas Demagogiſches anzudeuten ſchienen. Ach, hätte ich mich doch auch an die Fleiſchbank und die weſtphäliſchen Schinken gehalten! — Kurz, was ſoll ich mein Mißgeſchick ſo weitläufig auseinander breiten? ich mußte durch eine dreimonatliche Einſperrung für meine Sucht nach Berühmtheiten büßen, und dann auch, als man mich endlich entließ, gab man mir eine Schrift mit, in der meiner heimathlichen Behörde gerathen wurde, auf mich, als auf ein gefährliches, durch ruchloſe Einflüſterungen inſpirirtes Weſen ein Augenmerk zu haben.

So kam ich denn nach Hauſe, geläſtert, verhöhnt, geplündert und gedemüthigt. Und an allem dieſem war ganz unzweifelhaft das Album ſchuld. Es war von meinem Eigenthum das Einzige, was mir geblieben war, und ich legte es mit einer Art von kriegeriſchem Triumphe vor Friederiken nieder, gleichſam wie die alten Ritter der Fabel einen getödteten und zurechtgemachten Lindwurm vor die Füße ihrer Damen. Ach, der fatale Lindwurm hatte noch nicht aufgehört, Gift zu ſpeien! Friederike, die Anfangs höchlich erfreut war, ihren grillenhaften Wunſch mit ſo viel Aufopferung von meiner Seite erfüllt zu ſehen, bemerkte kaum, daß in ihrem Album dennoch manche Stücke fehlten, die die Präſidentin in Beſitz hatte, als ſie die ganze Erzählung meines Unglücks und meiner Gefahren überhörte und mir die lebhafteſten Vorwürfe zu machen begann. Meine Geduld war nahe daran, wie ein morſches Fädchen zu reißen. „Wie?“ rief ich und nahm dabei meinen ganzen Muth zuſammen, „du vermißt die Beine einer Tänzerin, während ich die meinigen lahm gelaufen habe, um dir zu dienen! Du vermißt einen Galgen mit dem Gehenkten, und denkſt nicht daran, daß ich dir zu Liebe beinahe ſelbſt dieſer Gehenkte geworden wäre? Ha, Undankbare! ſo iſt es dir nicht genug, mich zu Grunde gerichtet zu haben, du willſt mich auch noch um den Preis bringen, um deſſentwillen ich ſo große

Digitized by Google

Anſtrengungen erduldete, um deine Liebe? Gott, wie viel Nichtswürdigkeit faßt das treuloſe Herz einer Frau!"

Meine Braut, während ich ſo wüthete, betrachtete lächelnd die Carrikatur, die mich vorſtellte. „Ich ſehe," hob ſie endlich an, „daß du doch eigentlich ein recht häßlicher Burſche biſt, und daß ich in Gefahr komme, dich noch öfters ſo abgebildet zu ſehen, was mir natürlich, wenn ich deine Frau wäre, nicht ſehr angenehm ſeyn könnte." — „Ach!" rief ich, „iſt es nicht die Pflicht des Weibes, Freud und Leid mit ihrem Manne zu theilen?" — „O ja," erwiderte ſie; „nur nicht eine ſolche Freude, die du auf Koſten deiner ſelbſt Andern bereiteſt. Eine Frau kann jedes Unglück ertragen, nur nicht das, einen lächerlichen Mann zu haben, und der Künſtler hat mit ſcharfem Blick mir den ganzen Umfang deiner Meiſterſchaft in der Kunſt, dich lächerlich zu machen, aufgedeckt. Ueberdies," ſetzte ſie hinzu, „finde ich hier einige hübſche Frauenköpfe, und dieſe geben mir das Zeugniß, daß du in der Fremde dich recht gut amüſirt haſt." — „Iſt's möglich!" rief ich, in Erſtarrung verſinkend; „du biſt eiferſüchtig auf Bilder, die ich im Laden kaufte, und die der Himmel weiß wen vorſtellen?" — „Ah ſo!" ſagte meine Braut; „alſo im Laden haſt du dieſe Sachen gekauft? Abſcheulich! und die Präſidentin hat lauter Handzeichnungen! So bin ich betrogen worden! Gewiß ſind alsdann auch die Handſchriften nicht echt."

Was ſollte ich ſagen? Der Unmuth ſchnürte mir faſt die Kehle zu. Friederike warf mir das Buch mit der äußerſten Verachtung vor die Füße. „Geh!" rief ſie, „geh mir aus den Augen! Jetzt ſehe ich, wie ich mich in dir geirrt habe. Der Himmel hat es trefflich gefügt, daß ich zu dieſen Erfahrungen gekommen bin, ehe uns die Feſſel der Ehe zuſammenknüpfte. Ach! ich ſoll kein Album haben!" — „Noch mehr, du ſollſt keinen Mann haben!" rief ich völlig außer mir. Es gab eine ſo heftige Scene, daß an keine Verſöhnung mehr zu denken war. Die Geſchichte mit dem Album wurde bald zum Stadtgeſpräch. Mein Schwiegervater, der von dem unglückſeligen Buche nichts ſah, als die Zeichnung mit dem halben Pferde, behauptete, daß ich immerdar das Halbe geliebt habe und nie zu etwas Tüchtigem und Ganzem zu brauchen ſei. Er erklärte mich überdieß für einen Verſchwender und entzog mir den Antheil an der Gewürzhandlung, die er mir ſchon anvertraut hatte. Ich verlor dadurch mein Geſchäft und man ließ mich kein neues antreten, denn ich galt, ſeitdem die Behörde ein wachſames Auge auf mich hielt, für einen Menſchen, der heimlich für die Polen ſammelte und ihre verderblichen Zwecke mit der äußerſten Schlauheit, unter der Maske der Sanftmuth und Unbefangenheit, förderte. Noch dazu bekam ich ſtatt Friederiken keine andere Braut, denn jedes Mädchen, bei dem ich anklopfte, wußte von den ſchönen Frauenköpfen zu erzählen, die ich aus der Fremde mitgebracht hatte, und mit denen es nothwendig einen geheimnißvollen Zuſammenhang haben müſſe. So war ich gleichſam ein zu Grunde gerichtetes Weſen, und zwar durch Schuld eines „Albums." Nur zwei Lehren blieben mir als Gewinn in meinem Unglück, nämlich: daß der Eigenſinn und die Eitelkeit eines Mädchens immer noch ſtärker ſind als ihre Liebe, und zweitens: daß es nirgends Geſchöpfe giebt, die ſich ſo gründlich haſſen und anfeinden, als die „Berühmtheiten" untereinander.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Proceß wegen der Kohlengruben von St. Bérain. Lebensverſicherungsanſtalten.

Für das Publikum, welches den Verhandlungen vor Gericht beiwohnte oder dieſelben in den Zeitungen las, war es offenbar, daß die Aktienträger von den Unternehmern betrogen worden waren. Dies ſcheint auch das Gericht wohl eingeſehen zu haben; deſto unerwarteter war das Urtheil. Das Gericht behauptet nämlich, die Ankündigungen haben viel Wahres enthalten und Anderes, was die Unternehmer ſelbſt haben glauben können; die Kohlengruben ſeyen wirklich ſehr ergiebig; zwei der Unternehmer haben ſich allerdings der Charlatanerie ſchuldig gemacht; aber ihr, wenn auch unmoraliſches Verfahren ſey nicht ſtrafbar, wenigſtens dem Geſetze nach; folglich werden die Kläger abgewieſen und müſſen die Koſten tragen. Der allgemeine Unwille brach ſogleich in allen unabhängigen Blättern los; man ſcheint zu glauben, die Richter oder wenigſtens einer von den dreien müſſe beſtochen worden ſeyn, oder doch irgend ein Privatintereſſe bei dieſer Sache haben. Es iſt freilich ſchlimm, daß die Magiſtrate herabgewürdigt werden; allein es iſt noch viel ſchlimmer, wenn ſie ſich ſelbſt herabwürdigen. Man erwartete von ihnen, daß ſie durch ein ſtrenges Urtheil den Betrügereien der Spekulanten und induſtriellen Charlatans ein Ziel ſtecken würden; ſtatt deſſen weiſen ſie die Betrogenen ab und verurtheilen ſie ſogar zu den Gerichtskoſten. Das Schlimmſte war, daß in dem Urtheil alle Gründe emſig hervorgeſucht ſind, welche die Spekulanten entſchuldigen und ihr Verfahren beſchönigen konnten. Man hat dies Urtheil daher einen neuen Proſpectus des Unternehmens genannt. Da ſich jedoch die öffentliche Meinung ſo derb gegen daſſelbe ausgeſprochen hat, ſo werden ſich ſchwerlich noch Leute finden, welche den Unternehmern ihr Geld bringen. Daß es Handlungen gibt, welche der Moral zuwider laufen, ſogar höchſt unmoraliſch ſind, und doch vom Geſetze nicht beſtraft werden können, iſt allerdings wahr, obſchon man ſich in den hieſigen Tageblättern gegen dieſen Satz im Gerichtsurtheil heftig aufgelehnt hat. Wer z. B. Jemand zu Tode ärgert, oder die Unſchuld durch verfängliche Reden allmählich verführt, wird nach keinem Artikel des Strafcodex belangt werden können, und iſt dennoch vor dem Richterſtuhl der Moral höchſt ſtrafbar. Aber man hat die verblendeten oder beſtochenen Richter auf einen Artikel des Code pénal gegen Betrüger verwieſen, den ſie vergeſſen oder überſehen zu haben ſcheinen. Natürlich haben die Kläger ſogleich von dem

Digitized by Google

parteiiſchen Urtheil appellirt, und werden wahrſcheinlich mehr Gerechtigkeit von der Cour royale erhalten, da dieſe ungleich höher ſteht und nicht von den Leidenſchaften oder dem Eigennuz untergeordneter Richter, welche zum Theil ſchlecht beſoldet ſind, geleitet wird. Vom Publikum iſt das Urtheil der leztern bereits völlig kaſſirt; die Cour royale wird nicht umhin können, es eben ſo zu machen. Iſt es nicht in der That eine, vor dem Geſeze ſtrafbare Schelmerei, wenn Leute ſich kein Gewiſſen daraus machen, dem Publikum allerlei vorzulügen, den Werth der von ihnen geleiteten Anſtalten trüglich zu vergrößern, ungeheuern Gewinn zu verſprechen, und dadurch Manche, welche mit ihrem erſparten Gelde nichts anzufangen wiſſen, anzulocken, ihnen das Geld abzunehmen und ſich hernach über ihre Leichtgläubigkeit luſtig zu machen? Freilich geht dieſe Leichtgläubigkeit des Publikums manchmal bis zur Dummheit. Um die Betrügerei einzuſehen, reicht es hin, den Proſpectus mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen; man ſieht ſogleich, daß die prunkenden Verſprechungen, Uebertreibungen und Angaben keine andere Gewährleiſtung haben, als die Ausſage derjenigen, welche dadurch prellen wollen. Macht jenes in den hieſigen Zeitungen ſo heftig angegriffene Gerichtsurtheil das Publikum klüger und vorſichtiger, als es bisher war, ſo wird es wenigſtens nicht ohne Nuzen geweſen ſeyn. — Zu den Unternehmungen, welche auf falſchen Berechnungen beruhen, gehören auch zum Theil die zwölf oder dreizehn Lebensverſicherungsanſtalten, die vielleicht nach einem Jahr ſchon ſich auf zwanzig belaufen werden, ſo ſchnell vermehren ſie ſich; ein Beweis, daß etwas dabei zu gewinnen iſt. Ein Gelehrter hat ſo eben in einer Vorleſung in der Akademie der Wiſſenſchaften zu zeigen ſich bemüht, daß dieſe Geſellſchaften durch ſchlechte Mortalitätstafeln das Publikum irre leiten, und daß es äußerſt ſchwer hält, die Berechnungen über muthmaßliche Lebensdauer auf die Sterblichkeitsliſten zu gründen. In Frankreich verdienen allerdings die Geburtsliſten, welche von den Munizipalbehörden angefertigt werden, großes Zutrauen; anders verhält es ſich mit den Sterbeliſten. Wie viele aus der Provinz oder der Fremde hergekommene Menſchen ſterben in der Hauptſtadt, ohne daß man ihr Alter anders als nach Muthmaßung angeben kann! Die Munizipalbehörde begnügt ſich mit der muthmaßlichen Angabe, und würde auch ſchwerlich eine andere erhalten können. Auf ſolche Angaben läßt ſich aber ſicher keine Berechnung der Lebensdauer gründen.

Dg.

Berlin, Juli.

(Fortſezung.)

Der Salvator-Dietrich. v. Gaudy. Geibel.

Dafür kann ich Ihnen mit Beſtimmtheit eine andere Enttäuſchung melden. In Tegel hat es einmal geſpukt. Außer Andern ſpricht davon Goethe in der Fauſtiſchen Walpurgisnacht. Daß aber in einem Gehöfte von Tegel, 1½ Meilen von Berlin, in Tegel, wo die hochgelehrten, kunſtſinnigen Brüder von Humboldt Gutsherren waren, zum Troz aller Berliniſchen Kunſtkenner und Spekulanten, ein vorzüglicher Salvator Roſa verborgen ſeyn ſollte, ſchien noch unglaublicher, als ein ordinärer Spuk. Dennoch war der große Horace Vernet mit einem kunſtliebenden Landsmanne daſelbſt, und entdeckte an der Wand eines Hauſes, außer andern werthvollen Bildern, einen ſolchen. Sein Landsmann kaufte ihn auf Anempfehlung des großen Malers und mehrere Kleinigkeiten dazu. Die Schäze wurden nach Berlin gebracht und hier in einem andern Lichte aufgehängt. Horace Vernet kommt und beſieht mit Kennerblicken das verhängnißvolle Bild. Nach einer bedenklichen Weile thut er den dictatoriſchen Ausſpruch: „Der Eremit hat eine viel zu lange Naſe für Salvator Roſa.“ und geht. Inzwiſchen werden die Bilder gewaſchen, und als ſie ihres Schmuzes entledigt ſind, zeigt ſich auf der Staffage der Landſchaft der Name Diterici. Ein deutſcher Kunſtkenner hat den jezigen Beſizer des kurzlebigen Salvator wenigſtens damit beruhigt, daß auch Dietrich ein Genie geweſen, der auf Erfordern Salvators, wie Rembrandts malte, und daß es ein ganz guter Salvator-Dietrich ſey. Einige an's Licht getauchte echte Niederländer konnten ſchon für die Täuſchung entſchädigen und den gezahlten Preis rechtfertigen.

Freiherr v. Gaudy unternimmt einen zweiten Römerzug, diesmal auf längere Zeit; auch denkt er in Regionen einzudringen, welche den faſhionabeln Reiſenden in der Regel verſchloſſen bleiben, nämlich tief in die Abruzzen. Der junge talentvolle Dichter Emanuel Geibel hat uns ſchon vor längerer Zeit verlaſſen, erſt jezt aber ſind Nachrichten von ſeiner glücklichen Ankunft in Griechenland eingetroffen. Eine glückliche, heitere Zukunft eröffnet ſich ihm dort, die hoffentlich auch für ſeine Poeſie Früchte tragen wird. Aber ein eigenes Unglück traf ihn, während er noch von den Wellen der Adria geſchaukelt ward. Seine Gedichte ſollten, im Verlage von Dunker und Humblot, in Magdeburg bei Hänel gedruckt werden; aber bei dem großen Brande des Häneliſchen Inſtituts verbrannte auch das Manuſcript mit, und Geibels Freunde zweifeln, ob er ſelbſt noch mehr davon aufbewahrt hat, als ſchon früher zerſtreut gedruckt war.

(Die Fortſezung folgt.)

Siebenfaches Räthſel.

(ſ. das Räthſel Nr. 102. 1838.)

Erſtes Wort.

Ohne Füße läuft's und ohne Körper,
Von der Sonne Strahlen fortgetrieben.

Zweites.

Ohne Füße läuft's, und Niemand ſieht es,
Iſt es nur in ſeinem Haus geblieben.

Drittes.

Ohne Füße läuft es, von zwei Fingern
Luſtig wie ein Tänzer umgetrieben.

Viertes.

Ohne Füße läuft es, wenn zwei Hände
Sich einander eilig zu es ſchieben.

Fünftes.

Ohne Füße läuft's, von vielen Rädern
Doch im Kreiſe nur umhergetrieben.

Sechstes.

Ohne Füße läuft es gleich dem Waſſer,
Aber trocken iſt es ſtets geblieben.

Siebentes.

Ohne Füße laufen ſie zu elfen;
Doch die Alten wußten nur von ſieben.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 13. Auguſt 1838.

— Durum est conscendere navim;
Tunc sentina gravis, tunc summus vertitur aër.

Juvenal.

Avignon.

Von Alfred Reumont.

Auf Reiſen bin ich ſchon Zeuge mancher Conſuſion geweſen. Dampfwagen und Dampfſchiffe haben gewiß unberechenbare Vorzüge: aber ich rathe kaum einem phlegmatiſchen Paſſagiere, ſich ihrer zu bedienen. Wer mir nicht glauben will, mag ſich an den betreffenden Kapiteln von Ludwig Rellſtabs empfindſamen Reiſen erbauen und mich bei meinem Texte laſſen; ich habe ſchon manche Verwirrung mit angeſehen, aber kaum jemals eine größere, als an einem Septembermorgen bei der Abfahrt des Dampfboots — ich weiß nicht mehr, hieß es la Flèche oder l'Eclair, Clémence Isaure oder le Roi René — vor der Stadt Lyon ſtattfand.

Es war noch dunkel, als die Kellner im Hotel de Provence die Reiſenden zuſammentrommelten. Nebenbei geſagt, ich kann dieſen Gaſthof mit gutem Gewiſſen einem Jeden empfehlen, ſowohl des Hauſes ſelbſt als der Ausſicht über den ſchönen Platz von Bellecour wegen, auf welchem Ludwigs des Großen Reiterbildſäule ſich erhebt, ein modernes Werk, welches das in der Revolution zerſtörte von Desjardins erſetzt. Nach jener fürchterlichen Belagerung, wo eine Stadt ohne Befeſtigungen und eine Bevölkerung von Manufakturiſten mehr denn zwei Monate lang einem Heere von Hunderttauſend widerſtanden, war der Platz Bellecour, wie ein großer Theil Lyons, mit Schutthaufen bedeckt: dem Kaiſer Napoleon verdankt der erſtere ſeine Wiederherſtellung. — Das Gepäck war bald auf einen Karren geladen; auf die Frage, wie weit man bis zum Abfahrtsort habe, beruhigte die oft vernommene Antwort: C'est à deux pas d'ici, Messieurs. Getroſt zogen wir alſo zum Thore hinaus, ein ganzer Haufen Engländer und zwei Deutſche. Die deux pas waren eine demi-lieue, immer auf dem Quai der Rhone, wo es ſchon ſo hell war, daß wir jeden Augenblick Gefahr liefen, mit der Stirne gegen einen Baumſtamm anzurennen. Endlich hörten wir Getöſe vom Strome her und ſahen eine ſchwarze chaotiſche Maſſe vor uns. Herr König in Hanau hat zwar einmal in einem Trauerſpiele geſagt: was im Schwarzen ſchwarz ſey, ſey ein Wald, diesmal war's aber eine hölzerne Bude und die ſie umgebende Menſchenmenge. Nun galt's, die Ellenbogen zu gebrauchen, um an die Kaſſe zu gelangen, wo man ſich buchſtäblich um ein Billet die Hälſe brach. Ein lauer Theaterbeſucher, ſeit meine lange Abweſenheit aus dem Vaterlande mich um den Genuß gebracht hat, Holtei, Madame Birch-Pfeiffer und Neſtroy bewundern zu können, war ich an Experimente dieſer Art nicht mehr gewöhnt; aber von der Noth gedrängt — denn ſchon läutete auf dem Schiffe die Glocke zum Zeichen der nahen Abfahrt —

Digitized by Google

behauptete ich endlich meinen Platz an der Kaſſe. „Deux premières“ rief oder vielmehr ächzte ich. — „Soixante francs.“ — Ich hielt die drei Napoleons ſchon im voraus in der Fauſt verſchloſſen, eroberte meine beiden Billets — nicht etwa als hätte ich zwei Plätze einnehmen wollen, ſondern weil ich auch als Agent meines Freundes und Reiſegefährten handelte, der unterdeſſen, was keineswegs überflüſſig, auf die Bagage ein wachſames Auge hielt — und nach einigen gegebenen und empfangenen Rippenſtößen auch meine Freiheit. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Unter doppelter Gefahr, entweder Koffer und Mantelſäcke das Ufer hinab in die Fluthen der Rhone ſtürzen zu ſehen, oder ſelbſt einen ſolchen Salto mortale zu machen, ſchob ſich Alles über ein langes Brett hin, welches die einzige Avenüe zum Schiffe bildete. Hundert Augen hätten hier nicht geholfen. Ein Schwarm von Faquins, die einander die Gepäckſtücke mit dem ehrliſten Wetteifer aus den Händen riſſen und ſich faſt darum balgten, die durcheinander rennenden Reiſenden und die ſchmierigen Matroſen, in allen Sprachen redend, Geſchrei auf allen Seiten, auf dem Verdeck die unſchreiblichſte Unordnung. Hier lag ein Koffer, dort ein Mantelſack, da rollte eine Hutſchachtel; unter vielen Reclamationen wurden drei bis vier Berge von Effekten aller Art aufgeſchichtet, Chimboraſſos von heterogenen Elementen. Ein Asmus omnia secum portans wäre hier, wie oft, der glücklichſte geweſen. Erſt als der Lärm ſich etwas gelegt und die Räder längſt ſchon in den zornigen Fluthen wühlten, durfte ein Unglückskind nach dem andern eine Entdeckungsreiſe unternehmen, um ſeine zerſtreuten Siebenſachen aus Oſten und Weſten zuſammenzuleſen. Mein Freund war längere Zeit troſtlos, denn er hatte ſeine elegante Pariſer Reiſechatulle verloren, die er als Neſthähnchen ſelbſt trug, die ihm aber von einem allzudienſtfertigen Faquin aus der Hand geriſſen worden war; und obgleich ich ihm, gegen meine innere Ueberzeugung, Troſt und Hoffnung zuſprach, brachte ich es doch nicht dahin, daß ihm das Frühſtück ſchmeckte, welches aus $3/4$ Milch und $1/4$ Kaffee, in einem Rieſennapf vereinigt, beſtand. Glücklicherweiſe fand ſich ſpäter das Verlorene wieder.

Nun wäre eine treffliche Gelegenheit vorhanden, das hinter den Windungen der Rhone verſchwindende Lyon zu beſchreiben, mit ſeinen von grünen Bäumen bedeckten Quais und dem pallaſtähnlichen großen Spital, an welchem ich Soufflots Baukunſt bei weitem mehr bewundere, als an ſeiner, unſchuldigerweiſe zum Gegenſtand ſo vielen Skandals gewordenen St. Geneviève zu Paris; mit dem vielgeprieſenen Hügel von Fourvières, wo Caligula wohnte und Kaiſer Claudius in einem Pallaſt geboren ward, auf deſſen Stelle gegenwärtig, wie durch eine Ironie des Schickſals, ein Irrenhaus ſteht; mit ſeinen dichtgedrängten, himmelhohen Häuſern. Alles dies hätte einen reichen Stoff geboten, aber leider Gottes ſah ich von alledem nichts bei der Abfahrt: es wurde erſt völlig hell, als wie die Stadt ſchon hinter uns hatten. Der Morgenwind wehte kühl und blies uns bei den vielen Windungen des Stroms oft empfindlich entgegen. Niemand wagte, den Mantel abzulegen. Gerne hätten wir uns Bewegung durch Auf- und Ablaufen auf dem feuchten Verdeck gemacht, aber dazu war kein Raum: hier Wagen, dort das bunte Chaos von Gepäck, Hinderniſſe aller Art, Erwachſene und Kinder, dieſer mit einer Taſſe Kaffee, jener mit einem Gläschen Liqueur, einer den andern hindernd, und durch Matroſen und Aufwärter geſchoben und geſtoßen. Wer einen Platz auf einer Bank oder einen Stuhl erobert hatte, konnte ſich glücklich ſchätzen. Ich verſuchte einmal, in die Kajüte hinabzuſteigen, aber die Atmoſphäre in dieſen unterirdiſchen Räumen dünkte mich nicht erquickend, und ich ſah bleiche Geſichter und vernahm Töne des Jammers; denn obgleich wir nur auf einem Strome fuhren und folglich das Land ſchwerlich aus den Augen verlieren konnten, machte doch auf den zärteren Theil der Geſellſchaft die Seekrankheit unbarmherzige Angriffe. So beeilte ich mich denn, wieder hinauf zu kommen und mein Frühſtück ſtehend zu verzehren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem portugieſiſchen Befreiungskriege im Jahre 1808.

(Beſchluß.)

Unſtreitig iſt dieſes Kloſtergebäude von einem fremden Meiſter gebaut, einige ſagen einem Italiener, andere meinen, er ſey ein Deutſcher geweſen. Es iſt das Beſte, was Portugal an Architektur aufzuweiſen hat, nur ſchade, daß es in einer der ſterilſten Gegenden Portugals, nicht fern von einer öden Küſte, auf einem Terrain voll Steine und kahler, nichtsſagender Hügel ſteht; und ſchon, als ſich der Hof hier zuweilen aufhielt, war es ein Ort ohne alle Anziehungskraft für jeden, der keinen Gefallen an kirchlichen Ceremonien und geiſtlichen Konzerten hatte, die man hier täglich in Fülle haben konnte, Morgens, Mittags und Abends; denn D. Joao VI. wußte den Mönchen das Leben ſauer zu machen; ſie magerten ſichtlich ab, wenn er den unglücklichen Einfall hatte, oft mehrere Monate ihren kirchlichen Uebungen vorzuſtehen. Jezt kann es vollends Niemand einfallen, zum Vergnügen eine Tour nach Mafra auf einer der holprigſten und erbärmlichſten Pflaſterſtraßen zu machen. Mafra iſt jezt nichts mehr und nichts weniger als ein kaltes, ſteinernes

Digitized by Google

Denkmal entſchwundener Größe in einer Wüſte, umgeben von armſeligen Hütten, die im Vergleich mit dieſem Coloß wahre Troglodytenwohnungen ſind. Maſra iſt eines der wenigen großartigen Gebäude in Portugal, die beendigt ſind und woran kein Stein fehlt; der Baumeiſter hatte ſogar das Ganze durch ein zuſammenhängendes Syſtem von eiſernen Ableitern gegen den Blitz geſchüzt; die Sorgloſigkeit der Nachkommen hatte aber längſt ſchon ſein Bemühen, den Blitz von den Häuptern der Mönche abzuwenden, vergeblich gemacht, denn keine der an den maſſiven Quadern herablaufenden Eiſenſtangen erreichte damals die Erde; mehr als einen Fuß über derſelben hatte ſie der Roſt zernagt. Statt daß dieſer Apparat hätte Ableiter ſeyn ſollen, war er ſo zum Anzieher geworden. Phyſikaliſche Wiſſenſchaften wurden weder im Kloſter noch am Hofe betrieben, ſo daß man die Gefahr nicht einſah. Hätte doch Jemand den alten Johann darauf aufmerkſam gemacht, der vor allen Gewittern, und wenn ſie auch nur in der Ferne erſchienen, eine kindiſche Furcht hatte! er möchte nicht wenig erſchrocken ſeyn.

Kehren wir aber wieder zur Reſtaurationsarmee zurück. Was man mit ihr hier eigentlich noch wollte, da der Krieg ſo gut wie beendigt war, warum man nun nicht gerade nach Liſſabon marſchirte, das die Franzoſen bereits verlaſſen, und was der ſehnlichſte Wunſch in der ganzen Armee war, wurde erſt ſpäter klar; es war eine der Bedingungen des Vertrags von Cintra, daß unſere Armee, zur Vermeidung von Unordnungen und Exceſſen, weil man ſie ſchon des äußern Anſehens halber für eine Räuber- und Mörderbande hielt, nicht in Liſſabon einrücken ſollte. Das längere Zuſammenhalten einer ſolchen Armee und ihre Verlegung nach Maſra konnte jezt keinen andern als einen heiligen Zweck haben, da kein irdiſcher weiter zu erreichen war, und ſo zeigte es ſich auch, indem die Generale ein feierliches Tedeum ankündigten, welches an dem und dem Tage in der Kirche von Maſra gehalten werden ſollte; und gewiß gab es auch keinen Ort, wo ein ſolches prachtvoller ausgeführt werden konnte, weßhalb ſich denn auch an dieſem Tage das Volk der Nachbarſchaft zu Tauſenden einfand.

Der größte Theil der Armee fand in der Kirche Platz, worin die Bataillone der Ordnung gemäß aufmarſchirten, der Reſt blieb vor den weitgeöffneten Thoren; von jedem Regiment hing gleichſam ein langer Zipfel aus denſelben die erhabenen Stufen herab. Mir war an dieſem Tage der Auftrag geworden, mit meinen Kanonen die königliche Salve zu geben, in dem Augenblick, wo der Prieſter vor dem Hochaltar die Hoſtie erheben und Fromme und Gottloſe ſich davor in den Staub werfen würden. Die ganze Kunſt dabei beſtand darin, daß die Schüſſe regelmäßig und in gehörigen Pauſen aufeinander folgten, und dies glaubte ich meiſterhaft zu verſtehen, da ich in Göttingen gelernt hatte, ſo gut wie ein Sekundenpendel die Sekunden zu zählen, und ſomit nur in den gehörigen Tempos mein Fogo (Feuer) herauszuſchreien brauchte. Hätte Jemand ſich die Mühe gegeben, mit einer Uhr die Zwiſchenräume der Fogos zu meſſen, er würde wahrſcheinlich gefunden haben, daß ich nicht um eine halbe Sekunde zu früh oder zu ſpät kam; allein zum Unglück hörte das Volk hier nicht auf meine Stimme, ſondern auf den Effekt derſelben, und leider Gottes war dieſer ſo erbärmlich, daß man ſeit Menſchengedenken wohl keine miſerablere königliche Saintkanonade gehört hat. Die beiden erſten Schüſſe erfolgten zu meiner großen Zufriedenheit, bei dem dritten zitterte der Feuerwerker mit der Lunte, der Knall erfolgte über ſechs Sekunden zu ſpät, beim vierten verſagte das Brandrohr; die darauf folgende Kanone ſollte feuern, und zündete gar nicht. Darüber gingen über zwei Minuten Zeit verloren; endlich knallte es abermals aus der fünften Kanone, die ſechste ſollte folgen, da war dem Feuerwerker die Lunte ausgelöſcht; jezt ſchrie ich der vierten zu, Feuer zu geben, die indeſſen eine neue Zündruthe erhalten, und ſiehe, da ging Nr. 3 zugleich mit los. Bei Nr. 1 fing es wieder an: ein prächtig ſchallender Schuß, der Pfropf flog hoch über die Köpfe des Volks hinweg; ich dachte, nun wird's doch wohl nach der Ordnung folgen. Nr. 2 Fogo! — nichts: das Zündloch hatte ſich verſtopft, der Himmel weiß auf welche Art, und da 3 und 4 noch nicht mit Laden fertig waren, ſo rannte ich zu Nr. 6 hin, die noch gar nicht geſchoſſen; ſie mußte losknallen. Bereits waren ſieben Schüſſe gefallen und jezt fehlten noch vierzehn, und da ich nun ſchon gar nicht mehr wußte, welche Kanone gefeuert und welche nicht, ſo commandirte ich oft Feuer bei Kanonen, die gar nicht geladen hatten, oder bei ſolchen, die ſchon evident bewieſen, daß ihr Pulver kein Feuer fangen wollte. Eine ſchöne Wirthſchaft hätte ein ſolcher Zuſtand der Artillerie vor dem Feinde abgegeben! Ich ſchwizte dabei wahren Angſtſchweiß, um die ein-und-zwanzig Schüſſe herauszubringen, denn der Gottesdienſt war nun vollends zu Ende und ich mit meinem Schießen noch immer nicht fertig, ſo daß ich noch auf eigene Hand ein Te-Deum hätte anſtimmen mögen, als endlich der lezte Schuß abfuhr. Nun erfolgte noch eine harte Aufgabe für mich, die Artillerie zum Abmarſch zu commandiren, was alles mit den gehörigen Tempos und Commandoworten geſchehen ſollte, wovon ich nicht eine Sylbe wußte. Ich ſagte zu dem daneben ſtehenden Major, ich verſtehe zwar deutſch, aber nicht portugieſiſch zu commandiren, er möchte alſo einen Andern commandiren laſſen; allein er erwiderte, das gehe nicht an, er wolle mir die Commandoworte vorſagen. Nun ſprach aber dieſer militäriſche Souffleur ſo undeutlich, daß, da die Commandoworte raſch

Digitized by Google

nacheinander ausgeſtoßen werden mußten, ich das poſſierlichſte Zeug zum Vorſchein brachte. Weil ich nicht nur die Worte nicht gehörig verſtand, ſondern auch gar keinen Begriff damit verband, gab ich natürlich beinahe nur unartikulirte Töne von mir, worüber das hier zu Tauſenden verſammelte militäriſche und nicht militäriſche Publikum ſich höchlich ergözte. Jezt, ſeit der Einführung des engliſchen Exerzierreglements mit den neuen Commandoworten und der engliſchen Betonung, die ein Unkundiger gar nicht zu deuten weiß, würde ſo etwas gar nicht auffallen; denn je undeutlicher nach dem neuen Style commandirt wird, für deſto militäriſcher hält man es; damals aber, wo jedes Commandowort deutlich und portugieſiſch klingen mußte, war meine Methode etwas ganz Neues; die alten Artilleriſten aber verſtanden ſchon, was ich ſagen wollte, ungeachtet ich es ſelbſt nicht wußte, ſo wie ein gutes Schulpferd die Worte des Bereiters verſteht und auf's Wort changirt, ohne daß der darauf ſitzende Schüler die Hülfe mit Zaum und Schenkeln zu geben verſteht. Sie lachten zwar über mein kauderwelſches Zeug, thaten aber, was ſich eigentlich von ſelbſt verſtand, und ſo zogen wir uns denn von der Kirche zurück, ich beſchämt und höchſt unzufrieden mit mir ſelbſt, daß ich gleichſam wie ein Schulknabe ſchlecht beſtanden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende Juli.

Schrenk von Notzing. Miſſionäre. Literatur. Statiſtiſches.

Wir erwarten in dieſem Herbſt die Ankunft des neu ernannten Fürſt-Erzbiſchofs von Prag, Aloys Joſeph Freiherrn Schrenk von Noping, den der Kaiſer vom Weihbiſchof von Olmütz zu dieſer hohen Würde erhob. Die Carrière des Freiherrn von Schrenk im geiſtlichen Stande iſt, da er erſt ſechs-und-dreißig Jahre zählt, eine der ſchnellſten, deren man ſich in Oeſterreich erinnert. Er wurde nicht nur ſchon 1826 Pfarrer zu Gmünd, 1828 Dechant und Conſiſtorialrath, 1834 Doktor der Theologie und 1835 Domherr zu Olmütz, ſondern bald darauf zum theologiſchen Studiendirektor und Olmützer Schuldiſtriktsaufſeher, und vom heiligen Vater zum Biſchof von Ptolemais in partibus ernannt. Prag verſpricht ſich viel Gutes von dem jungen, reichgebildeten und thatkräftigen Prieſterfürſten. — Nach den neueſten Berichten aus Nordamerika ſind die böhmiſchen Miſſionäre dort vorzüglich thätig in der Verbreitung der chriſtlichen Lehre; der rühmlich bekannte Domkapitular Dr. Räß, der zugleich Generalvikar der Diöceſe Newyork iſt, erhielt von dort einen Bericht, worin insbeſondere dem Eifer unſers Landsmanns P. Neumann reiches Lob geſpendet, und der Wunſch ausgeſprochen wird, bei dem Prieſtermangel in den Vereinigten Staaten vorzüglich Böhmen dahin zu ſenden, weil ſie zugleich die dort ſo nothwendige körperliche Ausdauer beſitzen. — Von J. G. Sommers höchſt zweckmäßigem und erſchöpfendem Werke: „Das Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch-geographiſch dargeſtellt," iſt der ſechste Band herausgekommen, welcher den Pilsner Kreis enthält. Sommers fleißiger Mitarbeiter, der ausgezeichnete Mineralog Pr. Zippe, hat dazu, nebſt der allgemeinen Ueberſicht der phyſikaliſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe des Kreiſes, noch die ſpecielle Beſchreibung von zehn Dominien geliefert. — Die neueſte Brunnenſchrift des Dr. Fleckles: „Karlsbad, ſeine Geſundbrunnen und Mineralbäder in geſchichtlicher, topographiſcher, naturhiſtoriſcher und mediziniſcher Hinſicht," zeichnet ſich durch eine ganz neue Eintheilung in drei Hauptabſchnitte (1. die Reiſe nach Karlsbad, 2. Aufenthalt, und 3. Rückreiſe aus Karlsbad) vor ihren Vorgängerinnen aus, und überhaupt iſt die ganze Zuſammenſtellung recht lobenswerth. Weniger Gutes kann man dem Werkchen des Dr. Hlawaczek: „Karlsbad in mediziniſcher, pittoresker und geſelliger Beziehung," nachſagen, und der Verfaſſer, der noch ſehr jung zu ſeyn ſcheint, hätte wohl gethan, das inhaltſchwere „Nonum prematur in annum" nicht außer Acht zu laſſen. Wir werden ja mit Karlsbader Monographien überſchwemmt, da, dem Vernehmen nach, auch Gerle's „Karlsbad" noch in dieſem Jahr in einer zweiten Auflage bei Reiner und Schmidt in Pilſen herauskommen ſoll. — Es iſt auch ſchon wieder eine neue Beſchreibung unſerer Stadt erſchienen (bei G. Haaſe Söhne): „Der Führer durch Prag" von Franz Klutſchak, die durch die compendiöſeſte Form, beſonders aber durch einen nach Maßgabe des längern oder kürzern Aufenthalts des Reiſenden modificirten Wanderplan einen Vorzug beſizt. — Die böhmiſche Quartalſchrift des Nationalmuſeums erhält ſich unter Safariks Redaktion in gleichem Werthe. Dr. Chmelensky lieferte in dem lezten Heft: „Zehn Anklänge aus den anacreontiſchen Liedern von Jacob Vittorelli." Wie uns der Bearbeiter erzählt, kamen die Poeſien des geiſt- und gemüthreichen Italieners in ſeine Hände und begeiſterten ihn dermaßen, daß er einige derſelben nicht eigentlich überſezte, ſondern nur nach wiederholter Durchleſung aus dem Gedächtniſſe wiedergab. Dr. Ammeling ſezt ſeine Berichte über das Leben der Jeztzeit mit einer Ueberſicht des Zuſtandes der Aſtronomie fort, und J. Kollar liefert merkwürdige Aktenſtücke für die Ausbildung der ſlawiſchen Sprache. Etymologiſche und topographiſche Aufſätze über ſlawiſche Ortſchaften und Diſtritte werden dem Freunde des Vaterlandes und ſeiner Stammgenoſſen nicht minder intereſſant ſeyn, als die literariſchen Nachrichten über das Krönungsevangelium zu Rheims, den fabelhaften Handſchriftenfund in Montenegro, die lithauiſche Sprache, die illyriſche Literatur, und über die literariſchen Novitäten Rußlands und Polens.

Nach den offiziellen Todten- Geburts- und Trauungsliſten ſind im vorigen Jahr in Böhmen 157,618 Kinder (81,670 Knaben und 75,958 Mädchen) geboren worden; die Zahl der Todten war, mit Einſchluß der Todtgebornen, 141,982 (71,872 männlichen und 67,915 weiblichen Geſchlechts), und die Zahl der Trauungen gegen 33,000, davon 32,335 katholiſcher, 423 akatholiſcher und gemiſchter Religion; die Zahl der jüdiſchen Ehen war 208, die der griechiſchen 19. Die Bevölkerung Böhmens hat ſich alſo im vorigen Jahr um 15,636 Seelen vergrößert. — Zwiſchen Tetſchen und Dresden beſteht ſeit dem vorigen Monat eine unmittelbare Verbindung auf der Elbe, durch das Dampfboot Königin Maria, und man hofft, daß binnen Kurzem auch eine regelmäßige Dampfſchifffahrt zwiſchen Prag und Tetſchen hergeſtellt werden dürfte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 14. Auguſt 1838.

— Come, tailor, let us see!
O mercy, God! what masking stuff is here!
Shakespeare.

Moden.

Das erbärmliche Frühjahr hat nicht nur den Gewächſen Fortkommen und Blüthe verkummeet und verrückt, es hat auch alle, welche zwiſchen Winter- und Sommeranzug von einer Frühlingstoilette wiſſen wollen, in die kläglichſte Verwirrung geſturzt. Unzählige leichte Roben und Capoten erfroren mit der Apfelblüthe, und die ſchönen Hände wechſelten ſo raſch zwiſchen Muff und Fächer und Fächer und Muff, als der Taſchenſpieler mit ſeinen Kugeln. Darüber konnte keine jener Formen, deren Dauer ſich überhaupt nur nach Wochen berechnet, zur ruhigen Entwicklung kommen, und als der Feldzug in Bäder und Landhäuſer eröffnet wuede, rieth die gemeinſte Vorſicht, neben dem leichten Feldgeſchütz den ſchweren Park der verfloſſenen froſtigen Saiſon herzuſchleppen. Geſtern noch ſchmachtete die Dame in Baden oder Karlsbad im Mouſſelinüberrock ohne Taille, Saffianpantoffeln an den müden Fußen und das Haar en bandeau; nur ſchwer entſchloß ſie ſich nach Sonnenuntergang zu der leichtfertigſten Toilette ohne Shawl, ohne Mantille, mit einem Hut, wie aus Duft gewoben; die Laſt des zephyriſchen Fächees und die Muhe, ihn zu regieren, hoben faſt ſeine Wohlthat auf; und heute wäee ihr zu Muth wie Omai, dem Mann aus Uiietea, im naßkalten Nebel Londons, wenn ſie Hüte und Kleider aus wattirter Seide zu Hauſe gelaſſen hätte.

Feuhobſt, Frühlingsmoden — wir ſind um beide; aber auch der Sommer iſt flau im höchſten Grade. Der Sommer iſt ſonſt diejenige Jahreszeit, wo ſich im weiblichen Putze das, was der Franzoſe „Phantaſie“ heißt, am meiſten geltend macht: im Gegenſatz zum Winter iſt dann beim Anzug nicht der Stoff die Hauptſache, ſondern das Beiwerk. Wie die wolligte Puppe den Schmetterling entläßt, ſo bricht alljährlich aus dem Winterpelz und der Feuhlingswolle eine wimmelnde Welt von Shawls, Bändern, Hauben, Hüten, bunt, wie dee Schmetterling, und von kurzem Leben, wie ee. Es gibt geſchmackloſe Ehemänner und Väter, welche die Naturgeſetzlichkeit dieſer Metamorphoſe verkennen, und im Unmuth, daß jener Proceß ſympathetiſch die Vögel in den Larven ihrer Börſen zum Schwärmen bringt, hört man ſie ſogar das Wort „Unſinn“ ausſtoßen. Wie dem ſey, die furchtbaren Schwankungen des Thermometers haben die Einbildungskraft der Modiſtinnen, duech uneegelmäßige Erhitzung und Erkältung, dermaßen verwirrt, daß diesmal dem Unſinn ſogar die Methode gebricht, die ſonſt ein Geſchichtſcheeibee der Moden wenigſtens hineininleepretiren kann. So haben die lezten Monate eine Unzahl von Shawls, Mantillen, Schärpen, Halstüchern heevorgebracht, welche an Wärmeleitungsfähigkeit und Unfähigkeit

Digitized by Google

allen Thermometergraden zwiſchen + 3 und + 28 entſprechen, und chronologiſch geordnet, bildeten ſie eine Reihe, analog der Wärmelinie eines amerikaniſchen Tags zur Zeit der Aequinoctien. Es lohnt ſich nicht der Mühe, von todtgebornen Sommeranzügen zu ſprechen.

Aber auch wenn es darauf ankommt, das Charakteriſtiſche der laufenden Tracht im Allgemeinſten zu bezeichnen, iſt man bald fertig. Was den wichtigen Artikel der Shawls und Mantillen betrifft, ſo iſt die Hauptſache, daß man des ſchwarzen Taffts nachgerade müde wird und theils zu andern Farben, theils zu leichten Wollenſhawls mit Franſen greift. Die kleidſamſte Tracht, wenn ſie gemein wird, macht ſich ſo unangenehm als eine Wahrheit, die eine Binſenwahrheit iſt. — Die Niederlagen, welche der enge, platte Ermel fortwährend erleidet, ſind entſchiedener und entſcheidender als die der Ruſſen in Cirkaſſien. Sogar vom beliebten Zwitterermel à la Jardinière will man nichts mehr wiſſen. Dieſer Ermel ſpielte mit ſeiner Doppelnatur die Rolle der Fledermaus in der Fabel: verklagte man ihn als engen Ermel, ſo ſchüttelte er die Maſſe von Zeug, die unten um den Arm baumelte; ſchalt man ihn weit, ſo wies er die kahle, knapp umſchriebene Schulter. Winters, bei Stoffen, die ſich ſelbſt tragen, bei wattirter Seide, Sammt, derbem Atlas, ging es noch; aber bei Zeugen, die unter Shawl oder Mantille zuſammenbrechen, machte ſich dieſer Ermel gar zu albern und ungeſtalt: weg damit! Der moderne Ermel iſt an der Schulter in Falten gelegt, und aus einem beinahe platten ſogenannten Jockey quillt der Ermel hervor, bald bauſchend, zu vollem Anzug offen und vom Ellbogen an herabhängend: das Ganze reich und anſehnlich genug.

Seit es endlich Sommer geworden, iſt der vornehmſte Anzug das Mouſſelinkleid, freilich von ganz anderem, weit älterem Schnitt als das, welches unſern Müttern vor vierzig Jahren ſo gut ſtand, daß ſie ſich auch Winters nicht davon trennten. Man trägt die Mouſſeline zu jenem Negligé, das ein Negligé iſt wie eine derbe Mahlzeit am aſtronomiſchen Mittag ein Frühſtück, und dazu jene ſchwarzen Halbhandſchuhe, die auch von unſern Großmüttern entlehnt ſind, und ein Halstuch à la paysanne oder noch beſſer grand-mère. Man trägt die Mouſſeline zu vollem Anzug, und dann mit Blumen und Juwelen. Der volle Putz namentlich iſt ſo ganz Rococo, daß, wenn ſich ein junges Frauenzimmer darin malen läßt, das Schäfchen mit dem Roſaband oder die Turteltauben im Blumenkörbchen ſich eigentlich von ſelbſt verſtänden. — Mit Spitzen und Geſchmeide wird auf Kleidern und Hüten ziemlicher Luxus getrieben. So trägt ſich zum Mouſſelinkleid ganz vortrefflich eine Schnur ſehr großer Perlen, wenn man welche hat. Sie brauchen aber nicht echt zu ſeyn; denn die Franzoſen behaupten, die nobelſte Dame dürfe falſche Perlen tragen, wogegen ein falſcher Stein die gemeinſte und verdammlichſte Lüge ſey. Was den Unterſchied begründet, wird nicht geſagt; weil man die Kunſt bei der Perle weniger, oder weil man ſie eher merkt als beim Stein? Gleichviel, wenn die Franzoſen daran glauben, ſo wird die übrige modiſche Welt die Sache ganz begreiflich finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Avignon.

(Fortſetzung.)

Ein Engländer hatte ſich eine Zeitlang umgeſehen; da er aber endlich zu verzweifeln ſchien, ſich irgendwo comfortabel niederlaſſen zu können, ſtieg er in ſeine Kaleſche, die auf dem Hinterdeck ſtand, ſchloß die Jalouſien und nahm weder von dem, was um ihn her vorging, Notiz, noch von den Stromufern, an denen wir vorbei rauſchten. Freilich hatte er ſich das ruhigſte und reinlichſte Plätzchen erwählt: denn Ruhe war ſonſt nicht zu finden, und in Hinſicht auf Reinlichkeit ſchien das Lyoner Dampfboot auch eben nicht mit einer holländiſchen Wohnung wetteifern zu wollen. Es hatte im Grunde nur eine Tugend, und dieſe nur für Schnellreiſende: raſch trieb es vorwärts auf dem mit ihm dahinſchießenden Strome. Die Städte und Dörfer des Ufers nahten, flogen vorüber, ſchwanden noch eiliger als bei der Rheinfahrt. Die Aehnlichkeit dieſer beiden großen Flüſſe iſt auf manchen Punkten überraſchend: Berge, Felſen, lachende Auen, berühmte Städte, maleriſche Ortſchaften und in Trümmern liegende Burgen, die erſtaunlichſte Mannichfaltigkeit und der anmuthigſte Wechſel; nur bei der an ſich ſelber vielleicht minder majeſtätiſchen Rhone ein ausgedehnterer Geſichtskreis und freiere Ausſicht auf impoſante Gebirge.

Ehe wir's vermutheten, waren wir an dem ſchöngelegenen Vienne mit ſeiner gothiſchen Kathedrale; dann fuhren wir vorüber an Valence, wo Pius VI. in der Geſangenſchaft ſtarb; an Orange, das ſchöne Denkmale des Alterthums bewahrt und einem deutſchen Fürſtenhauſe ſeinen zweiten Namen gegeben hat: Städte, die man nur zu nennen braucht, um ſich zu erinnern, daß es fruchtbarer Boden für die Geſchichte iſt. So pittoresk wie kühn liegt das zertrümmerte Rochemaure auf ſeiner vulkaniſchen Felſenmaſſe; von Ferne ſchon zeigt Viviers ſeine ſtattliche Kirche mit ſeinem Seminar. In fantaſtiſche Formen gekleidet, ſeltſam zerriſſen, ſchließen hier nalte Kalkſteinberge den Strom ein; dort deckt in

Digitized by Google

gedrängten Reihen die Rebe die ſteinigen Hügel, und der Name iegend eines unbedeutenden Dörſchens läßt bei dem Feinſchmecker die angenehmen Erinnerungen an reichbeſezte Tafeln Revue paſſiren. Oder es öffnet ſich die Ausſicht, und wie zu Anfang über die Berge des Dauphiné, ſo ſchweift der Blick jezt zu den zackigen, leuchtenden Spitzen der Alpen, deren Kette ſich zur Linken in der Entfernung dahinzieht: ein glorreicher Anblick, und doppelt lieb, weil er die Nähe Italiens verkündet. Zwar nicht ſo zahlreich, wie über die ſchmälere und ruhigere Saone, aber doch auch in bedeutender Anzahl wölben ſich Brücken über den Strom, bald nach der ältern Sitte auf einer Menge von Pfeilern ruhend, bald, weniger maleriſch, mit höchſtens zwei Stützen, und von ſchweren Eiſenketten getragen.

So verging der größte Theil des Tages in Hin- und Herſchauen, und wenn ich, zweifach ermüdet, einen Stuhl nahm und in Alexander Dumas monſtröſem Schauſpiel: Don Jouan de Marana, das ich in Paris in die Taſche geſteckt hatte, an einigen ſchlechten Verſen mich ergötzen wollte, ſo gelang mir dies eben ſo wenig wie einem meiner Nachbarn, der ſeltamerweiſe eine franzöſiſche Ueberſetzung des falſchen Sanchuniathon als Reiſelektüre mitgenommen, ſein beabſichtigtes Studium altphöniziſcher Geſchichte. Denn bei der unaufhörlich wechſelnden Richtung des Schiffs ſchien bald die Sonne aufs Blatt, bald machte ein Windſtoß ſich auf unfreundliche Weiſe geltend, bald rief's hier: Regardez donc ce beau paysage! bald dort: What a charming situation! Da half denn nichts, man mußte wieder aufſtehen und wieder anſehen und wieder bewundern, während man bei ſo manchem reizenden Punkte das Segelſchiff beneidete, an dem man vorüberfuhr, oder gar das auf der Bergfahrt begriffene, mühſam gegen die Strömung ankämpfende Schweſter-Dampfboot, das volle vier Tage braucht, um von Avignon nach Lyon zu gelangen, während wir auf die Thalfahrt nicht ein Viertel der Zeit zu verwenden hatten.

Es war gegen ſechs Uhr nach Mittag, als wir Avignon vor uns ſahen. Mittelalterlich liegt die Stadt da, auf dem ziemlich hohen Ufer, eine lange Linie von Mauern mit Zinnen und Thürmen, und darüber hinwegblickend die Glockenthürme mehrerer Kirchen; die Rhone vorbeiſtrömend, überbaut von einer hölzernen Brücke, die zu der Vorſtadt Villeneuve führt. Alles beeilte ſich, ſo raſch wie möglich an's Land zu gelangen, um in den beiden Gaſthöfen, die uns als gut bezeichnet worden waren — ein glänzendes Lob derſelben lieſt man in Jouy's Hermite en province — ein Unterkommen zu finden. Längſt vorher ſchon hatte jeder geſucht, ſeine Siebenſachen zuſammenzupacken; aber auch jezt fehlte es nicht an Gedränge und Zuſammenrennen, denn keiner wollte der Lezte ſeyn, und kaum legte das Schiff an, ſo ſtürzte ein Heer von Laſtträgern herbei, ſich der Effekten zu bemächtigen. Doch lief noch Alles leidlich ab, und nachdem wir dem Dampfboot ohne große Rührung Lebewohl geſagt, begaben wir uns ans Land und fanden im Hôtel d'Europe eine recht anſtändige Wohnung.

Der Name Avignon hat einen poetiſchen Klang. Hier hielt Liebe einen der dankbarſten Söhne, den ſtandhafteſten Fürredner des ſchönen, aber unglücklichen Italiens feſt, und entlockte ihm jene Klänge, die jezt, nachdem beinahe die Erinnerung an die Werke geſchwunden iſt, denen er den Dichterlorbeer auf dem Capitol verdankte, im Munde Aller ſind und ewig leben werden. Hier beginnt die Provence, immer noch der gerühmteſte Theil des „tant doux pays de France,“ und in hunderten von Lay's beſungen, als Gegenſtand der Liebe, der Sehnſucht, des Heimweh's, bei einem Volke, in deſſen Nationalcharakter Sentimentalität eben kein hervorſtechender Zug iſt. Während der Eingeborne das Land unter Thränen mied, wie in der allbekannten hübſchen Romanze mit der Refrainſtrophe:

O vierge Marie,
Pour moi priez Dieu —
Adieu, patrie,
Provence, adieu!

zog der, nur ſelten und ungern ſeiner Heimath entſagende Italiener dahin, wo für ihn ein zweites Italien war:

Ade, du ſchöne Schweſter,
Ich zieh' nach Avignon.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Juli.

Salzbrunn.

Es war Frühling und Sommer geworden und auf der Schweidnitzerſtraße zu Breslau lebendiger, als je; denn ſie führt zu dem Thore des Südens, und dort hinaus wendete ſich Alles in unſer herrliches Gebirge, in die Bäder, mit denen es geſegnet iſt. Mehr und vornehmere Reiſende, als ſonſt, aus dem höhern Norden und unſerer Hauptſtadt und Provinz eilten nach Salzbrunn, einem unſerer bedeutendern Badeorte, wo die Kaiſerin von Rußland eine Brunnenkur brauchen wollte, und ein vielbewegtes, exquiſites Leben für die laufende Saiſon ſich zu verbreiten verſprach. Es war ein Inbegriff für profeſſionirte Müßiggänger, denen es nicht am nervus rerum fehlt; die Spekulation beſtieg mit gedanken- und hoffnungsvollem Geſicht den Poſtwagen und ſtreckte ihre feinſten Fühlhörner aus; manchem Hoffnungsloſen leuchtete plötzlich ein neuer Hoffnungsſtern, indem er auf die Großmuth der erlauchten zu erwartenden Gäſte noch eine Lotterienummer zog, und Alles jagte und drängte nach dem reizenden Badeorte, wo es diesmal ſo vornehm ruſſiſch zugehen ſollte; die

Digitized by Google

Salzbrunner Gaſtwirthe aber ſollen vertraulich geäußert haben: ſie werden den Ruſſen Taxen machen, an die ſie in St. Petersburg noch denken ſollen, und das war ſehr ſchön geſagt. Aber auch ich machte mich auf, wie andere ſolide patriotiſche Leute, denen es nur um einen Spaziergang zu thun war, um ſich — wie Seume von ſeinem Syrakuſer Spaziergang ſagt — das Zwerchſell auseinander zu wandeln und nebenher zu ſehen, was zu ſehen war; und ich bitte Sie nun, mich in denjenigen Theil des ſchleſiſchen Mittelgebirges zu begleiten, der durch den Beſuch der höchſten Geſellſchaft Rußlands, Peeußens und Niederlands vorzugsweis zu einem wahren Feſtterrain wurde, wo ich Sie neben Erwähnung der Feſtivitäten auch in geographiſcher, orographiſcher und topographiſcher Hinſicht gelegentlich ein wenig zu orientiren gedenke.

Unter dem Mittelgebirge verſtehe wenigſtens ich diejenigen Zweige der Sudeten, die vom Hauptkamme nach Mittel- und Niederſchleſien ſich hinabziehen. Es ſind dies das Zobten-, Eulen-, Hochwald- und Katzbachgebirge, ihrem geognoſtiſchen Verhalten nach aus Granit, Gneis und Steinkohlenſandſtein beſtehend, denen ſich einige bedeutende Arſeniklager, auch Serpentin, und abwechſelnd auf dieſem Urgrünſtein (ein Gemenge von Feldſpath und Hornblende) beimengen. Für dieſen Theil der Sudeten iſt Schweidnitz, die uralte Herzogsſtadt, der beſte Auswanderungspunkt von Breslau aus. Sie nahm im Mittelalter einen ſehr bedeutenden Rang unter den ſchleſiſchen Städten ein durch ihren Reichthum und die Tapferkeit ihrer Bürger. Ihr Urſprung wird als eine Station der Römer bezeichnet, wie aufgefundene römiſche Münzen, ein Apoll, eine Iſis, ein hetruskiſches Götterbild, in vager Hypotheſe annehmen laſſen. Zu allen Zeiten iſt die Stadt indeß hiſtoriſch merkwürdig und ihrer geographiſchen Lage nach als feſter Platz wichtig geworden, und mit ihrem ſchönen Pfarrkirchthurme, dem zweithöchſten in Schleſien (der höchſte iſt der Breslauer Eliſabeththurm, 564 Fuß über dem Pflaſter), ein bedeutſamer romantiſcher Schmuck der Gegend, maleriſch nach der einen Seite hin von blauen Vorgebirgen umſchloſſen, nach der andern die weite wohlcultivirte Ebene dem Blick eröffnend. — Von hier bis Salzbrunn iſt's nicht weit. Man gelangt dahin durch das kaſernenartige Freiburg, das nach einem Brande von 1774 durch die Unterſtützung Friedrichs II. faſt ganz maſſiv wieder aufgebaut wurde, und der Sitz der bedeutendſten Leinenhandlung des Gebirgs iſt. Die Firma iſt: „Kramſta's Söhne.“ und dieſe Herren Söhne gelten in Schleſien als kleine Rothſchilde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prag, Ende Juli.

(Fortſetzung.)

Concert. Deinhardſteins Widerſpenſtige.

Die Tonkünſtlergeſellſchaft gab ein Concert, welches gleichſam eine chronologiſche Skizze der Geſchichte deutſcher Muſik in den lezten ſechzig bis ſiebzig Jahren lieferte. Ritter Gluck eröffnete den Reigen, dann folgten Abt Vogler, Mozart und Winter, Haydn, Seyfried und Spohr, und den Schluß des Ganzen bildete Ihr vortrefflicher Lindpaintner mit der Ouvertüre aus ſeiner „Macht des Liedes.“ Die Liebhaber für höhere Tonkunſt hatten ſich zahlreich eingefunden und verließen befriedigt den Saal. — Der Kunſthändler J. Fiſcher hat die für Tonkünſtler ſehr vortheilhafte Einrichtung getroffen, daß in ſeinem Gewölbe die beſten Zeitſchriften für Kunſt und Muſik ausgelegt ſind und von Jedermann durchgeſehen, ſo wie auch größere muſikaliſche Werke eingeſehen und nachgeſchlagen werden können.

Die Gaſtrollen der beiden Wiener Hofſchauſpieler, des Herrn und der Madame Fichtner, welche durch den ganzen Lauf des Juli ein neues Leben in unſere Theaterwelt brachten, verſchafften uns die Bekanntſchaft mit fünf Novitäten (wovon drei wirklich ſo zu nennen, die beiden andern nur für uns neu waren). Die wichtigſte dieſer Neuigkeiten war: „Die Widerſpenſtige,“ nach Shakespeare, mit theilweiſer Benutzung der Schlegelſchen (oder Tieckſchen?) Ueberſetzung bearbeitet von Deinhardſtein. Je gegründeter die Klage über die notoriſche Armuth des deutſchen Luſtſpiels, deſto erfreulicher und dankenswerther iſt jeder Verſuch, eines der muntern Dramen des größten Theaterdichters aller Zeiten und Zonen für unſer Repertoire zu erobern. Wenn wir uns nicht täuſchen, hat einmal ein wackerer Dramaturg behauptet, um ein Shakespeare'ſches Luſtſpiel für die Deutſchen genießbar zu machen, müſſe man ein zweiter Shakespeare ſeyn. Wäre dieſer Ausſpruch im vollen Umfange wahr, ſo dürften wir wohl noch Jahrhunderte harren, bis der neue Bühnenmeſſias die „Two Gentlemen of Verona“ oder „Measure for measure“ auf unſere Bretter einführte; doch ſcheint mir jene Forderung ſehr überſpannt, wenn ſie gleich etwas Wahres enthält, und manche verunglückte Bearbeitung Shakespeare'ſcher Luſtſpiele bewieſen hat, daß weder die erworbene dramaturgiſche Wiſſenſchaft des Gelehrten, noch die Bühnenkenntniß des Praktikers, jede für ſich allein, zur Löſung einer ſolchen Aufgabe hinreichen. Wir wollen uns nicht lange mit den Um- und Verarbeitungen aufhalten, welche jene Stoffe rückſichtslos und ohne höhere Kunſtanſicht in die Form unſerer heutigen Zuſtände umzugießen verſuchten. Beide ältern Bearbeitungen von „Taming of the shrew“ (Schinks „Gaßner der Zweite“ und Holbeins „Liebe kann Alles) machten wohl keine andere Prätenſion, als eine gute Gaſt- und Paraderolle zu liefern. Noch weniger kann von der Beckſchen Verballhornung des „Much ado about nothing“ die Rede ſeyn, in welcher, bei gleicher Intention, von der ganzen herrlichen Dichtung nichts übrig blieb, als eine naſeweiſe humoriſtiſche Dame, ein Gourmand und ein Einfaltspinſel, und dennoch reichten dieſe wenigen Reſte des Werkes hin, das Stück viele Jahre über dem Waſſer zu erhalten. Eine neue, dem Original getreue Bearbeitung dieſes Luſtſpiels, ſo wie des „Winters tale“ und „All's well, that ends well,“ hatten alle drei den Fehler, daß die Ueberſetzer wohl den Shakespeare, doch nicht die deutſchen Theater kannten, und ſcheiterten an dem Mangel des Bühneneffekts. In Deinhardſtein verbinden und durchdringen ſich beide Elemente, die zur Bearbeitung Shakespeare'ſcher Luſtſpiele ſo unerläßlich ſind, ſeine Arbeit iſt lobens- und dankenswerth, und wenn wir bei dieſem Verſuche nur mit dem ganz und unbedingt einverſtanden ſind, was er von Shakespeare beibehielt, in Bezug auf das Weggelaſſene, auf die eigenen Zuthaten und Ergänzungen jedoch auch manche mehr und minder beſcheidene Wünſche übrig behalten, ſo erklärt ſich das aus dem Umſtande, daß der Verſuch ein erſter war, und der Bearbeiter hier leicht in der Sorgfalt, dem Publikum nicht mehr von der brittiſchen Kraft zu bieten, als es zu faſſen vermag, zu weit gehen, und manchen Reiz mit ſchwerem Herzen zum Opfer bringen konnte, der vielleicht ohne Gefahr beibehalten werden durfte. Wenn Deinhardſtein die deutſche Bühne mit mehreren Shakespeare'ſchen Luſtſpielen beſchenken will, ſo werden ihm gleichſam im Fluge die Schwingen wachſen, er in jedem wiederholten Verſuche mit größerer Sicherheit und Kühnheit auftreten, und ſich gleichſam ſein Publikum für ein ſo wünſchenswerthes Genre erziehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 15. Auguſt 1838.

Bevölkern kann aus der Vergangenheit
Jch's neu, und wie verheert, genug doch finden
Wird Auge, Geiſt, Betrachtung hier noch heut.

Byron.
Childe Harold.

Avignon.

(Fortſetzung.)

Die Sprößlinge der vornehmſten Geſchlechter Italiens, wie ſeine Dichter und Künſtler, und ſeine Abenteurer ſah man in der Stadt erſcheinen, für welche die Päbſte il bel paese dove il si suona, ihnen freilich ein fremdgewordenLand, vergeſſen zu haben ſchienen. Colonnas und Orſinis wanderten auf den Ufern des Rhodan neben Petrarca und Giotto; Rienzi, Anfangs ein Gefangener, kehrte triumphirend von Avignon heim. Avignon blühte auf, während Rom verödete, während der Lateran, der Chriſtenheit Mutterkirche, in Trümmern lag, während von den großen Werken des Alterthums eines nach dem andern ſchwand, um zum Bau finſterer Burgen oder ärmlicher Hütten die Steine herzugeben — eine Zeit, wo Alighieri, wäre er auferſtanden in dieſen Tagen, wo er ſelbſt den achten Bonifaz hätte zurückwünſchen mögen, mit doppeltem Rechte dem Fürſten der Kirche hätte zurufen können, was er in ſeiner Klage an den deutſchen Albrecht richtete:

Komm her und ſieh, wie deine Roma weint,
Und höre Tag und Nacht die Wittwe ſtöhnen.

Liegen auch die Alpen zwiſchen dieſem Lande und Italien, es hat doch vieles mit ihm im Charakter gemein: Himmel, Sonne, Vegetation, dunkles Antlitz und blitzendes Auge der Bewohner. Seit ich Italien verlaſſen, erinnerte keine Stadt mich an die italieniſchen wie Avignon. Daſſelbe Nachtrauern über vergangene Größe und geſchwundenen Glanz, dieſelbe Stille in großentheils engen Straßen, dieſelbe Menge von Kirchen und großen Häuſern, denen man es anſieht, daß ſie für Zeiten gebaut ſind, wo ihre Beſitzer mehr Geld und mehr Dienerſchaft hatten als jezt, dieſelben Erinnerungen an das Mittelalter; kurz, vielfältige Uebereinſtimmung mit Städten zweiten Ranges in Italien, die einſt volkreich, lebensfriſch, wohlhabend, mächtig waren, und jezt lautlos und oft kümmerlich zehren an dem, was Zeit und Umwälzungen ihnen übrig gelaſſen von ihrem alten Glanz und Reichthum. Niemand wird Avignon eine ſchöne Stadt nennen, und wenn man nicht bedächte, daß bald fünf Jahrhunderte vorüber ſind, ſeit die Weltherrſchaft der Päbſte zu ihrem alten Sitz zurückkehrte, und daß ſeitdem die Stadt unter einem ſchläfrigen Regiment einnickte und, wenn auch auf franzöſiſchem Boden gelegen, doch an keiner Bewegung und keinem Umſchwung, weder im Guten noch im Böſen, des rührigen Frankreichs Theil nahm, bis endlich eine koloſſale Umwälzung das unnatürliche Verhältniß löste und das alte Erbe der Anjous deren Nachfolgern wieder anheimfiel, um aus einer päbſtlichen Vicelegation ein franzöſiſches Departement zu werden —

Digitized by Google

wenn man dies nicht in Anſchlag brächte, ſo könnte man ſich darüber wundern, daß ſo wenig Spuren ihrer ſchöneren Tage in der Stadt geblieben, von deren Glanz und Pracht die Schriftſteller des vierzehnten Jahrhunderts ein ſo großes Aufheben machten, wo ein an Luxus und Lebensgenuſſe gewöhnter, von Perſonen aus den vornehmſten Familien Frankreichs und Italiens gebildeter Hof herrſchte, wo beſonders ſeit der Regierung des prachtliebenden Clemens VI. (Pierre Roger), deſſen Art und Weiſe edel und freundlich, deſſen Benehmen aber weder mit ſeinem Stande noch ſeiner Würde immer übereinſtimmend war, die Cardinäle Häuſer und Thürme bauten, wo die Könige von Neapel und Majorca, und der Dauphin des Viennois Palläſte hatten. Freilich, dies ſey hier nebenbei geſagt, darf man unſere Begriffe von Pracht, namentlich im Privatleben, nicht an das vierzehnte Jahrhundert als Maßſtab legen. — In Hinſicht der Architektur iſt Avignon auf keine Weiſe ausgezeichnet. Mit nicht zahlreichen Ausnahmen, wozu u. a. der Pallaſt der Familie Crillon gehört, ſind die Wohnungen im Ganzen unanſehnlich. Der alte päbſtliche Pallaſt, an einen geräumigen Platz ſtoßend, iſt eine große, unregelmäßige, ſchwerfällige Burg des Mittelalters. Man würde es dieſem Gebäude, wo Giotto und Memmi malten, nicht anſehen, daß hier verweichlichte und genußſüchtige Päbſte, die Schmach der in Frankreichs Ketten liegenden Kirche und das Elend Roms im Sinnenrauſch vergeſſend, einen Hof hielten, dem Petrarca mehr denn ein Anathem in Proſa und Verſen nachdonnerte, der dem luſtigen Treiben einer provençaliſchen Cour d'amour ähnlicher ſah, denn dem moroſen Leben im Vatican ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. Von architektoniſcher Einheit iſt jetzt nicht die Rede mehr, und wenn auch der ernſte, an Schmuck nicht denkende, Feſtigkeit mehr denn alles übrige ſchätzende und bezweckende Charakter der Baukunſt jener Zeit nicht verſchwunden iſt und das Gebäude, namentlich von der Stromſeite, noch immer imponirt, ſo haben doch Jahrhunderte in ihrem Verlaufe nicht wenig beigetragen, den Pallaſt zu verunſtalten; und wo lange der päbſtliche Vicelegat wohnte, deſſen feierlichen Aufzug in maſſiven Caroſſen, wie die römiſchen Cardinäle ſie noch lieben, mit Läufern und Hellebardieren, alte Bilder vorweiſen, findet ſich jetzt ein Zuchthaus eingerichtet.

Die Domkirche, Notre-Dame de Don, iſt von gothiſcher Conſtruction, aber ohne Regelmäßigkeit und ohne jene zum Himmel emporringende Kühnheit, welche ſo viele ſchöne Kirchen dieſes Styls in Frankreich und Belgien charakteriſirt. Das Innere derſelben iſt in ſpäteren Zeiten großentheils umgeſchaffen worden. Die Rundbogen, welche die Schiffe tragen, ſind unverhältnißmäßig breit und gedrückt, zum Nachtheil der Perſpektive. Die Bilder, ſo viel ich deren ſah, ſind ſämmtlich unbedeutend. Aber hier ſind noch Erinnerungen an die Zeiten der alten Herrſcher, meiſtens leider während der Revolutionstage geſchändet und halb zerſtört. So ſieht man nur die Reſte der Statue Johannas von Anjou, welche dem päbſtlichen Stuhl den Comtat verkaufte, und der Bildſäule Pabſt Clemens VI. Noch ziemlich erhalten ſind die Monumente der Päbſte Johann XXII. (Eſſe aus Cahors) und Benedict XII. (Fournier aus Saverdun), die von 1316 bis 1342 regierten, das erſtere ein reicher gothiſcher Bau mit Spitzthürmchen und Bogen und Schnörkeln, wie die Denkmale der Anjous und der Durazzo in den Kirchen Neapels. Es iſt nicht genug vorhanden, um ein lebenvolles Bild der päbſtlichen Zeit zurückzuzaubern, wie die Phantaſie es wohl aus Petrarcas Briefen herſtellen mag, aber hinlänglich, um erkennen zu laſſen, wie der revolutionäre Vandalismus, welchem Geſchichte wie Kunſt a priori Greuel ſind, auch hier ſeine Berſerkerwuth ausgelaſſen hat und doch nicht Alles vernichten konnte. Unter den neueren Denkmalen iſt nur eines zu bemerken, nicht ſeines artiſtiſchen Werthes, denn es iſt höchſt geſchmacklos, ſondern des Namens wegen, der auf der Marmorplatte geſchrieben ſteht. Es iſt das des tapfern Crillon. Die unter den Trophäen des Basreliefs ſtehende Inſchrift heißt: „Crillon, nommé brave autrefois par les braves eux-mêmes. Henri IV. l'aima, les pauvres le pleurèrent.“ Louis Breton des Balbes de Crillon ſtarb zu Avignon im Jahre 1615. Als ich mich erkundigte, ob noch Sprößlinge der Familie des Braven in der Stadt wohnten, erhielt ich zur Antwort: „Oui, Monsieur, il en reste encore un bossu.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Im Capitel des Kopfputzes iſt zu bemerken, daß der Crephut, der allerdings manche Vortheile hat, als Négligéhut an den ſommerlichen Sammelplätzen der feinen Welt vorzuherrſchen ſcheint. Die Hüte ſind ziemlich klein; der Schild vereinigt mit Glück einen alten und einen modernen Typus; das heißt, er iſt auf der Stirne ſehr niedrig, geht aber auf den Seiten bis zum Kinn herab, und rahmt das Geſicht mit den langen engliſchen Locken ganz hübſch ein. Es gibt zwei Artikel, bei denen der Stoff die Form völlig überwiegt, und die daher der Verpflichtung, dem Modeſchnitt zu folgen, ganz überhoben ſind: der echte Caſchemir und der italieniſche Strohhut. Wenn ſo ein feiner Strohhut zu etlichen hundert Thalern

Digitized by Google

unter der Herrſchaft kleiner Hüte recht enorm erſcheint, ſo nimmt es ſich aus, wie wenn ein recht reicher Mann unter ſeinen Leuten grob, das heißt originell iſt.

Der weibliche Kopfputz in ſeiner Geſammtheit iſt derjenige Theil der weiblichen Modetracht, der am Ende noch am eheſten als etwas Ganzes, Charakteriſtiſches, der Zeit Eigenthümliches daſteht; der übrige Anzug dagegen iſt wahrhaftig nichts als ein Cento aus allen Epochen der Schneiderpoeſie des vorigen, ja des vorvorigen Jahrhunderts. Auch die franzöſiſchen Modeberichterſtatter kommen immer wieder auf dieſen Gedanken zurück. Es ſind ſchlimme Ausſichten für eine eigenthümliche Tracht unſeres merkwürdigen Jahrhunderts, wenn die eigentlichen Poeten in dieſem Fache, ſtatt zu ſchaffen, über das Schaffen philoſophiren. Als die Wämſer und Krägen geſchnitten wurden, die Rubens und Van Dyk malten, ſchrieb kein Menſch über Moden. Aber unſere Zeit ſucht ja in ihren kritiſchen Intelligenzblättern täglich auch einen Bauſtyl, eine Malerſchule, eine neue Poeſie, und gar eine dramatiſche Kunſt, und ſie kann alle dieſe Stellen nicht beſezt erhalten, obgleich ſie gutes Salaire und anſtändige Behandlung zuſagt. So lang ſie dergleichen ſucht, wird ſie es gewiß nicht finden.

Ich weiß nicht, ob es Elegante gibt, die ſich über die unerhörte Stabilität der männlichen Tracht ärgern, wie der deutſche Kriegsmann, der ſeit zwanzig und etlichen Jahren die Lieutenantsepauletten trägt, über den ewigen Frieden. Die Erſcheinung hängt wohl mit der merkwürdigen Thätigkeit in allen Kreiſen des Lebens ſeit der Pacification von Europa zuſammen: die Zeit findet vor Emſigkeit und Haſt gar nicht Zeit ſich umzukleiden. Wenn ſich die ausübende Eleganz auf armſelige Mäkeleien beſchränkt ſieht, ſo bleibt dem, der dem größern Publikum das Weſentliche bezeichnen möchte, ſo gut wie nichts zu ſagen übrig. Die Vordertheile des Fracks werden unten abgerundet, und man könnte dies einen Fortſchritt nennen, wenn Ausſicht vorhanden wäre, daß man dabei bliebe. Der baumelnde Tuchwinkel bei offenem Kleide macht die albernſte Figur und erinnert an einen halboffenen Fenſterladen, mit dem der Wind in Mißtönen ſpielt. — Morgens nach Belieben, Abends blauen, grünen, braunen, ſchwarzen Frack; iſt es kühl, ſchwarze, iſt es warm, weiße oder Nankingbeinkleider — die ewige Tagesordnung! Z. B. ein Halstuch von indiſchem Madras, grün und weiß gewürfelt, zu einem granatfarbigen Ueberrock; grüner Frack, weiße Weſte, Nankingbeinkleider — beſcheidene Farbenſpiele, und die im Augenblick für ſehr geſchmackvoll gelten.

Das Weſentliche an unſerm Körper, die im Menſchen verhüllte Sinnpflanze, iſt das Nervenſyſtem. Mit Millionen Faſern wurzelt es in den übrigen Organen, wie das Gewächs in der Erde, und ſomit wäre die abſchließende Haut nichts anders als der Topf, in den die wandelnde Menſchenpflanze mit ihrer nährenden Erde geſenkt iſt. Die Natur hat uns aber den Inſtinkt gegeben, über dieſen Topf noch eine Hülle zu werfen, ihn zu bemalen und zu drapiren. Die harte Nothwendigkeit, welche bei Millionen die Wahl ausſchließt, kommt hier bei dieſem Proceß nicht in Betracht. Wer aber im großen Gewächshaus der Kultur ſeinen Platz da hat, wo Tauſende gleichartiger und unbenannter Töpfe geſchaart ſtehen, und ſein Aeußeres ſo ausſtaffiert, wie es ſich für ſeinen beſtimmten Rang eben ſchickt, der kleidet ſich ſchlecht und recht. Wer, ausgezeichnet durch einen ſeltenern ſpezifiſchen Namen, wie speciosus, grandiflorus, fragrans u. ſ. w., im wärmern Hauſe ſteht und ſich unbefangen ſo ausziert, daß er der ihm vom Schickſal oder auch eigenhändig angehefteten Etikette keine Schande macht, der kleidet ſich mit Anſtand, mehr oder weniger. Wer aber ſeinen Topf mit Kunſt ſchmückt, mit immer wachem Bewußtſeyn, zu einem deutlicher oder undeutlicher erkannten Zweck ſchmückt, der iſt **elegant**. Bewußtſeyn und Zweck ſind dabei ganz weſentlich; denn ohne ſie gibt es zwar Grazie, Anſtand, Würde, was man will, aber keine Eleganz.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende Juli.

(Fortſetzung.)

Deinhardſteins „Widerſpenſtige.“ Der Fr. v. Weiſſenthurn „Fremde.“

Vor Allem haben wir das Vorſpiel ungern vermißt, das hier kein willkührliches Außenwerk iſt. Shakespeare, wohl einſehend, die derbe Lehre, welche das Stück ausſpricht, verlange durchaus nur als keckes Abenteuer, gleichſam wie ein dramatiſches Sprüchwort dargeſtellt zu werden, benuzte den alten Schwank, um dem bunten Bilde einen lichten Rahmen zu geben, der uns noch weiter aus der gewöhnlichen Welt entrückte, und in der Uebertragung um ſo leichter feſtgehalten werden konnte, als das Luſtſpiel ohnedies kaum zwei Stunden ſpielt. Viele andere Veränderungen und Abkürzungen gehen ſichtlich aus der Intention des Bearbeiters hervor, die epiſodiſchen Perſonen theils in der Zahl zu mindern, theils in der Bedeutſamkeit zu beſchränken, um die Hauptgruppe deſto wirkſamer hervorzuheben. Dieſer Grundſatz iſt gut und ganz dem Geiſt und den Verhältniſſen unſerer Bühnen angemeſſen; doch dürfte er gerade in dieſer Hinſicht hie und da zu weit gegangen ſeyn. So verliert z. B. durch die Auslaſſung von Lucentio's zweitem Diener, Biondello, Tranio die Stellung, welche ihm eigentlich zukommt, weil er dazu beſtimmt iſt, ſeinen Herrn zu repräſentiren. Auch die Art und Weiſe, wie der **Pedant** dazu gebracht wird, die Vaterrolle zu übernehmen, iſt von ſo draſtiſch-komiſcher Wirkung, daß der Verluſt dieſer Scene auch ein entſchiedener Verluſt für das Ganze iſt. Selbſt die **Wittwe** vermiſſen

Digitized by Google

wir ungern, denn durch ihr Verſchwinden aus dem Perſonal fällt der ganze Gegenſatz, welcher uns Katharina im Glanze der Bekehrung zeigt, allein auf Bianca zurück, und da der Bearbeiter dieſen Schlagſchatten einer Anfangs ſo anmuthigen Geſtalt bis zur empörenden Unweiblichkeit geſteigert hat, ſo erregt das ein unangenehmes Gefühl und ſtört den Totaleindruck des ſchönen Ganzen. Die Milderungen, die er mit dem Charakter der Widerſpenſtigen vorgenommen, ſind kühn; doch führen ſie zu dem doppelten Zweck, ihre Beſſerung uns wahrſcheinlicher zu machen, und es der Schauſpielerin zu erleichtern, ſie uns in liebenswürdiger Geſtalt vorzuführen, was Mad. Fichtner auch in hohem Grade gelang; doch wird dadurch die Rolle des Petruccio (den Herr Fichtner ebenfalls ſehr wacker gab) zur Hauptrolle, und auf den meiſten Bühnen wird ſich die Wagſchale des Beifalls auf ſeine Seite ſenken.

„Die Fremde,“ Schauſpiel in fünf Aufzügen von Frau von Weiſsenthurn, iſt ein gar ſonderbares Stück. Ein junger Graf ſoll eine junge Gräfin heirathen, und reitet ihr entgegen; er ſtürzt aber vor dem Hauſe eines Schuſters und verwundet ſich an der Hand ſo leicht, daß er ſchon im zweiten Akte wieder auf dem Platze iſt und ihr wenigſtens entgegen fahren könnte; doch die dramatiſche Nothwendigkeit erlaubt das nicht, denn im Schuſterhauſe wohnt eine Straniera, die ihm die Hand verbunden und das Herz mit Amors ſcharfer Waffe verwundet hat; es wird alſo ein Freund, dito Graf und Rittmeiſter, der ſehr gut reitet, abgeſandt, und da eine junge Gräfin ſtets dem guten Reiter vor dem ſchlechten den Vorzug zugeſtehen wird, verlieben ſich Beide ineinander, und der Straniera-Graf iſt wenigſtens die Braut los; aber damit hat er ſein Ziel noch lange nicht erreicht, ſcheint auch nicht zu wiſſen, was ſein Ziel iſt (das geſchieht den jungen Herrn, auch wenn ſie keine Grafen ſind, öfters, und iſt alſo charakteriſtiſch); er geht zum Schuſter und bietet Marien ſein Herz, dem Schuhmacher einen Geldbeutel für Marien an. Erſteres wird ziemlich ſchnöde und mit großartiger Moral und Deklamation zurückgewieſen, lezteres wird acceptirt; wie aber der Graf fort iſt und der Schuſter den Beutel öffnet, ſchließt er aus dem Golde auf ſchlechte Abſichten, wird wild und grob und trägt der Gräfin Mutter das Geld hin, die auch grob wird, Marien eine Kreatur nennt und einem Polizeicommiſſär aufträgt, das Mädchen à tout prix aus der Stadt zu entfernen; aber Mariens Tugendruhm iſt ſchon bis zur Polizei gedrungen, der Commiſſär führt ſie zur Gräfin, um ihr auch derb den Text zu leſen, und ihr zu ſagen, ſie ſey die Tochter eines Grafen und Rebellen, der ſein Leben auf dem Schaffot geendet habe. Dieſes Schaffot — das auf der Bühne immer einen beſſern Effekt macht, als in der wirklichen Welt — rührt das Kieſelherz der alten Gräfin; ſie meint, eine Rebellengräfin ſey doch beſſer als eine bürgerliche Perſon von der unbeſcholtenſten Herkunft, vereinigt ſie mit ihrem Sohne, und der Rittmeiſter heirathet die überflüſſige Braut; die Schuſterleute aber werden belohnt, und ſind ſelig, ein gutes Werk und eine glückliche Ehe geſtiftet zu haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Breslau, Juli.

(Fortſetzung.)

Salzbrunn.

Das Dorf Salzbrunn liegt an der Salzbach, in einem ſehr heitern, von freien Höhenzügen umgebenen Thale des Hochwaldgebirges, und zeigt ſeltſam genug in ſeiner einen Hälfte niedere Ländlichkeit, während in der andern wie durch Zauberſchlag dem Wanderer ſich ein anmuthiges vielbewegtes Leben der eleganten Badewelt darbietet. Fünf Quellen ſind vorhanden, von denen der Salzbrunn ſchon 1333 bekannt war und dem Dorfe den Namen gegeben hat; er wird am gewöhnlichſten getrunken, und iſt mit einem heitern, geräumigen Brunnenhauſe überbaut. Die übrigen ſind: der Mühlbrunn, der Heilbrunn, Sauer- und Heinrichsbrunn. Die Empfehlungen mehrerer geachteter Breslauer Aerzte verſchafften dieſen Mineralquellen, die wenig und nur von den Umwohnern benuzt wurden, eine ſchnelle Berühmtheit, die ſeit 1817 immer bedeutendern Beſuch veranlaßte, da vornämlich hier Bruſtkranke kaum gehoffte Geneſung finden. Die Sage erzählt, daß ein armer Weber, der lange Jahre an unheilbaren Fußgeſchwüren litt, durch eine Traumgeſtalt veranlaßt, den Salzbrunn aufgrub, durch ein Bad darin den kranken Fuß heilte und den Ort bekannt machte. — Obgleich beſezt, war der Badeort, troz dem ſeltenen kaiſerlichen, königlichen und fürſtlichen Beſuche, durchaus auch im Juli noch nicht überfüllt. Um ſo intereſſanter war die aus allen Gegenden der Windroſe zuſammengewürfelte Geſellſchaft. Hier wandelte ein ſtoiſches engliſches Paar; dort bewegte ſich raſch ein franzöſiſcher Cavalier; eine ſchöne Wienerin in reicher, origineller Toilette ſchritt dem Spaziergänger zur Seite, vor ihm vielleicht eine ſtolze Ruſſin voll Feuer und Eleganz u. ſ. w. In dem nahen Badeorte Altwaſſer erwartete man ſogar den türkiſchen Geſandten mit Gemahlin, für welche 18 Zimmer eingerichtet waren. Bei der Ankunft ſo vieler Fremden ſtiegen die Preiſe der Lebensmittel zuſehends, und es war ſehr theuer in Salzbrunn. Man zahlte zwar in den Gaſthöfen nur nach obrigkeitlicher Speiſetaxe, aber man zahlte auch obrigkeitlich hoch, und die Wirthe machten dabei die Portionen zu Diminutivbegriffen. — Die Umgegend Salzbrunns bietet mehrere ſchöne Partien, unter denen die nach dem nahen Fürſtenſtein, der Perle unſerer Gebirgsromantik, die vorzüglichſte iſt. Außerdem gewährt eine Felsecke am Salzbache, mit einem Mauerthurme verſehen, eine ſchöne Ausſicht aufs Hochwaldgebirge, die Salzbrunner Kirchen und Fürſtenſtein, und die Burg Heſchshaus oder das Zeiskaſchloß am Ende eines wildſchönen Grundes und der Wachberg in der Nähe ſind des Beſuches werth. Der Grundherr vom Fürſtenſtein, Graf von Hochbergs war nach Chriſtinenſchloß gezogen, den höchſten Gäſten aus St. Petersburg und Berlin, denen das ganze Land ſehnſuchtsvoll entgegenſah, ſein altes ſchönes Schloß als Wohnſitz überlaſſend. Das Wetter zu ihrem Empfange war nicht eben freundlich; es fiel beharrlich ein kalter Regen, und am 10. Juni in Waldenburg ſogar Schnee. — Am 14. Juni Abends traf die Kaiſerin von Rußland ein und wurde in den feſtlich geſchmückten Räumen des Fürſtenſteiner Schloſſes freudig empfangen. Weiß und grün gekleidete Mädchen beſtreuten mit Kränzen und Blumengewinden den Weg der Herrſcherin; bis tief in die Nacht waren alle Häuſer erleuchtet, und von Fürſtenſteins alter Burg, einer künſtlichen Ruine, auf den Trümmern eines alten Raubſchloſſes erbaut, glänzte der gekrönte Namenszug der Kaiſerin in hoher Ferne aus dem nächtlichen Dunkel zu dem neuen Schloſſe herüber. Und dieſer Fürſtenſtein, wo jezt die Vereinigung ſo vieles Hohen und Glänzenden einen der ausgezeichneten Momente Schleſiens bildete, iſt es werth, daß wir ihn näher betrachten, indem wir ſein herrliches Thal durchwandern, das in ſeiner reizenden Natur- und Kunſttoilette einer der ſchönſten Punkte unſers Gebirgs, ja ſein wahrer Inbegriff iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 16. Auguſt 1838.

Das Kleid iſt unſere zweite, äuſſerſte Haut und der Haupteintheilungsgrund der Menſchheit.

Lichtenberg.

Moden.

(Fortſetzung.)

Wir haben früher einmal einige Ideen über weibliche Eleganz in dieſen Blättern niedergelegt; heute faſſen wir zunächſt die männliche etwas genauer in's Auge.

Noch vor funfzig Jahren trug der Mann die Abzeichen ſeiner Qualität mehr und weniger deutlich an ſich herum. Ordenszeichen, Treſſen, Spitzen, Weſtenflor, Farbe, Schnitt und Fülle des Kleids und der Perrucke, Höhe und Azimuth der Hutſpitze waren Barometer des wirklichen oder angemaßten Standes, und die lange Scale zwiſchen einem Miniſters- und einem Magiſtershaarbeutel erlaubte, den Mann auf hundert Schritte ſchon von hinten zu recognosciren. Obgleich das gemeinſame Band einer ſuffiſanten Philoſophie Lehr-, Wehr- und Lehrſtand umſchlang, behielt doch jeder ſeine eigenthümliche Phyſiognomie und Mimik. Alle, die ſtudirt oder einer ſogenannten liberalen Erziehung genoſſen hatten, fanden ſich gleichſam in einer unſichtbaren Loge vereinigt, vom Fürſten herab zum armen Poeten; die groß: Mehrzahl in dieſen Claſſen dachte über Göttliches und Menſchliches nicht nur ausnehmend aufgeklärt, ſondern entſetzlich ſelbſtklug, und wer für einen hellen Kopf gelten wollte, mußte gelegentlich zeigen, daß die Gleichheit und Ebenbürtigkeit im Geiſt auch für ihn ein offenbares Geheimniß ſey. Dies that aber der äußerlichen Abſtufung und Abſchattung nicht den geringſten Eintrag. Jeder Stand behielt ſeinen hergebrachten, offiziellen Styl in Schrift und Umgang, und jeder hatte mit ſeiner Tracht ſeine charakteriſtiſche Geberdenſprache, die Hunderterlei ſogleich laut ausſagte, was in einer äußerlich gleichern Geſellſchaft erſt errathen und abſtrahirt werden muß. Die conventionelle Welt war von der idealen rein geſchieden: in jenen ſpielte man wie im Carneval die übernommene Rolle im Maskencoſtum, ſich ſchmiegend und brüſtend, complimentirend und ſalutirend; in dieſer ſchwärmte man nur in der Schlafmütze und am Schreibtiſch. Jeder hatte die Beweiſe für das, was er war, auf dem Leib oder im Kleiderſchrank; das warme Gefühl der Menſchenwürde trug er in ſich, aber friedlich daneben oder darüber das Bewußtſeyn, wie viele über, wie viele unter ihm waren. Die aufgeklärte Geſinnung vertrug ſich mit dem ſchuldigen Reſpekt gegen die Obern und der Amts- oder Gönnermiene gegen die Niedrigern; der Kosmopolitismus verminderte nicht die Tiefe des Bücklings nach oben, und der Philanthropismus brachte das ſich in die Bruſt Werfen und den gnädigen Blick nach unten keineswegs aus der Uebung.

Die damalige Geſellſchaft ließe ſich ſymboliſch durch eine Reihe lebender, charakteriſtiſch ausſtaffirter Figuren

Digitized by Google

darſtellen, wobei etwa der Mann ohne Manſchetten und mit der kläglichen Perrucke, und der Mann mit Stern und Ordensband die beiden Endpunkte bildeten. Jede Figur, bald rechts, bald links Front machend, ſteift ſich abwechſelnd gegen die ihr nachfolgende und verbeugt ſich gegen die vorangehende. Die Extreme der Verbiegungen des Ruckgrats wären der rechte Winkel, zu dem die Demuth zuſammenſchnappt, und das unmerkliche Kopfnicken der Hoheit; aber alle Winkel kommen nach Umſtänden auf jeder Stufe vor, mit Ausnahme der höchſten, auf welcher man, rechts Front machend, ſich nur noch vor dem Allerhöchſten, vor unſerem Herrgott beugen kann. Dieſes wunderliche Gemiſch von Freigeiſterei und Pedantismus, von mimiſch ſtark ausgeprägter Demuth und Würde, dieſe leichtfertige, ſelbſtgenugſame, die Welt in eine Formel einſchließende Philoſophie neben unendlichem Ceremoniel, das die im höchſten Wiſſen und in guter Lebensart gleich Eingeweihten befolgten, ohne einander, gleich den römiſchen Augurn, in's Geſicht zu lachen — dies Alles ruckt eine Zeit, welche die Aeltern des jetzigen Geſchlechts doch noch erlebt haben, für uns Jüngere in tiefen Hintergrund.

In einer frühern Zeit war die Vorausſetzung des Standes, der Qualität, faſt durchgehends äußerlich gegeben, heutzutage iſt dies in weit geringerem Maße und täglich weniger der Fall: darin ſpricht ſich wohl am Bezeichnendſten das innere und äußere Leben der beiden Epochen aus; und wie jene Abſtufung und dieſe Gleichheit von Ideen erzeugt wurden, ſo zeugt leztere wieder Begriffe, Urtheile, Schlüſſe und Umwandlungen im Geiſt und in der Materie. Durch jenes Moment wurde allerdings im vorigen Jahrhundert der allgemeine Verkehr formell ſchleppender; aber nichts lernt ja der Menſch leichter als Formen, und ſomit machte die ſinnliche Abſtufung der Stände und Gewerbe die Auffaſſung und Behandlung der Menſchen ungleich leichter als jezt, was ſich freilich dadurch wieder ausgleicht, daß man es mit der Unterſcheidung und Behandlung der Menſchen nicht mehr ſo genau nimmt. — Es iſt klar, daß die jezt herrſchende, ſich bis tief in die Gewerbſtände hinab erſtreckende Gleichförmigkeit der männlichen Tracht vom ganzen Seyn und Wollen des Jahrhunderts bedingt wird. Auch das Streben und Ringen iſt viel gleichförmiger geworden, und gemeinſames Gewerb ſezt auch Einen Handwerkshabit voraus. Wo faſt Alle Zeit und Geld gewinnen und ſparen wollen, finden nur wenige Zeit zur anmaßlichen Drapirung ihres Blumentopfs, wenn es ihnen auch nicht das Intereſſe verbietet, und jene Wenigen ſehen ſich vom gebieteriſchen Drang der Sitte auf das vornehme Air verwieſen. Nur Eines anzuführen: Zeit und Fluth haben von jeher auf Niemanden gewartet, wohl aber früher Landkutſche und Marktſchiff; heute weiß der Vornehmſte und Reichſte, daß er die Proceſſe des Kammerdieners und Friſeurs abzukurzen hat, um nicht Eilwagen oder Dampfſchiff zu verſäumen, die ſo unerbittlich ſind wie die Phaſen der Geſtirne.

Wichtig erſcheint der Einfluß der äußern Uniformität ſchon auf den Gang der Menſchenkenntniß. Wenn einem ehemals ſogleich vor's Auge trat, was der Mann ungefähr war, den man vor ſich bekam, und nun behaglich ſeinen Charakter als Menſch ſtudirte, ſo iſt es heute meiſt gerade umgekehrt. An dem Unbekannten, der uns entgegentritt, werden wir in hundert Fällen erſt zu beobachten haben, weß Geiſtes Kind er iſt, um daraus zu ſchließen, welchen Standes und Gewerbes er etwa ſeyn mag. Es gehört zu den unwillkurlichen Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes, daß er über eine Menſchenfigur, die zum erſtenmal dem Auge begegnet, ein plözliches Urtheil, ein Vorurtheil fällt, das im Nu Charakter, Capacität, Stand und Beruf der Perſon umfaßt. Man hört ſofort den Mann ſprechen, ſieht ihn ſich geberden, beobachtet, wie er ſeine Kleider trägt und wie die Kleider ihn tragen, und allermittelſt beſtätigt ſich die Seele in ihren Vorausſetzungen oder nimmt ſie zurück, einige oder alle. Dieſe phyſiognomiſchen Schlüſſe, mittelſt welcher Unbekannte ſich gegenſeitig ſogleich regiſtriren, mußten ehemals weit leichter ſeyn und ſeltener trügen, weil die Prämiſſen des Standes und damit die der muthmaßlichen Bildung wenigſtens weit deutlicher als jezt gegeben waren. Das raſche moraliſche Urtheil des innern Inquirenten: der Burſche iſt nicht weit her, iſt gewiß von jeher ſo oft reformirt worden als das andere: der Mann muß in ſeiner Art etwas Rechtes ſeyn. Aber handelt es ſich um das, was im Staatshandbuch Charakter heißt, ſo waren ſicher ehemals die Fehlſchüſſe weder ſo häufig noch ſo grob als jezt.

(Die Fortſezung folgt.)

Avignon.

(Fortſezung.)

Daß das Muſeum Avignons an Alterthümern nicht arm iſt, wird man leichtlich glauben, wenn man ſich der alten Verhältniſſe der Provence zu Rom und ihrer engen Verbindung mit den Weltherrſchern erinnert. Nimes, Arles, Orange bewahren Monumente, die zum Theil mit den römiſchen wetteifern, und in unſern Tagen, wo der Sinn für Alterthumsforſchung wie für Kunde des Mittelalters in Frankreich ſo raſche Fortſchritte macht und großartige Unternehmungen vielfach angeregt und unterſtuzt werden, bringt jedes Jahr Neues an's Licht und wird noch ſchönere Entdeckungen fördern, wenn auch eben keine Geſpenſterantiquitäten wie die bronzene Venus von Ille, deren Geſchichte Proſper Mérimée geſchrieben

hat, doch hoffentlich Werke, die der Venus von Arles nicht unwürdig ſind. Die Anlage des Muſeums verdankt man einem patriotiſchen Antiquar, Eſprit Claude François Calvet, aus einer Toulouſer Familie ſtammend, im Jahr 1810 zu Avignon geſtorben. Das Lokal iſt geräumig und ſchön. Den Hauptbeſtandtheil der Sammlung bilden römiſche Antiquitäten, die in Südfrankreich gefunden worden ſind und, wenn ſie großentheils auch nur antiquariſchen Werth haben, ein redendes Zeugniß ablegen, wie reich das Land an Bauten und Kunſtwerken geweſen. Taraſcon, Geaveſon, Arles, Orange, Pouzilhac, Mondragon, Vaiſon haben die meiſten Gegenſtände geliefert. Das Material gehört großentheils dem Lande an, beſonders findet man den Sandſtein von Saint Remi angewandt. Gegenſtände von ausgezeichnetem Kunſtwerth und allgemeinem Intereſſe habe ich nicht bemerkt. Beachtung aber verdienen neben großen Fragmenten von architektoniſchen Ornamenten und von Moſaikfußböden, namentlich aus dem Theater von Orange, neben Sarkophagen mit zum Theil ziemlich roher Arbeit u. ſ. w. einige Bruchſtücke von Statuen, zwei große Basreliefs, das eine einen Siegszug, das andere ein Opfer darſtellend, ein galliſcher Krieger in ganzer Figur, auf einen hohen, ovalen Schild ſich ſtützend, endlich eine große Menge von Bronzegegenſtänden, Lampen, Irdengeſchirr ꝛc., meiſt in Gräbern gefunden. Sonderbar genug nehmen ſich neben dieſen Antiken und Antikaglien einige mittelalterliche Sculpturen aus. Die bedeutendſte darunter iſt eine Gruppe, die einſt zum Denkmal des guten Königs René gehörte, bei deſſen Namen man nicht umhin kann, ſich der unceremoniöſen Worte Dünois in der Jungfrau von Orleans zu erinnern. Der König kniet im Auguſtinerhabit, die Hände gefaltet, das Haupt mit der Krone geſchmückt, hinter ihm ſteht ein Mönch. Die Bildſäule Pabſt Urbans V. (de Grimoard), an der die Füße fehlen, iſt von ſeinem zerſtörten Denkmal in der ehemaligen Benedictinerkirche genommen; ebenſo die des Cardinals Lagrange, welcher unbekleidet dargeſtellt iſt.

In der Bibliothek, die keine große Bedeutung hat, hält die Académie de Vaucluse ihre Sitzungen. Sie wurde von einem ehemaligen Präfecten des Departements und jetzigen Gouverneur der Provinz Brabant, Baron Staſſart, geſtiftet, der nicht ohne literariſches Talent iſt; und ich kann nicht verhehlen, daß es mich einigermaßen überraſchte, hier dem Namen und Bildniſſe eines Nichtfranzoſen zu begegnen, der in der politiſchen Geſchichte ſeines Vaterlands neuerdings eine Rolle geſpielt hat. — Unter den Gemälden iſt nichts, was geſehen zu werden verdiente, mit Ausnahme mehrerer Werke von Gliedern der aus Avignon ſtammenden Familie Vernet. Wir begegnen hier drei Generationen, Großvater, Vater, Sohn. Joſeph hat Marineſtücke geliefert; der bekannte Pferdemaler Carl einen Koſaken, den eine unter ihm zuſammenbrechende Brücke in den Abgrund zu reißen droht; Horaz den von Wölfen gejagten Mazeppa. Von dieſem allgemein bekannten Bilde iſt ſowohl das erſte Exemplar vorhanden, welches in des Malers Atelier beim Fechten durch einen Floretſtoß durchlöchert ward, als die in unglaublich kurzer Friſt ausgeführte Replik. Auf einem Poſtament ſteht Horaz Vernets Büſte von Thorwaldſen. Zu Rom, in der reichen Gemäldeſammlung dieſes großen Künſtlers und liebenswürdigen Mannes, habe ich ſeitdem oft ſein von Vernet gemaltes, ſprechend ähnliches Bildniß bewundert, welches ihn darſtellt, wie er dieſe Büſte modellirt. Er trägt eine weiße Blouſe, ſein linker Arm ruht auf dem hölzernen Gerüſt, auf welchem das beinahe vollendete, aus Thon geſchaffene Bruſtbild des gefeierten franzöſiſchen Malers ſteht. Sein klares, großes Auge blickt ruhig hin; aus den Zügen ſpricht der freundliche Ernſt, der ſich bei ihm mit Wohlwollen und Herzlichkeit vereinigt.

Wenn man die bei der Kathedrale gelegene Anhöhe beſteigt, welche Roche de Don genannt und deren Spitze durch ein großes Kreuz bezeichnet iſt, ſo ſieht man Avignon und die Vorſtadt Villeneuve mit ihrem gigantiſchen alten Thurme, und einen großen Theil der aus Ebenen und Hügeln beſtehenden Provence mit den ſie umſäumenden Bergen vor ſich liegen. Um die Stadt zieht ſich, ununterbrochen und mit ihren Zinnen und durch Thürme geſchützten Thoren vollkommen erhalten, die Mauer, wie es heißt, ein Gegenſtand der patriotiſchen Vorſorge und Liebe der Bewohner. Sie erhöht das mittelalterliche Ausſehen Avignons, aber man ſieht es ihr an, daß es kein rechter Ernſt mit ihr iſt, und ſie auch in Zeiten, „wo das Pulver noch nicht erfunden war,“ kaum einen Angriff auszuhalten vermocht hätte. Der breite Strom der Rhone ſchlingt ſich fernhin durch die weite Landſchaft, deren Formen und Linien ſchön ſind, die aber noch mehr anziehen würden, wäre die Vegetation minder einförmig. Aber, wie es auch in Italien nicht ſelten der Fall iſt, Oelbaum und Cypreſſe bilden den Hauptbeſtandtheil neben Maulbeerbaum und Rebe, und ſo freudig ich auch jene alten Bekannten begrüßte, ſo dünkte mich doch namentlich in dieſer weiten Umkreiſung die Färbung um ſo mehr monoton, da jene des Bodens und der Stadt vorherrſchend in's Gelblichgraue fiel. Doch es geht der Vedute von der Roche de Don wahrſcheinlich wie ſo manchen italieniſchen, über welche man die widerſprechendſten Urtheile vernimmt: man muß ſie in der Beleuchtung der untergehenden Sonne ſehen, um ihre große Schönheit, ihren Farbenreichthum und die Mannichfaltigkeit der maleriſchen und zarteſten Abſtufungen von warmem Licht und klaren Schatten in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und zu bewundern.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Juli.

(Fortſetzung.)

F ü r ſ t e n ſ t e i n.

In den Kunſtanlagen, die hier den entzückenden Eindruck des Naturbildes erhöhen, hat der Beſitzer, Graf Hochberg, gegen das Jahr 1800 ſich ſehr verdient gemacht, und Fürſtenſtein, mit ſeinem alten und antik-modernen Schloſſe, mit ſeiner Schweizerei und Einſiedelei, ſeinen Grotten, Tempeln, Denkmalen, Felſengängen und Brücken, iſt mehr als manche hochberühmten Thäler um Dresden. Es iſt dies Thal eine der ſchönſten poetiſchen Ideen des Schöpfers, und Graf Hochberg wurde ihr trefflicher Commentator. Dieſer tiefgrüne, felſenbethürmte, wogendurchrauſchte Grund könnte vielleicht einem modernen Petrark das heimliche, reizende Thal der Sorgue bei Avignon erſetzen: denn er iſt wie geſchaffen zu ſonettirenden Seufzern, aber doch wohl noch zu lebhaft. Das enge Thal, von der Polsnitz durchſtrömt, öffnet von Salzbrunn her ſeinen poetiſchen Zauber unter Sorgau an der Niedermühle. Noch mehr verengt und verdüſtert allmählich ſich der Grund; überraſcht ſehen wir ihn plötzlich zu einer Wieſe erweitert, und im Hintergrund erſcheint auf dem Felſen eine rothbraune, mittelalterliche Burg, mit hohen, trotzigen Zinnen und vorſichtigen Wartthürmen, die eine Schloßruine noch aus der Heidenzeit geweſen ſeyn ſoll, und durch Graf Hochberg ihre heutige Geſtalt und antike innere Einrichtung erhielt. Ihr gegenüber erinnert der Turnierplatz mit ſeiner alterthümlichen Bühne an das glänzende Turnier, das der Graf am 3ten Auguſt 1800 dem königlichen Ehepaare zu Ehren gab, als dieſes zum erſten Male Schleſien und den Fürſtenſtein beſuchte. Sechzehn ſchleſiſche Edelleute hielten dabei ritterlich Spiel in Tracht und Weiſe des Mittelalters, und die hohe Königin Luiſe vertheilte den Dank an die Sieger, der aus zwei goldenen und zwei ſilbernen Schaumünzen beſtand. In der Rüſtkammer zeigt man außer einer Menge alter Waffen auch das Feldbett Friedrichs des Großen. Die Burgkapelle enthält ein treffliches Altargemälde Tiſchbeins, die heilige Anna darſtellend, wie ſie ihren Enkel Jeſus leſen lehrt. Maleriſch thront weiterhin auf der jenſeitigen Felſenhöhe der eigentliche Fürſtenſtein, das ſogenannte neue Schloß, das indeß gar alte Erinnerungen hat, und deſſen Erbauungszeit und Erbauer man nicht einmal kennt. Es war erſt ein Hausgut der Schweidnitzer Herzoge, nach deren Ausſterben der Wittwenſitz der Herzogin Agnes von Schweidnitz (Erzherzogin von Oeſterreich), und dann in verſchiedenen Händen bis 1509, wo Konrad von Hochberg es erkaufte, deſſen Geſchlecht noch heute im Beſitz iſt. Außer ihren Schickſalen in der Fehdezeit wurde die Feſte während des dreißigjährigen Krieges zweimal von den Schweden, dann wieder von den Kaiſerlichen erobert, endlich aber zu einem friedlichen Wohnſitze umgeſtaltet. Ihn umgeben jezt reizende Terraſſengärten; über den furchtbar ſchönen Abgrund führt eine mächtige Brücke, und innen finden wir eine Bibliothek, darunter ein merkwürdiges ſchleſiſches Urkundenbuch, und eine Kunſt-, Münz-, Naturalien- und Gemäldeſammlung, worin dreißig ſchleſiſche Landſchaften von Reinhard ſich auszeichnen.

Am 10ten Juni erſchien die Kaiſerin zum erſten Male zur Kur in Salzbrunn, wo ihr Graf Hochberg, der Grundbeſitzer, in der Brunnenhalle den erſten Becher reichte. Am Tage vorher hatte ſie bereits die alte Fürſtenſteiner Burg beſucht, und den größten Theil des Wegs durch den reizenden Grund zu Fuß zurückgelegt. Hiebei ereignete ſich folgender kleine Vorfall. Die Kaiſerin, von dem Spaziergang ermüdet, wünſchte einen Stock, und der Kammerdiener eilte in's Gebüſch, einen ſolchen abzuſchneiden. Ein College Figaro's, ein junger Barbier aus Reichenbach, der nach Fürſtenſtein gekommen, die Kaiſerin zu ſehen, und dicht hinter ihr her ging, hatte ihren Wunſch gehört und bot dem Kammerdiener jezt ſeinen eigenen Stock für die Monarchin an. Dieſe erlaubte ſogleich, daß er ihn ihr ſelbſt überreichen durfte, und beſchied ihn dann nach dem Schloſſe Fürſtenſtein, den Stock dort ſelbſt wieder abzuholen. Als der Jüngling dort angelangt, ließ die Kaiſerin ihm Erfriſchungen reichen und für den Stock, den ſie behalten wollte, ihm eine koſtbare Brillantnadel als Andenken zuſtellen. Der Glückliche eilte trunken von dannen und — verſilberte, wie man hörte, ſehr bald das huldreiche Geſchenk der Kaiſerin.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prag, Ende Juli.

(Beſchluß.)

T h e a t e r.

Frau von Weißenthurn hat auf den oben erwähnten Deinhardſteinſchen Grundſatz, die Epiſoden in beſcheidenen Schranken zu halten, damit ſie den Hauptfiguren nicht ſtörend und verdeckend in den Weg treten, nie viel gehalten, und macht ſich eben kein Gewiſſen daraus, wenn der Zwiſchenſatz den Hauptſatz an Gewicht übertrifft; im Gegentheil bilden ſchon in mehreren ihrer frühern Stücke die Epiſoden (oft locker, oft auch gar nicht mit der Haupthandlung verbunden) die Glanzpunkte des Ganzen, und auch hier ſind die beiden epiſodiſchen Perſonen — Schuſter und Schuſterin — eigentlich die Würze des Stückes, und können, wo ſie mit ſolcher Wahrheit und Liebe gegeben werden, wie hier von unſern werthen Gäſten, ihre Wirkung nicht verfehlen; aber auch nur dieſe Beiden können das Schauſpiel aufrecht erhalten. Alle übrigen Perſonen des Stücks ſind ganz ohne Intereſſe und Charakter, und man kann durchaus keinen Theil an dem nehmen, was ſich mit ihnen zuträgt. Gleichwohl aber ſind Meiſter Faltner und ſeine Sabine in der Anlage der Handlung rein überflüſſig. Gegen eine muſikaliſch-dramaturgiſche Regel, welche Frau von Weißenthurn niemals beherzigen wollte — wahrſcheinlich weil ſie eine F r a u iſt — daß man es ſo viel als möglich vermeiden ſoll, den weiblichen Sopran in langen Scenen ganz ohne Schattirung der männlichen Tenor- und Baßſtimme walten zu laſſen, iſt auch in dieſem Schauſpiel häufig geſündigt, und jene rächt ſich durch Abnahme der Aufmerkſamkeit der Zuſchauer. — Zwei andere neue Stücke ſind aus der Hauptſtadt der Mode gekommen, daher auch leichte Modewaare. „Der Pflegeſohn,“ von Kurländer überſezt, iſt zwar ein ſehr kurzes, aber deſto langweiligeres Luſtſpiel, und wenn „das Ladenmädchen“ von Gr. Mailath auch nicht ganz ſo erbärmlich iſt, ſo würde die deutſche Bühne doch wenig verloren haben, wenn daſſelbe nicht überſezt worden wäre. „Der rechte Weg“ von Hutt iſt eine recht ergözliche Kleinigkeit, und wurde auch recht gut aufgenommen. — Ein neuer hieſiger Referent: Hanswurſt (ſ. Mitternachtszeitung Nr. 79), findet unſere Berichte ſ c h a r f, iſt aber insbeſondere mit jenen über die Verſammlung der Naturforſcher zufrieden. Es bleibt nun noch die Frage zu beantworten, ob es Lob oder Tadel zu nennen ſey, wenn Hanswurſt einem w i ſ ſ e n ſ c h a f t l i c h e n Bericht ſeinen Beifall ſpendet?

Beilage: Kunſtblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 17. Auguſt 1838.

— Jenen Baum, wo Lauras Name ſtand,
Bewäſſernd mit klangreichen Liebeszähren,
Schmückt' er ſein eigen Haupt mit nie verwelkten Ehren.

Byron.
Childe Harold.

Avignon.

(Beſchluß.)

Vielleicht hat der, welcher dem Verfaſſer dieſer Skizze bis hieher gefolgt, ſchon lange einen Namen erwartet, der von dem der Stadt Avignon unzertrennlich iſt. Die Revolution riß die Kirche der Cordeliers nieder, welche der heil. Clara gewidmet war. Lange blieben die Trümmer liegen, dann machten ſie einer Gartenanlage Platz, und nur wenige Reſte ſieht man von Kirche und Kloſter. Von jedem Reiſenden wird dieſer Garten beſucht. Eine kleine Säule bezeichnet hier, von Blumen und Stauden umgeben, die Stelle, wo in der Kreuzcapelle ſich das Familienbegräbniß des Hauſes De Sade befand. Die Inſchrift beſagt, daß, wo „Laura illa Petrarchae amor“ ruhte, „Carolus Kelsall anglus“ im Jahr 1823 das einfache Monument errichtete. Es dürfte beinahe unnöthig ſeyn, hier, wenn auch nur im Vorbeigehen, die Data der Geſchichte zu erwähnen, welche ſeit etwa hundert Jahren beinahe allgemein als wahr angenommen und in unzähligen Büchern wiederholt iſt. Ihr zufolge war Petrarcas Laura — die anima gentile, um deren willen er Tag und Stunde, Land und Stelle ſegnete, wo er ſie geſehen, die ihn die Weiſe der Engel auf Erden erkennen ließ, die ſein höchſtes Gut und ſeine ſchlimmſte Feindin war, die er ſuchte und floh, die ihn weinen und ſingen machte — dieſe Laura war die Tochter Audiberts de Noves, Syndicus zu Avignon, gegen 1308 in dieſer Stadt geboren, mit Hugo de Sade 1325 vermählt und am 6ten April 1348 zu Avignon geſtorben, während jener Peſt, die zur ſelben Zeit Italien entvölkerte und deren beredter Schilderung wir im Eingange des Decameron begegnen. Wann Petrarca ſie zuerſt geſehen, iſt nicht klar: ſchenken wir der oft und hart als unecht angefochtenen lateiniſchen Notiz Glauben, die ſich in einer Handſchrift des Virgil befindet, welche einſt dem Dichter und gegenwärtig der ambroſianiſchen Bibliothek in Mailand gehört, ſo geſchah dies in derſelben Kirche St. Clara, in der Morgenſtunde des 6ten April 1327. Zwar hat der Abbé de Sade drei Bände über dieſen Gegenſtand geſchrieben, aber die ſtrengere Kritik muß Vieles umwerfen, was mit Petrarcas eigenen Worten nicht zu ſtimmen ſcheint. Nach allen Controverſen über dieſe alma felice iſt ihr wahrer Familiennamen und eigentlich noch eben ſo unbekannt wie ihr Bildniß, wenn man das anmuthige Frauenporträt, welches Raphael Morghen mit der Unterſchrift: „Beati gli occhi che la vider viva,“ ſtach, nicht gelten laſſen will. In Hinſicht ihres Bildes wiſſen wir nur, daß der Sieneſe Simon Memmi, den

der Herr Pandulf Malateſta nach Avignon geſandt hatte, Petrarca zu malen, auch Laura darſtellte; uber ihre Perſon wiſſen wir nichts, als was wir in des Dichters Zeilen finden. Und hier leſen wir denn freilich, daß Laura in dieſem großen, aber unſteten, eiteln Mann ein Gefuhl zu wecken und wach zu erhalten vermochte, daß er nirgend ausharrte, wo er von ihr entfernt war, daß es ihn, allen Entſchlüſſen entgegen, immer wieder nach Avignon zog, daß außer ihr, die er im Leben und im Tode gefeiert, ſein Herz nur noch eine Liebe kannte, ſeine Leier nur von einer Liebe ſang — der Liebe zu Italien. Ihre Nähe ließ ihn die Einſamkeit von Vaucluſe (Vallis clausa), wo unter rieſigen Felſen der Quell der „chiare, fresche, e dolci acque“ hervorſprudelt, welcher die Sorgue bildet, den ſtolzeſten Städten der Welt vorziehen; und wie er hier umherwandernd die Thäler mit ſeinen ſüßen Klagen erfullte, ſo gedachte er ihrer, wenn er, ein ruheloſer Pilger, von Land zu Land zog, das nördliche Frankreich, Flandern, die rheiniſchen Ufer, die wilden Ardennen beſuchend, oder in den blühenden Städten ſeines Vaterlandes verweilend.

Einmal noch, drei Jahre nach Lauras Tode, nachdem die hohe Säule zertrummert, der grüne Lorbeer verwelkt war, wie er, ſeines Jugendfreundes, des Cardinals Colonna und ſeiner Jugendliebe gedenkend, ſagt, kehrte er aus Italien nach Avignon zurück, zu der Zeit, wo nach dem Sturze Rienzis und ſeines „phantaſtiſchen Werkes,“ wie der Chronikſchreiber Giovanni Villani die neue römiſche Republik nennt, Rom der Anarchie Preis gegeben war. Sey es, daß ihm, dem nun das Leben nur noch die ernſte Seite darbot, die Lebensweiſe des päbſtlichen Hofhalts, deſſen Ungebundenheit damals den höchſten Grad erreicht hatte, zuwider war, oder daß die Erinnerungen an glucklichere Tage ihn nach Vaucluſe riefen, wo „Lauras Bild ihm eine ſchmerzliche, aber ſüße Geſellſchaft“ war: des Widerſpruchs der Freunde ungeachtet, die ihn an den Hof zu feſſeln ſuchten, kehrte er in ſeine romantiſche Einſiedelei zuruck. Aber von hier aus nahm er thätigen Antheil an den italieniſchen Vorgängen, ſowohl als Johanna die zweite von Neapel ſich bei Clemens VI. zu verantworten kam, als da eben jener Rienzi, auf den Petrarca ſo viele Hoffnung geſezt, er werde Rom, das ihn von allen ſieben Hügeln mit thränenſchweren und muden Augen um Erbarmen anflehe, frei machen und groß, ein Gefangener in Avignon ſaß. Dann, im darauf folgenden Jahre, ſagte er den Orten ſeines Jugendlebens und ſeiner Jugendliebe Lebewohl und ging von Neuem uber die Alpen.

Der Cardinal Annibal von Ceccano, welchen Clemens VI. im Jubiläumsjahre 1350 nach dem Kirchenſtaat ſandte, fand die Hauptſtadt in einem ſolchen Zuſtande, daß er ausrief: „Ich möchte lieber ein kleiner Pfarrer in Avignon ſeyn, als ein großer Prälat in Rom!“ Braucht man ſich zu wundern, daß die Päbſte mehr den Berichten ihrer Abgeſandten glaubten, als den Worten des Dichters, und an den friedlichen Ufern der Rhone verweilten, ſtatt ſich zu ſtürzen in die italieniſchen Wirren? Aber drei Jahre nach Petrarcas Tode entriß Gregor XI. die Kirche der Botmäßigkeit, in welche Bertrand de Goth 1305 ſie geführt hatte. In der alten, aber moderniſirten Kirche Santa Franceska Romana, die auf dem römiſchen Forum liegt, zwiſchen den Rieſenhallen des Friedenstempels und dem zierlichen Titusbogen, ſieht man das Denkmal des lezten franzöſiſchen Pabſtes. Ein Basrelief von weißem Marmor ſtellt ſeinen Einzug in die verödete Hauptſtadt der alten Welt dar. Avignons Glanzperiode nimmt mit dem Jahr 1377 ein Ende.

Moden.

(Fortſezung.)

Der allererſte Anblick eines Gutgekleideten ſagt gegenwärtig, über ſeinen Stand wenigſtens, nichts Poſitives aus. Die prächtigen Flaggen, unter denen ſonſt die höhern Stände ſegelten, ſind zu ein paar Diminutivwimpelchen zuſammengeſchrumpft, zum Band im Knopfloch und der Haarſchonung auf der Oberlippe; aber dieſe an ſich ſehr zweideutigen Abzeichen laſſen oft der Vermuthung die volle Breite des Raums, der den Reiter vom Ritter trennt. Geſezt, ich gehörte zu den Berühmten Deutſchlands, doch nicht zu den ſo Berühmten, daß man die Leute bei mir meldete, und es träte ein anſtändiger Mann bei mir ein. Wie ſoll ich im erſten Moment wiſſen, ob ich einen ſchriftſtellernden Grafen, der das Handwerk grüßt, oder einen Profeſſor in den Ferien, oder einen gaſtirenden Virtuoſen, oder einen feinen Schneidergeſellen vor mir habe? Ahne ich bei der erſten Verbeugung, ob er ein Empfehlungsſchreiben, ein Buch zum recenſiren, ein Freibillet zum Concert oder ein Papiermaß in der Taſche hat? Wird nicht meine erſte Artigkeit das blitzſchnell gezogene arithmetiſche Mittel zwiſchen den dieſen Perſonnagen gebührenden Complimenten ſeyn? und wäre nicht vor fünfzig Jahren nur der Schneider und höchſtens der Virtuos mit meiner Anſprache zufrieden geweſen? Dies iſt es: ſeit der Uniformirung der männlichen Welt kann unſere unintereſſirte Höflichkeit nur ein Auszug aus der des vorigen Jahrhunderts ſeyn. Wir ſind mit dieſer Reform der äußern Sitten im allgemeinen Verkehr mit Unbekannten und Gleichgültigen

Digitized by Google

leichter, freier, fließender geworden, weil wir nirgends ſtärkern Prätenſionen, als etwa den genannten Wimpeln begegnen, und ſelbſt keine zeigen, ſchon weil dies oft unbequem und noch öfter lächerlich iſt. Dieſer peripheriſchen Beweglichkeit ſteht aber deſto mehr innere Verſchloſſenheit und Mißtrauen gegenüber; ſchon weil wir nie wiſſen, ob nicht ein Angriff auf unſern Verſtand oder unſern Beutel unter einem Hute lauert, dem wir es am wenigſten zugetraut. — Seit die weiße Perrücke des Hochanſehnlichen nicht mehr weithin glänzt, wie die Firnen der Alpen, ſeit einem der Scharlachrock des Hochgebornen nicht mehr ſeine Anſprüche in die Augen brennt, erſt ſeitdem läßt ſich auch die ganz moderne Kunſt des Ignorirens üben, und die Ignorirten haben ihrerſeits den Vortheil des ſichereren Incognito, wo dieſes erſprießlich iſt.

Die übliche männliche Tracht hat durchaus kein Detail, das ſich irgend einer, der ſich noch anſtändig kleidet, zu verſagen brauchte, wenn er auch hie und da eine von der Mode empfohlene Form oder Farbe etwas ſonderbar reproducirt, was aber keineswegs ein eigenthümliches Unſchick dieſes oder jenes Standes iſt, ſondern in allen vorkommt. Das Beſtreben nach Nettigkeit und Sauberkeit der Kleidung iſt in den Gewerbeſtänden noch ausgeſprochener, als häufig in den höhern. Seit die äußere Erſcheinung über Stand und Bildung faſt nichts mehr entſcheidet, iſt es noch viel deutlicher als ſonſt, daß die Kunſt, die Kleider ſo zu tragen, wie ſie Leute machen, nur in beſchränktem Maße erlernt werden kann, daß dies ein Talent iſt, wie jedes andere, frei, nach unfaßbaren Geſetzen vertheilt, keineswegs ein Arcanum höher Geborner, am wenigſten aber mit der Geiſtesbildung zuſammenhängend. Alles dies zuſammen macht die Phyſiognomik und Pathognomik der gutgekleideten Menſchheit heutzutage gegen früher unzuverläſſiger und ſcheuer, aber auch feiner und ihre Ausübung bildender. Die Anſprüche an die Welt und ihre zeitlichen und geiſtigen Güter waren ſonſt im Verkehr mit Unbekannten, in Begleitung der äußern Prätenſion und Demuth, vom Blatt zu leſen: Ton des Geſprächs und Temperatur der Artigkeit richteten ſich von ſelbſt darnach, und der Beobachter konnte ſich ſogleich unbefangen daran machen, im Individuum, von dem ein entſcheidender Punkt bereits gegeben war, den Menſchen zu ſtudiren. Die bezeichnenden Falten, welche Stand und Profeſſion immer dem Geſichte eingraben, verſchmolzen mit der Draperie der bezeichnenden Tracht zu einem nothwendigen Ganzen, das faſt den Charakter eines Naturproduktes hatte. Freilich iſt auch jezt auf Geſicht, Hand, Hemd, Rock und Halstuch gar Vieles zwiſchen die Falten geſchrieben, aber mit feinerer und verworrenerer Schrift, die man ſehr oft nur dann current lieſt, wenn ſie ſich von ſelbſt verſteht, d. h. wenn man ſeinen Mann kennt. Freilich hat auch jezt der Adeliche, der bourgeois-gentilhomme, der Soldat im Civilrock, der Gelehrte, der reiſende Kaufmann, der Geiſtliche, der Künſtler, der höhere Handwerksgeſelle, der Abenteurer und der verſchämte arme Teufel jeder ſeinen charakteriſtiſchen Pli. Handſchuhe und Manſchetten, Tabaksdoſe und Schnupftuch, Rock und Lorgnette, Schnitt und Farbe der Kleidung, Raffinerie und Cynismus aller Grade kommen allerdings durch ihre umfangreiche Mimik dem Urtheil trefflich zu ſtatten, und der gute Beobachter wird nicht ſelten ex ungue leonem und alle Exemplare der ſocialen Menagerie erkennen; wer ſich aber in dieſem anthropologiſchen Calcul am meiſten geübt hat, weiß am beſten, wie oft man fehlſchießt, und wie weit, ſeit ſo viele Standesunterſchiede äußerlich verwiſcht ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das lezte Glas.

Das lezte Glas! Wer mag es denken!
Und dennoch muß ein leztes ſeyn!
Mich drängt's, es haſtig einzuſchenken,
Fällt eine Thräne auch hinein.
Stoß' an! Du ſtießeſt gar zu heftig:
In tauſend Scherben liegt das Glas!
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das lezte Glas! Wer mag es ſehen!
Und dennoch muß ein leztes ſeyn!
Je länger ich es laſſe ſtehen,
Je herber, dünkt mich, wird der Wein.
Stoß' an! Ich zittre gar zu heftig:
In tauſend Scherben liegt das Glas!
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das lezte Glas! Wer mag es trinken!
Und dennoch muß ein leztes ſeyn!
Ich ſeh' dein Bild im Glaſe blinken,
Als wärſt du ſelbſt der Geiſt im Wein.
Stoß' an! Zu Boden werf' ich's heftig:
Warum ſchon jezt das lezte Glas!
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Digitized by Google

Das lezte Glas! Wir laſſen's ſtehen!
Schließ' du in jenen Schrank es ein.
Wenn wir dereinſt uns wiederſehen,
So ſoll es unſer erſtes ſeyn!
Komm', an den Mund preß' ich dich heftig,
Als wär'ſt du ſelbſt mein leztes Glas!
Was wir uns ſind, das fühl' ich kräftig;
Jezt geh' mit Gott, wir bleiben das!

F. Hebbel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Juli.

(Fortſezung.)

Altwaſſer. Kiensburg. Tannhauſen. Charlottenbrunn.

Mit der Ankunft der Kaiſerin nahm natürlich das öffentliche Leben Salzbrunns bedeutend zu, und es gewährte namentlich Fürſtenſtein ein nicht leicht wiederkehrendes viel- und buntbewegtes geſellſchaftliches Gemälde. Perſonen aller Stände in heimiſchen und fremden Trachten wandelten in den reizenden Partien, und gaben der romantiſchen Gegend eine artige moderne Staffage. Beſonders zogen die Lakaien (Tſcherkeſſen) und Vorreiter der Kaiſerin die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich. Es waren hübſche, kräftige Leute in bunter Tracht. Eine ſchöne neue Straße begünſtigte ſehr die Communication zwiſchen Salzbrunn und Fürſtenſtein, und die Kaiſerin wäre wohl recht oft zum Brunnen gefahren, wäre ſie bei aller Güte nicht des ewigen, übertriebenen Maulaffenthums dabei müde geworden, das ſie umdrängte. Inzwiſchen war der König ſelbſt am 18ten Juni auf dem Schloſſe Erdmannsdorf bei Hirſchberg angelangt, wo allmählich ein Kreis hoher Perſonen ſich zuſammenzog, und auch die Kaiſerin von Rußland ihrem königlichen Vater einen Beſuch abſtattete. Der König wohnte indeß auf Schloß Fiſchbach, dem Wohnſize ſeines Bruders, des Prinzen Wilhelm. Das nun anhaltend ſchöne Wetter veranlaßte den Monarchen zu täglichen Excurſionen in dem Hirſchberger Zauberthale, das Seume einen der reizendſten Winkel der Erde nennt, wie man ſie ſelten findet, ſelten mit beſſern Menſchen, und wo jeder Reiſende noch mit Entzücken verweilte. Dieſe gewaltige und doch ſo holde, lebendbewegte Natur feſſelte den König bis zum 30ſten Juni. Leider ereignete ſich in Erdmannsdorf ſchon am 5ten Juni ein trauriger Vorfall. Des Morgens gegen ſieben Uhr ſtürzte dort der noch im Bau begriffene Thurm, der die von dem Könige dort neu erbaute Kirche zieren ſollte, in ſich ſelbſt zuſammen, wobei mehrere Menſchen verunglückten. Es war ein ſchauerlicher Anblick. Die dabei betheiligten Bauverſtändigen wurden ſogleich in gerichtliche Haft und Unterſuchung genommen. Man hat beſchloſſen, die Kirche, ſo weit ſie noch ſteht, völlig niederzureißen und vom Grunde auf neu aufzubauen. Auch werden in Erdmannsdorf eine Menge neuer Häuſer zur Kolonie für die aus dem Zillerthale vertriebenen Proteſtanten erbaut. Eines aus Holz, zur Probe, ganz nach Schweizer Art, errichten ſie ſich ſelbſt. So ſollen ſpäter alle werden. — Die Kaiſerin beſuchte auch Neuweiſtein. In der Nähe iſt das Baddorf Altwaſſer, deſſen Heilquellen ſchon im 14ten Jahrhundert bekannt waren (daher der Name Aqua antiqua), das aber erſt ſeit 1646 eine beſſere Pflege des Brunnens und einige Anſtalten zur Aufnahme von Kurgäſten erhielt, nachdem ein Reiſender zufällig auf die mineraliſchen Beſtandtheile des Quells aufmerkſam geworden. Uebrigens ſprudeln hier ſieben verſchiedene Heilquellen. Nahe und traulich ſizen die heilkräftigen Najaden hier beiſammen, denn ein dritter Badeort, der Marktflecken Charlottenbrunn, liegt nur eine Meile entfernt. Auf einem andern Ausfluge beſuchte die Kaiſerin die Burg Kiensburg, eine der erhaltenſten, bedeutendſten Ruinen des Mittelgebirgs, die im Jahr 1825 bereits ihrer völligen Zerſtörung entgegenſah. Sie wurde damals verſteigert, und fiel einigen Bauern zu, die ſie abtragen laſſen wollten. Ein zugelaſſenes Nachgebot des Archivars Prof. Dr. Büſching in Breslau brachte ſie in deſſen Beſiz, der, kein begüterter Mann, ſie nur kaufte, um ihre Trümmer vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, wozu er alsbald die geeignetſten Anſtalten traf. Nach dem Tode des Profeſſors wurde ſie von deſſen Erben verpachtet und eine Gaſtwirthſchaft dort angelegt. Einige freundliche Nebengebäude entſtanden, heitere Blumenſtücke, Pavillons und Bosquets in dem alten Burghofe; die ausgebeſſerte Mauer erhielt mehrere bequeme Ausſichtspunkte auf die reizende Umgebung, denn es verhindern höhere Berge ringsum eine Fernſicht. Alles in der Nähe des alten Ritterbaues wurde in grellem Contraſt faſhionabel und comfortabel, und die Kiensburg ein bedeutender Converſationsplaz für die Umgegend, ein höchſt romantiſches Kaffeehaus. Sie liegt auf einem vorſpringenden Gneisberge, der die Ecke zweier Thäler bildet, des Weiſtriz- und Schleſierthals, welches die Weiſtriz durchrauſcht, und die Grenze des Eulen- und Hochwaldgebirges iſt. Eine käufliche Geſchichte der Burg belehrt uns neben dem Führer über alle Einzelnheiten; die wichtigſten Urkunden ſind freilich — zu Schneidermaßen verſchnitten worden; denn im ſiebenjährigen Kriege befand ſich hier die öſterreichiſche Feldſchneiderei. — Auf dem Wege von Salzbrunn hieher oder zurück iſt Tannhauſen zu nennen, ein großartiges Dorf, das eigentlich drei Namen führt und an die holländiſchen mercantilen Kolonien erinnert; denn hier wohnen meiſt reiche Leinenkaufleute, größtentheils in ſtattlichen, pallaſtähnlichen Häuſern, daneben Weber und Bleicher in ärmlichen Hütten; Alles bloß der Romantik wegen. Eine gute Chauſſee führt, als eine Nebenſtraße nach Böhmen, durch dies ganze ſchöne Weiſtrizthal. — Der naheliegende Badeort Charlottenbrunn bemüht ſich, ſeinen frühern Ruf und Beſuch wieder zu erlangen durch bequeme und erfreuliche Einrichtungen. Der kleine Ort erhält große Lebendigkeit durch den hieſigen und die nahen Leinenmärkte, und im Sommer durch Badegäſte und Reiſende. Sein Brunnen, ein Säuerling, ſprudelt an ſieben Stellen aus dem Porphyrfelſen, und bewährt ſeine Heilſamkeit gegen die meiſten Krankheiten der Bruſt- und Unterleibsorgane, beſonders aber gegen Augenübel. Hier denken wir an den ſchleſiſchen Philoſophen Garve, der hier ein Lieblingsplätzchen beſaß, das noch heute „Garvesruh“ heißt. Hier arbeitete er an ſeinem Cicero, und es iſt die Frage, ob das Tusculum des Römers eine ſchönere Lage hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. Auguſt 1838.

> Es wird ein Tag kommen, da die Nachwelt erſtaunen wird, daß uns ſo deutliche und augenſcheinliche Dinge entwiſcht ſind. Man wird zeigen, in welche Himmelsgegenden ſich die Kometen verlieren, warum ſie ſich verlieren, und wie groß ſie ſind.
>
> Seneca.

Ueber den Encke'ſchen Kometen.

Da dieſes merkwürdigr Geſtirn am 19ten December d. J. abermals ſein Perihel erreicht und, ſelbſt für ganz gewöhnliche Inſtrumente, bereits um die Mitte des Oktober ſichtbar werdrn dürfte, ſo halten wir für angemeſſen, ſchon jezt auf daſſelbe aufmerkſam zu machen.

Der Encke'ſche Komet wurde am 26ſten November 1818 von dem als Kometenſucher bekannten franzöſiſchen Aſtronomen Pons zu Marſeille entdeckt, worauf der Berliner Aſtronom Encke ſogleich dir Bahn dieſes Himmelskörpers berechnete. Dieſes lezteren Umſtandes wegen heißt der Komet dee Encke'ſche, wogegen ihn Encke ſelbſt, nach dem Entdecker, beſcheiden immer den Pons'ſchen nennt. Beide Ausdrücke brzeichnen demnach denſelben Himmelskörper. — Bei jener Berechnung fand Encke gleich, daß der Komet in der für Kometen ungewöhnlich kurzen Zeit von 1208 Tagen (nahe 3,3 Jahre) ſeinen Umlauf um die Sonne in einrr elliptiſchen Bahn vollende. An der Genauigkeit dieſes Reſultats durfte bald nicht mehr gezweifelt werden, da ſich ergab, daß drrſeldr Komet in zutreffenden Zeiten ſchon 1805, 1795, ja, wie unſer Veteran Olbers nachwies, ſchon 1786, wo er nur zwei Tagr ſichtbar geweſen, wirklich beobachtet worden war. Hiernach mußte der Komet gegen Ende des Mai 1822 zu ſeiner Sonnennähe und etwa um die nämliche Zeit zu ſeiner Sichtbarkeit für uns zurückkehren. Enckr hatte aber gleich darauf aufmerkſam gemacht, daß derſelbe, der ſtarken Abenddämmerungen wegen, alsdann in Europa ſchwerlich werde aufgefunden werden könnrn, wohl aber jrnſeits des Aequators noch hoch grnug über dem Horizonte ſtehen könne, um zu Geſichte zu kommen. In der That fand ihn auch Rümker, der zu Paramatta auf Neuholland angeſtellte Aſtronom (auch ein Deutſcher, wenn wir nicht irren, ein Hamburger von Geburt), zur angrgebenen Zeit und an der voraus beſtimmten Stellr richtig auf. Dir Rechnung wae alſo neuerdings durch den Augenſchein beſtätigt, und Enckr ſagtr nun die Wiederkehr des Kometen in die Sonnennähe zum Juli 1825 mit der nämlichen Sicherheit vorher, welche Vorherſagung auch gleich den ſpätern, auf die Jahre 1828, 1832 und 1835 bezüglichen, eben ſo grnau eingetroffen iſt.

Die Bewegung dieſes Kometen iſt rechtläufig, d. h. ſie erfolgt in drr Richtung der planetariſchen, rotatoriſchen und progreſſiven Bewegung von Weſten nach Oſten, oder was daſſelbe ſagt, nach der Folge der Zeichen, von Abend gegen Morgen; eine Bemerkung, deren es für die Kometen allemal beſonders bedarf, da dieſelben, im Gegenſatze der Haupt- und Nebenplaneten, die Ekliptik nach allen möglichen Richtungen und Seiten durchkreuzen, und alſo auch häufig rückläufig ſind. Die Neigung der

Digitized by Google

Ebene ſeiner Bahn gegen die Ebene der Erdbahn um die Sonne (Ekliptik) beträgt etwas über 13 Grad; in ſeiner Sonnenferne iſt er 85 Millionen, in der Sonnennähe nur ſechs Millionen Meilen von der Sonne entfernt. * Jene fällt jenſeits der Ceresbahn, jedoch ohne die Jupitersbahn zu berühren; dieſe (die Sonnennähe) zwiſchen die Sonne und die Bahn des Merkur; und der Komet kann ſich dieſem Planeten dabei bis auf 360,000 Meilen nähern. Dieſer Umſtand, daß unter allen Himmelskörpern, welche ſich in geſchloſſenen Bahnen bewegen, keiner dem Merkur ſo nahe kommt als der Encke'ſche Komet, worauf ſchon Olbers aufmerkſam machte, verleiht dieſem Geſtirn noch eine Wichtigkeit mehr, indem daſſelbe dadurch ein Mittel abgeben wird, die uns bis jezt nur hypothetiſch bekannte Maſſe jenes Planeten genauer kennen zu lernen. Da Encke dies in einem, an den Profeſſor Schumacher gerichteten, in des Lezteren Aſtronomiſchen Nachrichten (Nr. 353) abgedruckten und daraus in viele Zeitungen übergegangenen Schreiben andeutet, ſo müſſen wir uns, zum völligen Verſtändniß unſerer Leſer, hier näher darüber erklären.

Unter der Maſſe eines Himmelskörpers verſteht man ganz eigentlich ſein Gewicht. Unſere Erdkugel z. B., wenn man ſie in eine Wagſchale legen könnte, würde gegen 90,000 Trillionen Centner ſchwer befunden werden; mit dieſem Gewichte, dieſer Maſſe wirkt ſie durch ihre Anziehung im Weltenraume. Man hat dies ausmitteln können, indem man ihre mittlere Dichtigkeit beſtimmte und dieſelbe mit der Dichtigkeit eines andern Körpers verglich. Die mittlere Dichtigkeit der Erdkugel iſt $4^1/_2$mal größer als die Dichtigkeit des reinen Waſſers, d. h. um die Erdkugel aufzuwägen, müßte man vier und eine halbe Kugel reinen Waſſers und von ihr gleicher Größe in die andere Wagſchale legen. Nun wiegt ein Cubikfuß reinen Waſſers etwa 60 Pfund, wovon das $4^1/_2$fache 270 iſt; und da man den Inhalt der Erde an Cubikfußen nach Meſſungen ihrer Oberfläche, woraus ihr Kugelgehalt bekanntlich leicht geſchloſſen wird, kennt, ſo brauchte man dieſen Gehalt alſo nur mit jener Zahl 270 zu multipliciren, um das obige Gewicht der Erdkugel in Pfunden und in Centnern zu haben. Tantum series juncturaque pollet! Eine der auffallendſten Wirkungen, welche die Erde durch dieſe ihre Maſſe und davon abhängige Anziehungskraft im Weltenraume ausübt, iſt die Schnelligkeit, mit welcher ſie den Mond zwingt, um ſie herum zu laufen.

Durch Beziehung auf den lezteren Umſtand laſſen ſich nun auch die Maſſen derjenigen andern Planeten, welche ebenfalls Monde haben, ausmitteln: denn je entfernter ein ſolcher Mond von ſeinem Hauptplaneten iſt, und je ſchneller er ſich gleichwohl durch deſſen Anziehung gezwungen ſieht, um ihn herum zu laufen, deſto größer muß dieſe Anziehung und alſo die Maſſe, das Gewicht des anziehenden Planeten ſeyn. Allein drei Planeten unſeres Syſtems: Merkur, von dem hier eben beſonders die Rede iſt, Venus und Mars haben keine Monde, oder es iſt unſern Beobachtungen wenigſtens noch nicht geglückt, dergleichen bei ihnen aufzufinden, und die Maſſenbeſtimmung dieſer drei Planeten konnte alſo auf jene Weiſe nicht erlangt werden. Für Venus und Mars gab es indeß ein anderes Mittel dazu, indem ſie einen ſo bedeutenden, offenbar auch nur von ihren Maſſen abhängigen Störungseinfluß auf den Lauf unſerer Erde ausüben, daß daraus ein Schluß auf dieſe ihre Maſſen möglich ward. Die Störungen der Bewegung der andern Planeten, welche von der Wirkung Merkurs herrühren, ſind dagegen bei den ſtattfindenden, für ſeinen Einfluß zu großen Entfernungen, ſo ganz unbedeutend, daß ſich ſeine Maſſe daraus nicht ableiten läßt. Wenn die Leſer eine ſolche Maſſenbeſtimmung Merkurs in ihren aſtronomiſchen Handbüchern gleichwohl finden, ſo iſt dieſelbe lediglich auf der ungenauen Annahme begründet, daß die Dichtigkeit der Planeten mit der Annäherung zur Sonne nach einem gewiſſen Geſetze zunehmen, woraus man, mit Beziehung auf die bekannte Größe Merkurs, die Maſſe dieſes, der Sonne nächſten Planeten geſchloſſen hat. Laplace findet auf dieſe, alſo höchſt unzuverläſſige Weiſe, die Maſſe, das Gewicht, Merkurs = $^1/_{2025810}$ der Maſſe der Sonne, oder etwa $^1/_6$ der der Erde, d. h. ſein Gewicht = 15,000 Trillionen Centner.

(Der Beſchluß folgt.)

Moden.

(Fortſezung.)

Doch den Vogel erkennt man nicht nur an den Federn, ſondern auch an der Stimme. Die Sprache iſt, wie das nothwendige Band zwiſchen den Menſchen, ſo das untrüglichſte gegenſeitige Erkennungsmittel. Indeſſen auch hier hat die Zeit nivellirt. Wie beim eigenthümlichen Gang einer Zeit Alles ineinander greift, ſo iſt, durch die Verbreitung äußerer Cultur in ſo vielen Ständen, mit der Denkart auch die Ausdrucksweiſe gleichförmiger geworden. Dies erſtreckt ſich ſogar auf die Mundarten

* Die große Axe der Bahn dieſes Kometen beträgt demnach 85 + 6 = 91 Millionen Meilen, woraus deſſen mittlere Entfernung von der Sonne (halbe große Axe) = 45,5, die Excentricität (halbe große Axe weniger der kleinſten Entfernung) aber = 39,5 Millionen Meilen folgt.

des Deutſchen: man kann bemerken, daß unter den Ständen, welche reiſen, und an den Orten, welche vom Weltverkehr berührt werden, die Dialekte bedeutend von ihrer alten Prägnanz und Schärſe verloren haben. Unter dieſen Umſtänden kann ein Geſpräch über Wetter und Fruchtbarkeit, mit einem nicht markirten Mitreiſenden geführt, längere Zeit über ſeine Heimath und ſeine Verhältniſſe im Zweifel laſſen, während es früher, da ſchon das Gefieder des Vogels ſeinen Standpunkt im Syſtem bezeichnete, keine Kunſt war, ſeinen Geſang charakteriſtiſch zu finden, abgeſehen davon, daß er wohl auch charakteriſtiſcher pfiff.

Man trifft im allgemeinen Miſchtrog und Rüttelkaſten der cultivirten Menſchheit, in der Diligence, mit einem recht feinen Mann zuſammen, der anſtändig räuſpert und ſpukt und graziös mit Doſe und Foulard manövrirt. Wir ſpüren nur, daß er näher bei Nürnberg oder Innspruck als bei Bremen oder Hamburg zu Hauſe iſt, oder umgekehrt. Noch iſt keine Aeußerung gefallen, die uns beſtimmt bedeutete, ob das Geſchäftslokal, aus dem er den Poſtwagen beſtiegen, Kabinet, Studirzimmer, Arbeitszimmer, Schreibſtube, Comptoir, Bude, Werkſtätte, Keller, Stall oder Speicher heißt. Aber mit einem Male ſpringt ein Wort auf, ein einziger Laut, der uns auf's Entſchiedenſte wenigſtens Alles ſagt, was der Mann nicht iſt, und im Nu ſehen wir auch bei ihm auf Geſicht und Händen, auf Rock und Hemd Schriftzüge, wo kurz zuvor nichts zu bemerken war. Dieſes gegenſeitige Betaſten, Wiegen und Regiſtriren der Menſchen iſt der intereſſanteſte Charakter der heutigen Geſellſchaft und ihr Hauptreiz.

In einem recht artigen, von Abel-Rémuſat überſezten chineſiſchen Roman (Ju-kiao-li, ou les deux cousines, Paris 1826) kommt ein Auftritt vor, der lebhaft an dieſes Verhältniß erinnert. Ein junger Chineſe wirbt um die Gunſt einer Schönen, die ein gewaltiger Blauſtrumpf iſt und ihre Hand nur einem Dichter vom erſten Waſſer ſchenken will; in China geht ohnehin literariſches Verdienſt über Geburt und Geld. Aber die chineſiſchen Muſen haben dem jungen Mann noch nie eine ſchlafloſe Nacht gemacht, und ſo greift er zum unwürdigen Ausweg, einem eminenten jungen Poeten, der die Staatsprüfungen mit ſeltenem Ruhm erſtanden hat und, etwa wie bei uns ein Aſſeſſor von der erſten Note, auf der Mandarinenleiter Sturm läuft, köſtliche Gelegenheitsgedichte abzulocken und ſie für ſeine Arbeit auszugeben. Die Liſt gelingt auch Anfangs; aber eines Tags, da ihm der Oheim oder Vormund der Schönen die Inſchrift eines Pavillons zeigt, hat er, dieſelbe laut recitirend, das Unglück, ſtatt kou, kao zu leſen. Es iſt eine Strophe aus dem „Versbuch,“ dem lyriſchen Nationalſchatz; kao iſt der vulgärr Ausdruck, abee der Reim verlangt die poetiſche Ausſprache kou. Dieſer Verſtoß macht auf den alten Mandarin denſelben Eindruck, wie auf einen Britten, Franzoſen, Deutſchen ein Sprachſchnitzer in einem Citat aus Shakespeare, Corneille, Schiller, oder auf einen Humaniſten ein lateiniſcher Quantitätsfehler. Er ſagt ihm Alles: der junge Menſch kennt das Versbuch nicht! er kann kein Dichter ſeyn, er hat gar nicht ſtudiet, oder wie der deutſche Adel vor hundert Jahren ſtudirte; er iſt keine Partie für eine Perſon, die das Versbuch auswendig weiß und ſelbſt entzückend dichtet!

Dergleichen kommt im heutigen Verkehr täglich hundertmal vor, und es iſt das eigentliche Reagens auf die ſocialen Eigenſchaften des Menſchen und ſeine ſtöchiometriſchen Verhältniſſe als Kulturweſen geworden. Ich hörte einmal in einem öffentlichen Hauſe am grünen Tiſch einen Mann vor einem deſperaten Spielcoup, mit aufgehobener Karte, ein: „Auch Cäſar, auch Nihil!“ ausſtoßen, ernſthaft, ganz ohne ſchlechten Spaß: der Lateiner konnte nichts ganz Schlechtes ſeyn, denn er ſpielte mit dem erſten Beamten der Stadt, und l'Hombre. Ein einziger Kunſtausdruck, ein Eigenname, ein Fremdwort, mit ſicherem Aplomb oder bedenklichem Solöcismus geſprochen, erleuchtet wie ein Blitz die ganze innere Seelenlandſchaft eines Menſchen in ihren charakteriſtiſchen Umriſſen; dergleichen malt uns den ganzen Mann und ſagt uns, welche Saite im Geſpräch am beſten vibriren wird, Vieh- und Geteeidepreiſe, Wein, Bier und Branntwein, Pferdezucht, Jagd und Flintenſchlöſſer, Kunſtausſtellung, Oper und Ballet, Eiſenbahn und Papierhandel, das Gleichgewicht von Europa, der Orient und Amerika, die ſchwäbiſche Schule und das junge Deutſchland. Niemanden, der ein Stück von der Welt geſehen hat, fällt es ein, dem blendenden Hemd und den gelben Handſchuhen, oder der Reitpeitſche und dem Schnurrbart an ſich das Geringſte zu creditiren, und das Enſemble bleibt nur zu oft eine Hieroglyphe, die man, wenn man ſich dies anders geſtehen will, falſch geleſen hat, bevor der Mann den Mund aufthat. Ein ſtummer Profeſſor, der die Naturforſcherverſammlung, und ein ſtummer Schuſter, der die Meſſe bezieht, können für Collegen gelten, und in hundert Fällen täuſcht der Schuhmacher nicht, weder was die Toilette, noch was das Einkommen betrifft.

Die Zeiten ſind nicht mehr, wo der Jude die Verzweiflung der Poſtwagenpaſſagiere war. Auch die Juden, wenigſtens die höhern Claſſen, haben ihre Perſonen äußerſt elegant, im Geſchmacke der Zeit geſchliffen und gefaßt; freilich am orientaliſchen Waſſer ſind dieſe Juwelen, ſie und ihre Weiber, überall und unter allen Umſtänden faſt noch ſo leicht zu erkennen, als da ſie eine beſondere Kappe trugen. Zu den wohlbekannten Figuren, die ſich durch die chriſtliche Geſellſchaft ſchmiegen, zum Schacherer, dem Wechsler, dem Galanterie- und

Ellenhändler und dem Roßkamm, kommt heutzutag eine ganz moderne Spezies, der ſchöngeiſtige und ſchriftſtellernde Jude. Daß ein ſolcher im Verkehr am erſten Trumpf, den er ausſpielt, leicht erkannt wird, glaubt Jeder, der auch noch nie ein lebendes Exemplar beobachtet hat. Deßhalb erwähne ich ſeiner hier auch nicht, ſondern darum, weil die iſraelitiſchen Schöngeiſter Schuld ſind, daß zuweilen ein chriſtlicher Mutterſohn für einen Juden gehalten wird, was z. B. beim Handelsmann doch gewiß nur ſelten vorkommt. Es hängt dies ſo zuſammen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Juli.

(Beſchluß.)

Feſte auf dem Fürſtenſtein.

Durch die aufeinanderfolgende Ankunft des Kronprinzen und ſeiner Gemahlin, des Königs ſelbſt, der Kaiſers von Rußland u. ſ. w. auf dem majeſtätiſchen Fürſtenſtein entſtand für den dort weilenden hohen Kreis eine Reihe von Hausfeſten, die bei den verſchiedenen Excurſionen auf die einfachſte, ſchönſte Weiſe mit Naturfeſten ſich verbanden, und der zugleich neugierig gaffenden, unermüdet verſammelten Menge zu Volksfeſten wurden. Ueberaus läſtig mußte wohl dabei den hohen Perſonen die Spekulation werden, die bei ſolchen Gelegenheiten von ſo Vielen auf ihre Börſen gemacht wird. Ich theile Ihnen folgenden Vorfall mit, der mir erzählt wurde. Ein armer Maler, der Ernährer einer alten Mutter, hatte lange mit eiſernem Fleiße und Talente an einem Gemälde gearbeitet, das eine Proceſſion aus der Breslauer Kreuzkirche darſtellte, deren Geſichter zum Theil Porträts waren. Er hatte beſchloſſen, das Bild unſerm Könige bei ſeiner Ankunft auf dem Fürſtenſteine zum Kauf anzubieten, und darauf ſeine ganze Hoffnung geſezt. Zu ſchüchtern, ſelbſt eine günſtige Gelegenheit zu erſpähen, um dem Monarchen ſein Werk zu überreichen, ſendet er es nun mit einem Begleitungsſchreiben an dieſen, erhält es jedoch bald mit einer kurzen, abweiſenden Antwort zurück, obgleich es wahrſcheinlich dem Könige gar nicht vor Augen gekommen. Der niedergeſchmetterte Künſtler iſt der Verzweiflung nahe. Zwei junge Männer im Gaſthofe, denen er ſich vertraute, fürchten von dem Troſtloſen das Aergſte, und der Eine erbietet ſich, ihm ein bewegliches Schreiben an den König abzufaſſen, womit er das Bild noch einmal hinſenden ſolle. Der Maler nimmt dies dankbar an, und will noch mit Geduld den Erfolg dieſes zweiten Schrittes abwarten. Das Schreiben ſchildert des Künſtlers traurige Lage und ſeine lezte Hoffnung mit lebendigen Farben, und bemerkt, daß von der Erfüllung derſelben ſeine weitere Exiſtenz, ja ſein Leben abhänge. Es wird abgeſendet und bald darauf der Unglückliche in die königliche Kanzlei beſchieden, wo man ihm im Namen Sr. Majeſtät zwanzig Friedrichsd'or für das Bild einhändigt. So war all ſeine Noth plözlich gehoben.

Das Geburtsfeſt der Kaiſerin von Rußland, der 13te Juli, wurde auf dem Fürſtenſtein feierlichſt begangen. Zu deſſen Vorfeier hatte die Monarchin geſtattet, daß die Knappſchaft des Waldenburger Bergamtsdiſtrikts ihr ein bergmänniſches „Glückauf" bringen durfte. Unter Anführung des Berghauptmanns v. Charpentier begaben nun mit dem abendlichen Dunkel zwölfhundert Männer mit Fackeln und Grubenlichtern ſich in den Schloßhof, wo ſie der auf dem Balkon erſcheinenden Kaiſerin ihren Bergmannsgruß brachten, in welchen die zahlloſe Zuſchauermenge freudig einſtimmte. Mit Muſik verließ die Knappſchaft hierauf das Schloß. — Das eigentliche Feſt, wozu aus ganz Schleſien Zuſchauer und Theilnehmer herbeigeſtrömt, ſo daß ſeit acht Tagen in Breslau bereits kein Pferd mehr zu erhalten war, wurde mit Gottesdienſt eröffnet, worauf die Kaiſerin eine Gratulationscour geſtattete. Gegen vier Uhr war große Tafel, und bei eintretender Dunkelheit überraſchte eine in der That großartige Beleuchtung des ſogenannten Grundes durch große, bunte Laternen und Pechpfannen die hohen Perſonen, wie die ungeheure Zuſchauermenge, und von allen ſichtbaren Punkten der Umgegend bis jenſeits Schweidnitz und Striegau flammten Freudenfeuer, den Horizont weithin mit Blut malend. Am andern Tage verließ die Kaiſerin mit dem größten Theile ihrer Umgebung unter dem Hurrahgeſchrei der Menge den alten Fürſtenſtein, wo ſie ſich ſehr wohl befunden. — In Fiſchbach, dem reizenden Beſitzthume des Prinzen Wilhelm, vereinigte ſich noch einmal der hohe Kreis vom Fürſtenſtein, und löste ſich dann auf, um in Töplitz und Kreuth ſich zum Theil wenigſtens wieder zuſammenzufinden.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 192.

1. Der Schatten der Sonnenuhr. 2. Das Blut. 3. Die Spindel. 4. Das Weberſchiff. 5. Der Uhrzeiger. 6. Das Queckſilber. 7. Die Planeten.

Räthſel.

Was ohne Füße läuft, Nr. 13. (ſ. Nr. 102 u. 192.)

Es gibt ein kleines Fläſchchen,
Mit Flüſſigkeit gefüllt,
Die bei geringem Drucke
Oft reichlich überquillt.

Sie läuft die glatten Wege
Mit Schnelligkeit herab,
Die ſüß und herb zu netzen,
Die Kraft ein Gott ihr gab.

Oft thut der Druck gar wehe,
Der auf das Fläſchchen drückt,
Oft iſt er reiche Wonne,
Die bis zum Himmel entzückt.

Und wer nach vierzehn Weſen,
Die laufen ohne Fuß,
Erſt an des Fläſchchens Inhalt
Am Ende denken muß,

Der möchte zu den Reichen
Doch wohl zu zählen ſeyn,
Die ſich des kurzen Lebens
Faſt ohne Sorge freu'n.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 20. Auguſt 1838.

Und es war ein ſehr großer Zorn über Iſrael.

Maccabäer. I. 1.

Moden.

(Fortſetzung.)

Als vor einigen Jahren der Lärm wegen einer Pulververſchwörung gegen den chriſtlichen Glauben und die geheiligtſten Inſtitutionen der Geſellſchaft entſtand, wurden bekanntlich verſchiedene Iſraeliten als Rädelsführer und moraliſche Urheber verklagt; und wären Religion, Ehe und andere Staatsgebäude in die Luft geflogen, ſo hätten es die Juden gethan haben müſſen, wie die Katholiken beim großen Brand in London. Dadurch entſtand bei Manchen, welchen dieſe Umtriebe ein Greuel waren, eine ſeltſame Judenriecherei; Jeder, der im Tumult ſeine kritiſche Büchſe für das junge Deutſchland losknallte, war ſofort des Judaismus verdächtig, und auf dem Titel ſeiner Broſchüre ſpürte man das Altteſtamentariſche aus ſeinem Namen heraus, wenn es nicht gerade ein turnierfähiger, echt chriſtlich hiſtoriſcher war. Ja, ein Bekannter von mir, mit dem ich einmal zwei Tirailleurs jenes Freicorps an der Table d'Hote zu ſehen bekam, demonſtrirte mir ihren Orientalismus leiſe in's Ohr mit großem Aufwand von Phyſiognomik; und doch war am ehelichen Kopf des einen das dunkle, krauſe Haar die einzige Handhabe für ſeinen Argwohn, und im preußiſchen Heere ſind Tauſende blonder und röthlicher Ober- und Niederſachſen, welche für Zwillingsbrüder des andern gelten können. Dazu kommt noch, daß verſchiedene Provinzen Deutſchlands einander Schuld geben, ſie ſprechen jüdiſch; für einen Schwaben iſt ganz Frankfurt eine Judengaſſe. Dadurch trübt ſich das Urtheil für den Ungeübten, dem ein Subjekt begegnet, das zufällig eine etwas ſüdliche Phyſiognomie mit einem fremden Accent verbindet.

Unter dieſen Umſtänden iſt ſchon manches reiſende, mittheilſame Genie, das die Reiſecompagnie von ſeiner Liebenswürdigkeit überzeugen wollte, von den pfiffigen Zuhörern aus dem Chriſtenthum hinausregiſtrirt worden. Man denke ſich irgendwo in Deutſchland im Eilwagen einen jungen Mann, der ſeinem Accent nach weit her ſeyn muß, viel und laut ſpricht und immer wieder auf literariſche Gegenſtände zurückkommt. Er beſchreibt, bei welchen Geiſtern er bisher ſchon vorgeſprochen, und welche er in der nächſten Literaturſtadt aufzuſuchen gedenke; freilich meiſt Philiſter und heiſere Herolde einer verlebten Zeit, die man aber einmal perſönlich kennen lernen müſſe, wäre es auch nur wegen des phyſiognomiſchen Zuſammenhangs zwiſchen ihren Perſonen und ihren Schriften, und um ſo in das Beſprechen der lezteren mehr Farbe, Leben, Plaſtik bringen zu können. Indeß erhebt ſich hin und wieder in der Literatur ein recht ſchönes,

Digitized by Google

freudiges, junges Leben, und erſt vorgeſtern habe er äußerſt brillant bei einem Berühmten gefrühſtückt, einem pfiffigen Patron, der ſich jährlich ein fabelhaftes Einkommen erſchreibe. Erwähnt einer der Mitreiſenden, wie er ſich an dieſem oder jenem Dichter labe, deſſen Liederſammlung er jüngſt von ſeiner Frau zum Chriſtfeſt erhalten, ſo ſagt der Blick und die Achſel des jungen Mannes mit Molières Arzt: „nous avons changé tout cela!“ Alle dieſe aus abgeſtorbenen Zuſtänden herübergenommenen Ideen und Gefühle ſeyen baare Lügen; die Zeit habe zweitauſendjährige Feſſeln zum Theil bereits abgeſtreift, ſie ſehne ſich, die übrigen vollends abzuwerfen, und die junge Aphrodite ſey ſchon mit halbem Leib aus dem Schaume der Waſſer; der friſch gewonnene Inhalt der Zeit müſſe aber auch durch eine junge Poeſie fixirt und geheiligt werden; doch vorerſt handle es ſich noch darum, die anklebenden Larvenreſte von den naſſen Flügeln der neugebornen Chryſolide abzuſtoßen. Der chriſtliche Handelsmann gegenüber wird von all dem ganz confus; aber auf einmal nennt der Geniale preiſend ein paar literariſche Namen, die in den verfloſſenen Jahren durch die Zeitungen in alle Winkel Deutſchlands gekommen ſind. Jezt geht dem bisher Argloſen ein Licht auf; er ſpizt die Ohren wie ein Zollbedienter und faßt den Reformer in's Auge wie ein Polizeiſchreiber: dunkles Haar, dunkler Blick — hm! Geſicht — juſt nicht markirt, aber ſo etwas Unbeſchreibliches, Unfaßbares darin — Kniekehlen und Ellbogen zwar im Ruheſtand in der Wagenecke, aber die Reiſemütze ſo ſonderbar aus der Stirn geſchoben — Dialekt, glatt, fertig, geſchliffen, aber hie und da verklingt doch ein Ton in ſo verdächtigem fettem Accord, und eben vorhin purzelte das „intereſſant“ nur ſo über die Zunge. — Kurz, der Hebräer iſt fertig, bis endlich etwa ein unzweideutiger chriſtlicher Fluch das phyſiognomiſche Hirngeſpinnſt zerreißt. Lange vor lezterem Ereigniß hat vielleicht ein Schulmann im Wagen kopfſchüttelnd an den Juvenalſchen Vers gedacht:

Qualiacunque voles Judaei somnia vendunt.

In ſolchen Fällen gibt es ein Schiboleth, einen Teſt, der in einem Geſpräch über Literatur oft wiederkehren muß. Spricht das beanſtandete Subjekt „Literatur“ mit dem unzweideutigen deutſchen I und dem ehrlichen deutſchen a — missus abibit! Beim Juden klingt es immer, mehr oder weniger, und noch durch die Bemühung hindurch, nicht ſo zu ſprechen, wie „Litträtuhr,“ mit dem eigenen koſtenden Zungenſchlag, wodurch z. B. auch das Wort Louis'dor tönt, als ob der Sprechende galvaniſch das Metall ſchmeckte.

Livreeartige Abſtufung der Tracht einerſeits, andernſeits entſchiedenes Streben nach Gleichförmigkeit müſſen auf die Poeſie der Zeiten, in denen dieſe Erſcheinungen herrſchen, beſonders auf epiſche, dramatiſche, ſatiriſche Poeſie, von bedeutendem Einfluß ſeyn. Das vorige und vorvorige Jahrhundert haben die eigenthümliche Phyſiognomie ihrer Stände und Menſchenclaſſen poetiſch reichlich ausgebeutet, und ihre Schriftſteller waren darin gegen uns bedeutend im Vortheil. Im Sittenroman z. B. war die allgemeine Charaktermaske der Subjekte, nach ihrer bürgerlichen Stellung, ohne Andeutung vorausgeſezt; der Dichter hatte denſelben nur durch beſondere Charakterzüge Leben und Individualität zu geben. Dadurch ordneten ſich die Figuren von ſelbſt im Schema, das jeder Leſer im Kopfe hatte; ſie zeichneten ſich ſogleich beſtimmt und lebendig in der Einbildungskraft, weil dieſe gleichſam nur die wohlbekannte Livree, welche jedesmal dem Subjekt zukam, mit den vom Dichter angegebenen feinen oder grotesken Zügen individuell zu drapiren brauchte. Gegenwärtig aber wäre es ein mißliches Auskunftsmittel, wenn man, zu Erzwingung eines analogen Effekts, im Roman Walter Scottſche Schneiderprotokolle aufnehmen wollte; und doch wäre dies vorläufig nicht ſelten nöthig, und dies iſt mit ein Grund, warum wir keine Sittenromane mehr im Sinne Leſages, Goldſmiths, Fieldings, ja Lafontaines haben. Juſt um das Gemeinmenſchliche im freien Spiel des täglichen Lebens zu ſchildern, bedarf der Dichter der einander bedingenden Vorausſetzungen deſſelben, um mit Einem Begriff ihrer viele zu wecken. Wo nun aber die allgemeinen Figuren des Staatsmanns, des Richters, des Höflings, des Landedelmanns, des Gelehrten, und noch dazu die des höhern Gewerbtreibenden in der gemeinſamen Tracht untergehen und der Phantaſie an ſich kein Bild geben, da iſt mit Zügen, wie: fein, geckenhaft, nachläſſig u. dergl. gekleidet, wenig gethan. Freilich ſind auch jezt die Individuen durch Stand, Erziehung, Neigung, Beſchäftigung am Ende ſo gut geſtempelt als ehemals; aber die Züge laufen viel krauſer durcheinander und die Zeitgenoſſen haben ſich ſelbſt noch nicht gehörig darin orientirt. Unſere Dichter müßten, um auch nur in dieſen äußern Mitteln des Erfolgs mit jenen ältern zu wetteifern, noch mit weit feinerem Pinſel malen können als ſie. Die Zeit wird ſich aber gewiß in jene Mimik einſtudiren, und die Dienerin Poeſie wird nicht ermangeln, auf ihrer Spur zu wandeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Encke'ſchen Kometen.

(Beſchluß.)

Dieſer Ungewißheit über eine ſo wichtige Beſtimmung wird nun, wie geſagt, durch den Encke'ſchen Kometen,

auf welchen ich jezt zurückkomme, ein Ende gemacht werden. Derſelbe nähert ſich nämlich dem Merkur diesmal ſo, daß der Störungseinfluß des Planeten auf ſeinen Lauf ſehr bemerklich werden muß und einen ſichereren Schluß auf die Maſſe des ſtörenden * Planeten geſtatten wird. Die durch den Merkur in dieſer Nähe bewirkten Aenderungen in den Elementen des Kometen werden bei der bevorſtehenden Erſcheinung ſo merklich hervortreten, daß ſie, mit Beziehung auf den obigen ohngefähren Maſſenanſchlag des Planeten als petitio principii, die Wiederkehr des Kometen zum Perihel um 0,1 Tag früher bewirken können, als es ohne den Merkur der Fall geworden ſeyn würde; und man überſieht darnach mit Einem Blick, daß eine eintretende noch größere Verfrühung jener Wiederkehr auch auf eine größere Maſſe Merkurs, und umgekehrt ſchließen läßt, dergeſtalt, daß alſo die verlangte genauere Beſtimmung der Merkursmaſſe auf dieſe Weiſe mit Sicherheit erwartet werden darf.

Außerdem iſt aber dieſer Komet in ſeiner Bewegung noch durch einen höchſt merkwürdigen, bis jezt an keinem einzigen andern Himmelskörper bemerklich gewordenen Umſtand ausgezeichnet. Seine Elemente ſcheinen nämlich regelmäßigen, mit der Zeit fortgehenden Aenderungen unterworfen zu ſeyn, deren Grund wahrſcheinlich in einem, hier zum erſten Male beobachteten Widerſtande des Himmelsäthers zu ſuchen iſt, welcher Widerſtand zwar von dichteren Körpern ſpurlos überwunden werden mag, ſeinen hindernden Einfluß auf den Durchgang dieſer höchſt lockern Kometenmaſſe aber deutlich offenbart. Die große Axe der Bahn des Encke'ſchen Kometen und alſo ſeine Umlaufszeit werden dadurch immer kleiner, und ſeine Geſchwindigkeit nimmt zu. Dieſer Umſtand der Beſchleunigung einer Bewegung in Folge davon, daß ſich der Bewegung ein widerſtehendes Mittel entgegenſezt, erſcheint freilich überaus auffallend; man möchte auf den erſten Blick vielmehr gerade das Gegentheil annehmen: wenn ich laufe, wird man ſagen, und mir die Luft widerſteht, ſo vermindert dieſer Widerſtand vielmehr meine Geſchwindigkeit. Allerdings würde lezterer Fall auch für den Kometen eintreten, wenn er z. B. in einer Röhre umliefe und man dieſe, ſtatt daß ſie vorher luftleer geweſen wäre, jezt plötzlich mit Luft erfüllte. Allein man bedenke, wie dagegen die Bewegung der Himmelskörper um die Sonne erfolgt. Einem urſprünglichen, ihnen ertheilten Impulſe gemäß, würden ſie eine geradlinigte (tangentielle) Richtung verfolgen und ſich dadurch von der Sonne in das Unendliche entfernen; die Anziehungskraft der lezteren lenkt ſie aber beſtändig von der tangentiellen Richtung ab und zwingt ſie zur Beſchreibung einer Curve um die Sonne. Trifft nun der Komet in jener erſtern Richtung den Widerſtand des Aethers an, ſo wird ſein tangentielles Entfernungsbeſtreben von der Sonne dadurch offenbar vermindert, ſo daß alſo die Attraction der leztern ungehinderter auf ihn wirken, ihn der Sonne ſelbſt nähern und folglich ſeine Umlaufsgeſchwindigkeit um dieſelbe vermehren wird.

Dieſe ſolchergeſtalt durch den Encke'ſchen Kometen faſt zur Gewißheit erhobene, ſchon aus ſo vielen andern Gründen überaus wahrſcheinliche Annahme eines Himmelsäthers von hinreichender Dichtigkeit, um wenigſtens denjenigen Geſtirnen, welche aus ſehr lockern Stoffen beſtehen, einen bemerkbaren Widerſtand entgegenzuſetzen, gehört zu den merkwürdigſten Ideen der neuern Aſtronomen. Herſchel der Sohn, der bekannte Beobachter des ſüdlichen Fixſternhimmels, ergreift dieſe Hypothese zur Erklärung der nachgewieſenen Veränderung in den Elementen unſers Kometen mit dem größten Eifer, und geſteht in ſeinem kürzlich erſchienenen „Aſtronomiſchen Handbuche,“ daß er keinen andern Grund der Erſcheinung einſehe. „Es iſt,“ fügt er hinzu, „bei dieſer beſtändigen Annäherung des Kometen zur Sonne wahrſcheinlich, daß er endlich in dieſelbe verſinken werde, wofern er nicht früher im Weltenraum verdunſtet, was bei der großen Lockerheit ſeiner Maſſe wohl anzunehmen iſt.“ Die Leſer werden dieſen, aus den angeführten Gründen wahrhaft merkwürdigen Kometen im Andenken behalten, und ſind, wenn er nach mehreren Umläufen nicht ferner erſcheinen ſollte, mit den Urſachen ſeines Ausbleibens im Voraus bekannt.

Nürnberger.

---

* Man betrachtet bei den Störungen des Planetenlaufs immer nur die Maſſe des ſtörenden, nicht aber des geſtörten Planeten, und dies bedarf einer Erklärung. Lalande, den ich, wegen der unübertrefflichen Klarheit ſeines Vortrags, in ſchwierigen Fällen immer am liebſten citire, gibt dieſe Erläuterung in folgenden Worten: „La force avec laquelle une planète est attirée ne dépend point de la masse de cette planète attirée; car si une seule particule de matière est attirée avec une certaine force, toutes les particules que vous placerez près d'elle seront attirées chacune avec la même force; il n'y a aucune raison pour que la seconde soit attirée moins que la première, et la présence de la seconde ne change rien à la force qui agissait sur la première; — donc la force attractive ne dépend que de la masse qui attire, et non pas de celle qui est attirée.“ — Freilich zieht umgekehrt auch der Komet den Merkur an; aber dieſer, an und für ſich überdies ganz unbedeutende Einfluß würde nur in Anſchlag kommen, wenn, eben ſo umgekehrt, von den Störungen des leztern durch den erſtern die Rede wäre, wogegen wir hier bloß den entgegengeſezten Fall betrachten. N.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Die Juliusfeſte.

Zum achten Male ſind die Jahrstage der Julirevolution mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten begangen worden. Vor

Digitized by Google

andern öffentlichen Feſten in Paris haben ſie nichts Charakteriſtiſches voraus, wenn man die Todtenfeier am erſten Tage abrechnet, die aber auch mehr Gepränge, als wahre Trauer iſt. In Paris vergißt man die Hingeſchiedenen furchtbar ſchnell; ihre Abweſenheit macht ja keine ſichtbare Lücke. Die Volksmenge drängt ſich, als ob Niemand fehlte; wie ſollte man in einer kleinen Welt, wo die Tagesbegebenheiten die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch nehmen, ein lebendiges Bild der Hingeſchiedenen behalten? Auch läßt ſich von einer Volksmenge von 900,000 Seelen keine jährliche Trauer verlangen. Wie Wenige unter ihnen haben die im Jahr 1830 im Kampfe Gefallenen perſönlich gekannt! ihre Namen ſind meiſtens ſchon verſchollen. Beſſer als die Trauer um die Gefallenen iſt die Unterſtützung, welche ihren Familien von Seiten des Staats zu Theil geworden iſt. Sie haben nicht allein einen Jahrgehalt bekommen, ſondern ihre Töchter ſind in den vorigen Jahren vom Staat ausgeſtattet und verheirathet worden, ſo daß diesmal keine ſolche Feierlichkeit mehr nöthig war. Einige Unruhen, welche am erſten Tag auf dem Hauptgrabe der Gefallenen, vor dem Louvre, die Trauerfeier geſtört haben, ſind ohne Folgen geblieben, und der zweite Tag, der eigentliche Freudentag, iſt auf's Ruhigſte und Beſte vorübergegangen. An dieſem Tage, welcher diesmal ein Sonntag war, gerieth ganz Paris in Bewegung, mit Ausnahme der Unzufriedenen, welche nach dem Beiſpiel des Erzbiſchofs auf's Land gehen, und nicht eher wiederkommen, als bis die Julitage vorüber ſind. An einem ſolchen Feſte kann man ſich einen anſchaulichen Begriff von der ungeheuern Volksmenge dieſer Stadt machen; denn nur an ſolchen Tagen verläßt die ſonſt ſo fleißige arbeitende Claſſe ihre hohen und niedrigen Stockwerke, ihre engen, vom Mittelpunkte der Stadt weit entlegenen Straßen und Vorſtädte, und ſtrömt in unabſehbarer Menge von allen Seiten den Tuilerien und den Champs élysées zu, und ſo groß leztere auch ſind, ſo werden ſie zulezt doch voll, zumal hier hunderte kleiner Kramläden ſchon einen beträchtlichen Raum einnehmen. Hier iſt der eigentliche Tummelplaz des Pariſer Volks, wenn es die Barrièren nicht verläßt; dies iſt auch der einzige große, beſchattete Raum, welcher zu Volksbeluſtigungen dienen kann. Vor mehreren Jahren wollte man die Champs élysées überbauen, und es wurden wirklich in einem Theile derſelben Straßen, Pläze und Springbrunnen angelegt; es hatte aber keinen Fortgang, zum Glück für das Pariſer Volk, welches dadurch ſeinen einzigen Beluſtigungsort eingebüßt hätte. Dieſer Ort hat auch ſeit Anfang des Jahrhunderts wenig Veränderung erlitten. Nur auf dem breiten Fahrwege, welcher mitten durch die Champs élysées und unter dem Triumphbogen weg nach Neuilly, dem Sommeraufenthalte der königlichen Familie, führt, läßt ſich die herrſchende Induſtrie blicken; hier werden Verſuche mit den verſchiedenen Erdharzen gemacht, die ſeit einigen Jahren emporgekommen ſind und einander die Ehre ſtreitig machen, den Pariſern den Boden zu ebnen und ihnen das Gehen, Reiten und Fahren zu erleichtern. In den Baumalleen, welche mit dieſem großen Fahrwege parallel laufen, ſtehen die für das Feſt ſchnell errichteten und manchmal doch ſehr elegant angeordneten, vielen kleinen Boutiken, Zelte mit Tanzſälen, allerlei Buden mit Merkwürdigkeiten, und außerdem unter den Bäumen eine unzählige Menge von kleinen Krämern und ganz kleinen Spekulanten, welche, auf's gute Wetter rechnend, ihr Gewerbe unter freiem Himmel treiben, Kleinigkeiten feilbieten oder ausſpielen laſſen, und kleine Spiele, als Zielſcheiben, Schaukeln und dergleichen, für einen Sou anbieten. Die meiſten dieſer Leute ſind Arme, welche das Feſt zu Spekulanten umwandelt und die hier etwas zu gewinnen hoffen. In der That ſind ihre Forderungen ſo gering als ihre Waare, und das Volk kann der Verſuchung unmöglich widerſtehen, bei dieſen kleinen Krämern einige Sous auf's Spiel zu ſetzen. Aber auf dem großen freien Plaze, Carré Marigny genannt, auf welchem eine Stadt bequem ſtehen könnte, wird das Volk auf Koſten des Staats beluſtigt; denn hier befinden ſich die beiden großen Theater, deren Darſtellungen Tauſende von Zuſchauern unter freiem Himmel und auch wohl bei brennender Sonnenhize beiwohnen. In der Mitte iſt die Kletterſtange mit den Preiſen errichtet, und auf den Seiten befinden ſich die Orcheſter, welche den Tanzluſtigen aufſpielen. Wenn nun am Abend die Champs élysées ſchön beleuchtet werden, und außerdem die vielen Buden hell glänzen und das ſo ſehnlich erwartete Feuerwerk neben den Champs élysées abgebrannt wird, ſo gewährt dieſer Beluſtigungsort wirklich ein herrliches und äuſerſt belebtes Schauſpiel, ein ſo großartiges, daß man ſchwerlich ein gleiches irgendwo antrifft. Die beiden Tage koſten den Staat oder die Nation 200,000 Franken bloß für die Beluſtigungen der Hauptſtadt; dafür wird aber auch dieſe köſtlich beluſtigt, wenigſtens ſo weit es den Theil der Volksmenge betrifft, welcher auf Beluſtigungen ſelbſt nicht viel verwenden kann. Es heißt, im folgenden Jahre ſolle die als Denkmal der drei Julitage zu errichtende eiſerne Säule aufgeſtellt, und die Gebeine der im Jahre 1830 im Kampfe für Aufrechthaltung der beſchwornen Staatsverfaſſung Gefallenen ſollen unter dieſer Säule begraben werden. Dadurch wird aber das Trauerfeſt ſeine Eigenthümlichkeit verlieren. Die Gefallenen ſind an den verſchiedenen Orten der Stadt, wo der Kampf am hizigſten war, wie vor dem Louvre, auf dem großen Markte u. ſ. w., beerdigt. Dieſe Orte vergegenwärtigen bei der Todtenfeier den blutigen Kampf, und eine Wallfahrt zu den Gräbern iſt zugleich ein Beſuch der Orte, wo gefochten und das Schickſal der Staatsverfaſſung und der ältern Bourboniden entſchieden wurde. Dies fällt weg, wenn einmal die Ueberbleibſel der Gefallenen unter der eiſernen Säule auf dem Plaze, wo ſonſt die Baſtille ſtand, ruhen werden. Anderſeits mag es zweckmäßig ſeyn, ihnen die Säule zum Denkmal zu geben; denn ihre jezigen Gräber ſind ohne Monument, und haben auch bis jezt keines bedurft; man glaubt aber der Nachwelt eines hinterlaſſen zu müſſen. Lieſt man die Tageblätter, wie ſie das diesjährige Feſt beſchrieben haben, ſo ſieht man, daß die verſchiedenen Parteien ſehr unzufrieden damit geweſen ſind, aber jede aus beſondern Gründen, die ſie auch nicht verſchweigen. Als Nationalfeſt, oder vielmehr als politiſches Feſt war es allerdings unbedeutend; aber als Beluſtigung für die Pariſer, beſonders für den großen Haufen, hat es ſeinen Zweck nicht verfehlt. Der 29ſte Juli war ein ſchöner, merkwürdiger Tag für die Pariſer. Die Schuld der Regierung war es nicht, daß der gemalte Berg, welcher am Abend den Veſuv vorſtellte und Feuer ſpie, vom Ungewitter zerriſſen und zerſezt wurde, und daß deßwegen die Täuſchung nicht recht gelingen wollte. Man hätte freilich etwas Großartigeres erfinden können; allein es iſt ſehr ſchwer, bei den jährlich ein- oder mehrmal wiederkehrenden Feuerwerken immer etwas Neues zu bringen, das die Kritik aushält. Man ließ diesmal aus dem halbzerriſſenen Berge nichtsdeſtoweniger Feuer ſprühen, ſo gut es nach dem Regen gehen wollte, und das Volk hat es mit dem Berge nicht ſo genau genommen; es kam ja doch viel Feuer heraus.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 21. Auguſt 1838.

Whit what a sharp-provided wit he reasons!
So cunning, and so young, is wonderful.
Shakespeare.

Labores juveniles

von Goethe.

Obigen Titel führt ein altes, vergilbtes Heft, welches ſich vor mehreren Jahren, als der Einſender noch auf der Akademie war, in den Händen eines jungen ſtudirenden Frankfurters befand und von deſſen Bekannten ſtets mit eigenen Empfindungen gemuſtert wurde. Es war nämlich nichts Geringeres als ein Exercitienheft des jungen Goethe, von der Schule her, aus den Jahren 1757 und 1758, eine pünktliche, höchſt wahrſcheinlich von ſeinem Vater redigirte Sammlung verſchiedener Penſen, welche ein ſehr zierliches Specimen calligraphiae, unterſchrieben: „Stechſchriſt mein Johann Wolfgang Goethe,“ noch aus einer frühern Zeit, und vermuthlich der ganz beſondern Schönheit wegen aufbewahrt, eröffnet. Unter den Exercitien ſtehen Geſpräche, ein damaliger pädagogiſcher Modeartikel, welche aber einer beſondern Aufmerkſamkeit wohl werth ſind, da ſie offenbar von dem jungen Schüler ſelbſt herrühren. Man erinnert ſich aus der Geſchichte ſeiner Jugend, daß der lebhafte Knabe mit dem Nothwendigen des Lernens ein freies Spiel zu treiben wußte, indem er ſich ſelber Penſa erſand, ja daß er, um die verſchiedenen philoſophiſchen, geographiſchen ꝛc. Aufgaben zu vereinigen, einen weitläufigen Briefwechſel producirte, und daß dieſer Eigenwille des Talents von dem Vater gebilligt und die freien Penſa gerne den dictirten ſubſtituirt wurden. Unter die nächſten Vorübungen zu dieſer Rieſenarbeit mag das nachfolgende Geſpräch gehören, welches ich mitzutheilen mich nicht bedenke. Daß es wirklich von dem jungen Wolfgang verfaßt iſt, geht aus dem Inhalt klar hervor, auch iſt es durch Form und Styl auffallend genug unterſchieden; denn die übrigen Aufſätze bewegen ſich in folgender Weiſe: „Phaeton iſt nach dem Gedicht der Poeten ein Sohn des Apollinis geweſen; dieſer, als ihm einige vorwurfen, er gebe ſich fälſchlich vor einen Sohn Apollinis aus, iſt einsmahls zu ſeinem Vatter gegangen ꝛc.“ Ich gebe es alſo mit voller Ueberzeugung als einen dramatiſchen Verſuch des achtjährigen Goethe (es iſt vom Januar 1757), und die Leſer mögen die Spuren des künftigen Löwen drin finden, wie in der genauen und für einen Knaben bewundernswürdig feſten Handſchrift die Züge ſeiner ſpätern Hand deutlich vorgebildet ſind. Wenigſtens wird man geſtehen, daß die beiden Charaktere eine individuelle und gleichgehaltene Zeichnung haben; man glaubt die kleinen Männer, den bordirten Hut unter'm Arm, in kurzen Unterkleidern und mit Schnallenſchuhen vor ſich zu ſehen. Bemerkenswerth iſt die liebenswürdige Naſeweisheit, mit welcher der junge Wolfgang ſich als den Soliden, Wohlerzogenen präſentirt, und wenn man einmal das Bedeutſame, Prototypiſche bis in

den einzelnen Ausdruck verfolgen will, ſo wied man Reden, wie: „Woran mir nichts gelegen, da unterlaſſe ich alles Nachgrübeln“ und „was ſoll mir das? ſie mögen ſchmauſen! ich aber freue mich, dich wohl zu ſehen,“ nicht anders als charakteriſtiſch finden können.

Ich habe in der Abſchrift des Dialogs Schreibart und Schreibfedler beibehalten, auch zuweilen aus der auf der andern Hälfte der gebeochenen Seite ſtehenden Verſion etwas herübergenommen, was als Specimen doctrinae geiten mag; man ſieht aus dem ganzen Hefte, mag auch die höhere Hand des Lehrmeiſtees da und dort im Spiel geweſen ſeyn, daß der kleine Autor ein erſtaunlich firmer Lateiner war.

* * *

Colloquium.

Wolfgangus et Maximilian.

M. Wo bleibſt du ſo lange?

W. Haſtu auf mich gewartet?

M. So iſt's; und zwar ſchier eine Stunde.

W. Es iſt mir leid, ich habe nicht gekonnt, ſonſt wäre ich eher gekommen.

M. Was hatteſtu denn noch zu thun?

W. Ich mußte den Tiſch decken und alles zum Empfang guter Freunde bereiten heiſen.

M. Eine herrliche Sache! Warum bliebſtu nicht zu Hauſe?

W. Meine Eltern wollten mich nicht beim Schmäuſ-gen haben: darnach hatte ich dir verſprochen, noch hieher zu kommen, ehe der Lehemeiſter ſich einſtelle.

M. Was will das ſagen, daß man dir befohien hat, aus dem Hauſe zu gehen, da ihe Gäſte eewartet?

W. Woran mir nichts gelegen, da unterlaſſe ich alles Nachgrublen.

M. Du haſt zwar recht, aber du kommſt dabei zu kurz (modo ne de multis rebus dulciculis frustrareris).

W. Was ſoll mir das: ſie mögen ſchmauſen. Ich aber freue mich dich wohl zu ſehen (Quid tum: epulentur; gaudeo te valere).

M. Sage demnach, wie vertreiben wir uns die Zeit, biß der Lehrmeiſter komme.

W. Wir wollen mittlerweile des Speccius ſeine Uebung der Declinationum und Coniugationum vor die Hand nehmen.

M. Weg mit dieſem Zeitvertreib.

W. Willſtu etwa des Comenii ſeine ſichtbare Welt aufſchiagen und ein paar Kapitel mit mir wiederholen.

M. Auch dieſe nicht, wenn's auch die erneüerte Vierſprächige wäre.

W. So will ich noch eines vorſchiagen, und das ſoll der angehende Lateiner ſeyn.

M. Nichts minder: laß mir dermalen die Bücher vom Leibe.

W. Sage du nun ſelbſt etwas zu thun.

M. Ich haſſe das ernſthafte, denn das überiaſſe ich den Sauer-Töpfen.

W. Du biſt ſehr lang: Sag's einmal heeaus, in was es beſtehen ſoll.

M. Wiſſe, wir wollen uns einmal mit den Köpfen ſtutzen (concuramus frontibus adversis).

W. Das ſey ferne: meiner ſchickt ſich wenigſtens dazu nicht.

M. Was ſchadet es: laß ſehen wer den härteſten habe.

W. Höre, wir wollen dieſes Spiel denen Böcken überiaſſen, welchen es nathürtich iſt.

M. Verzagtee: wir bekommen durch dieſe Uebung harte Köpfe.

W. Das wäre uns eben keine Ehee. Ich will meinen (tieber) weich behalten.

M. Wie verſtehſt du das?

W. Ich mag nicht hartnäckig werden.

M. Hierinnen haſtu recht: allein ich nehme es von der Feſtigkeit der Glieder.

W. Wenn du weiter nichts willſt, ſo ſtoße den Kopf nur brav wieder die Wand: es wird die erwünſchte Wirkung haben (et res ex voto succedet).

M. Du biſt ein Rathgeber: ich aber wäre ein Narr wenn ich folgte.

W. Eewehie nur ein ander Spiel das menſchliger iſt.

M. Wolan, ſo nimm dieſen Stock, mittlerweile der Lehrmeiſter abweſend.

W. Was willſtu denn, daß ich mit thun ſoll.

M. Warte, du wirſt's gleich erfaheen. Ich will hier das Lineal nehmen, und ſo wollen wir mit einander tapfer fechten.

W. Dieſes iſt ja eben ſo mißlich. Wie aber, wenn der Lehrmeiſter uns in dieſer Stellung anträfe.

M. Fürchte dich nicht, ſeine Stunde iſt noch nicht kommen: fechte brav zu; hauend und ſtoßend wie du wilt.

W. Höre, höre, es klopft: habe ich's nicht geſagt. (Herein).

M. Wehe mir: wo ſind meine Bücher. Riegle nur ein wenig die Thüre zu.

W. Das laſſe ich bleiben. Es geziemet ſich nicht, den Lehrmeiſter auszuſchliſen: herein.

M. Er kann nun immer kommen, ich bin in guter Ordnung und fürchte nichts.

W. Das muß ein guter Geiſt geweſen ſeyn, der uns die Ankunft des Lehrmeiſters angedeutet: denn ſiehe da kommt Er erſt her! (istic enim primum adproperat).

M. Ja wohl war es ein blinder doch uns heilſamer Lerme: laß uns ganz ſtille ſchweigen.

Moden.

(Fortſetzung.)

Die moderne Menſchheit hat ſich in das, was den Anblick der heutigen Geſellſchaft von dem der frühern ſo weſentlich unterſcheidet, offenbar ſelbſt noch nicht recht hineingelebt: eine Menge feiner Züge, welche auch bei der jetzigen äußern Uniformität den Charakter im weiteſten Sinn entſchieden zeichnen, entgehen noch dem gemeinen Blick oder ſind doch nicht in ihrer Allgemeingültigkeit erkannt. Die Abſtufungen, Farben, ſtarren und beweglichen Falten der modernen Tracht ſind am Ende freilich ſo beredt als ehemals, aber wir ſind erſt noch am Buchſtabiren dieſer Sprache; wenn es darauf ankommt, das Weſen des Mannes aus ſeinem Aeußern zu erkennen, ſo geht es uns häufig noch, wie dem Sprachſchüler, der wohl fühlt, was ein Satz im fremden Idiom ſagen will, aber nicht im Stande wäre, denſelben zu überſetzen. Das allgemeine Bewußtſeyn hat es ſichtbar in der Phyſiognomik unſerer Zeit noch nicht ſehr weit gebracht, und der beſte Beweis dafür iſt für mich der Umſtand, daß hierin auch die Leiſtungen der zeichnenden Künſte noch hinter denen der Perückenzeit zurück ſind. Man vergleiche, um den Unterſchied zu meſſen, ſogar beſſere moderne Carrikaturen, Almanachs- und Romanbilder mit Chodowiecky, ja mit den Arbeiten ſeiner minder begabten Zeitgenoſſen. Daß aber auch am modernen Habitus unendlich viel zu faſſen und wiederzugeben iſt, und daß die Zeit es durch Uebung lernen wird, muß Jeder fühlen, der die beſten Blätter des geiſtreichen Zeichners Cruikſhank mit Hogarth vergleicht.

Von ganz analogem Einfluß, wie auf die epiſche Poeſie und die Zeichenkunſt, ſcheint das hier beſprochene Moment auf die Dramatik zu ſeyn, Poeſie wie Darſtellung. Es trägt am Ende ſogar viel dazu bei, wenn die Schauſpielgattung, welche friſch aus dem Leben gegriffen werden muß, das Luſtſpiel, heutzutage ſo ſchwach und charakterlos iſt, und wenn einerſeits dem Publikum die Luſt am Drama und andernſeits den Künſtlern die Darſtellungskunſt ſelbſt zu vergehen ſcheint. Hier nur ein paar Worte von der Bühne.

Im Schauſpiel oder Luſtſpiel, das moderne Zuſtände und Sitten vorführt, muß noch in erhöhtem Maß eintreten, was oben vom Roman behauptet worden iſt. So lange Stände und Gewerbe ihre Charaktermasken hatten, konnte der Schauſpieler, zu Markirung des individuellen Charakters, mit weit derberen Zügen, gleichſam mit längern Hebeln auf die Einbildungskraft der Zuſchauer wirken. Er hatte an ſeiner Garderobe ein Orgelwerk fertiger, unfehlbarer Effekte, in das er nur die rechten Walzen mit Verſtand einzuſetzen brauchte: Hut, Perrücke, Friſur, Zopf, Haarbeutel, Stock, Degen, Größe, Form und Richtung aller dieſer — Organe, hätte ich bald geſagt; Schnitt, Farbe, Umfang, Auszierung von Kleid und Bruſttuch — alles dies weckte in den eingeleiteten Zuhörern eben ſo viele conventionelle Begriffe. Es ſpringt in die Augen, wie viel von dieſem großen Vortheil heutigen Schauſpielern abgeſchnitten iſt, welche Auftritte aus der modernſten Gegenwart darzuſtellen haben. Man denke z. B. an die im ſogenannten Salonston geſchriebenen Stücke der Gallo-Bauernfeldſchen Schule. Abgeſehen von den Figuren, die allein für ihr Aeußeres nicht verantwortlich ſind, von Militärs und Livreebedienten, trägt Alles die nur vom individuellen Geſchmack modificirte Uniform der Faſhion, der Graf, wie der bürgerliche Liebhaber der Gräfin Tochter, der, wenn auch ein Lump, doch gewiß elegant iſt. Hier hätte nun der Schauſpieler ein homogenes Subſtrat, die Modetracht, zu Markirung des Standes, des Gewerbes **und** des individuellen Charakters zugleich zu verarbeiten. Wie greift er dies an, und wie gelingt es ihm? Nur gar zu oft malt er entweder zu fein, nicht genug in Harmonie mit den Pinſelſtrichen der Dekoration, und ſeine Telegraphik reicht nicht über die Lampen hinaus; oder er markirt zu plump und grob, und verlezt das äſthetiſche Gefühl vom Geſammtcharakter der Tracht, wie es doch ſchon im allgemeinen Bewußtſeyn aufgegangen iſt. Im leztern Falle greift er ſehr oft eben auf jene frühern bequemen Zuſtände zurück, d. h. er ſucht den Effekt in altväteriſchen Formen und verſtößt damit in unzähligen Rollen geradezu gegen die gemeinſte objektive Wahrheit. Wenn die Zuſchauer dies ſo hinnehmen, ſo beweist dies nur wieder, daß das moderne Koſtüm für unſern Blick noch nicht die Bedeutung eines organiſchen Ueberzugs gewonnen hat, der durch ſeine Formen und Bewegungen mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit Alles andeutet, was das Aeußere des Menſchen über ſein Inneres ausſagen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verzeichniſs von Uebersetzungen Schillerscher Werke.

Italieniſch.

Gedichte.

La Campana. Trad. dal Tedesco in versi italiani da C. B. Schade. gr. 8. Sorau 1824 (Fr. Fleiſcher in Leipzig). 4 Gr.

Romane.

Il Visionario. Milano 1809. 12. M. Kpfrn.

Theater.

Die Braut von Meſſina. Semele.

La Sposa di Messina. Trag. recata in versi italiani da W. E. Frye. 11 Bgn. 8. Mannh. 1826. Schwan and Goetz. 1 Rthlr.

Digitized by Google

La Sposa di Messina, trad. da And. Maffei. Milano 1828. Mit einer Einleitung über die deutſche Dramatik von Franc. Ambroſoli.

Semele e la Sposa di Messina, tragedia. Traduzione del Cav. A. Maffei. 16. Milano 1837. 2 L. 17 C.

Die Jungfrau von Orleans.

La Pucella d'Orleans. Tragedia romantica. Fedelmente trad. dal tedesco in tanti versi italiani, quanti l'originale ne contiene, da Carlo Benj. Schade. 8. Sorau 1831. Julien. 18 Gr.

Holländiſch.

Romane.

Der Geiſterſeher. — De Geestenziener. Haag 1801. 8. 2 Bde. 4 fl. 8 st.

Theater.

Treurspelen in jambische Verzen vertaald door J. Kinker. 1. Deel (Jungfrau von Orleans und Maria Stuart). Amsterdam 1807. 8. 1 fl. 18 st.

Geſchichte.

Geschiedenis van den 30jarigen Religie-Oorlog. 1. Deel. Amst. Jongh. 1794. 8. M. Kpfrn. 3 fl. 5 st.

Geschiedenis van den Afval der vereenighde Nederlanden. 1. Deel. Amst. 1792. 8.

Däniſch.

Schillers dramatiſche Werke (bis 1834 drei Bände, wovon der dritte den Wilhelm Tell enthält). Kjöbenhaven. Brill.

Schwediſch.

Romane.

Der Geiſterſeher. — Fr. Schillers Andesseendaren. Stockholm 1788. 8

Theater.

Die Räuber, überſezt von C. A. Nicander, Röfwarbandet, Skadespel af Fr. v. Schiller etc. Stockholm, Hörberg 1834. 144 S. 8.

Kabale und Liebe, unter dem Titel: Kabal och Kärlek, Sorgspel af Fr. v. Schiller. Öfwers. af Hinr. Sandström. Stockholm 1833. IV u. 220 S. 12.

Sie wurden auf dem k. Theater zu Stockholm zum erſten Male in dieſer Ueberſezung am 17ten Febr. 1834 dargeſtellt.

Wilhelm Tell, deutſch, mit ſchwediſch geſchriebener Einleitung und Anmerkungen für die die deutſche Sprache erlernende Jugend. Upſala 1834.

Geſchichte.

Fr. Schiller's Historia om trettio-ariga Kriget. Stockholm 1796. 8. 2 Bde.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Bauluſt. Neue Synagoge. Eiſenbahn.

Vom Schazvergraben und Schazgraben einer frühern Zeit weiß die unſrige nichts mehr. Die unterirdiſche Induſtrie hat der überirdiſchen weichen müſſen. Wer Schäze beſizt, der verthut ſie entweder, oder er legt ſie auf Zinſen an, oder ſucht ihre Vergrößerung durch Gewerbthätigkeit. Nebenher hat ſich aber eine von induſtrieller Thätigkeit unabhängige, und ebenſowenig von Schenkungen oder Erbſchaften herrührende, anſehnliche Vermehrung der Glücksgüter hier in Dresden dadurch entwickelt, daß oft der ſchlechteſte, verwahrloſeſte Grund und Boden, ohne alles Zuthun des Eigenthümers, ſich gewiſſermaßen in Gold verwandelt. Als Nachtrag zu einer bereits früher im Morgenblatt abgehandelten Materie, der neuerdings immer zunehmenden hieſigen Bauluſt, iſt es vielleicht nicht ohne Intereſſe, an einigen Beiſpielen zu zeigen, wie das zugeht. Die Beſizerin eines Gartengrundſtücks in der Antonsſtadt erkaufte vor wenigen Jahren eine an daſſelbe grenzende Wieſe für 1800 Thaler, und ſchlug ſie ſo eben an einen Bauluſtigen für 6500 Thaler los. Aus der Wieſe ſind ſeitdem ein paar recht anſehnliche Häuſer an der Bauzner Straße aufgewachſen. Noch auffallender ſtellt ſich die Werthserhöhung bei einem in der Nähe der Brühlſchen Terraſſe befindlichen Gartengrundſtücke heraus. Dieſes wurde vor ungefähr zwanzig Jahren um 1000 Thaler acquirirt. Nunmehr an Einzelne zu Erbauung von Häuſern verkauft, hat es dem Eigenthümer, dem Vernehmen nach, bereits 21,000 Thaler eingetragen, und er hat noch ein Stück davon übrig, wofür er wenigſtens 9000 Thaler zu bekommen denkt. Da ein großer Theil des leztern Grundſtücks zu Errichtung des neuen Gotteshauſes für die moſaiſchen Glaubensgenoſſen angewendet wird, ſo mag damit ſogleich die Erwähnung einer Feierlichkeit verbunden ſeyn, welche am 21ſten vorigen Monats hier ſtattfand. Sie betraf die Legung des Grundſteins zu der neuen Synagoge, und mußte, da die Miniſterien, wie andere Landes- und Ortsbehörden, nebſt den Geiſtlichen aller chriſtlichen Bekenntniſſe daran Theil nahmen, um ſo erhebender auf jeden Wohlgeſinnten zu einer Zeit einwirken, in der man anderwärts die Symptome gewiſſer Anſichten aus dem Abgrunde, von dem man ſie längſt für immer verſchlungen geglaubt hatte, höchſt unerfreulich wieder auftauchen ſieht. Die dabei von dem Oberrabbiner, Dr. Frankel, gehaltene Rede mußte den wohlthuendſten Eindruck auf jedes edle Herz hervorbringen, da ſie unverkennbar nicht nur von einem ſolchen, ſondern auch von einem wahrhaft hochgebildeten und für das Heil der Menſchheit, die Liebe und Eintracht kraftvoll wirkenden Geiſte ausgegangen war. Schon in den wenigen Jahren, daß dieſer Würdige als Oberrabbiner der hieſigen iſraelitiſchen Gemeinde vorſteht, hat er ungemeinen Nuzen durch Lehre und Beiſpiel geſtiftet, und ſich beſonders auch das größte Verdienſt um ein zweckmäßiges, den Forderungen und Bedürfniſſen der Zeit angemeſſenes Verfahren bei dem Unterrichte der Jugend erworben.

Der unabläſſige Kampf mit den beiden Elementen: Erde und Waſſer, um die Vollendung der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn iſt ſo eben durch einen neuen Sieg bezeichnet worden, nämlich durch Eröffnung der Fahrt auf der Bahn von dieſer Stadt aus bis zu dem an der Meißner Straße gelegenen, anderthalb Stunden entfernten Gaſthofe zur Weintraube. Bei der Probefahrt ſoll die Hinreiſe in zwölf, die Rückkehr in zehn Minuten geſchehen ſeyn. Bei der geſpannten Erwartung der hieſigen Einwohner auf dieſes, mit großer Ungeduld erſehnte Ereigniß und der jezigen Fülle der Fremden in Dresden läßt ſich denken, daß der Zudrang ausnehmend groß iſt, zumal der Gaſthof zur Weintraube in der Mitte der benachbarten Weingebirge ſich befindet, und das nahe dabei liegende „Spizhaus,“ der höchſte Punkt, eine entzückende, weite Ausſicht in die prachtvolle Gegend gewährt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. Auguſt 1838.

— Videas metato in agello
Cum pecore et gnatis fortem mercede colonum.

Horat.

Die Stellung des Landmanns in Toſcana.

Wer die reinlichen Sitze kennt, welche die Landleute in Toſcana im Allgemeinen bewohnen, wird zweifelhaft ſeyn, welchem Thal eine Schilderung des Landlebens zu entlehnen ſey. Wie aber die italieniſchen Städter faſt immer ſchnell und entſchieden anzugeben wiſſen, in welcher *Villa* ſie am liebſten die jährliche Villeggiatura, die Expiation ihres ſehr eigenthümlichen, aber relativ verderbten Lebens begehen möchten, ſo gelangt auch der Fremde bei längerem Aufenthalt dahin, ſich ein Podere oder Bauernhaus als Ideal ländlichen Glücks unter vielen zu denken. Ich würde Sie am liebſten ſüdöſtlich von Siena nach der nur wenige Miglien entfernten *Apparita* führen, die jezt dem Grafen Nerucci gehört und in ſeinem reinlichen Mauerwerk aus Backſteinen ſo bequem als zierlich ſich aufbaut. Zwei Logen über einander, jede von vier Bögen, bilden die Façade dieſes Hauſes. Die untere, dem Zweck gemäß einfach und ſchlicht gehalten, iſt dazu beſtimmt, den Rumpf des untern Stocks nach vorne abzuſchließen und zu verſchönern, den obern zweiten Stock feſt und ſicher zu tragen und in weniger günſtiger Jahreszeit Geräthe für die täglichen Beſchäftigungen in ſich zu beherbergen. Die doppelten Pilaſter an den Ecken des zweiten Stocks verkünden gleich, daß dieſe Loge zu etwas Beſſerem, Vornehmerem auserſehen iſt. Sie öffnet den Zugang in das Innere der eigentlichen Wohnung und gewährt ſo viel Schutz gegen Wind und Sonne, daß ſchon das Kind ſich gewöhnt, hier, mit Ausnahme vielleicht von einigen kalten Wintertagen, in freier Luft das ganze Jahr zuzubringen. Der ganzen Familie, dies erkennt man auf den erſten Blick, kommt es zu ſtatten, daß ſie bei ſolcher Beſchränkung gezwungen wird, dieſen Ausbau als Vorzimmer in den Kreis des Bewohnbaren hineinzuziehen; uns aber gewährt die Enge eines ſolchen Genrebildes keinen Ueberblick über das Treiben und Leben des *Colonen*, welches gewöhnlich aus mehreren Familien erwächst und auf eigenthümliche Weiſe im Staat einen andern Staat bildet.

Das Gegenſtück zu ſolch glücklicher Beſchränkung bilden die großherzoglichen *Fattorie* im herrlichen Chianathal; doch ſind hier die Häuſer ſo ſolid gebaut, ſo reinlich geweißt, ſo ſinnig nach einzelnen Heiligen benannt, Aeußeres und Inneres ſo paſſend und zweckmäßig für landwirthſchaftliche Betriebe größern Styls eingerichtet, daß ſie uns die Stellung des Colonen, welche wir doch eigentlich zu ſuchen haben, entweder verrücken oder ganz und gar nicht mehr erkennen laſſen. Und doch iſt dies Syſtem ſo alt, ſo eingewurzelt zugleich und ſo verbreitet in Toſcana, daß jedes Thal uns Muſter der Art in Menge aufweist. Um aber leichter die rechte Mitte zu

Digitized by Google

erhalten, ſchlage ich Ihnen ein Podere im Peſa- oder Elſathal vor; wir können hoffen, hier dem Enkel eines Colonen zu begegnen, der den nun ſchon längſt ausgeſtorbenen Geſchlechtern der Macchiavelli oder Acciajoli ergeben war.

Tritt man um Mittagszeit in das Haus eines Colonen ein, wenn er eben mit ſeiner Familie bei Tiſche iſt, ſo wird man als Deutſcher durch die Ruhe und Unbefangenheit überraſcht werden, mit der alle, ohne ſich ſtören zu laſſen, bei ihrem frugalen Mahle verharren. Das jüngſte Mädchen allein wird, ohne ſich ein Wort ſagen zu laſſen, aufſtehen und einem den Stuhl hinſetzen; iſt die Frau des Hauſes (Massaia genannt) älter, durch Erfahrung und Umgang etwas gewitzigt, ſo hat ſie ſchon bei Ihrem Hereintreten ſich erhoben und Ihnen ſtatt des „buon giorno“ oder „benvenuto“ ihr favorisca zugerufen, das in der Ueberſetzung als „haben Sie die Güte“ oder „geben Sie uns die Ehre“ gleich ein ſo abſcheulich pedantiſches Anſehen erhält. Iſt ſie jünger, noch ſeltener in die Stadt gekommen, ſo bleibt ſie ſitzen und fragt unbefangen, ſcheinbar gleichgültig, aber gewiß nicht weniger herzlich: vuol favorire? Dies Favorire in irgend einer Endung iſt ein höflicher Gruß in Italien, der nie fehlen darf, wo man ſich bei Eſſen und Trinken begegnet. Daß der, welcher gebeten wird, die Einladung wirklich annehme, wird in den ſeltenſten Fällen vorausgeſezt; der Colono zumal weiß wohl, daß ſeine Koſt jedem, auch dem ärmſten Städter, immer noch zu einfach und wenig einladend erſcheinen muß. Und doch iſt ſie geſund, aber frugal und der Armuth des Bodens angemeſſen. Das Brod iſt nach Verſchiedenheit des Erdſtrichs und des Korns verſchieden. In den meiſten Gegenden iſt es ein Gemiſch von Roggen, Gerſte, Mais und einem geringen Theil Weizen; in einigen Strichen jedoch iſt es reiner Weizen, wie man denn überall, wo der Boden gut iſt, zum Korn von untergeordneter Qualität nicht ſeine Zuflucht zu nehmen braucht. Nach dem Brode bilden Bohnen ein vorzügliches Nahrungsmittel. Wein trinken ſie wenig, häufiger Picchetta, ein Gemiſch von Wein und Waſſer. Einmal in der Woche Rindfleiſch zu eſſen, ſcheint ihnen ein Luxus; der Aermſte aber thut ſich dann und wann an Hammelfleiſch gütlich. Da die Schafzucht zunimmt, ſteigt auch der Verbrauch von Fleiſch. Es iſt Sitte, an Feſttagen ſtatt Rindfleiſch etwas Stockfiſch zu kaufen; er iſt ihnen wohlfeiler und zugleich von ſchärferem Geſchmack. Auf eine Million Franken kann man die jährliche Einfuhr von geſalzenen Fiſchen berechnen. — Auf ſolchem Tiſch herrſcht alſo allerdings kein Luxus, keine Verſchwendung, aber doch noch Ueberfluß im Vergleich zum Mahle des römiſchen Bauern, das, in der Maremma namentlich, kaum mehr frugal genannt werden kann. Er ſieht noch ſeltener Fleiſch in ſeiner Schüſſel, meiſtens nur Brod von türkiſchem Korn und Polenta, Bohnen, Hülſenfrüchte und andere Vegetabilien. Das Gemiſch von Wein und Waſſer kehrt auch bei ihm wieder, und wird nur im Sommer, gewöhnlich wenn es ſchon zu ſpät iſt, mit reinem Wein vertauſcht.

Iſt bei einem ſolchen Vergleich die Stellung des toscaniſchen Bauern noch eine glückliche zu nennen, ſo gewährt doch ein Rückblick auf den wohlbeſezten Tiſch manches deutſchen Landmanns ein ganz anderes Reſultat. Um aber dennoch dem Toscaner ſeine Stellung werth, den Boden, welchen er bebaut, ſo lieb zu machen, dazu bedarf es eben ſo ſehr der Sitte, der Moral, welche dieſen Stand auszeichnet, als auf der andern Seite der Annehmlichkeiten, ja Vortheile, welche ihm aus dem Verhältniß zu ſeinem Herrn erwachſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Ich geſtehe, es verdroß mich ſchon früh, wenn ich ſah, daß unſere Schauſpieler im Spiele, das ſich um Menſchen und Intereſſen des laufenden Tages drehte, gewiſſe Stände und Altersſtufen nicht anders zu bezeichnen wußten als durch Anachronismen aus einer mit allem ihrem Trödel begrabenen Zeit. In Frankreich erwartete ich dies anders zu finden, ſah aber, wenn man das größere Talent der Nation für Mimik in Anſchlag bringt, nur wenig mehr geleiſtet. Warum jene Verwirrung auf der franzöſiſchen Bühne am Ende doch weniger beleidigt als auf der deutſchen, dies ſoll hier nicht beſprochen werden; es hängt aber genau mit dem Umſtand zuſammen, daß das Koſtüm bei uns nur etwas Entlehntes, dagegen die Nationaltracht der Franzoſen iſt. — Ich lernte indeß ſpäter einſehen, daß die Schauſpielkunſt ihrem Weſen nach ſich nicht damit abgeben kann, die Anſchauung und das Gefühl der Menge in der genannten Hinſicht zu bilden, ſondern daß ſie ihnen nachgeben muß; daß ſie ſich ſelbſt aufgäbe, wenn ſie veralteten Symbolen entſagte, bevor neue, gemeinverſtändliche an ihre Stelle getreten ſind. Was mich aber heute noch ärgert, das iſt die unausſtehliche, ſüffiſante Art, wie die Liebhaber auf der Bühne immer und ewig die Eleganz des Tages an ihren Perſonen zur Schau tragen. Die Frauenzimmer haben durch größeres natürliches Schauſpielertalent und angeborne Mimik in der Regel ſo viele Vorzüge vor dem großen Haufen ihrer männlichen Collegen, daß man es ihnen eher verzeiht, wenn ſie mit ihrem Koſtüm meiſt nichts charakteriſiren als die allgemeine Eitelkeit des Geſchlechts; nicht zu gedenken, daß beim gegenwärtigen Zuſtand der komiſchen dramatiſchen Poeſie leider oft nicht viel mehr zu charakteriſiren

Digitized by Google

iſt. Aber man ſpotte noch über die dramatiſchen Naivetäten einer frühern Zeit, wie über Cäſars belorbeerte Perrucke auf dem Hoftheater des großen Königs, wenn man es auf deutſchen Hoftheatern geduldig oder gar bewundernd mit anſieht, wie ein ſogenannter Liebhaber in ſeinem halben Rollenfache äußerlich nur das Unintereſſanteſte, Charakterloſeſte gibt, nämlich ſich ſelbſt, d. h. einen vollendeten Gecken.

Bei dieſen indoctis Rosciis fällt mir ein, daß ich eigentlich von der Eleganz ſprechen wollte und mich in Allgemeinheiten verloren habe, wodurch, wie es oft geht, für das, was die Hauptſache ſeyn ſollte, der Raum geſchmälert wird. Ich beabſichtigte nur eine ganz kurze Parallele zwiſchen der äußern Phyſio nomie der vorrevolutionären Geſellſchaft und der heutigen, um die verſchiedene Stellung des Eleganten, d. h. des mit Bewußtſeyn und Abſicht Eleganten, des Stutzers, Gecken, oder wie man es nennen will, in beiden Perioden zu bezeichnen.

Ein glänzender, ſtark beſuchter Badeort, der Hunderte von Gutgekleideten der verſchiedenſten bürgerlichen Stellung vereinigt, iſt der günſtigſte Platz, um die Seite unſeres Lebens, von der hier die Rede iſt, näher kennen zu lernen. Wer nur einigermaßen Luſt und Fähigkeit zur Beobachtung hat, den muß es ergötzen, wie das ſo einfache Thema der männlichen Modetracht — von der weiblichen ſehe ich hier ganz ab — in zahlloſen Variationen geſpielt wird, deren jede in dem, der ſie auf Noten geſezt umherträgt, eine andere Stimmung, einen andern Anſpruch, eine andere Fertigkeit vorausſezt. Es wurde ſchon früher bemerkt, wie mißlich es unter dieſen Umſtänden mit der Phyſiognomik der Stände und Bildungsſtufen ausſieht, ſo lange das Auge allein zu Gericht ſizt und das gelehrtere, klügere Ohr nicht beigezogen wird. Werfen wir einen Blick in das Gewühl der Badepromenade. Der vornehme Herr, der im Morgenüberrock gerade ausſieht, wie ſein oder anderer Leute Kammerdiener, wie ſchon im Alterthum Menogenes, der Koch des großen Pompejus, gerade ausſah, wie der große Pompejus ſelbſt; der chriſtliche oder jüdiſche Bankiersſohn, der den jungen Grafen, der ſelbſtgefällige Bureaumenſch im Urlaub, der den reichen, leichten Lebemann ſpielt; der lauernde, lorgnettirende Schöngeiſt, der ſich vom Vorſchuß auf die herauszugebenden Reiſebilder auf's Glänzendſte ausſtaffirt hat; der Krieger im Civilrock, der das Martialiſche zum Ariſtokratiſchen zu ſublimiren ſucht; der namhafte diplomatiſche Mann, der im ſchlichteſten Aufzug ein Incognito ſucht, das er zu finden verzweifelt, weil er das noble Air in allen Gliedern ſpürt und fühlt, daß er es nicht los werden kann wie ſein Ordensband; der Rathsherr der kleinen Stadt, oder der Lokalpaſcha, der den wichtigen Mann in ſich ſuſpendirt hat, um vier Wochen lang den feinen Mann zu ſpielen, in einem Aufzug, der ſofort zu Hauſe zum Sonntagsſtaat beſtimmt iſt; der Handelsmann, der den reiſenden Bankerott hinter brillantener Buſennadel und einer Garnitur von Ringen verſteckt; der Traveller aus der City von London, an dem der grellſte Modeſtaat ſo naiv hängt wie am Nagel; der ſelbſtgefällige Franzoſe, der das um ihn gegoſſene Kleid ſo natürlich, ſo als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes trägt, wie der Panther ſein geflecktes Fell; der elegante junge Deutſche von Stand, der es gerade weit genug gebracht hat, wenn man nicht ſogleich merkt, daß er ſtudirt hat, nämlich die Eleganz — alle dieſe Figuren mögen mehr oder weniger ſcharf ſchon mit dem Auge zu faſſen ſeyn, aber Stoff, Schnitt und Farbe ihrer Kleider thun das Wenigſte dazu; und wem es an phyſiognomiſchem Takt oder an Uebung gebricht, der wird bald viel mehr, bald viel weniger ſehen, als wirklich zu ſehen iſt.

Was nun aber zunächſt als ein ganz eigenthümlicher Zug der heutigen Geſellſchaft auffällt, das iſt die große Zahl von Männern, alt und jung, vom verſchiedenſten Beruf und Bildungsgrad, welche nicht nur überhaupt gut gekleidet ſind, ſondern in ihren Perſonen das Zeitideal der Feinheit und Zierlichkeit darſtellen oder darzuſtellen bemüht ſind. Die ſich immer weiter verbreitende äußere Bildung, der ungeheure Aufſchwung und Wetteifer der Induſtrie, und damit die Wohlfeilheit aller Fabrikate, der wachſende Wohlſtand der gewerbtreibenden Stände, die beſchränkteren Mittel der höhern und die Vortheile, die ſie beim Untertauchen unter das Niveau der Geſellſchaft finden — Alles dies arbeitet einander zum genannten Reſultat in die Hände. Wie ſich der geſellſchaftliche Codex geſtaltet hat, können zwei Männer, von denen der eine neben dem Throne, der andere hinter dem Ladentiſche ſteht, nicht nur verhältnißmäßig, in ihrer Art, ſondern abſolut gleich elegant ſeyn, ſobald Beide ihren Handwerkshabit abgelegt haben, jener Uniform oder Hofkleid, dieſer Schürze oder linnene Ueberermel.

Das Stutzerthum in ſeinem allgemeinſten Begriff iſt die Uebertreibung einer Geiſtesrichtung, die phyſiologiſch der in der Entwicklung begriffenen und der blühenden Jugend angehört, pathologiſch aber auch in andern Lebensaltern auftritt. Es kommt als gemein menſchliche Aeußerung allen Ständen und Claſſen ohne Ausnahme zu. Der Reiter in der Sonntagsmontur, der etwas auf ſich hält, kann ſo gut der Phönix ſeiner Gattung ſeyn als ſein Rittmeiſter, und in Wamms und Lederkappe oder im Bortenrock erobert man die Herzen gerade ſo, wie mit Schnurrbart, Lorgnette und gelben Handſchuhen. In allen Sphären gibt es Subjekte, welche durch die Art, wie ſie die männliche Blüthe der Menſchheit ſpielen, die Bewunderung gar vieler Weiber und das Aergerniß oder der Spott der meiſten Männer ihrer Kategorie ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beſchluß.)

Anſchüz als Falſtaff. Thürmers Denkmal. Stieler.

Zur Zeit, wo die Bäume blühen und die alljährlichen Brunnenwallfahrten beginnen, tritt bei hieſigem Theater gewöhnlich ein halber Stillſtand ein. Die ſonſt ohne Aufhören in Athem erhaltene Aktivität der Bühne beſchränkt ſich auf wenige Tage in der Woche. Dieſe Periode iſt nun bereits vorüber. Bis auf Mad. Schröder-Devrient ſind die meiſten der verreiſt geweſenen Schauſpieler wieder heimgekehrt. Dazu erfreuen uns auch fremde Schauſpieler mit Vorſtellungen. So hielt namentlich Anſchüz vom Wiener Burgtheater im „Nathan dem Weiſen“ eine reiche Beifallsernte, und trat dann als Fallſtaff im erſten Theil von Shakespeare's „Heinrich dem Vierten“ auf. Nathan der Weiſe und Fallſtaff! Es gibt kaum einen ſchrofferen Gegenſaz, als dieſe beiden Charaktere, und wenn ein und derſelbe Schauſpieler ſie beide, ihrer Individualität nach, kunſtgemäß auszuprägen verſteht, ſo legt er ohne Zweifel hiemit eine höchſt ſeltene Univerſalität dar, und dieſes gelang dem geehrten Gaſte in hohem Grade.

Zur Zeit des höchſten Flors der Dramen von Iffland und Kozebue ſtand die eigentliche Kunſt in der Mehrheit der Schauſpieler völlig ſtill. Iffland, als Schriftſteller, pinſelte die häuslichen und Herzenskalamitäten und die Thränen der Liebe, Großmuth, Dankbarkeit und Entſagung ſo ausführlich in ſeinen Stücken ab, daß der Schauſpieler in der Regel Alles gethan zu haben glaubte, wenn er ſie ſo ſauber, wie er ſie vorfand, dem Zuſchauer präſentirte. Kozebue that es hierin jenem Dichter noch zuvor. Er verſah ſeine Stücke zugleich mit einem, wenn auch allerdings häufig die vorkommenden Charaktere zerſtörenden, doch an ſich nicht ſelten wahrhaft köſtlichen Wize, daher denn von ihm dem Streben des darſtellenden Künſtlers nach Applaus noch weit vollſtändiger in die Hand gearbeitet war. Darüber drohte eine Zeitlang die Kunſt der Darſtellung ganz verloren zu gehen, weil der Schauſpieler oft als ein bloßes Uhrwerk, als ein Automat des Dichters, eine recht große Gültigkeit beim Publikum ſich zu verſchaffen wußte. Um ſo größer war daher allerdings der Verluſt dieſer beiden Schriftſteller für die Bühne, da die Erfahrung zeigte, daß kein einziger lebender Dichter Stücke zu liefern verſtand, welche ſich auf den, dem automatiſirten Schauſpielweſen von den beiden Verſtorbenen eingeſezten Walzen ableiern ließen. Das aber war es eben, was der eigentlichen Kunſt der Darſtellung einen neuen Aufſchwung ertheilte. Die Majorität der mimiſchen Künſtler ſelbſt ſah, beſonders nachdem das Larmoyante ganz aus der Mode gekommen war, allmählich immer beſſer ein, daß ſie nicht länger als bloße Maſchinen des Dichters beſtehen könnten, daß ernſtes Studium der Schauſpielkunſt und der Charaktere mehr als jemals Noth thue. Die Aufführung Shakespeare'ſcher Stücke und ganz beſonders der Charakter des Falſtaff erheiſchen das ernſteſte. Anſchüz hat ihn auch in ſeinem gewaltigen Umfange, der ganzen Tiefe nach aufgegriffen. Es kann nicht fehlen, daß dem mit dem Charakter näher bekannten Zuſchauer manche einzelne Stelle in ſeiner Auffaſſung anders erſchien, als er ſolche ſich gedacht hatte, weil dergleichen auf der verſchiedenen Eigenthümlichkeit des Anſchauens und des Anſchauers beruht. Gewiß iſt aber auch, daß andere Stellen vorkommen, über welche man durch das ergründende Genie dieſes Schauſpielers erſt den rechten Aufſchluß erhielt. Aus dem ganzen Gemälde, das er lieferte, ging deſſen ſchön übereinſtimmender, tiefer Gedanke klar hervor. Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich, daß von dem in Auffaſſung komiſcher Charaktere überaus glücklichen Zeichner und Kupferſtecher aus der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Chodowiecki, eine Reihe radirter Blätter in vielen Kupferſtichſammlungen exiſtirt, welche den Falſtaff zum Gegenſtande haben und mit ſeltener Einſicht und Laune behandelt ſind, ſo daß der ſeiner Kunſt mit Ernſt huldigende Mime (der überhaupt in den Werken dieſes Kupferſtechers manche geſunde Nahrung für ſeine Lernbegierde finden kann) ſolche gewiß nicht ohne Genugthuung zur Hand nehmen würde.

Die jährliche Kunſtausſtellung ſollte diesmal einen Monat früher, nämlich ſchon mit dem 1ſten d. M., beginnen. Mancherlei Umſtände verſpäteten ſolche jedoch, ſo daß ſie erſt am 15ten ihren Anfang nahm. Auch da fehlten aber noch ſo viele der im Kataloge verzeichneten Nummern, die diesmal überhaupt nur 230 betragen, daß ich mir vorbehalte, nächſtens auf ſie zurückzukommen. — Mit Recht findet die Häufung der Nationaldenkmäler, ſelbſt für beſonders ausgezeichnete Hingeſchiedene, immer mehr Gegner und Widerſpruch. Zwiſchen einem durch hohes Talent hervorſtechenden Manne und einem Goethe und Schiller wird immer noch eine große Kluft befeſtigt bleiben, und einem ſolchen gleiche Ehre zuerkennen wollen, heißt die hohe Stellung beeinträchtigen, welche jenen beiden ſeltenen Geiſtern gebührt. Ein Anderes iſt, wenn Orte, aus denen dergleichen mit Recht Verehrte ſtammen, oder die Kreiſe und Anſtalten, in denen die ſegensreichen Wirkungen ihres Lebens noch nach ihrem Hintritt fortdauern, ſich vom ſchönen Gefühle der Dankbarkeit für den geliebten Todten zu einem angemeſſenen Denkzeichen aufgefordert finden. Ein ſolches iſt vor wenigen Wochen dem im Jahr 1833 verſtorbenen Profeſſor und Direktor der zur Kunſtakademie gehörenden Bauſchule, Thürmer, geworden. Es beſteht in einer geſchmackvoll gearbeiteten Votivtafel aus Bronze, deren Mitte das Bruſtbild des Gefeierten mit der Unterſchrift enthält: Dem Andenken Joſeph Thürmers, Direktors der Bauſchule zu Dresden, ſeine Freunde und Schüler. Das Modell zu dem ſo ähnlichen, als geiſtvoll erfaßten Bruſtbilde iſt von der Hand unſers Profeſſors Rietſchel, und das Werk ſelbſt neben der Thüre des Kunſtakademielokals auf der Brühlſchen Terraſſe eingemauert. Wirklich hat ſich auch dieſer Verſtorbene durch Talent, Geſchicklichkeit, Thätigkeit, Eifer und einen beſondern Beruf zum Lehren ein ungemeines Verdienſt um die in Lethargie verſunkene hieſige Architektur erworben. Weil aber doch ſelbſt eine der Würdigkeit der Perſon ſo angemeſſene Auszeichnung Vielen zu einſeitig und für das Andenken mancher andern bereits verſtorbenen, gleichverdienten Lehrer an der hieſigen Kunſtakademie als eine Zurückſezung erſcheinen könnte, ſo ſollen, wie man ſagt, bereits mehrere ähnliche Gedenktafeln in Vorſchlag gekommen ſeyn. — Der jezt hier anweſende baierſche Hofmaler Stieler, durch ſeine ſeelenvollen Porträts hinlänglich als ein ſehr vorzüglicher Künſtler bewährt, iſt ſo eben mit Fertigung des Bildniſſes unſers Königs und noch eines von Tieck beſchäftigt. Man rühmt bereits beiden Gemälden eine große Vollkommenheit nach. Da Hanfſtängls treffliches lithographiſches Blatt, Tiecks Porträt nach des Profeſſors Vogel von Vogelſtein Gemälde, bereits in Aller Händen iſt, und die ſo eben eröffnete Kunſtausſtellung einen ganz beſondern Schmuck in dem ungemein ähnlichen Conterfei des Königs, ebenfalls von Vogel, erhalten hat, ſo regt die Vergleichung der Auffaſſung beider Gegenſtände durch zwei ſolche Künſtler das Intereſſe der Kunſtfreunde gewaltig an.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 23. Auguſt 1838.

God made him, and therefore let him pass for a man.
Shakespeare.

Moden.

(Fortſetzung.)

Dieſer Trieb zur Repräſentation erſcheint naiv, wenn er bei natürlicher Grazie aus dem übermüthigen Gefühl jugendlicher Kraft und Vollkommenheit fließt; es iſt dann ganz daſſelbe, wie wenn das junge Roß zierlich bäumt und ſcharrt, der Hahn ſein rothes Toupet und ſeinen Backenbart ſchüttelt, der Pfau ſein Rad ſchlägt oder der Tauber ſein Menuet tanzt. So verhält es ſich mit den ſogenannten „hübſchen Jungen“ bei allen rohen und halbrohen Völkern und in den untern, von der Kultur noch wenig betroffenen Volksclaſſen policirter Länder. Es iſt nun aber einmal das Weſen der Kultur, daß in ihrem Treibhauſe alle natürlichen Triebe, welche nicht einſchrumpfen und verkümmern, in üppigem, aber kränklichem Wachsthum auswuchern, ſo daß man das Muttergewächs in der monſtröſen Entartung kaum wieder erkennt. So hat der Trieb, zu gefallen, wie er auch dem Manne eingepflanzt iſt, in der „Geſellſchaft,“ die ſich ſelbſt ſo nennt, ſtatt des „hübſchen Jungen“ etwas himmelweit Verſchiedenes: den *Beau*, *Dandy*, *Elegant* hervorgebracht. Jener Wildling und dieſe Zierpflanze verhalten ſich wie die liebliche Heckenroſe zur eiteln parfümirten Centifolie, oder wie ein Volkslied zu einer Ode auf ein hochfürſtliches Beilager.

Die Kultur verrückt, wie den Pflanzen, ſo auch den Neigungen und Leidenſchaften, die Zeiten des Wachsthums und der Blüthe. Der „hübſche Junge“ geht, wenn er gefunden, was er mit ſeiner Koketterie geſucht, oder ſich reſignirt hat, ſchnell im ſchlichten Mann unter; aber die *Eleganz* überlebt häufig um ein halbes Menſchenleben die Periode ihrer Naturgemäßheit. In derſelben Welt, wo der Zeiger an der weiblichen Lebensuhr vom acht-und-zwanzigſten Jahre an über das vierzigſte hinaus ſtille ſteht, gibt es auch ſtutzerhafte alte Geſellen mit ſteifen Beinen, und doch

Wie Strauße, die dem Winde Flügel leihn,
Geſpreizt wie Adler, die vom Bade kommen,
Wie Geißen munter, wild wie junge Stiere.

Iſt der phyſiognomiſche Unterſchied zwiſchen einer frühern Welt und der jetzigen oben richtig bezeichnet, ſo iſt klar, daß auch der ſtutzerhafte Elegante jetzt eine andere Figur in der Geſellſchaft machen muß als ſonſt. Wer damals all das Feinſte und Zierlichſte, was der neueſte Zeitgeſchmack zur Kleidung vorſchrieb, an ſich zog und anzog, und es mit natürlichem Takt oder erlernter Kunſt zu ſeinem größten Vortheil trug; wer das, was ſonſt zu den Defenſivwaffen gerechnet wird, die glänzende Rüſtung,

Digitized by Google

im galanten Krieg mit dem Frauenzimmer als Offenſivwaffe mit bewußter Virtuoſität ſpielen ließ — der war entweder wirklich ein Mann von Stand und Vermögen, oder ein Abenteurer, oder doch ein Stuck davon. Die vornehme männliche Tracht war ehedem weit reicher und koſtſpieliger; die Stände, welche den eigentlichen Bonton der Zeit repräſentirten, waren nach unten abgeſchloſſen und hingen aufwärts meiſt mit einem Hofe als dem Brennpunkte der Eleganz zuſammen. Um ſich damals in Cirkel zu drängen, denen man weder nach Geburt noch nach Vermögen angehörte, und eine glänzende Figur zu machen, brauchte man Muth, oder wenn man will Unverſchämtheit, und Induſtrie, und dies war doch etwas. Seit der Mittelſtand die höhern Stände überflugelt und dieſe in ſeine Intereſſen hineingezogen, hat ſich der Kreis derer, welche im äußern Auftreten Niemanden etwas vorzugeben brauchen, unendlich vergrößert, und die feine männliche Tracht in ihrer koketten Einfachheit iſt der eigentliche Ausdruck der hochfliegenden Anſpruche der untern, und der erzwungenen Conceſſionen der obern Claſſen. Um in einer ſolchen Welt den Dandy zu ſpielen, braucht es nun nicht mehr als die gehörige Doſis von Geckenhaftigkeit neben etwas Geld — und wer hat heutzutag kein Geld? — oder Schneidercredit.

So hat ſich in der heutigen Geſellſchaft eine Brüderſchaft des h. Narciſſus gebildet, in welcher ſo viele verſchiedene Capacitäten und Bildungsgrade vereinigt ſind, als weiland in der Geſellſchaft Jeſu. Feinheit, Raffinerie, dort äußerlich, hier innerlich, iſt die gemeinſchaftliche Parole; die Plane jenes Ordens ſind freilich weder ſo geheim noch ſo umfaſſend als die des leztern: ſollte hier der ganzen Menſchheit das Netz über die Ohren geworfen werden, ſo iſt es dort nur um Faſcination der ſchönern Hälfte derſelben zu thun. Aber das Gelübde des blinden Gehorſams gegen die Befehle unſichtbarer Obern wird in beiden Orden gleich ſtreng befolgt, und das vom Schutzpatron des erſtern eingeſezte oberſte Gelübde der Selbſtbeſpiegelung hat vor denen der Armuth und Keuſchheit den unendlichen praktiſchen Vorzug, daß es ſich von ſelbſt verſteht. Der Jeſuit durfte ſich zu Ordenszwecken der bürgerlichen Landestracht bedienen, und wenn es ſchwer oder unmöglich war, den Coadjutor, den Scholaſtiker, den Profeſſen an Rock und Miene zu erkennen, ſo wird es oft nicht leichter ſeyn, unter der Hülle der Faſhion den Roturier vom Edelmann zu unterſcheiden, und den innerlich Ungeſchliffenen von dem, der durch zu feinen Schliff wieder ſchartig geworden.

Auf der Badepromenade erſcheint zum erſtenmal ein feiner Mann. Er kann für ein Ideal gelten, ſofern er, oberflächlich und ohne Argwohn betrachtet, weder durch übertriebene Grimaſſe noch durch vulgären Anſtrich das Urtheil herausfordert. Ein jugendliches Geſicht wie Hunderte, bevor ſich in daſſelbe mit dem, was hinter der Stirne geſchafft oder nicht geſchafft wird, jene bedeutſamen Plus- und Minuszeichen eingraben, aber mit dem halb melancholiſchen Modezug, den beſonders der kunſtreich verſchnittene Bart zu Wege bringt. Leichtigkeit in der Bewegung des Kopfs, im Setzen des Schritts, im Manöver mit Stock, Lorgnette und Handſchuh, dabei aber durchſchimmernd, daß er die drei Hauptgelenke der Repräſentation, Kopf-, Hand- und Kniegelenk, mit Selbſtbewußtſeyn ſpielen läßt. Faßt man den Mann vom Profil rechts, ſo daß man nicht ſieht, ob er ein Ordensband trägt, und welches, ſo ſchließt ſich die einfache Kleidung den Körperformen ganz leicht und bequem an; vom zwanglos aufgedruckten Hüte bis zur tadelloſen Beſchuhung greift Alles, ohne Ueberladung, harmoniſch in und übereinander und weckt die Idee des modiſch Geſchmackvollen, was ſich zum Geſchmackvollen an ſich verhält, wie die Formel zum Gefühl. Das Ganze gleicht den beſten Modebildern, die man hinter den Fenſtern deutſcher Modehändler nachläſſig auf die Zeuge hingeworfen ſieht, und riecht „ſehr ſchön," wie die Berliner ſagen, nach eau de Portugal. — Wer iſt dieſe Figur? Iſt es der Graf oder Marquis ſo und ſo, der geſtern im Badeblatt ſtand, oder der Erbprinz des Frankfurter Großhändlers? Iſt es der erſte Liebhaber des Hoftheaters zu N., oder ſein Gevatter, der genius loci und Redakteur des berühmten Unterhaltungsblattes? Iſt es der lockere, in Göttingen oder Heidelberg conſilirte Sohn des bemittelten Bürgers, der mit einer Handvoll Louisd'or ein paar Tage Spektakel macht, oder der intereſſante Ordonnanzoffizier aus dem Gefolge des Kaiſers aller Reußen? oder am Ende der Commis aus der Pariſer Rue Vivienne oder vom Hamburger Jungfernſtieg? — Man mag ſagen, was man will: non liquet; nur das weiß man ſogleich gewiß, daß es ein Geck iſt. Der zweite und dritte Blick, auch wenn man ſich dabei immer rechts hält, werden vielleicht ſchon mehr ſagen und die Wahrſcheinlichkeit in immer engere Kreiſe einſchließen; aber man traue ſich hierin als Adept in der Phyſiognomik nicht zu viel zu, wenn man ſich Beſchämung vor Andern und ſich ſelbſt erſparen will. Dazu lachen freilich die bequemen Menſchenkenner, welche dem ſogenannten Mann comme il faut die Diſtinktion und dem Ladendiener die Vulgarität an der Naſe und am Zipſel des Halstuchs abſehen, und beim Mann mit Schnurrbart und Band durch die Pomade durch das Schlachtenpulver riechen — wenn ſie die Leute vorher kennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Stellung des Landmanns in Toſcana.

(Fortſetzung.)

Es beſteht bekanntlich das Mezzarienſyſtem in einem ungeſchriebenen Contrakt zwiſchen Herr und Bauer, nach welchem dieſer die Arbeit verſieht, jener den Boden und das Geräth hergibt, beide die Ausſaat gemeinſchaftlich beſtreiten. Der Herr heißt in dieſem Verhältniß padrone, der Bauer als Haupt der Familie, der allein in Betracht kommt, capo di casa. Gewöhnlich hat der Herr alles, was zum Bau des Feldes erforderlich iſt, herzugeben, an wenigen Stellen findet dabei eine Theilnahme des Colonen zum Vortheil des Beſitzers ſtatt. Der Ertrag der Erute, ja ſelbſt der Gewinn, welchen der Verkauf der Heerden gewährt, wird getheilt. Neue Anpflanzungen kommen auf Rechnung des Herrn, der überhaupt jede außergewöhnliche, durch das Herkommen nicht beſtimmte Arbeit vergüten muß. Der Contrakt kann alle Jahr gekündigt, der Bauer zu einer gewiſſen Zeit fortgeſchickt werden; doch wird der Herr, wenn er ein kluger Wirth iſt, ſich vor einem Schritt hüten, der eben das aufhebt, was Beider Wohlfahrt begründen ſoll — Einverſtändniß beider Theile und gegenſeitiges Vertrauen. Die Leitung der Geſchäfte, die Adminiſtration geht durch die Hände des Herrn; die Rechnungen ſind aber ſo complicirter Art, daß es für den Beſitzer ſchwer hält, über ſeine Einkünfte in's Klare zu kommen. Auch entſprechen dieſe keineswegs den veranſchlagten Revenuen, eine Verwechslung oder vielmehr Verrechnung, die häufig arge Brüche ergeben und den Ruin mehr denn einer Familie zur Folge gehabt hat. Nur Schulden, die ein ordentlicher Colone in Toſcana nie zu machen braucht, können ihn aus einem Beſitz, den er zum Theil den ſeinen nennen kann, verjagen. Da aber der Herr dann das Recht verliert, ihn gerichtlich zu belangen, ſo iſt in all dieſen Verhältniſſen die Möglichkeit, wo nicht die Nothwendigkeit gegeben, daß eine Bauernfamilie von Generation zu Generation bei einer und derſelben Herrſchaft verbleibt.

Nach dieſen Andeutungen wird Ihnen die verhältnißmäßig vortheilhafte Stellung des Landmanns unmittelbar in die Augen ſpringen. Moraliſch iſt zunächſt der Vortheil für dieſen Stand ganz unberechenbar. Der beſtändige Gedanke des Landmanns iſt: es iſt mein Land, das ich bebaue, mein Eigenthum. Er arbeitet für ſeinen Nutzen, nicht als Löhnling, Sklave oder Maſchine. Der ungetrübte und ruhige Gang ſeines Lebens, das wohlthuende, von aller Entehrung ferne Verhältniß zu ſeinem Herrn, die Anhänglichkeit an ſeine reinliche Behauſung (in den lezten ſechzig Jahren ſind faſt alle Wohnungen neu gebaut, die andern ausgebeſſert worden), nähren eben ſo ſehr die Einfachheit ſeiner Sitte wie ſeine Würde als Menſch. Die Liebe zum heimathlichen Boden, die in andern Ständen faſt erſtorbene Luſt zur Arbeit ſind davon die nothwendigen Folgen. Was der beſſern italieniſchen Natur noch an Einfachheit, Unſchuld und Güte verblieben iſt, tritt uns hier als unverzetteltes Erbthum entgegen. Von Morgen bis Abend ſind dem Landmann ſeine Stunden ſtreng eingetheilt, da muß jeder Augenblick wahrgenommen, gar keine Zeit verloren werden. Im Begriff, auf's Feld zu gehen, lieſt er auf der Straße noch den Dünger zuſammen, der ſeinen Acker befruchten ſoll, nichts bleibt ihm unbeachtet. Der ökonomiſch reellſte Vortheil dieſer toſcaniſchen Landwirthſchaft iſt dann der, daß im Einzelnen durch eine kleine Strecke Landes zehn bis fünfzehn Köpfen, im Ganzen zwei Drittheilen der Bevölkerung, die Exiſtenz geſichert iſt, geſichert auf eine Weiſe, die vom Wechſel der Begebenheiten und Menſchen unabhängig iſt, erhaben über die Schwankungen und Unſicherheiten des Handels. Und auf zwei Drittheile iſt man berechtigt die Zahl der Ackerbauer in Toſcana anzuſchlagen. In jedem Podere ſind gewöhnlich zwei Familien beiſammen, die ungemein zahlreich zu ſeyn pflegen, und nicht ſelten auf zwanzig bis zwei-und-zwanzig, in den wenigſten Fällen auf acht bis zehn Köpfe ſich belaufen. Solcher Poderi gibt es gegen 50 — 60,000; nimmt man für jedes nur acht Individuen, rechnet dazu noch die Herrn ſelbſt und ihr Hausgeſinde, und wer ſonſt unmittelbar vom Ackerbau ſeinen Unterhalt findet, ſo begreift man, wie gering bei einer Bevölkerung von 1½ Millionen die Zahl derer ſeyn muß, welche von Fabriken und Handel leben. Ein ſolcher Bauer würde ſich entehrt fühlen und von einem hohen Standpunkt in der menſchlichen Geſellſchaft herabſteigen, wenn er als Tagelöhner um Geld arbeiten müßte. Geld hat und braucht er wenig; die Lage ſeiner Wohnung iſt ſo vereinzelt, ſo mitten in ſeinen Beſitz gebannt, von Dörfern entlegen, daß ſie ihn nicht zum Verkehr einladet, nur ſelten, ja eigentlich außer Feſttagen vor und nach der Kirche, und gelegentlich einmal auf Jahrmärkten, gar nicht mit ſeinen Nachbarn zuſammenbringt. Eine Hauptempfehlung für einen Colonen iſt es, daß er faſt gar nicht kauft oder verkauft, ſondern in ſeinem Lande Alles findet, was er nöthig haben und brauchen kann. Zu Vermögen kann er dabei nicht plötzlich kommen; doch fehlt es nie, daß der beſſere Theil von ihnen nicht ſtets etwas zurücklegt. Die Mitgiften, welche ſie ihren Töchtern beizuſteuern pflegen, beweiſen dies; ſie ſind bedeutend und fortwährend im Zunehmen. Und nicht allein das Haupt der Familie, auch ihre übrigen Glieder bis herab auf Mädchen und Knaben haben ihr Theilchen zurückgelegt.

Gewährt dies Syſtem für den Herrn und Beſitzer kein ſo genügendes Reſultat, ſo hat es doch immer ſeine

Digitized by Google

Vortheile, die im Ueberſchuß vom Ertrag, in der Arbeit, welche der Colone thun muß, und im Gewinn bei Verkauf der Heerden beſtehen. Die Nachtheile ſind gering, aber unmittelbar; den Bedürfniſſen ſeines Hauſes iſt hinlänglich und ohne Koſten abgeholfen, Tagelöhner * würden ihn mehr koſten und geringere Sicherheit gewähren. Ob Verpachtungen größern Gewinn abwerfen, iſt nach Reſultaten, die Verſuche im Piſtojeſiſchen ergeben haben, noch ſehr zweifelhaft. In der römiſchen Maremma haben Verpachtungen drei Procente ausgetragen, während daſelbſt das Mezzarienſyſtem nie mehr als $2^1/_2$, oft noch weniger abwirft.

Obwohl hier dieſes Syſtem jezt ſo allgemein und eingewurzelt iſt, daß es, wie geſagt, ein natürliches und nothwendiges heißen kann, mußten doch beſondere Verhältniſſe zuſammenwirken, ehe es ſich bilden, mußten Jahrhunderte vergehen, ehe man zur klaren Einſicht der Schattenſeite deſſelben gelangen konnte. Beides ſoll hier noch in der Kürze berührt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

* Der gewöhnliche Preis für Feldarbeiter iſt eine Lira täglich (5 Lire = 1 Gulden Augs. C.), in Florenz ſelbſt bedeutend theurer; ein Maurer = $5^1/_2$ Paul, ein Steinmez $5^3/_4$ P., Tagelöhner 2 P.; im Sommer arbeiten ſie eilf, im Winter acht Stunden; der Preis ändert ſich deßwegen nicht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Kochbuch. Willibald Alexis.

„Was macht die Literatur?“ iſt die ſtehende Frage, mit der eine geiſtvolle Weltdame einen jungen Literaten anredet, wenn ſie ihm in Geſellſchaften begegnet. Sie will dem Schüchternen Muth machen. Ich weiß nicht, was mich mehr einſchüchtern könnte, als dieſe Frage. — Ein vortreffliches Kochbuch iſt hier herausgekommen. Der Verfaſſer heißt Häuptner und iſt Küchenmeiſter beim Prinzen Albrecht; ein vortrefflicher Koch und überdem ein Profeſſor in ſeiner Kunſt, denn er hält Vorleſungen über dieſelbe vor Damen aus den gebildeten Ständen. Ich gehöre nicht dazu, kann alſo nur von Hörenſagen reden; aber ſein Ruhm klingt ſein, und die Vorleſungen werden ſehr geſucht, beſonders von jungen Beänten. Meines Erachtens ein gutes Zeichen der Zeit, wenn die junge, gebildete Hausfrau es wieder für Pflicht und Beruf hält, an den Herd zu treten. Es gab eine lange Zeit, wo die Frau dem Manne äſthetiſchen Geſchmack beibringen wollte, und dieſer ihr dafür den Geſchmack für gute Koſt beibringen mußte. Oder vielmehr er durfte es nicht; es hieß, es ſey gegen männliche Würde, zu wiſſen, was geſund gekocht iſt und gut ſchmeckt. Rumohr, ſonſt kein Revolutionär, hat die glückliche Revolution gewirkt, es iſt jezt anders. Das neue Kochbuch eines Kochs von Profeſſion nimmt, rara avis, von dem großen Reformator Notiz, und unterſcheidet ſich auch noch darin von hundert andern Kochbüchern, daß es nicht hundert andern vor ihm nach-, ſondern erſt niedergeſchrieben iſt nach ſelbſt und wirklich angeſtellten Verſuchen und gelungenen Gerichten. Alſo doch irgendwo etwas Eigenthümliches in der Literatur!

W. Alexis neueſten Roman: „Zwölf Nächte,“ habe ich noch nicht geleſen. Indeſſen ſprach ich den Verfaſſer lezthin, und wenn er mich nicht des Plagiats beſchuldigt, führe ich etwas von dem an, was er bei einem Spaziergang im Thiergarten mir mittheilte. Vielleicht dient es mit als Antwort auf jene Stereotypfrage der eleganten Dame. Er meinte, wenn Jemand einen Roman jezt herausgibt, ſey es eigentlich ſeine Pflicht, in der Vorrede zu ſagen, für wen er ihn ſchreibe. Dermaßen ſey das leſende Publikum in ſich zerfallen und getrennt, daß eigentlich der Begriff Publikum in dieſer Beziehung nicht mehr feſtzuhalten wäre. Ob es nicht unrecht ſey, der Höckerin auf dem Markte, die jezt auch Romane leſe, etwas unter dieſem Namen vorzuſetzen, was alles Andere eher ſey, als ſie erwartet? Ich antwortete: ob denn die Höckerweiber nicht eigentlich recht hätten? Denn ſündigten nicht die Schriftſteller aus allen Schulen und Parteien jezt darin, daß ſie, anſtatt eines Stückes Fleiſch und Bein, ihre eigenen Gedankengeſpinnſte, oft kaum in den Schatten eines Körpers eingehüllt, als Romane und Novellen zu Markt brächten? Er lächelte: wenn es ein Fehler ſey, ſey es wenigſtens ein origineller deutſcher Fehler. Ein ſo reflektirendes Volk, wie wir, habe den reflektirenden Roman aus ſeinem nächſten, dringendſten Bedürfniß geſchaffen. Als ich ihm einige Complimente machte über ſeinen „Wallabmor“ und „Cabanis,“ ſchien das ihn eben nicht mehr zu erfreuen, als das „Marlborough u. ſ. w.“ den reiſenden Britten. „Meinen Sie denn,“ ſagte er, „daß meine lezten Romane noch auf die Theilnahme des großen Publikums Anſpruch haben, welches der Wallabmor hinriß und Cabanis entzückte? Wir Alle, die wir es ernſt mit uns ſelbſt meinen, wachſen allmählich aus uns heraus, vergeſſen da aber oft, daß der Kreis um uns nicht mit uns wuchs. Jedes ernſte Streben ſchlägt Wurzeln; aber man muß darauf gefaßt ſeyn, eine Weile iſolirt zu ſtehen. So ging es mir mit meinem „Hans Düſterweg.“ Die Leute waren befremdet; ſie fanden darin nicht wieder die brillanten Farben, die glänzenden Schlaglichter, die gefällige Harmonie, die äußere Befriedigung aus meinen frühern Erzählungen. Ich war auch nicht zufrieden, es fehlte ja die Löſung. Aber ein Fortſchritt war es doch, ich war gewachſen, indem ich andere, ernſtere, tiefere Fragen, die mich drückten, zur plaſtiſchen Anſchaulichkeit gebracht hatte.“ Auf meine Vermuthung, daß dieſer neueſte Roman die vermißte Löſung und Vermittelung enthalte, entgegnete er, das ſey zu viel verlangt. Aus dem Dunkel komme man nicht ſogleich in's Helle; der Zuſtand der Dämmerung und des Clairobſcur ginge nothwendig voran. „Inſofern glaube ich mich meinem Publikum hierin wieder genähert zu haben,“ ſchloß er das Geſpräch, „daß ich die bis in's Unendliche vibrirenden Kreiſe der weltgeſchichtlichen Conflicte und Aufregungen verließ, und mein Thema in der Geſchichte einer Bürgerfamilie und eines Bürgerhauſes zu concentriren verſuchte. Wie es ihm gelang, kann der Autor ſelbſt nicht beurtheilen; aber die pars pro toto iſt keine Philiſterregel des alten Horaz, ſie iſt ein urewiges, tiefes Geſez, welches die Poeſie ohne empfindlichen Schaden noch nie übertreten hat.“ — Daß ein Recenſent ſeiner zwölf Nächte die copirte Manier Balzacs darin finden wollen, ſtimmte ihn ſehr heiter. „Meine Imitation muß wenigſtens im Schlaf gekommen ſeyn,“ ſagte er; „denn, verrathen Sie mich nicht, wachend las ich noch wenig oder nichts von Herrn v. Balzacs Schriften.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 24. Auguſt 1838.

— Panem quaeramus aratro,
Qui satis est mensis.
Juvenal.

Die Stellung des Landmanns in Toſcana.

(Beſchluß.)

Aelter als die römiſche Herrſchaft, überlebte das Mezzarienſyſtem das Mittelalter, denn das Feudalweſen gelangte nie in Toſcana zu der gewöhnlich angenommenen Geltung. Von früheſter Zeit her vernachläſſigte man die Ebene und zog vor, die Cultur auf die Höhe der Berge zu verpflanzen. Auch war der Anbau der Ebenen ſehr ſchwierig, wenn nicht unmöglich, weil die Regierung nicht centraliſirt und der Beſitz nicht vielfältig getheilt war. Dies hatte zur unausbleiblichen Folge, daß bis in die jüngſte Zeit zwei der fruchtbarſten Ebenen, die Maremma und das Chianathal, unbeachtet blieben. Es charakteriſirt die florentiniſchen Republiken, daß ſie Fabriken und Handel auf alle Weiſe begünſtigten und den Landbau daneben auf merkwürdige Weiſe vernachläſſigten und geringſchäzten. Peter Leopold, deſſen Verdienſte um Toſcana groß, aber im Allgemeinen überſchäzt ſind, ſuchte dieſem Mangel abzuhelfen. Die Austrocknung von Valdichiana ließ viele Vorurtheile ſchwinden; man fing an, in die Ebene herabzuſteigen. Seitdem iſt der Preis der auf ganz bewundernswürdige Weiſe angebauten Hügelländereien in dem Maß gefallen, als der Werth der Ebenen geſtiegen iſt. Der Mangel einer politiſchen Exiſtenz, der Verfall aller Gewerbe und des Handels, die Vorliebe des Toſcaners für ſeine Heimath (Auswanderungen ſind hier eigentlich ganz unbekannt) und andere weniger erhebliche Urſachen trugen dazu bei, daß das Trachten nach Grundbeſitz in eine Manie ausartete und Ländereien von den verſchiedenſten Claſſen angekauft wurden. Peter Leopold verfolgte in dem, was er hier nachhalf, ſeinen Lieblingsgedanken, daß alles und jedes für ſich unabhängig ſeyn, eines das andere nicht bedürfen und ganz Toſcana eine in ſich einige Famillie ſeyn ſollte. Und gerade an den Folgen dieſes ſelbſtgenügſamen Prinzips haben ſich zuerſt die Mängel dieſes Syſtems offenbart. Ein Feld ſoll hier Alles hervorbringen, ein Mann Alles thun. Nicht genug, daß das Land eine reiche Kornernte gewährt, auch Wein und Oel ſoll es produciren, eine für Heerden beſtimmte Wieſe zur ſelbigen Zeit die verſchiedenſten Kräuter tragen. Warum? weil der Colono dies zu ſeinem Bedarf nöthig hat. Daſſelbe Individuum, das den Wein pflanzt und die Saat auswirft, ſoll auch die Produkte verkaufen. Was hier fehlt, das iſt die Theilung der Arbeit, es mangeln all die eingreifenden Unternehmungen, welche den Werth der rohen Produkte erhöhen und ſie verkäuflicher machen. Toſcana beſizt z. B. Wein genug, im Allgemeinen von ganz erträglicher Sorte; Niemand hat noch daran gedacht, ihn beſſer zu bereiten, den beſſer

Digitized by Google

bereiteten auszuſchiffen, oder vielmehr die Bemühungen einiger Patrioten, die dieſen Zweig zum Gegenſtand beſonderer Beachtung machen wollten, ſcheiterten an der vis inertiae des Volks. Die Sorge des Weinbauers verſteigt ſich nicht über Keller und Haus. Was er und ſeine Familie nicht brauchen, wird ſo früh als möglich verkauft; wohin? für den Verbrauch in der Nachbarſchaft. Mit dem Oel geht es nicht anders: es kann, ſo vortrefflich und weltbekannt es iſt, nicht eigentlich als ein Artikel für Ausfuhr betrachtet werden. Jede Art von Anbau iſt hier auf direkten Nutzen berechnet; Alles ſoll wo möglich gleich etwas für den Tiſch abgeben, deßwegen ſind auch namentlich die Seidenwürmer ſo wenig in Gunſt, obwohl man ſie in dem Hauſe jedes Colonen antreffen kann. Fragt man ihn, wie es um ſie ſteht, ſo verweiſt der capo di casa auf die massaja, die gewöhnlich um die Antwort eben ſo verlegen iſt. Auf dieſe Weiſe wird natürlich weit weniger Seide gewonnen, als bei größerer Sorgfalt erreicht werden könnte. Recapitulirt man dies alles, ſo ergibt ſich als Reſultat, daß der Nettoertrag im Ganzen ſehr gering, der Gewinn der rohen Produkte aber groß iſt, ja ſehr groß im Verhältniß zu der natürlichen Produktionsfähigkeit des Bodens, gering im Vergleich zu den zu beſtreitenden Ausgaben und zu der Maſſe der daran verſchwendeten Arbeit. Der Menſch, als Werkzeug für die Arbeit betrachtet, iſt bei dieſem Syſtem im höchſten Grade koſtſpielig. Die Frage iſt nur, ob der Menſch bei jedem andern Syſtem nicht weniger thun, und ſo mehr koſten würde. So iſt der Ackerbau hier ſtationär, während alle andern Zweige der Induſtrie fortſchreiten. Dazu geſellt ſich Geldmangel, das Unvermögen, mit Neulingen zu concurriren, deren Vermögen nicht in angeerbtem Grundbeſitz beſteht, Mißverhältniß zwiſchen dem Einkommen, den gewöhnlichen Bedürfniſſen des Lebens und den Forderungen des Luxus, unter welchen Bau und Erhaltung der Villen obenan ſtehen. Sonſt ſtanden die Landbeſitzer an der Spitze der Geſellſchaft, jetzt ſind ſie, wenn nicht arm, doch verhältnißmäßig verarmt.

Gegen dies Syſtem, das, ſo nothwendig mit der Exiſtenz des Toscaners verbunden, die Bedingung ſeines Seyns, die phyſiologiſche Nothwendigkeit ſeines Landes iſt, erſcheint der menſchliche Wille unvermögend, Beſſerung oder Aenderung eine der allerſchwierigſten Aufgaben. Die Vereinzelung, in welcher jeder Bauer ſich befindet, bringt ganz natürlich mit ſich, daß er unwiſſend und gegen jede Verbeſſerung eingenommen iſt, die er nicht verſteht. Er betrachtet das Land als ſein Eigenthum und ſcheut in jedem Verſuch einen Verluſt aus ſeinem Beutel. Und hier bietet ſich eine ganz eigene Erſcheinung dar: fromm, gütig, bieder, und in dem, was in ihren Kreis gehört, verſtändig und klug, wie die Landleute ſind, verſchließen ſie ſich doch gegen alles, was ihnen wie Neuerung ausſieht, mit bornirter Hartnäckigkeit, mit Stockdummheit, die dem albaneſiſchen Bauer in Griechenland und dem Norddeutſchen (beide ihnen ſonſt ſo ähnlich) in dieſem Maße ganz fremd iſt.

Es iſt namentlich von dieſer, wirklich wunden Seite her, daß die Philanthropen dieſem Syſtem abgeneigt ſind und ihm beizukommen ſuchen. Da der Landmann von Dörfern entfernt lebt, ſchickt er ſeine Kinder wenig oder ſelten in die Schule. Auch dürfte bei weitem nicht die nöthige Anzahl von Schulen vorhanden ſeyn. Zwar fehlt es nicht an guten Anſtalten; Toscana hat zwei erträgliche Univerſitäten, zwei-und-zwanzig biſchöfliche Seminarien, in Siena, Piſa und Prato Collegien (Gymnaſien), die ehemals großen Ruf hatten; aber für den eigentlichen Volksunterricht des Landes iſt nur dürftig geſorgt. P. Leopold hat ſich auch hier wirkſam gezeigt und verordnet, daß jede Commune eine Schule haben ſolle. Dies muß aber auf ſehr beſchränkte Weiſe verwirklicht ſeyn; es hat ſich jetzt wenigſtens dahin reduzirt, daß es der Pfarrer ſeinem Vicario überläßt, die Kinder an Sonn- und Feſttagen, und etwa in einer müſſigen Wochenſtunde in der dottrina cristiana zu unterrichten. In neueſter Zeit hat man hier abzuhelfen geſucht, und ſo ſind auf Koſten von Menſchenfreunden 19 Schulen entſtanden, die 1855 Kinder aufnehmen. Doch iſt dies für die Population des ganzen Landes ſehr wenig. Rechnet man die Bevölkerung auf 1,421,000 Seelen, und ſchlägt man die Kinder, welche die Schule beſuchen ſollten, auf 1/5 an, ſo müßten etwa 281,200 Unterricht genießen. Zählungen aber haben ergeben, daß von 69 nur eines die Schule beſucht. Wir können uns alſo in dieſer Beziehung nicht einmal mit unſern Nachbarn vergleichen, bei denen dies Verhältniß ſo ſteht: Parma 48:1, Lucca 29:1, Corſica 20:1, Lombardei 12:1.

Moden.

(Fortſetzung.)

Es iſt ganz gewiß wahr, daß Geiſtesbildung und ihr Gegentheil ihre äußern phyſiognomiſchen Zeichen haben; ja daß ſich die habituelle Seelenrichtung in Miene und Haltung mimiſch ausprägt und durch alle Hüllen ſchimmert. So iſt das noble Air weder prägnanter noch myſteriöſer als ſo viele Airs, das Pedanten-, das Spekulanten-, das Ignoranten-, das Vielwiſſer-Air u. ſ. w. Von jeher war der Mann, dem Alles ſteht, wie Ariſtipp, „omnis color et status et res," ſo ausgezeichnet und

kenntlich, als der eckigte Menſch, der ſich in Nichts hineinpaßt, in keinen Rock und in kein Verhältniß. Daß man aber mit dieſen Sätzen in ihrer Allgemeinheit, wenn es ſich davon handelt, Charakter, Stand, Bildungsgrad eines gegebenen Unbekannten zu beſtimmen, gar nicht weit kommt, weiß Jedermann, und auch warum. Wie ſollte nun eine ſolche Diſtinktion leicht ſeyn bei einer Menſchenclaſſe, welche einem künſtlichen, gemeinſchaftlichen, conventionellen Air, dem der Repräſentation im Modeſtyl, nachjagt und es mit mehr und weniger Glück erjagt? Iſt es ſo ſchwer, das, was dazu gehört, zu erlernen? und hängt dieſe Kunſt mit Bildung und Erziehung im Geringſten zuſammen? Wie ſchon geſagt, das Talent, den Körper, und was darum und daran iſt, vortheilhaft zu tragen, iſt ein freies Geſchenk der Natur, und wo ſie es verſagt, hat ſie die Fähigkeit, den Mangel einigermaßen durch Uebung zu erſetzen, auch wieder an keine bürgerliche Diſtinktion gebunden. Selbſt mimiſche Anlage iſt weit verbreiteter als man glaubt; ſie will nur geweckt ſeyn, und gibt es hier ein kräftigeres Weckungsmittel als die Eitelkeit? Einer, der einen ſehr modiſchen Anzug mit auffallend ſchlechter Haltung trägt, iſt gewiß eher ein vornehmer als ein ganz gemeiner Menſch. Wer aber einen gemeinen, nachläſſigen Anzug ſcheinbar durch Blick und Geberde adelt, in dem werde ich mich wohl hüten, ohne Weiteres den vornehmen unglücklichen Polacken oder etwas dergleichen zu wittern.

Seit die Eleganz nicht mehr ein Monopol des Mannes iſt, der Treſſen und Federhut tragen darf, ſeitdem liegt die Laufbahn zum Ziele der feinen Lebensart, ſoweit eine Schneiderrechnung das Patent derſelben iſt, vor jedem gewandten Burſchen offen da. Seit die Sonne der Faſhion Vornehm und Gering, ja die Schneider ſelbſt unter gleichem Winkel beſcheint, ſeitdem darf keiner, dem Gott einige Anſtelligkeit verliehen hat, daran verzweifeln, den ſeinen Mann zu ſpielen, ſo lange er ſich im Stillen gütlich thut und nicht, wie der Rabe in der Fabel, den Schnabel aufſperrt. Wie? die gepreßte junge Mannſchaft legt jährlich in Einem Sommer ihren Bauern- und Handwerkerpli ab, und lernt marſchiren und ſchwenken, das Gewehr herumwerfen und feuern und in ſchönſter Ordnung den großartigſten Lärm machen. Und die Volontärs der Faſhion, ſie mögen vor dem Fahneneid geweſen ſeyn, was ſie wollen, ſollten es nicht alle ungefähr gleich weit bringen in den Handgriffen der Ziererei, ſo daß ſie auf den Paradeplatz rücken und alle Evolutionen durchmachen können? Nein, die nordiſchen Monarchen haben keine eingeexercirteren Truppen, als die Familiares der Göttin Mode ſind.

Ja, der Elegante und der Militär haben einen weſentlichen Punkt mit einander gemein: in keiner andern Claſſe, nach welcher Kategorie man die Menſchheit ordnen mag, geht ſo ſehr das Individuum unter, als in jenen beiden; keine reizt ſo wenig den Verſtand, im Individuum den Menſchen zu ſtudiren; bei keiner begnügt man ſich ſo ganz mit dem allgemeinen Eindruck, den ſichtbarer Apparat zu einem beſtimmten Zwecke hervorbringt. Dieſes Schachfigurenartige des Dandy und des Militärs iſt es, was ſo viele Männer unangenehm, gleichſam mit negativer Elektricität berührt, und, nach dem Geſetze der Polarität, eben ſo viele Weiber reizt und poſitiv elektriſirt.

Ich habe es mir in dieſer und in der vorjährigen Saiſon in zweien der beſuchteſten Bäder zum Geſchäft gemacht, das wimmelnde Heer der Beau's näher in's Auge zu faſſen und ſie nach ihrer europäiſchen und deutſchen Nationalität, nach Stand, Bildung u. ſ. w. zu ſtudiren. Hievon ein ander Mal, da dieſer Aufſatz ohnedem ſchon zu groß iſt. Jetzt nur noch einige Bemerkungen, die ſich an die obigen allgemeinen Betrachtungen anſchließen, und ein zoologiſches Fragment.

Wir hatten uns eine Art von Dandyoſcop verfertigt, welches das ſpezifiſche Gewicht der verſchiedenen Claſſen angab, das des Mitarbeiters im Atelier des Kleiderkünſtlers = 0 oder Waſſer, das des Prinzen, der geruht ſich zu kleiden wie Jedermann, = Gold angenommen. Es machte viel Spaß, wenn wir ein neu auftretendes, unbekanntes Exemplar viel ſchwerer oder viel leichter ſchätzten, als es ſich nachher auswies, was natürlich bei den mittlern Gewichten am häufigſten vorkam.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Das Vaudevilletheater.

Der Verluſt eines Theaters im Jahr läßt ſich hier wohl verſchmerzen; aber zwei ſolcher Verluſte ſind wirklich zu viel. Den Verluſt der italieniſchen Oper hatte man kaum gefühlt; denn die Jahrszeit, in welcher ſie zu ſpielen pflegt, ging eben zu Ende, und ein anderes Theater ſtand bereit, die Truppe und das Publikum aufzunehmen. Die Schauſpieler verloren faſt nichts bei dem Brande, und ein neues Haus wird mit Unterſtützung des Staates von Spekulanten leicht wieder erbaut werden, wenn einmal der Plan genehmigt iſt. Anders verhält es ſich mit dem neulich abgebrannten Vaudevilletheater, ein Gebäude, welches freilich einen weit geringern Werth hatte, als der ſchöne Saal der italieniſchen Oper, und auch ſchon dazu beſtimmt war, in Zeit von einem oder zwei Jahren abgebrochen zu werden. Der Geldverluſt iſt alſo hier geringer, als bei dem vorigen Brande; aber das Vaudevilletheater gehörte einer Geſellſchaft von Aktionärs, welche dadurch ihre Aktien einbüßen, wenn ſie nicht den Werth derſelben wieder erlegen wollen, damit ein neues Haus gebaut werden kann. Ferner hat der Brand dieſes Theaters, in welchem täglich geſpielt

Digitized by Google

wurde, eine Menge Leute außer Brod geſezt. Für das Pariſer Publikum freilich iſt der Verluſt gering; denn drei oder vier andere Theater (die ganz kleinen ungerechnet) geben ebenfalls Vaudevilles, und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß jeden Abend in und um Paris ungefähr fünf-und-zwanzig Stücke der Art aufgeführt werden, da mehrere Theater vier dergleichen nacheinander geben. Am klügſten wäre es vielleicht, wenn man dieſe Theaterunternehmung, die lange ſchon keinen guten Fortgang mehr hatte, ganz aufgäbe; das Publikum würde die Lücke kaum fühlen. Davor wird man ſich aber wahrſcheinlich wohl hüten. So ſchlecht auch manche Theater ſtehen, ſo will man doch nie die Augen aufthun und bemerken, daß Paris jezt zu viel Theater hat. Eben ſind Spekulanten darüber her, die Vorſtadt St. Marceau, welche von Lumpenſammlern, Schuhflickern u. ſ. w. bewohnt wird, mit einem Theater zu verſehen, weil, wie die Zeitungen altklug bemerken, dieſe Vorſtadt bisher eines Theaters ermangelte. Ach! dieſer Vorſtadt mangelt es noch an Vielem, unter anderm an Geld und Brod, weßhalb auch die Mairie des Arrondiſſements, in welchem die Vorſtadt St. Marceau liegt, zu Anfang jeden Winters die Barmherzigkeit der begüterten Bewohner von Paris durch ein gedrucktes Umlaufſchreiben in Anſpruch nimmt. Beſagte Vorſtadt braucht alſo weit eher panem als circenses, und ſo lange Erſteres mangelt, wird das Zweite wohl ſchwerlich guten Beſtand haben. Dies pflegen aber unbedachtſame Spekulanten nicht zu berückſichtigen. Sie ſehen auf der topographiſchen Karte von Paris ein großes Revier ohne Theater; mithin, meinen ſie, könne dem Mangel nicht ſchnell genug abgeholfen werden. Nun befinden ſich freilich außerhalb der Barrièren jener Vorſtadt eine Menge armſeliger Kneipen, welche am Sonn- und Montage von den Bewohnern der Gegend häufig beſucht werden. Wahrſcheinlich denken alſo die Theaterunternehmer: wenn die Leute Geld erübrigen können, um ſchlechten Wein, Salat und Kaninchen- oder Katzenfleiſch unter dem Namen von Kaninchenpfeffer zu verzehren, ſo werden ſie auch wohl Geld finden, um unſer Theater zu beſuchen, beſonders wenn wir ſie mit Stücken nach ihrem Geſchmacke bedienen. Aber dieſer Schluß iſt nicht richtig. Die Kneipen werden nur an den Ruhetagen beſucht; das Theater aber bedarf eines täglichen Publikums, um gute Geſchäfte zu machen. Dies wird es in der Vorſtadt St. Marceau ſchwerlich finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Redaktoren-Aſſociation.

Durch Hitzigs Vermitteluug iſt hier eine Aſſociation von Redaktoren, „die es ehrlich meinen,“ oder „honetter“ Redaktoren zu Stande gekommen, welche ſich das Wort gegeben und verbrieft haben: ſich nicht mehr zu beſtehlen. Wie weit dies der Literatur helfen wird, müſſen wir abwarten. Diejenigen, welche hierorts ſtehlen, thaten es noch immer mit Anſtand. Die Journale, welche vom Plagiat im Großen leben, ſind in den Provinzen und auswärts. Die armen Provinzialblätter, die nur für das Weichbild ihrer kleinen Städte vegetiren, und oft dürftig genug, kommen in der Literatur eigentlich nicht in Betracht. Dennoch ſoll Niemand ſtehlen, und es iſt beſſer, daß Einer einmal verhungert, als daß der Diebſtahl als Princip gilt. Im ſüdlichen Deutſchland gibt es aber große, namhafte Journale, welche nur vom Stehlen leben, und zwar in Fülle und Pracht. Unſere Geſetze reichen nicht dahin; wer ſie des Diebſtahls zeiht, ſezt ſich wohl gar einer Injurienklage aus. Was hilft dagegen die kleine Berliner Aſſociation? könnten Viele fragen. Soll aber deßhalb nirgends ein Anfang gemacht werden? Wir leben in einer Zeit, wo nur durch Vereinigungen etwas durchgeſezt wird, und wir wollen wünſchen, daß dieſem Zollverband gegen literariſche Defraudationen allmählich alle Journale in Deutſchland, wenn nicht des eigenen Vortheils, doch Ehren halber beitreten müſſen. Hier graſſiren, vegetiren und floriren eine Zahl Groſchenjournale, deren Namen ſelbſt auswärts unbekannt ſind. Vermöge der Geſchicklichkeit ihrer Colporteure erfreuen ſie ſich eines großen Abſatzes. Einige ſollen mit Glück redigirt ſeyn, andere löbliche Abſichten verfolgen. Es klingt aber ſeltſam, daß die Mehrzahl dieſer Journale von Individuen herausgegeben und redigirt wird, welche nichts weniger als Schriftſteller ſind. Sie laſſen ſchreiben, oder nehmen auch zum Theil Stoff aus Druckſchriften ſo alten Datums, daß da der Begriff Plagiat von ſelbſt wegfällt. Wenn dieſe Region noch Literatur iſt, ſo liefern ſie auch eine Antwort auf die Frage unſerer Dame: wie es um dieſelbe ſteht? Sie prosperiren als gute induſtrielle Männer, die den Markt, ſeine Forderungen, und die Mittel und Wege kennen, eine Sache zu vertreiben, und alte als neue an den Mann zu bringen. Sie prosperiren, während die Irrenhäuſer jährlich eine Anzahl produktiver Köpfe in ſich aufnehmen, weil das Produciren nicht zum Prosperiren führte. Ein ſolcher Redakteur gab die ehrliche Erklärung zu Protokoll: er wolle ja gern ehrlich ſeyn, er wiſſe nur nicht, wie er es anfangen ſolle; denn da er nichts Gedrucktes leſe, wiſſe er auch nie, ob, was er drucke, ſchon vorher gedruckt ſey. Der ehrliche Mann hat ſich mit ſeinem Gewiſſen und dem Verein abgefunden durch das Verſprechen, daß er für jeden Aufſatz, den er fortan drucke, wenn ſich ein lebender Autor dazu finde, demſelben das übliche Honorar zahlen will. Aber wie finden wir andern Alle uns mit unſerm Gewiſſen ab! Welcher Redakteur kann von ſich rühmen, daß er alles Gedruckte geleſen hat, um ſogleich zu wiſſen, ob, was ihm zum Druck geboten wird, ſchon einmal gedruckt iſt? Und wenn Einer, vermöge einer Kraft, die noch zu erfinden iſt, Alles geleſen haben könnte, welche Dampfkraft reproducirt das Geleſene im Augenblick, um es wieder zu erkennen! Ein Betrüger übergab einem Redakteur eine Ode, ſauber von ſeiner Hand geſchrieben und mit ſeines Namens Unterſchrift. Als ſie gedruckt war, ergab ſich, daß ſie ſchon vor circa fünfzig Jahren gedruckt worden, und geſchrieben und gedichtet von — Klopſtock! Wie viel heutige Redaktoren haben alle Klopſtockſchen Oden geleſen und wiſſen ſie auswendig? Das ſey auch zu viel verlangt, hören wir antworten; ein Redakteur müſſe nur die inſtinktartige Bildung, das Taſt- und Geruchvermögen haben, die Region herauszufühlen, wohin etwas gehört, was ihm als Neu oder als Alt gebracht wird. Aber wie manche Maler Dietrich und Dichter Chatterton gibt es in der Literatur, die den antiken Roſt und Geruch künſtlich nachahmen, oder umgekehrt! Jener Bibliothekar in Paris übergab Herrn von Raumer einen Band von Talleyrands Schriften, ernſt, mit wichtiger Miene und der heiligen Verſicherung, daß es Talleyrands Briefe und ſeine Hand ſeyen. Raumer zweifelte, prüfte und überſezte, und es waren nicht Talleyrands Briefe, ſondern Mirabeau's! Wer iſt da geſchüzt, vor Andern und vor ſich!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 25. Auguſt 1838.

No longer shall you gaze on't, lest your fancy
May think anon, it moves.

Shakespeare.
Winter's tale.

Pygmaliona.

Ein Myſter, von Franz Dingelſtedt.

Grau und geheimnißvoll, wie der Tempel eines unbekannten Gottes, ſteht am Neumarkte zu Dresden die Bildergalerie da. Um Mitternacht mußt du das hohe, leere Haus ſehen, mit den verſchränkten Treppen, worauf geſpenſtiſche Schatten lauern, wenn um das Wappen am Portale ſchlaftrunkene Raben fliegen und der Wind durch die langen Gänge und Höfe hinzieht. Aber drinnen im Hauſe beginnt um dieſelbe Zeit ein ſonderbares, ein geheimnißvolles Leben. Da regt es ſich in den braunen und goldnen Rahmen, die gemalten Früchte ſenden einen ſüßen, ſüdlichen Duft durch die Säle, von den Heiligenſcheinen ſtrahlt eine matte, magiſche Helle aus. Selbſt Geſtalten ſteigen von den Wänden herab; kurze, gutmüthige Niederländer knien vor den Madonnen, die Götterleiber venezianiſcher Frauen baden im Zwielichte des Mondes, Bacchantinnen und Nymphen huſchen mit verſchlungenen Armen über den getäfelten Boden und winken hinüber, herüber zum ſchwebenden Tanze.

In irgend einer Ecke der Galerie hängt ein Bild, das du ſelbſt aufſuchen kannſt, wenn dich dein Weg durch jenes heilige Haus der Malerkunſt führt. Es iſt das Bild eines jungen, blondlockigen Mannes mit friſchrothen Wangen und braunen Augen, welche dich mit lebendigem Glanze lachend und liebend anſchauen. Ein braunes Barett mit wallender Feder ſizt keck auf dem Haupte des Jünglings, um ſeine Schultern fällt ein blauer Mantel, und darunter ein violettes, mit weißen Falten ausgeſchlagenes Wamms. In beiden Händen hält er eine Flöte, die er von den rothen Lippen erſt eben abgeſezt zu haben ſcheint, um ſein luſtiges Vogelſängerliedchen gleich wieder anzufangen, wenn ihm irgend ein fahbares Vögelein nahe kommt. Ein liebes, feines, beſchauliches Bild!

Vor demſelben ſaß eines Mittags an ihrer Staffelei ein Mädchen, beſchäftigt, die Züge des jungen Mannes treu auf die eigene Leinwand überzutragen. Es war im Monat Juli, eine drückende Hitze in den hohen, verſchloſſenen Räumen. Nur wenige Beſuchende ſchritten noch an den verlaſſenen Bildern vorüber, hier und da kniſterte der Katalog eines Fremden in der blätternden Hand, und aus ferneren Zimmern klang leiſes Zwiegeſpräch Kommender und Gehender in den kühlen Winkel, worin die emſig Malende ſaß. Je ſtiller und öder es um ſie wurde, deſto inniger ſchien ſie mit ihrem Werke beſchäftigt. Andere Maler gingen grüßend an ihr vorbei, ein Gerüſt, eine Staffelei nach der andern ward verlaſſen, nur das Mädchen wollte ihrer Arbeit kein Ende finden und hatte vergeſſen, daß bald die Stunde ſchlagen mußte,

Digitized by Google

wo der Galeriediener in die leeren Zimmer tritt und in ſeinem ſächſiſchen Naturdialekt kalt und gleichgültig in die Kunſtwelt hineinſchreit: „Alleweile wird geſchloſſen!“ Sie malte ungeſtört fort. Die dunkeln Augen der jungen Künſtlerin ſchienen aber noch in ganz andern Strahlen zu glühen, als in denen eines eifrigen Kunſtſtudiums. Oft hielt ſie mit dem Pinſel einen langen Augenblick inne, um ihr Abbild mit dem Originale prüfend zu vergleichen; noch öfter verſank ſie in ein tiefes Träumen, beide Hände auf die ſeufzende Bruſt gepreßt und mit den Blicken ganz in das gemalte Antlitz ihres Jünglings verſunken.

Wer um jene Zeit die Dresdener Galerie beſuchte, konnte Allwine täglich an derſelben Stelle, bei derſelben Arbeit treffen. Wohl hatten viele von den Vorüberpilgernden lange an ihrer Seite geweilt und ſtatt an den Madonnen und Glorien im FF. des Raphaelzimmers an den dunkeln Augen und den holden Zügen der malenden Jungfrau ſich erbaut. Allwine war ſelbſt ſchön, wie ein Bild, vielleicht zu zart und zu ſchmächtig für die Wünſche eines Naturmenſchen, aber deſto reizender für Jeden, der eine geiſtige Schöne zu ſchätzen weiß. Die Geſtalt klein und zierlich, als wäre ſie ein Spielwerk der Venus, feine, durchſichtige Hände, dunkle, tiefe Augen und eine Stimme, die dem Flüſtern des Abends in duftenden Lindenzweigen glich. So ſaß ſie ſtundenlang an der Staffelei und copirte das beneidenswerthe Bild des jungen Flötenbläſers.

Keiner von denen, die mit geheimem Sehnen an ihr dahinwandelten, konnte ſich rühmen, einen Blick, ein Lächeln, ein Wort dem todten Nebenbuhler abgewonnen zu haben. Nur für ihr Bild ſchien Allwine zu leben. Daſür nahte dies auch mit raſchen Zügen ſeiner Vollendung. Schon war Alles bis auf das Kleinſte treu wiedergegeben, ſogar der weiße Stuartskragen pünktlich ausgemalt, der um den Hals des Jünglings emporſtand. Das friſche Wangenroth, feines Mundes Lächeln, der Augen Gewalt ſpiegelten ſich wie in einem klaren See im Bilde Allwinens ab, und dennoch konnte ſie noch immer ſich nicht genügen, beſſerte hier und dort, hob hervor, verdunkelte, putzte, lebte und webte liebend in ihrem Werke. Schien es doch, als fürchte ſich die Künſtlerin ſelbſt vor dem Augenblicke, da es nun fertig daſtehen würde und ſie von ihm gehen müßte, um es als ein Fremdes und Ganzes vor ſich ſtehen zu ſehen. Wie eine Braut um den ſcheidenden Theuren, ſo war ſie um das reiſende Abbild ihres Jünglings beſchäftigt. Die Augen vor allem, die braunen, hellen Augen waren ihr nimmer recht, und immer kehrten die zitternden Finger dahin zurück, um ein beſſeres Licht und einen geiſtigeren Ausdruck in die Tiefen derſelben zu gießen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Ich hatte indeſſen beſonders günſtige Gelegenheit, zu beobachten, wie viel die Modedreſſur, die von der Eleganz bedingte conventionelle Geberdung zu Verhüllung des Staatshandbuchcharakters, wie des andern, beiträgt. Mein Zimmer ſah zum Theil auf einen engen Durchgang, durch welchen ſtündlich die elegante Welt auf die Promenade debouchirte. Die Beau's kamen zu vieren, fünfen angerückt, ungenirt, weil ſie ſich hier unbeobachtet wußten, mit natürlichem Schritt und Tritt und Pendelſchlag der Arme. Dabei traten nun die Winkel und Curven, in welche ſich der Körper durch Stand und Profeſſion wirft, ungleich deutlicher hervor als draußen auf der Promenade, und man konnte es manchen Beinen ganz gut anſehen, ob ſie gewöhnt waren, das Roß oder den Schreibbock zu beſchreiten. Aber am Ausgang des Defilés angelangt, ſchauten ſie vor ſich, richteten ſie ſich und nahmen Gewehr in Arm, wie ein Regiment Toilette macht, bevor es tambour battant et enseignes déployées in die Stadt einzieht. Waren ſie auch im Paradeſchritt immerhin noch deutlicher zu unterſcheiden als in der Montur weiland Weber, Schreiber, Bauer, ſo wurde doch das Rechenexempel verwickelter und erforderte verſchiedene Proben.

Während die Männerwelt republikaniſch in derſelben Toga ſteckt, an der ſelbſt die patriziſchen Clavi nur zweideutige Bedeutung und oft beſtrittene Geltung haben, iſt in der weiblichen Alles noch bunter, abgeſtufter, ariſtokratiſcher. Hier glaubt man noch an Marabouts, Caſchemirs und Juwelen; hier gibt es noch eine ſichtbare Himmelsleiter in das Empyräum der Eleganz, und auf den unterſten Stufen ſtehen die Engel in Kattunkleidern von Mülhauſer Fabrik und kurioſen Baſthüten, Alles nach dem Schnitt, der dem vornehmen Auge am weheſten thut, nach dem vorletzten; aufwärts aber werden ſie immer zephyriſcher und verſchwimmen zu oberſt in einer Glorie von Esprits, Paradiesvögeln, Spitzen und Diamanten. Unter dieſen Umſtänden iſt es ſehr oft erſt die Frau, die dem an ſie geketteten Mann ſeinen geſellſchaftlichen Werth gibt, ſo daß man ſagen kann, nicht das Kleid mache den Mann, ſondern die Frau mache ihn. Dieſe Koppelung des Mannes mit einer vielſagenden Figur iſt auch eine Hauptquelle der Selbſttäuſchung, in welche jene ſchnellfertigen Phyſiognomiker verfallen, welche einem Mann alle ſeine Titel, moraliſche wie politiſche, vom Leibe ableſen. Wie oft berichtigt ſich an öffentlichem Orte unſer Urtheil über einen Unbekannten erſt dann, wenn er mit den unzweideutigen Zeichen, die

Digitized by Google

ein vertrautes Verhältniß andeuten, zu einem weiblichen Weſen tritt, an dem wir, allerdings nicht den Bildungsgrad, aber doch das ſchätzen können, was in der heutigen Welt mehr als jener über geſellſchaftliche Reſpektabilität entſcheidet! Wie plötzlich ſteigt oder fällt einer in unſerer Schätzung, wie raſch ſchlägt das, was uns eben noch gemein an ihm erſchien, zum vornehmen Merkmal um, oder umgekehrt, je nachdem die Perſon, die er als Weib, Schweſter, Tochter anſpricht, eine Dame oder ein Frauenzimmer iſt!

Ja, erſt Mann und Frau bilden die lesbarere, freilich nicht untrügliche ſociale Ziffer. Hier geht einer umher, auf deſſen Miene und Rock der Beobachter ſo wenige Grade der Rangſeale als der Jude Dukaten kreditirte; aber ſiehe! er tritt unbefangen gerade in den glänzendſten Cirkel, er bietet einer Dame den Arm, welche mit Federſtutz, Naſe, Fächer und Huſten ein hocharistokratiſches Thema ſpielt, und auf einmal ſteht vor unſern Augen die gewichtige Zahl 90, die höchſte, die ein Paar ausdrucken kann, den Mann als 0 genommen. Dort trägt ſich ein Foliant herum, in prächtigem Einband, in welchem immerhin ein Stück der Londoner Conferenzprotokolle ſtecken könnte; aber mit der wunderlich ausſtaffirten weiblichen Figur, die ſich ihm an den Arm hängt, fällt er plötzlich die halbe Leiter herunter, in eine Schicht, in der man gar nicht klug daraus wird, wo es mit jenen Protokollen hinaus will.

Wenn dies von der Männerwelt überhaupt gilt, ſo entſcheidet ſich namentlich auch die ſonſt oft ſo zweideutige Natur des Dandy durch den weiblichen Kreis, dem er offenbar und naturgemäß angehört. Freilich in großen Bädern iſt dies auch nicht immer ſo geradezu zu entſcheiden; man nimmt es dort mit der Qualität der Liebenswürdigen ſo wenig ſtreng als die Polizei mit den Päſſen, und ſo trügt auch das Criterium des Umgangs in der Badeſaiſon weit öfter als in den geſchloſſeneren winterlichen Cirkeln. — Der alte abgeſtorbene Carneval iſt in den Sommer verlegt. Wie ſonſt dort die lachende Thorheit alle Stände auf ein paar Tage zuſammenwarf, das Maskenrecht mit dem gemeinmenſchlichen Du alle Unterſchiede bedeutſam ſuspendirte und in der allgemeinen Verwirrung der Mutterwitz ſein harmloſes Feuerwerk abbrannte, ſo ſucht und findet man auch im wochenlangen Bademaskenſpiel eine Art Gleichheit, aber eine des feinen Tons, zu dem ſich gar Viele erſt hinaufſteifen und ſchrauben müſſen. Die Harlekins und Pierrots und Zauberer auf dieſen ſommerlichen Ridottos ſind die Eleganten, alt und jung, und ſie conſumiren unter der Larve der Faſhion mit ihren Colombinen und weiblichen Charakterfiguren aus dem Siècle de Louis XIV. unglaublich viel Geiſt, während ſie Winters hinter der Wachsmaske kein Bonmot mehr finden können: ein Beweis, daß die kleine Schleifmühle des Carnevals ausgenutzt iſt, und der Zeitgeiſt eine kräftigere Maſchine aufgeſtellt hat, um die Ecken der Menſchen rund zu ſchleifen und ſie immer gleicher zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

(Beſchluß.)

Das Vaudevilletheater.

Hitzig will noch mehr. Er will, daß die deutſche Literatur nicht allein wieder ehrlich werde, ſondern auch rechtlich. Seine Briefe darüber, zuerſt im Gubitziſchen Geſellſchafter, dann beſonders, unter dem Titel: „Ueber belletriſtiſche Schriftſtellerei als Lebensberuf,“ abgedruckt, ſind merkwürdige Aktenſtücke. Eine durchaus rechtliche Geſinnung; jedes Wort hat Hand und Fuß, jeder Schritt vorwärts feſten Boden. Er lavirt nicht, er dringt auf den Gegner ein, ſeine ſchulgerechten Hiebe und Stiche dringen bis in's Mark. Er ſagt, er ſey ein alter Mann, und wie ein alter Mann fechte er gegen junge Thorheit und Schande. Er läßt die Perſonen aus dem Spiel, aber als alter Juriſt führt er Beweis über jede Anführung. Was die Angegriffenen dagegen aufbringen, ſind auf dieſer Arena nur Tiraden. Wenn man hierorts mit den Anſichten und Geſinnungen des ehrenwerthen Mannes, wie das kein Zweifel, einverſtanden iſt, ſo könnte es wundern, daß dieſe Schilderhebung eines Veteranen nicht mehr Senſation macht. Unſere falſche Vornehmheit ſpukt da wieder. Wie kommt Hitzig dazu, heißt es, ein Mann ſo und ſo geſtellt, daß er ſich zu einem Kampfe mit dem und jenem herabläßt? Andere meinen: das Unweſen lag ja ſchon in den lezten Zügen. Die Theorien dieſes ſogenannten jungen Deutſchlands ſind verklungen, ihre Luſtſchlöſſer wie Seifenblaſen ſpurlos verpufft, die Talentvolleren haben ſich ſchon zurückgezogen und dem Nachtrab das Marodiren überlaſſen. Nirgendwo ein poſitives Reſultat; weßhalb da noch Batterien ſpielen laſſen in die gelichteten Flanken einer Retraite, die in ihrer zügelloſen Unordnung ſelbſt der Taktik ſpottet, welche ſie ehedem in ihrem Himmelſtürmen entwickelte? Am ſchlagendſten wäre vielleicht der Einwurf, daß eine große Zahl Leſer erſt durch Hitzigs Brochüren von der Exiſtenz des Unweſens Notiz erhält. Denn ſo wenig, ſagt er ſelbſt, hat die Thorheit in's Fleiſch und Blut unſers Publikums gefreſſen, daß an eine gefürchtete Verführung nicht zu denken iſt. Selbſt von den jungen Leuten lieſt die Schriften nur wer ſelbſt Luſt ſpürt, dafür oder dawider zu ſchreiben. Hitzig betrachtet die Sache vom ethiſch religiöſen Standpunkte, er kämpft nicht gegen die Wirkungen, ſondern gegen die unredlichen Geſinnungen; ihm iſt es nicht um Sieg, ſondern um Bekehrung zu thun. In dieſem frommen Eifer ſteht er ſicher und unangreifbar da. Nur könnte ein Jüngerer ſagen: Wenn deine Säze von Ehrbarkeit von Uranfang Geſez geweſen wären, was wäre dann unſere Literatur? Eine ſo ſtrenge Scheidung des Perſönlichen von der Sache, wie du verlangſt, ward nie beobachtet, und ließ ſich nicht beobachten. Du läſſeſt zu, daß ein überkräftiger Geiſt im genialen Schaffen überſprudelt und in dieſelben Fehler verfällt, die du an den Jungen rügſt. Sind aber dieſe Auswüchſe nicht oft ſein

Digitized by Google

Beſtes und haben ſeine regelrechten Schöpfungen überdauert? Wir Alle erkennen den Unfug des Cliquenweſens, des „Klatſches,“ der Unredlichkeit in der jungen Kritik, die keinen andern Zweck hat, als ſich und ihre Freunde zu heben, indem ſie Autoritäten untergräbt und die Gegner mit Schmutz bewirft, wir Alle ſehen mit Bedauern dieſen Schematismus der Kritik, der die Geiſtesärmſten verführt zu glauben, ſie ſeyen Richter, und die originelle, ſelbſtſchöpferiſche Kritik, an der die deutſche Literatur in ihrer Heroenzeit ſo reich war, verdrängt. — Indem Hitzig gegen die Unredlichkeit und das Klatſchen der Jungen zu Felde zieht, erwähnt er beiläufig: doch was ſoll man ſagen, wenn ſie von dem und jenem namhaften Manne, durch ſein Beiſpiel, wie durch ſeine Exhortation, dazu förmlich angeregt werden, wenn ihnen vorgeſtellt wird, daß die Heiligkeit der geſchichtlichen Wahrheit fordere, keinen Schmutzwinkel zu übergehen, wo der hiſtoriſche Mann einmal verweilt, keine ſcandalöſe Anekdote zu verſchweigen, weil ſie ſeinen Charakter in's rechte Licht ſetzen! — Gegen dieſe Matadore, welche das Aergerniß in der Literatur veranlaßt und genährt haben, iſt noch kein Kämpe mit ſcharfen Waffen in's Feld gerückt; auch die wohlgeſinnte Kritik hat ſich noch immer um die Bewunderung ihres Talents geſchlängelt, und nur ſanft bedauert, daß es auf Abwege gerathen ſey. — Hitzig macht noch den praktiſchen Vorſchlag: alle Redaktoren, die es ehrlich meinen, ſollten ſich verſtändigen, und Beiträge, welche zum Scandal führen könnten, vor dem Abdruck einander mittheilen. Wenn das zu nichts hülfe, ſolle jeder einen Artikel „Schandbühne“ einführen, und darunter wörtlich die Schimpfreden ohne oder mit dem gelaſſenſten Commentar abdrucken. Ginge der erſte Vorſchlag durch, wo blieben viele Journale! Der lezterr könnte helfen, wenigſtens zum Abſatz, vielleicht noch mehr.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Theaterbrände.

Für das Theaterperſonal des abgebrannten Vaudevilles geben mehrere Theater jezt Benefizvorſtellungen, und es wird nun ein ſchicklicher Platz zur Errichtung eines neuen Schauſpielhauſes geſucht; denn auf der Stelle des alten darf es nicht gebaut werden, da lezteres zwiſchen den Häuſern in einer engen Straße ſtand, nach einer Polizeivorſchrift aber alle Schauſpielhäuſer nunmehr frei ſtehen müſſen. Eben weil das Vaudevilletheater ſo unbequem lag und alt war, iſt es in Zeit von zwei Stunden bis auf den Grund abgebrannt, und man konnte nur dahin arbeiten, die anſtoßenden Häuſer gegen den Brand zu ſchützen. Es ſcheint nun einmal das traurige Loos der Pariſer Theater zu ſeyn, daß ſie eines nach dem andern abbrennen müſſen. Die Pariſer Theater ſind alle ſehr ſtark beleuchtet, und es iſt nicht möglich, das Innere anders als aus Holz zu erbauen; ſo kann man leicht begreifen, warum dieſe Feuersbrünſte hier ſo häufig ſind. Auch die faſt zirkelrunde Form der Theater trägt das Ihrige bei; denn ſchnell hat die Flamme den ganzen Saal ergriffen und läßt keine Rettung mehr zu. Man hat in der lezten Zeit die polizeiliche Vorſchrift in Hinſicht der ſogenannten unverbrennbaren Dekorationen gerühmt; allein bisher hat dies nichts geholfen. Freilich entſteht mancher Brand eben durch die Dekorationen; aber andere Brände werden durch das angeſtrichene und nicht angeſtrichene Holz verurſacht. Die Gefahr iſt noch größer in den Sälen, wo viele Maſchinerie in den Kouliſſen verborgen iſt, und wo man ſogenannte Spektakelſtücke gibt, mit Gewehrfeuer, eroberten Feſtungen u. ſ. w. Deßhalb laſſen ſich auch die hieſigen Verſicherungsanſtalten nur ſchwer bewegen, Aſſekuranzen von Schauſpielhäuſern zu übernehmen, und thun es nur gegen ſchwere Procente. Es iſt noch ein Glück für das Vaudeville, daß es im Sommer, wo der Zuſpruch des Publikums überhaupt gering iſt, und nicht im Winter abgebrannt iſt; aber freilich wird ſchwerlich ein neuer Saal für den künftigen Winter fertig ſeyn, wenn man nicht einen bereits vorhandenen nimmt, was wohl das Kürzeſte und Beſte wäre. Zwei Säle, das Odeon und das ſchöne Ventadourgebäude, ſtehen jezt leer. Man vermuthet, daß bis zur Errichtung eines neuen Opernſaales die italieniſche Truppe im Odeon ſpielen wird. Die komiſche Oper, die jezt auf dem Börſenplatze einen kleinen Schauſpielſaal hat, könnte dann den Ventadourſaal nehmen und das Vaudeville bekäme den Saal auf dem Börſenplatze. Nun iſt der Ventadourſaal zwar von einem Spekulanten in Beſchlag genommen, welcher ſchon ſeit Jahr und Tag damit umgeht, ein neues Schauſpiel unter dem lächerlichen Titel: Théâtre de la Renaissance zu errichten, ohne daß man begreift, was für eine *Wiedergeburt* unter dieſem Titel gemeint ſeyn ſoll. Da dieſer Mann aber wahrſcheinlich mit dem abenteuerlichen Projekt eines großen Schauſpiels neben den vorhandenen zwanzig andern geſcheitert wäre, ſo fände man ihn am beſten mit einer Geldſumme ab; dies wäre ein offenbarer Gewinn für ihn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 198.

Der Thränenſack.

Homonyme.

Daß ich von Schiefer, Holz, von Silber, Gold und Zinn,
Von Stoff, von weißem Zeug, auch wohl von Teige bin,
Daß eines Thieres Fell mir oft mein Daſeyn gab,
Daß in dem Paradies ich ſchon gedienet hab',
Iſt freilich ſonderbar,
Doch iſt es wörtlich wahr.

Daß ich ein Bote bin, dem viel man anvertraut,
Für luſt'ge Burſchen auch als Pfeifchen töne laut,
Daß guter Tintenzeug auf mir bisweilen wohnt,
Daß auch ein Genius auf mir nicht ſelten thront,
Iſt ſonderbarer noch,
Und eben ſo richtig doch.

Ein köſtlich Freſſen dann für künft'ge Schwärmer auch,
Die Lunge für kein Thier, dem Schneider zum Gebrauch.
Wer ſeinen Mund mit mir zu ſchmücken recht verſteht,
Kommt weiter in der Welt, als wer es ſchlecht verſteht;
Und dreh' ich mich, ſo bebt,
Wer nur vom Glücke lebt.

J. G. M.

Mit einer literariſchen Beilage:
Blumenhagens ſämmtliche Schriften betreffend.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 27. Auguſt 1838.

Wahrlich, unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt. —

Goethe.

Moden.

(Fortſetzung.)

Ueberhaupt ſind mir die Bäder immer vorgekommen wie delphiſche Haine, in denen man Viſionen hat, wie es dereinſt werden wird. Die Stände und Claſſen ſind nirgends mehr ſo völlig abgeſperrt wie früher. Zur Winterszeit, in Soireen, auf Bällen, wie im täglichen Verkehr, unterſcheidet man indeſſen noch immer deutlich geſchloſſene Kreiſe, welche einander abſtoßen. Aber bei hoher Sommertemperatur gährt die ganze Maſſe und wird flüſſig; ſie ſtellt gleichſam ein großes Badebecken vor, in dem Alles auf flüſſiger Bahn durcheinander kreuzt, wo Geſchöpfe aus ſehr verſchiedenen Regionen einander anſprechen, munter verkehren und ſpielen, und nur ein paar ariſtokratiſche Eisſchollen obenauf ſchwimmen. Mit der kühleren Jahreszeit tritt wieder die allgemeine Erſtarrung zu einzelnen Klumpen ein, in denen jedes Individuum den Rücken der Peripherie, die Augen dem Mittelpunkt der Anziehung zugewendet hat; und ſo kann die Dame in dem Mann, bei dem ſie einen Manteau für den Neujahrsball kauft, den luſtigen Patron nicht wieder erkennen, der in der lezten Badeſaiſon die Geſellſchaft ſo gut unterhalten hat. Auch im vorigen Jahrhundert war man in den deutſchen Spaa's herablaſſender, verträglicher, kosmopolitiſcher als ſonſt im Jahr, aber auch dann noch ſcheuer und ſteifer als man jezt ſelbſt in den Winterquartieren iſt. Und ſo kann man einer Zeit entgegenſehen, wo, beim Vorrücken der Körper- und Geiſtgleichen der Menſchheit, die Geſellſchaft im Zeichen des Waſſermanns ungefähr gemiſcht ſeyn wird, wie jezt im Zeichen der Jungfrau; wie mag es dann aber im leztern ausſehen?

Einer meiner Freunde hat es unternommen, für das zu Paris erſcheinende Panorama de l'Allemagne eine umfaſſende Schilderung des deutſchen Modeweſens zu entwerfen. Man könnte wünſchen, daß dies unterbliebe. Die Franzoſen ſind noch immer die Haupterfinder und Tonangeber in Allem, was ſich auf das Koſtüm im weiteſten Sinne bezieht, und die einzelnen Emancipationsverſuche kommen nicht in Betracht. Soll man dieſem geſcheuten, praktiſchen Volke ernſthaft und mit Aufwand von Nationalökonomie und Moral auseinanderſetzen, wie wir ihren Flitterſtaat jährlich als Saatkorn für eine reiche Ernte von Thorheiten beziehen? ſie lachten uns mit Recht aus, was ſie längſt gethan, ohne zu wiſſen warum, und verachteten uns, und wir könnten dabei nicht, wie ſonſt wohl, mit dem frohen Lachen des Selbſtbewußtſeyns antworten. Oder ſoll man den Stoff munter behandeln? ſoll man, ſtatt zur Salbe, zur Geißel greifen? Sie lachten und verachteten uns und den Schriftſteller

Digitized by Google

dazu, der ſeines Volkes ſpottet. Lachen wir nicht auch, wenn wir leſen, wie ſich das Geſindel des Großherrn und des Vicekönigs gebeerdet, dem deutſche, franzöſiſche, engliſche Exerciermeiſter das reguläre Heldenthum beibringen? und verhält ſich in der Einbildung des Franzoſen franzöſiſche und deutſche modiſche Haltung nicht, wie ein preußiſches Bataillon zu einem egyptiſchen? — Ja, ſo weit es auf mich ankommt, ſoll jener Aufſatz gar nicht erſcheinen; ein paar Bruchſtücke davon können aber hier, wo wir unter uns ſind, immerhin mitgetheilt werden.

Die Abhandlung gibt unter Anderm ein ausgeführtes Gemälde des deutſchen Stutzerthums, von den Andeutungen Cäſars, Tacitus und der scriptor: hist: aug: über die Art, wie unſere kriegeriſchen, halbbarbariſchen Ahnen ihren blonden Haarbuſch auf dem Wirbel trugen, bis zu den modernſten Hundeohren unſerer blanken Civiliſten. Das jezt lebende, weit verzweigte Geſchlecht der Eleganten (in dem bisher von mir angewendeten Sinne) iſt dabei, beſonders nach Beobachtungen beim jährlichen Schwärmen in den Bädern, naturgeſchichtlich ſtudirt und kunſtgerecht nach den bezeichnendſten Merkmalen in Arten und Spielarten getheilt. — Ich hebe zur Probe, faſt auf Gerathewohl, einige Arten aus, und dies iſt das oben verſprochene zoologiſche Fragment.

Elegans crotalus, die Klapperſchlange (Dandy-Lovelace; élégant suborneur). Eine höchſt gefährliche Art. Er hat ſeinen ſpezifiſchen Namen von der bezaubernden Kraft ſeines Blicks, dem gewiſſe Claſſen von Weibern rettungslos zum Opfer fallen ſollen, wie ſich manche Vögel blindlings jenem Reptil in den geöffneten Rachen ſturzen. Die Klapper, die er führt, iſt männlichen Augen und Ohren unſichtbar und unhörbar. Das Eigenthümliche an ihm iſt, daß er kommt, ſieht, ſiegt — und ſchweigt. Seine eigentliche Aeßung iſt weniger der Frieden und Ruf ſeiner Opfer als ihr Geld. Er führt zwei hübſche Mahagonikaſten mit ſich: der eine iſt das Arſenal der Offenſivwaffen, die äußerſt vollſtändige Toilette mit ihren Pulvern und Büchſen; der andere iſt der Defenſivapparat zum Rückzug und Durchbruch, ein glänzendes Piſtolenbeſteck. Sein Aeußeres, mit dem ſchwärmeriſchen Blick und dem rührenden Zauber der ganzen Erſcheinung iſt aus den zahlreichen Schilderungen intereſſanter, gefährlicher Jünglinge in franzöſiſchen und deutſchen Romanen hinreichend bekannt. Er findet ſich, zum Glück und Ruhm Deutſchlands, nur ſelten einheimiſch vor, kaum ſo häufig als der coluber berus; er verläuft ſich meiſt anders woher in brillanten Saiſons, wie die Eidergänſe nur in ſtrengen Wintern in tiefere Breiten kommen. Ja, ein Hauptreiz bei ihm ſoll gerade darin beſtehen, daß er nicht deutſcher Nation iſt oder dies verleugnet. Am beſten ſteht ihm und ſteht er ſich beim Grafentitel und einem Namen auf — zky.

Es iſt dies auch die einzige an ſich giftige Art im ganzen Geſchlecht. Man hat zwar verſucht, eine weitere giftführende Art unter dem Namen E. gloriosus zu bilden, deren ſpezifiſcher Charakter wäre, daß ſie kommt, ſieht, nicht ſiegt, und ſich unter der Hand doch ihres Sieges rühmt. Man mußte ſich aber überzeugen, daß es kaum eine Art gibt, in der dieſe Eigenſchaft nicht bei mehr oder weniger Individuen bemerkt wird. Dieſe accidentelle Giftentwicklung iſt auch das Einzige, was das ſonſt ſo harmloſe Geſchlecht verdächtig macht und Vorſicht beim Anrühren von Individuen empfehlen muß; um ſo mehr, als der Giftzahn nicht nur nicht ſichtbar iſt, ſondern die Gebiſſenen von der Verletzung nicht einmal etwas merken, bis, oft erſt lange nachher, furchtbare Zufälle eintreten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pygmaliona.

(Fortſetzung.)

Ermattet lehnte Allwine ſich in ihrem Stuhle zurück. Die fleißige Hand mit der Palette fiel nieder, aber noch hielt der Fuß die Staffelei feſt und zog das gefertigte Bild näher heran. „Morgen!“ ſeufzte ſie und erſchrack, als die Stille ringsum den Hauch ihres Mundes zurück gab. Sie ſah ſich bebend um. Niemand außer ihr war in dem hohen Saale, auf dem Getäfel des Fußbodens ſpielten die Schatten der hohen, mit dichten Rouleaux verhüllten Fenſter, ſie war mit den ſchweigenden, duftenden Bildern allein. „Morgen, und morgen zum lezten Male!“ ſagte ſie ſtill in ſich hinein, indem ſie die Palette abrieb und ihr Bild mit unverwandten Blicken muſterte. „Und kann ich denn von dir ſcheiden, du, den ich nicht nennen mag, wie ich müßte? Thörichter Wahn, wenn ich glaubte, es zöge mich ein Gefallen an deinen todten Zügen und das Streben einer künſtlichen Nachbildung an dieſes alte Werk! Für mich iſt es ja eine friſche, lebendige Gegenwart geworden, daß ich meine, du mußt leben, du mußt für mich leben, Einziger, Unnennbarer!“ Sie ließ das Haupt in die gefalteten Hände ſinken, als fürchte ſie, dem Bilde zu begegnen. Wie eine geknickte Lilie hing die zarte Geſtalt da und bebte an allen Fibern in ſich zuſammen.

Plötzlich fuhr ſie auf. Ein Fußtritt in ihrer Nähe, hinter ihr, hatte ſie emporgeſchreckt. Ein Mann ſtand an ihrer Seite und ſah, ohne daß ſie ſeiner gewahr wurde, eine Weile über ihre Schulter. Sie wagte nicht umzublicken und beſchäftigte ſich verwirrt mit ihren

Digitized by Google

Malergeräthſchaften, um ſich zum Abſchiede anzuſchicken. Als ſie ſich erhoben und umgedreht, fand ſie ſich Auge in Auge mit dem Fremden, der ernſt und wortlos ihr Bild mit dem Originale verglich. „Dein Werk iſt gut,“ ſagte er in dem Augenblicke, da ſich Allwine nach ihm gewandt, „aber es iſt unnütz!“ Bei dieſen Worten ſtieß er mit einem harten Fußtritt die Staffelei der Entſetzten um, daß Pinſel und Palette nach allen Enden ſtäubten und das Bild, Original ſowohl wie Copie, wehmüthig den Staub küßte.

Allwine wollte aufſchreien, aber ſie fand keine Kraft, keine Stimme. Ein Blick auf den Fremden hatte ſie zu Stein gemacht. Da ſtand er ja leibhaftig und lebendig vor ihr, er, den ſie nicht nennen mochte, wie ſie mußte, das Urbild der beiden matten und nichtsſagenden Kunſtwerke. Er war es ſelbſt, im blauen Mantel mit dem weißen Stuartskragen, eine dunkle Feder auf dem Sammtbarett. Alles glich ſich, Alles war daſſelbe, nur die Augen flammten nicht luſtig, nur die Wangen waren nicht roth, wie im Bilde. Seine Blicke ruhten mild, aber feſt auf dem zitternden Mädchen, und mit beiden Händen umfaßte er ſie, als ſie tief aufſeufzend und mit geſchloſſenen Augen zuſammenzuſinken drohte. Eine lange Minute ſtanden ſie ſo, er das ohnmächtige Mädchen ſtützend, ſie an ſeine Bruſt gelehnt, zu ihren Füßen die Bilder. Endlich ſchlug ſie die Blicke wieder auf und ſchaute bleich, mit gefalteten Händen, mit zitternden Lippen zu ihm hinauf.

„Kennſt du mich?“ fragte er leiſe und neigte ſich zu ihr herab. Sie aber wehrte mit beiden Händen und nikte ſchwer mit dem Kopfe. Er ſetzte ſie behutſam auf dem Stuhle nieder. „Heute Abend um die zehnte Stunde,“ flüſterte er in ihr Ohr, „zu Füßen des Kreuzes auf der Elbbrücke!“ Verſchwunden war er, ſeines Mundes Hauch ſpielte noch um Allwinens Stirn, ſeine Schritte verhallten in den fernen Zimmern. Allwine raffte ſich auf; mit einem ſcheuen Blick auf die Trümmer der Bilder wankte ſie hinaus. Der Galeriediener war in ſeiner Loge entſchlafen. Mürriſch taumelte er auf und öffnete der Verſpäteten. Draußen umfing ſie friſche, heiße Mittagsluft, und faſt beſinnungslos fand ſie ihren Weg über die brennenden Treppen hinab.

Auf der Elbbrücke ſaß um die zehnte Stunde am Fuße des Kreuzes eine weibliche Geſtalt, in graue Schleier verhüllt und mit ſtillen Augen den Wellen des Stromes nachblickend: Allwine harrte des Verheißenen. In ihre Seele war es wie die Nacht eines Wunders hinabgeſunken, was ſie geſehen und erfahren; ſie wartete in Faſſung und Glauben deſſen, was da kommen ſollte. Ueber die Brücke aber, an der Verhüllten vorüber, zogen zu beiden Seiten Menſchen, Roſſe, Wagen. Das Geräuſch und die Luſt des Tages drängte ſich mitten in die ſchweigende Nacht, während die Schatten der Kirchthürme und die Lichtſtröme der Häuſer und Barken am Geſtade ſpielend über die glatte Waſſerfläche hinglitten. In der Ferne dämmerten wie dunkle Räthſel die Häupter der Berge auf, und über das ganze, weite Elbthal hatte ſich eine graue, mondloſe Finſterniß gebreitet.

Allwine hatte eine kurze Weile ſo geſeſſen, als ſich eine warme Hand auf ihre Schulter legte und ſie mit ſanftem Druck aus ihren Träumen weckte: der Fremde ſtand vor ihr. „Du biſt da!“ ſprach er mit weicher Stimme. „Ich danke dir, daß du gekommen. Faſt zweifelte ich daran.“ — „Und mußte ich nicht?“ entgegnete ſie. „Mußte ich nicht thun, wie Sie geheißen? Mir iſt, als ſey ich gebannt in einer Welt voll Wunder, entweder erwacht aus kindiſchen Träumen, die mich bis jetzt befangen, oder eingeſchlafen und allem Gewöhnlichen zaubergleich entrückt.“ — „Die Wunder ſind euch näher im Leben als ihr glaubt,“ ſagte der Fremde und deutete mit der Hand um ſich her. „Iſt nicht alles dies ein Wunder? Und iſt nicht jede rechte Leidenſchaft, die plötzlich in eure Mitte fällt, ein Wunder? Aber folge mir!“

Er zog ſie empor, ſie folgte ſchweigend. Hand in Hand ſchritten die Beiden über die Brücke an des Stromes Ufer hinab. Ein Nachen wartete ihrer; am Ruder lehnte ein Fährmann in wallendem Mantel, der abſtieß, ſobald ſie das Schiff betreten hatten. Sie ließen ſich auf der grünen Bank nieder und ſchauten einander mit verſchlungenen Händen ſtumm in die Augen. „Wie du ſchön biſt!“ flüſterte Allwine, „viel ſchöner, als ich es im todten Bilde auf die Leinwand zu zaubern wähnte. Nur deine Wangen ſind bleich und deine Augen lodern nicht wie dort, ſie blicken nur wie milde Sterne durch mich hin. Nun rede!“ Sie zog ihren Arm aus dem ſeinigen. Ihre Hand beugte ſich über den Rand des Kahnes und zog plätſchernde Furchen in den Wellen. Aber er folgte mit der ſeinen, und in der lauen Fluth fanden ſich die tändelnden Finger, umkoſt von dem Schaum und der Wärme des Waſſers.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Auguſt.

Landluſt. Sommerfeſte.

Man muß täglich das Verzeichniß der Abreiſenden in der Wiener Zeitung nachleſen, um einen Begriff zu erhalten, welche Menſchenmaſſe von hier nach Mailand ſtrömt; es ſcheint, als begebe ſich ganz Wien auf die Reiſe. Von den wohlhabendern Ständen iſt ein volles Drittheil als Zuſchauer der Krönungsfeierlichkeiten von hier aufgebrochen; und ſelbſt

Digitized by Google

aus den unbemittelteren Claſſen ſchließt ſich faſt Jeder, der Zeit und einen Reiſepfennig erſparen kann, dem großen Zuge an. In der That hat ſeit Jahren kein Sommer unſere Stadt ſo entvölkert, als der diesjährige; begegnet man Jemand auf der Straße, ſo iſt es entweder ein Arbeiter, ein Kaufmann oder ein Beamter, Menſchen, deren Nahrungszweig oder Pflicht ſie an die Scholle binden; das Uebrige iſt alles ausgeflogen, nach Mailand oder auf das Land. Das Land! Nirgends ſind vielleicht Stadt und Land ſo ſtarke Rivalen, als hier, und doch ſind gewiß auch nirgends Stadt und Land ſo gleichbedeutend, als eben wieder hier. Der Wiener iſt vielleicht der leidenſchaftlichſte Landbewohner unter allen Großſtädtern des Continents; ſobald die Schwalben ſich auf den Stephansthurm das erſte Mal niederlaſſen, eilt jeder Wiener, bemittelt oder unbemittelt, in den umliegenden Dorfſchaften eine Landwohnung für ſich und ſeine Familie zu miethen. Aber eben durch dieſes Hinausſtrömen, durch dieſe Landſucht, wie man es nennen muß, hat das Land aufgehört, Land zu ſeyn; aus den Dorfſchaften ſind Stadtſchaften geworden, und Häuſer, Palläſte, Staubwolken und mephitiſche Dünſte erheben ſich dort gerade wie in der Stadt; aber was thut das? man wohnt ja doch auf dem Lande. Wenn man wiſſen will, welchen Werth die Wiener auf dieſen Landaufenthalt legen, ſo muß man nur die Klagen jener hören, die durch Verhältniſſe gezwungen ſind, in der Stadt zu bleiben; da hört man nichts als Seufzer über den verlorenen Sommer, Vertröſtungen auf über's Jahr, und Plane, wie man den verlorenen Genuß erſezt. Auf dieſe Plane bauen nun die verſchiedenen Reſtaurateurs ihre Spekulationen. Da kleben jede Woche an den Straßenecken klafterlange Affichen mit fauſtgroßen Buchſtaben: „Montag wird im Augarten zum erſten Male ein großes Feſt gefeiert werden unter dem Titel: Ariadne auf Naxos. Herr Lanner wird dabei zum erſten Male ſeine neuen Walzer: die Tauſendſappermenter, vorzutragen die Ehre haben. Die Beleuchtung wird Alles übertreffen, was man bisher geſehen ꝛc.“ Gleich daneben prangt eine andere Affiche: „Dienſtag wird in den Gartenlokalitäten zur goldenen Birn ein großes Feſt bei glänzender Illumination gefeiert werden, wobei Herr Fahrbach ſein neues Potpourri unter dem Titel: das Labyrinth, vorzutragen die Ehre haben wird; die Leitung der Tänze hat der k. k. Hofoperntänzer Herr Rabel übernommen ꝛc.“ Der Eintrittspreis zu einem ſolchen Feſte iſt gewöhnlich 40 kr. bis 1 fl. C.M., und der Entrepreneur kann durchſchnittlich auf 6 — 8000 Menſchen und auf eine Einnahme von 5 — 6000 fl. C.M. rechnen. Von dieſer reichen Einnahme ſteckt der Entrepreneur jedoch keinen Kreuzer in ſeine Taſche; denn die Phraſe: „bei noch nie geſehener Beleuchtung,“ iſt kein leeres Verſprechen. Der Wiener knickert nicht mit dem Gelde, wenn es einem Vergnügen gilt; aber er will für ſein Geld etwas genießen, und die Arrangeurs öffentlicher Vergnügungen ſinnen mit nicht minderer Anſtrengung auf einen neuen Plan, das Publikum anzulocken, als unſere Schriftſteller auf einen neuen Plan zu einem Roman oder Drama. Das Schickſal iſt auch jenen günſtiger beim Auffinden, als dieſen, und man verläßt weit befriedigter ein ſolches von einem Wiener Reſtaurateur veranſtaltetes Feſt, als man gewöhnlich einen neuen Roman mit vielverſprechendem Titel aus den Händen legt. Man muß ein ſolches Sommerfeſt mit anſehen, wenn man einen Begriff erhalten will, was Wiener Leben heißt. Sie werden gewöhnlich in den großen Gärten, die innerhalb der Stadt oder doch in ihrer Nähe liegen, veranſtaltet: im Augarten, bei der goldenen Birn, im Volksgarten, im Paradiesgärtlein und beim Sperl.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Concerte.

Außer den Schauſpielen ſind dieſen Sommer jeden Abend drei Concertanſtalten im Gange, erſtlich die Muſardſche, welche einen freien Platz neben dem Concertſaale in einen Garten umgewandelt hat, und hier in den Sommerabenden die Muſardſchen Tanzquadrillen erſchallen läßt. Nach dem Beiſpiel ſeines Nebenbuhlers Valentino gibt Muſard nun auch zuweilen ernſthaftere Muſik; aber ſeine Tanzquadrillen, wodurch er ſeinen Ruf begründet hat, herrſchen noch immer vor. Auch iſt ein Kaffeehaus oder vielmehr ein Kaffeeſaal mit der Anſtalt verbunden, die in einem der ſchönſten Stadtreviere liegt. Alles dies zuſammengenommen macht, daß der Zuſpruch des Publikums noch immer ziemlich bedeutend iſt. Sein Nebenbuhler Valentino gibt beſſere Muſik. Zweimal in der Woche widmet er ſeinen muſikaliſchen Abend der Aufführung Beethovenſcher, Mozartſcher und Haydnſcher Symphonien, und verdoppelt an dieſen Abenden ſeine Preiſe, daher auch alsdann nur Muſikkenner oder ſolche, die es ſeyn wollen, hinkommen. An den andern Abenden huldigt er dem allgemeinen Geſchmack und gibt Muſardſche Quadrillen und Straußiſche Walzer. Er kann den Zuhörern keinen Garten bieten; aber er ſpielt in einem geräumigen, ſchön verzierten Saale, in welchem kleine, mit Blumen und Springbrunnen verſehene Waſſerbecken angebracht ſind, um die Luft zu erfriſchen, was in den Pariſer Sälen ſehr nöthig iſt. Die dritte Anſtalt, die unbedeutendſte, iſt le jardin turc, einer der wenigen, noch in Paris übrig gebliebenen Luſtgärten auf dem Boulevard du Temple; hier gibt ein gewiſſer Tanzmuſiker, Namens Julien, jeden Abend ein Concert, welches dem Muſardſchen nachgebildet iſt. Des Lokals halber wäre dieſe Muſik die angenehmſte, wenn ſie beſſer wäre, und wenn das Wetter immer erlaubte, im Freien zu ſpielen. Für kunſtgemäße Concerte iſt gegenwärtig die Jahrszeit nicht, daher auch faſt gar keine gegeben werden; die Virtuoſen ſparen ihre Concerte für den Winter auf, wenn die reiche und zahlende Welt, welche fünf oder zehn Franken für ein Concert ausgeben kann, wieder in die Stadt gezogen iſt. Die übrigbleibenden Bewohner begnügen ſich mit den abendlichen Concertanſtalten zu einem Franken für die Perſon, oder gehen in's Schauſpiel, oder beſuchen die Spaziergänge, welche ſie umſonſt haben, und oft noch etwas Muſik obendrein; im Tuileriengarten wenigſtens hat es der König ſchon ſeit mehreren Jahren ſo angeordnet, daß jeden Abend während der ſchönen Jahrszeit von der Truppe eines der hier in Garniſon liegenden Regimenter eine Stunde lang im Freien geſpielt wird, die königliche Familie mag nun hier ſeyn oder nicht. Iſt der König da, ſo wird auch Morgens eine Stunde lang vor der Parade im Hofe des Tuilerienſchloſſes von einer jener Truppen Muſik gemacht. — Vor einigen Wochen hielt die Société des enfans d'Apollon ihre öffentliche Jahresſitzung, das heißt, ſie gab ein recht gutes Concert, nebſt einer Rede, worin der verſtorbenen Mitglieder oder Korreſpondenten des Vereins, unter andern Hummels, rühmlich gedacht wurde, und der Name des deutſchen Virtuoſen wurde nicht allein gefeiert, ſondern auch richtig ausgeſprochen, was ſchon als ein großer Fortſchritt der Franzoſen in der deutſchen Sprache angeſehen werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 28. Auguſt 1838.

— Liebe gießet Licht ins Reich der Schatten,
Und zaubert Schatten an das Licht zurück.

v. Feuchtersleben.

Pygmaliona.

(Beſchluß.)

Das Schiff ſteuerte langſam ſtromaufwärts. „Noch nicht allein!“ ſeufzte der Fremde, wenn eine Barke voll luſtfahrender Menſchen mit bunten Laternen und lautem Ruderſchlag an ihnen vorbeibrauste, oder wenn der weiße Rücken eines ſpät Badenden aus dem ſchwarzen Waſſer auftauchte. Allwine zog ſchauernd ihren Schleier feſter um ſich zuſammen; ſie glaubte neckende Geſichter aus der Tiefe aufſteigen zu ſehen, ſie meinte, drohende Arme griffen nach ihr, oder ſie horchte auf die ſiedenden Stimmen, die drinnen im Schoße der Wellen laut waren.

„Wer biſt du?“ fragte ſie endlich, „und wohin führſt du mich?“ Er begann: „Du verſtehſt die Kunſt, Geſtalten und Farben zu ſchaffen, wie ſie dir gelehrt worden. Aber von der eigenthümlichen Kraft, von den Myſterien dieſer Kunſt haſt du wohl nur in geweihten Stunden eine ferne Ahnung gehabt. Ein Geheimniß, eine göttliche Finſterniß brütet über jeder Kunſt, wie über der Natur, die aller Mutter iſt. Ihr ſchafft, wie ſie, mechaniſch und nach überlieferten Geſetzen, bis der Geiſt und das Myſterium der Produktion euch ſelbſt gefangen nimmt. — Höre! Du weißt, die Jünger Muhameds, des Propheten im Oſten, leiden nicht, daß der Menſch ein Gleichniß mache vom Menſchen. Meinſt du nicht, daß dieſem Gebote ein Tiefes und Wahres zu Grunde liege? Ahnſt du den Zuſammenhang, der zwiſchen den Zügen, der Geſtalt des Leibes und zwiſchen der Seele des Leibes obwaltet? Du haſt ja gehört, man ſoll keinen Geſtorbenen bei Namen rufen, daß er nicht erwache; hat aber die Farbe geringere Kraft, als der Schall, der todte? — Du haſt mich erweckt durch den Zauber deiner Kunſt. Eines iſt dazu, wie bei allem Schaffen, nöthig, jener Hauch, der als der allbelebende Athem der Gottheit durch alle Creatur geht. Dies Eine iſt Liebe. Liebe ſchafft im Körperlichen, ſie vermittelt, ſie beflügelt, ſie vereint alle produktive Kraft; meinſt du nun, ſie ſey eine bloß äußerliche und ſinnliche? Liebe iſt Geiſt, darum zeugt ſie auch geiſtig. — Als ich vor zwei Jahrhunderten auf der Erde wandelte in jenem Leibe, deſſen todtes Abbild heute auf deiner Staffelei ſtand, war ich ein Menſch, ſterblich, wie du. Ich ſtarb; aber die Züge meines Angeſichts blieben zurück in jenem Werke, das damals die Hand eines berühmten Meiſters erſchuf. Ihr ſtreitet, wer dieſer Meiſter ſey, und tappt im Dunkeln. Der Meiſter war die Liebe; mich malte mein Mädchen in den glücklichen Stunden, wo wir uns lieb hatten. Sie wollte ein Gedächtniß von mir behalten, wenn ich nicht mehr ſey, ſagte ſie; allein ſie wußte nicht, daß in jenem Bilde ein Theil meines

Selbſt zurückbleiben mußte, gefangen, wie ein gebannter Geiſt in einer ſterblichen Hülle. — Viele Hände, kunſtfertige und kunſtlernende, haben wohl ſeit jener Zeit an dem Bilde nachgeahmt, geübt, geändert. Denn ihr haltet es für ein großes Werk, und es iſt ein großes, weil es die Liebe geſchaffen. Aber den rechten Geiſt des Bildes wußte Niemand zu beſchwören, weil Allen das Eine fehlte, die Liebe. — Da kamſt du und deine Seele wandte ſich auf mein Bild, nicht bloß deine Finger. Ich fühlte, wie mit jedem Zuge deines Pinſels mein Geiſt näher und entſchiedener zu dem deinigen herabgeriſſen wurde. Du hatteſt das rechte Medium getroffen, um dich zu mir, mich zu dir zu bringen; denn in dir war die Liebe.“

„Eine alte Mythe erzählt dir von Pygmalion, daß er ſeiner Hände Werk geliebt und dadurch am Ende den kalten Marmor beſeelt habe. Du glaubſt wohl nicht an dieſe Mythe, aber ſie iſt eben ſo wahr, wie eines unſerer feſteſten und klarſten Naturgeſetze. Liebe gibt Liebe. — Dein Abbild nahm täglich zu, aber es fehlte noch an den Augen. Es fehlte ein etwas, das ich nicht zu nennen weiß. Du wußteſt es eben ſo wenig; dir zeigte es nicht deine Kunſt, nur dein Herz und der rechte Moment führten dich. Da war es zulezt, als ob du durch die gemalten Augen wie durch kryſtallene Pforten in das innerſte Heiligthum meiner Seele drängeſt, und wie du die Lichtſtrahlen drinnen ſo echt klar und lebendig angezündet, erwachte mein gebannter Geiſt, bewältigte die träge, todte Materie und trat in neubelebter Erſcheinung körperlich vor dich hin. Glaubſt du?“

Allwine hatte ohne Worte gelauſcht. Die Nacht war nun vollends ſtill geworden, das Schiff trieb allein auf den Waſſern der Elbe. „Glaubſt du?“ fragte er wieder und faßte die Zitternde ruhig an beiden Armen. Sie lehnte ſich an ihn und ſchauerte, vor Wonne oder vor Wehe, in ſich zuſammen.

„Aber dein Herz iſt kalt, Geliebter!“ ſagte ſie, ſich näher an ihn ſchmiegend. „Mich friert, nimm mich zu dir.“ — „Hüte dich!“ entgegnete der Fremde. „Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod.“ Er machte ſich los von ihr und ſezte ſich auf die Bank gegenüber, ſie mit den tiefen Augen wehmüthig anſehend. „Ich bin nur ein ſchwaches, ſterbliches Kind,“ klagte Allwine, das Haupt auf den Knieen des Mannes in ihre Hände bergend. „Siehſt du, Geliebteſter! ich weiß nicht, ob du recht geredet und wahr. Mir iſt alles Wiſſen untergegangen und alles Glauben auf in dir! du, du! wie nenne ich dich?“ Er ſeufzte und legte die Hand leiſe auf ihr Haar. „Nenne mich nicht,“ ſagte er, „uns bezeichnet kein Name mehr. Auch der meine iſt verſchollen. Was iſt ein Name auf der Erde? Ein Hauch über die Fläche der Waſſer, ein Strahl über der Berge Haupt! Glaube an mich! Glaube iſt Alles, Liebe und Leben ſind eins im Glauben!“

Draußen an das Schiff pochten die Wellen. Vom Himmel fuhren Sterne hernieder und erloſchen im Waſſer, um den Kahn flogen Nachtſchmetterlinge, und laue Winde ſchaukelten wie in einer Wiege, das Paar ſammt dem dritten, dem ſchlafenden Schiffer am Ruder. Allwine lag ſtill wie ein ſteinernes Bild auf den Knieen des Mannes. Da begann auf einmal eine ſeltſame Weiſe über ihr zu klingen, Flötentöne, wie ſie ſie noch nie gehört, zogen weich und ſehnſüchtig durch die Nacht und weckten den Widerhall und die Vögel, die im Rohre am Ufer träumten. „Was iſt das?“ fragte ſie und blickte auf. Sie ſah, wie der Fremde ſeine Flöte genommen hatte, dieſelbe, die auch auf dem Bilde in ſeinen Händen war, und in die Röhre hineinhauchte, wunderbar ſüße, in's Herz dringende, lockende Töne, gleich dem Brautlied der Nachtigall. Sie umfaßte ihn; er ſezte ernſt die Flöte ab. „Hüte dich!“ ſagte er, „Liebe ſchafft, Liebe zerſtört!“ Sie küßte ihn, aber er wandte ſich trauernd von ihr. „Das iſt meine Flöte,“ ſprach er und zeigte ihr, wie er ſie an einem blauen Bande auf der Bruſt trug. — „O ſpiele,“ bat ſie, „es iſt ſo ſchön, ſo wunderbar!“ Er ſchüttelte ſtumm mit dem Kopfe und blies von Neuem, immer ſehnſüchtiger und ſchmelzender, und immer inniger ſchloß ſich Allwine an ſeine Bruſt. „Hüte dich!“ bat er. „Siehſt du, in dieſem Rohre ruht eine zauberiſche Gewalt. Sie ſchenkte mir es, die mich zuerſt gemalt. Aber Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod! Hüte dich!“ bat er noch einmal — zu ſpät, denn als ihn Allwine am innigſten zu umſchlingen wähnte, da war er plötzlich ihren Armen entſchwunden. Ein wehmüthiger Seufzer, wie der eines Sterbenden, umſchwebte ſie: Liebe gibt Leben, Liebe gibt Tod, und die lezten Flötenklänge erloſchen dabei im Waſſer. Der Kahn trieb mit einem heftigen Stoß auf den Sand, Allwine erwachte aus ihrem Taumel und fand ſich allein auf der grünen Bank. Der Fremde und der Fährmann waren verſchwunden; am Boden lag zerbrochen die wunderbare Flöte.

Moden.

(Fortſetzung.)

Elegans facetus. Der feine gute Geſellſchafter. (Dandy-fine-wit, élégant bel-esprit). Die beweglichſte, lauteſte und für die Damen, welche damit ſpielen, unterhaltendſte der Arten, bei welchen, neben der äußern Liebenswürdigkeit, gewiſſe Geiſtespartien zu galanten Zwecken breſſirt, arrangirt, coeffirt, drapirt ſind (Alles dies läßt ſich ſchwer deutſch geben). Sie unterſcheidet ſich in einer Race leicht vom Elegans languidus und dem

eigentlichen E. eroticus, geht jedoch mannichfaltig in dieſelben über. Das unterſcheidende Merkmal des E. facetus iſt, daß er eine Anzahl Paſſagen aus dem auf die Noten des Converſationstons geſezten neueſten Weltdrama fertig zu pfeifen weiß. Die Capacitäten ſind aber äußerſt verſchieden, und dies begründet, bei geringem Wechſel im Gefieder, zahlloſe Spielarten nach dem Umfang und den Modulationen des Geſangs, welche die ganze Reihe von der wunderbaren Vielſeitigkeit des Spottvogels bis zur einzigen traurigen Note der Dohle umfaſſen. Es brauchte viel Zeit, auch nur die merkwürdigſten zu beſchreiben, von den faſt gelehrten Prachtſtücken, denen die Miſſion der Rahel, der Bettina, der Dudevant kein Geheimniß iſt, und die im Stande ſind, einer Dame, die Engliſch treibt, mit einem Spruch aus Shakespeare die Hand zu küſſen, als:

> The fairest hand J ever touch'd! O beauty,
> Till now J never knew thee!

bis zu den allereinfachſten herunter, welche in ihrer Unſchuld vom Sündenfall der Literatur ſeit Heine gar nichts geſpürt, und mit einem: „die ſchönen Tage in Aranjuez u. ſ. w.“ oder „O zarte Sehnſucht!“ u. dergl. die Untieſen ihrer Aeſthetik erſchöpft haben. — Er befindet ſich in der Regel am beſten dabei, wenn die Oper- und Balletwalze in den Converſationsleierkaſten eingeſezt und nicht wieder herausgenommen wird: er iſt eingeübt auf Anſpielungen und Artigkeiten aus dem Gebiet der Muſik und der leichtfertigen Kunſt und weiß zu jeder ſpaßhaften oder tragiſchen Situation ein modernſtes Opernmotiv als Motto anzugeben. — Der Elegans facetus iſt häufig Mitarbeiter an einem belletriſtiſchen Blatte, wenn nicht gar eigentlicher Schriftſteller und gebundener oder ungebundener Poet. Jn dieſem Falle gibt er gerne Impromptus preis, „qu'il fit l'autre jour,“ ängſtigt Frauenzimmer, welche vor dergleichen bange haben, mit der ſcherzhaften Drohung, ihre Figuren in ſeinem Blatte in einem „Genrebilde“ oder „Badeeindruck“ anzubringen, nimmt ſich übrigens diätetiſch in Acht vor tiefern Geiſtesergüſſen, „um ſich nicht zu zerſplittern.“ — Er iſt wohl auch Militär, und dann meiſtens Jnfanterieoffizier, man weiß nicht recht warum. Er läßt zuweilen ſeinen Stand durch den bürgerlichen Urlaubshabit angenehm durchſchimmern: ſo, wenn er den unruhigen Mädchenkreis beim Beginn eines von ihm arrangirten Spieles zur Ruhe bringt, geſchieht es mit einem ſcherzhaft gebieteriſchen: „Ruhig im Glied, meine Damen!“ — Der Militär kneipt die Guitarre, wie ſich der Franzoſe kurios ausdrückt; er iſt nicht ſelten in Jtalien geweſen und hat in der Scala die Ungher, in der Pergola die Boccabadati gehört. Es kommt vor, daß er ſeitdem Kunſtnovellen ſchreibt; jedenfalls aber citirt er, ſeit ſeine Sehnſucht die Alpen überſtiegen, keine Belliniſche oder Donizettiſche Nummer mehr deutſch, ſondern in der Urſprache, und ſagt nicht mehr Adieu, ſondern a-dio. — Der feine Muſterreiter — um noch eine Figur aus einer andern Kategorie kürzlich zu bezeichnen — iſt beſonders ſtark darin, Jndiscretionen und Anzüglichkeiten mit einer Miene vorzubringen, welche thut, als ob er ſich der Pointe nicht bewußt wäre, und doch durchſcheinen laſſen ſoll, daß er es ganz gut iſt. Er parodirt den Baſſiſten und den Tenor vom Theater mit gleicher überraſchender Leichtigkeit, jodelt wie ein Tyroler und miaut eine Arie aus Norma äußerſt natürlich.

Elegans fatuus. — Der feine Strohmann (él. niais, dull dandy). Eine äußerſt zierliche, aber faſt geſangloſe Art, die ſich Sommers zahlreich in Badeorten einfindet, jedoch ſelten niſtet, ſondern von einem zum andern zieht; in der Regel jung, doch nicht immer ganz jung. Das charakteriſtiſche Merkmal iſt, daß er den Schnabel ſehr ſelten aufthut, außer zum Eſſen und Trinken und zur Cigarre. Die Varietäten beſtimmen ſich nach dem Grund dieſer Wortkargheit: manche, darunter ſolche, die weit her ſind, ſprechen ganz ehrlich, wie die Affen, deßhalb nicht, weil ſie nichts zu ſagen haben; andere ſchweigen, damit ihr Naturgeſang ihr ſchimmerndes Gefieder nicht kompromittire. Aus dieſem Grunde fällt es auch beim einzelnen Exemplar oft ſo ſchwer, gleich anzugeben, wie weit es her iſt und wo es geheckt worden. — Der E. fatuus beſchränkt ſich im Allgemeinen, neben den Parolen für die Kellner, auf die Artigkeiten, wie man ſie beim Verſchnauben während des Galopps aushaucht, und auf die Erkundigung, wie die Damen geſchlafen haben. Bei Tafel ſind viele ſchon darum vom Geſpräch diſpenſirt, weil ſie nach jedem Biſſen — links, rechts — den Schnurrbart zu wiſchen haben. — Der feine Strohmann gehört am Ende zu den Sehenswürdigkeiten, wie man ſie auf Promenaden und in Kurſälen vorweist, nur daß er keinen Teller umhergehen läßt, ſondern den Tribut der ſtillen Bewunderung mit den herausfordernden Blicken einſtreicht.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Muſikaliſche Vereine. Die Herzogin v. Abrantes.

Vorige Woche machte die Société d'émulation, welche jeden Donnerstag Abend in dem Caſino, genannt le Cercle, eine literariſch-muſikaliſche Sitzung hält, den Beſchluß ihrer diesjährigen Arbeiten; wenigſtens macht ſie Vakanz bis zum

Oktober. Ein Herr Chollet, welcher zu den guten Klavierſpielern in Paris gehört, obſchon nicht zu denen des erſten Ranges, ſpielte mit großer Fertigkeit ein Fortepiano-Concert; dieſen Chollet hört man oft in den kleinern Concerten. Auch ein Duett für Violine und Violoncell wurde meiſterhaft ausgeführt. Die Concertſtücke waren mit einigen Geſangſtücken untermiſcht. Vor der Muſik gingen einige Vorleſungen her. Villenave, welcher den Vorſitz hatte, las eine ſehr lange Parallele zwiſchen Karl dem Großen und Napoleon vor, in welcher manche wirklich überraſchende Aehnlichkeiten in den Handlungen und in den Jahrszahlen derſelben (mit einem Unterſchied von tauſend Jahren) angegeben wurden. Jemand las ein dramatiſirtes Sprüchwort vor: ce que femme veut, dieu le veut, oder die „Heirath in Extremis.“ Eine Dame ließ etwas furchtſam ihre Verſe hören. Dies iſt der einzige Pariſer Verein, in welchem die Damen den Muth haben, aufzutreten und ihre Gedichte ſelbſt vorzuleſen. Auch das Athénée des arts nimmt Damen zu Mitgliedern auf; da aber die Sitzungen, die öffentlichen wenigſtens, in einem weit größern Lokale gehalten werden, ſo laſſen die Damen, wenn ſie dem Publikum etwas mitzutheilen haben, es durch die Männer vorleſen, und ſelten treten ſie in eigener Perſon auf. Im Cercle aber beſteht die Geſellſchaft aus nicht mehr als hundert oder höchſtens hundert-fünfzig Perſonen; hier haben die Damen ſchon ein wenig Herz und treten als Vorleſerinnen auf, wiewohl nicht ohne einige Bangigkeit. Ich hörte hier von den Anweſenden wieder der Herzogin von Abrantes und der traurigen Umſtände erwähnen, welche ihrem Tode vorhergegangen. Solch ein Leben, wie es die Herzogin ſeit zehn oder zwölf Jahren führte, würde eine Andere ſchwerlich ausgehalten haben, und man begreift kaum, wie eine Frau, der es nicht an Zartſinn fehlte, nicht ſchon lange unterlegen iſt. Beſtändig wurde ſie von ihren Gläubigern gequält und verfolgt, und ſuchte durch Anleihen und große Opfer die dringendſten Schuldforderungen zu befriedigen, ohne daß ſie deßwegen ihrem Aufwand entſagte, oder es auch nur merken ließ, in welcher peinlichen Verlegenheit ſie ſich befand. Sie machte ein großes Haus, verſagte ſich in ihrem Putze nicht das Geringſte, beſuchte große Geſellſchaften und erſchien überall ſo unbefangen, daß man von ihrer kümmerlichen Lage nichts merkte. Dabei hatte ſie, wie es bei Verſchwendern der Fall zu ſeyn pflegt, ein gutes Herz, gab, was ſie hatte, und verſchenkte Manches, was noch nicht bezahlt war. Als man in Frankreich den geflüchteten Polen zu Hülfe kam, wollte auch ſie ihnen beiſtehen. Es fehlte ihr aber, wie immer, an Geld; ſie ſchrieb daher eine Novelle für ſie und ſchenkte ihnen das Manuſcript. Vielleicht hätten die Gläubiger noch Geduld gehabt, wenn ſie geſehen hätten, daß die Herzogin den feſten Willen habe, durch Sparſamkeit ihre Schulden zu tilgen. Das war aber der prachtliebenden und an keine Häuslichkeit gewöhnten Frau nicht möglich, und ſo erfolgte denn zulezt die Beſchlagnahme ihrer lezten Habe, der einzigen Ueberbleibſel ihrer ehemaligen Pracht und Herrlichkeit. Dies brach ihr das Herz. Dg.

Wien, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Sommerfeſte. Wiener Reichthum und Armuth.

Das Feſt beginnt, ſobald es dunkelt; die Gärten ſind von Tauſenden von Lampen in allen Farben und Formen beleuchtet. Hier tritt man in eine Allee, deren Bogengänge aus lauter Flammenlauben beſtehen, die eine tiefe Perſpektive bilden, in deren Hintergrunde ein feuriger Tempel ſich erhebt, dort breiten ſich Matten und Blumenbeete aus, die im magiſchen Farbenſpiel aus lauter Lampen beſtehen; hier ſchwebt ein ungeheurer Doppeladler, der in ſeinen Krallen eine flammende Abbildung von Wien hält, dort eine Ariadne, die aus lauter Funken beſteht, hier die Markuskirche von Venedig, dort ein Luſtwäldchen, mit glühenden Früchten an den Bäumen, und ſo geht es in überraſchender Abwechslung durch die verſchiedenen Windungen der Gartenpartien. Nun tritt man erſt auf den Hauptplatz: ein Feuermeer umgibt den großen Salon, in deſſen Mitte Lanner oder der Vice-Strauß Fahrbach an der Spitze ſeiner blaſenden und geigenden Truppe präſidirt. Hier iſt der Focus der Illumination und der Menſchenmaſſe. Welche Fülle reizender Damen, welcher Schimmer der Toilette, welches Geräuſch der fröhlichſten Converſation! faſt droht es den Jubel der Walzermuſik und das Rauſchen des Orcheſters zu übertönen. Dort wird getanzt; mit Mühe hält der Maitre de baliel die tanzwüthigen Paare in Ordnung; hier fliegen Kellner, Marqueure, Bedienten, Aufwärter, dort in der dunkeln Laube treiben die Stiefelputzer ihr ſtilles Geſchäft, den zu Fuße Angekommenen den Staub von den Schuhen zu bürſten. Für Alles iſt geſorgt, und man ſieht gleich beim erſten Ueberblick, daß die Koſten eines ſolchen Feſtes den Ertrag des Eintrittspreiſes aufwiegen, wo nicht noch überſteigen. Aber der Gewinn des Entrepreneurs beſteht in der Conſumtion der Speiſen und Getränke. Der Erlös dafür überſteigt das Dreifache des Eintrittsgeldes, und wenn hier die Einnahme auf 5000 fl. C. M. ſich beläuft, ſo kann der Unternehmer ſicher rechnen, daß er für Speiſen und Getränke 15,000 fl. C. M. einnimmt. Denn der Wiener beſucht nie einen öffentlichen Ort, ohne ſeinem Körper einige Erfriſchungen beizulegen, und bei beſondern Gelegenheiten, bei Vergnügungen, die bis ſpät in die Nacht hineindauern, iſt Eſſen und Trinken die Hauptſache. Ein Wiener Bürger oder Handwerker, der mit ſeiner Familie „zur goldenen Birne ꝛc.“ geht, verzehrt mehr an einem Abend, als mancher Bewohner einer andern deutſchen Reſidenz zu ſeinem wöchentlichen Bedarf ausgibt. Genießen iſt das Lebensprincip des Wieners; in andern Städten iſt der Erwerb der Lebensberuf, Vergnügungen ſind dem Bürgerſtande nur Nebenſache, ungefähr wie der Braten, der nur des Sonntags auf ſeinen Tiſch kommt. Bei dem Wiener Bürger iſt jeder Tag Sonntag, er ißt jeden Tag ſeinen Braten; das Vergnügen, den Genuß betrachtet er als ſeinen Lebensberuf, den Erwerb nur als Mittel, der zum Zwecke führt. — Aber was thut der Arme? wird man fragen; auf eine ähnliche Frage antwortete unlängſt ein berühmter hieſiger Diplomat einem Fremden: „Es gibt in Wien keinen Armen, ſo wie es keinen Reichen gibt. Wenn man dieſes oder jenes Handlungshaus als reich rühmt, ſo kommt ein Anderer und ſagt: Sina iſt noch reicher, ein Dritter ſagt hierauf: Rothſchild iſt noch reicher, ein Vierter erwidert: der Fürſt Lichtenſtein iſt noch reicher als Rothſchild, ein Fünfter, Sechster und Siebenter findet immer einen noch Reicheren; es gibt in Wien ſo vielen Reichthum, daß man nicht weiß, wo das Maß beginnt, nach welchem man Jemand reich nennen kann. Und eben ſo gibt es keinen Armen; man behorche Montags früh das Geſpräch zweier Holzhauer, ſo wird man hören, wie einer den andern fragt, wo er geſtern auf dem Lande geweſen, in welches Wirthshaus er heute zu gehen denke u. ſ. w. Wo Jedermann auf Vergnügungen denken kann, da gibt es keine Armuth.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 29. Auguſt 1838.

> Das Klima Afrikas hat den einheimiſchen ſchwarzen Juden, welche die Feier des Sabbaths und die Gebräuche ihres Geſetzes noch genau beobachten, und auch dort dem Handel obliegen, die Farbe der Neger und die ganze Geſichtsbildung derſelben gegeben.
>
> G. H. Schubert.

Anthropologiſches und Zoologiſches aus Abyſſinien.

Die fünfzehnte Lieferung der in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden Reiſen und Länderbeſchreibungen gibt eine im Jahr 1836 von einem Deutſchen, A. v. Katte, nach Abyſſinien unternommenen Reiſe. Das Buch enthält werthvolle Beiträge zur Kenntniß dieſes durch ſein Clima und ſeine reiche Natur ſo ausgezeichneten Landes, in deſſen bisher faſt unbekanntes Innere neuerdings Engländer, Franzoſen und Deutſche mit gleichem Eifer einzudringen ſuchen.

Wir heben einige intereſſante naturgeſchichtliche Punkte aus, und ſchicken jedem ein paar Sätze zur Verſtändigung voran.

Die ſchwarzen Juden.

Seitdem der Menſch von ſeiner körperlichen Seite, als oberſtes Glied in der Thierreihe dieſes Planeten, ernſtlich und ohne Vorurtheil ſtudirt wird — und dies iſt noch nicht ſo gar lange her — hat ſich als Hauptproblem die Frage herausgeſtellt: haben ſich bei der Verbreitung des Menſchengeſchlechts über die Erde die jetzigen charakteriſtiſchen Formen deſſelben, die ſogenannten Racen aus einer urſprünglichen Race, namentlich, nach der gemeinen Annahme, aus der weißen oder kaukaſiſchen herausgebildet, und zwar durch die Lebensweiſe und das Clima im weiteſten Sinne? ſind ſie demnach nur Spielarten einer einzigen Art? — oder aber: ſind die Racen urſprüngliche, der ganzen Natur der urſprünglich von ihnen bewohnten Landſtriche eingebildete Formen? bilden ſie demnach verſchiedene Arten? Mit andern Worten: verhalten ſich die Menſchenracen, der Kaukaſier, der Mongole, der Neger, wie die feſten Racen unſerer Hausthiere, etwa der Pferde, oder aber wie verſchiedene, nahe verwandte Arten deſſelben Geſchlechts, etwa wie Pferd, Eſel, Zebra? Man iſt von der Löſung dieſer Frage noch weit entfernt, ſchon darum, weil die Naturforſcher ſelbſt bei den Thieren über die Begriffe von Geſchlecht (genus) und Art (species), und über das Verhältniß derſelben zu einem frühern Leben der Erde durchaus nicht einig ſind. Entſcheidend wäre es, wenn ſich die bis jezt zweifelhafte Erfahrung beſtätigte, welche Grund im 3ten Hefte der deutſchen Vierteljahrs-Schrift, pag. 108 aus dem Munde amerikaniſcher Aerzte anführt, worauf wir hiemit verweiſen. — Man ermangelte bisher nie, die ſogenannten ſchwarzen Juden in Afrika als Beleg für die Einheit des Menſchengeſchlechts anzuführen. Beharrte einer auf dem Umſtand, daß der Kaukaſier wie der Neger in keinem Clima, unter keinen Umſtänden, nach noch ſo vielen Generationen, ſo viel ihrer bis jezt

Digitized by Google

beobachtet werden konnten, einen einzigen ſeiner Racencharakterr ablege, ſo hieß es baldz und doch iſt ein echt kaukaſiſcher Stamm aus Kleinaſien in Afrika zu einem Negerſtamm geworden. Juden, gerade das ſonſt unveränderlichſte Volk, ſollten ſich dort ſogar in Neger verwandelt haben! Hörrn wir, was unſer Reiſebeſchreiber hierüber ſagt.

* * *

Die Juden oder Falaſchas, wie ſie genannt werden, wohnrn in der Provinz Simien, am Tzanaſee, in der nähern Umgegend von Gondar und in den nördlichen Gebirgen der Provinz Dembea. In Tigre gibt es durchaus keine; zuweilen kommen ſie nach Adua, um ſich daſelbſt durch Arbeit etwas zu verdienen. Vor fünfzig Jahren bildeten ſie unter eigenen Fürſten einen Staat in Simien. Die hohe Felſenburg Ainba Gideon war der Hauptſitz ihrer Fürſten. Seitdem ward aber dieſem Staat durch den chriſtlichen Beherrſcher von Simien ein Ende gemacht, und nun leben ſie von dieſem in gewiſſer Abhängigkeit. Ihre Zurückgezogenheit jedoch und der Ruf der Zaubrrei ſchüzt ſir beſſer als alle Waffen gegen willkührliche Bedrückungen. Man läßt ſie grrn in Ruhe, ſobald ſie den unbedeutenden Tribut zahlen, der ihnen auferlegt iſt. Von ihren Sitten, Gebräuchrn und ihrer innern Verfaſſung weiß man wenig. Jedoch ſind ſie weit arbeitſamer als die übrigrn Abyſſinier; man kann ſagen, ſie ſind die nützlichſten Einwohner des Landes. Sie bauen die Häuſer in Gondar, ſchmirden das Eiſen und ſollen ſogar einige Metallcompoſitionen, ſo wie chemiſchr Präparationen kennen. Ihre Häuſer ſollen die beſten ſeyn, die man in Abyſſinien findet; ſie halten ſie ſehr reinlich, erlauben aber niemals einem Chriſten den Eintritt. Uebrigens ſind ſie in Bezug auf die Bibel ſehr unwiſſend und kennen kaum die fünf Bücher Moſe.

Es wäre ſehr intereſſant, wenn man hiſtoriſch nachweiſen könnte, daß dieſe Falaſchas wirklich Abkömmlingr von in früherer Zeit aus Judäa eingewanderten Juden ſind. Die überall die Juden charakteriſirende Nationalphyſiognomie, die ſie in allen Climaten und unter allen Völkern ſogleich wieder erkennen läßt, fehlt dieſen abyſſiniſchen Juden gänzlich. Ihr Phyſiſchrs unterſcheidet ſie in nichts von den übrigen Abyſſiniern. Sie ſind ſchwarz, wie dieſe, und tragen ebenfalls den eigenen charakteriſtiſchen afrikaniſchen Zug um Mund und Naſe, während die Juden im Yemen, alſo unter gleicher geographiſcher Breite und in einem weit heißern Clima, ſich deutlich von den Arabern unterſcheiden und gar nicht als Juden zu verkennen ſind. Es gibt in Abyſſinien noch viele Abkömmlinge der dort angeſiedelt geweſenen Portugieſen. Dieſe Abkömmlinge zeichnen ſich noch immer, troß ihrer Vermiſchung mit den Abyſſinirrn, von dieſen durch eine weniger ſchwarze Färbung und durch eine mehr europäiſche Geſichtsbildung aus. Es iſt daher völlig unerklärbar, wie ein weißer, in Abyſſinien eingewanderter Völkerſtamm bei einem von den Eingebornen völlig zurückgrzogenen Leben und bei der Sorge, ſich niemals mit ihnen zu vermiſchen, ſich ſo verändern konnte, daß in einem ſo milden und gar nicht heißen Clima, wie das abyſſiniſche, aus der weißen Farbe die ſchwarzr und aus einer aſiatiſchen Race die afrikaniſche wurde, während man ſieht, daß derſelbe Völkerſtamm in allen andern Ländern und in jeder Zone ſeine Eigenthümlichkeit beibehalten hat. Aus dieſen Gründen ſcheint es wahrſcheinlich, daß ſich nur das Judenthum, mit ſeiner ganzen ſchroffen Abgeſchloſſenheit, in Abyſſinien verbreitet, daß aber keine förmliche Einwanderung der Juden ſtattgefunden hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Beſchluß.)

Elegans decrepitus. Der feine alte Junggeſelle. — Dieſr Art erkennt man ſogleich am merkwürdigen Kunſttrieb, womit ſie einem baufälligen Gehäuſe das Anſehen von Wohnlichkeit, ja Zierlichkeit gibt, indem ſie Ritzen und Lücken mit Haaren, Wolle und anderem Material ausflickt. — Sehr unangenehm machen ſich die Abarten, welche am Ende nichts ſind als alte Exemplare des oben beſprochenen E. fatuus, denen allmählig die Uebung im Conſerviren von Alterthümern zur andern Natur geworden iſt. — Nicht viel ergötzlicher iſt der ältliche Epouſeur, der ſeine blank verpuzte Perſon als Köder unter den begüterten Wittwen und Erbinnen über Dreißig herumträgt; ſeine Verſuche im Girrrn und Zwitſchern, bei heiſerer, gebrochener Stimme, ſind in hohem Grade unſchön. Deſto erträglichrr, oft ſogar gewiſſermaßen liebenswürdig iſt der eitle, aber uneigennützigr maître des plaisirs und Badekönig. Er kann von ſich mit Falſtaff ſagen: „Ein wackerer, ſtattlicher Mann, und wohl beleibt; er hat einen heitern Blick, einnehmende Augen und ein ſehr edles Weſen, und ich denke, er iſt ſo in den Fünfzigen, oder wenn's hoch kommt, gegen ſechzig.“ Leztere Notiz läßt er gern weg, vernimmt es indeſſen nicht ſo übel, wie der Angler, wenn man ihn an ſein Alter mahnt. In ihm lebt noch die Tradition der alten, gutmuthigrn, leichten, ſich von ſelbſt verſtehenden Galanterie, welche heutzutage einrm inſolenten Ignoriren da Platz gemacht hat, wo nicht Vornehmheit oder Reize zum ehrſüchtigen oder begehrlichen Götzendienſt aufforderrn.

Digitized by Google

Die Kußhand, die er dem unſcheinbarſten, mondſcheinartigen Frauenzimmer im Cirkel zuwirft, iſt ſo innig und ernſtlich als die Huldigung, die er dem glänzenden Geſtirn des Tages darbringt. Er ſezt, gegen einen billigen Abtrag von unſchuldigen, oſtenſibeln Gunſtbezeugungen, die Subſcriptionsliſten der reiſenden Sängerin in Umlauf und beſtellt immer den Damen die Eſel zu pittoresken Landpartien.

Elegans martyr. — Der Modekreuzträger. — Es kommt in der Entomologie gar nicht ſelten vor, daß die Larve eines Inſekts und das ganz ausgebildete Thier irrthümlich als beſondere Spezies aufgeführt oder gar in zwei verſchiedene Geſchlechter verwieſen werden. Lezteres iſt bei der vorliegenden Spezies der Fall, nur daß hier der Syſtematiker weiß, was er thut. — Der Elegans martyr hat den größten Theil des Jahres über einen ganz andern, gar nicht eleganten Habitus; aber Sommers verlarvt er ſich und ſimulirt äußerlich die Charaktere des Geſchlechts Elegans. Doch der eigentliche pſychologiſche Ausdruck deſſelben geht ihm ganz ab, nämlich die Selbſtgenügſamkeit: die meiſten Exemplare ſehen aus, als ob ſie, ſtatt Artigkeiten vorzubringen, lieber immer nur knurren und beißen möchten, wenn ſie dürften. — Der E. martyr wechſelt um den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebſes ſeine Haut; aber nicht aus eigener innerer, freudiger Bewegung, ſondern wegen der nöthig erachteten äußern Harmonie mit der Frau, oder gar noch den Töchtern, und um des lieben Friedens willen. Damit er der faſhionabeln Sippſchaft keine Schande mache, wird er zum Opferlamm der Mode. — Er muß ſich in dieſer Prüfungszeit täglich zur Tafel den Bart abnehmen, und ſchindet ſich die Haut. Der ſteife Kragen ſcheuert am Ohr, das zierliche Halstuch ängſtigt, die geſchnürte Weſte engt, der knappe Ermel zwängt, der Hoſenſteg ſpannt. Unter dieſen kleinen Martern, deren Facit eine große Unbequemlichkeit iſt, verzehrt er ſeine Mahlzeit im Schweiße ſeines Angeſichts. Ja, es gibt herriſche Weiber, ſommerliche Puriſtinnen im guten Ton, welche dem Märtyrer unter dieſen Umſtänden noch zumuthen, mit der linken Hand zu eſſen. Er hat den ganzen Tag aufzupaſſen, damit er nicht gegen das mitgebrachte Reglement der Faſhion anſtoße, und noch dazu eine ſtrenge Wortdiät zu beobachten. — Beim Deſſert oder ſonſt, wenn ein Taſchenſpieler oder anderer Gaukler den Herrſchaften ſeine Kunſte zeigt, paſſirt es, daß ſein Inneres in den Naturlauten eines herzlichen Gelächters explodirt; aber es erſtirbt ihm auf den Lippen beim ſcheuen Blick auf zwei bis acht mit Blut übergoſſene Wangen und eben ſo viele zornſprühende Augen. — Seine beſondere Verzweiflung iſt der enge, anklebende Handſchuh, den er faſt nie ablegen und doch auch nicht die Finger darin ſpreitzen ſoll. Er muß immer an ſeine Hände denken, und wenn er einmal ihren Zuſtand vergißt, iſt es noch ſchlimmer. Er greift mit dem Handſchuh in die offerirte Schnupftabaksdoſe und zuckt erſchrocken zurück, wenn der wohlbekannte Eindruck des feuchten Pulvers an den Fingerſpitzen ausbleibt. Er fährt mit dem Handſchuh in die Taſche, um einen der hundert Anſprüche an den Beutel eines feinen Mannes zu befriedigen, kann nicht fertig werden, ob er das Leder anbehält oder in der Haſt nicht von der feuchten Hand bringt, und ſchreibt ſich mit einem lauten Fluch eine neue Note in's ſchwarze Regiſter. — Er ſchwärmt im Gedanken an die Zeiten, wo es Raſiertage, Mahlzeiten im Schlafrock und Handſchuhe à discrétion gibt, und glaubt aus einem böſen Traume zu erwachen, wenn endlich der im Feenwald der Faſhion ihm aufgeſezte Hauptſchmuck abfällt und er wieder ganz Claus Zettel iſt.

Hiemit genug. Dieſes Stück einer Galerie läßt ſich nach Belieben vervollſtändigen; jeder hat ja die Geſtalten vor Augen. Manchem ſind ſie freilich ſo gleichgültig wie Sperlinge und Grasmücken; er vergißt dieſe ganze Gallo-Germania braccata über ihrer ſchönern, intereſſanteren Hälfte en cotillon. — In naturgeſchichtlichen Handbüchern ſieht man neben dem Conterfei des Männchens auch das im Habitus oft ſehr abweichende Weibchen abgebildet. Der Elegans martyr freilich könnte nimmermehr ein weibliches Seitenſtück erhalten; denn es iſt wider die Natur, daß ein Weib im Namen der Mode Leiden erduldete, welche die in die andere Wagſchale geworfene Eitelkeit nicht hoch in die Luft ſchnellte. Man ſollte aber meinen, neben die andern obigen und alle ſonſt denkbaren männlichen Figuren ließe ſich ein weibliches Exemplar zeichnen. Man fühlt indeſſen ſogleich, daß dieſer Gedanke inſofern ſchief iſt, als damit keineswegs Paare dargeſtellt würden, ſondern Typen, die ganz verſchiedenen Categorien der beiderſeitigen Geſchlechter angehörten. Es ſpringt z. B. in die Augen, daß durch die Aufſtellung eines weiblichen Elegans facetus eine ganz andere Reihe von Begriffen geweckt wird als durch den männlichen. Hier reißt ſich die Kluft, die zwiſchen der Natur des Weibes und der des Mannes befeſtigt iſt, in ihrer ganzen Tiefe auf: die nach außen gekehrte Eitelkeit iſt beim Manne da ſchon längſt krankhaft, wo ſie beim Weibe als phyſiologiſcher Zuſtand fortbeſteht; die Umſtände, unter welchen bei beiden die Zierlichkeit zur Ziererei wird, ſind nicht commenſurabel, und in dem Bereiche, den man ausſchließlich die Welt nennt, und der ſo wenig eine ſichtbare Grenze hat, als die Welt ſelbſt, iſt die Eleganz ein zweideutiges Spielzeug des Mannes, wenn nicht gar ein armſeliges Handwerk, beim Weibe dagegen iſt ſie die ſichere Virtuoſität im Handhaben einer natürlichen Waffe.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Wohlthätige Anſtalten. Monument für Franz I. Literatur.

Wenn man auch dieſen Ausſpruch bloß als eine ſcherzhafte diplomatiſche Wendung betrachten kann, ſo iſt es nichtsdeſtoweniger doch wahr, daß die Wiener Armuth ein ganz anderes Verhältniß hat, als in andern großen Städten. Man wird in Wien wohl auf Mangelleidende, auf Hülfsbedürftige ſtoßen, ſelten aber auf Noth, auf Elend. Die Armenanſtalten ſind hier eben ſo zahlreich, als muſterhaft. Außer dem ſchon von Kaiſer Joſeph II. geſtifteten Armeninſtitut, deſſen Stammvermögen ſich auf eine Million beläuft, haben die Bürger ſich eine ſogenannte Bürgerlade errichtet, aus welcher ausſchließlich verarmte Wiener Bürger und Bürgerinnen betheiligt werden. An dieſe reihen ſich nun die verſchiedenen Civilpenſionsinſtitute für gebrechliche oder altersſchwache Handlungsdiener, Livreebediente ꝛc., Verpflegungsinſtitut für dürftige Mitglieder der juridiſchen Fakultät, Penſionsinſtitut der bildenden Künſte, Verein zur Unterſtützung dürftiger Studenten, Vereine zur Unterſtützung jener Familien, deren Verſorger zum Militär oder zur Landwehr ausgehoben wurden u. ſ. f. Und nun erſt die Verſorgungsanſtalten für Wittwen und Waiſen, von denen faſt jeder Stand, jede Zunft oder ſonſtige Corporation ſeine eigene hat. Die vorzüglichſten darunter ſind: das allgemeine Penſionsinſtitut, wo einzelne Wittwen eine jährliche Penſion bis gegen 600 fl. C.M. erhalten, die Geſellſchaft der Wittwencaſſe des bürgerlichen Handelsſtandes mit jährlichen Penſionen von zum allerwenigſten 100 fl. C.M., Penſionsinſtitut für Wittwen und Waiſen der mediziniſchen Fakultätsmitglieder, der Trivialſchullehrer, der herrſchaftlichen Hausoffiziere, der herrſchaftlichen Wirthſchaftsbeamten ꝛc. Manche Wittwe bekommt auf dieſe Art von zwei, oft von drei Seiten Unterſtützung: von Seiten des Stadtgrunds, in welchem ſie wohnt, von Seiten der Corporation, welcher ihr Mann angehörte, und öfters auch noch von Seiten eines kleinen Nebenamtes, das er bekleidete. Rechnet man hiezu die zahlreichen und enormen Penſionen, welche der Staat und einzelne Cavaliere ihren Beamtenwittwen auszahlen, ſo wird man leicht einſehen, daß dieſer hülfsbedürftigſte Theil der unbemittelten und armen Claſſen vor Noth und Elend geſichert iſt. Neben dieſen gibt es aber noch zwei große Vereine, deren Einfluß unberechenbar iſt, nämlich der Verein zur Unterſtützung verſchämter Armen, der in jeder Vorſtadt ſeine weitverzweigten Unterabtheilungen und Mitglieder hat, und endlich die Geſellſchaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten. Leztere iſt darum höchſt merkwürdig, weil ſie ohne eigentlichen Grundfond dennoch die großartigſten Reſultate liefert. Die Mitglieder derſelben beſtehen nämlich aus den reichſten Damen des öſterreichiſchen Adels, an deren Spitze eine Vorſteherin (gegenwärtig die Fürſtin *Odescalchi*) und zwölf Ausſchußglieder (die Fürſtin *Metternich*, die Gräfin *Sedlinitzky* ꝛc.) ſtehen. Jedes Mitglied leiſtet einen jährlichen Beitrag (welchen es jedoch ſelbſt nach ſeinen Kräften beſtimmen kann), und unternimmt einmal im Jahr unter ihren männlichen Verwandten eine Sammlung zum Beſten des Vereins. Ueber die Verwendung der eingegangenen Beiträge wird nach der Stimmenmehrheit von der Vorſteherin und dem Ausſchuß entſchieden, und in zweifelhaften Fällen haben ſie das Recht, ſich unmittelbar an die Perſon des Kaiſers zu wenden. Die eigentliche Thätigkeit dieſes Vereins entwickelt ſich gewöhnlich bei außerordentlichen Unglücksfällen am großartigſten. So bei der Ueberſchwemmung der Vorſtädte (1830), bei dem Brande von Wiener-Neuſtadt, und in neueſter Zeit bei dem unglücklichen Ereigniß von Peſth. Concerte, Bälle, Redouten, theatraliſche Vorſtellungen, Lotterien und ähnliche Hülfsmittel werden aufgeboten, um die gewöhnlichen Sammlungen und Beiträge zu erhöhen. Eines der ſchönſten Denkmäler dieſes Vereins iſt die Organiſirung der Findelanſtalt in Wien und die Begründung eines Hoſpitals in Baden, in welchem alljährlich an dreihundert Kranke aufgenommen und unentgeldlich verpflegt werden.

Das Monument für den Kaiſer Franz, welches eine Zeitlang im Modell auf dem Burgplatz aufgeſtellt war, iſt wieder abgetragen worden; es hat weder den Beifall des Kaiſers, noch des Publikums erhalten. Die Kunſtrichter aber waren über die verfehlte Zeichnung deſſelben ganz außer ſich. Der Kopf der Statue war in gar keinem Verhältniſſe mit dem übrigen Theile, die ſitzende Stellung iſt eben auch nicht impoſant und mit dem Gewande eines römiſchen Imperators harmonirend, und der Stuhl, der aus vier Adlern beſtand, gab zu manchem Bonmot — was bei den Wienern nie ausbleibt — Anlaß. Der alte Meiſter *Klieder* iſt diesmal hinter ſeinem Rufe zurückgeblieben. Der Vortheil, der ſich im Allgemeinen durch das Aufſtellen dieſes Modells ergab, iſt der, daß man endlich von der urſprünglichen Idee, das Monument auf dem Platze zwiſchen dem alten und neuen Burgthore aufzuſtellen, abgekommen iſt. In der That konnte man keinen unſchicklicheren Platz erdenken, da das Standbild des Kaiſers dann nothwendigerweiſe entweder der Stadt, oder ſeinem Wahlſpruch: Iustitia regnorum fundamentum, den Rücken zukehren mußte. Wie es heißt, ſoll der Kaiſer vor ſeiner Abreiſe nach Mailand den Wunſch ausgeſprochen haben, zwei Monumente zu erbauen, nämlich eines für die Kaiſerin Maria Thereſia, die Stammmutter des gegenwärtigen Kaiſerhauſes Habsburg-Lothringen, und das andere dem Kaiſer Franz I. Beide Monumente ſollen auf den beiden Raſenplätzen vor der Burg einander gegenüberſtehen. — In der literariſchen Welt geht es den alten trägen Schritt. *Saphirs* wilde Roſen, *Halms* „Camoens“ und „Adept“ ſind die einzige Ausbeute unſerer *ſchöngeiſtigen* Literatur. In der *wiſſenſchaftlichen* ſieht es nicht viel beſſer aus, und wahrlich! *hier* liegt die Schuld keineswegs auf den Schultern der Cenſur, ſondern am bornirten Spekulationsgeiſt unſerer Buchhändler. Ich habe neulich zu meinem Erſtaunen gehört, daß *Zeitteles*, der Verfaſſer des äſthetiſchen Lexicons, ſein Werk auf eigene Koſten drucken ließ, da er nicht ſo leicht einen Verleger in Wien gefunden hätte. Kann man durch ein beſſeres Beiſpiel den Spekulationsgeiſt unſerer Buchhändler beleuchten? Das äſthetiſche Lexicon iſt gewiß einem Bedürfniß unſerer Zeit entgegengekommen, und jeder Buchhändler in Leipzig ꝛc. würde das Buch mit Freuden verlegt und honorirt haben; der Wiener Buchhändler aber, ſtatt mit beiden Händen nach einem Verlagsartikel zu greifen, bei welchem ihm die Cenſur freien Spielraum läßt, legt die Hände in den Schooß. Das äſthetiſche Lexicon iſt übrigens größtentheils bereits vergriffen, der beſte Beweis, wie ſehr es dem allgemeinen Bedürfniß entſprochen hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: *Hauff*.

Digitized by Google

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 30. Auguſt 1838.

Es war, was er hier ſah, alltäglich nicht:
Die rohe Luſt, der Anſtand nicht gebricht,
Der dunkeln Augen Glanz, die flinken Glieder.

Byron.

Landſchaftsbilder aus Ungarn.

Von J. G. Elsner.

I. Ungariſche Hirten.

In ganz Ungarn ſieht man, wenn man Nachts reist, rings um ſich hoch aufflackernde Feuer. Sie werden zum Theil von bivouakirenden Bauern, die mit Fuhrwerk auf der Straße ſind, zum Theil von Hirten angezündet und unterhalten. Am häufigſten ſieht man ſolche Feuer in den ungeheuren Ebenen an beiden Seiten der Theis. Dort, wo die bewohnten Ortſchaften oft vier bis ſechs Meilen von einander entfernt liegen, und man zwiſchen denſelben nur hie und da einen Meierhof auf einer Pusla, oder eine Salleſche oder Tſcharda* antrifft, haben die Feldmarken eine ungeheure Ausdehnung, ſo ſehr, daß, wollte man jedesmal zur Beſtellung des Feldes vom Orte ausfahren und Abends wieder dahin zurückkehren, man faſt den ganzen Tag zum Hin- und Herreiſen brauchte. Um dieſem zu entgehen, hat man die Salleſchen gebaut. Die entfernteſten Theile einer ſolchen Feldmark werden jedoch meiſtens nur als Weideländereien benuzt, auf welche die Zugthiere des Abends gebracht und von wo ſie früh, wenn man ſie bedarf, wieder abgeholt werden. Man läßt ſie jedoch auch zuweilen Tage lang dort. Aber auch mitten in den angebauten Ländereien liegen ſolche Hutweiden, welche man auf gleiche Art benuzt. Die Hirten, welche hier bei ihrem Vieh die Nacht zubringen, zünden ſich, theils zu ihrer Unterhaltung, theils zur Erwärmung, Feuer an, womit ſie jedoch auch, wie wir bald ſehen werden, zuweilen andere Zwecke verbinden. Soviel als Einleitung zum folgenden Bilde.

Eine dunkle, rauhe Nacht liegt auf der Erde und verdüſtert den Horizont. Aus zerriſſenem Gewölk blickt zuweilen ein Stern, welcher ſich in den kleinen, hie und da im Felde ſtehen gebliebenen Waſſerlachen ſpiegelt. Der Weg, welchen wir zu fahren haben, geht über fetten Moorboden, welcher neben den Fahrgleiſen mit Raſen bedeckt iſt. Der Kutſcher ſucht dieſen, um dem Schlamme und Kothe der Straße auszuweichen. Seine kleinen, an die Freiheit auf der Weide gewöhnten Roſſe fühlen kaum den weichen Raſen, als ſie auch neuen Muth bekommen und im Galopp weiter gehen. Uns wird es nicht ganz

* Pusla iſt ein in ſich abgeſchloſſenes, einem Grundherrn zur völlig freien Benutzung angehöriges Stück Land. Meiſtens wird ein ſolches nur wenig zum Anbaue, ſondern bei weitem mehr zur Weide benuzt. Salleſche ſind außerhalb und entfernt von den Ortſchaften angelegte Gebäude, um von dort aus die entlegenen Ländereien zu bewirthſchaften. Tſcharda iſt etwas ähnliches, nur meint man damit in der Regel ein einzeln ſtehendes Wirthshaus.

Digitized by Google

heimlich, da wir uns immer weiter vom Wege abkommen ſehen; aber der Ungar ſpricht uns Muth ein. Lange Zeit haben uns eine Menge Feuer in ziemlicher Entfernung in einem weiten Halbkreiſe umflackert. Auf einmal rücken uns einige näher. Der Kutſcher fängt an zu zweifeln, ob er auf dem rechten Weg geblieben. Nur zu bald werden wir gewahr, daß wir uns weit von unſerer Straße entfernt haben und daß wir in die Nähe der Hirten gerathen. Gefahr iſt unter ihnen zwar eben nicht, aber dennoch könnten die Umſtände ſie herbeiführen. Es bleibt jedoch nichts übrig, wir muſſen uns ihnen nähern. So wie wir in ihren Bereich gerathen, werden wir von einem Rudel von Hunden angefallen, welche unſere kleinen Roſſe zu zerreißen und nächſtdem in unſern Wagen zu ſpringen drohen. Ein lautes Pfeifen vom Feuer her beſchwichtigt einen Augenblick die wüthende Meute, und ein langer, ſtarker Hirt, ſeinen Stab als Scepter in der Hand, ſeine Pelzbunda, das Rauhe nach außen gekehrt, gleich einem Hermelinmantel umgeworfen, und ſtatt der Krone eine Pelzmütze auf dem Kopfe, tritt auf uns zu. Der Kutſcher Iſtwan (Stephan) mit Namen, redet ihn zuerſt an, klagt ihm unſer Mißgeſchick und ſpricht ihn um Schutz und Hülfe an. Mit nicht geringem Mißtrauen betrachtet er uns, ſchielt ſeitwärts nach ſeinen Hunden und hinter ſich nach ſeinen Kameraden, und murmelt unverſtändliche Worte. Es iſt klar, man hält uns für Späher, weil dieſe Hirten ſchon mehrmals ſich einen kleinen Viehdiebſtahl erlaubt haben, um ſich ein Gulyaſch-Huſch (wörtlich Rinderhirtenfleiſch) zu bereiten. Iſtwan verſucht alles, um ihm ſein Mißtrauen zu benehmen, und glücklicherweiſe findet ſich in der Bande einer, mit dem er genauer bekannt iſt und der für uns das Wort nimmt.

Die Hirten, acht an der Zahl, gebieten jezt den noch immer knurrenden Hunden Ruhe, und nöthigen uns mit Nomadenhoſpitalität zum Sitzen. So wie ein wenig Ruhe eingetreten iſt, hört man nah und fern das Trampeln der Pferde und Rinder, das Grunzen der Schweine und das Blöcken der Schafe. Mittlerweile haben wir Zeit, die Phyſiognomien unſerer Wirthe zu muſtern. Der uns empfangen hat, übt eine gewiſſe Autorität über die übrigen aus. Sein Geſicht iſt braun, wie das eines Aſiaten. Seinen Mund beſchattet ein ſtarker ſchwarzer Schnurrbart; ſeine Naſe ſtreckt ſich in einer faſt geraden, nur wenig gebogenen Linie zwiſchen den Augen, die Feuer ſprühen, nach dem Munde herab. In ſeinem ganzen Weſen herrſcht eine gewiſſe Würde, und man könnte ihn ohne Anſtand zum Häuptlinge eines Stammes von Wilden machen.

Ihm zunächſt lagert ein anderer, aus deſſen Augen etwas Unheimliches leuchtet. Sein Haupt- und Barthaar iſt roth, eine Seltenheit unter den Magyaren, und ſein Teint hat nicht das kernige Braun der übrigen. Es iſt ein Kanaß (Schweinhirt), und er gehört mithin zur verrufenſten Claſſe ungariſcher Hirten. Sein unter der Bunda verborgenes Hackerl blinkt bei jeder Bewegung hervor. Ein ſolches Hackerl iſt eine gefährliche Waffe. Haarſcharf und hellpolirt, in der Schwere etwas über ein Pfund haltend, iſt es an einem etwa drei Fuß langen Hefte (Halm) befeſtigt, und dient ſeinem Inhaber als Hieb- und Wurfwaffe. Der Einfluß dieſes Samiels wird jedoch glücklicherweiſe durch die des großen Gulyaſchen entkräftet. Eben wollen wir uns, von den Hirten zurecht gewieſen, wieder entfernen, als ein Paar derſelben mit einem abgefangenen Schweine herbeikommen. Mit großem Mißtrauen betrachten uns die neuen Ankömmlinge, denn was ſie tragen, iſt geraubtes Gut. Sie werden jedoch durch den Großen beruhigt und wir aufgefordert, hier zu bleiben, um eine Mahlzeit mit ihnen zu halten. Mag uns dies freuen oder beängſtigen, wir haben keine Wahl.

Jezt wird das Feuer vergrößert und das erbeutete Schwein abgebrannt. Die Operation geht mit bewundernswerther Schnelligkeit vor ſich, und das nakte Thier wird zerlegt, ein großer Keſſel über das Feuer gebracht, die Stücke hineingeworfen, Salz und Paprika (ungariſcher, in Deutſchland türkiſch genannter Pfeffer) dazu gethan und das Feuer lebhaft geſchürt. Die Keulen werden am bloßen Feuer an einem hölzernen Spieße gebraten. Im Keſſel ſiedet und kocht es wacker, Knoblauch und Zwiebeln werden nachgethan, und in Zeit von einer Stunde iſt die Koſt bereitet. Alles lagert ſich im Kreiſe, in deſſen Mitte der Keſſel geſezt wird. Die Stücke werden mittelſt einer hölzernen Gabel herausgezogen, und Jeder langt begierig nach dem leckern Mahle. Auch uns bietet man eine Portion an, ſo wenig gereizt auch unſer Appetit ſeyn mag. Aber nur getroſt die Speiſe in den Mund gebracht, und man iſt überraſcht durch den guten, kräftigen Geſchmack. Auch der Trank fehlt nicht, denn es kreist die Kürbisflaſche, die den Wein enthält. Die ganze Geſellſchaft wird immer munterer und das Wohlbehagen malt ſich auf jeglichem Geſicht. Wir ſind gleichſam in ihren Bund aufgenommen, und es kann uns, ſo lange wir uns ihrer Gaſtfreundſchaft überlaſſen, kein Haar gekrümmt werden.

Endlich iſt es Zeit, an den Aufbruch zu denken. Ein Gulyas begleitet uns eine weite Strecke und gibt, als er ſich entfernt, unſerm Iſtwan genau die Richtung an, um wieder auf den rechten Weg zu kommen. In kleiner Ferne leuchten uns mehrere Feuer entgegen, die gerade in der Richtung liegen, die wir zu nehmen haben. Schon werden wir mißtrauiſch, ob uns nicht eine Falle gelegt ſey, als wir eben auf die Straße gelangen, die man freilich nur an dem vielen, tief durchfahrenen Kothe erkennt.

Digitized by Google

Die Feuer, welchen wir nun ganz nahe rücken, ſind von Bauern mit Fuhrwerk angezündet. Eine lange Karavane von Wagen iſt an der Straße hin aufgefahren, neben welcher mehr denn zwanzig wild ausſehende Männer lagern, je fünf bis ſechs um ein Feuer liegend. Ihre Roſſe ſind ausgeſpannt, und wir vernehmen in einiger Entfernung ihre Tritte, denn ſie ſuchen ſich, ſtatt nächtlicher Ruhe zu genießen, ihr kärgliches Futter auf dem benachbarten Felde. Iſtwan begrüßt die Bauern laut, welche ſeinen Zuruf eben ſo erwidern. Einige erheben ſich von ihrem Lager, kommen an unſern Wagen und lugen nach uns, bitten nebenbei um Tabak, den wir ihnen willig verabreichen, und wünſchen uns glückliche Reiſe.

Unterdeß fängt es vor uns im Oſten an zu tagen, die ringsum aufflackernden Feuer werden bleicher, die Roſſe ſcheinen neue Kraft zu gewinnen, und durch Schlamm und Koth geht es bald rauſchend, bald ſchleifend dahin, bis wir an der weiten und lange erſehnten Station anlangen. Bietet dieſe nun auch weder Luxus noch großr Bequemlichkeit, ſo finden wir doch ein angenehm erwärmtes Zimmer. Denn die großen, koniſch geformten und von Backſteinen erbauten, glänzend weiß übertünchten Oefen der hieſigen Gegend verbreiten eine ſo milde und im ganzen Zimmer ſich ausbreitende Wärme, wie es die ſchönſten, zuweilen mit vieler Plaſtik ausgeſtatteten Oefen anderer Länder nur höchſt ſelten thun.

Anthropologiſches und Zoologiſches aus Abyſſinien.

(Fortſetzung.)

Gegen eine ſolche Einwanderung ſpricht auch ſchon die natürliche Beſchaffenheit des Gebirgslandes ſowohl, als die ſpätere ſchnelle Verbreitung des Chriſtenthums ſelbſt. Und wann ſollten die Juden eingewandert ſeyn? Sie ſelbſt behaupten, nach der Einnahme Jeruſalems durch Titus nach Abyſſinien geflüchtet zu ſeyn und dort ſogleich einen eigenen Staat gebildet zu haben. Eine ſolche Flucht aber oder ſolche Emigration iſt bei einer ſolchen Entfernung ſehr ſchwer zu begreifen. Um in der damaligen Zeit eine Menge Familien von Jeruſalem nach Abyſſinien zu transportiren, daß ſie, dort angekommen, ſich gleich in ſolcher Anzahl finden, um einen eigenen Staat zu bilden und ſich als Staat zu behaupten, dazu gehört eine Wiederholung der Wunder, welche die Kinder Iſrael aus Egypten nach Canaan geführt haben. Mögen ſich einige Individuen dorthin geflüchtet und Kinder gezeugt haben, ſchwerlich aber ſtammen die jetzigen abyſſiniſchen Falaſchas von den eigentlichen Juden ab.

Man hat in neuern Zeiten eine andere ſonderbare Hypotheſe aufgeſtellt und behauptet, das eigentliche Vaterland der Juden ſey Abyſſinien geweſen. Von hier wären ſie nach dem Sennaar, Nubien und Egypten unter dem Namen Hykſos gezogen, hätten dieſe Länder eine Zeitlang beherrſcht, wären aber nachher wieder unterjocht und zuletzt von Moſes nach Canaan geführt worden. Dieſe Hypotheſe entbehrt aber gänzlich alles hiſtoriſchen Grundes. Nicht nur die Geſchichte, ſondern auch die noch übrig gebliebenen Monumente Egyptens beweiſen, daß in frühern Zeiten ein Theil dieſes Landes, namentlich Oberegypten, von einem ſchwarzen Volke beherrſcht ward, das einen großen Theil der Prachtwerke erbaut hat, deren Trümmer uns noch mit dem höchſten Erſtaunen erfüllen. Dieſe Trümmer finden ſich durch ganz Nubien hindurch bis tief in den Sennaar. Wäre aber dieſes ſchwarze Volk aus Abyſſinien erobernd ausgezogen, ſo hätte es unſtreitig ſein ſchönes Vaterland, das ſchöner als alle umliegenden Länder iſt, mit ähnlichen Werken der Baukunſt geſchmückt. Aber nirgends iſt in Abyſſinien eine Spur davon aufzufinden. Nur in Axum ſieht man Ruinen in altegyptiſchem Geſchmack, aber ihre griechiſchen Inſchriften beweiſen, daß ſie von den Ptolemäern herſtammen. Dieſes ſchwarze, in Egypten herrſchend geweſene Volk mag daher wohl ſchwerlich aus Abyſſinien ſtammen; ſein Vaterland ſind wahrſcheinlich die Ebenen Dongola's und der Sennaar geweſen.

Andere Hypotheſenmacher behaupten, die jetzigen Abyſſinier überhaupt ſeyen Nachkommen der Urjuden, und beweiſen dies aus den jüdiſchen Gebräuchen, die ſich noch in Abyſſinien vorfinden. Zwar haben ſie die Feier des Sabbaths, die Beſchneidung, die Verehrung der Bundeslade u. ſ. w.; allein daraus folgt immer noch nicht, daß ſie Abkömmlinge der Juden ſind. Auch die Araber haben viele jüdiſche Gebräuche, aber deßhalb ſind ſie keine Juden und waren es auch niemals. Es iſt überhaupt ein merkwürdiges Zeichen unſerer Zeit, daß man überall Juden entdeckt. Es geht damit ſo, wie in früherer Zeit mit den Geſpenſterſehern. Lernt man irgend ein noch wenig bekanntes Volk kennen, ſogleich macht man Juden aus ihm. Finden ſich in weit entlegenen Ländern Völker von auffallenden Sitten, eigenthümlicher Sprache, ſo beweiſt man, daß es die Nachkommen der zehn verlorenen Stämme ſeyn müſſen. So bewies dem Verfaſſer ein deutſcher Rabbiner, der ſich fünfzehn Jahre in Indien aufgehalten und es auf allen Seiten bis nach der chineſiſchen Grenze hin bereiſt hatte, daß die Chineſen Nachkommen der Juden ſeyen. „Denn,“ ſagte er, „da die Chineſen Dinge verfertigen, die ihnen die Europäer ſelbſt nicht nachzumachen verſtehen, ſo können ſie dies nicht anders gelernt haben, als von den Juden. Da aber die Juden Niemanden ihre Künſte lehren, ſo müſſen

Digitized by Google

folglich die Chineſen ſelbſt Juden ſeyn, die nur die Religion ihrer Väter verlaſſen haben.“ — Nicht viel beſſer iſt das Raiſonnement des Amerikaners Cuiton, der die nordamerikaniſchen freien Indianerſtämme zu Nachkommen der verlorenen zehn jüdiſchen Stämme macht. Sein Beweis beruht hauptſächlich auf den tiefen Kehllauten der Indianerſprache. Unter ſolchen Umſtänden wird es nicht zu verwundern ſeyn, wenn man die Deutſchen ebenfalls zu Juden macht, und behauptet, daß Tacitus, indem er von den germaniſchen Völkern ſpricht, damit nur auf die berüchtigten zehn verlorenen Stämme habe anſpielen wollen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Auguſt.

(Beſchluß.)

Literatur. Theater.

Glücklicherweiſe iſt Zeitteles ein wohlhabender Mann, der einige Tauſend Gulden darauf wenden konnte, ſeinen Plan auszuführen. Nun aber denke man ſich einen andern öſterreichiſchen Gelehrten, der das gewöhnliche Schickſal theilt, nämlich kein Geld zu haben, und der ſeine halbe Lebenszeit darauf verwendet hat, ein Werk auszuarbeiten, wodurch er die Grenzen der Wiſſenſchaft erweitert, wodurch er dieſe oder jene Frage der Zeit beantwortet — wer verlegt es ihm? Der öſterreichiſche Schriftſteller denkt nicht leicht auf einen ausländiſchen Verleger, und ſeinen Landsleuten fehlt es ſo ganz an Muth. Ein zweites Beiſpiel liefert das Aufhören des von Lembert herausgegebenen Journals: „Der Wiener Telegraph.“ — Man darf an ein öſterreichiſches Journal nicht den gewöhnlichen Maßſtab legen. Hier iſt das Leſepublikum noch nicht ſo erſchöpft und geſättigt, wie anderswo, und eine Zeitung kann noch immer auf die Maſſe rechnen. Die Regierung ſieht das ein, und betrachtet das Recht zur Herausgabe eines Journals als ein Privilegium, das ſie nur erprobten, zuverläſſigen Händen anvertraut. Es könnten in Wien, ſo wie überhaupt in Oeſterreich, noch dreimal ſo viel Journale erſcheinen als jezt, und es würde keinem an einem Publikum fehlen. Wie ſehr auch Bäuerle ſchreit und lamentirt über die Maſſe der Concurrenten, ſo hat doch kein Journal Abonnenten genug, und doch iſt Bäuerle's Zeitung nur für einen gewiſſen Kreis von Leſern beſtimmt; eine gebildetere Geiſtesrichtung kann und will ſie nicht vertreten. Lembert, der dies eingeſehen zu haben ſcheint, hat ſich nun offenbar die Mühe gegeben, ſein Blatt auf eine höhere Stufe zu ſtellen, hat ſich aber in der Wahl der Mittel vergriffen. Novellen von geachteten Schriftſtellern ſind freilich für ein Journal verdienſtlicher und koſtſpieliger, als franzöſiſche Ueberſetzungen oder gar ſchmählicher Nachdruck; aber der Fond eines Tagblattes darf nicht auf Novellen beruhen. In den wechſelnden Artikeln aber, die das eigentliche Intereſſe dem Blatte geben, fand ſich Lembert durch hundertfache Rückſichten beengt. Lembert genießt hier den Ruf eines der ehrenwertheſten und rechtlichſten Männer; aber eben dieſe Ehrenhaftigkeit ſcheint ihn in ſeinen Redaktionsgeſchäften ſehr beengt zu haben. Wie alle Menſchen, die auf ihren guten Ruf eiferſüchtig ſind, fürchtete er mit dieſem oder jenem Worte Einem oder dem Andern zu nahe zu treten, und ſo kam es, daß die Kritik und ähnliche raiſonnirende Artikel in ſeinem Blatte ſo zahm und wollig ausſahen. Lembert, der für ſein redliches Streben Anerkennung erwartete, da er die Redaktion bloß honoris causa führte (er iſt als Conſulent mit einem bedeutenden Gehalte beim Hofburgtheater angeſtellt), gab aus Ueberdruß das Blatt auf. Das Journal hatte übrigens die gehörige Zahl von Pränumeranten, um ſich halten zu können; es erſchien bisher auf Koſten des Redakteurs, und jezt fällt es keinem Buchhändler ein, es aus Spekulation fortzuſetzen. Wie es heißt, wird der Telegraph in veränderter Form und Tendenz von Neujahr an wieder erſcheinen, und zwar unter Kuranda's Redaktion, der ihn wahrſcheinlich gleichfalls auf eigene Koſten herausgeben wird. — Stuttgart hat uns im Laufe des vorigen Monats zwei liebe Gäſte geſendet, den edeln Meiſterſänger **Uhland** und den Hofſchauſpieler und Regiſſeur **Moritz**. Die Ankunft Uhlands hat ſehr viel Senſation gemacht, und wer nur Gelegenheit finden konnte, ſich ihm vorſtellen zu laſſen, hat es gethan. Man ſah ihn meiſt in Geſellſchaft Grillparzers und des Freiherrn v. Feuchtersleben, und zwar mehr in den herrlichen Umgebungen Wiens, als in Wien ſelbſt. Die Anweſenheit des Herrn Moritz hat wieder die Frage allgemein rege gemacht, warum wir dieſen Künſtler, von welchem alle Journale mit ſolcher Auszeichnung ſprechen, nicht in einem Cyklus von Gaſtrollen an unſerm Hofburgtheater debütiren ſehen. Das Burgtheater iſt nach Beendigung des Ferienmonats am 1ſten Auguſt mit dem „Zögling“ wieder eröffnet worden. Allmählich ſtellen ſich die auf Urlandsreiſen abweſend geweſenen Schauſpieler wieder ein. Das **Fichtner**ſche Ehepaar hat in Prag, beſonders in Deinhardſteins trefflicher Bearbeitung der „bezähmten Widerſpenſtigen,“ Furore gemacht. Im Laufe dieſes Monats kommen „die Geſchwiſter“ von Lentner zur Aufführung, und gleich nach Löwe's Zurückkunſt ein neues Trauerſpiel: „die Maltheſer“ von Kuffner. Nach den, angehenden Künſtlern gewährten Gaſtſpielen ſcheint es im Plane der Direktion zu liegen, eine Pflanzſchule jüngerer Künſtler zu bilden, die, wenn hie und da einer unſerer erſten Schauſpieler durch Alter oder ſonſtige Zufälle ſich von der Bühne zurückzuziehen genöthigt wäre, ſeine Stelle ausfüllen können, ohne daß eine Lücke fühlbar wird, eine Fürſorge, die eines ſolchen Inſtituts würdig iſt. — Im Kärnthnerthortheater gaſtirt die **Haſſelt** und gefällt. Eine herrliche Stimme, ſchöner Wuchs und ein delikater Vortrag, beſonders im getragenen Geſang, ſind die Vorzüge dieſer Sängerin. Ihre Schattenſeiten ſind: der Mangel an Coloratur, die ausdrucksloſe Kälte ihres Geſichts, das ſich auch in den tragiſchſten Momenten nicht verändert, und endlich eine gezierte, affektirte Mimik, ſtudirte, tänzerartige Bewegungen. — In der Joſephſtadt produzirt ſich die italieniſche Seiltänzergeſellſchaft des Michael Roverino mit wahrhaft wunderbaren Gliederverrenkungen; Kliſchnig kann bei dieſen Leuten noch in die Schule gehen. Der Zulauf des Publikums iſt ſehr groß und die Theatercaſſe macht gute Geſchäfte. Auch eine gelungene Lokalpoſſe, welche dieſes Theater zur Aufführung brachte, macht viele volle Häuſer; die Poſſe iſt betitelt: „die Reiſe nach der blauen Inſel.“ und enthält eine Parodie auf die am Theater an der Wien graſſirenden Rittercomödien. Ob ſich jedoch **Carl** durch Parodien und Satiren bewegen laſſen wird, die einträglichen Spektakelſtücke abzuſchaffen, iſt ſehr zu bezweifeln. Das Theater an der Wien iſt zwar dieſen Monat geſperrt und es wird, dem Vernehmen nach, innerlich und äußerlich eine Revolution erleiden; indeß iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß dieſe Revolution zu Gunſten des guten Geſchmacks ſtatt finden wird.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. **Cotta**'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: **Hauff**.

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 31. Auguſt 1838.

Geheime Ort' ſuch' ich voll Finſternuß,
Die ich erfüll' mit meinen Klagen,
Daß ſie mir dopplen den Verdruß,
Wann ſie die wieder ſagen.

Rudolph Weckherlin.

Gedichte von Nic. Lenau.

Der ſchwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen,
Und ſchütten in den See die Schatten ſchwarz zuſammen.

Der Himmel iſt bedeckt mit dunklen Wetterlaſten,
Doch ruhig ſtarrt das Rohr und alle Lüfte raſten.

Sehr ernſt iſt hier die Welt und in ſich ſelbſt verſunken,
Als wär' ihr lezter Laut im finſtern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erſcheint mir dieſe Stille,
Ein ſtummes Lebewohl, ein düſtrer lezter Wille.

Sehr ernſt iſt hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens lezten Wunſch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriſſne Traumgeflechte!
O Liebe, ſüßer Schmerz der ſchlummerloſen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuſcht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu ſtoßen euch zum Grunde.

Der Wind wacht auf, ich ſeh' ihn durch's Gewäſſer ſtreichen;
Will denn ſein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt, und flüſtert mir ſo bange,
Im Winde bebt der Wald am ſteilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauſcht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauſcht;

Willſt du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen,
In's Elend locken mich mit ſchmeichelnden Geſängen?

Es ſchwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den ſchwarzen See durchglüht ihr ſchnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinſtert Herz Erinnerungen jagen.

Die Donner klingen mir wie alte Liebeslieder,
Und jede Welle rauſcht ein theures Wort mir wieder.

Sie rufen mir: „o Thor! was hat dein Wahn beſchloſſen?
Die Hoffnung kannſt und ſollſt du in das Grab hier ſtoßen;

Doch willſt in dieſem See die Liebe du ertränken,
So mußt du ſelber dich in ſeine Fluten ſenken!“

Das Roß und der Reiter.

Die friſche Quelle rinnt herab am Steingeſenke,
Der Reiter führt ſein Roß zur lang erſehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern ſich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter ſchaut ſein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in luſtgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend ſpülen,
Und wie ſie eingeſchlürft ſein Blut erquickend kühlen.

Der Rappe möchte gern im durſtenden Verlangen
Jeglichen Waſſerguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben ſchon ſein Lauſchen
Den reichen Ueberfluß verheißend niederrauſchen.

Der Reiter hat ſich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs verſunken.

Er ſtarrt auf Alpen hin, ihr ſeliges Umnachten,
Das leiſe Zauberſpiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren,
Und ſich in ſtummer Glut, im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer ſinkt, den düſtern, ſehnſuchtkranken,
Der friſche Seelenthau der himmliſchen Gedanken.

Es ſtrömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann ſein dürſtend Herz nicht faſſen jede Welle.

Doch kann ſein Herz auch nicht den ganzen Strom behauſen,
So hört es oben doch die ew'ge Fülle brauſen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund ſich auf den Todesſiechen,
Aufzuküſſen ſeinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einſam wilden Graſe,
Blumen, euch in der kryſtallnen Vaſe
Fiel ein ſchönes Loos im Sterben auch!

Eure holden Aeuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesſchlaf hinüber
Neigt ihr ſchon die Köpfchen traurig matt;
Während eure Blätter ſich entfärben,
Während eure ſchönen Blüthen ſterben,
Blüht ihr auf an dieſem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin, laß uns nicht vergehen!
Tröſte unſer flüchtiges Geſchick!
Deinen zauberiſchen Pinſel tauche
Eilig noch in unſre Sterbehauche,
Küſſ' die Seele auf in deinen Blick!"

Und ſie blickt und malt und blicket wieder;
Blum' an Blume neigt getroſt ſich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin ſchön gelang.
Und es wagt die lieblichſte der Frauen
Nicht, vom ſchönen Werke abzuſchauen,
Vom beſiegten Blumenuntergang.

Anthropologiſches und Zoologiſches aus Abyſſinien.

Das Einhorn.

Die Sage von einem eſel= oder pferdeähnlichen Thiere, das ein gerades Horn mitten auf der Stirne tragen ſoll, iſt bekanntlich aus den Schriften der Alten in die Naturgeſchichte der mittlern Zeiten und ſeine Figur in die Heraldik übergegangen. Das innere Afrika ſollte die Heimath des Thiers ſeyn. Keiner der Reiſenden, welche in den letzten Jahrhunderten in Afrika eingedrungen ſind, hat das Thier gefunden; aber ſelten fehlte es an mehr oder weniger verworrenen Ausſagen von Eingebornen, welche von demſelben gehört oder es ſelbſt geſehen haben wollten. Die Wiſſenſchaft hat den Proceß ſuſpendirt und vorläufig das Einhorn unter der Rubrik Mährchen regiſtrirt. Die Naturphiloſophie glaubte ſogar die Vorſtellung, als ob irgend ein Thier ein wahres Horn buchſtäblich *mitten* vor der Stirne tragen könnte, als einem Naturgeſetz zuwiderlaufend, abweiſen zu müſſen. Das ſogenannte Horn des Rhinoceros ſitzt allerdings auf der Mittellinie des Körpers; es iſt aber kein Horn, ſondern nur ein Hautauswuchs. Alle wahren Hörner entſprießen den zwei Stirnknochen. Dieſe liegen ſymmetriſch am Schädel und werden immer vorne durch die Stirnnath verbunden; ſomit ſind auch die Hörner immer *paarig* und ſymmetriſch. Beim Einhorn nun müßte das Horn auf der Stirnnath ſelbſt ſitzen, was allen Bildungsgeſetzen zuwider wäre. Der Gedanke lag nahe, daß Exemplare einer großen Antilopenart, welchen das eine Horn durch Zufall verloren gegangen, die Sage vom Einhorn veranlaßt haben konnen. Der Franzoſe Marcel de Serres geht weiter und zieht das Beiſpiel des Schwertfiſches (Monodon) herbei. Der junge Fiſch wird mit zwei ſymmetriſchen Zähnen im Oberkiefer geboren; aber regelmäßig geht der eine derſelben ein, während der andere zu dem bekannten monſtröſen, kegelförmigen Organ auswächst. Ungefähr ſo, meint der genannte Naturforſcher, könnte es bei irgend einer Antilopenart ſeyn: ſie könnte ihr eines Horn *gewöhnlich* abwerfen, während ſich das andere an der Wurzel

Digitized by Google

nach innen krümmte und ſo ein auf der Mittellinie ſtehendes Horn ſimulirte. Man mag dies an ſich wahrſcheinlich finden oder nicht, ſo iſt es auffallend, daß alle Sagen und Ausſagen darin übereinſtimmen, daß ſie das Thier in das Pferdegeſchlecht verweiſen, indem ſie ihm einen ganzen Huf zuſchreiben. Nun kann aber der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen dem geſpaltenen Huf der Wiederkäuer und dem vollen des Pferdes und ſeiner Verwandten, namentlich auch der Unterſchied zwiſchen den Spuren, ſelbſt dem roheſten Beobachter nicht wohl entgehen. Andernſeits macht es die Zahnbildung der einhufigen Thiere äußerſt unwahrſcheinlich, daß irgend eine Art derſelben Hörner tragen ſollte, und daß ſomit von ihr gelten könnte, was Marcel de Serres bei einer Antilope vorausgeſezt hat.

An dieſe Frage nach dem Einhorn knüpft ſich ein nicht unbedeutendes antiquariſches und naturwiſſenſchaftliches Intereſſe, und wir geben daher die von unſerm Reiſebeſchreiber geſammelten Nachrichten.

Im Heere Ubies, ſagt er, waren Individuen aus allen Provinzen des Landes; der größte Theil jedoch war, wie er ſelbſt, aus Simien. Von dieſen erhielt ich die überaus intereſſante und wichtige Nachricht, daß das Einhorn wirklich in den wilden Thälern dieſes Landes exiſtire. Zwar klangen die Nachrichten über dieſes ſo lange bezweifelte Thier nicht ganz übereinſtimmend, aber auch keineswegs widerſprechend. Einige behaupteten, es in Simien ſelbſt geſehen zu haben, andere dagegen, die aus demſelben Lande waren, verſicherten, obgleich ſie nicht genau wüßten, ob es in Simien vorkomme, ſo hätten ſie doch häufig davon gehört, und es ſey ſicher in den Gebirgen von Narea und Godſcham zu finden. Diejenigen, die vorgaben, es geſehen zu haben, kamen in ihrer Beſchreibung ganz mit der überein, welche Plinius uns hinterlaſſen hat. Sie ſagten, es habe Hufe wie ein Pferd, habe dieſelbe Geſtalt, ſey von grauer Farbe und trage ein ſtarkes Horn mitten auf der Stirne. Seine Größe ſey die eines großen Eſels. Uebrigens ſey es ſehr ſcheu, ſo daß es ſehr ſchwer halte, ſich ihm zu nähern. Ob es aber ein reißendes oder grasfreſſendes Thier ſey, wußten ſie nicht zu ſagen. Dieſe Leute fanden viel Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Einhorn im engliſchen Wappen; als ich ihnen die Abbildung des Rhinoceros zeigte, ſagten ſie ſogleich: „das iſt es nicht, das iſt ein anderes Thier.“ Andere behaupten, es halte ſich in den ſüdlichen Theilen Abyſſiniens, namentlich in Gingiro, in großen Heerden auf, und ſoll dort zuweilen große Verwüſtungen anrichten. Von welcher Art, wußten ſie nicht zu ſagen.

Obgleich man ſich im Ganzen ſehr wenig auf die Erzählungen der Abyſſinier verlaſſen kann, ſo ſcheint es mir doch, daß die Erſcheinung eines pferdeähnlichen Thiers, mit einem Horn auf dem Kopf, für Menſchen, die gewohnt ſind, weit furchtbarere und abſchreckendere Thiere, wie das Rhinoceros, das Hippopotamus, den Elephanten ſelbſt häufig zu ſehen, gar nichts Außerordentliches haben kann. In Europa bezweifelt man die Exiſtenz des Einhorns weniger, weil es noch nicht gefunden iſt, als weil die aufgeſtellten Syſteme gegen ſein Daſeyn ſtreiten. Davon weiß aber ein Abyſſinier nichts; ihm hat z. B. Niemand bewieſen, daß ein gehörntes Thier nicht die Zähne eines fleiſchfreſſenden Thieres haben könne. Daher möchte in dieſem Falle die Ausſage eines rohen, unwiſſenden Abyſſiniers mehr gelten, als die eines Europäers, wenn ſeine Wahrheitsliebe nicht ſchon vorher allgemein anerkannt wäre. Bedenkt man noch, daß diejenigen, die mich verſicherten, dies Thier ſelbſt geſehen zu haben, durchaus kein Intereſſe haben konnten, mir in dieſem Punkte eine Lüge aufzuheſten, und die Verſicherung Anderer von der gewiſſen Exiſtenz deſſelben in den ſüdlichen Theilen Abyſſiniens, ſo bin ich ſehr geneigt zu glauben, daß das Einhorn wirklich in den hohen, unzugänglichen Gebirgen dieſes Landes vorkomme. Es iſt übrigens nichts leichter, als ſich von der Wahrheit dieſer Ausſage zu überzeugen. Das Verſprechen, hundert Thaler für ein lebendiges und fünfzig Thaler für ein todtes, gut conſervirtes Einhorn zu geben, iſt im Stande, eine ganze Provinz in Bewegung zu ſetzen, und wenn dieſes lange bezweifelte Thier wirklich exiſtirt, würde man ſehr bald ein Exemplar von ihm in Händen haben. Hätte ich damals noch die nöthigen Mittel gehabt, ſo hätte ich Alles daran geſezt, dieſe für die Naturwiſſenſchaft ſo wichtige und intereſſante Frage zu löſen. Doch dies ward mir nicht vergönnt. Mögen dieſe Nachrichten einen Andern, Glücklichern zur Erforſchung der Wahrheit reizen; ich würde ſehr zufrieden ſeyn, könnte ich hiemit etwas dazu beitragen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Auguſt.

Jules Janins Entdeckungsreiſe.

Es gibt in Paris einen berühmten Schriftſteller, der ſich Jules Janin nennt. Er iſt ein großer Poet, obſchon ſein erſtes Buch den unäſthetiſchen Titel des „todten Eſels“ führt. Er kann einmal in die Akademie kommen und ein Claſſiker werden; denn Allah iſt groß und barmherzig. Seine Feuilletonartikel werden theuer bezahlt, und heute gibt er uns ſeine Betrachtungen über ein neues Vaudeville zum Beſten, morgen über Hoffmann und Paganini, übermorgen über Martial. Nächſtes Jahr druckt Herr Aug. Wahlen in Brüſſel ſeine geſammelten Werke in der Sammlung der Grands

Digitized by Google

Ecrivains français du XIX. siècle nach. Der Himmel weiß, auf welche Weiſe er mit einem Millionär bekannt geworden, der ein Ausländer iſt, aber franzöſiſche Zeitungsartikel ſchreibt, und dazu vielleicht bisweilen eines Wörterbuchs oder einer Grammatik bedarf. Kurz, Herr Jules Janin hat es bequem gefunden, eine Spazierfahrt nach Italien mit Vieren zu machen, ohne ſich um den Poſttarif zu bekümmern; und nun benuzt er ſeine Muße, Briefe über Italien an das Journal des Débats zu ſenden. Manche Leute haben behauptet, über Mailand und Florenz ſey ſchon zu viel geſchrieben und nichts Neues mehr zu ſagen; Jules Janin beweist aber ſonnenklar, daß ſie nicht wiſſen, was ſie reden. Mailand und Florenz ſind bis jezt völlig unbekannte Orte geweſen: alle frühern Beſucher waren mit einer ſeltſamen Blindheit geſchlagen. Jules Janin hat endlich die Entdeckungsreiſe unternommen: er iſt der Columbus, der Amerigo Vespucci, der Capitän Cook für Mailand und Florenz. Die Leute, welche in dieſen Städten wohnen, die, dem franzöſiſchen Feuilletonſchreiber ſey Dank, endlich wie Pompeji und Herculanum an's Licht gezogen werden, wiſſen nicht, wie ihnen geſchieht. Die Schuppen fallen ihnen von den Augen, und über's Jahr werden ſie dem großen Franzoſen eine Statue neben Carl Borromeus und Coſimus von Medici errichten. Der ehrliche Valery, der viermal in Italien war und ſieben Bände über das Land ſchrieb, muß ſeinen Landsmann bitten, das unbrauchbare Buch gnädigſt verbeſſern zu wollen. Lanzi und Cicognara ſind jezt nuzloſe Scharteken. Es iſt ein Glück, daß Profeſſor Roſini in Piſa den erſten Band ſeiner Geſchichte der Malerei noch nicht herausgegeben hat; ohne Zweifel wird er dem Wagen mit vier Poſtpferden das Manuſcript nachſenden und um Correcturen flehen. Kurz, Alles wird eine neue Geſtaltung erhalten.

Es iſt ein Glück für Herrn Jules Janin, daß er nicht mehr in Florenz verweilt. Er würde erdrückt werden von dem Schwarm der Zudringlichen. Jeder würde ihn zum Guide haben und ſeiner Scienza nuova theilhaftig werden wollen. Im Pallaſt Pitti würde man ſich um ihn reißen. Vortrefflichſter, würde es geheißen haben, wo ſind denn die Parzen des Da Vinci? Bitte, zeigen Sie uns den Ezechiel des Rembrandt, den er ſelbſt geſtochen hat! Welch ein Glück, daß Sie dieſes Schlachtſtück des Michel Angelo entdeckt haben! Wie wird man Ihnen Dank wiſſen, daß Sie zuerſt den wahren Charakter der „profanen“ Madonna della Seggiola würdigten! Ach, und hier iſt ja eine Titianſche Venus unter einem Plafond des Veroneſe, und der Chevalier Ramirez di Montalvo, der ſo lange Jahre die Aufſicht über dieſe Galerie führt, hat von Beiden nichts gewußt. Und wie hat man ſich in Betreff Andrea del Sarto's getäuſcht, den Sie als „eine Art Titian“ bezeichnen! Doch was bleiben wir ſo lange im Pallaſt Pitti? Eilen wir, den Reſt des todten Florenz zu beſehen; denn Ihre Zeit iſt kurz, und Ihr Freund, der Millionär, möchte Sie gehorſamſt bitten, mit ihm abreiſen zu wollen. Alſo geſchwinde nach der „Loge des Lainiers,“ die man ſonſt unrichtig nach den Lanzi benannte; nach der Kirche St. Maria novella, deren Gewölbe ſich plözlich vergoldet hat und wo die Eingangsſcene des Decameron im ſechzehnten Jahrhundert ſpielt; nach den Caſcinen, von Ihrem Adlerblick zuerſt als Halbinſel erkannt; nach dem Palais Jerôme, welches vielleicht der Sezer, an Ihren glänzenden Beiſpielen ſich ermuthigend, aus Ferroni umgetauft hat, deſſen Thürme aber von Ihnen erbaut ſind. Nur mit Ihnen, faſhionabler Mann, können wir einem Feſt neuer Art bei Hofe beiwohnen: Ihren poetiſchen Augen kam es wie Gala vor, während die Florentiner nur ſchwarze und blaue Frackröcke ſahen. Nun ſage mir noch irgend Einer, die Benennung orbi oder ciachi für ſolche Leute ſey falſch. — Das Gehen erhizt, aber laſſen Sie uns doch etwas raſch vorbeieilen an dieſen Palläſten: dieſer gehört den Albizzi, jener den Capponi, dieſer den Rucellai, der andere da den Guicciardini. Es könnte zufällig Einem aus dieſen Familien einfallen, ſich für einen Bürger von Florenz zu halten, und es wäre doch fatal, wenn Sie auf dieſe Weiſe ein démenti erhielten, indem Sie verſichern, Niemand wage ſich ſo zu nennen. Weßhalb ſchreiben Sie keine Geſchichte von Florenz, ſtatt des Herrn Delécluze, des Herrn Thiers, der Madame Allart? Welchen neuen Daten würden wir da begegnen! Haben Sie doch während Ihres kurzen Aufenthalts, ich weiß nicht in welchem Archiv entdeckt, daß die Florentiner einmal ſämmtlich ausgeſtorben ſind (das Jahrhundert iſt leider nicht angegeben), wie die alten Hellenen beim Profeſſor Fallmerayer, und daß fremde Fürſten, fremde Bürger, fremde Magiſtratsperſonen, fremde Soldaten, fremde Künſtler (ich habe die Ehre, Ihre Worte zu überſezen) dem Leichnam von Florenz ein Scheinleben einzuhauchen gekommen ſind. Dieſe Einwanderer, die man irrigerweiſe für florentiniſche Aborigener hält, treten aber ſehr leiſe auf, weil ſie ein böſes Gewiſſen haben, und verſtecken ſich, um Herrn Jules Janin beſagten Cadaver à loisir bewundern und den Todesſeufzer des florentiniſchen Genius vernehmen zu laſſen. Sie ſind aber ein Weltkind, und es iſt Alles nur Spaß und Maske, wenn Sie ſich mit Dante und Macchiavell ernſt ſtellen und von Peſt und Gräbern ſprechen. In dieſer todten Stadt, unter dieſen ſtummen Ruinen, in dieſen leeren Palläſten, wo die Stille das Echo verſchlingt, und die nur von marmornen Giganten bewohnt ſind, unter dieſem Staub und dieſen Spukgeſtalten, in dieſem Florenz Ihrer Beſchreibung finden Sie ſeltſamerweiſe Feſte auf Feſte, bei Hofe und bei Jerome Bonaparte, bei Fürſtinnen und Gräfinnen; eine Napoleonidin läßt Ihnen den Pas vor Bourboniſchen Prinzen; Sie kommen nicht zu ſich vor Zerſtreuungen, Promenade, Theater, Bällen, Dejeuners u. ſ. w. Zum Schlafen hatten Sie unmöglich Zeit, wenn Sie nicht etwa während Ihres Schlummers Feuilletonartikel componirten. — Als Sie florentiniſche Künſtler ſchmähten, ſagten die Florentiner Ihnen, Sie ſeyen zwar Verfaſſer claſſiſcher Romane, verſtänden aber kein Jota von der Kunſt. Um dieſen Pſeudo-Florentinern, welche ich (durch Sie aufmerkſam gemacht) am Ende beinahe für Vampyre halten möchte, zu zeigen, was Sie Alles verſtehen, haben Sie Ihre Briefe für das Journal des Débats geſchrieben. Ich kann Ihnen die tröſtliche Verſicherung geben, die ganze Stadt iſt beſchämt und trauert in Sack und Aſche, die Damen vor Allen, deren Leidenſchaft Sie ſo treffend charakteriſirt haben; und aus den wüſten Trümmerhaufen des längſt verſtummten und verweſten Florenz erſchallt ein tauſendſtimmiges Confiteor.

Auflöſung der Homonyme in Nr. 204.

Das Blatt.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 88 und Monatsregiſter Auguſt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. September 1838.

— Inter varias nutritur silva columnas:
Naturam expellas furca, tamen usque recurret.
Horat.

Die ländlichen Bälle in Paris.

Dieſe Ueberſchrift möge man nicht im eigentlichſten Sinne nehmen; denn was wir Deutſche unter ländlichen Bällen verſtehen, ſucht man vergebens im Weichbilde der franzöſiſchen Hauptſtadt, und wer in Paris lebt, weiß wahrlich nicht, ob es dort Jahreszeiten und namentlich einen Frühling gibt. Inmitten der ewigen Aufregung, der fieberhaften Thätigkeit und raſtloſen Mannichfaltigkeit von Ideen und Empfindungen, welche Schlag auf Schlag und ohne Unterlaß auf alle unſere Organe zugleich einſtürmen, hat man keine Zeit, ſich darum zu bekümmern, ob es warmes oder kaltes, trockenes oder feuchtes, ſchönes oder ſchlechtes Wetter iſt. Bei der ewigen Bewegung, welche hier das Blut durch die Adern peitſcht und die Kälte negirt, bei der anhaltend mit Nebel geſchwängerten Atmoſphäre, bei den hohen, tiefen, gedrängt vollen Straßen, bei den bedeckten Markthallen, gewölbten Promenaden, prächtigen Schauſpielſälen, mit einem Wort, bei dem hieſigen Leben ohne friſche Luft und Himmel geht der Wechſel der Jahreszeiten faſt unbemerkt vorüber.

Wer kennt in Paris den Winter mit ſeinem Schnee und Eiſe, den Sommer mit ſeiner warmen Sonne, den Frühling mit ſeinen Blumen, den Herbſt mit ſeiner Weinleſe und ſeiner Melancholie? Der Pariſer hat von allen dieſen Sachen eine höchſt verworrene Vorſtellung und genießt ſie das ganze Jahr hindurch; die bewundernswürdige zierliche Ordnung der Natur wird ihm zu Gefallen umgekehrt und verkünſtelt. Gibt es in Paris nicht Treibhäuſer und Magazine, wo täglich Alles abgeladen wird, was in jedem Lande, in jeder Zone, in jeder Jahreszeit wächst, fliegt, kriecht, ſchwimmt und läuft? Woher ſoll der Pariſer die Freude kennen, welche das junge, friſche Grün der erſten aufbrechenden Knoſpen gewährt, da er vor ſeinen Kaffeehäuſern, vor ſeinen Reſtaurationen und in den Stiegengewölben ſeiner Hotels das ewige Grün der Orangen und Cypreſſen vor Augen hat? Wie kann man ihm zumuthen, mit klopfendem Herzen einen Strauß für die Geliebte zu pflücken und mit jeder Blume, mit jedem Blatt eine Abſicht, einen Liebeszweck zu verbinden, wenn er tagtäglich auf allen Brücken, auf allen Quais, in allen Durchgängen, in allen Arkaden und in allen Theatercorridors von Blumenmädchen angefallen wird, welche ihm jene zarten, ſchmachtenden Geſchenke, bereits fertig gewunden und zierlich in Papierduten eingewickelt, feilbieten?

In den Tuilerien, im Luxemburg, im Palais-royal iſt der Frühling mager zugemeſſen, abgezirkelt, abgegittert, ſtaubig und nach der Schnur gezogen; im Jardin des plantes iſt er eben nicht brillanter; dort müſſen dieſelben Blumen Jahr aus, Jahr ein, in demſelben

Digitized by Google

Nanme, neben derſelben Etikette und hinter demſelben Gitter wachſen, ganz wie die Affen, Bären und Büffel der daſelbſt befindlichen Menagerie in ihren reſpektiven Käfigen und Umzäunungen. Das iſt ein Frühling aus der Vogelperſpektive, den man weder mit der Hand, noch mit dem Fuße, noch mit der Naſe reichen kann. Der Frühling auf dem Pariſer Blumenmarkt am Juſtizpallaſt iſt keineswegs anziehend. Gewöhnlich finden die öffentlichen Ausſtellungen der Verbrecher an demſelben Tage ſtatt, wo Blumenmarkt gehalten wird, und dieſe unmittelbare Perſpektive auf den Pranger, ſo wie die etwas entferntere auf das Hotel Dieu verleidet einem völlig das Stückchen Poeſie und Frühling, womit ein Theil der Umgebung des alten Königspallaſtes geziert und parfümirt iſt.

Lieber als alle dieſe geſchminkten, aufgeputzten Frühlinge iſt mir denn doch der einfache Frühling der Manſarden, welcher ſich an den Dachfenſtern hinaufrankt und über die Schieferſteine wegläuft, und deſſen Blumen, anſtatt des Zephyrs, vom Rauch der Brandmauer gefächelt werden. Gewöhnlich iſt es die beſcheidene indianiſche Kreſſe, welche man dort wachſen ſieht, und die ſpäter zu Salat verwendet wird; ferner die wohlriechende Wicke, halb Blume, halb Gemüſe, endlich auch Reſeda, die Lieblingsblume der Pariſer Griſetten und Haushälterinnen, welche ſie über ihrer Schürze tragen. Ich habe mehr als einmal die guten Menſchen bewundert, die ich jeden Morgen von meinem Dachfenſter aus nach ihrem Gärtchen laufen ſah, mit welcher Andacht betrachteten ſie jedesmal jene drei oder vier armſeligen Pflanzen, ihre einzige Freude und vielleicht ihre einzige Liebe; mit welcher Wonne bemerkten ſie das Wachſen der Blätter, das Aufbrechen der Knoſpen; mit welcher gewiſſenhaften Sorge banden ſie die ſchmächtigen, geſenkten Zweige an kleine, weiße Stäbe; mit welcher himmliſchen Geduld laſen ſie ihren theuren Pflanzen die ſchädlichen Inſekten und welken Blätter ab; mit welcher Vorſicht reinigten ſie die zwei oder drei Zoll Erde um die Wurzeln der Blumen! Ganz gewiß, dieſe Leute ſorgten weniger für ſich ſelbſt, als für dieſe glücklichen Pflanzen: ihr Trinkwaſſer war trüber als das Waſſer, womit ſie ihre Blumen begoſſen; ihr Eßgeſchirr war bei weitem nicht ſo nett geputzt und blank geſcheuert, als jener ſchwebende Park vor ihrem Manſardenfenſter.

Da nun der wahre Frühling innerhalb Paris nicht zu Hauſe iſt, ſo ſuchen ihn die Bewohner der Hauptſtadt vor den Stadtthoren auf. Die ſchlechte Witterung hat dieſes Jahr ihre ländlichen Vergnügungen geſtört und ungewöhnlich lange verzögert. Nach den ſtrengen November- und Decemberfröſten hatte man milde Mai- und Junitage gehofft; allein kaum erſchloß ſich die Natur den wohlthätigen Einwirkungen der Frühlingsſonne, als ein düſterer, aſchgrauer Mai alle prächtigen Ausſichten mit einem dichten Regen- und Nebelmantel umhüllte. Selbſt der Juni, der Monat der grünen Wälder, wo man, in's weiche Gras oder Moos gelagert, auf das Rauſchen der zitternden Blätter oder den Geſang der Vögel horcht, wo einem die gütige Mutter Natur ſo viel ſüße Empfindungen, ſo viel unentgeldliche Freuden ſpendet, daß man ſeines Daſeyns überſchwänglich froh wird und das Leben lediglich des Lebens halber liebgewinnt, ſelbſt der Juni blieb diesmal ſtürmiſch, launiſch und wetterwendiſch; erſt mit dem Anfang Julis konnten die Pariſer den definitiven Eintritt der ſchönen Jahreszeit begrüßen und ihre wöchentlichen Promenaden vor die Stadtthore wieder beginnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Landſchaftsbilder aus Ungarn.

Von J. G. Elsner.

II. Die Theis.

Am öſtlichen Flügel der Karpathen entſprungen, empfängt die Theis alsbald mehrere kleinere, aus demſelben Gebirge herabſtrömende Gewäſſer, ſo daß ſie nach kurzem Laufe zum nicht unanſehnlichen Fluſſe wird. Man könnte ſie mit einem frühreifen Genie vergleichen, welches bei ſeiner erſten Entwicklung ein Licht erſter Größe zu werden verſpricht, ſpäter aber ſich ohne beſondern Glanz und Ruhm in der Menge verliert, träge wird und wenig leiſtet. So wie die Theis die Ebene berührt, was ohngefähr zwölf Meilen von ihrem Urſprunge geſchieht, wird ihr Lauf langſam und ſchleichend, was in dem Grade zunimmt, daß man weiter herab die Bewegung ihres Waſſers kaum wahrnimmt, denn es beträgt dieſelbe meiſtens kaum eine Viertelmeile in der Stunde. Dies kommt von dem äußerſt geringen Falle, welcher mitunter kaum zehn Fuß auf eine Meile beträgt. Schwillt nun der Fluß an, was im Frühjahr allezeit der Fall iſt, ſo treten ſeine, aus den Gebirgen herab raſch ſtrömenden Gewäſſer, ſo wie ihr Fall gehemmt wird, über die Ufer und überſchwemmen ſehr bedeutende Landſtrecken. Dieſe bezeichnet man mit der Benennung von Inundationsterrain, welches an vielen Orten ſo ausgedehnt iſt, daß man die offene See vor ſich zu haben glaubt. Ein ſolcher Moment iſt in gegenwärtigem Bilde feſtgehalten.

Wir ſtehen an einer hohen Stelle des linken Ufers der Theis in der Nähe von Tiſſa-Bön, einem ziemlich volkreichen Dorfe. Die Sonne iſt eben erſt aufgegangen und Natur und Geſchöpfe zeigen ein neugewonnenes

Digitized by Google

Leben. Vor uns haben ſich die Gewäſſer nach allen Seiten ausgebreitet, ſo daß wir an den Küſten der See zu ſtehen meinen. Inmitten der Gewäſſer tauchen einzelne, mit grünem Gebüſch beſezte Inſeln auf, von welchen das Geſchrei der Krähen und Raben, vermiſcht mit dem des Fiſchreihers, herüberſchallt. Eine Menge wilder Enten ziehen theils in Haufen, theils einzeln, bald in der Luſt, bald auf dem Waſſer einher, ſchwimmen auf dieſem kämpfend und einander neckend herum, tauchen unter und kommen in weiter Entfernung immer wieder empor. Am Ufer ſitzen angelnde Fiſcher, welche ſich ein Geſtell mehrere Klafter weit in's Waſſer hinein gebaut haben, und darauf, wie auf einem Throne ſitzend, mit unermüdlicher Geduld die Angel halten, bis endlich ein leckerer Fiſch anbeißt, den ſie mit großer Ruhe und anſcheinender Gleichgultigkeit zu ſich herauf ſchnellen, abnehmen und dann auf's Neue ihre Angel auswerfen. Auf dem Waſſer ſchwimmen da und dort Kähne mit Landleuten und Fiſchern. Jene ſetzen über die meilenbreite Waſſerfläche, um in jenſeitige Ortſchaften zu gelangen; dieſe fahren zu ihren ausgeſtellten Reuſen und Netzen, um das, was ſich die Nacht über dort gefangen hat, heim zu holen. Da ziehen ſie denn eine Menge der vorzüglichſten Fiſche, wovon einige der Theiß eigenthümlich angehören, nehmen ſie in ihre, nur aus einem ausgehöhlten Baumſtamme beſtehenden Kähne und fahren damit zum Verkaufe.

Auf alles dieſes wirft die Sonne ihre vergoldenden Strahlen. Die ſaftigen, mit den reinſten und bunteſten Tinten gemalten Bilder der Inſeln verdoppeln ſich: denn ſie erſcheinen unter dem Waſſer eben ſo ſchön und lieblich, wie über demſelben. Rechts dort bewegt ſich ein Reiterzug nach dem Waſſer hin. Er beſteht aus einer Menge von Bauern, welche nach den Feldern ziehen wollen, zuvor aber ihre kleinen, nichtsdeſtoweniger aberſehnigen und behenden Roſſe zur Tränke reiten. Die Spitze des Trupps ſteht bereits tief im Waſſer; denn das Roß des Ungarn trinkt am liebſten, wenn es in dem flüſſigen Elemente ſtehen kann.

Schauen wir nun links. Hier bekommt das Bild volles Leben. In den Gaſſen von Tiſſa-Bön bewegen ſich gravitätiſche Magyaren, und ſchreiten langſam und mit Würde heraus in's Freie. Die Weiber rühren und regen ſich um die Häuſer herum: ihnen liegt es ob, in den Ställen, im Hofe und im Garten die Hauptarbeiten zu verrichten. Dort auf jenem Heerenhauſe ſitzen ein Paar Pfauen, und das Männchen läßt ſein widerliches Geſchrei weithin ertönen. Doch ſiehe, was kommt dort aus jenem Erdhügel hervor? Schwarze, den Typus des Menſchen tragende Geſchöpfe entſchlüpfen dem Boden. Was wir für einen Erdhügel halten, iſt eine Hütte, ein Putei, wie ſie in manchen Gegenden Ungarns häufig vorkommen. Menſchliche Wohnungen, zu zwei Drittheilen in die Erde gegraben, bezeichnet man mit dieſem Namen. Doch ſind ſie, wo ſie der die Gemächlichkeit liebende Magyar gebaut hat, nicht übel, und enthalten ungleich mehr Bequemlichkeit und Luxus, als man von ihnen erwarten mag. Was wir aber hier ſehen, iſt die Wohnung einer Zigeunerfamilie, jener Menſchenclaſſe, welche man eine Ironie auf menſchliche Würde und menſchliche Geſittung nennen könnte. Zwei Kinder aus dieſer Familie hüpfen nackt auf uns zu, und wem der Anblick zum erſten Male käme, der würde ſie wahrlich eher für eine ſeltene Affenart, als für Menſchen halten. Ohne eine Gabe kommen wir nicht von ihnen los. Bald darauf ſehen wir ein Paar andere Geſtalten hervorkommen. Zwei junge Männer, nur die Hüften bekleidet, aber in ihrer Körperbildung die reinſte Plaſtik tragend, ſchreiten heraus, um an ihre Arbeit zu gehen. Man muß wiſſen, daß dieſe Menſchen, wo man ſie nur einmal für eine Beſchäftigung gewonnen, fleißig ſind und mit vieler Anlage jedes Geſchäft beſorgen. Zuletzt entwinden ſich auch die Weiber dem ſchmutzigen Lager. Eine alte, vertrocknete Sybille richtet ſich empor, ſchaut umher und bemerkt uns. Wir ſind ihr eine erfreuliche Morgengabe; augenblicklich iſt ſie bei uns, faßt mit oder ohne unſern Willen unſere Hand, und ſchlägt damit das Buch unſeres künftigen Geſchicks vor uns auf. Man ſtaunt über die Suada dieſer Weiber und über den tiefen, blitzſchnellen Blick in die Perſönlichkeit. Einem Jeden ſagen ſie Dinge voraus, die für ſeine Individualität paſſen, und deren Erfüllung weder außer den Grenzen der Möglichkeit, noch der Wahrſcheinlichkeit liegt. Es iſt zum Erſtaunen, wie ſchnell und richtig die Sybille zu combiniren verſteht, und wie ſie eben dadurch ſo häufig, wenn auch nur theilweiſe, wahr prophezeit. Darum traut ihr das Volk Zauberkraft zu und behandelt ſie mit vieler Rückſicht, obgleich es ihr, ſo viel möglich, aus dem Wege geht, indem es ſie für eine Verbündete des Satans hält.

Laſſen wir unſern Blick nach Oſten ſchweifen, ſo thut ſich vor demſelben eine unermeßliche Ebene auf, auf welcher wir eine Reihe von Hügeln bemerken, die an Form und Größe den Grabmälern der alten Völker gleichen. Für ſolche würde man ſie auch halten, wäre nicht erwieſen, daß ſie es nicht ſind. Sie dehnen ſich von hier, und zwar noch höher hinauf an der Theiß anfangend, bis an Transſylvaniens Grenzen aus, und werden nicht ohne Grund für Warten aus den ehemaligen Türkenkriegen gehalten. So kahl ſie auch ſind, ſo unterbrechen ſie doch ein wenig die Einförmigkeit der baumloſen Ebene. Belebt wird jedoch dieſe durch Schaaren von Kranichen und Trappen, welche, wie Gebieter der Gegend, auf den Fluren einher ſteigen und ſich zuweilen im ſchweren Fluge über dieſelben ſchwingen. So

lüſtern der Jäger auch nach ihnen ſeyn mag, ſo ſchwer wird es ihm, ihrer habhaft zu werden, theils weil er kein Verſteck findet, wo er ſie belauern könnte, theils weil ſie überaus ſcheu ſind und ſich den Menſchen nicht nahe kommen laſſen.

Während wir mehr als eine Stunde mit Anſchauen zugebracht haben, iſt der Wind aufgeſtanden und hat ſeinen Fittig über die Gewäſſer gebreitet. Kraus und lockig wälzen ſie ſich nach dem Ufer, bis nach Kurzem die Wellen immer hohler und höher gehen. Endlich erhebt ſich ein Brauſen und Rauſchen, als ſey ein Ungeheuer in die Tiefe gefahren, welches die Fluthen aufwühlt und gegen das Land ſchleudert. Die Fiſcherkähne ſchwanken auf dem trügeriſchen Elemente; bald ſchweben ſie in der Höhe, bald ſinken ſie in die Tiefe. Bei ſo aufgeregter Fluth iſt nichts mehr für ſie zu erbeuten, deßhalb rudern ſie nach dem Ufer, welches ſie nur mit Mühe erreichen. Wären ſie nicht ſo kräftig und gewandt, ſo verſchlänge ſie unſtreitig die Fluth in ihren elenden Kähnen. Die aufgewühlte Waſſerfläche wird von der klarſten Sonne beſchienen und Millionen von Diamanten ſcheinen zwiſchen weißer Wolle zu flimmern. Man kann ſich nicht ſatt ſehen an ſolchem Schauſpiele, und kann nicht lange genug das wohlthätige Gefühl der Sicherheit genießen, womit man die Wuth und den Kampf der Elemente betrachtet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lucca, Auguſt.

Die Bäder von Livorno und Viareggio.

Im Sommer bleibt Keiner gerne in Florenz, am wenigſten der Vergnügungsſüchtige. Sobald die Johannisfeſte vorüber ſind, zerſtiebt der Schwarm der Fremden nach allen Seiten. Die Landhäuſer in der Nähe bieten wenig Schatten und wenig Erfriſchung dar; der Florentiner bewohnt ſie nur im Frühling und Herbſt, und das iſt für ſie die paſſendſte Jahrszeit. Das eigentliche Landleben, was man in Deutſchland ſo nennt, iſt ganz Italien ziemlich fremd. Der Mangel an Bäumen, wenigſtens an Schatten gebenden, fällt in der ganzen nähern Umgebung auf. Dadurch wird das Land vielleicht geſunder; denn die Furcht des Italieners vor Bäumen dicht bei der Wohnung iſt nicht ungegründet: wo Bäume ſind, ſtellen ſich Fieber ein. Die Schönheit wird aber auf dieſe Weiſe keineswegs gefördert. So ſucht man denn andere Orte auf. Viele lockt das Seebad nach Livorno. Dieſe Stadt iſt aber ein höchſt langweiliger Aufenthalt. Die Hitze iſt drückend, wenn ſie auch in den Mittagsſtunden durch die Briſe etwas gemäßigt wird. Mit Fliegen und Mücken iſt man überreichlich verſehen. Der öde, aber bei den Livorneſen ſehr beliebte Spaziergang am Strande, die Ardenza, hat ſehr wenig von dem großen Reiz, welchen die Küſte gewöhnlich darbietet, wie es denn überhaupt Livorno an einer ſchönen, freien Bucht fehlt. Die Landhäuſer ſind meiſt klein und nicht gerade kühl, dafür aber deſto theurer, weil eine große Menſchenmenge hinſtrömt. In der Stadt zu wohnen, iſt nun gar beinahe unerträglich. Angenehmer ſind die Villen am Montenero, aber auch dieſe ſind dem Strahl der Mittagsſonne ohne Schutz preisgegeben; dabei iſt das Ufer ſteinig und das Baden keineswegs angenehm. Die Vorliebe Mancher für Livorno kann ich mir alſo nicht gut erklären, außer wenn ich annehme, daß die Magazine der Stadt ſie anziehen, wo man, Dank dem Freihafen, bedeutend wohlfeiler kauft als in Florenz, wenn auch immer noch theuer genug. Nun bleibt den Badeluſtigen noch Viareggio. Es iſt ein luccheſiſches Städtchen, dreizehn Miglien von der Hauptſtadt entlegen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnten hier keine dreihundert Menſchen in ſchlechten Hütten, und die Luft war verpeſtet von den benachbarten Sümpfen; jezt kreuzt eine Straße ſich mit der andern, mit jedem Jahr mehrt ſich die Zahl der blanken, hübſchen Häuſer, die man, der alten guten Landesſitte untreu, nur etwas zu leicht baut, und gegen ſechstauſend Menſchen bewohnen den Ort, der gegenwärtig die zweite und lezte Stadt des Herzogthums iſt. Dort findet man einen großen Theil der florentiner Wintergeſellſchaft verſammelt, kann, wenn man ſie nicht ſatt hat, die Fortſetzung derſelben erbaulichen Geſchichten von Kabale und Liebe hören, deren Anfang man in den Salons und Opernlogen der Hauptſtadt vernahm, und dieſelben ſchönen Damen und eleganten Herrn, welche in dieſen Geſchichten die Hauptrollen übernommen haben, Walzer und Quadrille tanzen ſehen. Denn Viareggio iſt höchſt faſhionabel: es hat ein Caſino, es hat Cafés und Eisbuden; die ehemalige Königin von Neapel beſizt hier ein ſchönes Haus, welches ſie nicht ſelten beſucht. Soiréen und Concerte werden gegeben, und ohne Zweifel wird bald ein Theater gebaut. Man muß Toilette machen, um ſpazieren zu gehen. Schade, daß die ganze nächſte Umgebung ſo ſaubig iſt, und man nirgendwo Schatten findet, als in einem Wäldchen von Nadelholz, das indeß nicht dicht vor der Thüre liegt. Sonſt iſt der Proſpect reizend; denn die Bucht erſtreckt ſich in weitgeſchwungener Wölbung, und die zackigen Spitzen der majeſtätiſchen Marmorberge Carrara's und der Lunigiana bilden einen impoſanten Hintergrund, während das Felſeneiland Gorgona und an hellen Tagen die Küſten Corſica's die Horizontlinie des Meeres unterbrechen. Hier iſt das Baden eine Luſt; man kann es auch noch im September fortſetzen, und ich rathe ſogar die Wahl dieſes Monats denen an, welchen es um ſtillern Genuß und Landleben, und nicht um die gewöhnlichen, aus dem Winter verpflanzten Vergnügungen zu thun iſt, die man jederzeit in großen Städten finden kann. Solche Beſucher mache ich auch auf die altrömiſchen Thermen aufmerkſam, von denen ſich bedeutende Ruinen bei dem benachbarten See von Maſſaciuccoli befinden, und welche das Volk die Bagni di Nerone zu nennen pflegt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wortſpiel-Räthſel.

Aufknacke, mein Freund, mir die Nuß:
Wie heißt der gefährlichſte Fluß?
„Styx? Lethe? Cocytos?“ Ach nein!
So gelehrt ſoll die Löſung nicht ſeyn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. September 1838.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe!

Goethe.

Zwei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poeſie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und pickt von Aſt zu Aſt,
Und höchſtens einmal ſtreift
Zu Nachbarn er als Gaſt.

Er ruft: „Freund bleib im Land,
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter ſich.“

„O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern:
Die Sehnſucht iſt Betrug;
Hier picke deinen Kern.“

Zugvogel aber ſpricht:
„„O Flattrer, meinen Flug
Und Zug verſtehſt du nicht;
Klug iſt hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib auf deinem Aſt,
Weil keine Ahnung du
Von meiner Ahnung haſt.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinter'm Ocean
Auch noch ein Ufer ſey.

Der Herbſt erquicke dich,
Mir iſt er freudenleer,
Da faßt die Ahnung mich
Und trägt mich über's Meer.““

Nic. Lenau.

Landſchaftsbilder aus Ungarn.

Von J. G. Elsner.

III. Panorama der ungariſchen Ebenen.

So weit das Auge reicht, ruht ein graublauer Himmel auf der Erde und begrenzt den Geſichtskreis überall in gleicher Ferne. Zuweilen ſcheint es, als zerreiße auf

Digitized by Google

einer Seite der Vorhang und als öffne ſich eine Ausſicht hinter demſelben. Dies iſt aber nur Täuſchung und Phantasmagorie. Wer eine Gegend nur ſchön finden kann, wenn ſie mit Bergen begrenzt oder durchſezt iſt, den ergreift hier ein erdrückendes Gefühl. Manchmal zwar äffen ihn fern aufſteigende Wolken, von denen er Anfangs feſt behauptet, es ſeyen Berge, bis er nach wenigen Minuten ſich von ſeinem Irrthum überzeugt. Gewöhnlich herrſcht auf dieſen weit ausgedehnten Ebenen im Sommer große Hitze und Dürre, ſo daß nicht ſelten alle Vegetation erſtirbt. So war es unter andern im Juli des Jahrs 1836, wo von Debreczin bis tief hinab an der Theis ganze Landſtrecken ausgebrannt waren und keinen grünen Halm mehr zeigten, ſo daß ſie vollkommen einer afrikaniſchen Wüſte glichen. Und auf dieſer betrachten wir unſer Panorama, was freilich keine beſonders liebliche, nichts deſto weniger aber intereſſante Anſichten darſtellt.

Dort in einiger Entfernung ſehen wir eine Menge weißer Säulen zum Himmel emporſteigen und einen wahren Elfentanz halten. Manche ſind nach unten, manche nach oben zugeſpizt. Sie nähern und entfernen ſich wechſelsweiſe unter einander, rücken aber dabei raſch auf uns zu. Es ſind Staubwirbel, welche der Wind vor ſich hertreibt. Wohl uns, wenn uns nicht einer der größern in die Mitte nimmt: wir würden davon nicht allein völlig mit Staub überſchüttet, ſondern könnten nebenbei noch die Calamität erfahren, daß er unſern Wagen umſtürzte. Die vielen und ſtarken mineraliſchen Ausdünſtungen, welche die brennende Hitze auf dieſem offenen Boden veranlaßt, geben zu vielen electromagnetiſchen Bildungen und Entwickelungen Veranlaſſung, und dieſe ſind es, welche das Gleichgewicht der Luft theilweiſe aufheben und jene Wirbel erzeugen. Ihre Schnelligkeit iſt oft ſo groß, daß ſie in einer Viertelſtunde mehr als eine deutſche Meile durchlaufen. Nicht ſelten gehen ſie, ohne zu zerreißen, einige Meilen weit; häufig aber zerſtören ſie ſich unter einander, wenn einer gegen den andern ſtößt. Sie ſind unendlich zahlreich, und man kann deren oft genug wohl ein halbes Hundert gleichzeitig im Geſichtskreiſe haben.

Wo kommt wohl ſo plötzlich in dieſer Wüſte ringsum das viele Waſſer her? Das flutet und wogt in gar nicht weiter Entfernung in perlblauer Farbe dahin und macht uns beſorgt um unſer weiteres Fortkommen. Wir begreifen nicht, wie es auf einmal dahin gekommen. Neckend rückt es uns näher und flieht, wenn wir darauf zukommen. Ein Neuling in dieſen Gegenden würde ſchwören, er ſey auf einmal ringsum von der See eingeſchloſſen. Nur der Umſtand, daß dieſe ſich auch hinter ihm ſchließt, wo er doch erſt vor einer Stunde auf trockenem, dürrem Boden wandelte, kann ihn aufmerkſam machen. Es iſt eine Luftſpiegelung, welche den ganzen Sommer hindurch, bei Näſſe und Trockenheit, bei lezterer aber am ſtärkſten, vorkommt. Wenn die Theis mit ihren Nebenflüſſen und Bächen über ihre Ufer getreten iſt und das Land an große Breiten überſchwemmt hat, da wird man oft erſchreckt und in Ungewißheit verſezt, welches wahres und welches vorgeſpiegeltes Waſſer iſt, ſo täuſchend gleicht in der Ferne eines dem andern.

Aus dieſen blauen Gewäſſern erheben ſich eine Menge von Gegenſtänden: Gebüſche, Dörfer, Schlöſſer, Städte treten hervor und bilden die herrlichſten Gruppen. Wunderbar wechſeln die erſcheinenden Bilder. Bald ſind es Alleen von hohen, emporgeſchoſſenen Bäumen, welche ſich in verſchiedenen Richtungen durchkreuzen; bald dehnen ſich Waldſtrecken mit Luſtſchlöſſern und Pavillons vor unſerm Blick aus; bald ſehen wir Dörfer mit großen Kirchen und hohen Thürmen; bald aber auch Städte, großartig und im antiken Styl gebaut. Kommt man näher zu allen dieſen Herrlichkeiten, ſo verſchwinden die vielen Alleen und Wälder wohl nicht ganz, aber ſie verkleinern ſich zu einzelnen Bäumen und Sträuchern, oft genug auch gar nur zu einem Diſtel- und Dorngebüſch; die Luſtſchlöſſer und Pavillons werden zu kleinen, elenden Salleſchen und Tſcharden; die Dörfer und Städte zu Meierhöfen auf Puſten und die Thürme zu einzelnen Bäumen, die um dieſe herum ſtehen. Aber dennoch unterhält es fortwährend, dieſe Erſcheinungen immer wieder ſich erneuern zu ſehen.

Aber während wir nach dieſen Bildern haſchen, erhebt ſich in nicht gar weiter Ferne ein Heer von Ungeheuern. Furchtbar ſind die Geſtalten, welche ſich rieſenartig von der Erde erheben und ihre mit baumlangem Geweih gezierten Köpfe emporſtrecken. Ein dumpfes Toſen und Stampfen, welches wir gleichzeitig vernehmen, vermehrt den Schrecken, der uns ergreift; wir ſind geſpannt und voll Beklemmung, welches Abenteuer uns wohl bevorſtehe, zumal auch menſchliche Rieſen in der Begleitung dieſer Ungeheuer ſind und mit Weberbäumen, wie der Rieſe unter den Philiſtern kaum einen größern trug, näher ſchreiten. Um uns ganz in die Enge zu treiben, rücken noch von zwei andern Seiten Thiere, größer als Pferde, auf uns zu, in Geſtalt von Schafen und Schweinen. Das Wunder wird dadurch noch größer, daß alle dieſe Ungeheuer auf dem Waſſer einhergehen und ihre Häupter in den Himmel zu erheben ſcheinen. Nach überſtandener Angſt ſehen wir endlich in der Nähe, daß Ochſen-, Schweine- und Schafheerden uns erſchreckt haben. — Solche und eine Menge ähnlicher Bilder umgaukeln den Reiſenden auf Niederungarns Ebenen.

Auch ein Gewitter müſſen wir hier ſehen. Am fernen Horizonte erheben ſich blaue Berge mit weißen Gipfeln aus dem Waſſer, ſie vergrößern ſich bald, bald zerreißen

Digitized by Google

ſie, bis ſie ſich endlich in einem langen, dichten Zuge vereinigen. Jetzt rücken ſie uns näher, und nun leuchten aus ihnen, wie aus geborſtenen Vulkanen, Blitze. Ein leiſes Gemurmel vernehmen wir aus der Ferne, welches wir für das Toben der uns rings umgebenden See zu halten geneigt ſind. Die Berge rücken näher, das Murren und Toben wird ſtärker. Endlich unterſcheiden wir deutlich den Donner und ſehen mit unſern Augen die Gewitterwolken, aus denen die flammenden Blitze den klaren Sonnenſchein überleuchten. Auf einmal entſtehen Staubwolken und Wirbel, welche im wüthenden Kampfe dahertoben und die ganze Gegend einhüllen. Das Wetter bricht in der Nähe los, die Wolken umarmen die Erde, der Regen ſtürzt wie eine Fluth nieder und ſetzt das noch vor wenig Minuten verbrannte Land unter Waſſer, weil dieſes in viel zu großer Menge und viel zu plötzlich niederſtürzt, als daß es der Boden augenblicklich einſchlucken könnte. Doch eben ſo plötzlich, wie es hereinbrach, iſt das Ungewitter auch wieder vorüber, und die Viehheerden, welche ſich wie in einen Knäul zuſammengedrängt hatten, gehen wieder auseinander. Aber die Luft hat ſich gereinigt und über die weite Ebene hin entdeckt das Auge viele Ortſchaften, deren manche faſt zehn Meilen entfernt ſind. Alles iſt hier in eigenthümlichem, großartigem Maßſtabe gehalten.

Die ländlichen Bälle in Paris.

(Fortſetzung.)

Mehrere Unternehmer von ländlichen Bällen hatten zwar ſchon ſeit längerer Zeit den Vorübergehenden ihre grünen Tanzböden und Fliederlauben eröffnet, allein vergebens rieſen die zwanzig Orcheſter der Banlieue die Einwohner der Hauptſtadt zum Tanz in das Gehölz von Boulogne, in den Wald von Vincennes, in den Park von Sceaux und auf die Höhen von Meudon. Jetzt holen ſie das Verſäumte nach und jeden Sonntag ſieht man zahlreiche Prozeſſionen von armen Pilgrimen zu den Barrièren hinausziehen, um ſich auf die ganze Woche mit Vergnügen und friſcher Luſt zu verproviantiren. Alle Tanzplätze um Paris ſind zwei Tage in der Woche zum Erdrücken voll, und die öffentlichen Gärten, welche ſchon Angſt hatten, ſie möchten zu weitläufig ſeyn, ſind jetzt zu eng, und ihre Orcheſter, deren zwanzig Mann ſtarkes Perſonal die Ballunternehmer noch vor Kurzem mit Zittern und Zagen überzählten, bewähren ſich gegenwärtig zu ſchwach für die Menge der Tänzer.

Die ländlichen Bälle in Paris und der Banlieue laſſen ſich füglich in drei Kategorien theilen. Bevor wir dieſe nacheinander aufzählen, fangen wir damit an, von dem Tivoligarten zu abſtrahiren. Dieſe Anſtalt iſt ganz eigenthümlich in ihrer Art. Das Pariſer Tivoli iſt ein herrlicher Garten, welcher ehemals zum Vergnügen des Finanzmanns Labourière angelegt worden. Man veranſtaltet daſelbſt große Feſte, brennt koſtſpielige Feuerwerke ab, hört eine göttliche Ballmuſik, gegenwärtig auch Tyroler, aber man tanzt nur zufällig, wie auf den Maskenbällen der großen Oper. Sonntags allein wird getanzt, und in den Quadrillen ſieht man dann Exemplare aus allen geſellſchaftlichen Claſſen figuriren. Wir verlaſſen daher die Barrière von Clichy und die Barrière blanche, wo dieſer Garten von Tivoli anfängt und aufhört, welcher einen ſo großen Umfang hat, als eine mittelmäßige Stadt. Zwiſchen der Barrière des Martyrs und der Barrière Rochechouart finden wir die Ermitage und das Elyſée Montmartre, die fröhlichen Sammelplätze der hoffnungsvollen Jugend, welche die Comptoirs und Magazine der Straßen St. Denis und St. Martin bevölkert; zwei halb vornehme Tanzkneipen, wo die ſogenannten Calicots (Ladenſchwengel) unumſchränkt herrſchen. Man glaube indeſſen nicht, daß dieſe beiden geräumigen Ballokale für ſo viele Tänzer genügen; dazu kommen noch der Ball bei Noel in Belleville, Bal du commerce benannt, der Ball bei Brunrau, unter dem Namen Elyſée bekannt, und endlich die weitläuftige Anſtalt der Montagnes françaiſes, das Tivoli des Mittelſtandes, zwiſchen der Barrière des trois Couronnes und der von Belleville gelegen.

Die Montagnes françaiſes waren vor einigen Jahren das Eden und der höchſte Ehrgeiz der Handlungsdiener und Griſetten. Der Handlungsdiener en gros und en détail fühlte ſich glücklich und ſtolz, wenn er an einem ſchönen Sonntagmorgen der Wäſcherin oder Nähterin ſeines Herzens eine Partie nach den Montagnes françaiſes anbieten konnte. Das Eleganteſte, was die Liebenden in ihren reſpektiven Schachteln und Commoden beſaßen, wurde alsdann hervorgeſucht, gebürſtet, geglättet und geplättet. Man verabredete mit einem andern Liebespaar, einen Fiaker zu nehmen; denn nach den Montagnes françaiſes zu Fuß zu gehen, wäre ein arger Verſtoß wider den guten Ton geweſen. Zitternd vor Freude und Erwartung hieß man den Kutſcher dicht vor dem Thore ſtillhalten, um die Vorübergehenden nicht in Ungewißheit über den Zweck der Fahrt zu laſſen und die minder reichen Kameraden zu ärgern, welche die Ausſteigenden mit neidiſchen Blicken muſterten und von dieſen ariſtokratiſch kalt begrüßt wurden. Mit ſelbſtzufriedener Nonchalance und hochgetragener Naſe löſte man an der Kaſſe zwei Entréebillets (zwanzig Sous für einen Herrn, die Hälfte für eine Dame), ſpazirte dann gravitätiſch unter den von Baum zu Baum

gezozenen Lampenguirlanden und Feuerarabesken umher, drückte ſich die Hände auf der Moosbank der Kalypſogrotte und machte häufige Rutſchfahrten. Die franzöſiſchen Griſetten ſind wie vernarrt in die Rutſchberge, und können ſich nicht oft genug die an dieſe Luſtreiſen geknüpften entzückenden Gemüthsbewegungen verſchaffen. Unſer Ladendiener mit ſeiner Griſette gab für Rutſchfahrten, Fiaker, Getränke, Entrée u. ſ. w. etwa zehn Franken aus, und Beide kehrten alsdann heim, beladen mit einem Vergnügungsproviant auf acht Tage.

Leider hat die Julirevolution, welche ſo viele andere Dinge und Exiſtenzen vernichtet, auch das ruhige Daſeyn der Griſette des Quartier St. Denis zerſtört oder vergiftet. Der undankbare Handlungsdiener verachtet ſie jezt, weil er Nationalgardiſt geworden und aus dem Conſtitutionnel weiß, daß er mit Kattunvermeſſen und Fächerabſtäuben eine Wählerkarte, eine Deputirtenmedaille und vielleicht gar einen geſtickten Pairsmantel verdienen kann. Wie ſollte ſich ein kunftiger Wähler, Deputirter und Pair von Frankreich mit einer armſeligen Griſette einlaſſen? Das mag angehen für einen Ladendiener, einen Laufburſchen, der keinen Gehalt bekommt, oder für einen Repubikaner, der keinen Hemdkragen trägt; allein er, als bezahlter Commis, iſt darauf bedacht, ſich zu produziren, in die große Welt zu treten, und ſo begibt ſich der anſpruchsvolle Jüngling auf den Boulevard des filles du Calvaire, ſteigt in den Omnibus nach Vincennes und läßt ſich nach dem Ball „am kleinen Thurme“ führen, wo wir ihn ſogleich wieder finden werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lucca, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Stadt Lucca. St. Giuliano.

Da wir einmal im Luccheſiſchen ſind, wollen wir uns auch die übrigen Orte anſehen, wo wir Fremdengeſellſchaft finden. Von Viareggio aus ſteigen wir auf einem gewundenen Pfad den Monte Quieſa hinan, werfen noch einen Blick auf das weit ſich erſtreckende Meer und wenden uns der grünen Ebene von Lucca zu. Beinahe verſteckt hinter ihren rieſigen, mit Doppelreihen hochſtämmiger Bäume beſezten Wällen, welche mehrere Millionen Franken koſteten, liegt die Stadt; nur einzelne Kirchthürme blicken über ſie hinweg. Lucca iſt ſtille und wenig belebt: gleich ſo vielen andern Städten Italiens iſt auch dieſe zu groß für die Zahl ihrer Einwohner. Fremde beſuchen ſie ſelten und nie auf längere Zeit; im Winter iſt wenig Bewegung, und der reiche Luccheſe pflegt den Carneval in dem geräuſchvollen Florenz mitzumachen; im Sommer iſt, bei der niedern Lage, die Luft eingeſchloſſen und drückend. Der Hof bringt auch nicht viel Leben mit. Der Herzog iſt oft abweſend; die Herzogin iſt kränklich und lebt ſehr zurückgezogen. Wer aber auf Italien mehr denn ein paar Monate zu verwenden hat, dem rathe ich ſehr, Lucca nicht zu übergehen. Iſt er Freund der bildenden Kunſt, ſo wird er ſich reich belohnt finden durch die Fra Bartolommeos im Dom und in San Romano, die Francias, Raphaels Madonna dei Candelabri, den Gherardo delle notti, die Carracci's im Schloſſe, ſo wie durch die bewundrungswürdigen Sculpturen Matteo Civitali's, den man nur hier kennen lernen kann. Der Kenner der Architektur findet die reichſte Ausbeute in den zahlreichen Kirchen, von der longobardiſchen Zeit herab bis zum reichverzierten gothiſchen Styl, die zum Theil einen ganz eigenthümlichen Charakter haben, wie der großartige Dom, S. Frediano, S. Michele, S. Maria forisportam u. a., meiſt marmorn, häufig mit Säulen und Reſten antiker Bauwerke, mit Muſiven und ſchönen mittelalterlichen Denkmalen, mit Façaden, wo mehrere Reihen kleiner Säulen, zum Theil von den ſeltſamſten Formen und Verzierungen, übereinander ſich erheben und einen hohen Giebel bilden. Man ſieht es dieſen Kirchen an, daß ſie glänzendere Tage erlebten. Lucca hielt einmal Florenz im Schach und beſiegte Piſa; von dem Manne aber, der es zu ſolcher Größe erhob, iſt nichts übrig als ein ſchmuckloſer Grabſtein in der Franziskanerkirche, welcher Caſtruccio Caſtracane's Namen trägt. — Nachdem die militäriſche und politiſche Carrière ihnen durch die Zeitereigniſſe gleichſam verſchloſſen worden, wenn ſie nicht fremden Staaten dienen wollten, haben die Luccheſen bis auf unſere Tage ſich auf dem Felde der Literatur ausgezeichnet. Es iſt nicht lange her, ſeit Ceſare Luccheſini und Lazzaro Papi todt ſind, Beide zu den geachtetſten Schriftſtellern Italiens gehörend; und unter den Lebenden nennt man den kunſtſinnigen Marquis Mazzaroſa, dem man eine brauchbare und gutgeſchriebene Geſchichte ſeiner Vaterſtadt verdankt.

Die Gegend um Lucca iſt ſchön und fruchtbar, in großartigerem Style als die florentiniſche, aber nicht ganz ſo heiter. Auf der einen Seite erhebt ſich die gewaltige Maſſe des Berges von San Giuliano — „il monte perché i Pisan' veder Lucca non ponno,“ wie Dante in der Epiſode von Ugolino ſagt — theils nackt, theils bewachſen. Von ſeinem Fuße führt der Aquäduct, welcher unter dem Fürſten Baciocchi begonnen und unter der Bourboniſchen Herrſchaft beendigt ward, auf einer Strecke von zwei Miglien und auf 459 Bogen treffliches Waſſer nach der Stadt. Der Profeſſor Savi, ein ausgezeichneter Lehrer an der Univerſität zu Piſa, gab vor Kurzem eine geognoſtiſche Karte der Piſaner Ebene, der Berge von S. Giuliano und der Umgebungen Lucca's heraus; ein ſehr fleißiges Werk und eine ſchöne Vorarbeit zu einem ähnlichen über ganz Toskana, welches längſt projektirt iſt. Gleich hinter Lucca ſchneidet ein tiefes Thal weit in den Berg hinein, und zwiſchen demſelben und der ihm gegenüberliegenden Ebene bleibt nur ein ganz ſchmaler Rücken, an deſſen ſüdöſtlichem Abhange die Quellen von S. Giuliano entſpringen. Denkt man einmal — und die Zeit wird herankommen — an die Anlegung einer Eiſenbahn in dieſer Gegend, ſo wird dieſe Richtung vorzüglich zu berückſichtigen ſeyn, da ſie ſchnurgerade auf Piſa zu führt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 4. September 1838.

— Bäume, wild, tief grünenden Laubs voll,
Und Alpengebirg auch überſchattet,
Uraltes, dich; denn nah dem Herde des Hauſes
Wohnſt du; und deine Kinder, die Städte,
Am weithindämmernden See,
Sie alle meinen, es wäre
Sonſt nirgend beſſer zu wohnen.

Hölderlin.

Die Petersinſel.

Eine Erzählung.

An einem lieblichen Junimorgen ſchaukelte ſich ein Schiff auf einem jener Seen, die dem reizendſten Lande Europas dasjenige ſind, was die Augen dem menſchlichen Angeſicht. Zwar finden ſich in dieſem glücklichen Erdenwinkel ſo viele Punkte, die man mit Recht unter die ſchönſten, anmuthigſten und erhabenſten Naturerſcheinungen rechnet, und die den Beſucher ungewiß machen, welchem er den Vorzug geben ſoll; zwar ſind beſonders die Gewäſſer, die hin und wieder, in größerem und kleinerem Umfange die Landſchaft zieren, durch ihre Umgebung und die Geſtalt ihrer Ufer ſo mannichfaltig und verſchieden, daß man immer dem zulezt Geſehenen den Preis zuerkennt. Aber wem die Schönheit den Blick nicht blendet, wer oft das Glück hatte, umherzuſtreifen in dieſem Gebiete einer überreichen Natur, der wird geſtehen müſſen, es herrſche in der Pracht und Anmuth der Scenerie ein großer Unterſchied, und was dem Feemdling aus Norddeutſchlands Sande oder aus Rußlands Steppen unnachahmlich und herrlich erſcheint, werde dem verwöhnten Auge nur ein Mittel, ſich Freundlicheres und Großartigeres in's Gedächtniß zu rufen.

Das Thal, wo die alte Vienna ſteht und die Wellen des Bieler Sees ſich drei Stunden aufwärts erſtrecken, gehört, troz dem, daß es an die merkwürdigen Granitfelſen grenzt, welche als ein Theil des Juragebirges die Schweiz von Franche-comté trennen, und ungeachtet der Waſſerkeſſel die weitberühmte Petersinſel in ſich faßt, unſtreitig zu den weniger ausgezeichneten meines ſchönen Vaterlandes, und dennoch — welch ein Zauber, welch eine Fülle der lieblichſten Scenen! Die öde, unerfreuliche Gegend, welche ſich von dem nördlichen Ende des Sees mehrere Stunden dem Gebirge entlang zieht und nichts als nackte, von ſpärlichem Baumwuchs umgebene Felſen zeigt, von denen einzelne Bruchſtücke ſeit der gewaltigen Erdrevolution auf den gelblichen, ungedüngten Wieſen liegen wie mahnende Geiſter des Untergangs; die fortgeſezte Niederung ohne irgend eine begrenzende Höhe, welche, ſüdlich bis an den Neuenburger See reichend, das Zwiſchengebiet meiſt zu Sümpfen macht, rauben freilich der Landſchaft, wie ſchon bemerkt, einen großen Reiz. Auch der Jura thut das, welcher auf der rechten Seite den See einſchließt, nur Platz zu einer ſchmalen Straße übrig läßt, und, felſigt und unfruchtbar, es kaum leiden mag, wenn die fleißigen Hände der Menſchen ſeinem kahlen Geſtein eine Spur von Erde auftragen und dieſer das Gedeihen des Weinſtocks gleichſam entreißen; aber das Schroffe, wild Romantiſche dieſer Felſen mit ihren

Digitized by Google

einzelnen Vorſprüngen und Gebüſchen, die lachende Fruchtbarkeit des jenſeitigen Ufers, das, weniger ſteil, mit ſeinen in Bäume verſteckten Dörfern und Weilern ſo freundlich herüber ſchaut, die alten Schlöſſer; welche erhalten oder in Ruinen der Umgebung ihren ernſten Reiz leihen; dort das kleine Neuſtadt mit ſeinen wohnlichen Häuſern, am andern Ende das alte Nydau mit ſeinen ſchwarzen Schloßthüemen, die beiden hochgelegenen Inſeln, deren eine mit Recht wegen ihrer Schönheit berühmt iſt, dieſer klare, ruhige, liebliche Waſſerſpiegel, der ſich, ſo arglos er ſcheint, wie kein anderer in einem Augenblicke zu einem wild brauſenden, ungeſtüm Alles verſchlingenden Wogenmeere umwandeln kann, und vor allem das hocherhabene Amphitheater der Alpen, von den Urner, Unterwaldner, Oberländer Schneegebirgen an. über die Walliſer und Savoyer weißen Kuppen hin bis zu dem alten Montblanc, der ſein hohes Haupt ſtolz in die Wolken ſtreckt, wie iſt das Alles ſo ſchön!

Das Eigenthümliche der Landſchaft, welche den Bieler See umgibt, wird durch die Abſonderung vermehrt, die ein Theil ihrer Bewohner um der Lage ihrer Heimath willen beobachten muß. Selten und nur unbequem führen Fahrſtraßen die Höhen hinan zu den auf Gebirgsebenen und in Bergthälern gebauten Dörfern; viele entbehren dieſes Communikationsmittels ganz, und nur Fußpfade, höchſtens für wohldreſſirte Pferde oder Eſel gangbar, vereinigen ſie unter ſich ſowohl als mit der übrigen Welt. So gibt es Orte, wo Hausvater oder Hausmutter vielleicht einmal des Jahrs an Markttagen die kleine Stadt Biel beſuchen, um dort die Erzeugniſſe ihres Landes und Fleißes los zu werden und die eigenen Bedürfniſſe einzukaufen; ja es wachſen viele Kinder empor, ohne ein einziges Mal die Reiſe von wenigen Stunden gemacht zu haben, und darum findet ſich in jenen Gegenden noch ein echt patriarchaliſcher Sinn und beſſere Sitten als da, wo eine große Menſchenmaſſe ſich zuſammendrängt.

Dieſe Beobachtungen wurden von der muntern Geſellſchaft, welche auf der kleinen Barke dahin ſchwebte, entweder ſelbſt gemacht oder durch die Schiffer vernommen, die nach Art dieſer Leute gerne ihr Wiſſen geltend machten. Die Reiſenden hatten ſich zufällig zuſammengefunden; aber war es Wirkung ſeiner Lebensart, oder weil ſie in der That Gefallen an einander hatten, ſie ſtanden ſich keineswegs fremd gegenüb r, ſondern ſchwazten unbefangen von einer Menge intereſſanter Dinge, und verriethen durch die Art ihres Geſprächs, daß ſie ſämmtlich zu der Claſſe wahrhaft gebildeter und von dem Leben gewiegter Leute gehörten. Der eine der Männer redete ein reines, unverfälſchtes Deut ch, das er jedoch mit einer Geläufigkeit gegen das Idiom der Schiffer verwechſelte, welche nicht zweifeln ließ, er habe einſt dieſem Lande angehört oder ſich wenigſtens lange darin aufgehalten. Er mochte vierzig Jahre alt ſeyn, doch blieb man darüber in einiger Ungewißheit, da ſich mehrere Furchen über ſein Geſicht hinzogen, deſſen bräunliche Farbe überdies den Aufenthalt in einer andern Hemiſphäre andeutete, und aus einem braunen, lockigten Haar ein leichter Silberſtreif ſchimmerte, während in ſeiner kräftigſchönen Geſtalt und Haltung, in der Gediegenheit ſeines ganzen Weſens die jugendliche Friſche vorherrſchte. Aus den milden, gefälligen, hie und da etwas gefurchten Zügen leuchtete ein ſanfter Ernſt, wie ihn der Mann zu beſitzen pflegt, dem das Leben manche Erfahrung und derbe Lehren gegeben und der dieſe Winke des Schickſals mit reiner Verſtändigkeit aufgenommen hat. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ungemein abwechſelnd, denn es ſpiegelte ſich in ihm Alles, was in ſeiner eigenen Seele entſtand und was er von außen empfing. Jede Regung, jede Idee, jedes Gefühl ſtreifte leiſe darüber hin, während ſeine anmuthige Perſönlichkeit dieſen Eindrücken einen ganz eigenen Zauber lieh. In ſeinem braunen, großen Auge lag die Treuherzigkeit des Schweizers, gepaart mit der Feinheit des Franzoſen nebſt dem berechnenden Verſtande des Engländers, und bei irgend einer Bemerkung, wenn das Geſpräch ſich auf eine ihn anziehende Weiſe wendete, blizte es in einem ſo raſchen, ſchönen Feuer auf, es tauchte aus ſeiner Tiefe eine ſolche Kraft und Begeiſterung empor, daß man dem Manne das innigſte Wohlgefallen nicht verſagen konnte. In nachläſſiger Stellung lag er auf die eine Seitenbank hingelehnt und ließ ſeine Blicke über die in leichten Duſt gehüllte Gegend hingleiten, bald die leichten Wellen verfolgend, die das Ruder in dem ruhigen Waſſer ſchlug, bald hinüber ſchauend auf die Thürme des alten St. Jean und Erlachs dunkle Mauern, um dann wieder das Auge auf jener Kette von Schneekuppen feſtzuhalten, die der höchſte Reiz des Landes ſind. Das Alles aber geſchah nicht in der Art eines Fremdlings, denn er mühte ſich, ſeinen Gefährten, den Damen franzöſiſch, ſeinem männlichen Begleiter engliſch jeden Ort mit Namen zu bezeichnen, jede einzelne Schönheit anzudeuten und ſo manches zu erzählen, was eine genaue Kenntniß der Umgebung verrieth. Wohl aber hatte er das Anſehen eines Menſchen, der eine geliebte Heimath lange nicht wieder geſehen, und das Entzücken, das er empfindet, kaum mäßigen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ländlichen Bälle in Paris.

(Fortſetzung.)

Die arme, im Stich gelaſſene Griſette hat inzwiſchen ihren Entſchluß gefaßt. Sie wirft einen Wollenſhawl,

Digitized by Google

das lezte Geſchenk des Treuloſen, über ihre Schultern und gibt ihren Arm einem reinen, unbeſtechlichen, ſtoiſchen Republikaner von achtzehn Jahren, welcher Moegens und Abends ſeinen Schnurrbart färbt, Caporal raucht und Poule ſpielt, wie der ſelige Maeimilian Robespierre. Sie begeben ſich zuſammen in's **Elyſium Bruneau.** Vor der Eingangsthür hängt ein Kronleuchter mit farbigen Gläſern; der Tanzplatz iſt ein viereckiger Lehmboden, mit herrlichen Caſtanienbäumen bepflanzt, welche die Saaldecke bilden, und mit weiblichen Statuen von Paſte beſezt, welche Laternen auf ihren Köpfen tragen. Der Boden iſt glatt, wie eine Scheunentenne, das Orcheſter ſpielt leidlich, die Ballgäſte ſind lauter Zöglinge Bruneaus, welcher ſie leitet, bei ihren Vornamen aufruft und wie ſeine Kinder liebt. Der brave Tanzmeiſter hat für die Cavaliere immer eine Priſe und für die Damen eine Düte Bondons, Wein und Kuchen für Jedermann bereit; die beiden zulezt genannten Conſumtionsgegenſtände werden jedoch nur gegen baare Bezahlung verabreicht. Ein Fremder kann ganz unbeſorgt allein den Bruneauſchen Ball beſuchen; wer keine Tänzerin, kein vis-à-vis findet, wendet ſich an Bruneau; das iſt ſeine Sache, ſein Point-d'honneur; er würde ſich entleiben, wie Vatel, wenn Jemand ſagen könnte, er habe auf ſeinem Balle eine unvollſtändige Quadrille geſehen. Auf den Ruf Bruneaus: en place, en place! bilden ſich die Quadrillen; die Paare ſtellen ſich in Reih und Glied, wie alte, eingeübte Grenadiere; kaum zwei oder drei rühren ſich, um ihre Handſchuhe anzuziehen. Nous sommes en retard! ruft der Meiſter den Zögernden zu, indem er mit Adlerblick die Reihen überfliegt. Wenn Alles in Ordnung iſt, wenn nirgends das vierte Paar fehlt, wendet ſich Bruneau gravitätiſch an das Orcheſter: Quand vous voudrez! Bei dieſen Worten präludiren die Muſikanten das hüpfende Ritornell, halten dann inne und ewarten weitere Befehle. Bruneau läßt noch einmal ſeine muſternden Blicke ringsum ſchweifen; alle Paare ſind an ihren Plätzen, nirgends ſieht man eine Lücke, alle Quadrillen ſind gut arrangirt, die Hauben auf der einen, die Hüte auf der andern Seite; der Meiſter ruft mit weithinſchallender Stimme: chaine anglaise! Orcheſter und Tänzer beginnen zu gleicher Zeit, mit einer Präciſion und einem Enſemble, wie bei Balletvorſtellungen in der großen Oper. Kein Paar, ſo lebhaften Naturells es auch ſeyn mag, tanzt dem andern vor; das Auge Bruneaus wacht überall, das Zuſammengehen des Tanzes iſt ſein Ruhm; er hängt daran, wie am Leben. Alle Leiber ſallen und hupfen wie auf Commando, alle Beine zeichnen zu gleicher Zeit dieſelbe Figur mit einer bewundernswürdigen Grazie, mit einem ſeltenen Anſtande und tadelloſem Takthalten. Dieſe Vereinigung der drei weſentlichſten Eigenſchaften eines Balles iſt übrigens begreiflich, wenn man bedenkt, daß alle Tänzerinnen junge, in der Hauptſtadt gebildete Mädchen ſind, daß ferner die Gegenwart des Tanzmeiſters den Takt, und die Anweſenheit der Gensdarmen den Anſtand aufrecht hält. Es wird wenig oder gar nicht gewalzt; die Tugend der Franzöſinnen fühlt ſich nicht feſt genug, um der ſataniſchen Gewalt des Walzers zu widerſtehen, weßhalb unſer deutſcher Nationaltanz in allen honetten Pariſer Geſellſchaften für unanſtändig gilt, und höchſtens verheiratheten Feauen erlaubt iſt, deren guten Namen bereits die Chronique scandaleuse angetaſtet hat. Die Ballgeſellſchaft bei Bruneau iſt die reinſte Eſſenz des Krämerviertels St. Denis und St. Martin, mit etwas Marais untermiſcht. Die Tänzerinnen ſind Plätterinnen, Blumiſtinnen, Poſamentierinnen, Fächermacherinnen oder Polirerinnen. Die Tänzer ſind Handlungsdiener, Goldarbeiter oder Uhrmacher.

Doch es iſt Zeit, Belleville und das Bruneau'ſche Elyſium zu verlaſſen; duechpilgern wir Paris in ſeiner ganzen Breite, über den Pont-neuf durch den Faubourg St. Germain bis an den Ausgang der Allee der Sternwarte im Lurembourggaeten. Jener Boulevard, den wir vor uns haben, iſt der Boulevard des Mont Parnaſſe; jene Fiaker, welche vor einer niedrigen, ſchwach beleuchteten Thüre halten, kündigen uns die **grande Chaumière** an.

Die grande Chaumière iſt das Studentenparadies; die erſte Bowle Punſch, die erſte Liebe und das erſte Duell eines franzöſiſchen Muſenſohns ſchreiben ſich aus der Chaumière her; hier war es, wo die ſtudirende Jugend am Montag, den 26ſten Juli 1830, ihre Theilnahme an dem Volksaufſtande dekretirte, und wo ſie nach errungenem Siege ſich in mouſſirendem Doppelbier und revolutionären Freiheitsliedern berauſchte; hier endlich entſchädigt ſie ſich heute für die Zurückſetzung, welche ihr von allen Seiten zu Theil wird. Die franzöſiſchen Studenten ſind in Paris keineswegs ſo angeſehen und geachtet, wie die akademiſchen Bürger auf unſern deutſchen Univerſitäten; es hat mir oft in der Seele wehgethan, zu ſehen, wie man die hieſigen Studirenden im Allgemeinen behandelt, denen doch die Deputirtenkammer von 1830 öffentlichen Dank im Namen des Vaterlandes votirte. Wer etwas auf ſich hält, wer ein öffentliches Amt bekleidet oder eine Familie hat, flieht ihren Umgang. In dem lateiniſchen Viertel wie in einem Lazareth zuſammengedrängt, haben die Studenten keine andere Wohnung, als die unreinlichen Hôtels garnis, keinen andern Tiſch, als die ungeſunden Reſtaurans, keine Erholungsorte, als die ſchmutzigen Eſtaminets und Bierkneipen.

Die grande Chaumière iſt lediglich Studenteneigenthum; dieſer Garten iſt ihre Domäne, und die Frauen, welche den Bällen der Chaumière den Reiz ihrer Gegenwart leihen, ſind ihre Frauen; jeder Muſenſohn, der zwölfhundert Franken Wechſel hat — und dies muß zur

Digitized by Google

Bezeichnung der franzöſiſchen Sitten geſagt werden — lebt in wilder Ehe. Man hat viel und oft von der Ausgelaſſenheit der Tänze in der Chaumière geſprochen; allerdings kann man hier den Cancan und den Chahut tanzen ſehen, allein nur ausnahmsweiſe; im Ganzen geht es in der großen Chaumière, wie auf allen übrigen ländlichen Bällen dieſes Rangs, viel ſtiller und geſitteter her, als bei ähnlichen Gelegenheiten und ähnlichem Perſonale in Deutſchland. Für uns haben die Bälle der Chaumière etwas Peinliches. Jene von Kopf bis zu Fuß ſchwarz gekleideten jungen Leute mit ihren bleichen Geſichtern, deren Leichenbläſſe durch lange, wie Hundeohren über die Backen herabfallende Haare und durch ungekämmte, in ſchwarze Halsbinden ohne Hemdkragen eingezwängte Backenbärte noch mehr gehoben wird, jene ſchwarzen jungen Leute, ſage ich, machen einen unheimlichen Eindruck. Maſchinenmäßig beſchreiben ſie die Figuren eines lächerlichen Contretanzes, ohne daß ihre ſtarren Züge die geringſte geiſtige Theilnahme an dieſer barocken Körperübung verriethen. Der fremdartige Ausdruck ihrer Mienen theilt ſich ſelbſt ihren Tänzerinnen mit, und jene hübſchen, von Natur ſo fröhlichen, friſchen Frauengeſichter ſchöpfen aus den Zügen ihrer Liebhaber ſympathetiſch eine Trauer und Schwermuth, welche ihre Wangen bleicht.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lucca, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Bäder von Lucca.

Je weniger Fremde ſich in Lucca ſelbſt einfinden, um ſo größer iſt der Andrang in den Umgebungen. Die zahlloſen flachen Hügel, welche auf dem rechten Ufer des Fluſſes Serchio (deſſen Dämme verhältnißmäßig ſo hoch ſind, wie die des Po, und von dem die Niederung ſo viel zu leiden gehabt hat) allmählich bis zu beträchtlichen Höhen ſich übereinander thürmen, ſind faſt alle mit Villen bedeckt, die Wohnhäuſer von Weinbergen und Oelbäumen umgeben. Das Land iſt dicht bewohnt: auf die Quadratmiglie kommen im Durchſchnitt 456 Einwohner, was ſonſt in Europa nirgends der Fall iſt. Während der lezten hundert Jahre hat die Bevölkerung ſich um etwa 55,000 vermehrt, was nicht unbedeutend iſt, wenn man in Anſchlag bringt, daß ſie ſich überhaupt nur auf etwa 150,000 Seelen beläuft. Der Luccheſe iſt arbeitſam; namentlich bereitet er das beſte Oel, welches in Italien hervorgebracht wird, das einzige, welches ſich mit dem der Provence meſſen kann. Indeſſen iſt doch nur wenig Wohlſtand im Lande; die Uebel, welche der Landbau im Kleinen unverkennbar mit ſich führt, ſind hier bei der Theilung des Grundbeſitzes in die kleinſten Fractionen auffallend ſichtbar. Doch iſt es unmöglich, den Zuſtand, in welchem der Boden ſich befindet, nicht zu bewundern. Ein wahrer Garten iſt das Land um Marlia, eine reizende, etwa fünf Miglien von der Stadt entlegene Villa, welche gewöhnlich von der Herzogin bewohnt wird, mit nicht unbedeutenden engliſchen Anlagen, am Fuße des Berges Pizzorna, welcher ſich 1568 Braccien über die Meeresfläche erhebt. Im Park ſieht man eine zierliche Kapelle, nach der durch den Ritus der unirten griechiſchen Kirche vorgeſchriebenen Weiſe eingerichtet, mit Gemälden auf Goldgrund und ein paar intereſſanten alten Bildern. Hier iſt Alles grün, lachend und auf's Sorgfältigſte angebaut; eine Menge Landhäuſer, zum Theil ſehr elegant, erheben ſich ringsum theils auf den Höhen, theils im Thale. Von Marlia fährt man in weniger als anderthalb Stunden nach den Bädern von Corſena, gewöhnlich die Bäder von Lucca genannt. Der Weg führt immer am Serchio entlang, welcher im Modeneſiſchen, im Gebirge der Lunigiana, entſpringt und oberhalb Piſa in's Meer fällt; ein unruhiger Gebirgsſtrom, der den Luccheſen ſo viele Koſten verurſacht hat, daß er bei ihnen ſprüchwörtlich in dieſer Hinſicht geworden iſt. Bald iſt das Thal weit und offen, bald ganz ſchmal, ſo daß nur eben Raum für die Straße bleibt; mehrere Brücken führen über den Strom, unter ihnen eine ſehr ſchöne, neuerdings vollendete, und die pittoreske Magdalenenbrücke, ſehr ſchmal, außerordentlich hoch und aus einem Bogen beſtehend. Die Bäder von Lucca ſind vielleicht die berühmteſten in Italien, mit Abano und Iſchia; aber unter den Gäſten ſind weit mehr Geſunde, als Kranke. Es iſt in dieſem Jahr ſo voll, daß man ſich glücklich ſchätzen muß, ein Zimmer zu erhalten; größere Wohnungen zu finden, daran war ſchon Anfangs Juli nicht mehr zu denken. Engländer machen ſo ziemlich die Mehrzahl aus, wie überall in Italien. Der Menge von Gäſten ungeachtet, geht es doch nicht ſo recht mit der Geſelligkeit; Alles würde auseinanderfallen, wäre nicht der Herzog anweſend, der mit ſeiner großen Liebenswürdigkeit und zuvorkommenden Freundlichkeit einen Mittelpunkt bildet und die elegante Welt in ſeiner Villa vereinigt. Die Zahl der Damen überwiegt bei weitem die der Männer, wenigſtens der jüngern, und es würde auf den Bällen großer Mangel an Tänzern ſeyn, wenn das Gefolge des Herzogs nicht aushülfe und troz der Julihize ſich mobil machte. So warm es aber auch bei Tage ſeyn mag (in dieſem engen, laub- und waſſerreichen Thale übrigens ohne Vergleich weniger, als in der Ebene), die Abende ſind kühl, und man muß ſich ſehr vor dem plözlichen Temperaturwechſel hüten, der mit Sonnenuntergang einzutreten pflegt. Vor Kurzem hat man ein geräumiges Caſino erbaut und das bisherige Lokal verlaſſen; aber die Bälle in demſelben ſind weder beſucht, noch lebhaft, und die an Franzoſen verpachtete Farobank ſchien mir auch keine glänzenden Geſchäfte zu machen. Jeder Winter ſieht neue Wohnungen entſtehen, namentlich am Ponte Serraglio, der mitten inne liegt im Thale, wo das unſtäte Gebirgswaſſer der Lima, aus den Bergen von Piſtoja kommend, über zerriſſene Felſenmaſſen dahinrauſcht, zwiſchen den Bagni caldi und den Bagni alla villa, wie die beiden Hauptgruppen der Bäder und Wohnungen heißen. Hier ſind mehrere gute Gaſthöfe, Cafés und Tables d'hôte, hier ſind Buden und die Briefpoſt. Uebrigens möchte ich dieſe Stelle nicht gerade vorziehen; es gibt viel pittoreskere Punkte, und ſolche, wo man dem Staub und der Sonne gar nicht ausgeſezt iſt. Man kann es nicht leugnen, die Bäder von Lucca ſind ein höchſt reizender Aufenthalt; das friſcheſte Grün deckt die Hügel bis tief hinab in die traulichen Thalgründe, hier und dort liegen freundliche Wohnungen, vereinzelt oder in Gruppen, von den Höhen blicken Dörſchen herab, und die Ströme des Serchio und der Lima bahnen ſich in vielen Krümmungen ihren Weg durch die Thäler.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. September 1838.

— Au Français attristé
Qui peut rendre la gaîté?
Béranger.

Die ländlichen Bälle in Paris.

(Beſchluß.)

Wir haben bemerkt, daß die franzöſiſchen Studenten bei der größten Mehrzahl der Pariſer Bevölkerung in geringer Achtung ſtehen; aber ſie thun ihr Redliches, um Geringſchätzung mit Geringſchätzung zu vergelten; daher bleibt der Student der grande chaumière treu und verläßt ſie nicht, um, wie der Ladendiener, höhere Geſellſchaftsbälle zu beſuchen und ſich in die vornehmeren Quadrillen der Banlieue zu miſchen. Sonntags, Montags und Donnerstags iſt daſelbſt Tanzmuſik.

Während der Reſtauration war der Ball auf der Gartenterraſſe des Parks von Saint-Clond ungemein glänzend; nirgends traf man ſo große Eleganz und Pracht. Was der Hof und die fremden Geſandtſchaften, was die Schlöſſer und Villen des lachenden Seinethals an ſchönen Frauen und faſhionablen Cavalieren aufzuweiſen hatten, fand ſich hier regelmäßig jeden Donnerstag Abends zwiſchen neun und zehn Uhr ein und ſah eine Weile von den Equipagen herab dem Tanze zu. Wenn endlich der lezte Miethwagen abgerollt war und man nicht mehr fürchtete, ſeinem hohen Range etwas zu vergeben, ſtieg die ganze adeliche Zuſchauerſchaar aus ihren Kutſchen und tanzte wie bürgerliche Canaille auf der geſchlagenen Lehmtenne unter einem Dach von wilden Kaſtanienbäumen, beim Schein qualmender Oellampen und nach dem Schall einer unharmoniſchen Dorfmuſik. Die Herzogin von Berry, damals die Seele aller Vergnügungen und die Königin aller Hoffeſte, führte den Vorſitz bei dieſen pompöſen Quadrillen. Ihre belebende, aufheiternde Gegenwart verſcheuchte die Etikette, zerknitterte die ſteifſten diplomatiſchen Cravatten, und zwang ſelbſt den ernſthafteſten Phyſiognomien ein theilnehmendes Lächeln ab. Die jungen Leute, welche ſich dem Riſico ausgeſezt hatten, zu Fuß oder gar nicht nach Paris zurückzukehren und mit den Gardes du Corps bis an's Ende des Balles dageblieben waren, erzählten am folgenden Tage ſchöne Geſchichten und ſchlugen im Almanach royal den Namen und die Wohnung ihrer Tänzerinnen nach. Gegenwärtig hat der Ball in Saint-Cloud keine beſondere Abſchattung mehr; es geht daſelbſt her wie in Auteuil, in Paſſy, in Bellevue, in Meudon, in Sceaux ꝛc. Der Ball bei Vincennes verdient jedoch ſpezielle Erwähnung.

Eine halbe Stunde von der Barrière du trône, auf dem Kreuzwege, der unter dem Namen les quatre chemins bekannt iſt, bemerkt man rechts von der Straße ein einzelnſtehendes Haus mit einem Thürmchen. Ueber der Thür prangt in großen Buchſtaben die Inſchrift: Dubois, patissier-restaurateur, fait noces et repas de

Digitized by Google

corps. Salon de 600 couverts. Eugène Ecride hat früher dieſes kleine Gartenhaus bewohnt, welches ganz allerliebſt in Bäumen verſteckt liegt. Der Ball, welcher hier einmal wöchentlich gehalten wird, iſt unter dem Namen Bal de la tourelle bekannt. Jeden Sonntag während der ſchönen Jahreszeit, präcis Abends um ſieben Uhr beginnt das Orcheſter dieſes Balles die lange Reihe ſeiner einförmigen Contretänze, deren langweilige Monotonie nie ein Walzer oder eine Galoppade unterbricht. Dieſe Tänze ſind als moral- und geſundheitswidrig verpönt. Die Pariſer, welche ihre Villeggiatur in Saint-Mandé halten, beehren vorzugsweiſe den Ball am Thürmchen mit ihrer Gegenwart; es ſind meiſtens kleine Kapitaliſten aus dem Maraisviertel, Kaufleute, denen ihre Geſchäfte nicht erlauben, Landhäuſer über eine Viertelmeile von der Barrière zu bewohnen, junge Ehefrauen, Porträtmaler, welche Kundſchaft ſuchen, und ein Dutzend ſchmollender Carliſten, welche ſich das Anſehen geben wollen, als hätten ſie die Hauptſtadt verlaſſen und verzehrten ihre Renten auf ihren Gütern. Um dieſen eben nicht zahlreichen, aber treuen Kern der Ballgeſellſchaft vom „Thürmchen“ gruppiren ſich die bürgerlichen Parvenus von Montreuil, Charonne, Vincennes, Saint-Maur und Charenton. Dieſe geſellſchaftlichen Beſtandtheile würden indeß keineswegs ein volles Haus machen, wenn nicht die alle fünf Minuten vom Baſtilleplatz und von den Boulevards her ankommenden Omnibus, Fiaker und Coucous unaufhörlich Dutzende von Handlungsdienern, Modehändlerinnen, Ebeniſtinnen, Conditorinnen u. ſ. w. ablüden. Griſetten verlieren ſich wenige hieher; erſtlich weil ſie den Ball am Thürmchen haſſen, der ihnen ihre Liebhaber raubt, zweitens weil die Geſellſchaft für ſie zu geziert iſt, und drittens, weil Abends beim Nachhauſegehen die Wagen ſelten und theuer ſind und man wenigſtens einen Kramladen beſitzen muß, um die Koſten einer ſolchen Fahrt zu beſtreiten. Galante Damen kommen ebenfalls nicht hieher, wahrſcheinlich weil ſie fürchten, mit den Gläubigerinnen ihrer Hüte und Mantillen zuſammenzutreffen. Aus allen dieſen Gründen gilt der Ball am Thürmchen für einen der anſtändigſten um Paris; wenigſtens ſteht er ſeit vielen Jahren bei allen kurzen und langen Waarenhandlungen der Hauptſtadt in dieſem ehrenwerthen Rufe.

Das Entree zu den drei Arten von ländlichen Bällen, welche wir ſo eben zu ſchildern verſucht haben, wechſelt zwiſchen zehn und zwanzig Sous; auf den Griſetten- und Studentenbällen, wie in der Grande Chaumière hat man für ſeine zehn Sous Eintrittsgeld noch das Recht, eine Flaſche Bier oder ein kleines Gläschen Cognac zu fordern; für Damen entrichtet man die Hälfte des feſtgeſezten Preiſes, und jeder Tanz koſtet den Cavalier fünf Sous. Sämmtliche Bälle ſtehen unter direkter polizeilicher Aufſicht; an jedem Ende des Tanzplatzes ſieht man einen Stadtſergeanten oder einen Gensdarmen der Banlieue. Dieſe Wächter des öffentlichen Anſtandes ſind außerordentlich nachſichtig und drücken oft die Augen zu. Indeſſen iſt die Ausgelaſſenheit und Unſittlichkeit auf dieſen Bällen keineswegs ſo allgemein eingebürgert, als man ſich im Auslande wohl vorſtellt. Die Grenzen des Anſtands werden nicht ſowohl auf den von uns genannten Tanzplätzen der Studenten und Bürger, als vielmehr auf den Volksbällen in Belleville, auf der Courtille und im Saal Montesquieu überſchritten, an welch lezteren Orten der Chahut und Cancan allerdings mit der empörendſten Frechheit getanzt wird. Wir haben die ländlichen Bälle der drei obengenannten Gattungen lange beobachtet, und wir müſſen geſtehen, in unſern Augen hatten ſie nie etwas Unſchickliches, ſondern etwas verzweifelt Monotones. Ueberall finden wir Mütter und Töchter, geſezte Perſonen mit grauen Haaren und unbärtige Jünglinge, Familienväter und Hageſtolze: alle tanzen durcheinander aus Inſtinkt, aus Geſchmack oder wie die Schafe Panurgs; dieſe ganze Welt ſcheint wie Marionettenfiguren an uns vorüberzuziehen oder das Statiſtenhandwerk auf der Bühne zu treiben. Auf eine kalte, ceremonielle Einladung zum Tanz folgt eine nicht weniger kalte, ceremonielle Reihe von ſtets wiederkehrenden Figuren, und wenn der Contretanz zu Ende iſt, führt der Cavalier ſeine Tänzerin gravitätiſch an ihren Platz zurück, ohne daß der kleinſte Blitz von fröhlicher Laune, das geringſte Anzeichen von Freude die beiderſeitigen Phyſiognomien entfinſtert. Man hat Bewegung nöthig, und man macht ſich welche; das iſt die ganze Sache. Ein allgemeiner Trauermantel ſcheint über die Pariſer Gemüther ausgebreitet; was dieſer Mantel birgt, mag Gott wiſſen. E. E.

Die Peterſinſel.

(Fortſetzung.)

Ganz verſchieden, aber doch auch auf ihre Weiſe recht anziehend war ſeine Begleitung. Der neben ihm ſitzende Mann war bedeutend jünger und mochte wohl kaum ſein dreißigſtes Jahr erreicht haben. Er trug in ſeiner ganzen edlen, aber etwas ſteifen Figur, in ſeinem phlegmatiſchen, gleichgültig ſcheinenden Weſen, auf ſeinem länglichten, blaſſen, klugen Geſichte unverkennbar das Gepräge ſeiner Nation, und man hätte den Namen Woodburne nicht hören dürfen, um in ihm den Engländer zu erkennen. Die beiden Männer hatten ſich auf der Rheinfahrt zuſammengefunden, als Freimann ſeit

Digitized by Google

fünfzehn Jahren zum erſtenmal ſein heimathliches Land wieder beſuchen wollte, und der Engländer fand großes Behagen an dem ehrlichen Schweizer, an ſeinen Kenntniſſen, Talenten, ſeinem ungewöhnlichen, in Ernſt und Laune gleich hervorſtechenden Geiſt. Dieſer hingegen faßte des Engländers Eigenthümlichkeit und die Bizarrerie ſeines ſeltſamen, aber edlen Charakters ſo ganz von der richtigen Seite auf, daß ſie ſich entſchloſſen, ihre Reiſe gemeinſam fortzuſetzen. Sie waren über Baſel in die Schweiz gekommen, hatten den Weg durch die felſigten Schatten des Münſterthals eingeſchlagen, und weiter über die Hochebenen des Jura, hatten ſich geweidet an der prachtvollen Fernſicht, die von den Höhen des haute Genevéis dem Beſchauer die Erhabenheit des Landes mit einem Mal entfaltet, und waren dann nach Neuenburg hinunter gezogen.

Kaum im Gaſthofe eingerichtet, machten ſich die Freunde auf, die ſchönen Gebäude der Stadt und den Spaziergang anzuſehen, der, künſtlich dem See abgewonnen, mit ſeiner Ausſicht über die Waſſerfläche und die Ufer, von unzähligen Städtchen und Dörfern geſchmückt, ein reizendes Gemälde bietet. Arm in Arm wanderten ſie unter den Bäumen dahin, auf denen eine Menge Singvögel heimiſch geworden ſind, ſtanden oft ſtill, um dieſem oder jenem Punkt ihre Blicke zuzuwenden, wobei eines Jeden Seele mit der Vergangenheit beſchäftigt war, die um dieſe Tageszeit in ſchöner Erinnerung vorzugsweiſe an dem Gemüthe vorüberſtreift. Plötzlich drückte Woodburne den Arm ſeines Gefährten und auf ſeinem Geſichte zeigte ſich eine Aufregung, die ſeinem ſonſt ruhigkalten Weſen ganz fremd war. „Sehen Sie dort!“ ſagte er, und wies nach einer Bank hin, auf welcher zwei Frauenzimmer ſaßen, die aber, den Spazierenden den Rücken kehrend, nichts Ungewöhnliches zeigten.

„Kennen Sie die Damen?“ fragte Freimann, indem er den Sir anſah, welcher, ſichtlich mit ſich ſelbſt im Streit, nicht wußte, ob er vor- oder rückwärts gehen wolle. „Ja, ja, ich kenne ſie,“ erwiderte Woodburne. „Zwar, was man ſo eigentlich kennen heißt — wer hat je bei den Weibern hinter den myſtiſchen Schleier geſchaut? Wer darf ſich rühmen, Eine von ihnen ergründet zu haben? Aber geſehen habe ich ſie oft, und wenn Aeußeres, wenn Geiſt und Gefühl Bürgen ſeyn können für den Charakter eines Menſchen, ſo iſt die Jüngere der beiden Frauen ein vorzügliches Weſen.“ — „Ei,“ meinte Freimann, „und an was ſollte man den innern Werth erkennen, wenn nicht an dieſen Dingen?“ — „Die Symptome ſind trüglich wie alles Andere,“ verſetzte der Engländer mit Unmuth, „und die Frauen verſtehen es vortrefflich, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken. Immer habe ich ſie gemieden, habe mich von Heimath, Freunden und Vaterland losgeriſſen, weil ich mit dem verhaßten Geſchlechte in keine Gemeinſchaft treten wollte, und — kann mich nun doch nicht enthalten, an Einer Behagen zu finden.“

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, indem er, den Schweizer unter den Arm faſſend, langſam mit ihm die Promenade zurückging, und von Zeit zu Zeit auf die beiden ſitzenden Frauen blickte, „ſehen Sie, als ich von meiner Tour nach Rußland im vorigen Herbſte wiederkehrte und zu meinem Winteraufenthalt nach Paris wollte, beſuchte ich in Köln die Kathedrale. Vor der Hauptthüre des Doms fand ein Auflauf von Menſchen ſtatt, deſſen Grund ich vielleicht, weil mir alle großen Verſammlungen zuwider ſind, nicht beachtet haben würde, hätte ich nicht mitten in dem Gedränge zwei wohlgekleidete Damen geſehen. Dadurch gegen meine Gewohnheit neugierig gemacht, ſchob ich mich zwiſchen den Menſchenknäuel hinein und erblickte ein ärmlich gekleidetes Weib von rechtlichem Anſehen, das niedergeſunken neben einem Pfeiler lag. Krankheit und Mangel drückten ſich auf dem bleichen Geſichte aus, alle Lebenskräfte ſchienen erſchöpft, und vor ihr, bemüht ihr beizuſpringen, ſtanden die beiden Geſtalten, welche dort auf der Bank ſitzen. Die Jüngere beugte ſich theilnehmend über die Frau, welche, wie ich vernahm, mit Mann und Kindern von einem böſen Fieber heimgeſucht, nach langem Krankenlager ſich demſelben nur entriſſen hatte, um bei einer vornehmen Dame eine Schuld einzufordern, deren Betrag der Mann, ein geſchickter Ebeniſt, für gelieferte Arbeit nie hatte bekommen können. Statt Bezahlung wurden ihr harte Reden zu Theil; ohne Troſt, ohne Hülfe kehrte ſie heim, Noth und Angſt überwältigten ſie, in ihrer Bedrängniß wollte ſie in der Kirche beten und ſank vor Mattigkeit auf die Steine nieder.“

„Die Geſchichte rührte mich; aber ich gehöre nicht zu denjenigen, die ſich mit dem Unglück chriſtlich abgeben können, darum begnügte ich mich, Namen und Wohnung der Frau, welcher ich zu helfen entſchloſſen war, aufzuzeichnen. Als es dämmerte, ging ich mit meinem Georg dorthin, der an meiner Stelle Alles in's Reine bringen ſollte, während ich vor dem kleinen Hauſe auf und niederging; allein er kam zurück, hatte zu ſeinem Erſtaunen die Familie auf das Beſte und Zweckmäßigſte verſorgt gefunden, mit Allem verſehen, was den Kranken und Geneſenden dienen konnte, von einem Arzte beſucht, einer Wärterin gepflegt. Es mangelte nichts, was das mitleidigſte Herz zur Milderung bittern Elends hätte erſinnen können. Und all das war von der Unbekannten geſchehen, deren Namen man nicht erfahren hatte. Mir blieb nun nichts weiter zu thun übrig, als mit meinem Golde noch ein Bischen dazwiſchen zu ſchlagen, wofür mir Niemand großen Dank wußte, und es gelang mir nicht, die Dame wieder aufzufinden. Ja, lächeln Sie

Digitized by Google

immerhin, troz meinem Stoizismus, meinem Weiber-haſſe und der Ueberzeugung, es bedurfe keines eigentlichen Edelſinns, wenn man viel Geld und viel Langeweile hat, eine ſolche Scene des Erbarmens aufzuführen, lief ich täglich auf den Straßen, in den Kirchen, in Kunſt- und Naturalienkabinetten umher; aber nirgends ſah ich die Geſtalt wieder, die mich gegen meinen Willen angezogen hatte, und reiste endlich nicht in der heiterſten Stimmung nach Paris ab."

(Die Fortſezung folgt.)

Ermunterung.

Wenn im liederreichen Lenz von allen
Vöglein, die mit ſüßen Klängen
Froh den Wald erfullen, nur die Nachtigallen
Ihre wunderbaren Lieder ſängen:
Wurde wohl das froh bewegte Leben,
Das uns aus dem grünen Wald,
Kommt der Lenz, entgegenſchallt,
Ueber Hain und Triften ſchweben?

Nimmer! denn auch neben Nachtigallen
Hört man andre Vögel ſingen,
Daß die Berge luſtig widerhallen
Und die grünen Thäler froh erklingen.
Vöglein fragt nicht, ob ſein Lied gefalle,
Frühlingswonne, Liebesluſt
Weckt Geſang ihm in der Bruſt,
Dieſen ſingt's mit lautem Schalle.

Drum ſo ſollen nicht allein die Meiſter
Kühn erdachte Lieder ſingen;
Auch der minder hochbegabten Geiſter
Schwache Laute mögen dreiſt erklingen.
Drum, ihr Sänger, ſinget alle, alle!
Singt ein Lied im frohen Chor
Oder ſtill der Liebſten vor;
Fragt nicht, ob's der Welt gefalle.

Bühren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lucca, Auguſt.

(Beſchluß.)

Bäder von S. Giuliano. Piſa.

Weniger beſucht ſind die Bäder von S. Giuliano, welche man auch wohl die von Piſa nennt, deren Geſchichte ſich in die Römerzeiten verliert, und die im Mittelalter vielfach benuzt, aber in den nachfolgenden Zeiten allmählich vernachläſſigt wurden. Neuerlich ſind ſie wieder mehr in Aufnahme gekommen, und gerade jezt iſt die Zahl der Badenden bedeutend. Das Waſſer gehört zwar nicht in die Zahl der kräftigſten Heilquellen, bringt aber ſtets wohlthätige Wirkungen hervor. Von Lucca aus führt eine ſchöne und bequeme Straße dahin, immer am Fuße der Berge, wo bald eine alte Kirche, bald ein zerſallener Wartthurm an die Jahrhunderte erinnern, wo in dieſen Gegenden zwei mächtige Republiken ihre Grenze hatten und, uneinige Nachbarn, manchen blutigen Strauß kämpften; denn die Piſaner und Luccheſen haben ſich niemals vertragen. Zwiſchen den Bergen und dem Serchio eingeklemmt liegt mit ſeinen Mauern und Thürmen das Städchen Ripafratta, in jenen Tagen als Feſte nicht unbedeutend und oft der Zankapfel der Parteien. Die Felder ſind auf's trefflichſte beſtellt und von Baum zu Baum ſchlingt ſich die Rebe in Guirlanden. Die Badehäuſer und übrigen Gebäude in S. Giuliano, welches ſich an den Berg anlehnt, der von ihm den Namen erhalten hat, aber auch Monte piſano heißt, ſind geräumig und ſehr anſtändig, und die ganze Anlage beſonders zu loben. Die Einrichtung in den Bädern ſelbſt iſt vortrefflich: viele derſelben ſind von Marmor, und man ſieht auf große Reinlichkeit. Die Temperatur der Quellen iſt verſchieden: die wärmſten haben 31, die kälteſten 12° R. Die Hauptbeſtandtheile ſind kohlenſaurer und ſchwefelſaurer Kalk, kohlenſaure Magneſia kohlenſaures Gas in großer Menge u. ſ. w. Geſellige Vergnügungen gibt es hier nicht; wer S. Giuliano beſucht (meiſt Italiener, ſehr wenige Fremde), kommt des Bades oder der ſchönen Natur wegen. Man lebt hier ungleich wohlfeiler, als in den Bädern von Lucca, wo der Aufenthalt theuer zu ſtehen kommt. Von dem Oertchen aus führt eine ſchnurgerade Straße, ein Werk des um dieſe Gegend ſehr verdienten Grafen von Richecourt, welcher unter Franz II. Gouverneur von Toskana war, durch die Ebene nach dem vier Miglien entlegenen Piſa. Aber ich will Niemand einladen, gerade im Juli oder Auguſt (während deren es indeß in dieſem Jahr an ſehr kühlen und regnichten Tagen nicht fehlte) in Piſa zu verweilen. Wenn auch die Luft nicht ungeſund iſt, ſeit die zahlreichen Kanäle, welche dem trägen Gewäſſer der Ebene Abfluß geben, in gutem Stande gehalten werden, dem Syſtem der Republik Florenz zuwider, welche Piſa veröden laſſen wollte und es faſt dahin gebracht hätte, ſo iſt doch die Hize größer, als beinahe irgendwo in Toskana. Da indeß Piſa nicht groß iſt, ſo wird eine mäßige Zeit hinreichen, ſich mit den reichen Kunſtſchäzen, welche dieſe intereſſante Stadt enthält, bekannt zu machen, und ich kann dabei die neue Beſchreibung empfehlen, welche Herr R. Graſſi vor Kurzem in drei Bändchen herausgegeben hat. Sie iſt zwar etwas weitſchweifig und mancher Verbeſſerungen fähig, hat aber in mehrfacher Hinſicht Werth. Brennt die Sonne nicht gar zu arg, ſo mag man die großherzoglichen Caſcine beſuchen und die bekannte Tenuta San Roſſore, wo gegenwärtig etwa zweihundert Kameele ſich befinden. Man benuzt ſie als Laſtthiere; auch werden ſie geſchlachtet und das Fleiſch an die ärmere Claſſe verkauft. So machte man's ganz kürzlich mit einer bedeutenden Zahl derſelben. Was man auch von dem Alter dieſer Anlage ſagen mag, die Kameele ſcheinen nicht vor der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts dort eingeführt worden zu ſeyn. Von hier fährt man in kurzer Zeit nach dem Strande, wo bei der Torre del Bombo Seebäder eingerichtet werden, die vielleicht einmal mit Livorno wetteifern dürften.

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 6. September 1838.

Ich folge dem Starken; im Kampf mit Gefahr
Erhebt ſich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geiſt aus kerkernden Schranken.

Matthiſſon.

Neueſte Beſteigung des Montblanc.

Vor einigen Jahren berichtete das Morgenblatt umſtändlich über die Ascenſion des Montblanc, welche am 9ten October 1834 dem jungen Grafen Tilly aus Frankreich glückte und deſſen erfrorene Füße glücklich in Genf wieder hergeſtellt wurden. Zwei Jahre hernach will auch der Engländer Waddington und ſpäter ein Advokat aus Savoyen bei ungünſtigem und trübem Wetter auf die Spitze des Berges gedrungen ſeyn. Dies iſt jedoch problematiſch, ſelbſt der Tag dieſer Ascenſion. Voriges Jahr aber benutzten der Schwede Hedzengen und die Engländer Pidwell und St. M. Atkins das ſchöne Auguſtwetter, um ein Gleiches zu unternehmen, was auch, aller Gefahren ungeachtet, glückte und von Atkins beſchrieben worden iſt. Wir theilen im Folgenden das Anziehendſte mit.

Der Gedanke an eine Beſteigung des Montblanc war mir nicht in den Sinn gekommen, als ich von Genf nach Chamouni ging. Je länger ich aber an Ort und Stelle den Zauberberg anſah, deſto mehr zog er mich an, und ſchon am folgenden Tag beſchloß ich, ihn zur Hälfte oder bis zu den Grands mulets zu beſteigen, ich ſprach auch deßhalb mit dem Chef der Führer. Gleich darauf lernte ich den Engländer Pidwell und den ſchwediſchen Artillerieoffizier Hedzengen kennen, die ſich verabredet hatten, den Montblanc zu beſteigen. Dies gefiel mir, und ich beſchloß ſogleich, ſie zu begleiten, denn ich thue nichts gern halb. Wir waren bald im Reinen und gaben uns nun Mühe, zehn Führer zu finden, was nicht ganz leicht war, und alles an Kleidern und Vorräthen zuſammen zu bringen, was für dieſe rauhe Bergreiſe nöthig iſt, zu der man oft drei Tage braucht. Abends machte ich mit meinen Gefährten einen Spaziergang an der Kirche von Chamouni hinauf, um den ſchönen Effekt der untergehenden Sonne am Montblanc zu ſehen. Pidwell war da mit ſeiner ſchönen jungen Frau, die gar nichts von unſerm Vorhaben wußte, und da ich unbedacht eine Aeußerung fallen ließ, die ihr entdecken konnte, was ihr ſorgfältig verborgen worden war, ſo gab mir der Schwede ein Zeichen, und ich konnte noch gut einlenken. Pidwell war erſt drei Monate verheirathet, überaus glücklich, liebend und geliebt, in ſüßer Vaterhoffnung, und doch!

Michel Balmat, der Enkel jenes Jakob Balmat, der am 8ten Auguſt 1796 mit Dr. Paccard aus Chamouni zuerſt den Montblanc beſtieg, wurde zum Chef unſeres Zugs ernannt, und die andern Führer waren dies wohl zufrieden. Er bat uns aber, ihn vorerſt nach Haus zu laſſen, denn er müſſe den übrigen Tag noch mit ſeiner Familie zubringen und manches ordnen auf alle Fälle. Die andern Führer ſagten daſſelbe; ſie äußerten nichts

Digitized by Google

über die Gefahr unſeres Unternehmens, ihre Haltung und ihre Sprache wurde aber immer ernſter und gehaltener; auf ihre Züge trat etwas Feierliches, bald ſtellten ſie ſich in engen Kreis zuſammen und ſprachen leiſe, gingen aber dann ſchweigſam nach Haus.

Der ganze Abend verging mit Beſprechen, Abreden und Zureden meiner Landsleute in Chamouni. Die jungen Leute riethen mir ab, zumal die jungen Frauen, die älteren Damen hingegen beſtätigten mich in meinem Beſchluß. Nachdem ich des Grafen Tilly's Beſchreibung ſeiner Ascenſion geleſen, mir einige Auszüge daraus gemacht und das Panorama des Berges recht ſtudirt hatte, war ich feſt entſchloſſen, meinen Führern unbedingt zu folgen, da Alle muthige, beſonnene Männer voll Geiſtesgegenwart waren.

Alle Vorbereitungen waren Abends um neun Uhr getroffen und ich ging in mein Zimmer, um da alle Gefahren noch reiſlich zu überdenken und wo möglich zu ſchlafen. Lezteres gelang mir nicht, und nach einer durchwachten Nacht war ich ſchon um vier Uhr auf den Beinen. Es war ein herrlicher Morgen. Nach und nach kamen die Leute zuſammen, die Führer ſchnallten ihre Bündel und es trat der Vorſteher der Guides ein, um unſere Namen und unſer Signalement in ein Regiſter zu ſchreiben, für den Fall, daß einer von uns nicht wieder käme. Der Mann ſchien nicht wenig erſtaunt, als ich ihm ſagte, ich ſey noch nicht neunzehn Jahr alt, habe auch nie einen hohen Berg oder einen Gletſcher beſtiegen. Hierauf wurde gefrühſtückt und gegen ſieben Uhr zogen wir aus unter herzlichen Zurufen und Glückwünſchen der Menge, die ſich theilnehmend auf unſerem Weg drängte. Unter dieſen guten Leuten waren freilich gar manche, die vor Weinen kaum reden konnten — die Kinder und Angehörigen der Guides, die uns hinauf führen ſollten, mit Gefahr ihres Lebens.

Wir gingen in folgender Ordnung: ſechs Träger mit unſern Torniſtern machten den Anfang, ſollten aber nur einen Theil des Wegs, zur Erleichterung der Guides, mit uns gehen und dann nach Chamouni zurückkehren. Darauf kamen ſechs Guides, Hedzengen, Pidwell und ich, dann wieder vier Guides und endlich fünf bis ſechs Männer aus der Umgegend, die freiwillig mit gingen. So ſchritten wir Alle der Reihe nach einher mit langen, eiſenbeſchlagenen Stäben bis zum Weiler des Pélerins, dann durch das Gehölz gleiches Namens. Der hier herunterſtürzende Bergſtrom hatte durch große Steine und Geröll alle Vegetation in ſeiner Nähe zerſtört. — Nach einer halben Stunde begann das Steigen, ungefähr zwei Stunden lang. Wir kamen an einigen kleinen Sennhütten vorüber, wohin ſich die Hirten bei heftigem Sturm flüchten. Da läuft ein ſchmaler Ziegenpfad dicht an einem fürchterlichen Abgrund weg und gegenüber ein ſenkrechter Felſen. Dies war meine erſte Probe. Gottlob behielt ich Geiſtesgegenwart und blickte ſelbſt ohne Schwindel in den Abgrund hinunter. — Bald mußte der fürchterliche Bergſtrom Mimont überſchritten werden. Um hinüber zu kommen, mußten wir geſchickt auf einen ſpitzigen Felſen in der Mitte ſpringen, tief unten aber tobte und ſchäumte es entſetzlich. Die rollenden und glitſchenden Steine umher machten dieſen Uebergang ſehr gefährlich. Feſt ſtemmte ich meinen Stock auf den Felſen und ſchwang mich glücklich ohne Furcht und ohne Tadel hinüber.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Es fanden ſich dort einige Freunde, in deren Geſellſchaft ich häufig die öffentlichen Orte beſuchte. Eines Abends waren wir in einer Loge der Oper, und ich lehnte meiner Gewohnheit gemäß ſchweigſam in einer Ecke, während meine Begleiter laut lachten und ſchwazten. In einem der Zwiſchenakte aber entſpann ſich dicht hinter mir in der Nebenloge ein Geſpräch, das meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Eine weibliche und männliche Stimme redeten über das Schauſpiel, den Geſang, die Muſik, dann über Leben und Geſelligkeit, im Grunde unbedeutende Dinge, die aber um der Art willen, mit welcher ſie geſagt wurden, mich anregten und ſogar vergeſſen ließen, daß die Unterredung in ſehr gutem Franzöſiſch, was ich ſonſt nicht leiden mag, geführt wurde. Die Frauenſtimme hatte etwas ungemein Angenehmes für mein Ohr, nicht eben fein und zart, aber ſonor und kräftig, ohne hart zu ſeyn, und was geſagt wurde, klang damit ganz harmoniſch. Anſichten, Lebensregeln, Grundſätze wurden ohne Anmaßung gleichſam hingehaucht, und ſie hätten nicht freundlicher, nicht verſtändiger ſeyn können. Dann folgten Beurtheilungen über mancherlei, auch über ausgezeichnete Charaktere, ſo durchdringend und doch mild, ſo ſichtlich aus reinſter Quelle geſchöpft, daß ich mit der Gewißheit, dieſer klare, edle, gediegene Geiſt könne keiner Franzöſin angehören, mich umwandte, um dieſes weibliche Phänomen zu ſehen. Meine Unbekannte von Köln ſaß vor mir, und es hing jezt nur von mir ab, in dem unerwarteten Wiederfinden einen Wink meines Genius zu erblicken. So etwas iſt nun aber nicht meine Sache. Ich habe von den Frauen im Allgemeinen und von der ehelichen Verbindung in's beſondere eine ſchlimme Meinung und mag mich auch

Digitized by Google

überdies demjenigen nicht fügen, was ſchwache Menſchen Verhängniß nennen. Der Gedanke, mich durch menſchlichen Willen oder die Macht des Schickſals in meinem Thun und meinen Entſchlüſſen beſtimmen und einſchränken zu laſſen, wäre im Stande, mich zu den tollſten Dingen zu verleiten; ja ich bin wohl nur um dieſes Grundes willen einer Wendung meiner Zukunft aus dem Wege gegangen, die wohl jeder Andere als großes Glück anſehen würde. Sobald mir deutlich ward, wie das, was meine Nachbarin geſagt, mein Intereſſe an ihr geſteigert hatte und meine Blicke unwillkührlich an ihrer Geſtalt hafteten, ſchlug ich dem geheimen Zuge, der ſich meiner bemächtigen wollte, ein Schnippchen und verließ Loge und Schauſpielhaus mit einer Eile, als wollte ich dem Böſen entlaufen.

Einer meiner Begleiter war mir gefolgt, weil man glaubte, ich ſey unwohl geworden. Um mich zu zerſtreuen, ging ich an ſeinem Arm in ein Kaffeehaus, und kehrte dann in ſeiner Geſellſchaft zu meinem Hotel zurück. Als wir die Thüre erreichten, fuhr ein Wagen vor und aus ihm ſtieg meine Unbekannte nebſt ihrer Gefährtin. Ich geſtehe, daß mir ihr Anblick und die Ueberzeugung, ſie müſſe hier wohnen, faſt die Faſſung raubte; aber wie ward mir vollends, als mein Freund ſich ihr wie einer alten Bekannten näherte, ihr beim Ausſteigen behülflich war und verſicherte, er habe ſie heute ſchon überall geſucht, wo er ſie zu finden habe hoffen können, und ſey nun ſehr froh, ihre Wohnung zu wiſſen. Es mußte durch dieſen Umſtand ein Verhältniß herbeigeführt werden, dem ich ohne förmliche Grobheit nicht entrinnen konnte, und mich einer ſolchen ſchuldig zu machen, lag denn doch trotz meinem Spleen, oder wie Sie es nennen wollen, ganz außer meiner Weiſe.

Was eigentlich Frau von Brideval nach Paris geführt hatte und da feſt hielt, konnte ich nie beſtimmt erfahren. Geſchäfte, ſagte unſer gemeinſchaftlicher Freund, Geſchäfte, wiederholte ſie ſelbſt; ich ſah indeſſen nie etwas dergleichen. Sie ſchrieb, las, ſang und ſpielte Harfe und Klavier mit ungewöhnlicher Anmuth, machte alle Arten hübſcher Arbeiten mit großer Fertigkeit, verſammelte an den Abenden einen kleinen Kreis ausgezeichneter Menſchen um ſich, oder beſuchte ein Schauſpiel, gab ſich auch viel mit Dürftigen ab; ſie war geiſtreich, liebenswürdig, lebhaft, gemüthlich, aber von wichtigen Geſchäften fand ſich keine Spur. Ich genoß Anfangs die Vorzüge dieſes Zuſammenlebens ohne Beſorgniß; nachdem Adele, wie wir ſie in engerem Vereine nannten, durch die ganz eigenthümliche Weiſe, mit welcher ſie allem auszuweichen wußte, was ihrem Geſchlecht ſo oft den Schein der Abſichtlichkeit oder Gefallſucht gilt, meine Vorurtheile beſchwichtigt hatte, gab ich mich wirklich dem Zauber, den ſie über mich ausübte, ſo ganz hin, daß ich nicht merkte, wie ſie mit jedem Tage ſich inniger in mein Leben verflocht, wie mir ihre Gegenwart erſt Freude, dann Bedürfniß, dann abſolute Bedingung meines Wohlbefindens ward. Am Ende aber wurde das Ding ſo ernſthaft, daß ich es gewahr werden mußte. Alles, was Adele that und ſagte, ſprach mich an; mir ſchien, ihre Anſicht ſey die meinige, mein Urtheil über jede Sache werde von ihr wiederholt. Hatte ich einen Tag ohne ſie zubringen müſſen, ſo ward mir dieſer unerträglich lang, ja zulezt vermochte ich nicht mehr ein paar Stunden zu leben, ohne ſie zu ſehen. Ich war von jeher ein Feind jeder unauflöslichen Verbindung geweſen, hatte mich niemals von irgend einem Gut auf Erden abhängig machen wollen, und konnte außerdem die Franzöſinnen nicht leiden. Und jezt ſollte ich, der freieſte Menſch auf Erden, mich von einer ſolchen, von einem Weibe, von irgend einer Leidenſchaft beherrſchen laſſen? mich von der Laune einer Frau, ihrem Willen, von ihrer Gegenwart abhängig machen?

In der nämlichen Nacht, wo ich mich überzeugte, auf welch gefährlichem Wege ich wandle, befahl ich, zuſammenzupacken, hinterließ an Frau von Brideval ein Abſchiedsbillet, und der nächſte Morgen ſah mich ſchon einige Stunden von Paris entfernt. Das ſüdliche Frankreich, welches ich nun in allen Richtungen durchreiste, bot in dieſer Jahrszeit den Anblick eines paradieſiſchen Frühlings. Ich ſtürzte mich mit voller Seele in die unendliche Pracht eines Landes, das nur in dieſem Einen Momente des Jahrs ſeinen Ruhm behaupten kann; ich ſah die Küſte des mittelländiſchen Meeres, ſtreifte bis Nizza, verlor mich in den romantiſchen Thälern und Schluchten der Pyrenäen, aber ich konnte zum erſten Mal im Leben, was ich als gut und zweckmäßig erkannt, nicht ohne ſchmerzliche Empfindung ausführen, und trotz meinem feſten Willen, war es mir nicht möglich, die Frau zu vergeſſen, deren Anmuth ſo mächtig in meine Exiſtenz gegriffen hatte. Was ich Ihnen jezt ſage, geſtand ich mir ſelbſt damals nicht. Und dennoch — dennoch mußte ich zulezt, als ich mich geſträubt, gegen mein eigen Herz gekämpft, meine Phantaſie zu unterjochen geſucht hatte, meine Schwäche erkennen; aber mich beſiegen laſſen durch ſie, durch irgend eine Hoffnung auf Erden? nein, dazu fühlte ich Kraft und Willen zu feſt und ſtarr. Wie der ewige Jude zog ich nun umher. Ich war mir bewußt, daß das Bleiben an der nämlichen Stätte, daß das Anknüpfen an Menſchen, an Gegenſtände mir nicht heilſam ſey, darum eilte ich von Ort zu Ort, von Gegend zu Gegend, mich gewaltſam zerſtreuend, ſo gut es gehen wollte. Auf dieſer Irrfahrt war es, wo in jenem Städtchen am Rhein meine Unvorſichtigkeit mich in üble Hände ſtürzte, aus denen Sie mich ſo großmüthig retteten.« — Hier reichte Woodburne dem Freunde die Hand und fügte

Digitized by Google

hinzu: „Sie wiſſen wohl, daß es bei mir heißt: auf das ganze Leben! — Froh war ich übrigens, ſehr froh, in Ihnen für die Heftigkeit einer Empfindung, die ich noch mit nichts hatte beſchwichtigen können, einen Ableiter gefunden zu haben. Darum gab ich mich dem Zuge der Freundſchaft mehr hin als ſonſt je in meiner Vergangenheit. Sie wollten in Ihr Vaterland zurück, ich ſchloß mich freundlich an Sie an, gleichſam damit jeder Verſuchung entfliehend und nun — dort ſizt ſie! Soll ich noch an Zauberei, an Prädeſtination, an ein unvermeidliches Fatum glauben lernen?“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Oeffentliche Sizung der Académie française.

In den lezten Wochen waren die öffentlichen Sizungen dreier königlichen Akademien. Zu jeder derſelben hatte ſich ein zahlreiches Publikum eingefunden; beſonders in der Sizung der Académie française war es ſehr voll. Dieſe Akademie beſteht aus den bekannteſten ſchöngeiſtigen Schriftſtellern, und erregt natürlich mehr Aufmerkſamkeit als die übrigen, die ſich mit gelehrten Dingen abgeben, und deren Mitglieder daher, mit wenigen Ausnahmen, auch nur der Gelehrtenwelt ſehr bekannt ſind. Von den Mitgliedern der Académie française erwartet man, daß ſie ſchön reden. Wohlredenheit iſt etwas, worauf die Pariſer ſtets begierig ſind und was ihnen einen lebhaften Genuß gewährt; ſchon deßhalb wohnen ſie gerne den öffentlichen Verſammlungen jener Akademie bei, und die Damen ſtehen hierin den Männern nicht nach, ja ſie ſind, ohne Uebertreibung geſagt, die ſchönſte Zierde dieſer öffentlichen Verſammlungen. Ein Miniſter, Salvandy, welcher wegen eines einzigen Werkes, nämlich wegen ſeines Romans Don Alonzo, der bekanntlich bei ſeinem Erſcheinen großes Aufſehen erregte, ſchon vor zwölf Jahren in die Akademie aufgenommen worden, hatte diesmal den Vorſiz. In dieſer Akademie heißt der Vorſtand Direktor und der Stellvertreter deſſelben Chancelier, obſchon hier nichts zu kanzeln iſt. Der diesjährige Kanzler (jährlich werden von der Akademie andere Vorſteher gewählt) iſt Jay, ein Mann, der zur Zeit der Napoleonſchen Herrſchaft zu den gefeierten Schriftſtellern gehörte, aber, wie Jouy, ſeitdem in der öffentlichen Achtung als Schriftſteller ſehr geſunken iſt. Die junge Schriftſtellerwelt verſpottet dieſe Herrn unter dem Namen Imperialiſten; aber einige alte claſſiſche Häupter betrachten ſie als die lezten Stützen des guten Geſchmacks in der Literatur. Dagegen iſt der Secrétaire perpétuel der Akademie, Villemain, ein gefeierter Name in der Literatur, und einer der berühmteſten. Dieſer Mann iſt ſeit 1814 emporgekommen, und hat ſich zu gleicher Zeit in der Literatur und in den Staatsgeſchäften einen Namen erworben. Jezt ſteht er an der Spize des Unterrichtsrathes und iſt Pair de France; in der lezten Zeit hat er ſich nebſt Couſin, ſeinem Kollegen, in der Pairskammer und im Unterrichtsrathe ein wenig zur Oppoſition geneigt, was ihm in der öffentlichen Meinung eben nicht ſchadet. Dagegen hat er ſchon lange aufgehört, als Profeſſor Literatur vorzutragen, wie denn Couſin, Guizot, Royer-Collard auch ihre Katheder verlaſſen haben, auf welchen ſie vortreffliche Muſter für angehende Profeſſoren waren. Unter der Herrſchaft einer Repräſentativverfaſſung werden Männer, welche ſich als vortragende Gelehrte auszeichnen, bald in die Staatsgeſchäfte hineingezogen und müſſen den Katheder mit der Rednerbühne vertauſchen. So iſt denn auch Villemain für den Vortrag an der Univerſität verloren; aber er gibt allmählich ſeine Vorleſungen heraus und im Unterrichtsrathe iſt er ſehr thätig. Die Akademie war bei ihrer öffentlichen Sizung ſo ziemlich vollzählig; nur fehlten die während der Reſtauration aufgenommenen geiſtlichen Mitglieder, nämlich der Erzbiſchof von Paris, welcher ſeit 1830 nicht mehr erſcheint und überhaupt niemals großen Antheil an den Verhandlungen der Académie française genommen hat, und der Biſchof Frayſſinous, welcher den aus Frankreich verbannten ältern Bourbonen gefolgt iſt. Auch Chateaubriand erſcheint nur noch ſelten in dieſer Akademie. Villemain hatte den Bericht über den diesjährigen Preis der Beredſamkeit zu erſtatten. Ein Preis der Dichtkunſt war diesmal nicht zu ertheilen; die Aufgabe, das Verſailler Muſeum zu beſingen, braucht erſt im Jahr 1839 gelöst zu werden. Es galt diesmal, eine Lobrede auf den in der Geſchichte des 15ten Jahrhunderts berühmten Pariſer Univerſitätskanzler Gerſon zu halten, einen Mann, welchen man wahrſcheinlich ſchon vergeſſen hätte, wenn er nicht einer der erſten geweſen wäre, welche in Frankreich der Macht und dem Einfluſſe des römiſchen Hofes Schranken zu ſezen bemüht geweſen ſind, und wenn man ihm nicht das bekannte Buch von der Nachfolge Chriſti, in Frankreich wenigſtens, allgemein zuſchriebe. Um dieſen Mann gehörig zu loben, mußte man tief in die Geſchichte ſeiner Zeit eindringen und ein lebendiges Bild derſelben entwerfen. Die Denk- und Redefreiheit, welche nun in Frankreich herrſcht, erlaubt den Preisbewerbern die größte Freimüthigkeit in der Beurtheilung der damaligen Zeitumſtände und handelnden Perſonen. Davon machen ſie denn auch gehörig Gebrauch, und in dieſer Hinſicht haben die jezigen gekrönten Lobreden einen bedeutenden Vorzug vor denen des vorigen Jahrhunderts, welche erſt die Genehmigung der Sorbonnetheologen erhalten mußten, ehe ſie öffentlich erſcheinen konnten, wenn ſie auch mit der Theologie nichts gemein hatten. Diesmal erhielten zwei Concurrenten den Preis, die noch keinen Ruf in der Literaturwelt erworben haben, obſchon der eine, Namens Faugères, zum zweiten Male gekrönt ward. Da beide Lobredner ein ausgezeichnetes Talent bewieſen, ſo hatte der Miniſter Salvandy aus der Staatskaſſe den Preis verdoppelt, ſo daß jeder den vollen Preis erhielt. Dieſen hatten ſie auch wohl verdient; denn ihre Arbeit war nicht allein ein redneriſches Stück, ſondern eine bedeutende hiſtoriſche Arbeit. Ganz befriedigend iſt ſie freilich nicht, da beide Bewerber nur die löbliche Seite Gerſons hervorgehoben, und die nicht löbliche, z. B. ſein Betragen in der Huſſiſchen Angelegenheit auf der Koſtnizer Kirchenverſammlung, im Schatten gelaſſen, ja ganz mit Stillſchweigen übergangen hatten. Bruchſtücke aus den beiden gekrönten Schriften wurden während der Sizung vorgeleſen; das Publikum konnte alſo ſelbſt urtheilen. Uebrigens wurde das Urtheil der Akademie vom Secrétaire perpétuel ſehr ausführlich angegeben, was die andern Akademien nicht zu thun pflegen, ſo daß man nicht erfährt, was ſie an den gekrönten Schriften zu loben oder nicht zu loben finden.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. September 1838.

> Wie kehrt' ich oft mit wechſelndem Geſchicke,
> Erhabner Berg, an deinen Fuß zurücke!
> O laß mich heut' an deinen ſachten Höh'n
> Ein jugendlich, ein neues Eden ſehn!
>
> Goethe.

Auf dem Gikelhahn bei Ilmenau.

Am Goethes Geburtsfeſte, 28ſten Auguſt 1838.

Auf! folget mir zum ſchlichten Beetterhaus,
Wo Er einſt ſchaute weit in's Land hinaus,
Im Waldesdickicht, von Gezweig umeauſcht,
Dem heil'gen Zauber der Natue gelauſcht.

Da ſprach kein Wort, kein Tritt ihm ſtörend zu,
Da ſang er im Gefühle ſel'ger Ruh
Einſt * jenes Lied, ** das, wie im Adlerflug,
Der Tonkunſt Macht durch alle Länder trug.

Hier wae's, wo oft im feühſten Morgenroth
Eehabne Freundſchaft Ihm Begrüßung bot,
Der Dichter an des edlen Füeſten Hand
Den Reiz zu freiſtem Lebensaufſchwung fand.

Die Jahre flohn im wechſelnden Geſchick —
Ein hald Jahehundert lag vor Seinem Blick —
Da kehrt' Er, ſcheidend, einmal noch zueück ***
Und dachte der entſchwundnen Tage Glück.

Begeünt ſind gegenüber nun die Höhn,
Die er mit Schmerz nur kahl und öd geſehn;
So reiſt auch uns im ſtillen Schoß der Zeit
Manch' köſtlich Wort, das Ee hier ausgeſtreut.

Dem Thal entlang eröffnet neuen Schacht
Des Bergmanns Fleiß, verjüngten Willens Macht;
Am Waldeseande fuhrt bequeme Bahn
Den Wanderer zum ſteilen Ziel hinan.

Der Hammer pocht, vom Felſen ſtürzt der Quell,
Umſchlingt den Leidenden in mächt'ger Well';
Des reinen Elementes Wunderkraft
Iſt, was hier einzig die Geneſung ſchafft.

In Näh' und Ferne tönt der Ruf durch's Land,
Wie Mancher ſchon hiee Heil und Stäekung fand;
Nun drängt ſich feiſchbelebter Gäſte Reihn
Hygieas Tempel freudig einzuweihn.

Und arbeitsmuthig regt ſich jede Hand,
Knüpft mit dem Ausland Tauſch- und Handelsband,
Den Kleinbeſitz vervielfacht der Veekehr
Und treuem Fleiß wird des Eeſolgs Gewähe.

---

* 1781.

** „Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh' ꝛc.“ Componirt von Reichard, Zelter und vielen Andern.

*** Am Vorabend ſeines lezten Geburtstages, 27. Aug. 1831.

O! ſäh' Er jezt mit neuem Lebensblick
Des ſtillen Thales friſch erblühend Glück! —
Sein Segen ſchwebt um dieſe Waldeshöhn
Und heilig bleibt die Stätte, wo wir ſtehn!

Fr. v. Müller.

Die Petersinſel.

(Fortſezung.)

„Ehe wir uns darüber verſtändigen,“ ſprach Freimann lächelnd, „wollen wir zuerſt Ihre ſchöne Freundin begrüßen, welcher ich vorgeſtellt werden möchte. Einem ſo hübſchen Verhängniſſe ſoll man nicht aus dem Wege gehen; übrigens haben uns die Damen bereits bemerkt, und daß Sie eekannt worden ſind, leidet keinen Zweifel. Der göttlichen Geodheit aber darf ſich nur die Jugend befleiſſigen, zu welcher wir nicht gehören.“

Bei dieſen Woeten faßte er den Engländer unter dem Aem, welcher wie ein eigenſinniges Kind ſich anſcheinend ungerne fortfüheen ließ, während er doch froh war, gezwungen zu werden, und die nächſte Minute ſah die Freunde vor den Frauen ſtehen, deren Willkomm dem Flüchtling wohl Vergnügen, aber gegen ſein Erwarten keine Ueberraſchung bewies. Als ſey nichts vorgefallen, als ſey die wunderſame und plötzliche Abreiſe von Paris ein ganz argloſes, leicht erkläeliches Ereigniß geweſen, bot Frau von Beideval dem Engländer mit leichter Freundlichkeit die Hand, und feeute ſich des unvermutheten Zuſammentreffens in heiter ſcherzenden Worten, wäheend Woodburne etwas unbehülflich ſich benahm und in ſeinem ganzen Weſen eine unterdrückte Gemüthsbewegung zeigte, die dem Schweizer bewies, daß er nicht ohne Noth der Gefahr zu entgehen geſucht hatte. Frau von Brideval odee Adele, wie wir ſie kürzer nennen wollen, nahm unbefangen des Engländers Arm; Freimann gab den ſeinigen der ältlichen Dame, und ſo zog man den Spaziergang hin und zurück, wobei der jungen Frau gemüthliche Lebhaftigkeit, die verſtändige Weiſe, in welcher ſie ſich über alles Vorkommende äußerte, ihr liebevolles und doch ſo ſittſames Hingeben die künſtliche Kälte in dem Betragen des Engländers ansthaute und ihn allmählig ſo ganz umzuwandeln begann, daß ſein Freund ihn mit lächelndem Erſtaunen anſchaute. Als man nach Hauſe gehen wollte, zeigte es ſich, daß dee nämliche Gaſthof alle aufgenommen hatte, und dieſer Zufall erregte die Heiterkeit der Geſellſchaft ſo ſehr, daß bei dem gemeinſchaftlichen Abendeſſen Scherz und Luſt um die Tafel flogen und man ſich gegenüber ſaß, als habe man ſich nicht nur ſchon lange gekannt, ſondern gedenke, den Lebensweg ferner mit einander hinzuwandern.

Je mehr man die Frau betrachtete, die angenſcheinlich einen ſo mächtigen Einfluß auf den Engländer ausübte, je weniger konnte man ihm verdenken, daß er, ſo ganz dem eigenen Wunſch und Willen entgegengeſezt, ſich dem liſtigſten allee Götter gefangen gegeben hatte. Frau von Beideval gehörte unſtreitig zu den reizendſten Weibern. Die erſte Jugend hatte ſie zwar zurückgelegt, denn ſie mochte leicht ſechs-und-zwanzig Jahre alt ſeyn, auch hätte ein Bildhauer oder Maler in ihren Zügen wahrſcheinlich Manches unregelmäßig gefunden, aber über ihr Geſicht, über ihre ganze Geſtalt war eine Anmuth, eine Milde, eine Holdſeligkeit ausgegoſſen, aus iheen Augen ſprach ein Geiſt und eine Lebensweisheit, die hingereicht hätten, ihr neben weit ſchönern Frauen den Peeis zu erwerben. Daß ſie eine Franzöſin ſeyn ſollte, ſchien faſt unmöglich. Zwar ſpeach dee raſche, lebendige Witz, die unendliche Beweglichkeit in iheen Gedanken und Geberden, die Anhänglichkeit, mit welcher ſie von ihrem Vaterlande, beſonders von einigen Gegenden deſſelben redete, allerdings dafür; aber dann war wieder ſo Manches, das ſich durchaus nicht mit der Vorſtellung veetrug, die man ſich von den Franzöſinnen macht; es lag in dem Benehmen der Frau bei allem Frohſinn eine Haltung, eine Gediegenheit, es waltete in ihren Worten ein Ernſt, eine Bedeutung, ſo fern von aller Affektation, und die füllreiche Figur, die Weiße ihrer Haut, die ſchönen blonden Haare, alles ließ weit eher auf eine Deutſche oder Engländerin ſchließen.

Nachdem man ſich gegenſeitig erzählt hatte, auf welchem Wege man ſich hier in der Wage von Neuenburg zuſammengefunden, wurde nach den Planen für die nächſte Zukunft gefeagt. Hier ſchien Adele verlegen zu werden, ſchlug ſchweigend die Augen nieder und auf ihren Wangen malte ſich das ſchönſte Inkarnat. Ihre Tante, die bisher wenig geſprochen und durch ihr Benehmen der Unterhaltung, ohne ſie eigentlich zu ſtören, etwas Gemeſſenes beigemiſcht hatte, nahm jezt das Wort: „Wir haben beſchloſſen, moegen nach Neuſtadt abzugehen, uns auf dem Bielerſee einzuſchiffen, den Reſt des Tages auf der Petersinſel zuzubringen, am Abend noch bis Biel zu fahren und von dort über Bern in die Oberländer Gebirge zu reiſen. Und Sie, meine Herrn, haben ohne Zweifel im Sinn, den Leman zu beſuchen?“ Lächelnd ſchaute Freimann den Engländer an, denn gerade den nämlichen Weg hatten ſich die beiden Männer vorgezeichnet und ihre Abreiſe ebenfalls auf den nächſten Morgen feſtgeſezt. Woodburne aber ſah in dieſem Lächeln Spott über ſeine bedrohte Freiheit und die Ueberzeugung, daß ſein Wille dieſem Beiſammenſeyn weichen werde. — Wenn ein Gedanke, ein Gefühl, uns ſelbſt betreffend, in der eigenen

Digitized by Google

Bruſt ſich regt, ſo ſetzen wir bei Andern meiſt die nämliche Anſicht voraus und verrathen dadurch oft unſere geheimſten Empfindungen. So ging es auch hier. Ohne Freimanns harmloſes Lächeln, das blos von heiterem Frohſinn hervorgebracht wurde, wäre Woodburne gewiß unbedenklich dem Zuge ſeines Herzens gefolgt. Jezt aber — auch der Beſte iſt ja ein Kind des Widerſpruchs und eines liebgewordenen Vorurtheils. — „Das iſt mir ſehr leid,“ ſagte er, ſich gegen die Frau neigend, „mein Freund und ich beabſichtigen ungefähr den nämlichen Weg, aber unaufſchiebliche Geſchäfte halten uns noch einige Tage hier feſt.“ — „Sie hätten ſehr unrecht, wenn Sie dieſe um unſertwillen vernachläſſigen wollten,“ ſagte Frau von Brideval mit einer Lebhaftigkeit, welcher man etwas Empfindliches anmerkte, „beſonders da wir in Bern Nachrichten erwarten, die uns vielleicht nöthigen könnten, unverzüglich heimzukehren. Wir wollen nun aber, liebe Tante, den Herren eine gute Nacht wünſchen, um morgen frühzeitig munter ſeyn zu können.“ Bei dieſen Worten ſchob ſie den Stuhl und nahm Abſchied, zwar immer noch mit holdſeliger Freundlichkeit, aber doch etwas weniger traulich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neueſte Beſteigung des Montblanc.

(Fortſetzung.)

Einige ſehr ſteile Felſen mußten erklettert werden, ehe wir gegen eilf Uhr die Pierre de l'Echelle erreichten. Hier ruhten wir eine Stunde aus und frühſtückten. Dieſer zwanzig Fuß hohe und vierzig Fuß breite Fels liegt gerade unter der Aiguille du midi. Von hier war die Ausſicht ſchon ſehr weit: in der Ferne die ganze Juralinie, ein großer Theil Savoyens und zu den Füßen ein Stück vom Chamounithal. Die Vegetation iſt an dieſer Stelle gar mannichfaltig. Das ſchöne Rhododendron wächst da in Menge, deßgleichen einige andere anmuthige Pflanzen, die im Patois des Landes Belloſen heißen, auch Myrtillen oder ſchwarze Heidelbeeren, gar angenehm und erfriſchend zu eſſen.

Links rauſchten die Ströme aus dem Boſſonsgletſcher heraus, dem wir uns mit jedem Schritt näherten; ein ziemlicher Granitblock, den wir hinunterſtießen, fiel donnernd hinab und ihm folgte ein langes Echo, das ſich vielfach an den hundert Felſen und Nadeln brach, unter denen wir herumkletterten. Bei einem kurzen Halt ſkizzirte ich ſchnell unſern Zug, ohne den kleinen Hund Michel Balmats zu vergeſſen, der die ganze Reiſe mit uns machte und der erſte Hund war, welcher auf die Spitze des Montblanc gekommen iſt. Es war artig, wie dieſes kleine, anſcheinend ſchwache Thier die ſteilſten Felſen mit Gemſenleichtigkeit hinaufkletterte, wozu es eigends von ſeinem kunſtverſtändigen Herrn abgerichtet worden.

Nach einer halben Stunde kamen wir in die erſte drohende Schlucht des Boſſonsgletſchers. Das enge Eis- und Kryſtallthal iſt da über eine Viertelſtunde lang, mit Spalten und fürchterlichen Schlünden, manche vierhundert Fuß tief, nach allen Richtungen durchſchnitten. Das ſogenannte Eismeer von Chamouni, oder der Gletſcher am Montanvert iſt nur kleinlich und armſelig dagegen. Alles iſt hier gigantiſch und großartig, ſelbſt die Gefahr. Darum nahmen auch die ſechs Träger Abſchied von uns, und zwar nicht ohne Bewegung. Es war ein peinlicher Augenblick. Die Stimme dieſer ſtarken, muthigen und unter Gefahren groß gewordenen Männer war weich geworden, ſie ſchüttelten uns bedeutend und mit wenigen Worten die Hände und verſchwanden gleich darauf hinter den Granitblöcken der Moraine. Nun hielt ich mich immer zwiſchen David Folliquet und Michel Balmat. Erſterer drückte mir auch die Hand und ſagte bewegt: „Maintenant, mon jeune Monsieur, vous ne trouverez plus de sureté que dans une confiance absolue en moi.“ Ich erwiderte ihm, daß ich früher keinen Gletſcher betreten habe, und daß ich volles Vertrauen in ihn ſetze. Darauf ſagte er nur noch: „Nous pressons nos mains en amitié,“ und ſchwieg dann; denn ſo angenehm geſprächig ſonſt die Guides ſind, ſo einſylbig und ſtill werden ſie, wenn Gefahr droht, um ihre ganze Aufmerkſamkeit zuſammenzunehmen.

Es ließe ſich ein eigenes Buch über die Herrlichkeit, furchtbare Größe und zauberiſche Schönheit des Boſſonsgletſchers ſchreiben, und man würde ſich noch mehr darüber freuen, wenn man Alles mit Ruhe betrachten könnte. Dies iſt aber nicht möglich; denn an den diamantenen Obelisken, Tempeln und Grottenwänden, an den wunderbar übereinander und durcheinander geworfenen Kryſtallbergen, die ſich oft allein ſtützen und tragen, an den geſchmackvoll ausgezackten Eisfeſtons und Draperien, an den hundert großartigen oder lieblichen Bildungen der Gletſcherrieſen und Undinen, an den donnernden, ziſchenden und ſchäumenden Waſſern in der Tiefe muß man ſchnell vorüber, um mit voller Aufmerkſamkeit einen verwegenen Sprung über einen breiten und gähnenden Schlund zu thun, oder genau in die vom vorſchreitenden Guide gehauenen Stufen an der hohen, ſteilen Eiswand zu treten, oder ſchnell über eine verdächtige ſchmale Schneeſtelle wegzuſchreiten, die einige Augenblicke ſpäter ihren Mann nicht mehr tragen könnte und unter ihm zuſammenbrechen würde. Wollte man bei dieſen Sprüngen und Uebergängen, ohne allen Halt,

Digitized by Google

zwiſchen haustiefen Schlünden, überlegen und ſich Zeit nehmen, ſo würde man Vieles nicht wagen, und nichts würde gelingen. Alles muß ſchnell bedacht und im Augenblick mit aller Geiſtes- und Körperkraft ausgeführt werden, damit es einen Augenblick ſpäter Unruhe, Schwanken, Verluſt des Gleichgewichts und Schwindel nicht unmöglich machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Montyonſche Stiftung.

Dann kam die Reihe an die Preiſe aus der Montyonſchen Stiftung. Wie bedeutend dieſe ſind, kann man aus der Geſammtſumme erſehen, die ſich diesmal auf 59,000 Franken belief. Dieſer Montyon hat mehr gethan, als manche Regierung thun kann. Durch ihn fällt jährlich ein Geldregen auf die Schriftſteller und auf die tugendhaften Armen. Unter die leztern wird das Geld jedoch beſſer und zweckmäßiger vertheilt, als unter die erſtern. Nicht, als ob nicht auch manche gute Schrift dadurch belohnt und ausgezeichnet würde, aber die Akademiker ſind zuweilen doch verlegen, wem ſie die Preiſe, die nun einmal beſtehen und jährlich ausgetheilt werden müſſen, zuerkennen ſollen. Gewöhnlich laufen unter den Gekrönten einige jungen Damen mit unter, denen man es zum Verdienſte anrechnet, daß ſie moraliſche Romane geſchrieben haben; zuweilen iſt ſchon eine moraliſche Novelle hinreichend, um ihnen einen Preis zuzuwenden. So wurde diesmal eine Madame de Cubières für einen Roman belohnt, von deſſen Daſeyn vielleicht keine zehn Perſonen in der Verſammlung etwas wußten, und eben ſo wurde eine Madame Belloc, welche ſchon einige Preiſe davon getragen hat und die Sache daher einträglich finden muß, wegen einer einzigen Novelle, die als höchſt moraliſch prädicirt ward, mit 2000 Fr. beſcheert. Nun ziehen die Damen überhaupt wenig Vortheil aus der Schriftſtellerei, wenn ſie nicht ſo berühmt ſind, wie Mad. Dudevant, vulgo Georges Sand; die Montyonſchen Preiſe ſind alſo Aufmunterungen und kommen den Damen ganz gelegen. Die beſten Preiſe erhielten auch diesmal, wie immer, die Männer, z. B. Alley, ein Mann, der ſchon vor mehreren Jahren als Dichter gekrönt wurde, und nun ein Werk über die neue Demokratie in zwei Bänden geſchrieben hat, wofür ihm die Académie française einen Preis von 5000 Fr. zuerkannte, nur 1000 Fr. mehr, als Mad. Belloc für ihr Geſchichtchen Pierre et Pierrette erhalten hatte. Die neue Demokratie iſt ein Gegenſtand, welcher den Staatsmännern und politiſchen Schriftſtellern viel zu ſchaffen macht. Eine Demokratie iſt vorhanden, ſie thut ſich laut genug kund, dies läßt ſich nicht leugnen. Es kommt nur darauf an, was mit ihr anzufangen iſt, wie ſie ſich behandeln laſſen kann, ſoll oder will. Guizot hat vor einigen Monaten einen Aufſaz über ſie geſchrieben, welcher Aufſehen erregte. Toqueville hat ſie in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſtudirt und dafür einen ſchönen Montyonſchen Preis bekommen. Dies mag Alley aufgemuntert haben, ſie auch zu ſtudiren. Ganz war die Akademie, laut des Berichts des Secrétaire perpétuel, mit dem Verfaſſer nicht einverſtanden. Mehreres ſoll er nicht aus dem richtigen Geſichtspunkt betrachtet und beurtheilt haben, zuweilen tadeln, wo kein Mangel iſt, Mittel vorſchlagen, die unzulänglich ſcheinen u. ſ. w.; aber im Ganzen wurde das Werk ſehr gelobt, und es ging aus dem Berichte hervor, daß der Verfaſſer die neuere Demokratie — im Grunde nur ein neuer Ausdruck für das Volk oder die Mehrzahl einer Nation — gut beobachtet und ſtudirt habe. Im Temps wird er beſchuldigt, durch ſein Werk eine neue Ariſtokratie begründen zu wollen. Zwei ähnliche Preiſe wurden für zwei allerdings nüzliche Schriften, eine über die Findelkinder, von Terme und Monfalcon, und eine andere über die zum Gefängniſſe Verurtheilten, von Marquet-Vaſſelot, ausgerufen. Beide Schriften haben das Verdienſt, daß ſie von ſachkundigen und praktiſchen Geſchäftsmännern verfaßt ſind, und daß man ſich daher auf ihre Angaben verlaſſen kann. Dann wurde ein Preis von 3000 Fr. dem ehemaligen franzöſiſchen Geſchäftsträger in Rom, Artaud, für ſein Leben Pabſt Pius VII. zuerkannt, wobei Villemain als Berichterſtatter ſelbſt das Lob des verfolgten und gegen Napoleon kämpfenden Pabſtes anſtimmte, und zwar ſehr beredt. Es wurde jedoch Artaud vorgeworfen, daß er zu ultramontaniſch geſinnt ſey, und zuweilen noch weiter in ſeinen Wünſchen gehe, als der Pabſt ſelbſt. Dies iſt ein kleines Gegengewicht gegen andere Geſinnungen, welche in Frankreich bei weitem nicht ſo viel wünſchen, als der Pabſt ſelbſt wohl thun mag. — Nach den literariſchen Preiſen kamen die Tugendpreiſe; den Bericht darüber erſtattete Salvandy. In den Oppoſitionsblättern hat man ſeinen Bericht ſcharf getadelt; ſogar grammatiſch unrichtig will man ſeine Sprache gefunden haben. Das Ganze war, daß er nicht ſo natürlich und leicht vortrug wie Villemain, und daß der gekünſtelte Vortrag dem Inhalt ſchadete, der übrigens recht gut war. Es iſt eine angenehme Aufgabe für die Direktoren, eine Reihe tugendhafter Handlungen aufzuzählen, die man immer mit Vergnügen anhört, und ſicher gehören die jährlichen Berichte der Akademie über die Tugendpreiſe zu den beſten moraliſchen Schriften, weßhalb ſie in einer großen Menge von Exemplaren ausgetheilt werden. Wahrſcheinlich werden ſie aber gerade von denjenigen, deren Tugend belohnt wird, nicht geleſen. Die Preiſe beliefen ſich zuſammen auf 21,000 Fr. Hievon bekam Louis Brune zu Rouen, welcher ſo vielen Menſchen das Leben gerettet hat und dem die Stadt Rouen ein Häuschen am Fluſſe hat bauen laſſen, damit er, wie der Miniſter ſich ausdrückte, nicht ſo weit zu gehen brauche, um die Menſchen zu retten, 5000 Fr. Auch iſt ihm bereits vom Könige die Ehrenlegion ertheilt worden. Ein ähnlicher Menſchenretter befindet ſich zu Paris, heißt George und hat ebenfalls eine Menge Menſchen vor dem Ertrinken in der Seine bewahrt. Er bekam von der Akademie einen gleichen Preis. Ein anderer Mann, Namens Guillot, hat ſich im vorigen Jahr dadurch um die Menſchheit verdient gemacht, daß er bei dem Brande eines mit Reiſenden angefüllten Dampfſchiffes auf der Loire mit Verachtung aller Lebensgefahr in das brennende Schiff gedrungen iſt, und unter andern fünf Kinder gerettet hat, deren Mutter und Wärterin ſo eben ums Leben gekommen waren. Rührend war es anzuhören, wie die tödtlich verwundete Wärterin, welche Guillot zuerſt retten wollte, ihm zurief: „Rettet nur meine armen Kinder, mit mir iſt es aus!“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. September 1838.

Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Schiller.

Die Peterſinſel.

(Fortſezung.)

Ungeachtet der angewünſchten guten Nacht konnte Woodburne keine Ruhe finden. Der Schweizer hörte ihn, nachdem er ſich lange im Bette ſeufzend hin und her gewendet, wieder aufſtehen, das Zimmer auf und nieder ſchreiten, endlich das Fenſter öffnen und eine Weile in die laue Sommernacht hinausſchauen. Freimann zweifelte nicht an der Urſache dieſer nächtlichen Unruhe, errieth auch ziemlich genau den Gang, welchen die Ideen des wunderlichen Selbſtpeinigers genommen hatten, und bereitete ſich gutmüthig, die Aenderung ſeines Entſchluſſes herbeizuführen. Woodburne hörte ihn nicht, bis er an ſeiner Seite ſtand. „Ich betrachte eben das Wetter,“ ſagte er nun; „es dürfte morgen ein ſchöner Tag werden.“ — „Gewiß,“ war die Antwort, „und um ſo mehr beklage ich es, daß Sie ſich entſchieden haben, noch hier zu bleiben. Was ſollen uns dieſe Steinmaſſen, die Seele und Leib zu erdrücken drohen? Die Gegend iſt um der einförmigen Rebgelände willen eine der weniger anmuthigen, und wenn wir nicht längs dem See hinunter wollen, ſo ſehe ich für Sie und mich hier wenig Vergnügen. Ueberdies drängt mich, nicht eben die Zeit, aber der jahrelang zurückgehaltene, ſehnſuchtsvolle Wunſch, der mich den Wegen zuführt, welche mich werden ſahen.“

Aufmerkſam, ſchweigend ſchaute Woodburne in des Freundes Geſicht, über ſeine Züge flog eine leiſe Rührung, die auch in ſeinen Augen einen eigenen Glanz hervorrief. Dann bot er ihm die Hand, ſchüttelte und drückte die ſeinige, indem er ſprach: „Sie ſind ein guter Mann, und wenn ich Sie noch nicht geliebt hätte, ſo müßte ich es jezt thun, und auf Lebenszeit. Daß Sie mir gefällig ſeyn wollten, nun, das kann am Ende jeder Bekannte, wenn er weiß, was in der Welt Sitte iſt; aber daß Sie meine Thorheit nicht berühren, meine Wünſche erfüllen wollen, ohne daß ich ſie mit Beſchämung ausſpreche, das iſt edel, und ich vergeſſe es Ihnen nimmermehr. Ja, Sie verdienen, daß ich offener gegen Sie bin, als beinahe gegen mich ſelbſt. Die kleine Begebenheit hat mich einen tiefen Blick in mein Herz thun laſſen, und ich entſezte mich vor dem Zuſtande, in welchem ich es fand. Freund! der Widerhaken ſizt tief, und ich fürchte, ich werde den Muth nicht haben, ihn heraus zu ziehen. Was ich nur konnte, habe ich gethan, um loszuwerden, was gegen meinen Willen entſtanden iſt, bin von Paris weggereist, um Adelen nicht mehr zu ſehen, habe ritterlich überwunden, was mich unaufhörlich zu ihr zurückführen wollte, und jezt, da ich ſie unerwartet hier wieder finde, verſezt mich die Möglichkeit,

Digitized by Google

ſie auf immer zu verlieren, in eine Gemüthsſtimmung, wie ich ſie im Leben noch nicht empfand. Können Sie ſich etwas Aergerlicheres, etwas Unerträglicheres denken, als daß ein vernünftiger Menſch, ein Mann einer ſolchen Regung erliegen ſoll?“

„Grämen Sie ſich darum nicht,“ erwiderte Freimann. „Es gibt eine Macht, vor welcher ſelbſt der ſtärkſte Geiſt ſich beugen muß. Laſſen Sie ruhig das Unvermeidliche über ſich ergeben und gehorchen Sie dem Impulſe Ihres Herzens; entweder erringen Sie durch dieſes Nachgeben Ihre Freiheit wieder, oder geſchieht das Gegentheil, ſo wird Ihnen ein kurzes Unbehagen mit einem Entzücken, einer Wonne vergolten, von deren Umfang Sie gewiß keinen Begriff haben. Damit Sie aber zu Ihrer Unterwerfung Muth gewinnen und den Reſt der Nacht ſchlafen, oder mindeſtens träumen, ſo übertragen Sie mir alles, was auf unſere Abreiſe Bezug hat; Sie ſollen mit meinen Einrichtungen zufrieden ſeyn.“ Lange hörte indeſſen Freimann den Engländer ſich noch hin und her bewegen, wie man thut, wenn das Herz befangen oder der Kopf mit demſelben nicht im Einklange iſt. Endlich ward Alles ſtill, wie denn der wohlthätige Schlaf die mächtigſten Gefühle beſchwichtigt, und kaum beſchien die Frühſonne des nächſten Morgens die Dächer Neuenburgs, als der Schweizer ſeinen Freund weckte, ihm meldend, Alles ſey in Ordnung, er habe die Damen geſehen und ihnen geſagt, Briefe, heute früh erhalten, haben ſeine Abreiſe beſchleunigt, ſein Gefährte werde ihn gefällig begleiten und beide bitten um Erlaubniß, den gemeinſamen Weg mit den Frauen auch gemeinſchaftlich zurückzulegen. Ohne das mindeſte Aufheben ward das Anſuchen gewährt, und kein Wort, keine Miene der Frau von Brideval verrieth die Gedanken, die bei der allerdings auffallenden Veränderung aller Plane in ihrem Herzen aufſteigen mußten. Woodburne hingegen, als er die Erfüllung ſeiner geheimen Wünſche vernahm, hatte Mühe, ſeiner alten Grille nicht wieder Raum zu geben und ſich von ſeiner Sonderlingsrolle am Arm zupfen zu laſſen. Schon ſpizte ſich ſein Mund zu einer Blasphemie, die ſein Herz verleugnete, ſchon zuckte er die Schultern, und über ſein Geſicht zog das verächtlich ſpöttiſche Lächeln, das er ſich eigen gemacht, wenn auf irgend eine Weiſe des ſchönen Geſchlechts erwähnt wurde; allein ſeine beſſere Natur ſiegte über das Vorurtheil, das Wort erſtarb unter gerechter Anerkennung und ſeine Hand drückte dankbar die Hand des Freundes.

Ein feiner Sprizregen, der aus ſchnell zuſammengetriebenen Nebelwolken ſich ergoß, vermehrte die Reize des drei Stunden langen Thales, welches ſich von Neuenburg an das obere Ende des Bielerſees hinzieht. Die Geſellſchaft, in dem Reiſewagen der Damen verſammelt, hatte jeder ſchlimmen Laune den Abſchied gegeben, und es entſtand ein ſo lebhafter Geiſtesverkehr, daß ein Jeder Urſache hatte, mit dem eigenen Beitrag zufrieden zu ſeyn, und in dieſer Ueberzeugung ſeine Liebenswürdigkeit ſich ſteigerte.

Die Petersinſel, mit Ausnahme weniger Niederungen, ziemlich ſteil über dem Waſſerbecken erhaben, liegt eine kleine Stunde abwärts von Neuenſtadt. Wenn ſich an irgend einen Ort bedeutende Erinnerungen knüpfen, wenn berühmte Menſchen da gelebt haben, oder außerordentliche Naturerſcheinungen zu finden ſind, dann ruft und ſchreibt ein Jeder von den Wundern, die ihn entzückt oder in Erſtaunen verſezt haben, in die Welt hinein; ſie werden beſungen, gezeichnet, in Kupfer geſtochen, jeder Reiſende, der in der Nähe vorüberkommt, würde ſich ſchämen, könnte er nicht mit der eigenen Stimme den großen Lärm vermehren, und wie wenig anſprechend ihm auch zuweilen der Gegenſtand ſelbſt erſcheint, er glaubt den natürlichen Eindruck niederkämpfen zu müſſen, um eine erkünſtelte Begeiſterung an ſeine Stelle zu ſchieben. Mir hat das — denn der Leſer erlaube mir, dies einzige Mal von mir ſelbſt zu ſprechen — zu jeder Zeit eine Art Widerwillen und Ekel erregt, und wo eine ſolche Berühmtheit ausgeſchrieben wurde, da verlor ich ſchon die Luſt, ſie durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. Ich war ziemlich viel gereist und oft in Biel geweſen. „Ei, Sie werden ohne Zweifel die Petersinſel beſucht haben?“ fragten mich die Leute und zuckten, wenn ich verneinte und kein Verlangen äußerte, meine Verſäumniß nachzuholen, mitleidig die Achſeln, mich gewiß im Herzen der Ehre unwürdig erklärend, in Rouſſeaus ehemaliger Wohnung meine Phantaſie aufzufriſchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neueſte Beſteigung des Montblanc.

(Fortſetzung.)

Ich ging am liebſten zulezt in der Reihe. Dies hatte ſein Angenehmes und ſein Unangenehmes und Gefährliches. So konnte ich freilich bequemer auf dem von den Andern gebildeten Pfad einherſchreiten, konnte ſehen, wie ſie es machten, war auch in meinem Springen und Klettern weder gehindert noch gedrängt; dagegen waren die dünnen Schneebrücken durch den Uebergang von zwölf Männern oft ſchon ſchwach und brüchig geworden und trugen mich kaum noch. Pidwell und Hedzengen konnten leichter vorangehen, da ſie das Bergſteigen in Norwegen ſchon gelernt und oft geübt hatten. Deſſen ungeachtet gleitete erſterer beim Sprung über einen Eisſchlund mit dem linken Fuß aus, und war nahe daran, hinunter zu

Digitized by Google

ſtürzen, als ſich ſeine Geiſtesgegenwart noch dadurch half, daß er ſeinen Stock feſt mit der Zwinge in's Eis ſtieß und ſich daran ſo lange hielt, bis man ihm zu Hülfe kam. — Einmal geſchah mir Aehnliches. Es mußte über einen Schlund geſprungen werden, deſſen entgegengeſezte Eiswand höher war als die, von der wir kamen. Die Guides hieben alſo mit ihren kleinen Aerten eine Vertiefung in den gefrorenen Schnee, worin wir den Fuß ſezen und uns zum Hinüberſpringen einen Schwung geben ſollten. Dies ging auch recht gut bei meinen Vordermännern. Durch ihr Springen war aber natürlich die Vertiefung weiter und der Schnee viel brüchiger geworden, ſo daß er nachgab, als ich ſpringen wollte. Ich vergeſſe in meinem ganzen Leben nicht die Empfindung, wie ich hier nahe daran war, in einen zweihundert Fuß tiefen Schlund zu fallen, der mir mit hundert ſpizigen und ſcharfen Eiszähnen entgegen gähnte, an denen ich mich furchtbar zerſchlagen und doch wohl nicht gleich getödtet hätte. Schon glaubte ich, meine lezte Stunde ſey gekommen, als Folliquet raſch einen Strick um den Leib warf, ſchnell mit Lebensgefahr wieder zu mir herüber ſprang, mich am Kragen ergriff und mit einem gewaltigen Ruck mit ſich über den Abgrund ſchleppte, wozu die Rieſenſtärke dieſer muthigen Männer gehört. Ohne ſeine Geiſtesgegenwart und ſchnelle Hülfe wäre ich unfehlbar in den Abgrund geſtürzt, an deſſen Rand ich hing, ohne mir ſelbſt helfen zu können.

Von da an knüpften ſie mich an ein Seil, und ich ließ die Hand meines voranſchreitenden Guides nicht mehr los. Manchmal mußten wir auf einer kleinen Leiter in weite Eisgewölbe hinabſteigen, wo ungeheure ſpize Eisblöcke wie Damokles Schwert über unſern Köpfen hingen und jeden Augenblick herabzufallen drohten. Wir vergaßen aber die Gefahr über der unbeſchreiblichen Herrlichkeit des Anblicks, über dieſen vom durchdringenden Sonnenlicht in verſchiedenen Tinten erleuchteten Sälen mit Gewölben, Galerien und Pyramiden. Manchmal folgten wir in der Tiefe Pfaden, auf denen die Gletſchergeiſter und Feen zu einander zu gehen ſcheinen. Auf beiden Seiten ungeheure Gewölbe, in deren geheimnißvolle Tiefe Menſchen nicht eindringen können, täuſchende Fernſichten, lachende Kryſtallpalläſte in den mannichfaltigſten und ſchönſten Architekturordnungen, von denen ſich die Alten nichts träumen ließen, Alles voll zauberiſchem, farbigem, immer wechſelndem Licht. In den Spiegeln dieſer Eispalläſte zeigten ſich in ferner, unendlicher Tiefe Säle mit durchſichtigen Säulen, Bogengänge mit wundervollen Windungen, Behängen und Arabesken, hier und da blizend von einem verſtohlen eindringenden Sonnenſtrahl und im Uebergang von diamantenem Weiß zu Hellgrün und Hellblau, oder in den brennendſten Regenbogenfarben.

Es war nun die höchſte Zeit, daß ich meine dunkle Brille aufſezte und dazu einen grünen Schleier vornahm, denn das Eis- und Schneelicht that meinen Augen ſehr weh. Noch mußten wir eine gegen dreißig Fuß hohe Eismauer hinaufklettern, dann ſtanden wir am Fuße der Grands-Mulets, einer ſteilen, faſt ſenkrechten Felſengruppe, die ſich dreihundert Fuß hoch ganz allein mitten aus dem Gletſchermeer wie ein Leuchtthurm emporhebt.

Zwiſchen dem Gletſcher und den Felſen war ein breiter, tiefer Abſtand, über den wir uns hinüberſchwingen und anklammern mußten. Das Erklettern der Grands-Mulets iſt äußerſt beſchwerlich. Genau folgte ich Folliquet, an den ich mit einem Strick gebunden war. Oft hinderte uns der kleine Hund, der uns ſehr zur unrechten Zeit zwiſchen den Beinen herankroch. Das Aufſteigen iſt auch nicht ohne Gefahr; denn man ſtüzt ſich dabei auf Felſen, die von der Zeit mürbe und brüchig ſind. Wir brachten damit anderthalb Stunden zu. Halbwegs erblickten wir auf einmal Chamouni, wo man uns mit Ferngläſern beobachtete. Um uns noch beſſer und faſt jeden Schritt zu ſehen, den wir vorwärts thaten, waren Viele auf den Brèven geſtiegen, der dem Montblanc gerade gegenüber liegt, und es durch ſeine bedeutende Höhe möglich macht, Alles genau zu ſehen, was da vorgeht. Durch Signale ſtanden dieſe Beobachter wieder mit den Vielen in Verbindung, die ſich in Chamouni für unſere Ascenſion intereſſirten, gewiß weniger unſer ſelbſt wegen, als für Madame Pidwell, die nach der Abreiſe ihres Mannes deren wahre Beſtimmung erfahren hatte und ſehr unruhig war.

Auf der Höhe von ungefähr dreihundert Fuß wendet man ſich rechts, und iſt dann an der Stelle, wo die Nacht zugebracht wird. Es war halb fünf Uhr. Vor Allem ſuchte ich hier Waſſer, denn mich quälte furchtbarer Durſt. Ich bemühte mich aber mit einigen Guides umſonſt. Nur Schnee fanden wir, und da die Sonne noch warm ſchien, ſo ſchmolz er, freilich ſehr langſam, und es dauerte über eine Viertelſtunde, bevor ich meinen Durſt etwas geſtillt hatte. Meine Begleiter tranken Wein; für mich war er zu ſtark.

Der Himmel war tief blau und die Sonnenſtrahlen hatten einen ganz beſondern Goldglanz. Leichte, glänzend weiße Wölkchen zogen um den Horizont und von da an unſern Füßen weg nach Chamouni, das ſie einhüllten. Dagegen ſahen wir den Genfer See wie einen bleichen, weißen Strich, die ganze Jurakette und die fernen Ebenen Frankreichs. Deutlich unterſchieden wir den nachbarlichen Buet, den Môle, den Jura vom Fort de l'Ecluſe an bis Baſel hin, alſo von einer Grenze der Schweiz bis zur andern. Ueber dieſen mächtigen Wall weg ſahen wir einen Theil von Frankreich. Hier waren wir höher denn 9500 Fuß über der Meeresfläche, und

von hier gehen die meiſten Reiſenden am folgenden Morgen wieder hinunter. Auch hielt man es ehemals nicht für thunlich, die Nacht da zuzubringen. Sauſſure übernachtete bei ſeiner Aſcenſion nicht hier, ſondern ungefähr hundert Toiſen weiter hinauf auf einer Schnee-ebene. Seine Guides machten da eine Höhlung in den Schnee, ungefähr zwei Fuß tief, und darüber ſpannten ſie ein Zelt, um deſſen Ränder ſie Schnee aufhäuften und feſttraten. Dies war ein ſehr behagliches Bivouac, in dem Sauſſure in der Nacht, obgleich in bedeutender Höhe (über 10,000′ über der Meeresfläche), doch ſo wenig von Froſt litt, daß er in der Nacht mehremals aus ſeinem Zelt treten mußte, weil es ihm darin zu warm war. Auf den Grands-Mulets hatte man es lange nicht ſo bequem, denn hier iſt nur eine kleine, 10 bis 12′ lange und 4′ breite Ebene, auf drei Seiten ein 300′ tiefer Abgrund, und auf der Rückſeite eine ſteile Felſenwand. Daran lehnen die Guides ſieben ihrer langen Stäbe und werfen wollene Decken darüber, ſo daß unten ein freier Raum bleibt, ungefähr vier Fuß breit, wo die Reiſenden ſich dicht nebeneinander lagern und ſchlafen, wenn ſie können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Die Montyonſchen Tugendpreiſe.

Etwas Dramatiſches hatte man für das Ende aufgeſpart. Ein unbegüterter Tiſchler, Namens Martin, im Departement Eure et Loire, hatte, obſchon er ſelbſt Vater von drei Kindern war, die drei Kinder eines ehemaligen adeligen Gutsbeſitzers in der Gegend, des Marquis von Aubépine, eines Nachkommen des berühmten und populären Sully, aufgenommen, die ihm der verſchwenderiſche Vater einmal zugeführt hatte, um gleich darauf Frankreich zu verlaſſen. Was aus dieſem Elenden geworden, der ſich nicht geſchämt hatte, die Laſt des Unterhalts und der Erziehung ſeiner Kinder einem armen Handwerker aufzudringen und ſich nicht weiter um ſie zu bekümmern, wurde nicht geſagt. Iſt er ohne Gewiſſensbiſſe aus der Welt gegangen, ſo muß er der gefühlloſeſte Menſch geweſen ſeyn. Vorher war der Knabe in einem von Sully, dem Ahnherrn, geſtifteten Armenhauſe ernährt worden, ſo daß die einzige Zuflucht der Familie, wie Salvandy bemerkte, die zu Gunſten der Armen von dem berühmten Ahnherrn geſtiftete Anſtalt war. Der unwürdige Nachkomme deſſelben ließ alſo ſeine drei Kinder dem armen Familienvater, welcher, wie es ſcheint, früher Bedienter im Hauſe oder Schloſſe geweſen war, und verſchwand aus Frankreich. Der redliche Tiſchler nahm ſich ihrer beſtens an, erzog ſie wie ſeine Kinder, und hielt ſie noch beſſer; denn er und ſeine Familie begnügten ſich mit Schwarzbrod und das Weißbrod war für die Kinder des Marquis; dieſe wurden an einer beſondern Tafel bedient, und zwar mit einer Ehrerbietigkeit, als ob ſie noch im Schloſſe ihrer Familie wohnten und Martin ihnen unterwürfig wäre. Durch Verwendung angeſehener Perſonen wurden die beiden Mädchen jedoch in einer weiblichen Anſtalt untergebracht, und dem Knaben hat der König neulich ein Stipendium in einem der Pariſer Colléges royaux verliehen, und zwar in demjenigen, welches den Namen Heinrichs IV. trägt, deſſen Miniſter und inniger Freund Sully war. Die Akademie hatte Martin wegen ſeiner tugendhaften Handlung einen Preis von 3000 Fr. zuerkannt, und wider die Gewohnheit war er zugegen und erhielt den Preis aus den Händen des Miniſters, nachdem dieſer eine rührende Anrede an ihn gehalten. Der junge Aubépine, ſein Zögling, ſaß neben ihm. Auch an dieſes arme, verlaſſene Kind, welches an dem Tiſchler einen zweiten Vater, und zwar einen beſſern als den leiblichen gefunden hat, richtete der Miniſter eine herzliche Anrede, wodurch der Knabe ſo bewegt wurde, daß er ſich in die Arme ſeines Wohlthäters und Pflegevaters warf. Es war ein rührender Auftritt, an welchem alle Anweſenden lebhaften Antheil nahmen. Ich hörte aber einige Zuſchauer um mich her ihre Mißbilligung darüber äußern, daß man den Tiſchler nach Paris hatte kommen laſſen, um ihn hier zur Schau zu ſtellen und ihn wie einen guten Schauſpieler oder einen wohlgeübten Redner beklatſchen zu laſſen. Man meinte ſogar, es ſey vielleicht nur deßwegen geſchehen, um dem Miniſter Anlaß zu Tiraden zu geben, oder weil es eine alte ariſtokratiſche Familie betreffe. Im Allgemeinen iſt es freilich nicht zu billigen, wenn man diejenigen, welche Tugendpreiſe erhalten, öffentlich auftreten und den Beifall der Zuſchauer wie in einem Schauſpiel empfangen läßt; deßhalb erſcheinen auch die Belohnten gewöhnlich nicht. Diesmal trat indeß ein beſonderer Umſtand ein. Die Familie, zu welcher die von Martin gepflegten Kinder gehören, hat einen der gefeiertſten und populärſten Männer zum Ahnherrn. Die Namen Heinrichs IV. und Sully's ſind in der allgemeinen Achtung unzertrennlich. Das Volk muß es alſo einem Handwerker Dank wiſſen, daß er ſich der letzten Sprößlinge des Sullyſchen Namens angenommen hat, und die Akademie dachte, das Publikum werde mit inniger Theilnahme nicht allein den Nachkommen Sully's, ſondern auch den Wohlthäter deſſelben betrachten, und ſo war es auch. Rauſchender Beifall erfolgte auf die von Salvandy an den Knaben gerichteten Worte: „Vergiß nie, daß du bis zu Sully hinaufgehen mußt, um in deiner Familie einen Namen zu finden, welcher dem Namen Martins gleich kommt!“ Hier war gleichſam die neuere Geſchichte Frankreichs vergegenwärtigt. Das Volk, ehemals ſchwach und arm, iſt mächtig, reich und klug geworden. Der alte Adel, welcher ſonſt Alles vermochte, iſt herabgeſunken, und muß zum Theil die Hülfe derjenigen anflehen, welche ſonſt ſeine Untergebenen waren. Freilich ſind nicht alle alten Familien ſo tief geſunken, wie die Sully-Aubépines; aber der Herabgekommenen gibt es eine Menge, und faſt jedes Jahr werden aus der Montyonſchen Stiftung arme Leute belohnt, welche ihre ehemaligen Herrſchaften mit ihrer Handarbeit ernährt haben. Hier haben wir die Démocratie nouvelle, über welche Alley ein Buch geſchrieben hat.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 210.

Stickfluß.

Räthſel
aus dem Mund des Volks.

Eine hohle Mutter,
Ein dürrer Vater,
Ein fettes Kind.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 10. September 1838.

Hier, wo die rollenden Lawinen wohnen,
Die Schneegewitter, hauſ't auf Eiſesthronen
Die Ewigkeit. Erhoben und beengt
Fühlt ſich in dieſer Berge Regionen
Der Geiſt, wo Erd' und Himmel ſich umfängt.

Byron.
Childe Harold.

Neueſte Beſteigung des Montblanc.

(Fortſetzung.)

Als Alles für die Nacht bereitet war, begannen wir unſer Mittagsmal außerhalb des Zeltes, wobei wir zur Raumerſparniß die Beine über den Abgrund hingen. Unſer Mahl beſtand aus kaltem Hammelfleiſch, ſchwarzem Brod und Käs, Alles ohne Salz, St. Georgeswein, Branntwein und geſchmolzenem Schnee. Nach der Tafel brachten wir Geſundheiten aus; die Guides ſangen Lieder, die am Montblanc wiederhallten. Unſer Schwede erfreute uns mit ſeiner ſchönen und klangreichen Stimme. Er ſang mit Pidwell das Lied der norwegiſchen Jäger. Unſere heitere Luſt wurde jedoch manchmal unterbrochen durch ein Krachen, dem dann ein furchtbares Donnern und Dröhnen folgte, von dem unſer Felſen zitterte; es war, als wenn das gefeſſelte Chaos losgelaſſen wurde und auf uns hereinbräche. Dies waren die Lawinen, die ſich hundert Toiſen von unſerer Stelle in tiefe Thäler ſtürzten und dabei ungeheure Maſſen von Eisblöcken und Felſen mit ſich fortriſſen. Hinter ihnen erhoben ſich dichte Wolken von Schneeſtaub. Unſer Felſen ſtand hoch über dem Gletſcher, konnte daher oben nicht von den Lawinen erreicht werden. Dagegen hätten ſich die über ihm hängenden Felſen durch die Erſchütterung leicht losreißen und auf uns ſtürzen können. Außer dieſen herrlichen Schneelawinen, die rechts und links von uns niedergingen, hatten wir noch einen ſchönen Anblick. Die Sonne ging hinter dem Jura über Frankreich in leuchtendem Carmoiſinroth unter, der Schnee auf dem Montblanc aber wurde glühend und immer glühender, bis hier und dort der Zauber verging und endlich ganz erloſch. So wie die Sonne untergegangen war, wurde es kälter, und dies nahm mit jedem Augenblick zu, ſo daß der Reaumurſche Thermometer bald fünf Grad unter dem Gefrierpunkt zeigte. Ich legte ſchnell doppelte Kleider an, die Guides machten Feuer und ſangen ihr religiöſes Abendlied. Ein herrlicher Gegenſtand für einen Salvator Roſa, dieſe maleriſchen Stellungen und Lagen hinter und vor dem Feuer, die ausdrucksvollen, bärtigen, ſonnenverbrannten Geſichter, die dunkeln und doch ſo freundlichen Geſtalten inmitten ewigen Schnees.

Kaum war es dunkel, ſo kroch ich unter das Zelt, wickelte mich in eine wollene Decke und ſtreckte mich auf dem kahlen Felſen aus. Bald kamen auch meine Freunde und vier Guides, wo dann der Raum ſehr enge wurde. Da das Zelt nur ſieben Perſonen faßte und deckte, ſo ſuchten die Andern in den Felſenſchluchten Unterkommen und Sicherung gegen den Nachtfroſt. So war ich denn zwiſchen Balmat und Pidwell eingeklemmt, der ein Luftkiſſen

Digitized by Google

von elaſtiſchem Gummi hatte. An freie Bewegung war nicht zu denken, denn uns ſieben Männeen blieben nur vier Fuß Raum, um die Beine auszuſtrecken. Die ganze Nacht that ich kein Auge zu. Schon die von allen Seiten herunterdonnernden Lawinen ließen mir keine Ruhe. Höchſtens war es zwanzig Minuten lang ſtill, dann kam eine neue, rüttelte an dem Felſen und verhallte langſam. Die Lawinen kamen beſonders vom Dome du Goûté, der Aiguille du Midi und dem Mont-Maudit, lauter Höhen dee Montblanckette. Die tiefe, lautloſe Stille der Nacht da oben ſteht in merkwurdigem Contraſt mit dem entſetzlichen Lawinentoſen. Lebhaſt dachte ich an die Heimath und die Meinigen, dann lag auch etwas Eigenes in dem Gedanken, daß wir in dieſem Augenblick waheſcheinlich am höchſten unter allen Menſchen in Europa waren. Ueber Alles herrlich war der tiefdunkle Himmel mit ſeinen diamantenfunkelnden Sternen am unermeßlichen Horizont. Dort oben herrſcht ſinnige Ruhe in gemeſſenem Gang, hier unten Donnern, Toſen und Zerſtörnng.

Die Nacht ging indeß ganz ruhig oorüber. Hedzengen und Pidwell ſchliefen ein wenig, wiewohl Erſterer ſehr über Wanzen klagte, was uns auf der Höhe von faſt zehntauſend Fuß über der Meeresfläche ſehe gaudirte. Um zwei Uhr waren wir auf den Beinen, und die Guides ſangen bereits ihr Morgenlied. Sie riethen uns, ſogleich aufzubrechen, denn der Vollmond ſchien hier oben taghell und der Himmel flimmerte von Sternen. Im Thal aber war noch Alles voll Nacht und Nebel. Das Gepäck wurde alſo zuſammen gemacht, worauf wir ein gefrorenes Huhn verzehrten, was unbegreiflicherweiſe Dreioieetelſtunden wegnahm; dann traten wir unſere Reiſe an, voeher aber ſagten wir den zwei Banern Lebewohl, die uns bis hieher begleitet hatten.

Mit heiler Haut kletteeten wir den Felſen wieder hinab, was keine geringe Schwierigkeit hat. Ueber den Tacconnazgletſcher ging es leicht, denn der Schnee war noch hart genug, um uns zu tragen. Von da richteten wir unſeen Maeſch immee rechts, dem Dome du Goûté zu. Jenſeits des Tacconnazgletſchers kamen wir zu den Petites-Montées, eine Mauer, anſcheinend ſiebenzig Fuß hoch, die ſich jedoch zu 300′ ausdehnten, weil in der hohen Alpen- und Gletſcherwelt alle Dimenſionen entſetzlich täuſchen. Dieſe Montées ſind faſt ganz lotheecht, und wir brauchten Dreiviertelſtunden, um hinauf zu klettern. Dann waeen wir auf dem Petit-Plateau, wo die Schlünde zwar ſeltener, dagegen aber viel breiter ſind. Wir ſezten auf fliegenden Beucken verſchiedener Aet daruber. Bald waren ſie von Lawinenreſten, bald von aufgewehtem Schnee gebildet.

Nun fing es an Tag zu werden; mit der beginnenden und zunehmenden Wäeme wueden dieſe Eis- und Schneebrucken gefährlicher und zum Hinübeegehen gehöete alle Vorſicht. Von nun an ging immer ein Guide vor uns her, mit einem Strick um den Leib, für jeden Unfall. Er ſchritt nur langſam vorwärts und unterſuchte bei jedem Schritt mit ſeinem langen Stab die Brücke. Um über das Petit-Plateau zu gehen, brauchten wir eine halbe Stunde. Dann kamen wir an den Fuß der Grandes-Montées. Mit großer Auſtrengung gelangten wir in einer Stunde hinauf, ſo daß es Dreiviertel auf ſieben war, als ſich das Geand-Plateau vor uns ausdehnte. Dies iſt eine ungeheure Schneefläche, umgeben von fuechtbaren Eisbergen, und 11,000 Fuß über dee Meeresfläche. Als wir Dreivieetel davon zurückgelegt hatten, hielten wir an, um zu frühſtücken. Die Guides nahmen ihre Torniſter ab und zogen gefrorene Hühner, gefrorenes Brod und gefrorenen Wein heraus. Alles ſchmeckte uns jedoch trefflich, wiewohl wir große Mühe hatten, das Gefrorene zu kauen und die Weinſtücke im Mund zergehen zu laſſen. Dabei mußten wir immer herumgehen, denn ſonſt hätten wir die Fuße eefeoren, wie der Graf Tilly. Nach zwanzig Minuten der Eeholung und Stärkung brachen wir wieder auf und gingen gegen die Petits-Mulets hin, die Rochers-Rouges links laſſend. Hier ſchien der Gipfel des Montblanc nur noch 1000 Fuß über unſern Köpfen, wiewohl es mehr denn 3000 ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Peterſinſel.

(Fortſetzung.)

Endlich zeigte ſich eine Veranlaſſung, wo ich, ohne ſeltſam zu ſcheinen, es nicht vermeiden konnte, den viel beſprochenen und viel beſungenen Ort zu betreten. Daß dies ohne erhebende Begeiſterung, oder irgend eine Illuſion geſchah, kann man aus dem bereits Geſagten entnehmen. Und was fand ich? Einen erhabenen Tempel der Gottheit, wie ich mir die alten Hayne der Barden vorſtelle; einen ſtillen, einſach ſchönen Aufenthalt, würdig, daß ein tief ergriffenes Herz die Feier eines geliebten Todten hier begehe, oder ſich hindenke in eine Zeit, wo die Hoffnungen, hienieden unter Thränen gefaßt, dort in Freudigkeit ſich erſullen weeden; ein paeadieſiſches Eiland mit ſeinem Dome von zwanzigerlei Bäumen, ſeinem feinen, zarten Raſen, ſeinem harmoniſchen Vögelgeſang, ſeiner, dies einzige Geräuſch ausgenommen, hehren Schweigſamkeit, in der des Menſchen Leidenſchaften und ſeine ſtürmiſchen Wünſche auf Minuten wenigſtens veeklingen, und ein Geiſt der Ruhe, der ſtillen Liebe, der geduldigen Eegebung ihn erfaßt.

Digitized by Google

Vielleicht nicht ganz ſo, wie ich es jezt beſchrieb, denn ſie waren noch jung und lebensluſtig, aber doch auf ziemlich ähnliche Weiſe empfindend, hatten unſere Reiſenden auf der Inſel gelandet und ſich von Feeimann, der jeden Fußſteig zu kennen ſchien, unter die kuhle Wölbung der hohen Kaſtanien, Eichen, Fichten, Buchen, Tannen, Cypreſſen ꝛc. leiten laſſen. Ein einziges Haus, Rouſſeaus ehemaliger Aufenthalt, jezt die Wohnung des Verwalters, der zugleich eine Wiethſchaft treibt, iſt auf dem ſtillen Plätzchen zu finden. Das Gebände ſteht auf einer der wenigen Niederungen, die ſämmtlich zur Pflanzung benuzt werden. Die Geſellſchaft ſtieg indeß nicht doet, ſondern an der gegenuber gelegenen Seite aus, von wo man, an einigen Wieſenſtücken vorüber, auf ſehr ſteilem Pfade ſogleich in die Waldung gelangt. Langſam ſtiegen ſie empor, folgten mit wehmüthiger Bewunderung und leiſem Teitt dem Schweizer, der, von einer unſäglichen Regung ergriffen, vor ihnen heeging. Es war, als fände der Mann hier ſeine Heimath wieder, als ſchaute ihm aus jedem Buſch, von jedem Zweige eine freundliche Erinnerung entgegen. Bemüht, ſeiner Geſellſchaft den Weg zu zeigen und ſie von einer ſchönen Stelle zur andern, von der entzückendſten Fernſicht zu dem lauſchigſten, durch udeehängendes Geſträuch verſteckten Winkelchen zu leiten, bog er dennoch oft links und rechts ab, ſuchte doet eine entlegene Bank auf, lehnte ſich hier im Dickicht an einen Baum, den er zu kennen ſchien; ſein Auge blickte feucht, der Athem war ihm zuweilen beengt, und was ſeine Begleiter ſprachen, enteiß ihn jedesmal der inneen Traumwelt, die ihm aufgegangen wae.

Aber nicht nur über Feeimann übte der zauberiſche Ort ſeine Macht, ſie eeſtreckte ſich auch auf ſeine Gefäheten. So munter und geſpeächig Adele eeſt geweſen war, jezt ſchien ſie in der weichſten Stimmung aufgelöst, deren Daſeyn ſo oft bei den Feauen eine Begeiſterung nach ſich zieht, von welcher die Reſultate ihnen nicht ſelten zur herbſten Qual weeden. Die Tante mit dem ſtaekmuthigen Geiſte fand ſich ſichtlich ganz aus iheem Wege geeückt, indem ſie ſich des Eindeucks nicht erwehren konnte, den ihee Seele unwillkuhelich empfing. Selbſt der Engländer fühlte ſich verwandelt und gab ſich dem Zuge hin, der ihn ſo lange ſchon mit den mächtigſten und wandelbaeſten Ketten — der Widerſpruch iſt nur ſcheinbar — an ein anderes Heez zu feſſeln ſteebte. Liebesharmonie, Liebeszauber hieß die Luft, die man auf dem Eilande einathmete; Hinneigen zu Schönem und Edlem, Eefaſſen des geliebten Gegenſtandes, Feſthalten eines Glücks, das man hiee keine Chimäre mehr nennen konnte, das waren die Empfindungen, die in dieſen grunen Räumen in einer jeden Beuſt ſich regten. Daeum wundern wir uns nicht, wenn wir ſehen, wie Woodburne, alles ſchroffe Entfernthalten vergeſſend, Feau von Bridevals Aem in den ſeinen geſchlungen hat; wie von ſeinen angenehmen Zügen die erzwungene Kältr verſchwunden iſt und einem Anflug von Zäetlichkeit Platz macht, der ihm recht gut ſteht; wie er ſich in immer ernſteeem Geſpräche verliert, die Schritte hemmt, und während die Tante, in Betrachtungen verſunken, vorwäets ſcheeitet, der Freund, in ſich ſelbſt beſchäftigt, überall einer uns unbekannten Vergangenheit huldigt, mit ſeiner ſchönen Begleiterin endlich ganz allein bleibt. Da wir indeſſen das Behoechen nicht leiden mögen, und uns niemals deſſen ſchuldig machen, können wir auch dem Leſer nichts von Allem veerathen, was die Magie der Umgebung aus dem veeſchloſſenen Herzen auf die Lippen gerufen hat.

Die Hitze des Mittags hatte ſich übee die Eebe gelegt und wae heute um ſo deückender, da die Dunſtwolken des frühen Moegens ſich jezt als Voezeichen eines Gewittees ſchwaez und drohend am Hoeizont aufgethüemt hatten. Auf einem der ſchönſten Punkte, an einem Schattenplatze, zu dem kein Sonnenſtrahl deang, fand ſich die Geſellſchaft wieder zuſammen, und es wuede einmüthig beſchloſſen, einige Eefeiſchungen kommen zu laſſen und dann die heißeſte Zeit des Tages hier zuzubringen, bis man die Mahlzeit in dem Wiethshanſe einnehmen könne. Man lagerte ſich ſofort bequem und anmuthig; die Damen ſezten ſich auf eine kleine Bank, die Männee fanden zu iheen Fußen Platz, und Freimann bemerkte mit Vergnügen, wie ſchnell ſein Freund in Adelens Nähe ſeine Stelle wählte, wie ſeine Geſichtszüge ſich verändert hatten und er oft recht ſeelenvoll zu ihren feeundlichen Augen empoe blickte. Diesmal hütete er ſich aber wohl, mit einem Lächeln ſein Wohlgefallen zu bezeugen. — Teotz dem inneelichen Behagen, welches Alle empfanden, waeen ſie indeſſen ziemlich wortkarg, und ein Jedes ſchien mit irgend etwas beſchäſtigt, das ihm voezüglich am Herzen lag. Nur die Tante, deren Sinn und Gemüth wahrſcheinlich am ruhigſten wae, ſchwazte über dies und jenes, um ein ſchickliches Geſpeäch auf die Bahn zu beingen; als ſie aber nirgends Anklang fand, ſagte ſie ungeduldig: „Ihr ſeyd aber doch recht langweilig mit euerm Hinſtarren und eurer Woetkargheit. Zur Steafe ſollt ihr Eines nach dem Andern iegend eine Epiſode aus euerm Leben erzählen, wo möglich diejenige, welche den meiſten Einfluß auf Lebenszweck und Anſicht gehabt hat.“ Man wae mit dem Voeſchlag ganz zufrieden, nur meinte man aus Höflichkeit, die Tante möchte zuerſt beginnen. „Wo denkt ihr hin?“ ſpeach dieſe lachend; „ich bin eine alternde Feau, und von ſolchen iſt wenig Inteeeſſantes zu melden. Kaum bekummeet man ſich noch um unſer Eins, wenn iegend ein Dichter uns in ſeiner Novelle eine recht duechgeeifende Rolle gibt, etwa als Mec Merrilies, als Noene von Fitfulhead,

Digitized by Google

oder als Tante Pontypool. Nein, nein, ich ſtelle das Auditorium vor und urtheile mit ſtrenger Kritik über das, was ihr zu Markte bringt. Damit kein Rangſtreit entſtehe, mag Sir James beginnen. Will er uns ſagen, warum er fern von ſeinem Vaterlande ruhelos umherzieht, warum er kürzlich in Paris einem ganz leidlichen Verhältniſſe entſagt hat und davongelaufen iſt, sans prendre congé?“

(Die Fortſetzung folgt.)

An ein ſchönes Mädchen.

Wie die Roſ' in deinem Haare,
Mädchen, biſt du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüth!

Mädchen, wenn dein Herbſt gekommen
Und das ganze Paradies
Deiner Blüthe dir genommen,
Und dich aus dir ſelbſt verwies;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Muth mehr haſt,
Roſen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen ſie verblaßt:

O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Froſt bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüthe,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Nic. Lenau.

Verzeichniſs von Uebersetzungen Schillerscher Werke.

Polniſch.

Ballady y Piesni prz. J. N. Kamiuski. Lemberg 1820. 12.

Szyller, Frederik, Wallensztain, poema dramatyczny. Przetlumaczyt Jan Nepomucen Kaminski. 2 Bde. gr. 8. Lemberg, Wild u. Sohn. 1837. 3 Rthlr. 8 Gr.

Ungariſch.

Schillers Gedichte. — Schiller (Fridrik) Versei. Kiadta magyarúl Soproni Fidler Ferencz. gr. 8. Kolosz-várttt (Klauſenburg), Tilsch és fia tulajdona. 1 fl. 24 kr.

Die Räuber. — Schiller, a Tolvajak. Érz. Jatek.

Bei Erdelyi in deſſen Schauſpielſammlung: Játék-gyüjt. 2 Szak. Kolosv. 1795. 8.

Böhmiſch.

Wahrſcheinlich in J. N. Stěpaneks böhmiſcher Schaubühne, bis 1825 neun Bände, worunter Ueberſetzungen aus dem Deutſchen.

Jos. Jungmann Historie literatury české, Prag 1825. Vgl. die Časopis společnosti wlastenského Museum w Cechách. Red. Palacky. 1827.

Lateiniſch.

Schilleri Lyrica omnia latinis modis aptare tentavit Gustav Feuerlein. II Voll. Auch unter dem Titel: Schillers ſämmtl. Gedichte in's Lateiniſche überſezt von G. Feuerlein. Stuttgart 1831. gr. 12. Metzler. 1 Rthlr. 12 Gr.

Wallenſteins Lager, in's Latein. überſezt. mit gegenüberſtehendem deutſchen Text, von G. A. Grieſinger. Auch unter dem Titel: Wallenstenii castra. Latine reddidit G. A. Griesinger. 8. Tübingen 1830. Oſiander. 10 Gr.

Ambulatio. Elegia Fred. Schiller, e germanica in latinam linguam translata a F. D. Fuss. Accessit de Schilleri poesi ode. 8 maj. Cöln 1820. Dumont-Schauberg. 4 Gr.

Campana, latina reddita metro archetypi adjecti a D. Ph. Heine. 8. Hameliae 1819. Ed. II. 1826. 2 Bgn. Hannov. Helwings. 6 Gr.

id. ed. Leo (?) Füglistaller. 8. Luzern 1821. Anich. 6 Gr.

Glocke, in's Latein. überſ. von G. G. Röller, nebſt Abdruck des deutſchen Originals. 12. Leipz. 1817 (Taubert). 6 Gr.

Ode an die Freude, in latein. Ueberſetzung von Günther und G. G. Röller. 8. Sorau (Beygang). 4 Gr. Mit beigefügter latein. Ueberſetzung von C. Füglistaller. gr. 8. Luzern 1809. Anich. 3 Gr. Berlin. Dümmler. 2 Gr.

Ode an die Freude, erſte Fortſetzung, enthält noch eine lateiniſche Ueberſetzung im Versmaße des Originals von G. G. Röller, und eine engliſche in gleichem Versmaße von Beresford. gr. 8. Berlin 1810. Dümmler. 2 Gr. Zweite Fortſetzung, enthält eine franzöſiſche Ueberſetzung im Versmaße des Originals, von K. Fröbel. gr. 8. Ebd. 1811. 2 Gr.

Lied von der Glocke und Schubarts Ode: Die Fürſtengruft, in lateiniſche Verſe überſezt von J. B. Niethammer. 8. Tübingen 1825. Verfaſſer. (Reutlingen, Ind. Compt.) 10 Gr.

Lied von der Glocke, der Taucher, die Ideale und Schubarts Ode: Die Fürſtengruft, in lateiniſche Verſe überſezt von J. B. Niethammer. 8. Leip. 1828. Lehnhold. 6 Gr.

Lied von der Glocke. In gereimten lateiniſchen Rhythmen nachgeſungen (von C. Füglistaller). 8. Bern 1821. Anich. Schrbp. 8 Gr.

Triumph der Liebe. Eine Hymne. In gereimten lateiniſchen Rhythmen, nachgeſungen von K. F. Drärler. 12. Königsgrätz 1826. Pospiſchil (Prag. Kronberger u. W.). 6 Gr.

Deutſche Dichtungen von Schiller (lyriſche Gedichte und Semele), Goethe und Andern, metriſch in's Lateiniſche überſezt von Chriſtian Eibenbenz. Poemata Germanica auctoribus Schiller, Goethe aliisque latino metro reddere tentavit. Elvaci. Ellwangen 1838. 8. (Preis 1 fl.)

Fuss (J. D.), Poemata latina, adjectis et graecis germanicisque nonnullis, hoc volumine primum conjuncta. Insunt Schilleri, Goethei, Guil. Schlegel, Klopstocki, de Lamartinii aliorumque poetarum carmina vertenda aut imitando latine expressa etc. 4 maj. Leodii (Leipzig, Fr. Fleiſcher in Comm.) 1 Rthlr. 16 Gr. 1837.

Griechiſch.

Scheiffelin Carmina ex Schillero, Horatio aliisque graece reddita. Stuttg. 1837. 8.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 11. September 1838.

And I, forsooth, in love! I that have been love's whip;
A very beadle to a humorous sigh;
A critic, nay, a night-watch constable.

Shakespeare.

Die Peterſinſel.

(Fortſetzung.)

Woodburne blickte bei dieſer allerdings unerwarteten Forderung auf den Boden, ſpielte mit den Grashalmen zu Adelens niedlichen Fußen und ſchien ein wenig außer Faſſung gebracht. Frau von Brideval aber war noch weit verlegener; ſie ſchaute erſt mit ernſtem Vorwurf die Tante an, dann ſenkten ihre Augen ſich ebenfalls, und die wechſelnde Röthe und Bläſſe ihres Geſichts deutete auf einen ganz eigenen Antheil. „Es ſey!“ ſagte jezt der Engländer, und ſeine Züge erheiterten ſich. „Zwar dürften die Damen über die Blasphemie, die ich gegen ihr Geſchlecht auszuſprechen genöthigt bin, nicht große Zufriedenheit empfinden, mich wohl gar deßwegen unverdient verdammen; aber meine Umgebung öffnet mir die Seele zu einem Vertrauen, wie ich es etwa in meiner erſten Jugendzeit fühlte, und ſo überliefere ich mich denn meinen Zuhörerinnen auf Gnade und Ungnade.“

„Ich will indeſſen dieſen und mir ſelbſt die Langeweile eines Lebenslaufes, bei Vater und Mutter, der Wiege und den Pathen begonnen, erſparen, und mich ſogleich als einen etwas bengelhaften Jüngling einführen, wie er, von Eton kommend, und nach ſeiner Meinung mit Kenntniſſen reichlich ausgeſtattet, zu ſeinem Oheim reist. Ich war als elternloſer Knabe von ihm erzogen worden, und er hatte mich nie die väterliche Treue und Liebe miſſen laſſen. Mein edler Oheim! wie viel Geduld, welche Güte hatteſt du für den Wildfang, der damals das Glück, dich zu beſitzen, noch gar nicht zu würdigen wußte, der erſt, ſeitdem er dich auf Erden nicht mehr erreichen kann, dir in ſeinem Herzen nach dem deinigen vergilt! Edler Menſch, tugendhafter Bürger! möchte ich dir einſt gleich werden!“ — Woodburne ſchwieg eine Weile, und Alle feierten mit ihm die Minute der Erinnerung. Dann fuhr er fort. „Das Leben mit ſeinem Ernſt war mir noch nicht nahe getreten, und meine erſten Jahre in der Welt blieben ſo glänzend und glücklich, als ſey ich von dem allgemeinen Looſe der Menſchheit frei. Jugend, Mode und Reichthum hatten mich unter ihre Fittiche genommen, Geſundheit lachte von meinem Angeſicht, Frohſinn leuchtete aus meinen Augen; da war es wohl kein Wunder, wenn ich geſucht, gehätſchelt, geſchmeichelt und verwöhnt wurde. Sie ſehen, ich zeichne mich nicht mit eitler Selbſtliebe, darum müſſen Sie mir es auch verſtatten, wenn ich überall die Wahrheit ſage. Man konnte allerdings von einem jungen Menſchen mit ſo ſchön klingenden Vorzügen einige Erwartung hegen, und ſo ward ich ein Liebling der Frauen, von denen Jede mich an ihren Triumphwagen zu feſſeln ſtrebte. Ich

Digitized by Google

hatte wohl auch von Liebe und Treue, von aufrichtiger, ewig dauernder Hinneigung gehört, aber das Leben in London lieferte mir keine Belege dazu. Mit einem Herzen, ſo leichtgläubig, ſo empfänglich für alles Schöne und Gute, als man es in argloser, unerfahrener Jugend nur haben kann, fing ich mich in den Schlingen einer Frau, die mit Allem begabt war, nur nicht mit den Tugenden ihres Geſchlechts. Ich war leidenſchaftlich verliebt, man wandte jede Kunſt an, mich zu blenden, und ſo gab es bald keinen ärgeren Thoren in den drei Königreichen, als mich. Was Ueppigkeit und Pracht nur immer erſinnen konnten, ward von mir in's Werk geſezt, das geliebte Weſen zu befriedigen. Meines Oheims Vorſtellungen, der von ſeinem Landſitze zur Stadt kam, die Bitten einiger edlen Männer, ihr nachtheiliges Urtheil über meine Freundin, manches, das ich in der großen Welt hörte und glauben lernte, nichts konnte mich meinen Ketten entreißen, und binnen drei Jahren ging mein ganzes väterliches Vermögen in unſinniger Verſchwendung verloren. Jezt änderte ſich die Scene. Mein ehrwürdiger Freund hatte die beſte Partie ergriffen, indem er laut ſeinen Unwillen über mich und den Entſchluß ausſprach, mich zu enterben. Der Vogel war gerupft, es blieb nichts übrig, als ihn zu entlaſſen, und das geſchah mit einer Unverſchämtheit, die mir keinen Zweifel über den ungeheuren Betrug geſtattete.

Der Vorfall legte den Grund zu der allerdings oft ungerechten Abneigung, die ich ſeitdem gegen das ſchöne Geſchlecht hegte. Ich hatte unbedingt vertraut und ſtand jezt zu Grunde gerichtet, verſpottet, ausgelacht (die Hauptſtadt beluſtigte ſich eine Woche lang auf meine Koſten), mit dem Jammer gekränkter Liebe im Herzen, da, alles empfindend, was an Haß, Verachtung, Racheinſt den Menſchen zum Wahnſinn bringen kann. Rechnen Sie dazu, daß mein Vater in ſeiner Ehe nicht glücklich geweſen war, daß mein Oheim, nachdem er ſeine erſte Geliebte durch den Willen der Verwandten verloren, in ſeiner Braut ein Mädchen fand, das durch Eitelkeit, Gefallſucht und Drang nach Freuden ſein Herz ſo tief verlezte, daß er ſein Wort zurücknahm und ſeitdem ehelos blieb. Während ich in London lebte, kamen mehrere Geſchichten vor, die ein abſcheuliches Licht auf den weiblichen Theil der Geſellſchaft warfen; keiner meiner Bekannten genoß eines ſchönen häuslichen Glücks, und in meiner Befangenheit ſchrieb ich die Schuld unbedenklich den Frauen bei. Ich beſchloß, ſie zu fliehen, mein Lebensglück nie von ihnen abhängig zu machen und mich noch weniger der Willkühr preis zu geben, deren Einfluß in der engſten aller Verbindungen unvermeidlich iſt. Verzeihung, Verzeihung dem Sünder, der, auf alle Weiſe gereizt, der Kränkung nicht widerſtand und deſſen Verkehrtheit ihn bis jezt abgehalten hat, noch einmal den Segen ſeines Daſeyns da zu ſuchen, wo der Urquell liegt.“ — Dieſe lezten Worte ſprach Woodhurne, indem er die Augen mit ſonderbarem Ausdruck auf der erröthenden Adele ruhen ließ, dann fuhr er fort.

„Mein Oheim hatte gleich nach der Kataſtrophe, welche meine Verblendung endigte, die anſcheinende Feindſeligkeit gegen mich eingeſtellt und ſo großmüthig mein verſchleudertes Vermögen erſezt, daß ich ſeinen Verluſt kaum empfand. Die Freundſchaft des edlen Mannes bewahrte mich auch vor Abwegen, auf welche ich in meiner damaligen Gemüthsſtimmung nur zu leicht hätte gerathen können; doch in einem Punkte blieb ſein Einfluß ohne Wirkung. Obſchon ſelbſt unvermählt, hielt er große Dinge auf das häusliche Leben, und der Stand eines Familienvaters ſchien ihm der ſchönſte auf Erden. Er hatte ſeine erſte Liebe in treuem Andenken behalten, und ſein weiches Gemüth malte ihm fortwährend ein Glück, das er nie beſeſſen. Was Vorſtellungen, Ueberredung und Bitten vermochten, wurde von ihm angewandt, um mich dieſem Heil zuzuwenden, aber alles ſcheiterte an meinem Vorurtheil und dem feſten Willen des Mannes. Mitten in dieſen Kampf fiel ein Ereigniß, das ganz unerwartet unſere Zukunft beſtimmte.

Ein weitläufiger Verwandter ſtarb in Kalkutta. Man hatte ihn allgemein als einen Abenteurer betrachtet, allein bei ſeinem Tode zeigte es ſich, daß er außer einer ungeheuren Beſitzung unweit Benares ein unermeßliches Vermögen, meiſt in Liegenſchaft beſtehend, beſeſſen hatte, und dieſe ſämmtlichen Reichthümer fielen, laut lezter Willensverordnung, meinem Oheim zu, den er, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, als den ehrlichſten Menſchen auf Erden erkannt hatte. Der Erbe mußte jedoch ſelbſt hin, die Erbſchaftsangelegenheit zu entwirren und die Hinterlaſſenſchaft zu realiſiren. Vergeblich bat ich meinen zweiten Vater, ihn begleiten zu dürfen, vergeblich wandte ich Alles an, was mir zu Gebote ſtand: mein Anſuchen wurde mir nicht geſtattet. Der Oheim hatte kürzlich mehreres von dem ſchlimmen Clima in Kalkutta ſowohl als längs des Ganges geleſen, ich kränkelte ſeit geraumer Zeit, und ſeine lebhafte Phantaſie zeigte ihm die dringendſte Gefahr für mich in jenem Lande. Er genoß einer vortrefflichen Geſundheit, ſtand im kräftigſten Mannesalter, war lebensfroh und muthig; keine Beſorgniß für ſich ſelbſt kam in ſeine Seele — der Menſch ahnet ſo ſelten, was ihm bevorſteht! — Mit ſeinem Unwillen, mit ſeinem Fluche bedroht, mußte ich endlich zurückbleiben. „Heirathe, James, heirathe, wenn du mir Freude machen willſt,“ ſagte er beim Abſchiede, „und wenn ich in ein paar Jahren heimkomme, ſo bringe mir Weib und Kind entgegen; wie reichlich werde ich mich dann für jede Mühe, für das Verlaſſen meines Vaterlandes belohnt finden.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Neueſte Beſteigung des Montblanc.

(Fortſetzung.)

Vom Grand-Plateau weg richteten wir uns gegen den Mont-Maudit, eine der öſtlichen Spitzen des Montblanc (richtiger die öſtliche Nachbarſpitze deſſelben). Von nun an wurden die Schwierigkeiten und Gefahren mit jedem Augenblick größer. Lange mußten wir am ſchmalen Rand einer ſehr ſteilen Felſenhöhe weggehen, unten ein furchtbarer Abgrund, in den man beim geringſten Fehltritt ſtürzt. Noch mehr aber ſind gerade an dieſer Stelle die Lawinen zu fürchten, die von oben leicht in unglücklicher Richtung niedergehen können. Darum hatten uns auch die Guides das tiefſte Stillſchweigen empfohlen, denn der leiſe Ton einer Menſchenſtimme kann hier eine Schneelawine ablöſen, wie ein kleiner Vogel oder ein anderes geringes Thier. Ganz in der Nähe wurden 1820 drei muthige Guides des Dr. Hammel von einer ſolchen Lawine verſchüttet und kamen um. Julien Devouaſſoux, der jezt bei uns war, wurde auch fortgeriſſen, und nur ein Wunder rettete ihn damals vor dem Sturz in den Abgrund, der die andern drei verſchlang. Stillſchweigend, aber ſehr ergriffen zeigte er auf die Stelle hin, wo ſeine Gefährten von der Lawine begraben wurden und wo ihre Leichen im kryſtallenen Grab wohl noch jezt, nach ſiebzehn Jahren, unverweſt liegen. Still und nicht ohne Bangen gingen wir an dem gefährlichen Schlund weg, in den auch uns einige Minuten ſpäter eine vom Dome du Goûté niedergehende Lawine geriſſen haben würde. Dieſer Gefahr entgingen wir wunderſam auf zwei Stellen.

In gerader Linie konnten wir nicht die Petits-Mulets hinauf, dies mußte im Zickzack unternommen werden, und zwar mit der größten Vorſicht, indem wir Schritt vor Schritt den Spuren unſerer führenden Vordermänner folgten und uns dabei kräftig auf unſere langen Stäbe ſtüzten. Dies ſicherte wohl vor dem Hinabſtürzen, vor Lawinen aber mußte ein Anderer ſchützen. Von den Petits-Mulets wandten wir uns wieder weſtlich, gegen den ſogenannten Mur de la Côte, wo eigentlich meine Pein erſt recht anging. Schon auf dem Grand-Plateau konnte ich nur mit großer Anſtrengung den Andern folgen. Als meine Begleiter meine Erſchöpfung ſahen, hielten ſie auf dem Mur de la Côte ſtill und erwarteten mich, ſo daß wir wieder zuſammen aufwärts ſteigen konnten. Gerade in dieſem Augenblick ging eine große Lawine vom Dome de Goûté herab und nahm ihren Weg über den ſteilen Fußpfad, wo wir eben herkamen. In einem Augenblick war er verſchüttet. Gewiß hätte ſie uns Alle oder Einige in den Abgrund geriſſen, denn auf unſerm Rückweg konnten wir deutlich ſehen, wie ſie über den armſeligen Fußpfad weggegangen war.

Ich ging — wenn man meine Bewegung Gehen nennen konnte — zwiſchen Folliquet und Coutet dem Jüngern; aber alle zehn Schritte mußte ich ausruhen, um Athem zu ſchöpfen und meine Beine wieder ein Bischen zu Kräften kommen zu laſſen. Nicht nur von Durſt litt ich entſetzlich, ich war auch ſonſt grauſam niedergedrückt und entmuthigt. Von Zeit zu Zeit nahm ich einen kleinen Schluck Eſſig, um den peinlichen Durſt zu ſtillen; dabei blutete ich oft aus der Naſe. Unſere Guides ſelbſt litten, Coutet an Beängſtigung, und Folliquet konnte den Kopf nicht gerade halten. Einige unſerer Vordermänner ſchwankten hin und her, andere ſanken alle Augenblicke zuſammen und fielen. Am Fuß des Mur de la Côte lag ein Mann ganz ausgeſtreckt, ohne Bewegung. Unter andern Umſtänden hätte mich dies ſehr ergriffen, jezt aber, in meiner furchtbaren Abſpannung, intereſſirte es mich nicht im Geringſten, und ich fragte nicht einmal nach ihm. Merkwürdig war auch der Zuſtand des kleinen Hundes. Gleich nach dem Grand-Plateau hatte er gewaltig mit dem Schlaf zu kämpfen, und jedesmal, wenn wir ſtille ſtanden, kroch er auf unſere Füße, da ihm der Schnee zu kalt war. Angſt und Erſtaunen waren auch bei ihm ſichtlich, und er blickte unruhig umher. Bald ſtrengte er ſich an, ſchnell zu laufen, bald fiel er erſchöpft zuſammen. Aber Eins hatte er doch vor uns Allen voraus, nämlich den Appetit. Wenn wir ihm die übriggebliebenen Hühnerknochen gaben, ſo verſchwanden ſie in einem Augenblick. An Durſt ſchien der Glückliche nicht zu leiden.

In meinem peinlichen, der Ohnmacht ähnlichen Zuſtand eilte der Führer Cupellin an mir vorüber, um zu den Vordermännern zu kommen. „Muth, Muth, Herr!“ rief er mir zu, „wir ſind gleich oben!“ Dies war mir aber ganz gleichgültig, zumal ich ſah, daß der rüſtige Guide das „Gleich“ auf ſeine Art verſtand; denn vorerſt kamen wir an eine faſt ſenkrechte Schneewand. Wenn wir da einen Augenblick ausruhten, ſo mußten wir Hände und Füße in den Schnee ſtecken und auch den Kopf dagegen wenden. Das Steigen war freilich ſehr mühſam und peinlich, kam mir aber doch nicht ſo arg vor, als früher das Erklimmen der Petits-Mulets. Ich konnte mich doch, ſo oft ich wollte, mit Schnee erfriſchen und die Schneewand war nur zweihundert und fünfzig Fuß hoch, wozu wir ungefähr fünfzig Minuten brauchten. Bei meiner immer zunehmenden Ermattung und Muthloſigkeit gab ich die Hoffnung auf, den Gipfel zu erreichen, zumal ich über mir Berge über Berge ſich aufthürmen ſah. Ueber jener Schneewand folgte eine faſt flache Ebene, gar trefflich zum Wiederaufathmen. Hier erreichte ich auch die Andern wieder, hinter denen ich weit zurückgeblieben war. Pidwell und der Schwede verſicherten mich, nur wenig von der dünnen Luft zu leiden. Seit unſerm

Frühſtück auf dem Grand-Plateau hatte ich Beide nicht mehr geſprochen; denn unterwegs redeten wir nur wenig zuſammen, weil Jeder genug daran zu denken hatte, ſelbſt fortzukommen, unbekümmert um die Andern. Auf der Höhe von 10,000′ über der Meeresfläche wird der Menſch zum Egoiſten, er mag Anlage dazu haben und wollen oder nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

Kunſtausſtellung.

Der Skulptur verdankt die Kunſtausſtellung diesmal vier zu einem den menſchlichen Bildungsgang bezeichnenden Cyklus gehörige Gipsreliefs für die Leipziger Univerſitätsaula, nach eigener Erfindung vom Profeſſor Rietſchel. Durch den ſie beſeelenden Gedanken, wie durch die edeln Formen der Geſtalten und Gruppirung ſind ſolche vom höchſten Intereſſe. Wir ſehen Egypter, in Proceſſion eine koloſſale Sphinx fortziehend, einen zurückgekehrten römiſchen Feldherrn vor dem Senate, die Verbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland, und Baukunſt, Minnegeſang und Ritterthum auf die angemeſſenſte Weiſe, ſo klar, als ſinnvoll ausgeſprochen. Auch drei Büſten, den König Anton, Prinz Maximilian und den jezt regierenden König darſtellend, wovon die erſten beiden bereits in carrariſchem Marmor gearbeitet ſind, legen das Eigenthümliche dieſes Meiſters: reinen Geſchmack und Eleganz, in hohem Grade dar. Mehrere Cartonzeichnungen, gehaltvolle Compoſitionen nach Geſchichte und Sage, wie die Einführung der Kreuzfahrer in den Tempel zu Jeruſalem durch Peter den Einſiedler, von Robert Schulz aus Wien, und die Schaar des Brennus, beim Angriff des Delphiſchen Tempels durch die Blize aus der Hand des Sonnengottes zurückgeworfen, von Rolle, welch leztere Zeichnung durch eine ſehr verdienſtliche Skizze in bunten Oelfarben gewiſſermaßen commentirt wird, deuten auf ein lobenswerthes Streben der Künſtler nach den höhern Siegeskränzen. Auch Frau von Loqueyſſie, längſt empfohlen durch ihre von Geiſt und Grazie beſeelten und mit beſonderer Zartheit ausgeführten Miniaturarbeiten, hat, nebſt mehreren Bildern in Aquarell, eine außer ihrem gewöhnlichen Kreiſe liegende Skizze beigetragen. Sie iſt Goethe's Erlkönig entlehnt. Möchte die Theilnahme des Publikums daran ſie zu fernern Verſuchen in dieſer poetiſchen Region veranlaſſen. Hartmanns Oelgemälde: Chriſtus und die beiden Jünger zu Emaus, beweist die fortdauernde, lobenswerthe Bemühung dieſes durch die akademiſche Direktorials und Profeſſorſtelle in ſeiner Zeit ſehr beſchränkten Künſtlers, der Hiſtorienmalerei, in der er ſo Ausgezeichnetes leiſtete, ſich nicht ganz zu entziehen. Ein kleines, aber köſtliches Tableau iſt die Beſtattung der heiligen Katharine, in Oel gemalt von Mücke aus Düſſeldorf. Vier beinahe ganz in reizvoll drapirte Gewande gehüllte Engel ſchweben mit dem Leichname durch die Luft. Hoheit und Himmelsfriede gatten ſich auf dem von der Glorie umgebenen Antliz der Verſchiedenen. Eine ganz eigene Rührung athmet uns an aus dem mit der einnehmendſten Zartheit behandelten, echten Kunſtwerke. Schillers Romanze vom Ritter Toggenburg hat Schlick in Leipzig zu ſechs gehaltvollen Zeichnungen zu benuzen gewußt.

Die Namen Dahl, Wagner, Oehme, Hammer, Faber, Kummer, Crola und mehrerer Andern ſind zugleich Gewährleiſtungen für Schönes und Gutes im Fache der Landſchaftsmalerei. Von ganz ausgezeichneter Art iſt in demſelben Goldſteins Anſicht aus Sizilien. Die tiefe Naturwahrheit und eine zauberiſche Harmonie in der kunſtreichen Zuſammenſtellung feſſeln das Auge unwillkührlich an dieſes wunderſchöne Bild. — Zu oft vielleicht hat man den verdrießlichen Schnee des lezten Winters zu porträtiren geſucht, mitunter ohne den glücklichen Erfolg, den beſonders die eine der Dahlſchen Leiſtungen dieſer Art beurkundet, auf welcher jedes natürliche Mittel und vorzüglich der rothe Sonnenreflex recht glücklich benuzt iſt, um die der Kunſt widerſtrebenden, großen weißen Flecken gefällig abzudämpfen und mit dem Ganzen in Uebereinſtimmung zu bringen.

Recht heiter ſprechen mehrere Originalverſuche im Genrebilde die zahlreichen Freunde dieſer Gattung an. Gar artige Beiträge von Hanzſch, Niemann, Lucas Arnold und Andern ſind darin vorhanden. Durch naturgemäße Geſtaltung und Fleiß in der Ausführung wird Niemanns leſender Alter ein beſonderer Gegenſtand des Wohlgefallens. Hanzſchens dorfrichterliches Verhör iſt voll Sinn für Individualität und Charakterverſchiedenheit. Ein recht liebes Bild gewährt die von Schröder beigetragene junge, blinde Kirchgängerin; deſſelben ſehr gelungene Vervielfältigung durch die Lithographie von Grünewald und Zöllner befindet ſich ebenfalls auf der Ausſtellung. — Den Künſtlern in der Genremalerei iſt neben dem unerläßlichen Studium der Natur nicht genug anzurathen, auch beſonders die alten, herrlichen Vorbilder Netſcher, Mieris u. ſ. w. nie aus dem Auge zu laſſen. Nicht ſelten ſieht man auf den neuern Genreſtücken Einzelnes in der zarteſten Vollendung, während dabei wahrzunehmen iſt, daß bei andern Gegenſtänden deſſelben Bildes der Künſtler die Sorgfalt ganz oder zum Theil vernachläſſigte. Deſſen ſind die beſten alten Meiſter in dieſem Kunſtzweige nicht zu beſchuldigen. Alles bis auf die geringſten Nebendinge behandelten ſie mit gleicher Aufmerkſamkeit. Dabei hatte ihr bewunderungswürdiger Fleiß keineswegs das Starre, Todte mancher heutigen Porzellanmalerei. Statt durch ihn das Leben ihrer Schöpfungen zu erſticken, wußten ſie vielmehr ſeiner als Quell des friſcheſten, kräftigſten Lebens ſich zu bedienen.

Die Bildnißmalerei iſt wieder ein viel und zum Theil mit ſchönem Erfolge bearbeiteter Zweig. In dem Porträt des Königs vom Profeſſor Vogel von Vogelſtein ſchien ſie ihren Kulminationspunkt zu erreichen. Uebrigens kam es Manchen vor, als ob dem ſo gewandten, als kraftvollen Pinſel des Meiſters, bei ſonſt vollſtändig richtiger und genialer Auffaſſung des Charakteriſtiſchen, von der im lebenden Urbilde noch waltenden erfreulichen Jugendfriſche und Milde der Miene doch etwas ſich entzogen hätte. Louis Vogel aus Hildburghauſen, jezt in Rom, bedachte die Ausſtellung mit einer ziemlichen Anzahl achtungswerther Beiträge. Sie beſtehen aus zwei weiblichen Bruſtbildern, mehreren Landſchaften und zwei Genrebildern. Die beiden in Oel gemalten Frauen ſind Porträts aus den Gegenden Roms und Neapels, und ziehen beſonders an durch die Sorgfalt und Nettigkeit, womit das ganz Eigenthümliche der Coſtüms wiedergegeben worden. Die farbigen Kreidezeichnungen von Kietz, unter anderm die Porträts mehrerer Mitglieder der hieſigen Bühne enthaltend, machen wegen ihrer, großentheils frappanten und doch keineswegs zur Karrikatur hingeneigten Aehnlichkeit mit den Originalen und einer dem Auge recht wohlthuenden Eleganz einen überaus günſtigen Eindruck auf das Publikum.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. September 1838.

> Wenn ein ernſtes wiſſenſchaftliches Intereſſe kaum noch der Bemühung reiſender Phyſiker, die die höhern Gipfel der Erde zu erſteigen ſtreben, geſchenkt wird, ſo hat ſich dagegen im allgemeinen Volksſinne ein reger Antheil an einer ſolchen Bemühung erhalten: das, was unerreichbar ſcheint, hat eine geheimnißvolle Ziehkraft.
>
> A. v. Humboldt.

Neueſte Beſteigung des Montblanc.

(Fortſetzung.)

Zwanzig Minuten ruhten wir aus und ſchöpften Athem und traten dann in guter Ordnung an, um die lezte Anhöhe, ungefähr 150 Fuß hoch, hinaufzuſteigen. Die Luft wurde nach und nach ſo dünn, daß wir uns faſt Alle vorwärts beugen mußten, um leichter athmen zu können. Unſern Schweden wandelte am Ende die Luſt an, der Erſte auf dem Gipfel zu ſeyn, und er eilte uns vor. Dies wäre ihm aber beinahe übel bekommen, denn ſchon nach einigen raſchen Schritten fiel er ganz erſchöpft auf den Schnee hin, wo er unter großen Gliederſchmerzen wenigſtens drei Minuten liegen bleiben mußte und ſich noch lange nachher ſehr angegriffen fühlte. Der Schnee war ganz pulveriſirt, und von Zeit zu Zeit ſprangen wir mit der lezten Anſtrengung unſerer Kräfte über breite Oeffnungen weg, unter denen wohl Schlünde verborgen waren. Da wir alle zwei Minuten ſtille ſtehen mußten, ſo dauerte es noch eine gute Stunde, bis wir nach unendlicher Mühe den Gipfel erreichten, Mittwoch den 23ſten Auguſt, um halb zehn Uhr, acht Stunden, nachdem wir von den Grands-Mulets ausgegangen waren.

Wir wünſchten uns gegenſeitig Glück und gingen dann an den ſüdlichen Abhang des Bergs nach Italien hin, wo es um einige Grade wärmer war, als auf dem nördlichen, wo wir herkamen. Ich war ſo ganz erſchöpft und ermattet, daß ich mich in eine wollene Decke hüllte, meinen Kopf einem Führer auf die Knie legte und ſo eine halbe Stunde in tiefer, ſchlafartiger Betäubung lag. Als ich geſtärkt wieder erwachte, war ich mit zwei Guides allein an der Seite gegen die Apenninen hin. Hedzengen ſtand nördlich nach ſeiner Heimath, Pidwell weſtlich gewendet. Die Uebrigen von der Bergkaravane waren hier und da zerſtreut. Jeden trieb eine innere Stimme, auf dieſer Stelle allein zu ſeyn.

Nun nahm ich meine Schreibtafel zur Hand und bat Julien Devouaſſoux, mir nach und nach alle intereſſanten Punkte anzugeben, die wir ſahen. So begann er denn mit Piemont, dem ganzen nördlichen Italien, dem Monte-Viſo, den See- und cottiſchen Alpen; dann folgte das Thal der Iſère, die lombardiſchen Ebenen und Mailand. Noch mehr öſtlich deutete er auf einen Punkt, den er Venedig nannte, woran ich jedoch ſehr zweifle; es war wie ein ſchwarzer Punkt an den unbeſtimmten Ufern des adriatiſchen Meeres. Unzählige Städte deckten die Ebenen. Ferner die Tyroler Alpen, die kärnthiſchen und krainiſchen Berge, näher das mächtige Bergſyſtem des St. Gotthards, der Glarner Alpen und der Aletſchgletſcher,

Digitized by Google

die hohen Pyramiden der Berner Hochalpen, der Atels, die Jungfrau, die Gemmi, das Schreckhorn, Wetterhorn, der Eiger, das Finſteraarhorn, die Gipfel des Montroſa, der nur um hundert Fuß niedriger iſt als der Montblanc, mit der ganzen penniniſchen Alpenkette und ihren Hochpunkten, dem Mont-Cervin, der Dent-Blanche, dem Creon, dem Combin und Velan. In der Nähe ſah ich das Mer de glace mit ſeinen Armen und den Jardin, den großen St. Bernhard, und rechts den kleinen, die Allee blanche, die Thäler von Aoſta und Courmayeur. Ganz zu unſern Füßen lag ein kleiner Steinhaufen und dabei ein Silberfaden: es war Chamouni mit der Arve. Deutlich ſah ich die ganze Juralinie, den Genferſee und darüber weg einen großen Theil von Frankreich, Lyon und den Lauf der Rhone.

Ich war von der Herrlichkeit dieſes Anblicks einen Moment ganz berauſcht, als Folliguet von hinten kam und mir in's Ohr ſchrie, ob ich nicht ein Glas Champagner trinken wolle? Dies that ich um ſo lieber, als ich vor Kälte faſt ganz erſtarrt war; ich ſteckte alſo meine Schreibtafel ein, ging zur Geſellſchaft und trank mit ihr auf das Wohl unſerer Freunde in England. Gewiß wären wir drei einige tauſend Fuß tiefer bei gleich aufregendem Anblick ſehr heiter geweſen. Hier waren wir es keineswegs, denn wir litten zu ſehr durch die Müdigkeit, die ergreifende Kälte, durch den Gedanken an die überſtandenen und noch zu überſtehenden Gefahren. So hatte ich eben Mühe gehabt, das Wenige niederzuſchreiben, was mir Devouaſſour ſagte, denn alle Augenblicke überfiel mich Ermattung und Schlaf, aus dem ich mich nur mühſam und für kurze Momente aufrüttelte. Da die Kälte auf ſieben Grad Reaumür geſtiegen war, ſo dachten wir nach Fünfviertelſtunden unſeres Aufenthalts auf dem Gipfel an das Hinabſteigen von dem ſchrecklichen, ſo oft beſtiegenen, und doch ſo ſelten erſtiegenen Montblanc.

Wir waren ſchon im Begriff, abzugehen, als mir ein heftiger Windſtoß aus Norden den Hut mit dem Schleier vom Kopf riß und über den ſüdlichen ſteilen Abhang hinunter wehte; dies erſchreckte mich faſt bis zur Ohnmacht. So ſchnell wie möglich band ich nun mehrere Tücher um den Kopf, mit denen ich aus glücklicher Vorſicht alle Taſchen voll hatte, warf dann noch einen Blick auf Italien und ſchritt vorwärts.

Das Hinabſteigen iſt an einigen Stellen noch ſchwieriger als das Aufſteigen, denn man iſt immer der Gefahr ausgeſetzt, auf ſehr abſchüſſigen Schneeſtellen auszugleiten und in bodenloſe Tiefe zu fallen. Darum banden mir zwei Führer ein Seil um den Leib und hielten es, der dritte nahm mich am Arm feſt. Mit jedem Schritt, den wir hinunter thaten, wurde uns das Athmen leichter und wir fühlten uns faſt ganz körperlos. Zu den Rochers-Rouges gelangten wir in einem Viertel der Zeit, die wir hinauf gebraucht hatten. Manchmal ſetzte ich mich auf den Schnee, zwiſchen meinen Beinen ein Guide, der ſie hielt, und ſo rutſchten wir große Strecken hinunter, im Verhältniß von funfzehn engliſchen Meilen in der Stunde. Die Petits-Mulets und ihre Lawinengefahr wurden auch wieder überſtanden und wir gelangten glücklich auf das Grand-Plateau, wo zehn Minuten ausgeruht wurde. Dann fuhren wir auf unſern eigenen Schlitten in fünf Minuten eine Anhöhe hinunter, zu der wir Morgens eine Stunde gebraucht hatten. Im Schnee ſahen wir mehrere breite Spalten, die früher nicht waren. Die Sonnenwärme hatte darauf gewirkt, und nun war die größte Vorſicht vonnöthen, beſonders auf dem Tacconazzgletſcher, deſſen Eisſchlünde jetzt viel gefährlicher waren. Oft mußten die Stöcke neben einander gelegt und auf dieſen unzuverläſſigen, ſchmalen und ſchwankenden Brücken hinübergegangen werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Die Ueberfahrt war ſehr glücklich; nicht minder der Gang, den des Oheims Geſchäfte nahmen. Nach Verlauf eines Jahres meldete er mir ſeine Hoffnung, bald nach Europa zurückzukehren, und ſeine innigſten Wünſche erfüllt zu ſehen, wenn ich endlich meinen Eigenſinn überwinden wolle. Er hatte in dem fernen Lande die Tochter ſeiner erſten Geliebten gefunden, deren einflußreichen Verbindungen er einzig die Beſchleunigung und den guten Ausgang ſeiner Angelegenheiten zuſchrieb. Sie war in Kalkutta verheirathet geweſen, hatte ihn, nachdem er ſich als den Freund ihrer Mutter ausgewieſen, auf das Freundlichſte aufgenommen und ihre Reiſe nach England, die ſie nach dem Tode ihres Mannes ſogleich antreten wollen, nur um ſeinetwillen verſchoben. Jetzt konnte ſie aber nicht länger zögern, und gedachte binnen wenigen Wochen abzugehen. Die Trennung von ihr konnte ihm nur der Gedanke erträglich machen, daß ich ſie ſehen, ſprechen, von ihr ſo bezaubert werden würde, als er ſelbſt, und ſie durch meine Liebe von der Grille, ſich nicht mehr verheirathen zu wollen, heilen könnte. Er beſchrieb ſie mir als die anmuthigſte, liebenswürdigſte, edelſte und talentvollſte Frau auf dem Erdenrunde, die einem alternden und ungeliebten Gatten über das Meer gefolgt ſey, jede Pflicht gegen ihn erſchöpft und in dem üppigen Lande ſich ſelbſt vor dem Schein des

Digitized by Google

Unrechts bewahrt habe. Des guten Mannes Worte klangen ſo begeiſtert, das Lob ſchien ſo geradezu aus tiefem Herzensgrunde zu kommen, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu rathen, er möchte den Phönix des Geſchlechts für ſich behalten und ſo den Traum ſeiner Liebe wieder jung werden laſſen. Ich ſelbſt, fügte ich hinzu, werde mich nie verheirathen; meine Grundſätze über dieſen Punkt ſind unwandelbar, und weder Schönheit noch Talent wären im Stande, mich wankend zu machen. — Ich meinte es mit meinem Antrag in Wahrheit ganz ehrlich. Mein Oheim, einer der ſchönſten Männer und noch in ſeinen beſten Jahren ſtehend, mußte mit ſeinem freundlich anziehenden Weſen, ſeiner reinen Güte jeder Frau als Werber willkommen ſeyn, und ſein Glück war der heißeſte Wunſch meines Herzens; denn abgeſehen, daß Eigennutz nie mein Fehler geweſen war, wußte ich wohl, daß er bei ſeinem Reichthum mein Loos ſichern könnte und würde. Statt aber meine Aeußerungen auf dieſe Weiſe anzuſehen, nahm er ſie als Spott auf, wurde durch ſie und meine hartnäckige Weigerung ſo erzürnt über mich, als er es im Leben nie geweſen, und antwortete mir mit den bitterſten Vorwürfen, in einem Tone, der mir von ihm ganz fremd war. Dieſen Brief erhielt ich aber nicht mehr in England, von wo mich die Furcht vor dem Schützling meines Oheims vertrieben hatte. Ihr Name, ihr Reichthum, ihre glänzenden Eigenſchaften waren in der Hauptſtadt bekannt genug, um ihrer Ankunft eine ausnehmende Wichtigkeit beizulegen; eine Unzahl junger Herrn rüſtete ſich, der ſchönen Wittwe den Trauerſchleier wegzuſchmeicheln; ich überließ ihnen ohne Kampf einen Sieg, den ich ohnehin vielleicht nie gewonnen hätte, und erhielt demnach im ſüdlichen Europa erſt den Beweis von meines Oheims Unwillen. Meine entſchuldigenden, erklärenden Briefe an ihn blieben ohne Erwiderung, und ich hatte bereits den Entſchluß gefaßt, ſelbſt nach Oſtindien zu reiſen, als eine ſchreckensvolle Botſchaft dieſen Vorſatz noch beſchleunigte.

Mein guter Oheim wurde bei einer kleinen Landreiſe überfallen, verwundet, und hätte mit ſeiner geringen Begleitung allerdings unterliegen müſſen, wäre ihm nicht ein edelmüthiger Fremdling nebſt ſeinen Dienern zu Hülfe gekommen und hätte ihn mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet. In ſeiner nahe liegenden Sommerwohnung wurde nun der Verwundete untergebracht, mit unendlicher Liebe und Umſicht gepflegt, und ſah ſich jetzt, wenn nicht ganz geneſen, doch auf dem Wege der Herſtellung. Er hatte mir ſelbſt geſchrieben, und zwar gütiger als je, obſchon er mir nicht verhehlte, daß ſeine Empfindlichkeit über mich groß genug geweſen ſey, es nicht mehr thun zu wollen. Ja er hatte, als er ſeinen Tod nahe glaubte, ein Teſtament entworfen, vermittelſt deſſen ich nur unter der Bedingung ſein Univerſalerbe ward, daß ich die von ihm mir beſtimmte Braut heirathen wolle, während im Weigerungsfalle mir nur eine, freilich bedeutende Leibrente ausgeſetzt und das übrige Vermögen theils unter entfernte Verwandte vertheilt, theils zu wohlthätigen Stiftungen verwendet war. Dieſen Plan hatte er jedoch aufgegeben und war, wie er ſchrieb, zu einer vernünftigeren Anſicht gelangt, indem man ihm begreiflich gemacht, wie er der Dame einen ſchlechten Dienſt erweiſen würde, wollte er ſeinen Neffen zu einer Verbindung mit ihr verpflichten; wie es ſodann auch mehr als ungerecht wäre, wenn er einen Mann, dem er bis dahin mit väterlicher Liebe zugethan geweſen, deſſen Alter ihn fähig machte, ſelbſt über ſeine Zukunft zu entſcheiden, in Gefahr bringen würde, um pekuniären Vortheils willen das Heil ſeines Lebens auf's Spiel zu ſetzen, und daß man ſich überhaupt hüten müſſe, bei dieſem zarteſten und heiligſten aller Verhältniſſe eigenmächtig einzuſchreiten. Derjenige aber, welcher dem Oheim dieſen beſten aller Räthe ertheilt hatte, dem ich es ſchuldig war, daß der theure Mann gegen mich wieder ganz der Alte wurde und ſogar ſeine Wünſche hinſichtlich der bewußten Sache nicht mehr äußerte, war der nämliche, welcher ihn gerettet und ſich durch ſeinen edlen Charakter das ganze Vertrauen, die volle Liebe meines Oheims erworben hatte.

Henry war ein Kaufmann, der ſeit vielen Jahren in Kalkutta ein Geſchäft trieb, das, ſich allmählich ausbreitend, eine Menge Spekulationsgegenſtände umfaßte und häufige Reiſen erforderte. Er war reich, und mein Oheim konnte ihm alſo Dankbarkeit und Freundſchaft auf keine andere Art beweiſen, als indem er ihm zeigte, wie nahe er ſeinem Herzen ſtand. Daß das in vollem Maße geſchah, davon überzeugte mich ſein Brief, der mit dem Lobe eines Mannes angefüllt war, über den ich leicht hätte eiferſüchtig werden können, hätten nicht ſeine Dienſtleiſtungen ihn auch mir theuer gemacht. Ich zögerte nun keinen Augenblick länger mit meiner Abreiſe, denn die Todesgefahr meines väterlichen Freundes hatte meine Sehnſucht geſteigert. Die Ueberfahrt war eben ſo ſchnell, als glücklich; aber ach! als ich mich am Ziele ſah und mein Herz den Freuden des Wiederſehens entgegen pochte, fand ich nur die Spuren des Todesengels. Die ſchwere Verwundung hatte eine ſich immer mehrende Kränklichkeit zurückgelaſſen, eines der einheimiſchen Fieber kam dazu, und ſo endete das ſchöne Leben, welches in ſeiner tugendvollen Wirkſamkeit noch ſo lange hätte nützlich ſeyn können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

(Beſchluß.)

Eiſenbahn. Vogelſchießen. Bauten. Beriot.

Die zweitägige Anweſenheit des Kaiſers und der Kaiſerin von Rußland u. ſ. w. erfüllte Straßen und Plätze, wo man ſie ſehen zu können glaubte, ungewöhnlich mit Einheimiſchen und Fremden aus allen Claſſen. Vergebens aber hoffte man die durch die Kürze der Zeit beſchränkten, hohen Gäſte der Darſtellung der Hugenotten beiwohnen zu ſehen, die übrigens, da die Sängerin Schröder-Devrient zu dieſem Zwecke zurückberufen war, dreimal aufgeführt wurden. — Am 19ten v. M. begannen endlich, wie ich ſchon früher gemeldet, die langerſehnten öffentlichen Touren auf der Eiſenbahn von hier aus bis zur Weintraube. Acht Fahrten wurden am erſten Tage vorgenommen, ſeitdem täglich zwei, Vormittags und Nachmittags. Das den Locomotiven angehängte Fuhrwerk empfiehlt ſich insgeſammt den fortwährend in ſtarker Anzahl ſich einfindenden Zuſchauern durch einfache und angemeſſene Conſtruktion. Von den Wagen Nr. 1 darf man behaupten, daß ſie an Eleganz und Bequemlichkeit kaum etwas zu wünſchen übrig laſſen. Auch iſt die ganze Einrichtung bereits im geläufigſten Gange. Der dicht an der Eiſenbahn und ziemlich nahe bei dem Gaſthofe zur Weintraube von deſſen Beſitzer neuerbaute Reſtaurationsſaal zeichnet ſich durch eine, zwar keineswegs prunkvolle, aber doch, bei ungemein großem Umfange, ſehr anſtändige Ausſtattung aus. Beſonders zu rühmen iſt die anſehnliche Höhe deſſelben, wegen der Kühle darin, ſogar an ſchwülen Tagen. Die Bewirthung verdient alles Lob. Allenthalben klagen übrigens auch diejenigen über große Theuerung der Fahrt, welche nicht in dem irrigen Wahne ſtehen, daß der jetzige Preis wohl gar den Maßſtab für die künftigen Koſten der ganzen Tour bis Leipzig abgeben könne. Dieſer Preis iſt nämlich nach Verhältniß der bequemen und minder bequemen Wagen ſechs, vier und zwei Groſchen für die Perſon, und zwar koſtet der Rückweg ebenfalls wieder ſo viel, mithin in der beſten der drei verſchiedenen Wagenſorten im Ganzen zwölf Groſchen der Platz für die Tour von anderthalb Stunden. Neben der Schnelligkeit gehört die Wohlfeilheit zu ſehr zu den weſentlichſten Erforderniſſen einer Eiſenbahn, der es um einen günſtigen Erfolg zu thun iſt, als daß man nicht glauben müßte, ein weit niedrigerer Preis würde viel ſicherer denſelben hohen Ertrag herbeiführen, den man durch den jetzigen Preis zu gewinnen hofft. Bei dieſem läßt ſich aus den Aeußerungen, die man vernimmt, ziemlich vorausſehen, daß, ſobald die erſte Neugier befriedigt iſt, die Zahl der Mitfahrenden in Kurzem jeden Tag ſich vermindern wird, während außerdem dies gewiß weit vortheilhafter ſich geſtaltete. Viel wichtiger freilich als dieſe kleine Luſtfahrt iſt der Umſtand, daß am 31ſten v. M. bereits die Eröffnung der Eiſenbahnfahrt von Leipzig bis zu dem drei Meilen davon gelegenen Wurzen in einer Zeit von nicht völlig $^{3}/_{4}$ Stunden ſtattgefunden hat. So dürfte man denn hoffen, die ganze Tour von Leipzig bis Dresden künftig in etwas über drei Stunden zurücklegen zu können. Die in öffentlichen Blättern verzeichnete große Zahl der täglich von hier nach der Weintraube Fahrenden ſetzt übrigens außer Zweifel, daß die Theilnahme des Publikums an der Eiſenbahn ſehr bedeutend iſt. Sie hat ſich des allgemeinen Intereſſes in einem ſolchen Grade bemächtigt, daß für manche andere Gegenſtände im jetzigen Momente nur wenig Sinn übrig bleibt. So leiden die Partien mit dem Elbdampfboote und der Beſuch der Kunſtausſtellung offenbar darunter. Einer einzigen Luſtbarkeit gelang es indeſſen doch, ſich gegen die allgemeine Unterdrückung aller ihrer Schweſtern durch die Fahrt nach der Weintraube aufzulehnen. Und das war der erſte Sonntagsnachmittag des alljährlich im Monat Auguſt wiederkehrenden Volksfeſtes des Vogelſchießens. Obſchon gerade an dieſem Tage die Zahl der im Dampfwagen die Luft bis zur Weintraube Durchſchneidenden nahe an zweitauſend Perſonen betrug, ſo war doch durch das Vogelſchießen gewiß eher der Eiſenbahn Abbruch geſchehen, als daß dieſe ihm Eintrag gethan hätte. Wenigſtens wimmelte die ganze Wieſe von Menſchen beider Geſchlechter, aller Alter und Claſſen. Es war aber auch ein Tag, der mitten aus ſeinen kalten und nebelgrauen Vorgängern und Nachfolgern ſo blauaugig und ſonnenhell und ſonnenwarm hervorgeſtiegen war, daß das Volk wohl auf die Idee kommen konnte, es ſey einzig dem lieben Vogelſchießen zu Ehren geſchehen, und erfordere daher ſeine dankbare Anerkennung durch einen Beſuch auf der Wieſe.

Endlich wollen die Anhänger des hieſigen böhmiſchen Pfarrers Stephan, ein Verein von nahe an ſechshundert Perſonen aus allen Gegenden Sachſens, dieſen Pfarrer an der Spitze, die ſchon lange beſchloſſene Auswanderung nach Amerika in der That in's Werk ſetzen. Es befinden ſich darunter auch Wohlhabende, Gewerbtreibende und Menſchen vieler Claſſen, dabei mehrere öffentliche Beamte, die ihre, zum Theil recht einträglichen Stellen bereits niedergelegt haben. Das Ziel der neuen Kolonie, die mit kundigen Praktikern aus dem Gewerbſtande, deſſen ganzem Umfange nach, verſehen ſcheint, ſoll zunächſt Miſſouri, und jede nöthige Einleitung zu Gründung eines geregelten Zuſammenlebens getroffen ſeyn. — Der Gärten in den hieſigen Vorſtädten, welche dem Verſteinerungsproceſſe unterliegen, werden immer mehr. Auch die Vegetation der benachbarten ländlichen Grundſtücke, noch außer denen in der Nähe der Eiſenbahn, erſtickt fortdauernd unter dem Drucke des Mauerwerks. So geſchehen ſo eben alle Vorbereitungen, um die noch übrige große Reihe der vor dem Bautzner Thore an der Königsbrücker Straße zur Rechten gelegenen Aecker mit Häuſern zu beſetzen. Mehrere von den jezt hier anweſenden Fremden, die Dresden nur wenige Jahre nicht ſahen, äußern, daß ſie es in ſehr vielen Gegenden gar nicht wiedererkennen, ſo groß ſind die Veränderungen. Vor, während und ſeit der Anweſenheit des Kaiſers Nikolaus ſind die hieſigen Gaſthöfe mit Glanz und überhaupt mit Beſuch überladen geweſen. Wenn aber auch die Zahl der Gäſte in dieſem und wahrſcheinlich auch in den nächſtfolgenden Jahren nicht wieder ſo groß werden wird, als ſie es vor einigen Wochen noch war, ſo dauert doch die, hauptſächlich auf die Züge in die böhmiſchen Bäder und auf dieſen ſich gründende Strömung wohlhabender Ausländer ohne Zweifel noch einen Monat in voller Stärke fort. Dabei fehlt es auch nicht an Auswärtigen, welche der Hygiea in dieſer Stadt ſelbſt vertrauen und von der Struve'ſchen Anſtalt künſtlicher Mineralwaſſer die Reparatur körperlicher Mängel hoffen. Dr. Struve wendet Alles an, dem ſchönen, geräumigen Garten, welcher als Verſammlungsplatz der Brunnentrinker dient, durch den größten Reichthum an Blumen aller Jahreszeiten einen beſondern Schmuck zu verleihen. — Die Jahreszeiten ſelbſt aber fallen dießmal etwas wunderlich aus. Indeſſen gedeiht bei dieſer Verrückung derſelben das Theater- und Concertweſen. Ein Stern erſter Größe iſt Dresden jezt wieder mit Beriot aufgegangen, deſſen geſangreiche Violinenklänge bereits vor wenigen Tagen ein recht zahlreiches Auditorium um ihn ſammelten. Pauline Garcia, die jüngere Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattin, der berühmten Sängerin Malibran, unterſtüzt ihn mit ihrem Geſange, welcher zu erfreulichen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 13. September 1838.

— Sprich, warum du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich dich niemals geſehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich drängt zu entſtürzen?

Goethe.

Die Peterſinſel.

(Fortſetzung.)

Kein Wort von meiner Empfindung, von meiner Trauer. Sie war des edlen Mannes würdig, den ich beweinte, und wird, zur leiſen Wehmuth geworden, mein Herz erfüllen, bis wir uns einſt, gleichviel wo und in welcher Geſtalt, wieder zuſammenfinden. Alle ökonomiſchen Angelegenheiten waren in beſter Ordnung. Von dem Verſtorbenen zum Teſtamentsvollſtrecker ernannt, hatte Henry gleich nach ſeinem Tode das ſämmtliche Vermögen angetreten, bei den Behörden die nöthigen Schritte gethan, vollſtändig entwirrt, was in den Geſchäften noch nicht vollendet war, und mit ſeltener Umſicht und Verſtändigkeit auseinander geſezt, lagen alle Belege über die reiche Erbſchaftsmaſſe, über Haushalt und Einrichtung vor mir, ohne daß mir irgend eine Schwierigkeit zu bekämpfen geblieben wäre. Durch den Oheim hatte er meine nahe Ankunſt erfahren und alle ſeine Anordnungen darnach getroffen. Er ſelbſt aber war nicht mehr zugegen; ein unerwartetes Ereigniß hatte ihn genöthigt, nach Batavia abzugehen, allein in dem Briefe, welchen er an mich zurückgelaſſen und in dem er jede mir nützliche Auskunft ertheilte, hatte er die Hoffnung ſeiner baldigen Rückkehr ausgeſprochen. Ich geſtehe, daß ich ſehr gerne den Mann kennen gelernt hätte, der mir in jeder Hinſicht ſo intereſſant geworden war. Ich ſchrieb unter der beigelegten Adreſſe meinen Dank, ſo gut er ſich mit todten Buchſtaben zeichnen ließ; dann wartete ich geraume Zeit, ſchrieb noch einmal und erhielt nun endlich die Nachricht: Henry habe bald nach ſeiner Ankunſt Batavia wieder verlaſſen müſſen, und man wiſſe ſeinen Aufenthalt nicht beſtimmt anzugeben.

Ich raffte jezt meine Habſeligkeiten zuſammen und kam als ein reicher Erbe nach Europa zurück, aber von dem einzigen Menſchen auf dieſes Leben geſchieden, dem ich mich mit der vollen Kraſt meines Gemüths hingegeben. Meine Zuhörer werden vielleicht jezt einen Salto mortale meiner tugendlichen Empfindung in dem Aufſuchen der mir von dem Oheim beſtimmten Braut erwarten, deren Vereinigung mit mir ſie wahrſcheinlich als einen ſeinen Manen gebührendes Opfer anſehen; allein darin irren ſie ſich, ohne Zweiſel à mes dépens, und es iſt mir um ihre gute Meinung leid. Aber ich fühlte noch immer die unbezwinglichſte Abneigung gegen eine Heirath, die ſich mir unter ſo fatalen Auſpizien angeboten hatte, dachte auch, mein guter, redlicher Oheim habe längſt ſeine irdiſchen Wünſche aufgegeben, um höhere Anſichten dafür einzutauſchen, und er bereue, aller Vermuthung nach, die einzige eigenmächtige Handlung, die er je in ſeinem Leben zu begehen Willens war. Mithin beruhrte ich bei

Digitized by Google

meiner Ankunft in Europa Englands Küſten nicht, ſchiffte mich in Holland aus; und habe ſeitdem faſt alle civiliſirten Länder durchſtrichen, nur mein Vaterland nicht. Nach meiner Schönen erkundigte ich mich angelegentlich, weil ihre eheliche Veebindung meine Rückkehr nach der Heimath möglich gemacht hätte, aber noch immer iſt ſie frei, ungeachtet ihre Liebenswüedigkeit eine Menge Herzen in Brand geſezt hat. Am Ende indeſſen wied ſie doch Eines derſelben erhören," und was auch geſchehen mag, mir ſagt das meinige: ich habe wohlgethan!"

Sein Blick ſtreifte bei dieſen Woeten ſchuchtern an Adelen voruber, die ſchweigſam und tief erröthend ihre Augen auf der Spitze des Fußchens ruhen ließ, mit welchem ſie auf dem Raſenboden alleelei magiſche Kreiſe beſchried. Eine allgemeine Stille folgte, welche Woodburne mit einem ſanften Schlag auf Freimanns Knie unterbeach. „Nun, mein edler Herr, was hat Sie denn in meiner Eezählung ſo wunderbar ergriffen, daß die Spuren der Rudrung in jedem Ihrer Zuge und — ſo wahr ich lebe! auch in dem feuchten Auge zu ſehen ſind? Iſt es die Verſchmähung einer Feau, die höchſt wahrſcheinlich dem Himmel indrünſtig dankt, mich ſo leichten Kauſes los geworden zu ſeyn? Oder hat Ihnen meine freiwillige Verbannung die Seufzer entriſſen, die ich recht wohl gehört habe? — Nein, mißveeſtehen Sie mich nicht; denn teotz meinem Scherze begreife ich Sie recht gut. Es iſt etwas in Ihrer Vergangenheit, das mit dem Oete, wo wir ſind, enge verknupft iſt, und darum ſind Sie, ſeit dieſer heilige Boden betreten wurde, ſo ſeltſam aufgeregt und doch ſo in ſich ſelbſt verloren. Geſtehen Sie es nur, und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo geben Sie uns etwas aus jener Periode Ihres Lebens zum Beſten. Laſſen Sie Ihre Erinnerungen zu Worten weeden, unſere teeue Theilnahme wird Ihnen wodlthun. Habe doch ich ſeldſt kein Bedenken geteagen, die närriſche Seite meines Weſens vor Ihnen zu enthüllen." — „O ja," ſagte Adele und reichte ihre Hand dem Schweizer heeüber; „o ja, ſprechen Sie aus, was heute ſo mächtig in Ihrem Gemüthe erklingt. Es iſt nicht Neugieede, die dieſe Bitte thut; aber Sie ſind ein guter Menſch, das iſt mir klar geworden, auch wir ſind gut und möchten mit empfinden, was Sie bewegt."

Lange ſchaute Freimann vor ſich nieder und ſchwieg, aber ſeine Bruſt arbeitete gewaltig und in das Auge trat eine männliche Thräne. „Wohlan," ſagte er, indem er, ſich zuſammenraffend, die Freunde mit ſeltſamem Ausdeuck beteachtet. „wohlan! ſo manches hat ſich heute vereinigt, um mir die Seele zur höchſten Bewegung zu ſteigern: das Andenken an eine längſt untergegangene Zeit, dieſer Platz, wo um jeden Baum, um jede liebliche Stelle die Geiſter meiner entſchwundenen Feeuden ziehen. Ihee Eezählung, lieber Woodburne, die Ueberzeugung, wie nahe uns oft das Glück liegt, während wir es mit eigenſinniger Gewalt von uns ſtoßen, alles hat mein Weſen auf einen Punkt gebracht, wo Mittheilung an Feeunde allein daſſelbe wieder in's Gleichgewicht verſetzen kann. Sie haben recht geſehen: dieſe Inſel iſt mir wichtig und heilig. Denn unter der tiefgrünen Wölbung, die uns umſchattet, begann und endigte das Drama meines Lebens; hier erbluhte mir eine Liebe, ſo ſchön und unſchuldsvoll und idylliſch, als je eine empfunden worden iſt, und hier ſah ich mich vernichtet, entblößt von allem, was dem Daſeyn Reiz geben mag. Als ich zum lezten Mal von dieſem Boden ſchied, geſchah es in dumpfer, faſt bewußtloſer Verzweiflung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neueſte Beſteigung des Montblanc.

(Beſchluß.)

Endlich kamen wir von dieſem gefähelichen Gletſcher wieder zu den Grands-Mulets. Es war Nachmittags drei Uhr. Vom Gipfel des Montblanc bis hierher hatten wir alſo vierthald Stunden gebraucht. Wir hätten uns wohl die Mühe ſparen können, hinaufzuſteigen, denn oben wurde nach einer Stunde Ruhe und einem aemſeligen Mahl von Käſe und Brod ausgemacht, daß wir nicht wieder die Nacht hier zubringen wollten, wie gewöhnlich geſchieht; wir benuzten auch wirklich, trotz meiner Ermüdung, das günſtige Wetter und den guten Zuſtand des Boſſonsgletſchers, um noch heute nach Chamouni zurückzukehren.

Beim mühſamen Hinunterſteigen entging ich noch einer Todesgefahr. Ich war mit Folliquet vorausgegangen und wohl ſchon halbwegs gelangt, als ein Stein, auf den ich getreten, ſich losmachte und ich im Begriff war, über hundert Fuß tief in den Abgrund zu ſturzen. Glücklicherweiſe behielt ich noch einen Augenblick das Gleichgewicht, und dieſen Moment benuzte ſchnell der brave Guide, um ſeinen feſten Stock unter meinen weichenden Fuß zu ſtemmen und mich ſo aufrecht zu erhalten. Auch über den Boſſonsgletſcher gelangten wir in Fünfviertelſtunden ohne Unfall, wiewohl ihn die Sonnenwäeme des heißen Tags gegen den geſtrigen Morgen ſehr verändert und viel ſchwieriger gemacht hatte. Alles war ſpiegelglatt, keine Spur von Schnee zum Uebergang über die Eisſchlünde und in allen wilde Bäche.

Endlich kamen wir zur Pieree-Pointue, wo uns nach ſo vielem Schauerlichen, Fuechterlichen und Beängſtigenden eine liebliche Eeicheinung übereaſchte. Ein hubſches Bauernmädchen ſtand da mit einem Knaben und bot uns friſches Brod, weißen Honig und Milch. Es war die

Tochter eines unſerer Führer. Wahrſcheinlich verweilte ich meinen Reiſegefährten zu lange hier, und ſie hatten mehr Eile, nach Chamouni zurückzukehren; denn Sidwell, der ſich nach ſeiner Frau ſehnte, und der Schwede ließen mir drei Führer zurück und verfolgten raſch ihren Weg hinunter. Bald kam ich an mehreren Sennhütten vorbei. Da ſtanden in anmuthigen Gruppen nette Kinder und Mädchen, um den Guides zu Vollendung unſerer Fahrt Glück zu wünſchen. In langſamen Schritten ging es nun der Ebene zu, wo mich reiche Heerden, bunte, grüne Wieſen und freundliche Menſchenwohnungen anzogen. Alles dies that meinen Augen und meinem Gemüth gar wohl, denn ich kam aus den Regionen des Grauſes, der Zerſtörung und des Todes.

Als ich den lezten Abhang hinabgehen wollte, traf ich auf eine junge Dame zu Pferd, ihr Bruder zu Fuß daneben. Gleich ſteigt ſie ab und bietet mir ihr Saumthier an, das ich natürlich nicht annehmen will. Darauf wendet ſie ſich an Folliguet, der ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen läßt und aufſteigt zu meinem großen Verdruß. Gleich darauf erſcheint ein Abgeſandter der „Krone,“ deren Wirth mir, nach hergebrachtem Brauch, ſein beſtes Maulthier, mit Blumen geſchmückt, ſendet. Darauf hielt ich denn neben der lieblichen Dame meinen Einzug in Chamouni. Meine engliſchen Landsleute, Herren und Damen, bezeigten mir die herzlichſte Theilnahme; Jeder eilte, mir die Hand zu ſchütteln. Die Straße war bei meiner Ankunft ſo voll Menſchen, daß ich kaum durchkommen konnte; Alle riefen mir glückwünſchend zu, als dem Jungſten, der je den Montblanc beſtiegen.

Ungeachtet aller dieſer glücklichen und ſelbſt verführeriſchen Erfolge theilt H. M. Atkins die Ueberzeugung aller Verſtändigen und menſchlich Fühlenden, die bisher, auch unter den günſtigſten Umſtänden, auf den Gipfel des Rieſenberges gedrungen ſind, die Ueberzeugung, daß dieſe Ascenſion nur im Intereſſe der Wiſſenſchaft unternommen werden ſollte, keineswegs aus bloßer Luſt und Neugierde. Denn wenn auch der Reiſende in der Welt allein ſteht und keine Angehörigen hat, die um ihn trauern, im Fall er umkommt, wenn es auch ganz einerlei ſcheint, ob er lebt oder ſtirbt, ſo iſt dies doch keineswegs der Fall mit den Guides, die faſt Alle verheirathet ſind und Kinder haben. Wenn — wie bei der Expedition des Dr. Hammel — einer oder mehrere dieſer Männer umkommen, was hat der Reiſende der Wittwe und den verwaisten Kindern zu bieten, die für ihr ganzes Leben mit dem Mann und Vater ihre Stütze verlieren? Meint er, mit einigen hundert, ja mit tauſend Franken ſey es abgethan? Kein Geld kann Kindern einen zu früh geſtorbenen guten Vater erſetzen. Die braven Guides ſollten ſich für jeden Todesfall eines Familienvaters vorher von dem Reiſenden wenigſtens achttauſend Franken und weniger im Verhältniß der Beſchädigung garantiren laſſen. Daß ſie dies nicht thun, daß ſie ſich mit gar Wenigem begnügen, daß ſie überhaupt dieſe Ascenſion noch machen, geſchieht gewiß nicht aus Gewinnſucht — denn was ſie dafür bekommen, iſt unbedeutend — ſondern lediglich, um nicht den Verdacht der Muthloſigkeit auf ſich zu ziehen, den unverſtändige Reiſende wohl über ſie ausſprechen könnten, wie der Dr. Hammel that, ehe er, gegen alle verſtändige Warnung, drei ſeiner Führer den unvermeidlichen Lawinen und damit ihrem Tod ausſezte, den ſie vorherſahen.

Die ganze Ascenſion koſtete jeden der drei Reiſenden vierhundert und achtzig franzöſiſche Franken. Davon erhielt Michel Balmat als Guidechef für ſich allein dreihundert, jeder andere Führer aber nur hundert und zwanzig; jener für Todesgefahr in jedem Augenblick und für unſägliche Aufmerkſamkeit und Vorſicht, dieſe für eine Hingebung in der Gefahr, die väterlich genannt werden muß. Und Atkins verſichert, daß Alle mit dieſem Geld ſehr zufrieden und dankbar dafür geweſen ſeyen.

Das Saamenkörnlein.

Als ein Saamenkörnlein winzig und klein,
Vom Hauch des Windes fortgejagt,
Fiel die Liebe bei mir in's Herz hinein,
Verlorener Weiſe, ich hatte nicht Acht,
Und ließ es, ohne danach zu ſehen,
Sorglos geſchehen.

Doch das Körnlein trieb ein neckiſches Spiel,
Als kennt' es nichts als loſen Scherz;
Es keimt' und trieb der Wurzeln viel,
Still, insgeheim durch das ganze Herz.
Noch ließ ich's, ohne danach zu ſehen,
Sorglos geſchehen.

Und es dehnte ſich aus und ſchwoll und quoll
Empor zu einem grünenden Aſt.
Das ganze Herz war von ihm voll
Und drohte zu zerſpringen faſt.
Alsbald begann ich darnach zu ſehen,
Nun war's geſchehen.

Ich legte zwar an die erzürnte Hand
Und drohte Verderben und Graus,
Doch das Blümlein lachte mich aus und wand
Mit tauſend Armen ſich um ſein Haus,
Und fähret fort, troz Biegen und Drehen,
Ganz feſt zu ſtehen.

Bühren.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Unfall auf der Eiſenbahn. Dlle. Pigaire.

Es hat ſich wieder auf der Eiſenbahn von Paris nach St. Germain ein Unglück ereignet, wobei eine Menge Menſchen beſchädigt und mehrere verſtümmelt worden ſind. Es beſtehen bis jezt nur zwei Eiſenbahnen in Frankreich, eine neben Paris und die andere von Roanne nach St. Etienne. Auf beiden ſind nicht ſelten Unglücksfälle vorgekommen, und dadurch iſt das Publikum ein wenig ſcheu geworden. Freilich gelangt man nicht ſogleich zur nöthigen Geſchicklichkeit und Uebung, um die Bahnen vollkommen zweckmäßig einzurichten und die Fuhren ohne Gefahr zu leiten. Neben Paris hält es auch ſchwer, die gehörige Aufſicht und Ordnung zu halten; denn für die Pariſer iſt die Benuzung einer Eiſenbahn ein neuer Genuß, dem ſie ſich mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit hingeben; und ſeitdem ſie ſich in einer halben Stunde ſo leicht nach St. Germain verſezen können, eilen ſie, am Sonntag beſonders, ſchaarenweiſe herbei, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, einen Nachmittag in einem ſchönen Walde, fünf Lieues von der Hauptſtadt, zuzubringen, da ſie nicht mehr Zeit dazu bedürfen, als ſonſt nöthig war, um in das Vincenner oder Boulogner Gehölz neben Paris zu gelangen. An jenem Sonntag war es das herrlichſte Wetter, das man dieſen Sommer gehabt, und daher hatten Hunderte von Menſchen die Dampfwagen benuzt, um nach St. Germain zu fahren; wegen der Rückkunft waren ſie unbeſorgt, denn die Dampfwagen ſollten ja bis ſpät in der Nacht fahren. Den Tag hindurch ging Alles recht gut, obſchon bei den auf dem Wege liegenden Dörfern, bei welchen man ein- und ausſteigt, einiger Aufenthalt und manche Verwirrung entſtand. Aber Abends, als eine Fuhr beim Dorfe Asnières angelangt war und dort aufgehalten wurde, kam eine andere daher geflogen, ſtieß gegen die erſte, beide flogen in Stücke, die Paſſagiere wurden beſchädigt, fielen über einander, und indem ſie eilten, aus Furcht vor weiterem Unglück die Bahn zu verlaſſen, entſtand noch mehr Verwirrung und Beſchädigung. Hätte die Direktion nun ſogleich auf der ganzen Linie der Eiſenbahn die Nachricht von dem Unfall mitgetheilt, ſo würden die zu St. Germain zerſtreuten Pariſer andere Mittel geſucht haben, um wieder nach Paris zu gelangen, und die Luſt, die Eiſenbahn zu befahren, würde ihnen vergangen ſeyn. Statt deſſen ſuchten die Unternehmer die Sache zu verbergen. Am Abend hatte ſich eine ungeheure Menge Volks vor dem Bureau zu St. Germain zuſammengehäuft, in der Erwartung der Dampfwagen, die nicht erſchienen. Es entſtand dadurch ein furchtbares Drängen. Zulezt, als es ſchon zehn Uhr ſchlug, verging den Pariſern die Geduld; das Bureau mußte es nun entgelten, und es wurde beinahe ganz niedergeriſſen. Der Lärm war furchtbar, die Damen geriethen darüber in Todesangſt; es mußten ſchleunig Truppen aus St. Germain herbeigerufen werden, um die Ordnung einigermaßen wieder herzuſtellen. Zu Asnières, wo ebenfalls ein Bureau iſt, verfuhr die Volksmenge nicht beſſer, und plünderte ſogar die Kaſſe. Erſt gegen Mitternacht kamen die Dampfwagen aus Paris an und konnten nur einen Theil der Wartenden aufnehmen; die Andern mußten ihr Unterkommen zu St. Germain ſuchen, ſo daß dieſe Nacht alle Wirthshäuſer voll von Pariſern waren. Am andern Tage ſuchte der Unternehmer Pereyra die Sache zu beſchönigen, indem er in die Zeitungen eine Anzeige einrücken ließ, worin geſagt wurde, es habe ſich ein Unfall ereignet, weil die Menge, welche die erſte Fuhre umringte, die Conducteurs der zweiten Fuhre verhindert habe, die angezündeten Laternen zu ſehen, und daher ſeyen die beiden Fuhren zuſammengeſtoßen, dabei jedoch nur leichte Beſchädigungen entſtanden. Künftighin wolle man Signale einrichten, damit die Fuhren nicht mehr zuſammenſtoßen könnten. Aber bei herrſchender Preßfreiheit läßt ſich die Wahrheit nicht verdecken; was vom Unternehmer verſchwiegen und bemäntelt worden war, deckten die Tageblätter auf, und zugleich kündigten ſie an, mehrere der Beſchädigten wollen Klage gegen die Direktion führen und Entſchädigung anſprechen. Dadurch wird denn der Unfall vollends die nöthige Publizität erhalten. Vielleicht wird auch das Pariſer Volk ſich nicht mehr ſo haſtig zudrängen, beſonders wenn einmal mehrere Eiſenbahnen fertig ſind, obſchon es ſich vorausſehen läßt, daß die nach St. Germain ſtets ſtarken Zuſpruch haben wird, beſonders am Sonntag, da es für die arbeitende Claſſe, welche die ganze Woche hindurch raſtlos in ihren engen Wohnungen ſich abmüht, ein großer Reiz iſt, ſo leicht in die angenehme Gegend von St. Germain, fern von der Hauptſtadt, gelangen zu können. Doch wird Verſailles, wenn die doppelte Eiſenbahn nach dieſer Stadt fertig iſt, als Ableiter dienen. Auch wird Erfahrung hoffentlich den Unternehmern mehr Vorſicht beibringen und ſie auf die Mängel ihrer Anlagen aufmerkſam machen. Sie haben, wie es ſcheint, noch viel zu lernen. — Eine neue Erſcheinung war die Seherin, Dlle. Pigaire, welche, der Ankündigung nach, durch dreifache Binden hindurch leſen wollte. Paris iſt aber der Ort nicht, wo dergleichen Wunder Eingang finden. Schon vor langer Zeit, als Franklin in Paris war, wurde durch die Akademie der medizinischen Wiſſenſchaften dem thieriſchen Magnetismus, oder vielmehr den wunderbaren Erſcheinungen, die man ihm zuſchrieb, der Stab gebrochen. Seitdem hat ſich wohl hie und da ein Magnetiſeur gezeigt, es iſt auch wohl eine Broſchüre zu Gunſten der Sache erſchienen; aber die Akademie der Wiſſenſchaften hat es beſtändig unter ihrer Würde gehalten, ſich mit denſelben abzugeben. Die hieſigen Akademiker ſind nüchterne Leute, welche ſich nicht ſo leicht vom Scheine blenden laſſen. Die Seherin von Prevorſt würde ſich hier nicht vier-und-zwanzig Stunden lang gehalten haben. Der Dlle. Pigaire haben einige Tageblätter nun freilich einen gewiſſen Ruf verſchafft: ſie ſollte, wie es hieß, Unglaubliches verrichtet haben; fünf dicke Binden waren ihr auf die Augen gelegt worden, und dennoch hatte ſie ganz bequem geleſen; es waren ihr ſogar, wie die kleinen Tageblätter ſpottend hinzufügten, die dunkeln Schriften Ballanche's und Couſins hell und deutlich; aber einer Prüfung von Seiten der Akademie hatte ſie ſich nicht unterwerfen wollen. Die Aerzte der Akademie der medizinischen Wiſſenſchaften hatten bloß verlangt, die Binde ſelbſt wählen zu dürfen, die auf ihre Augen gelegt werden ſollte. Dies hat ſie nicht zugeben wollen, und ſomit bleibt das Wunder höchſt problematiſch; für die Akademie ſelbſt iſt nicht einmal ein Zweifel vorhanden. Sie gibt zu, daß man es dahin bringen könne, vermittelſt des geringſten Schimmers noch gut zu leſen; daß man aber durch ein dem Lichte undurchdringliches Medium leſen könne, man mag noch ſo lang magnetiſirt worden ſeyn, dies wird hier in der Akademie Niemand glauben.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. September 1838.

— Memoror, memorique animo pia verba notavi.

Ovid.

Schiller in Jena.

Wir haben die folgende kleine Denkſchrift aus dem Nachlaſſe des vor mehreren Jahren verſtorbenen wurtembergiſchen Decans Göritz erhalten. Wenn wir uns früher bei ähnlichen Mittheilungen genöthigt ſahen, aus Rückſicht für noch Letende hie und da etwas zurückzuhalten, ſo iſt dies bei Vorliegendem nicht der Fall. Wir können die Notizen, welche keinen unbedeutenden Beitrag zu Schillers Lebensgeſchichte liefern, ganz und unverändert geben.

* * *

Die wenigen Bemerkungen, die ich Ihnen über Schiller und ſeinen Charakter, wie ich ihn geſehen habe, gebe, umfaſſen den kurzen Zeitraum von 1791—97, und auch aus dieſem nur fragmentariſche Anſichten, da die Verhältniſſe, namentlich jahrelange Abweſenheit von Jena und eine ſpäte Bekanntſchaft mit ſeiner frühern Geſchichte mich unfähig machten, ihn ſchärfer zu zeichnen, oder wenigſtens das Bild ſo darzuſtellen, wie es in meinem Gemüthe lebt. Erlauben Sie mir alſo nur einzelne Anekdoten und zerſtreute Bemerkungen als Farben zu dem Gemälde zu geben, das ein guter Kopf, der ihn ganz begriff, früher kannte und mit hohem Intereſſe beobachtete, einſt entwerfen wird.

Gegen Sie iſt die Bemerkung überflüſſig, daß aus der kleinen Geſchichte der damaligen Zeit Manches einfließen wird, was ich, wie alles, was ich hier ſchreibe, nur Ihnen ſagen mag, und eben dadurch bin ich über die Art, wie es einſt beim Publikum benüzt werde, ganz ruhig. Ich fange mit der Geſchichte an, die ich Ihnen einſt ſchon erzählte, und gebe ſie Ihnen ſo, wie ich ſie mehrere Male aus Schillers Munde ſelbſt gehört habe.

Als das Schauſpiel „die Räuber“ bekannt wurde, ſollte es auch in Mannheim gegeben werden, wo damals unter der Direktion des Barons v. Dalberg, Bruders des Fürſten Primas, ſich die beſten Schauſpieler von Deutſchland verſammelt hatten. Dalberg, der ſich für das Stück und den Verfaſſer lebhaft intereſſirte, ſchrieb an Schiller und lud ihn ein, der erſten Aufführung ſeines Schauſpiels beizuwohnen. Dazu fühlte er in ſich eine große Neigung, aber er war (die näheren Umſtände mögen ehemaligen Zöglingen der Akademie und ſeinen Freunden beſſer als mir bekannt ſeyn) feſt überzeugt, daß Herzog Karl es nicht erlauben, ja, daß ſchon das Geſuch als ein Vergehen geahndet werden würde. In welchem näheren Verhältniß er mit dem Obriſten v. Rau, dem damaligen Commandeur des Grenadierregiments v. Augé geweſen ſeyn mag, weiß ich nicht; kurz, er erhielt von dieſem die Erlaubniß, die Reiſe in Civilkleidern machen und ſich krank melden laſſen zu dürfen, unter

der Vorausſetzung, daß er ihn nicht compromittiren werde. Er reiſte alſo, und er wurde in Mannheim ſo gut aufgenommen, daß er dieſe heimliche Reiſe nachher mehrere Male unter der nämlichen Begünſtigung und Vorausſetzung wiederholte. Herzog Karl erfuhr es endlich, und als Schiller von einer ſolchen Reiſe zurückgekommen war, ſchickte er ihm ein Pferd aus dem Marſtall und den Befehl, ſogleich nach Hohenheim zu ihm zu kommen und keinem Menſchen etwas davon zu ſagen. — Als Schiller in Hohenheim ankam, empfing ihn der Herzog ſehr freundlich und liebreich, erzählte ihm von ſeinen Anlagen und zeigte ihm einige, erkundigte ſich nach ſeinen Umſtänden, und endlich ſagte er raſch zu ihm: „Er iſt auch in Mannheim geweſen, ich weiß Alles; ich ſage, Sein Obriſter weiß darum.“ Schiller bekannte, daß er in Mannheim geweſen ſey, leugnete aber ſchlechterdings, daß Ran etwas davon wiſſe, und ſo beharrlich, daß der Herzog vergeblich Bitten und Drohungen anwandte, vergebens drohte, ihn auf die Feſtung bringen zu laſſen und ſeinen Vater außer Brod zu ſetzen. Schiller beharrte auf ſeinem Leugnen; er wurde ſehr ungnädig vom Herzog entlaſſen („es werde nachkommen“) und mußte zu Fuß wieder nach Stuttgart zurückkehren. Die Sache war in Stuttgart ſogleich bekannt. Der General Augé ſtellte auf der Parade Schillern zur Rede, warum er zum Herzog gegangen ſey, ohne ſich zu melden, und zog ſich auf die Antwort Schillers: „es ſey des Herzogs Befehl geweſen,“ furchtſam zurück. Obriſt v. Ran war in großer Angſt, und getraute ſich weder öffentlich auf der Parade mit Schiller zu ſprechen, noch zu ihm in's Haus zu gehen oder ihn zu ſich kommen zu laſſen, weil dem Herzog jede Zuſammenkunft konnte verrathen werden. Schiller wohnte damals in dem ehemaligen Hauſe meines Vaters, dem Haugſchen Hauſe auf dem kleinen Graben. Das Haugſche Haus ſtand durch einen Gang mit dem Elſäßerſchen in Verbindung, und in dieſem war, da es auf der Stadtmauer ſtand, eine Thüre durchgebrochen, wodurch man in den Garten kommen konnte. Am Seelthor ging ein anderer Eingang in den Garten; da kamen v. Ran und Schiller bei Nacht zuſammen, und erſterer wurde beruhigt. — Ich erzähle dieſe Geſchichte weitläufig, weil Schiller ſie immer mit großer Behaglichkeit in vertraulichen Stunden mittheilte.

Meine nähere Bekanntſchaft mit Schiller ſchreibt ſich vom Spätjahr 1791 her. Ich war damals mit einem Jungen von Adel in Jena. Es lief lange das Gerücht von einer ſchweren Krankheit Schillers, der ſich eben im Geburtsorte ſeiner Gattin, in Rudolſtadt befand, und mehrere Male von ſeinem Tode. Lange erwartete man ſeine Ankunft in Jena, die endlich erfolgte. Mehrere hatten die Nachricht von ſeinem Tode in Briefen verbreitet; dies kränkte ihn ſehr, und er nahm es beſonders dem Bergrath Bertuch in Weimar ſehr übel und ſuchte ſich durch mancherlei ſpöttiſche Anekdoten im vertrauten Cirkel Luft zu machen, z. B. Bertuch habe ihm ſein Gartenhaus gezeigt und mit hohem Selbſtgefühl geſagt: da habe ich den Don Quixote überſezt.

Es befand ſich damals ein intereſſanter Cirkel von Schwaben in Jena, Paulus, Niethhammer, Rapp, Gros ꝛc. Schiller kam noch ſehr ſchwach in Jena an, die Nächte waren ſchlaflos, die Tage ſchmerzlich, und er war meiſt ſo abgeſpannt, daß der einfachſte Discurs ihm Ohnmachten zuzog. Arbeiten konnte er wenig oder gar nichts. Vermögen hatte er nicht, ſeine Frau nur einen kleinen Zuſchuß von Hauſe; er hatte anſehnliche Schulden. Die dreihundert Thaler Gehalt, welche er von Weimar bezog, reichten zur Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe nicht hin. Er ließ ſich mit ſeiner Frau und einer Hausjungfer und Bedienten ſpeiſen, und ſchlug mir vor, ob ich nicht mit meinem Eleven die nämliche Koſt nehmen und mit ihm eſſen wollte. Dazu kamen Niethhammer, ein Profeſſor Fiſchenich aus Bonn, der kantiſche Philoſophie in Jena ſtudirte, und ein Kammerherr v. Stein aus Weimar, der meiner Aufſicht zugleich anvertraut war. Halbe Jahre lang war auch die Frau v. Wollzogen, Verfaſſerin der Agnes von Lilien, mit uns bei Tiſche. Es bildete ſich bald ein vertrauter Familienton unter uns, deſſen Andenken immer noch für mich ſehr reizend iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

In einem ſtillen, freundlichen Thale, beinahe am Fuße der Jungfrau, zu der Gemeinde Interlaken gehörend, verfloß meine früheſte Kindheit. Mein Vater, der redlichſte, frommſte Mann der ganzen Gegend, vor dem ich binnen wenigen Tagen knieen werde, und meine Mutter waren die Schutzgeiſter des einzigen Sohnes, und zwiſchen jenen Bergen, unter jenen Schatten, am Rande jener lieblichen Bäche lag mein irdiſches Paradies. Ich kann, ich darf mich dem Wunſche nicht hingeben, daß ich es nie verlaſſen haben möchte, denn ich fühle, daß der Reichthum des Lebens in Freude und Leid an mir arbeiten mußte, um meine innern Kräfte auszubilden; aber dennoch, wenn ich mir jene Tage und Jahre vergegenwärtige, wie ſie ſo friedlich, ſo ſegensvoll an mir hingingen, ſo kann ich mir nichts Beſſeres von dem erſehnten Jenſeits träumen, als eine Wiederholung des ſchönen kindlichen Daſeyns. Mein Vater war einer der reichſten Männer ſeiner Heimath; eine Menge Weideplätze und

Digitized by Google

Sennereien gehörten ihm, ihm das ſchönſte Vieh auf den Alpen, und die großen Scheunen vermochten faſt den Ueberfluß an Getreide nicht zu faſſen, das er, gegen die Sitte des Landes, bauen ließ. Sein Haus war ſtattlich, ſeine Ställe, auf das Beſte eingerichtet, waren eine wahre Zierde des Thals; ſeine Hand, immer offen, ſpendete unermüdet den Bedürftigen des Lebens Nothdurft, kein Unglücklicher ging ungetröſtet von ſeiner Thüre, und ſein Einfluß in der ganzen Landſchaft war um ſo bedeutender, da er nie aus ſeiner Beſchränktheit hatte hervortreten, keine Stelle, keine Würde hatte annehmen wollen. Nicht ſo beſcheiden wie für ſich ſelbſt, war er für den Sohn. Alle Eltern ſehen in ihren Kindern ungemeine Anlagen, und die meinigen machten keine Ausnahme von der Regel. Ich ſollte lernen und ſchauen und mir eigen machen, was irgend an Talent und Wiſſen zu erwerben war, ſollte des Lebens Glück in einem ganz andern Wirkungskreiſe ſuchen, als wo der Vater es ſo befriedigend gefunden hatte. Zu dieſem Zwecke ward ich bei dem Pfarrer unſeres Ortes in Koſt gebracht und dort in den Anfangsgründen alles deſſen unterrichtet, was meine Laufbahn ſo ehrenvoll als glänzend machen ſollte. Ich will Ihnen mit keiner Bildungsgeſchichte beſchwerlich fallen; nur die Umriſſe des Lebens muß ich zeichnen, das jezt für mich begann, und die Häuslichkeit, welche auf das jugendliche Gemüth einen größern Einfluß hat, als lange Lehren der Weltweisheit.

Mein Hauspatron war ein finſterer Hypochondriſt, aber unendlich gelehrt, und mithin in beiden Stücken das grelle Gegentheil meines guten Vaters, dieſes einfach heitern Mannes. Wäre ich aus der gemüthlichen Atmoſphäre des elterlichen Hauſes einzig nur unter die Oberherrſchaft des Predigers gekommen, das Heimweh würde mich zu allem unfähig gemacht haben, oder ich hätte bei dem plötzlichen Zwange auf Abwege gerathen müſſen. Aber es ſtand dem Manne eine Gattin zur Seite, die man kühn ein Muſter der edelſten Weiblichkeit nennen konnte. Wann der zwölfjährige Knabe verſtimmt, von der ungewohnten Kopfanſtrengung an Seele und Leib ermattet, von dem pedantiſchen, viele Stunden hinter einander dauernden Unterrichte herkam und ſich alle Bilder des verlornen heimiſchen Glückes ſchmerzlich vor ſeiner Erinnerung reihten, dann erbarmte ſich ſeiner die gute Hausfrau, die er nicht nur lieben, ſondern vergöttern gelernt hatte; ſie zerſtreute ihn auf alle Art, half ihm auch wohl ſeine Aufgaben machen, und verſöhnte ihn wieder mit ſeiner Lage. Und neben ihr waltete ein Genius, zwar ungeflügelt, aber außer den Schwingen mit Allem verſehen, was uns dieſe idealen Weſen anziehend macht. Ein kleiner achtjähriger Engel, der ſchönen Mutter Ebenbild, aber noch reizender durch die holde Kindlichkeit, mit der er ſich an den jugendlichen Spielgefährten ſchloß, Freude und Leid mit ihm theilte, für ihn bat, wenn er gefehlt hatte, ſeinetwegen oft die ſtillen, mädchenhaften Spiele verläugnete, um mit ihm der Knaben wilderen Zeitvertreib zu theilen — das war das mächtige Band, welches mich in einer Laufbahn feſſelte, die ich nicht lieb gewinnen konnte. Hatte ſich mein Gedächtniß mit Namen und Zahlen, mein Gehirn bis zum Zerſpringen mit den Ereigniſſen einer fernen Vergangenheit gefüllt, welche mir auf die langweiligſte Art vordozirt wurden; hatte ich gerechnet und auswendig gelernt, bis mir der Kopf rauchte, und durfte endlich die Gelehrſamkeit auf ſich ſelbſt beruhen laſſen, dann ging es mit Anna hinaus in Feld und Flur, entweder die Höhe hinan auf ſchmalen Fußſteigen an unbeſuchte, einſame Orte, in Felſenhöhlen, die ich entdeckt, oder zu den Punkten, wo man die Anſicht unſerer Alpen und Gletſcher vorzüglich ſchön genoß, oder in ſtille Wieſengründe, einem rieſelnden Bache entlang, wo wir ein Hüttchen von Laubwerk erbaut hatten und ich Annas Puppen Bad- und Luſthaus errichtete. Die Gefährten dieſer ſchönen Stunden waren eine junge Ziege und ein Pudel, die, an uns und an ſich ſelbſt gewöhnt, unſtreitig die luſtigſte Geſellſchaft von der Welt bildeten.“

Hier ſtüzte Freimann ſeinen Kopf auf die Hand, mit welcher er die Augen bedeckte, gleichſam als wolle er vor der äußern Welt die Blicke ſchließen, um ſie deſto ungehemmter in das ſüße Leben ſeines Herzens tauchen zu können. „Wenn ich,“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort, „auf einige Tage meine geliebte Heimath beſuchen durfte, und Anna die Erlaubniß erſchmeichelt hatte, mitzugehen, welche Stunden, welch eine Zeit des ſeligſten Genuſſes ging dann über uns hin! Von Lehrſtunden war keine Rede; vom frühen Morgen, wo uns die Sonne weckte, bis ſpät am Abend folgte ein liebes Spiel dem andern, nur von den Beſuchen unterbrochen, welche wir den Herrlichkeiten eines wohlgeordneten Landhaushaltes abſtatteten. Im Winter, bei den gebratenen Aepfeln und den ſchnurrenden Katzen auf dem Ofen, des Vaters großes Bilderbuch mit den ſchönen Geſchichten durchblättern, in einem kleinen Schlitten über die Anhöhe hinunterglitſchen — Gott hat jedem Menſchen ein großes Maß von Glück geſchenkt, und wir ſollten nie vergeſſen, daß die Stürme, die unſere Mittags- und Abendzeit ſo oft umtoben, nur darum entſtehen, weil das heitere Leben der Unſchuldswelt von uns gewichen iſt und durch das Schickſal der Horizont wieder gereinigt werden ſoll, den unſere Thorheiten und Irrthümer umhüllt haben.

Unter den Blüthen eines ſo unausſprechlichen Glückes waren Jahre vorüber gegangen und unſer beider Bildung bedeutend vorgeſchritten. Es iſt bei uns Sitte, daß zu der vollendeten Erziehung eines Mädchens immer einige oder mindeſtens ein Jahr Aufenthalt in einer Penſion

Digitized by Google

der franzöſiſchen Schweiz geboren, und obwohl noch wenig erfreuliche Reſultate aus dieſer Gewohnheit hervorgegangen ſind, ſo fügen ſich ihr dennoch ſelbſt die verſtändigeren Menſchen. Anna war jezt vierzehn Jahre alt, halb Kind, halb Jungfrau, eine aufbrechende Roſenknoſpe, mit allem Reiz geſchmückt, den die Natur in dieſem Alter dem weiblichen Geſchlechte gibt. Sie hatte alles gelernt, was ſie an der Seite einer weiſen Mutter und eines wohlunterrichteten Vaters lernen konnte, und jezt ſollte und mußte ſie das elterliche Haus verlaſſen, um in eine, jedenfalls zu ihrem bisherigen Leben ſchlecht ſtimmende Koſtanſtalt zu treten. Was mir ſchon lange innere Ueberzeugung geweſen, ohne daß ich ſie ausgeſprochen hatte, entwickelte ſich jezt ſo deutlich vor meiner Seele, daß ich meinen Vater davon in Kenntniß zu ſetzen mich gedrungen fühlte. Ein Landmann ſollte ich nun einmal nicht werden, und ſeit ich eine innere Welt näher zu beleuchten begonnen, die ich bis dahin nur geahnet hatte, wünſchte ich es auch nicht mehr; denn einem bloßen Bauer, wäre er auch noch ſo reich geweſen, hätte Paſtor Eberhardt die einzige Tochter nicht zugeſagt. Gegen den Stand des Gelehrten oder Theologen hatte ich, wie ſchon geſagt, einen unüberwindlichen Widerwillen, ein Schreiberdienſt oder etwas dergleichen war mir zu gering. Hingegen ſchien mir der Kaufmann, wie er ſeyn ſoll, beneidenswerth, und ich glaubte hier mein Ideal erreichen zu können. Meine Eltern, insbeſondere die Mutter, hätten zwar ſehr gewünſcht, mich von einer unſerer Kanzeln herab predigen zu hören, allein mein Wille ſtand feſt und mir wurde die Erlaubniß ertheilt, das für mich nun ſchrecklich einſam gewordene Pfarrhaus zu verlaſſen und eine Stelle als Handlungsdiener anzunehmen, die ſich mir durch die Verbindungen meiner Pflegemutter in Zürich anbot.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Der Graf von Paris.

Das merkwürdigſte Ereigniß in der lezten Hälfte des Auguſt war die Geburt des jungen Prinzen, dem man den Namen eines Grafen von Paris beigelegt hat. In großen Städten nimmt man an den Hoffeſten keinen ſo lebhaften Antheil, wie in kleinern Reſidenzen, weil man die Regierenden nur ſelten ſieht, ſie perſönlich wenig kennt, mit ihnen in keine Berührung kommt und großentheils ohne ihre Unterſtüzung leben kann und leben muß. Daher erregt die Geburt eines Prinzen hier ungleich weniger Aufſehen, als anderswo. Legitimiſtiſche und republikaniſche Oppoſitionsblätter haben die Gleichgültigkeit des Publikums bei dieſer Gelegenheit dem lebhaften Antheil entgegengeſezt, welchen im Jahr 1811 die Geburt des Sohnes Napoleons und während der Reſtauration die des Herzogs von Bordeaux erregt hatte. Man muß aber billig die Umſtände in Erwägung ziehen, welche dabei vorwalteten und von den jezigen ganz verſchieden waren. Für die Napoleonſche Dynaſtie war die Geburt eines Sohnes von der größten Wichtigkeit; denn daß die Brüder Napoleons niemals in Frankreich regieren würden, davon hatte man allgemein das Vorgefühl. Auch für die ältern Bourbonen und ihre damals zahlreichen Anhänger war die Geburt des Abkömmlings des Herzogs von Berry eine entſcheidende Begebenheit. Sie war ihnen ein Bürge für die Fortdauer der Dynaſtie. Beide Geburten waren geſchichtliche Thatſachen; nicht ſo die Geburt eines Sohnes des Herzogs von Orleans. Dieſer iſt noch nicht auf dem Throne; folglich iſt die Regierung eines Sohnes deſſelben noch in weitem Felde. Auch iſt es in einem Staate, wo die königliche Macht durch die Verfaſſung eingeſchränkt iſt, und wo alſo die perſönlichen Eigenſchaften des Regenten, wegen der Verantwortlichkeit der Miniſter, weniger in Betracht kommen, der Nation ziemlich gleichgültig, ob der erſte oder zweite Sohn des Königs ſein Nachfolger wird; und da mehrere Söhne vorhanden ſind, ſo braucht Niemand wegen der Nachfolge beſorgt zu ſeyn, wenn ſie ruhig ihren Gang geht. Aus all dieſen Gründen war die Geburt eines Sohnes des Herzogs von Orleans kein in politiſcher oder geſchichtlicher Hinſicht merkwürdiges Ereigniß. Deßhalb bezeugten die Pariſer auch keine ſehr lebhafte Freude, ſondern machten ſich über das Conseil municipal luſtig, welches den ſonderbaren Einfall hatte, dem neugebornen Prinzen einen Degen im Werth von 50,000 Fr. als Geſchenk zu überreichen. Die jezige Zeit iſt ganz in das Induſtrieweſen verſenkt, und ſucht ſich durch Spekulationen zu bereichern, oder der Früchte derſelben zu genießen. Deßhalb ſchien ein ſo kriegeriſches Geſchenk wie ein Degen ganz unpaſſend und ſogar abgeſchmackt; denn was ſoll das Kind mit dem goldenen und von Edelſteinen blizenden Degen machen? Nun hat das Journal des Débats zwar eine kriegeriſche Miene angenommen und behauptet, der Degen ſolle dazu dienen, die Feinde zu Paaren zu treiben, falls ſich Feinde zeigen ſollten. Aber in dieſer Hinſicht iſt Paris ganz beruhigt; die Nachbarn Frankreichs haben eben ſo wenig Luſt, den eiſernen Degen aus der Scheide zu ziehen, als Frankreich ſelbſt jenen goldenen ziehen wird. Die Völker ſind jezt alle in behagliche Ruhe verſenkt, aus welcher ſie ſich ſo leicht nicht werden aufrütteln laſſen, und deßhalb wird wahrſcheinlich der goldene Degen des Grafen von Paris ein Paradedegen bleiben, abgeſehen davon, daß Prinzen oft nur zum Schmuck den Degen ſchwingen, und daß Nicht-Prinzen die eigentlichen Degenführer ſind. Das dem Pariſer Volk gegebene Feſt glich völlig allen dergleichen, und da es ſo bald auf die Juliſeſte folgte, ſo hatte es nicht einmal eine ſehr große Menge Volks in Bewegung geſezt. Nur das Feuerwerk am Abend zog Schaaren von Neugierigen herbei. Ein anderes Feſt wird für den Oktober bei der Taufe des jungen Prinzen verſprochen; vielleicht wird dieſes mehr Theilnahme finden, beſonders wenn man ſo glücklich ſeyn ſollte, etwas Neues zu erfinden. Bei den lezten Feſten hat man angefangen, die italieniſchen Regatten auf der Seine nachzuahmen; die Pariſer Volksmenge iſt aber zu zahlreich, als daß für ſie auf den Kays Plaz genug wäre, oder man müßte andere Vorkehrungen treffen, damit ſie das Schauſpiel auf dem Fluſſe gehörig genießen könnte. Ich glaube aber, eine Regatta hat überhaupt für die Pariſer nicht Reiz genug, und es muß daher etwas Anderes zu ihrer Beluſtigung erfunden werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. September 1838.

Es prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang.

Schiller.

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Zwei Jahre verfloſſen mir ſchnell bei angeſtrengter Thätigkeit, denn ich mußte nachzuholen ſuchen, was früher für meinen gewählten Beruf verſäumt worden war. Mein Sinn, mein Herz blieb rein, und daß ich die Abwege vermied, auf welche die meiſten meiner Genoſſen geriethen, ſchreibe ich mit Recht dem Geiſte einer unſchuldsvollen Liebe und dem fortdauernden Wirken meiner mütterlichen Freundin zu, deren liebſte Hoffnung ſchon damals Anna's einſtige Verbindung mit mir war. Ich ſchritt raſch vorwärts, und am Ende der zwei Jahre ſchlug mir mein Prinzipal, deſſen Liebling ich geworden, vor, einige Reiſen an ſeiner Statt zu unternehmen. Sein Vertrauen ehrte mich, das Anerbieten brachte mir mancherlei Vortheil, und jeder meiner Gefährten, die alle weit älter waren, hätte ſich dabei am Ziele geglaubt. Dennoch vermochte ich mich nicht zu freuen, wie ich geſollt hätte. Anna kehrte in das väterliche Haus zurück, und dieſer Magnet war es, der mich meine ſchnelle Entfernung beklagen ließ. Mein Weg führte unweit der Heimath vorüber, und ich erlaubte mir einen Abſprung dahin, theils um meiner Eltern Segen zu empfangen, theils in der Hoffnung, Anna zu treffen. Ihre Ankunft war aber verzögert worden, und mehr als ein paar Tage durfte ich für mein Vergnügen nicht verwenden. Meiner edeln Freundin gegenüber entriß mir der Schmerz meines unerfüllten Wunſches Aeußerungen, welche ſie veranlaßten, meiner Ausſichten in die Zukunft zu gedenken, und ihre Güte ermuthigte mich, ihr die lieblichſte von Allen an das mütterliche Herz zu legen. Freundlich hörte ſie mich an, ſagte mir, wie ſeit vielen Jahren die Verbindung zwiſchen Anna und mir ihr ſehnlichſtes Verlangen geweſen ſey, wie ſie aber dem Schickſal nicht habe vorgreifen wollen, und mich auch jezt bitte, kein Verſprechen zu leiſten, keine Entwürfe zu machen. „Des Menſchen Herz iſt wandelbar,“ ſprach die verſtändige Frau, „und ein paar Jahre der Jugend können auf Gemüth und Körper eine unglaubliche Wirkung hervorbringen. Ihr habt jezt längere Zeit entfernt von einander gelebt, und leicht dürfte dieſe Trennung noch lange dauern. Wer ſteht dir dafür, ob Anna ſich deiner Erwartung gemäß ausgebildet haben wird? ob ſie dich, ob du ſie anſprichſt und begreifſt? Darum keine voreilige Beſtimmung eurer Verhältniſſe! Aber Eines verſprich mir, Hermann, denn ich ahne, daß ich dich nicht wieder ſehen werde: verſprich mir, Anna, auch wenn ihr euch nicht näher angehören ſolltet, als deine Schweſter anzuſehen, ſie zu berathen und mit Nachſicht zu leiten,

Digitized by Google

wie eine Mutter es thun würde!“ — Freudig gelobte ich, ihr Verlangen zu erfüllen, und wie habe ich Wort gehalten! In toller Leidenſchaft habe ich die ſchöne Blume hingeworfen, jedem Leichtſinnigen eine willkommene, ſchutzloſe Beute; in blindem Eifer habe ich mich von ihr losgeriſſen, ohne Schonung ſie dem Unglück zum Raube laſſend!“ — Schweigend bedeckte Freimann während einiger Minuten, in tiefem Schmerz verloren, ſeine Augen; dann fuhr er fort: „Meine Abweſenheit dauerte weit länger, als ich geglaubt hatte. Ein Geſchäft führte das andere herbei, ich durchreiſte einen großen Theil von Europa in allen Richtungen und ſah die vaterländiſchen Gebirge erſt am Ende des zweiten Jahres mir wieder entgegen ſchimmern.

Manches hatte ſich in ihrem Laufe begeben, mancher Schmerz mich getroffen, viele unerwartete Veränderungen ſtatt gehabt. Meine edle Erzieherin hatte recht geahnet und war heimgegangen, ehe die Hälfte meiner Reiſezeit vollendet war. Meine gute Mutter folgte ihr nach einigen Monaten, und mit einer Trauer, die ich nicht zu beſchreiben verſuche, dachte ich, daß die beiden Schutzgeiſter meiner Jugend mir entſchwunden ſeyen. Die Nachricht aber, daß der Pfarrer Ehrhardt nach dem Tode ſeiner Frau ein anderes Amt in der Nähe des Bielerſees erhalten habe, ergriff mich ebenfalls ſchmerzlich; denn mir ſchienen dadurch meine jugendlichen Träume und Hoffnungen entrückt zu werden, gleich als ob die heimathlichen Umgebungen zu ihrer Erfüllung nöthig geweſen wären. Nicht mit reiner Freude, nicht ohne eine Art von prophetiſchem Grauen betrat ich in Genf den ſchweizeriſchen Boden und näherte mich über Neuenburg dem Orte, wo ich entweder den Lohn meiner Treue empfangen, oder meine Erwartungen als Illuſion auf immer verſchwinden ſehen ſollte. Ich war indeſſen entſchloſſen, ehe ich Anna aufſuchte, zu meinem Vater zu gehen, der in ſeiner Einſamkeit der Gegenwart des Sohnes ſo ſehr bedurfte.

Mein Weg war der nämliche, den wir heute gemacht haben, und ich landete im Vorbeifahren auf dieſer Inſel, welche ich früher ſchon beſucht und die mich mit ihrem eigenthümlichen Reiz tief ergriffen hatte. Ich wollte nur eine Morgenſtunde da zubringen, ließ deßhalb meine Schiffer warten und verlor mich im Gebüſch. Dem Pavillon auf der Höhe näher gekommen, ſcholl mir Jubel und Gelächter jugendlicher Stimmen entgegen, und zwiſchen den Bäumen hervorgetreten, ſah ich eine Schaar geputzter Mädchen, welche in Begleitung einiger junger Männer ſich mit einem Spiele vergnügten. Zufällig war einer von ihnen ein Kaufmannsdiener, der mich genügend erkannte und mich bei der Geſellſchaft einführte. Ich lehnte mich an einen Baum, um das hübſche Schauſpiel einen Augenblick mit anzuſehen. Ein Dutzend Mädchen im gefälligſten Putze, Alle, auf's Mindeſte geſagt, anmuthig, auf einem ſchönen Wieſenteppich hüpfen zu ſehen, iſt jedem Auge ein willkommener Anblick. Eine der lieblichen Geſtalten aber war es beſonders, die mich anzog, weil mich dünkte, ich habe nie etwas Aehnliches gefunden. Aus anmuthiger Miſchung des blendendſten Weiß mit der ſchönſten Roſenfarbe lächelten die gefälligen, wohlgeordneten Züge, es ſchauten ein paar geiſtreiche, dunkelblaue Augen unter langen Wimpern, in Kinderunſchuld und Muthwillen hervor, leicht gelockt flog das dunkelblonde Haar um Stirne und Hals und die zart gebauten Glieder ſchwebten auf den kleinſten Füßchen unhörbar wie im Elfentanz über den Raſen hin. Ein wahrer Engel! ſprach ich zu mir ſelber, und es ging aus der Erſcheinung etwas mir Verwandtes, Befreundetes hervor, das ich nicht zu nennen wußte. Mein Wohlgefallen erzeugte mancherlei Betrachtungen, und in dieſe vertieft, hatte ich das Spiel außer Acht gelaſſen. Da flog in Folge deſſelben, einen der jungen Männer hinter ſich, der Gegenſtand meiner Bewunderung auf den Platz zu, wo ich ſtand, ſchaute zurück, ſtrauchelte in dieſem Augenblick über eine Wurzel, und wäre vor mir hingeſtürzt, wenn ich ſie nicht in meinen Armen aufgefangen hätte. Nach dem erſten Schreck ſtrich ein Gefühl der Verlegenheit ſichtlich über die erröthenden Wangen, und ſie wollte ſich, meinem Arm entwindend, aufrichten, „Fallen Sie nicht, mein ſchönes Kind!“ ſagte ich mit dem inſtinktartigen Verlangen, ſie über den unangenehmen Augenblick wegzubringen. Jetzt ſchaute ſie mich an, und in ihrem Geſicht entwickelte ſich ein Etwas, das ich nicht zu deuten wußte und meine Eitelkeit gar zu gern günſtig ausgelegt hätte: eine Art Stutzen, dem ein Anflug von Rührung folgte, von der liebenswürdigſten Freundlichkeit alsbald verdrängt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiller in Jena.

(Fortſetzung.)

Schiller liebte beſonders offene Geſpräche über Verhältniſſe des Lebens, und zeigte oft die geheimſten Gefühle ſeines Herzens. Er erzählte oft von ſeinen Jugendſchickſalen und ermunterte uns, das nämliche zu thun. Dadurch entſtand bald ein neckender Ton unter uns, der zu mancherlei komiſchen Vorfällen Veranlaſſung gab. So erzählte ich einſt von mir, ich ſey in meiner Jugend von den Blattern ſo häßlich entſtellt geweſen, daß man deßhalb gewöhnlich meine jüngeren Geſchwiſter mir vorgezogen und geliebkoſt; dies habe mich tief gekränkt, und beſonders

Digitized by Google

habe ein Stuttgarter Nachbarskind, eine Schweſter des Dichters Fr. Haug, als Kind auf mich einen ſehr tiefen, unauslöſchlichen Eindruck gemacht, weil ſie, ſo oft ſie mich ſah, die Zunge gegen mich als ein häßliches Kind herausſtreckte. Das gehe mir bis auf den heutigen Tag nach und mache mich in vielen Fällen ſchüchtern und befangen, wo andere frei und unbefangen ſeyen. Als ich das nächſte Mal zu Tiſche kam, ſtreckten Schiller und ſämmtliche Tiſchgenoſſen die Zunge gegen mich heraus, und es gab ein allgemeines Gelächter. So wurde jeder geneckt.

Um Schiller, dem wir nicht ſo gut beikonnten, als er uns, einen Streich zu ſpielen, benuzten wir einige ſeiner Aeußerungen über die Art, wie Galetti in Gotha die Geſchichte behandelte. Er erklärte ihn für den langweiligſten und geiſtloſeſten Hiſtoriker, der je gelebt habe. Wir erkundigten uns genau, ob er je an Galetti geſchrieben habe, oder dieſer an ihn, ob er alſo ſeine Hand kenne. Als wir überzeugt waren, daß er in gar keiner Verbindung mit ihm ſtehe, verfaßten wir einen Brief von Galetti an Schiller, des Inhalts: er habe den erſten Theil ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs und auch die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande geleſen, und finde, daß ſeine Sprache ziemlich gebildet ſey und daß er eine lebhafte Phantaſie habe; nur ſeyen die Facta alle falſch und unhiſtoriſch vorgetragen, weil es ſcheine, als fehle es ihm an gründlicher Kenntniß der Geſchichte. Dieſe beſitze er, Galetti, im höchſten Grade; er mache ihm alſo den Vorſchlag, die Geſchichte gemeinſchaftlich zu bearbeiten, wozu er, Galetti, die Richtigkeit der hiſtoriſchen Factorum, Schiller aber Sprache und Phantaſie geben ſollte. So würden Verſtand und Phantaſie in ſchönem Bunde etwas liefern, was Anſpruch auf Vollkommenheit machen könnte. — Dies alles war in die feinſten Wendungen, die wir finden konnten, und in die urbanſte Sprache eingekleidet, und Schiller erhielt dieſen Brief geſtempelt von der Poſt. Mit der Argloſigkeit eines Kindes kam er zu Tiſche und erzählte: „Denken Sie nur, was der verfluchte Kerl (ein Lieblingsausdruck Schillers), der Galetti mir ſchreibt u. ſ. w.“ Beſonders ärgerte ihn der ſchöne Bund des Verſtandes und der Phantaſie. Er hieß Galetti einen Eſel, der nie gewußt und nie eine Ahnung von dem gehabt habe, was Geſchichte ſey. Aber daß dieſer Brief unterſchoben ſeyn könnte, das fiel dem argloſen Manne gar nicht einmal ein; hätte er den geringſten Argwohn gehabt, ſo hätte er auf unſern Geſichtern das unterdrückte Lachen leſen können; aber er ſprach noch öfter davon, und endlich erklärte er, er wolle ihm antworten. Unſere Abſicht war alſo vollkommen erreicht, nur fehlte uns der Triumph, ihn auslachen zu können. Daß kein Brief an Galetti auf die Poſt gegeben werden konnte, ohne in unſere Hände zu kommen, dafür war geſorgt; wir ſahen alle Adreſſen, da ſein Bedienter auch uns bediente. Da wir nun durch dieſe erſte Liſt unſere Abſicht nur halb erreicht hatten, weil zu unſerer vollſtändigen Befriedigung noch gehört hätte, daß Schiller dem Galetti antwortete, ſo dachten wir auf etwas Anderes.

Eines ſeiner Lieblingsgeſpräche war Medicin und ſein Studium derſelben in der Akademie zu Stuttgart. Er wünſchte oft und äußerte dieſen Wunſch gegen uns, Zeit und Muße zu haben, Medicin noch weiter zu ſtudiren, beſonders, um Doktor der Medicin zu werden und die Lieblingsidee ſeines Vaters, zu dem er innige Achtung und Liebe an den Tag legte, zu realiſiren. Auf dieſe Aeußerungen Schillers bauten wir einen neuen Plan. Es fiel nämlich in die damalige Zeit gerade das Jubiläum der Univerſität Erfurt, wobei bekanntlich gewöhnlich Ehrendoktoren in allen Fakultäten ernannt werden. Wir ſchrieben alſo im Namen des Prorektors in Erfurt einen Brief an Schiller: da die Univerſität ihr Jubiläum durch Erhebung mehrerer Männer von großem Namen zur Doktorwürde zu verherrlichen wünſchte, ſo würde ſie ſich für geehrt halten, wenn Schiller unter dieſer Zahl wäre. Da man nun wiſſe, daß er ſchöne Kenntniſſe in der Medicin erlangt habe, ſo biete man ihm die mediciniſche Doktorwürde an, und erſuche ihn, nur ein Specimen über ſeine Kenntniſſe in der Arzneikunſt einzuſenden. Wir hielten dieſen Streich für zu plump, um nicht zu erwarten, daß Schiller ihn merken werde. Aber ſtatt deſſen erſchien er nach Empfang dieſes Briefs mit erſtaunlichem Vergnügen beim Eſſen und theilte uns den Inhalt deſſelben mit. Er malte ſich, worin er große Kunſt beſaß, das Vergnügen ſeines Vaters mit den lebendigſten Farben aus, er ſagte uns, er habe den Haller geleſen, und es werde ihm ein Leichtes ſeyn, ein Specimen zu liefern, das Beifall erhalten würde. Er ſah ſich ſchon als Doktor der Medicin und als Leibarzt des Coadjutors (v. Dalberg), den er unausſprechlich lieb hatte und für deſſen Leben man damals mannichfaltige Beſorgniſſe hegte, weil er den Obſcuranten zu hell dachte. „Einen treuern Leibarzt kann er nicht bekommen, als mich.“

Während es uns ſchmerzte, eine ſo tiefe und edle Saite im Gemüthe Schillers berührt zu haben, wurde es uns ernſtlich angſt und bange über die Zuverſicht, womit er von allem dieſen als ausgemachten Sachen ſprach. Er hatte ſo wenig Arges, daß ſich alle ſeine Unterhaltungen um dieſen Gegenſtand drehten, den er immer wieder mit neuen lebendigen Farben auszumalen wußte. Wir entdeckten dem Profeſſor Paulus, mit dem er in den damaligen Zeiten oft ſpazieren ritt, unſere Angſt, und baten ihn, er möchte Schiller von dieſem Ideengange ableiten. Dieſer hörte mit Erſtaunen, daß das, was er auch für wahr gehalten, und wovon Schiller

Digitized by Google

ſchon mehrfältig mit inniger Zufriedenheit mit ihm geſprochen hatte, ſich auf einen bloßen Betrug gründe. Bei dem nächſten Auftritt warf er ihm Zweifel in den Weg, die aber Schiller nicht irrten: er beharrte in ſeinem Ausmalen einer Idee, die ihm eine ganz neue Welt eröffnete. Endlich gelang es Paulus, ihm Mißtrauen gegen die Echtheit des Briefes beizubringen, wovon wir aber nichts erfuhren.

Sehr oft ſpielten Schiller, Geos und ich nach Tiſche l'Hombre; Profeſſor Fiſchenich, v. Stein und mein Eleve unterhielten ſich gewöhnlich im Nebenzimmer mit den Damen. Ueber Tiſche hatte Schillers Bedienter nicht aufgewartet. Zufälligerweiſe fragte Fiſchenich, wo der Bediente ſey? Die Schiller, welche mit unſerm Plan durchaus unbekannt war, von ihrem Mann aber unterrichtet ſeyn mußte, gab ganz einfach zur Antwort: Schiller habe den Bedienten auf ſeinem Pferde zum Coadjutor nach Erfurt geſchickt, um ſchriftlichen Abſchied von demſelben zu nehmen, da er nach Mainz reiſe, und ihm noch in andern, beſonders ſeinen Doktorsangelegenheiten, geſchrieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Der Erzbiſchof und das Te-Deum.

Die unentgeldlichen Schauſpiele ſind ſeit einigen Jahren abgeſchafft, die Regierung hat aber den Grund nicht bekannt gemacht. Vielleicht war es der Polizei zu mühſam, Ordnung unter dem wilden Haufen zu halten, und zu verhindern, daß die Schauſpielhäuſer verdorben und die Schauſpieler mit Geringſchätzung behandelt wurden. Jemand erzählte mir, er habe einmal in der Oper aus Neugierde einer ſolchen unentgeldlichen Vorſtellung beigewohnt. Die Oper fing mit einem Chore an. Hierüber bezeigten Viele ihr Mißvergnügen, indem ſie riefen: „Seht, da ſingen ſie ihre Rollen Alle auf einmal, damit ſie deſto ſchneller zu Ende kommen!“ Mit ſolchen Zuſchauern haben auch die Schauſpieler ungern zu thun, und es läßt ſich daher begreifen, daß die Polizei ſowohl, als die Theaterdirektionen keine Luſt mehr bezeigt haben, die Thore der Schauſpiele dem Pöbel zu öffnen, obſchon die Direktionen für ihre Mühe und Unannehmlichkeit vom Staate entſchädigt wurden. Zudem begnügte ſich dieſes zuſammengedrängte Auditorium nicht mit dem Zuſehen, ſondern wollte auch das Seinige zur Beluſtigung beitragen, und ſang deßhalb Allerlei aus der Revolutionszeit, was den Ohren der monarchiſch Geſinnten greulich klang. — Ein durch die Geburt des Grafen von Paris herbeigeführtes, nicht unwichtiges Ereigniß war das feierliche Te-Deum in der Kathedralkirche und die berüchtigte Anrede des Erzbiſchofs an den König. Dieſer Erzbiſchof macht der jetzigen Dynaſtie viel zu ſchaffen, freilich nicht ſo viel, als der Kölner Erzbiſchof der preußiſchen; die Regierung braucht auch nicht hart gegen ihn zu verfahren, die beſtehende Preßfreiheit reicht hin, den ſtolzen Mann zu züchtigen, wenn er ſeine geiſtliche Würde mißbraucht. Ein einziges Mal hat der Staatsrath einen der Hirtenbriefe deſſelben unterdrückt; dies hatte aber nichts zu bedeuten, denn im Grund wurde nichts dadurch unterdrückt. Der Hirtenbrief hatte die vom Verfaſſer bezweckte Publizität erhalten, und weiter wollte der Erzbiſchof ja nichts. Und hätte ein Verleger Luſt gehabt, ihn wieder abdrucken zu laſſen, ſo wüßte ich nicht, was ihn hätte hindern können. Auch wurde der Vorfall nicht weiter erwähnt, und wenn die neue Dynaſtie den Erzbiſchof nöthig hatte, wie denn ein Erzbiſchof hier manchmal nöthig iſt, ſo that er zwar willig, oder wenigſtens dem Anſchein nach willig, wozu man ihn berufen hatte, wußte aber immer in ſeine öffentlichen Reden Einiges einzuflechten, wodurch er leiſe ſeine wahre Meinung, das heißt ſeinen Widerwillen gegen das jezt Beſtehende offenbarte. So verfuhr er auch diesmal. Die liberalen Zeitungen wunderten ſich, daß er ſo bereitwillig das ſogenannte Ondoyement (eine Art proviſoriſcher Taufe, die man, ſo viel ich weiß, in andern Ländern nicht kennt) an dem jüngſt gebornen Prinzen verrichtet habe, und die legitimiſtiſchen Blätter bezeigten einiges Mißvergnügen wegen dieſer ſeiner Gefälligkeit gegen die neue Dynaſtie. Dieſe ſuchte durch prächtige Kirchengewänder den Mann ein wenig zu beſänftigen; er aber wartete auf die Erſcheinung des Königs in der Kathedralkirche, um durch ſeine Anrede ſeine wahren Geſinnungen auszudrücken. Seit mehreren Tagen ſprechen die Zeitungen über dieſe berüchtigte Rede billigend oder mißbilligend, oder, wenn ſie zum Juſtemilieu gehören, ein wenig entſchuldigend hin und her. Das Niederreißen ſeines Pallaſtes und den Verluſt ſeines weltlichen Anſehens kann der alte Mann nicht verſchmerzen, und obſchon er ſelbſt das Volk durch ſein unkluges Betragen und durch ſeine Einmiſchung in die Politik aufgereizt hat, ſo ſtellt er ſich doch gern als einen unſchuldig Verfolgten dar, und ſchildert die Kirche als im Zuſtande gewaltiger Bedrängniß. Auch verfehlt der ſchlaue Mann niemals, dem jetzigen Könige einen leiſen Vorwurf darüber zu machen, daß er ſich ſo ſelten in einer Kirche zeige; in der That war dies das zweite Mal, daß ſich Ludwig Philipp feierlich in die Kathedrale begab, und die Kapelle im Tuilerienſchloſſe ſteht ſeit der Julirevolution verlaſſen. Die Königin begibt ſich häufig mit den Prinzeſſinnen nach der St. Rochuskirche, welches die nächſte Pfarrkirche iſt. Uebrigens ſah das lezte Te-Deum gar nicht erbaulich aus, obſchon es im Beiſeyn des Klerus in der gothiſchen Kathedrale von einem Muſikchore von zweihundert Tonkünſtlern gehalten wurde: alle Männer in Staatsuniform, die Damen im größten Schmucke, wie bei einer Hofgala, Turbane unter der bunten Reihe der fremden Geſandten, und endlich eine Menge Soldaten und Offiziere.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 216.

Das Butterfaß.

Räthſel

aus dem Mund des Volks.

Drauf geklopft,
Aufgedeckt,
Eine Zang' auseinandergeſtreckt,
Hineingeſteckt,
Zuſammengelegt,
In die Höh' gereckt,
Ach, das hat mir gut geſchmeckt!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. September 1838.

There's no such sport, as sport by sport o'erthrown.
Shakespeare.

Schiller in Jena.

(Fortſetzung.)

Das war für Fiſchenich ein Donnerſchlag. Er ließ mich vom Spiel wegrufen und entdeckte mir die Sache. Unſere Verlegenheit war groß. Wir hielten Rath, und es wurde beſchloſſen, eine Eſtafette dem Bedienten nachzuſchicken, der erſt nach eilf Uhr abgegangen ſeyn ſollte, und ihn zu veranlaſſen, den Brief Schillers an den Coadjutor wieder zurückzubringen. Nachdem die Eſtafette in größter Eile abgefertigt war, fanden wir, daß dies nicht hinlänglich ſey; vielleicht könnte durch perſönliche Gegenwart bei dem Coadjutor manches, was etwa durch Leſung des Briefs verdorben wäre, wieder gut gemacht werden. Wir entſchloſſen uns, daß Einer von uns auf gemeinſchaftliche Koſten nach Erfurt reiſen, wo möglich den Bedienten ſelbſt aufſuchen und die Sache nach Kräften endigen ſollte. Das Loos fiel auf mich. Sogleich ſaß ich in der Poſtchaiſe und flog nach Erfurt, wo ich Abends nach acht Uhr ankam; ich hatte nicht ganz vier Stunden zu vier Meilen gebraucht. Da hatte das Poſtamt, an das die Eſtafette gelaufen war, nicht nur ſchon in allen Wirthshäuſern und Schenken in der ganzen Stadt nach Schillers Bedienten, ſondern auch ſchon zum Coadjutor geſchickt und ihn unterrichtet, Schillers Bedienter ſolle einen Brief an ihn wieder zurückbringen. Da Erfurt eine Feſtung iſt, ſo waren die Thore ſchon geſchloſſen, als ich ankam, und ſo wurde meine Ankunft dem Coadjutor gemeldet. Dieſer ſchickte ſeinen Kammerdiener an mich und ließ mir ſagen, er habe keinen Brief von Schiller erhalten, er laſſe mich aber bei ſeiner Ehre verſichern, daß, wenn noch einer ankommen ſollte, er ihn unerbrochen zurückſenden wolle.

Nun erſt wurde es mir klar, daß wir geneckt waren. Ich legte mich alſo zu Bette und kehrte am andern Morgen nach Weimar zurück. Von da aus ſchrieb ich an den Profeſſor F. einen jämmerlichen Brief, worin ich das, was mit dem Coadjutor wirklich geſchehen war, erzählte. Ich ſetzte aber noch hinzu, was bei der Humanität des Coadjutors leicht möglich, und um ſeiner Freundſchaft für Schiller willen wahrſcheinlich war, er habe mich rufen laſſen, ſey begierig geweſen zu wiſſen, warum hinter einem Briefe Schillers an ihn eine Eſtafette und dann ſogar ein Reiſender geſchickt werde, und ſo habe ich ihm denn alles entdeckt, worüber er herzlich gelacht und auch die übrigen anweſenden Herren ſich ſehr luſtig gemacht haben, und dieſen Brief ſchickte ich durch einen Expreſſen von Weimar nach Jena.

Um aber die Geſchichte noch mehr zu verwickeln, war an ſelbigem Tage die regierende Herzogin in Abweſenheit

Digitized by Google

ihres Gemahls nach Jena gekommen und hatte Schiller und F. zur Tafel geladen. Der Expreſſe ſuchte F. im Schloß auf und ein Hofbedienter meldete demſelben, der der Herzogin gegenüber ſaß, es ſey ein Expreſſer da, der ihn ſprechen wolle; F. ſagte, er ſolle warten; man präſentirte ihm einen Brief auf einem Teller. Er ſteckte ihn zu ſich, aber die Herzogin beſtand darauf, daß er ihn leſe, und dadurch wurde er und Schiller in große Verlegenheit geſezt. — Abends kam ich wieder in Jena an, nachdem die Koſten ſich auf drei Carolins belaufen hatten. Schiller lachte und wir lachten. Er war ſehr wohl zufrieden mit unſerer Sorgfalt, ihn nicht zu compromittiren, ſagte, er habe uns nur zeigen wollen, daß wir nicht auf alle Fälle gedacht haben, und wurde nun oft mit ſeiner Korreſpondenz nach Gotha und Erfurt von uns und wir von ihm mit unſern Eſtafetten und Extrapoſtreiſen geneckt.

*

Eine andere reiche Gelegenheit, ihn zu necken, bot ſich uns bald ohne unſer Zuthun an. Profeſſor Ulrich, ein übrigens ſcharfſinniger Kopf, deſſen Eleutheriologie noch immer geſchäzt wird, war durch Reinholds Anſtellung und den Zulauf, den dieſer bekam, der abgeſagte Feind der Kantiſchen Philoſophie geworden, über die er ſelbſt geleſen hatte, ſo lange er allein war. Er war ſomit auch der Feind aller Freunde Reinholds, alſo der ganzen jüngern Partie, Schillers, Paulus, Schmids, Hufelands u. ſ. w., und hatte ſich die gemeinſten Ausfälle und Kabalen gegen alle erlaubt. Er ſuchte ſich durch eine gewiſſe zweideutige Popularität, beſonders durch Annäherung an die Oberhäupter der Orden einen Anhang unter den Studenten zu machen. Dies gelang ihm mit der Maſſe vollkommen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er zum Prorektorat gelangte. Da beſchloſſen die Oberhäupter, dieſes denkwürdige Ereigniß durch eine Nachtmuſik und ein Gedicht zu verewigen, und eines Nachmittags, als ich mit Schiller allein in ſeinem Zimmer auf und ab ging, erſchien auf's eleganteſte gekleidet der Abgeordnete der geſammten Studentenſchaft und brachte Schillern die Bitte vor, er möchte ein Gratulationsgedicht für ſie auf Ulrich zur Feier des Prorektoratswechſels machen. Den Zorn Schillers über dieſe Anmuthung zu beſchreiben, iſt unmöglich; wir verglichen ihn damals gewöhnlich mit der Wuth des Sultans im Oberon, als Herr Hüon demüthig um einige Backenzähne und um ſeinen Knebelbart bat, oder im Peregrine Pickle, als der Advokat zu dem Commodore kam und ihm in's Ohr ſagte, er ſey der Advokat. Beſchämt und erſtaunt über die wirklich heftige Begegnung, die er von Schillern erfahren hatte, zog ſich der Muſenſohn zurück, und es war Gefahr, die Maſſe möchte dieſe Beſchimpfung ihres geachteten Anführers nach ihrer Weiſe durch Einwerfen der Fenſter zu rächen ſuchen. — Uebrigens war wirklich gegründeter Verdacht, daß den Studenten dieſer Schritt von boshaften Menſchen möchte unter den Fuß gegeben worden ſeyn, weil die dürftigen Umſtände Schillers kein Geheimniß waren. Der Prinz von Auguſtenburg half bald durch eine großmüthige Unterſtützung von hundert Louisdor auf drei oder mehr Jahre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Peterſinſel.

(Fortſetzung.)

„Anna! Mamſell Ehrhardt! kommen Sie doch!“ riefen mehrere Stimmen, und jezt gingen meine Augen auf und der Himmel mit all ſeiner Herrlichkeit zog in meine Bruſt. „Anna!“ ſprach ich mit gepreßtem, kaum hörbarem Laute, „Anna! Sie ſind es? Du biſt's? Heiliger Gott! Darum zog mir die ahnende Freude die Bruſt zuſammen? Und daß ich dich nicht wieder erkannte, du theures Mädchen! Ich weiß aber wohl warum: du biſt ſo groß, ſo ſchön geworden, wie hätte ich die kleine Anna in dir wieder finden ſollen? Du aber haſt mich wieder erkannt, nicht wahr? Das iſt freilich natürlich, denn ich habe mich nicht verändert, wie du.“

So ſchwazte ich, und hätte vielleicht noch lange geplaudert, denn das Entzücken hatte mir alle Faſſung geraubt; aber die Frauen verlieren in ſolchen Fällen die Beſonnenheit nicht leicht, und Anna vermochte es, die Umſtände hinlänglich zu beachten. Sie führte mich der Geſellſchaft zu, ſtellte mich als ihren brüderlichen, mit ihr erzogenen Jugendfreund vor, und man empfing mich mit allgemeinem Jubel. Herrſcht doch die Gemüthlichkeit immer vor, wenn die Seele ſich der Natur und dem Genuß eines, aus ſeinen gewöhnlichen Schranken getretenen Lebens geöffnet hat. Der Tag ſchwand an mir hin wie ein entzückender Traum, gewoben aus den ſüßen Bildern einer ſeligen, verſtandenen und erwiderten Liebe, einer ſchönen Hoffnung und herrlicher Ausſichten; ſein Ende ſah mich als den beglückten Liebling des ausgezeichnetſten Mädchens, im Beſiz eines Heils, dem nur noch die väterliche Weihe gebrach. Ja! unter dieſen Bäumen wurde der Bund beſchworen, der weder Anna noch mir Segen bringen ſollte, in dieſen Räumen verhallten die Worte, die Laute eines Gefühls, das in meinem Herzen ſeit jener Zeit unverändert fortgelebt hat, ohne mir je Roſen zu tragen; auf dieſem geheiligten Boden, ſo ſcheint

Digitized by Google

rs mir, tönen die Verheißungen einer Treue noch jezt, die, nicht gehalten und doch nicht gebrochen, an den Ufern des Ganges, in den Pampas der nenen Welt ſo oft mit Geiſterſtimme mich anſpeachen.

Ich begleitete Anna nach Hauſe, wo ich von ihrem Vater ſo freundlich empfangen wurde, daß ich nicht an der Gewährung meiner Bitte zweifeln konnte. Dann reiste ich in die Heimath, um voe allem meinen Vater wieder zu ſehen und ihn von meinen Wünſchen und Planen in Kenntniß zu ſetzen. Das Roſenlicht meiner Liebe zog einen verhüllenden Schleier übee den Verluſt der beiden edlen Mütter, die ich im Rauſch der Freude, im Veelangen des ſehnenden Heezens nur leiſe vermißte. Und doch bedingte ihr Verſchwinden von dieſer Erde den ſchnellen Wechſel meines Geſchicks; hätten ſir noch gelebt, ſo würde ich nicht in allen Welttheilen dem rntſchwundenen Teoſt meines Daſeyns vergeblich haben nachjagen müſſen. — Mein Vater ging ſehr beeitwillig in alle mrine Peojekte ein, feeutr ſich der Schwiegertochter, die ich ihm zu geben gedachte, war entzückt über die Ausſicht, mich bald als wohlhabenden Handelsherrn unter eigener Fiema in ſeiner Nähe etabliet zu ſehen, und bot mir bei Allem ſo kräftig die edrliche Hand, daß ich bald nur noch den Hausaltar zu bauen und zu ſchmücken brachten.

Eine goldene Morgenröthr ſtieg mir jezt auf, aber ſie ward ſchnell von den unglückſchwangern Wolken verhüllt, die ſich an meinem Horizonte ſammelten. Anna war ein herrliches Mädchen; alle ihre teefflichen Anlagen hatten ſich auf das Vollkommenſte entwickelt. Aber ein ausgezeichnetes Weſen, deſſen Anblick, deſſen Umgang alle Herzen feſſelt, alle Meinungen beſticht, deſſen Liebenswürdigkeit darum eben in der rigenen Ueberzeugung außer allem Zweifel ſteht, fällt gae zu leicht in rinen Fehler, der dem weiblichen Geſchlechtr ohnehin eigen iſt. Ohnr gefallſüchtig zu ſeyn, will man glänzen, bewundert werden, die Anbetung junger Männer iſt Bedüefniß, und oft werden zu Eereichung dieſes Zweckes Scheitte gethan, die man ſich ſonſt um keinen Peeis erlauben wüede. Von dieſem Fehler ihree ſchönen Mitſchweſteen wae Anna nicht frei geblieben, und der Tod, welcher die weiſe und gute Führerin von ihrer Seite nahm, die Selbſtſtändigkeit, die ſie als ihee Stellvertreterin bei einem geleheten, in ſeine Studien verſunkenen Mann gewann, ſteigerte das Uebel zu einem bedenklichen Grade. Weit und brrit war ihe kein Mädchen zu veegleichen; ſie genoß dee Bewunderung ihrer ganzen Gegend, denn ſir beſaß nicht nur den Schein großee Vorzüge, ſie hatte ſich dieſe wirklich in der größten Vollkommenheit eigen gemacht, und zugleich die Kunſt, ſie auf die anſpeuchsloſeſte Weiſr zu zeigen. So wuede ich denn nicht wenig beneidet, als ich ſo leicht die Blume der Landſchaft erobert haite, auf welche ſich ſo manch männliches Auge verlangend richtete, und man ſpaete hin und wieder nichts, mir meinen Sieg zu entreißen.

Anna ſelbſt war in der erſten Zeit unſers Beautlebens ganz außee den gewöhnlichen Gang iheer Ideen gerathen. Sie ſah, was ihr bisher immer in weiter Ferne als endlichr Entſcheidung iheer Zukunft voegeſchwebt hatte, mit einem Malr erfüllt, und fand ſich duech meine Liebe ſo befeiedigt, daß ſir nichts von dem veemißte, woeauf eine Beeiobte in der Regel Veezicht leiſten muß. Meine Einrichtung ging indeſſen nur langſam vorwärts, Anna konnte den Vater nicht veelaſſen, ehr rine taugliche Perſon zu ſeinem Haushalt gefunden war; unſere Heieath veezögeetr ſich deßhalb, und ich mußtr wegen meines beginnenden Geſchäfts öftees abweſend ſeyn. Jezt traten einſame und leeee Stunden in das Leben, das erſt noch ſo feöhlich, ſo glänzend, ſo reich geweſen war. Der eeſte Zauber der Leidenſchaft wae voeüber, mein ganzes Weſen, damals ſchon ernſt und gehalten, hätte nichts von dem Tändelnden an ſich, das veewöhnten Frauen ſo unentbeheelich iſt; ich liebte Anna mit der ganzen Kraft meines Herzens, mit einer Trrne und Innigkeit, wir ich ſie nur für die Geſpielin meinre Jugend, die von jeher meines Lebrns Hoffnung geweſen war, empfinden konnte; aber Cour machen, der weiblichen Eigenliebe dienen, mich noch als demüthigen Anbeter benehmen, konute ich nicht. So mochte denn freilich der Uebergang von dem heitern Daſeyn der freien Jungfrau zu den Entbehrungen und angehenden Pflichten des Hausſtandes, ohne noch deſſen Voreechte zu genießen, ſehr nachtheilig auf ein Gemüth wieken, das ein ſchönes Jugendglück in ſeinem ganzen Umfang als Eigenthum beſeſſen hatte.

War es mir gelungen, mich auf ein paar Tage los zu machen, um meine Braut zu beſuchen, ſo höete ich von Paetien, dir unterdeß Statt gehabt und an denen man wegen meiner Abweſenbrit nicht hatte Theil nehmen können; vermehete Liebe und Hingebung in jede Launr waed als Entſchädigung gefoedert. Speach ich von Dingen, die unſere kunftige Eeiſtenz beteafen, und für Annen und mich von der höchſten Wichtigkeit warrn, dann wurde ſie teauelg oder ungeduldig, meinte, ich habe unſere Liebe außer Acht geſezt, ſey ſchnell von der Begeiſterung dee Wonnemonde zu der nüchternſten Teockenheit übergegangen, und mochte ſich um Alles nicht kummeen, was doch wahrhaftig bei einer Verbindung auf das Leben, will man nicht wie thöeichte Kinder dieſelbr ringehen, durchaus geoednet ſeyn muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Austrocknung der Maremmen.

Es wird nun bald neun Jahre, ſeit die Arbeiten zur Austrocknung der toskaniſchen Maremmen begonnen worden ſind. Mehr und mehr hat die Aufmerkſamkeit, auch des Auslandes, ſich auf dieſe Provinz und dieſe Unternehmung gerichtet; von vielen Seiten her hat man die Frage vernommen: ob denn der Erfolg wirklich den Erwartungen entſpreche? Wenn bis jezt auf eine ſolche Frage nur unvollſtändig geantwortet werden konnte, ſo lange dies nur von Privatleuten geſchah und keine offiziellen Dokumente vorlagen, ſo hat jezt die großherzogliche Regierung dieſem Mangel abgeholfen durch die Herausgabe der „Memorie sul bonificamento delle Maremme Toscane.“ Dies Werk, nach den von der Verwaltung gelieferten Materialien von F. Tartini Salvatici, Sekretär der Direktion des Genieweſens, ausgearbeitet, wird überall Aufſehen machen. In ſeiner erſten Abtheilung enthält es die Geſchichte der Maremmen von den Zeiten an, wo die Römer Hetrurien unterwarfen, und die verderblichen Folgen ihres Syſtems in Bezug auf Eigenthum und Agrikultur ſich hier wie in der unmittelbaren Umgebung der Hauptſtadt zeigten, bis auf unſere Tage, welche endlich die Regeneration ſehen. Die Wahrheit von Plinius Ausſpruch: „Latifundia perdidere Italiam, imo et provincias,“ beſtätigen die Maremmen, wie die Campagna di Roma. Schon zur Zeit dieſes Schriftſtellers war die Luft auf dem Tusciſchen Küſtenſtriche „dick und verpeſtet.“ So ging's in's Mittelalter hinein; einige mächtige Barone aus longobardiſchen Familien, einige Klöſter und die Erzbiſchöfe von Piſa und Lucca theilten ſich in die Provinz. Dann fochten hier die Saneſer, Piſaner und Genueſer, verbrennend, zerſtörend, verwüſtend, endlich die Saneſer und Florentiner, bis unter Cosmus I. ganz Toskana an die Medici kam, mit Ausnahme des Staates von Piombino in der Maremma und der Gegenden um Orbetello und Pitigliano, von denen Piombino erſt in unſern Tagen mit dem Großherzogthum vereinigt ward. Die Großherzoge waren nicht glücklich in ihren Verſuchen, dem in grenzenloſes Elend verſunkenen Küſtenlande neues Leben zu geben. Keineswegs fehlte es an Bemühungen: die unter Ferdinand I. und II. waren ſelbſt großartig; aber Verwaltungsmaßregeln, namentlich das Verbot der Getreideausfuhr, und das ganze finanzielle Syſtem verdarben das Wenige, was durch hydrauliſche Arbeiten erreicht worden war. Unter den lezten Mediceern wurde das Land vergeſſen. Die Regentſchaft unter Franz II. (Kaiſer Franz I.) und Peter Leopold wandten der verwahrloſten Provinz neue Sorgfalt zu, und wenn auch die Unternehmungen des Leztern unmittelbar den erſehnten Erfolg keineswegs hatten, ſo trug doch die Umgeſtaltung der Verhältniſſe, die von ihm ausging, unendlich dazu bei, nachmaligen Verſuchen den Weg zu bahnen.

Dem Großherzog Leopold II. war der ſchönſte Ruhm vorbehalten. Die bisherigen Unternehmungen hatten zu deutlich bewieſen, daß man mit dem gewöhnlichen Austrocknungsſyſtem mittelſt Kanälen hier nichts ausrichtete, ſo wenig, wie man in den Pontiniſchen Sümpfen damit zu Stande gekommen war. Das Syſtem der Bodenerhöhung (Colmirung) durch den Bodenſaz der Ströme, welches unter der Direktion des Grafen Foſſombroni mit ſo vielem Erfolge im Chianathal angewandt worden war, wurde auch hier zu Hülfe gerufen, nachdem die bis Ende 1828 vorgenommenen Unterſuchungen und Berathungen gezeigt hatten, daß es die beſten Reſultate verhieß. Die zweite Abtheilung des Werkes, von welchem hier die Rede iſt, beſchäftigt ſich nun mit den ſeit dem Winter 1829 — 30 unternommenen Arbeiten. Zuerſt iſt von der Ebene von Piombino die Rede, und namentlich von den Arbeiten an den Sümpfen von Piombino und Rimigliano, deren erſterer, einſt ein Meerbuſen und durch die Anſchwemmung des Fluſſes Cornia gebildet, eine Fläche von etwa neunzehn Miglien bedeckt; ſodann von der Ebene von Scarlino, wo der gleichnamige große Sumpf, der ſich bis in die Nähe der Eiſenſchmelze Follonica erſtreckt, und in welchen die Pecora ſich ergießt. Endlich kommt die Ebene von Groſſeto an die Reihe, mit dem unermeßlichen See oder Sumpf von Caſtiglione della Peſcaia, wo das Uebel am größten iſt, aber die Natur auch die mächtigſten Mittel zur Abhülfe an die Hand gegeben hat. Hier ſtrömt, dicken Schlamm vom Gebirge herabwälzend, mäandriſch der Ombrone, der dieſe ganze Niederung gebildet hat, welche wir auf der Peutingerſchen Tafel noch als Meerbuſen ſehen. Hier ergießen ſich in den Sumpf die Ströme der Bruna, der Sovata und zahlreiche, minder bedeutende, ehemals das Uebel mehrend, jezt mit arbeitend an deſſen Hinwegräumung. Hier iſt das Centrum dieſer großen Operationen und ſind die wohlthätigen Folgen am meiſten ſichtbar. Hier durchſchneiden große Kanäle das Land, das Waſſer des Ombrone in den Sumpf leitend, deſſen Umfang mit jedem Jahr ſich vermindert, und zu deſſen völliger Austrocknung noch etwa ſechzehn bis zwanzig Jahre erforderlich ſeyn dürften, wenn die Colmirung in dem Maße fortſchreitet, wie es bis jezt der Fall geweſen iſt. Man wird dann eine Ebene von drei-und-dreißig Quadratmiglien gewonnen haben; ſo viel Land iſt jezt vom ſtehenden Gewäſſer bedeckt oder verſchlammt. Schon jezt ſind kleinere Sümpfe mittelſt einfacher Abzugskanäle völlig ausgetrocknet und in fruchtbare Felder verwandelt worden.

Die folgenden Abtheilungen des Buches handeln von den übrigen in der Provinz vorgenommenen Arbeiten, den Straßen, Brunnen u. ſ. w., von der Adminiſtration, von den ſchon gewonnenen Reſultaten u. A. Von dem Fortgang und den Ergebniſſen der hydrauliſchen Werke, von dem Anwachs des Bodens in den einzelnen Provinzen, von techniſchem Detail der Waſſerbaukunſt zu reden, iſt hier der Ort nicht. Es genüge die Bemerkung, daß alles dies erſchöpfend in dem Werke behandelt iſt, und in den 27 großen Kupfertafeln die nöthigen Plane und die Anſichten und Aufriſſe der ausgeführten Arbeiten mitgetheilt werden. Einige der am meiſten in die Augen fallenden Reſultate kann ich indeß hier nicht übergehen. Die Oberfläche der von der Aria cattiva verpeſteten Gegenden beläuft ſich auf 992 □ Miglien, deren Grundſteuer ſich zu 1,671,716 Lire (1 L. = $6\frac{2}{3}$ Sgr.) anſchlagen läßt. Auf die □ M. kommen im Durchſchnitt 27 Einwohner, während in den übrigen Theilen des Großherzogthums (wovon ein bedeutender Theil rauhes Gebirgsland iſt) die durchſchnittliche Bevölkerung 174 Einw. für die □ M. ausmacht, die Steuer 6146 L. Die Bevölkerung hat ſich übrigens in dieſen lezten Jahren bedeutend vermehrt. Sie betrug im Jahr 1825 im Winter 26,841, im Sommer 15,187 Seelen; im Jahr 1837 im Winter 31,498, im Sommer 20,683. — Die in den Jahren 1829 — 1837 nöthig gewordenen Ausgaben für die hydrauliſchen Arbeiten ſelbſt, für Bauten, Entſchädigungen, Adminiſtration ꝛc. betragen 8,322,567 Lire, wovon etwa $\frac{2}{3}$ auf die bloßen hydrauliſchen Arbeiten in der Provinz Groſſeto kommen. Mit Ausnahme der kleinen Summe von 121,369 L. wurde Alles aus dem großherzoglichen Schaz beſtritten. — Die Zahl der Arbeiter ſtieg im Januar 1830 auf 5910, zur Zeit der Kanalarbeiten am Ombrone.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 18. September 1838.

Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt und immer wieder klingt,
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
In dieſem Augenblick verwundeſt du
Mich viel zu tief, als daß es heilen ſollte.

Goethe.

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Ich will mich jedoch nicht von aller Schuld freiſprechen. Der Mann beachtet in ſolchen Fällen immer zu wenig die Neigungen, die Lage, die Bedürfniſſe des Weibes. Wenn er ſeinem Ernſt und den nothwendigen Rückſichten auf die Erforderniſſe des Lebens etwas mehr Nachſicht, Güte, Milde und Ausdruck der Liebe beimiſchte, ſo wäre manch häusliches Glück befriedigender und viele weibliche Herzen blieben ungebrochen. Ich war mir immer innig bewußt, daß mein Gefühl für Anna nicht nur das nämliche an Stärke und Umfang, ſondern daß es heiliger, dauernder, mit einem Worte aus der jugendlich frohen Anhänglichkeit zu der feſten, unwandelbaren Empfindung übergegangen ſey, die fortan mein Leben erfüllen und den Zweck deſſelben ausmachen ſollte. Bei ſolcher Ueberzeugung mußten mir ihre Klagen, ihre Muthmaßungen ungerecht und ihre Forderungen höchſt kleinlich erſcheinen. So trug ich denn ihrem Gefühle nicht hinlängliche Rechnung, ward unwillig, wenn etwas Störendes dieſer Art vorkam, und weil ich ſelbſt mich mit ganzer Seele meiner Liebe für ſie und der daher entſtehenden Sorge für unſere Zukunſt hingab, ſo begriff ich nicht, wie ſie ſich dagegen nach den Freuden und Triumphen des jungen, unverlobten Mädchens ſehnen konnte. Da indeſſen auf die heftigen Scenen, welche die Verſchiedenheit unſerer Anſichten herbeiführte, Anfangs immer eine Verſöhnung, und mit dieſer eine weichere, innigere Stimmung folgte, bemerkten wir lange nicht, wie die häufigen Wiederholungen allmählig unſere Gemüther entfremdeten. Wir ſollten aber bald mit Schrecken einſehen, daß manches zwiſchen unſere Herzen getreten war.

In Annas nächſter Umgebung hatte ſich ſeit kurzer Zeit ein junger Pole angeſiedelt, den ſeinen Aeußerungen nach eine Ehrenſache aus dem Vaterlande entfernt hatte. Seine Erſcheinung war allerdings bemerkenswerth und erregte, beſonders bei den jüngern Damen, Theilnahme, Neugierde, Mitleid und alle die Gefühle, welche bei Evens Töchtern ſich in ſolchen Fällen finden. Er war ein ſchöner Mann, in ſeinen dunkel glühenden Augen lag eine Schwermuth, ein Liebeszauber, der, wie ich oft bemerkt habe, die Frauenherzen unwiderſtehlicher an ſich zieht, als die wahrſte, treuſte Empfindung. Seine fremdartige Kleidung, die Weiſe, wie er Haare und Bart trug, das Ungewöhnliche ſeiner Begriffe und Sitten, ſein kräftiges, muthiges Auftreten, der Reichthum, mit dem er umgeben ſchien, ſelbſt ſeine momentane Verlaſſenheit und das Heimweh, mit welchem ſeine leicht bewegliche Seele zuweilen kämpfte, Alles zog unwillkührlich an und machte ihn zum Abgott der Geſellſchaften.

Digitized by Google

Ich wor nie eiferſüchtig; aber als ich ſehen und hören mußte, wie Raſinski Anna ohne Schonung fur ihre Verhältniſſe auszeichnete, einzig nur ihr ſeine Gedanken, Gefühle und Handlungen zu weihen ſchien, wie ſie die Göttin war, deren Schritten er mit Anbetung folgte, wie ihr Geiſt, ihre Talente von ihm in jeder Geſellſchaft hervorgezogen wurden und er ſich ſogar bei dem Vater einführen ließ, ihn durch das Beſteigen ſeines Steckenpferdes gewinnend; als ich zu berechnen anfing, welchen Eindruck das Alles bei Annens Eigenthümlichkeit auf ſie machen mußte, da konnte ich nicht ruhig bleiben und richtete nun einen ſo ſcharfen Blick auf jeden Umſtand, jeden Vorfall, daß allmählig mein richtiges Urtheil ſich verſchleierte. Die oft wochenlange Entfernung von meiner Braut, meine ſich immer mehrenden Geſchäfte nebſt einer entſtehenden Verbindung zwiſchen Annen und einer Frau, die mir gefährlich erſchien, vollendeten das Schwierige meiner Verhältniſſe und bahnten einem Ereigniſſe den Weg, das mir mein Lebensglück und den Frieden meines Herzens geraubt hat.

Das Jahr hatte ſein Ende erreicht, ein neues, in deſſen Laufe wir unſere Verbindung vollzieben wollten, war angebrochen und der Winter ſtand bereits an der Grenze des Frühlings, als die junge Welt in der Gegend von Annas Wohnort den Winterbeluſtigungen durch einen glänzenden Ball die Krone aufſetzen wollte. Meine Braut konnte ohne Aufſehen nicht anders als in meiner Begleitung das Feſt beſuchen, und damit ſie ſich nicht einer Freude berauben müſſe, that ich mein Möglichſtes, ein wichtiges Geſchäft zu enden, welches mich damals in Anſpruch nahm, und es war mir gelungen, mich auf zwei Tage frei zu machen. Mein böſer Stern aber, oder vielmehr ein unerforſchliches Verhängniß brachte mir eben am Tage meiner Abreiſe Hinderniſſe entgegen, die ich erſt gegen Abend beſeitigen konnte. Ich hatte ſieben Stunden zurückzulegen; wenn ich, die Schnelligkeit meines Pferdes benutzend, raſch vorwärts eilte, ſo ward es möglich, vor Beginn des Balles einzutreffen, und ich ſprengte davon wie der Reiter in Burgers Leonore. Mein Vorhaben ſollte nun aber einmal nicht gelingen. Die Straße war ungemein ſchlecht; zwiſchen Eis und halb geſchmolzenem Schnee fanden ſich tiefe Löcher, die Finſterniß nahm überhand, und zwei Stunden von dem Orte meiner Beſtimmung ſturzte das Pferd, verlezte ſich ſchwer und ich ſelbſt erhielt am Arme eine Quetſchung, die mir Hülfe nöthig machte. Bis ich dieſe nebſt einem friſchen Thiere in einem entlegenen Dorfe gefunden, gingen ein paar Stunden hin und der Ball hatte begonnen, als ich mich todesmude und von Schmerz gefoltert dem Hauſe der Frau näherte, mit welcher Anna in jüngſter Zeit ſo enge Freundſchaft geſchloſſen hatte. Nur die Dienſtboten waren zugegen; Madame Dormont war auf dem Ballhauſe, Mamſell Ehrhardt hatte ſie begleitet und der Pole war ihr Fuhrer geweſen.

Erlaſſen Sie mir die Schilderung meines Gemüthszuſtandes. Er war furchtbar und überſtieg allerdings die Grenzen der Vernunft. Eiferſucht, gekränkte Liebe, bange Zweifel beängſtigten wechſelsweiſe meine Seele und raubten mir jeden klaren, unbefangenen Ueberblick. Körperlicher wachſender Schmerz geſellte ſich dazu und das Bewußtſeyn, denſelben vergeblich zu tragen, da mein Zweck, trotz aller Anſtrengung, nicht erfüllt worden war. Dennoch entſchloß ich mich, den Ball zu beſuchen, damit man mich an der Seite meiner Verlobten ſähe und jeder üblen Nachrede vorgebeugt würde. — „Ja,“ ſagte das Dienſtmädchen, welches meine Bedürfniſſe beſorgte, „die Mamſell hat ſich recht nach Ihnen geſehnt und iſt alle Augenblicke an das Fenſter gelaufen. Als Sie immer nicht kamen, weinte ſie viel und wollte durchaus nicht auf den Ball gehen, ſo ſehr meine Frau trieb und bat; aber endlich, da dieſe zu lachen anfing und meinte, man werde überall, wenn ſie nicht hinginge, ſagen: ſie habe nicht gedurft, da gab ſie nach und ließ ſich ankleiden.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiller in Jena.

(Fortſetzung.)

Ich habe Schillern nie geſund, ſogar äußerſt ſelten angezogen, faſt immer im Schlafrock geſehen. Im erſten ganzen Jahre war er ohnehin krank, und l'Hombre, Schach, leichte Geſpräche füllten das aus, was man ſeinen Tag nennen konnte. Er ſtand oft erſt um zwölf, halb ein Uhr auf, ja das Mittageſſen verſpätete ſich am Ende ſo, daß es bis auf drei, halb vier Uhr hinausgeſchoben wurde. Als er ſich im erſten Winter unſerer Bekanntſchaft wieder etwas wohler fühlte, ſchlug er mir vor, auf eine Stunde im Schlitten zu fahren, da er ſehr gut leiten könne. Er zog ſich ſehr leicht an. Wir waren ſehr vergnügt auf dieſer Fahrt, und als wir zu Hauſe angekommen waren, hatte ihm dieſe Luſtpartie ſo wohl zugeſchlagen, daß er noch länger fahren wollte, und auf meine Weigerung, noch einmal mitzufahren, einen andern überredete, und nun bis in die tiefe Nacht hinein fuhr. Dies zog ihm eine Erkältung und heftige Kolikſchmerzen zu, an denen er mehrere Wochen fürchterlich litt. Mitten im größten Schmerz ſagte ihm Einer: er jammere ja wie ein kranker Poet; das nahm er nicht übel, ſondern lachte mit.

Es war ſehr ſchwer, ſein Arzt zu ſeyn. Er las alle Recepte, wollte die beſtimmte Urſache wiſſen, warum

dieſes Mittel in dieſer Quantität verſchrieben worden ſey, wie es wirken ſolle, mechaniſch oder chemiſch, und haderte oft mit ſeinem ſanftmüthigen Arzte, der unausſprechliche Geduld mit ihm hatte.

*

Daß auf Schillers Geſicht Anmuth mit Würde gepaart war, und daß ſein freundlicher Blick etwas ſehr Anziehendes hatte, weiß jeder, der ihn geſehen und gekannt hat. Aber die Haltung ſeines Körpers, ſeine ungeſtalten Füße (was man in Tübingen Weinſtühlchen nannte), und die ſonderbare Bewegung ſeines Kopfes waren ſehr unangenehm. In ſeiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geſchmack, was wohl zu verzeihen wäre, ſondern er handelte ſo ſehr gegen alle Regeln deſſelben, daß er meiſt wunderlich angezogen war, beſonders wenn er ſich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rothes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zuſammen anziehen, und dies gab ſeiner ganzen Figur, beſonders durch die zuſammenſtoßenden Kniee und auswärts gebogenen Füße etwas Bizarres. So waren auch ſeine Verbeugungen gegen alle Fremde.

Seine Stimme war im freundſchaftlichen Geſpräche angenehm und, eine gewiſſe Heiſerkeit ausgenommen, wohlklingend. Aber ihn eines ſeiner Gedichte declamiren zu hören, war nicht auszuhalten. Er hatte dabei einen widerlich ſingenden Schulton. Wer ihn nicht gekannt und ihn declamiren gehört hätte, würde ihn für einen unverſtändigen Menſchen gehalten haben, der nicht weiß, was er lieſt, und das Schönſte verdirbt. Wie iſt es möglich, daß die hohe Harmonie, die in Schillers Gedichten herrſcht, ſo wenig von außen erſcheinen konnte! An Reinhard (dem franzöſiſchen Miniſter) habe ich in Tübingen das Nämliche bemerkt. — Was außerdem ſeiner Stimme ſchadete, war ſein übermäßiges Tabaknehmen. Graff hat ihn nicht umſonſt mit der Tabaksdoſe gemalt. Er war deßwegen auch immer barbouillé im Geſicht und auf der Wäſche.

Auf was er verfiel, das trieb er mit Heftigkeit und Uebermaß. Er hatte ſich ein Pferd gekauft, und nun ritt er alle Tage, und zwar von Hauſe an im Galopp, und kam oft im Carrière zurück, daß er das Pferd nicht halten konnte und ſich nur dadurch rettete, daß das Thier ſeine Heimath wußte und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei ſeinem Hauſe war, wo das Pferd doch ſtehen mußte. Seine Pferde waren deßwegen alle gefährlich für einen Fremden zu reiten, ſie gingen durch, ehe man es ſich verſah.

*

Im erſten Jahr gerieth er mit erſtaunlicher Leidenſchaft an's l'Hombre. Wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihm Geſellſchaft zu leiſten, ſo lange er noch nicht ganz hergeſtellt ſey. Schiller, Gros und ich ſpielten nun oft von Mittags nach Tiſche bis Morgens zwei und drei, gewöhnlich aber bis eilf Uhr fort, wobei man ſich nicht Zeit nahm, zu Nacht zu eſſen, ſondern ſich am Spieltiſche aus der Hand ſerviren ließ. Einſt berechnete er ſeinen Verluſt von einigen Wochen, und nun hörte das Spiel auf einmal auf.

Einen Winter hindurch wurden Verſuche mit der Laterna magica gemacht, wie man Geiſter erſcheinen laſſen und ihnen ſonderbare Geſtalten geben könne, weil er den zweiten Theil des Geiſterſehers bearbeiten wollte.

Im Sommer wohnte ich mit meinem Zögling in einem Gartenhauſe. Da war eine Kegelbahn, und nun kam er alle Tage zum Kegelſpiel zu uns und nahm hohes Intereſſe daran. Abends aßen wir dann in unſerm Garten. v. Stein ſpielte ebenfalls mit Vorliebe, und ſie geriethen oft miteinander darüber in Streit. Ich habe noch ein Titelblatt, von Schillers Hand geſchrieben: Abhandlungen über die **Kegelkunſt** von Friederich Freiherrn von Stein, Herzoglich Sachſen-Weimarſchen Kammerherrn, **Brodhuſaren** und **Kümmeltürken** (zwei Spottnamen, die man in Jena denen Studenten gibt, die ſehr nahe nach Hauſe haben).

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lauſanne, September.

Der See. General de la Harpe.

Der Sommer iſt nun bald vorüber, aber noch immer ſtrömt es ab und zu von kommenden und gehenden Fremden, wobei etwas Sonderbares zu bemerken iſt. Alle, die von Weſten und Süden kommen, von Frankreich über Genf und Chamouni, oder aus Italien, entzückt unſer See, ſeine Uferländer und ſeine großartige Dekoration von Bergen und Gletſchern, die zwar fern ſtehen, ſich aber doch mit ihrem Silberweiß in ſeiner Fluth ſpiegeln. Dieſe Reiſenden haben noch nichts Aehnliches geſehen; denn ſelbſt der Comerſee und der Lago maggiore mit all ihrer ſüßen Schönheit und den Armideninſeln ſtehen doch dem unſern an Großartigkeit und Mannichfaltigkeit nach. Wer aber aus der nördlichen Schweiz hieher kommt, hat ſo viel ſchöne Seen erblickt und hat ſie hin und her befahren, den Bodenſee und ſeine kleinern Vettern von Zürich, Wallenſtatt, Luzern, Thun und Brienz, ungerechnet das Dutzend, das er auf dem Rigi geſehen hat, daß er, wie die Franzoſen ſagen, an einer *indigestion de lacs* leidet. Dieſe unverbauten Seen machen nun, daß den Leuten der unſrige nicht ſo angenehm und mundrecht iſt, als denjenigen, die von Weſten und Mittag kommen. — Nicht nur die Natur thut Alles, um unſerm See alle Reize zu erhalten, auch die Kunſt arbeitet in dieſem Sinn. So erhebt ſich jezt nahe bei Rolle eine kleine Inſel aus der Fluth, worauf das Denkmal für den verſtorbenen General **de la Harpe** ſtehen ſoll, wenn es zu Stande kommt. Profeſſor **Monnard**, einer ſeiner genaueſten Freunde und Herausgeber ſeines literariſchen

Digitized by Google

Nachlaſſes, hat ganz vor Kurzem eine recht intereſſante Notiz über des Generals viel bewegtes Leben drucken laſſen, aus der wir hier Einiges ausheben wollen, beſonders das, was ſeinen Aufenthalt in Rußland und ſein Verhältniß zu Kaiſer Alexander betrifft, und mit Weglaſſung alles Panegyriſchen.

De la Harpe wurde am 6ten April 1754 in Rolle von adeligen Eltern geboren. Sein Vater war ein alter Militär und gab deßhalb dem Sohn die Namen ſeiner Lieblingshelden: Cäſar Friederich. Auch ſeine Mutter war eine ausgezeichnete Frau durch Kraft des Gedankens und Charakters, die ſie auf ihn vererbt hat. Auf der damals armſelig beſtellten lateiniſchen Schule lernte er wenigſtens Latein, das ihn zu der Bekanntſchaft mit den großen Männern Griechenlands und Roms führte. Von ihren mächtigen Bildern, beſonders Plutarchs romanhafter Darſtellung, fühlte er ſich mächtig ergriffen und zum Großen begeiſtert. Da er zu unvermögend war, um ſich ſelbſt Bücher anſchaffen zu können, ſo benuzte er die gute Bibliothek ſeines Oheims, eines ſehr unterrichteten Geiſtlichen, um eine Menge guter Werke zu leſen und ſich überall das Anſprechende aufzuzeichnen, non multa, sed multum. Zu den Republiken des Alterthums und des Mittelalters fühlte er ſich ſehr hingezogen, noch mehr aber zur Geſchichte ſeines Vaterlandes. Sein junges, feuriges Gemüth ward früh von glühender Liebe zur Freiheit ergriffen, die ihn oft zu kühnen Träumereien über die Zukunft führte, denen der Vater mit freundlichem Lächeln zuhörte. In jener Zeit, wo es in der Schweiz ſo ſehr an guten Schulanſtalten fehlte, beſaß doch Graubünden eine ſolche in Haldenſtein bei Chur, unfern des Stammhauſes Lichtenſtein. Hier hatten Planta und Neſemann eine höhere Erziehungsanſtalt gebildet, bei der die mächtig von Nordamerika ausgehenden republikaniſchen Grundſätze als leitende Principien und Formen angenommen waren. Der feurige Neſemann erhob die Jugend durch ſeinen männlichen Geiſt, ſeine philoſophiſchen Anſichten und ſeine enthuſiaſtiſche Begeiſterung für die moraliſche Größe, Seelenſtärke und literariſche Schönheit des Alterthums. Freilich fehlte es dabei nicht an Einſeitigkeiten und Uebertreibungen; gerade dieſe aber ſind feurigen jungen Leuten das Liebſte, und dadurch werden ſie mächtig angezogen. So wurde denn der junge de la Harpe auch nach Schloß Haldenſtein geſchickt, wo gerade damals mehrere junge Leute waren, die ſich ſpäter durch Wiſſen und That ausgezeichnet haben, wiewohl in ganz verſchiedener Richtung. Hier war Friederichs Vetter und Schulkamerad, Amadeus de la Harpe, der ſpäter als General der franzöſiſchen Armee 1796 bei Cordogno fiel, Legrand von Baſel, ſpäter Direktor der helvetiſchen Republik, Reinhard, hernach Bürgermeiſter in Zürich, Gaudenz Planta, einer der ausgezeichnetſten Bündner, mit dem de la Harpe bis zu ſeinem Tod in freundlichſtem Verhältniß geblieben iſt, Sprecher von Bernegg, der ſo manchmal ſein Vaterland auf's Würdigſte an der ſchweizeriſchen Tagſatzung vertreten hat, endlich der bekannte Dichter Salis.

(Die Fortſetzung folgt.)

Florenz, September.

(Beſchluß.)

Austrocknung der Maremmen.

Das Mittelalter hat uns bei ſeinen Dichtern und Chroniſten, von Dante und Fazio degli Alberti an, kein Wort über die Maremmen hinterlaſſen, das nicht das Elend derſelben ausſpräche. Ortsnamen vergegenwärtigen das Uebel. Das Sprüchwort ſagt: „Grosseto ingrossa, Batignano fa la fossa, Paganico sotterra l'ossa.“ (Groſſeto macht anſchwellen, Batignano gräbt die Grube, Paganico verſcharrt die Gebeine.) Verbrechern wurde die Maremma zum Ort der Strafe und des Exils angewieſen. Welch Bild entwerfen dieſe wenigen Züge! Es gab beinahe keine Straßen, außer für Reiter, keine Wirthshäuſer und kein Unterkommen; man mußte ſich im Voraus mit Lebensmitteln verſehen, als gelte es einen Zug durch die Wüſte; die wenigſten Orte hatten trinkbares Waſſer. Und der, welcher geboren war in dieſem Lande des Schmerzes, der aufwuchs unter Elend und zu einem qualvollen Leben, der ſich ausgeſchloſſen ſah von Allem, was Civiliſation und Wohlſtand andern Gegenden bieten — konnte man dieſem Unglückskinde verargen, wenn es an nichts Anderes dachte, als an die nothdürftige Befriedigung täglichen Bedürfniſſes? Kann ein Land Menſchen thieriſch machen, ſo iſt es die Maremma in ihrem alten Zuſtande. Welcher Umgeſtaltung ſchreitet jezt Alles entgegen! Verdorbene Luft und dünne Bevölkerung ſtehen jedesmal in Wechſelwirkung: einem und dem andern Uebel wird zu gleicher Zeit geſteuert. Um das Land bewohnbar zu machen, war aber, neben der Verbeſſerung der Luft durch Austrocknung der Sümpfe, noch manches Andere nöthig. Von Groſſeto bis Colle Salvetti am Piſaner Wege führt eine vortreffliche Heerſtraße, zum Theil die Linie der alten Emilia verfolgend, meiſt in gerader Linie und 14 — 16 Ellen breit. Sie wurde in den Jahren 1830 — 33 ausgeführt und koſtete beinahe $1\frac{1}{2}$ Million Lire. Von welcher Wichtigkeit ſie für die Communication werden wird, kann erſt dann ſich völlig zeigen, wenn ſie bis in's päbſtliche Gebiet fortgeſezt iſt. Eine Menge anderer Werke, außer den Brücken der Hauptſtraße (worunter die prachtvolle marmorne über die Cornia bei Caldana), folgten nach: Nebenſtraßen nach Follonica, Maſſa u. ſ. w.; arteſiſche Brunnen, von denen der in Groſſeto durch eine ſchöne Umſchließung von Gußeiſen in gothiſchem Styl verziert iſt, welche (eben ſo wie das neue, den Florentiner Dom umgebende Geländer) aus den Eiſenſchmelzen von Follonica hervorgegangen, die das vortreffliche Metall von Rio auf Elba verarbeiten. Die Inſchrift beſagt, es ſey „primum in Etruria liquato ferro confectum opus.“ Die Koſten dieſes Brunnens beliefen ſich auf 85,819 Lire. Welche Wohlthat er für die Stadt iſt, kann man entnehmen von dem Umſtande, daß die Bewohner ſich des unreinen, ſchlammigen Waſſers des Ombrone bedienen mußten, ehe dieſer Brunnen gegraben war. — Schon hat der Anbau auf den, dem ſtehenden Gewäſſer entriſſenen Gebieten begonnen: jezt fängt man bereits im September mit dem Feldbau an, während dies früher erſt im Oktober geſchah. Mit der Zunahme der Bevölkerung hat auch der ſehr hohe Arbeitslohn ſich vermindert. — Es iſt wahr, Vieles bleibt noch zu thun; aber die Straße iſt klar vorgezeichnet. Während der Zeit, wo die hydrauliſchen Arbeiten fortſchreiten, wird die Erfahrung an die Hand geben, welche Zweige des Landbaus und der Induſtrie am meiſten für das Land paſſen. Die immenſen Gütercomplexe, eine Quelle ſo vielen Uebels, werden ſich dann auch allmählich vertheilen, um ſo mehr, als die Landesgeſetze eine ſolche Vertheilung befördern. Kurz, der Maremma ſteht endlich eine beſſere Zukunft bevor, und die unabläſſige Vorſorge, welche der Großherzog, mit Allem, auch dem kleinſten Detail der Unternehmung durch genaues Studium und immer wiederholte Beobachtung des Ganges und der Fortſchritte derſelben vertraut, dieſem Rieſenwerke widmet, wird durch den ſchönſten Erfolg belohnt werden.

A. R.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. September 1838.

Im Schmerze wird die neue Zeit geboren,
Sie wird nach Männern, ſo wie du, begehren.
Chamiſſo.

Einem Todten.

Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den engbeſchränkten Port,
Daeein dee Weltumſegler ſich gerettet!

Ihr zeigt auf jene düree Scholle doet,
Wo heut' das erſte Heebſtlaub niedeeregnet;
Dort ruht er! ſagt mir euer Trauerwort.

O ſey, du heilig Dichtergrab geſegnet!
Du birgſt ihn, dem mein Geiſt viel tauſend Mal',
Mein ſterblich Auge nimmermehr begegnet.

Ich ſah ihn nie: an ſeinee Blicke Strahl
Hat meine Kraſt ſich nicht entzünden ſollen;
Er ſtand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.

Doch in der Bruſt, in der begeiſt'rungsvollen,
Trag' ich ſein Bild wohl tiefer und getreuer,
Als ſie's in Wort und Farbe malen wollen.

Ich ſeh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen ſtolz geſchweift,
Und ſtreng der Mund, als ſey'n die Worte theuer.

So ſteht er da, die Locken weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre ſenden,
Den Loebeerkranz, zu vollem Geün gereift.

Er ſelbſt ein Fels mit ſcheitelrechten Wänden,
Salas y Gomez, ragt er aus der Fluth,
Von Wellenbeang umbraust an allen Enden.

Doch in dem Steine ſchlägt ein Herz voll Gluth,
Ein Heez, das hält die ganze Welt umſchlungen,
Dran, wie an Vaterbruſt, die Menſchheit ruht.

Wer hat ihr Leid ſo laut, wie du, geſungen,
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienſt ſein Dichteeſchwert geſchwungen?

Ein Fremdling warſt du unſ'rem deutſchen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer iſt heimiſcher als du ihm worden?

Nun ſchläfſt du in der fremden Eede ſchon,
Und die den Wandeenden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Loebeer und mit Mohn.

Drauf ſoll gekeeuzt ſein Pilgerſtecken liegen
Und unſer Banner, das dem Sängerheer
Voean er trug, zu kämpfen und zu ſiegen.

Wir aber ſtehen klagend rings umher,
Denn gönnen wir ihm die veediente Raſt,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.

O Zeit der Noth! Es lichten ſich die Glieder,
Rechts klingt und links die Aet im grünen Wald,
Dort ſtürzt ein Stamm, noch einer hier, doet wieder!

Digitized by Google

Die Wolken haben dräuend ſich geballt,
Von Sturmesfurchen iſt der See gekräuſelt —
Bald hörſt du nur den Herbſtwind, welcher kalt
Durch kahle Forſten, über Stoppeln ſäuſelt.

Franz Dingelſtedt.

Die Peterſinſel.

(Fortſetzung.)

Dieſe Worte änderten meine Stimmung und entluden in meinen Augen Anna von einem Theil ihrer Schuld, um ſie ihrer Freundin aufzubürden. Als ich indeſſen den Saal betrat, wo eben meine Braut mit Raſinski tanzte und mir luſtig und guter Dinge ſchien, da mehrte ſich meine Empfindlichkeit wieder und ich konnte mich einiger bitterer Vorwürfe nicht enthalten, welche, wahrſcheinlich um des Selbſtbewußtſeyns willen, mit dem ſie empfangen wurden, Anna gewaltig aufreizten. Sie ſprach ſich tadelnd über meine Saumſeligkeit bei allem aus, was ihr Vergnügen betreffe, und ahnete nicht, wie ſehr ich ſo eben das Gegentheil bewieſen hatte. Meine Unzufriedenheit hatte mich es verſchmähen laſſen, ihr davon Kunde zu geben; ein hartes Wort rief nun das andere hervor, wie es bei ſolchen Uneinigkeiten zu gehen pflegt, und es fand ſich in unſern Gefühlen diesmal ſo wenig Vermittelndes, daß ich den früheren Anſtrengungen und meinen unterdrückten Schmerzen plötzlich erlag. Ich mußte mich entfernen, und der Vorfall kam nun freilich zur Sprache, was Annas übermüthige Laune in ein drückendes Gefühl der Schuld umwandelte. Wäre ich bei der bedeutenden Krankheit, die mich befiel, in Annas Nähe, z. B. bei ihrem Vater geweſen, hätte ich von ihr ungehemmt Hülfe und Liebe empfangen können, ſo würden unſere Seelen ſich wieder gefunden und dem Vertrauen auf's Neue geöffnet haben. Aber in dem Gaſthofe, welcher mich aufnehmen mußte, ging die Zeit, welche uns vereinigen ſollte, faſt fruchtlos an uns vorüber. Wenn Anna mich beſuchte, ſo mußte Madame Dormont Anſtands halber ihre Begleiterin ſeyn; man war geſpannt, einſylbig, verlegen, und ich wurde das Alles um ſo mehr, als ich bemerkte, daß Annas Freundin mir meine Abneigung redlich vergalt und mir in dem Herzen meiner Braut zu ſchaden trachtete. Die Urſachen wurden mir ſpäter klar. Sie war die Vertraute von Raſinski's Liebe, und ihre jüngere Schweſter, ein romanhaftes, überſpanntes Mädchen, hatte für mich Unwürdigen eine Leidenſchaft gefaßt, welcher zu dienen die Dormont als Chriſtenpflicht anſah. Es iſt ſeltſam, wie der Menſch in Herzensſachen oft von inſtinktartigen Gefühlen geleitet wird. Ich hatte damals durchaus keine deutliche Anſicht des dunkeln, unheimlichen Treibens, und dennoch war es mir, ſobald Anna's Freundin in meine Nähe kam, als ſehe ich in ihr den böſen Geiſt, der das Glück meiner Liebe zerſtöre. Und dieſe Liebe — nie war ſie inniger, glühender, leidenſchaftlicher geweſen, als eben jezt. Mir ſchien der Beſitz meiner Braut als das einzige Heil meines Lebens, meine ganze Seele wallte von den heißeſten Gefühlen über, während, als ſeltſamer, aber häufig entſtehender Widerſpruch, mein Betragen gemeſſen, ja wohl kalt und ſchroff war. Und Anna! Erſt lange nachher, als unſer Beider Geſchick ſich unwiderruflich beſtimmt hatte, iſt mir klar geworden, daß in jener verhängnißvollen Zeit in ihrer Bruſt ſich ein Reichthum von Liebe unter kalter Convenienz, wankendem Vertrauen, verlezter Weiblichkeit und Zweifel an mir verborgen hatte, daß ich ſelbſt durch mein Benehmen die Mühe unterſtüzte, die man ſich gab, unſere Herzen auseinander zu reißen, und daß es nur einer einzigen hingebenden Stunde bedurft hätte, um uns herzlicher als je wieder zu finden.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich durch die Kleinigkeiten, welche immer ſcheidender zwiſchen unſere Gemüther traten, ein helleres Licht auf unſer Schickſal werfen. Es widerfuhr uns, was immer geſchieht, wenn man aufgehört hat, ſich zu verſtehen. Alles geſtaltete ſich feindſelig, ſelbſt was in der beſten Abſicht gethan wurde, mißrieth und gewann ein unfreundliches Anſehen. Der Reſt des Winters, der beginnende Frühling ging in lauter Mißtönen an uns hin, kein wohlthätiges Ereigniß nahm die Entfremdung von uns, die immer ſchmerzlicher in das Innerſte unſers Lebens trat. Ich erinnere mich niemals, weder früher noch ſpäter, gelitten zu haben, was ich in jener Zeit litt, wo ich mit allen Kräften feſtzuhalten ſtrebte, was mir zu entfliehen im Begriffe war, während ich doch durch leidenſchaftliche Aufregung, durch Härte und Anſprüche zu meinem Verluſte beitrug. Nein, auch damals, als das lange geahnte Unglück nun wirklich mit all ſeinen Folgen über mich einbrach, ſtieg mein Weh nicht zu dieſer Höhe. Gewiß, die Furcht vor dem Unheil iſt ſchrecklicher, als ſeine Gegenwart. Auch auf unſer moraliſches Daſeyn hat die Unſicherheit, welche durch eine ſolche Beſorgniß entſteht, den nachtheiligſten Einfluß; denn wer ſich, iſt der Schlag einmal gefallen, kräftig zu erheben und tadellos dazuſtehen vermag, den wirft vorher bange Ahnung oft nieder, und der Wunſch, das gefährdete Gut zu bewahren, verleitet ihn, tadelnswerthe Mittel zu ergreifen, welche noch nie durch den Zweck geheiligt worden ſind. Wenn mich Anna's leichter Sinn, die Heftigkeit, mit der ſie nach Genuß haſchte und nach Schmeichelei begierig war, empört hatten, dann ließ ich mich auf die eben bezeichnete Weiſe

Digitized by Google

bethören, und indem ich die Eiferſucht meiner Braut erregen wollte, gab ich mich williger den Bemühungen hin, mit welchen die Schweſter der Dormont mich beehrte, und konnte mich ordentlich freuen, wenn ich hoffen durfte, es würde etwas davon zu Annas Kenntniß gelangen. Und was gewann ich damit? Nichts, als daß dieſe, durch ſolche Dinge geärgert, auf die Einflüſterungen der Freundin leichter horchte und, mit ähnlicher Münze bezahlend, Raſinski's Bewerbungen zuvorkommender aufnahm.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiller in Jena.

(Fortſetzung.)

Der Umgang im Innern der Familie Schillers hatte für den, der darein eingeweiht war, etwas äußerſt Anziehendes und wird jedem, der ihn genoſſen hat, unvergeßlich ſeyn. Er gab ſich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetſten Offenheit. Sie möchte ich die perſonificirte Lieblichkeit, die ganz keinen andern Willen hat, als den des Mannes, und an ſeiner Größe hinaufſtaunt, und die holde Scham nennen. Er nannte ſie nur die Decenz, es war aber nicht jene nachgeahmte, die ſo oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle ſo widerlich iſt, es war Natur. Es ſchickt ſich nicht, war ihr höchſtes Gebot.

Für einen Fremden war es faſt unmöglich, Eingang in's Schiller'ſche Haus zu finden, und Beſuche Durchreiſender, ſelbſt vornehmer Herren und Damen, z. B. der Gräfin Stollberg, welche auf's Dringendſte anfragen ließ, ob ſie kommen dürfe, wurden rund abgeſchlagen, oft nicht einmal nur abgelehnt. Auch ſolche, welche nicht in genauem Verhältniß mit dem Hauſe ſtanden, wurden meiſt kalt aufgenommen. Man war froh, wenn ſie wieder gingen. Schiller hatte am Ende faſt die Fähigkeit verloren, mit andern als ganz intimen Freunden auch nur ſich zu unterhalten. Die Baſis des Umgangs für die Eingeweihten war ganz einfach: Natur und Wahrheit. Dies fand ich im Anfang und in ſpätern Jahren, wo unſere Verhältniſſe ſich verändert hatten, Schiller eine eigene Haushaltung führte und keinen Tiſch mehr gab. Man brauchte nichts zu ſprechen, wenn man kam, man konnte ſich ſchweigend auf den Sopha ſetzen und ein Buch nehmen, oder auch nicht: man that, was man wollte und einem gefiel, und gerade das war die Seele des Umgangs. Jeder ſprach nur, was ihn intereſſirte, und oft ergoſſen ſich nun Schiller und Andere in der Fülle ihrer Gedanken.

Bei vertraulichen Abendgeſprächen liebte Schiller von ſeinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am Intereſſanteſten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfeſt der Gräfin Franciska gnädigſt befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademiſche und Univerſitätsfreiheit neben einander ſtellte, erinnerte er ſich oft mit großem Vergnügen. Obriſt Seeger habe ſie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er ſolle das Leben in der Militärakademie mehr in's Licht und das auf Univerſitäten in ſtarken Schatten ſtellen; jedesmal ſey der Contraſt zwiſchen beiden größer geworden, aber immer zum Vortheil der Univerſitäten ꝛc.

Ueberhaupt war ſeine Sehnſucht nach dem Vaterlande ſehr groß und er ſprach mit auffallender Behaglichkeit darüber. Es war rührend, wie er ſich und Andern oft ſeinen Wunſch, im Vaterlande angeſtellt zu werden, vergebens zu verbergen ſuchte. Es kränkte ihn tief, daß Herzog Karl zu einem Herrn von Beulwitz, der die Prinzen von Rudolſtadt auf ihrer Reiſe begleitete, als dieſer bei Tafel von Schiller ſprach, geſagt hatte: „ich kenne ihn nicht.“

Sehr gerne hörte er uns von dem Tübinger Stipendium ſprechen, das alle ehemaligen Stipendiaten lieben; auch Planks und Spittlers behaglichſte Stunden ſollen die geweſen ſeyn, wo davon geſprochen wurde.

Einſt kam ſeine Mutter mit einer ſeiner Schweſtern, einem idealiſch ſchönen Mädchen, die nun geſtorben iſt. Aber dieſe brachte lauter Verwirrung in's Haus. Mit der geradeſten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil ſie nichts Arges hatte, ohne Kenntniß der Welt, noch ihres Sohns, noch weniger ſeiner Gattin, mit einem hohen Mutterſtolz und Schwiegermuttergefühl ſtach ſie beiden, ohne es zu ahnen, in tauſend Aeußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche in's Herz, und wäre ſie länger geblieben, ſie hätte mit der größten Gutmüthigkeit das ſchöne und zarte Verhältniß zwiſchen Schiller und ſeiner Gattin ganz zerſtört. Ich ſtaunte über die Faſſung, womit Beide ihr Einmiſchen in Alles aufnahmen.

Luſtig war es anzuhören, wenn Schiller in's Rechnen kam. Im Anfange unſerer Bekanntſchaft war er in ſeinen Geldgeſchäften äußerſt nachläſſig, und da ich viel mit ihm zu berechnen hatte, ſo wurde nie eine Rechnung anders berichtigt, als indem es ungewiß blieb, ob er mir oder ich ihm noch einige Groſchen, oft auch Gulden ſchuldig ſey. Auf einmal, gegen das Ende der Periode, befleiſſigte er ſich einer Genauigkeit, die an's Kleinlichte grenzte, und er forderte den halben Heller, den er auch ausbezahlte. Er hatte auf einmal rechnen gelernt. Ich erinnere mich, daß er einſt im vollen Ernſt berechnete, mit wie wenig der Menſch leben könne, und die ganze

Digitized by Google

Summe belief ſich auf ſechs Thaler. Die Rechnung war etwa in folgendem Sinne: Man kauſt ſich einen Laib Brod, man hat an einem halben Kreuzer täglich übrig genug. Man ißt in der Woche einmal eine warme Wurſt u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, September.

(Fortſetzung.)

General de la Harpe.

Lavater beſuchte das Haldenſteiner Inſtitut und zeichnete unter hundert Zöglingen de la Harpe als einen jungen Mann aus, der viel verſpreche. Allerdings hatte ſeine Geſichtsbildung etwas Schönes, Reines und Würdiges, was den Züricheriſchen Phyſiognomiſten beſonders anziehen mußte. Der junge de la Harpe blieb anderthalb Jahre in Haldenſtein und kehrte dann in ſeine Heimath zurück, freilich wie ein Halbwilder, was bei dieſer einſeitigen Erziehungsart nicht zu verwundern war. In Rolle widmete er ſich den Studien, beſonders der Mathematik, die ſeine Leidenſchaft geworden war. Bald darauf ging er zu ſeiner höhern Ausbildung nach Genf, wo er den Vorleſungen Sauſſure's mit Fleiß beiwohnte, und dann nach Tübingen, um da die Rechte zu ſtudiren. In ſeinem zwanzigſten Jahr wurde er daſelbſt Doktor der Rechte. In ſeinem Vaterland widmete er ſich hierauf dem Advokatenſtand, und zeigte ſich in Allem ſcharf, ſchneidend und abſprechend, wie einſeitig erzogene junge Leute pflegen, wenn ſie aus dem idealen Leben in die Wirklichkeit herabſteigen ſollen, wo ihnen Alles unſinnig und widerſinnig vorkommt. Er begnügte ſich nicht damit, die Rechtsſchikane heftig anzugreifen, ſondern kämpfte auch mächtig gegen Vorurtheile und was er Vorurtheile nannte. Glücklicherweiſe gewann ihn ein anderer Advokat in Rolle, der Dr. Favre, lieb und mäßigte durch ſein auf reiche Erfahrung, Welt- und Menſchenkenntniß gegründetes Zureden das raſche und oft unüberlegte Feuer des jungen Mannes, der redlich das Gute wollte, ſich aber häufig in den Mitteln dazu vergriff. Auch der Greis de la Harpe hat ſich oft dankbar dieſes günſtigen Einfluſſes auf ſeine Jugend erinnert. — Damals ſtand das Waadland ſchon zwei und ein halbes Jahrhundert unter Berniſcher Hoheit. Alle Appellationsſachen gingen nach Bern, ſo auch die, welche unſer junger Advokat führte. So gewann er bald einen bedeutenden Proceß und wurde dafür zum Advokaten bei dem romaniſchen Appellationsgericht ernannt. Die Proceßform und die Chikanen bei dieſem Gericht waren ihm in Tod zuwider, eben ſo die mit ſeiner Stelle verbundene Nothwendigkeit, den Winter immer in Bern zuzubringen, wo ihm an tauſend unbedeutenden Umſtänden, aber jeden Augenblick der Abſtand auffiel zwiſchen dem geringſten Bürger der ſouveränen Stadt und einem angeſehenen Sujet oder Unterthan des Waadlands. De la Harpe konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er in ſeinem Vaterland etwas Anderes ſeyn ſolle, als freier Schweizer. So wurde ihm ſeine Stelle und ſeine Stellung verhaßt und er ſehnte ſich weg. Er war im Begriff, ſich nach Nordamerika zu wenden, das damals in ſeiner jugendlichen Reinheit und Unbeſcholtenheit alle feurigen jungen Freiheitsgemüther mächtig anzog, als der Fürſt Lanſkoi aus Rußland ihn zu ſeinem Begleiter auf einer Reiſe nach Italien zu haben wünſchte. Gern willigte de la Harpe ein. Auf dieſer Reiſe, die ein Jahr dauerte, beſuchte er außer Italien ſelbſt auch Malta und Sicilien.

In Rom fand er eine Einladung des Baron Grimm, nach St. Petersburg zu kommen, und 1782 reiste er dahin. Ein junger Fürſt Lanſkoi, für den ſich hochſtehende Perſonen am kaiſerlichen Hof intereſſirten, war damals gerade leidenſchaftlich in ein Mädchen verliebt; dieſe Verbindung war aber ſeiner Familie nicht recht und ſie wünſchte ihn mit guter Art davon abzubringen. De la Harpe gab ſich dazu her, wurde ſein Hofmeiſter, und durch liebevolle Behandlung, kluges Eingehen in ſeine Gemüthsſtimmung, durch ſeine geiſtreiche und unterrichtende Unterhaltung gelang es ihm, dem jungen Ruſſen Geſchmack an Studien und nützlicher Beſchäftigung beizubringen, ſo daß er ſeine Liebe vergaß. Hiedurch entſchied ſich de la Harpe's Laufbahn: er wurde der Kaiſerin Katharina von angeſehenen Perſonen empfohlen, und ſie nahm ihn mit Majorsrang in ruſſiſche Dienſte. Einige Monate nachher vertraute ſie ihm die Erziehung ihrer Enkel, der Großfürſten Alexander und Conſtantin, an, deren ſie ſich bekanntlich mit Ausſchließung ihres Vaters Paul annahm. Ehe aber de la Harpe dieſe ſchwierige Stelle übernahm, glaubte er gegen die Kaiſerin freimüthig ſeine Grundſätze ausſprechen zu müſſen, die er auch künftig nicht verleugnen wollte. Zu dieſem Zwecke überreichte er der Kaiſerin im Juni 1784 eine Denkſchrift, welche ſie ihm mit den eigenhändig von ihr geſchriebenen ſchönen Worten zurückgab: „Nothwendig muß jeder guter Staatsbürger die Grundſätze anerkennen, auf denen alle wohlorganiſirten Staaten ruhen. In ihnen wird er ſich überzeugen, daß wenigſtens in entlegener Zeit die Menſchen gleich waren, daß ſich zwar ſpäter die Umſtände änderten, daß dies jedoch die Menſchheit nicht ſklaviſch (pieds et poings liés) den Launen eines Einzelnen unterwerfen konnte, daß es vielmehr unumſchränkte Monarchen gegeben hat, die freiſinnig und freimüthig erklärt haben: wir rechnen es uns zum Ruhm, ſagen zu können, daß wir nur für unſere Völker da ſind.“ Dieſe charakteriſtiſchen Worte einer deutſchen Fürſtin, die als Selbſtherrſcherin auf einem der unbeſchränkteſten und mächtigſten Throne Europas ſaß, ſtehen auch in der von ihr verfaßten und eigenhändig geſchriebenen Inſtruktion, die Katharina II. ihrer eben gebildeten Geſetzgebungscommiſſion zur Richtſchnur gab, und die in der kaiſerlichen Bibliothek zu St. Petersburg aufbewahrt wird. Katharina II. hatte auch ihr Zutrauen zu de la Harpe nicht zu bereuen. Sie wohnte oft ſeinen Unterrichtsſtunden bei den Großfürſten bei. De la Harpe ſtand mit ſeinen kaiſerlichen Zöglingen auf einem guten, aber ſehr feſten Fuß, und ließ ihnen nichts hingehen. Wenn ſie des Morgens nicht zur rechten Zeit aufſtanden, ſo ſprizte er ihnen kaltes Waſſer in's Geſicht. Conſtantin war einmal darüber ungehalten und ſagte heftig: „Warten Sie nur, wenn ich einmal Herr bin, ſo will ich die Schweiz nehmen.“ — „Kommen Sie nur,“ antwortete ihm der Lehrer, „kommen Sie nur; wir ſind Alle Soldaten, wir haben Berge und wiſſen uns zu vertheidigen.“ Als Conſtantin fünf bis ſechs Jahre alt war, las de la Harpe die Entdeckung Amerikas von Campe mit ihm, und war gerade bei den Grauſamkeiten Pizarro's, als der kleine Großfürſt von ſeinem hohen Stuhl herabſprang und roth vor Zorn ausrief: „Ha, wenn ich da geweſen wäre und meinen Säbel gehabt hätte!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 20. September 1838.

— Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt —
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Goethe.

Schiller in Jena.

(Fortſetzung.)

Als ich nach Jena kam, hatte ſich eben ein Profeſſorenkränzchen gebildet, worin ich auch als Mitglied aufgenommen wurde. Die Geſellſchaft war Schiller, Paulus, Niethammer, Reinhold, Schmid, Schütz, die beiden Hufeland, Batſch, Göttling und Fichte. Dazu kamen auch die Frauen, in deren Häuſern das Kränzchen war, nachher alle, aber oft auch Goethe, Wieland und Herder, und wenn ein intereſſanter Fremder durchreiste, wurde er eingeführt. Es war im Anfang ſehr lebendig und belehrend, weil alle Fakultäten gegenwärtig waren, und mancher Gegenſtand auf das Vielſeitigſte abgehandelt wurde. Schiller beſuchte die Geſellſchaft Anfangs mit Vergnügen, aber bald entleidete das große Kind Reinhold ihm die Geſellſchaft. Reinhold hatte Aeſthetik geleſen. Schiller fing auch Vorleſungen darüber an. Reinhold machte immer ſehr große Anſpruche und nahm dieſe Colliſion übel. Seine Philoſophie fing ſchon damals an zu ſtocken, und oft wurden ihm wichtige Einwürfe gemacht. Dadurch verſtimmt, kam Reinhold zwar noch in das Kränzchen, aber zog ſich immer in den abgelegenſten Winkel des Zimmers zurück und ſprach kein Wort mehr. Er ließ ſich Eſſen und Trinken von ſeiner Frau dahin bringen, und Schiller nannte deßwegen die Profeſſorin Reinhold nur Reinholds Raben. Dieſes Benehmen mißfiel Schiller, und er gab zwar das Kränzchen noch in ſeinem Hauſe, aber er beſuchte es nicht mehr.

*

Schiller mit ſeinem heiligen, hohen Gemüth haßte die poſitive Religion, ſo wie er ſie kannte. Er konnte ſich lange nicht vom heftigſten Vorurtheil gegen ſie losmachen, denn mit ihr ſtellten ſich ihm alle die Schläge und Qualen, die er beim Unterricht in ſeiner Jugend erlitten hatte, vielleicht auch die Geſchmackloſigkeit, Inconſequenz und Seichtheit des Vortrags zugleich vor. Das geſtand er offenherzig. Doch intereſſirte ihn Religionsphiloſophie ſehr, und als Fichtes Kritik aller Offenbarung erſchien, verſchlang er ſie, und war von manchen ihrer Anſichten ſo eingenommen, daß er ſie rüſtig vertheidigte und den Profeſſor Hufeland, der nicht mit ihm einer Meinung war, im Disputiren einſt über eine Stunde hinter einem Schrank, wohin ſich dieſer zurückgezogen hatte, unter beſtändigen Demonſtrationen feſthielt.

Von ſeinem Vorurtheil gegen die chriſtliche Religion befreite ihn Humboldt (der Geſandte in Rom), welcher ſich lange in Jena aufhielt. Dieſer ſagte ihm einſt, wie unbillig ſein Haß ſey; ſein Vorurtheil komme von der

Digitized by Google

Erziehung her. Ihm ſeye das Aeußerliche derſelben meiſt gleichgultig, ob er es ſchon faſt durchaus fur nöthig halte, aber das Innere erfulle ihn mit tiefer Ehrfurcht. Dies fällt in die Zeiten, wo Schiller ſich auf Philoſophie warf, in deren Abgrund er auch verſunken wäre, wenn nicht Goethe, der nun anfing, ſeinen Umgang zu ſuchen, und ſich oft Vierteljahre lang in Jena aufhielt, ihn herausgeriſſen und aufgemuntert hätte, ſeinen Blick auch nach Außen zu richten. Es bildete ſich überhaupt damals ein reges und ſchönes Verhältniß zwiſchen Schiller und Goethe, wenn nicht von der Seite des leztern ein wenig Kunſtlerneid manchmal mit eingefloſſen wäre; wenigſtens weiß ich beſtimmt, daß Goethe uber mehrere Arbeiten Schillers, beſonders uber Wallenſtein, gegen Andere urtheilte: er uberzeuge ſich nun immer mehr, daß Schiller nie etwas Erträgliches in dieſem Fache liefern werde.

*

Was ich von Schillers frühern Verhältniſſen im Auslande erfahren habe, zeigt, durch wie mancherlei traurige Erfahrungen und harte Schickſale er geläutert werden mußte, ehe ein freundliches Geſtirn ihm eine glucklichere Lage verſchaffte. In Mannheim, ohne alle Welt- und Menſchenkenntniß, ſcheint er, wie ſchon in Stuttgart, die Beute jedes liſtigen weiblichen Geſchöpfs geweſen zu ſeyn. Oft dankte er geruhet der Vorſehung, daß er nicht Gatte der Tochter des Buchhändlers S. daſelbſt geworden ſey, was nahe war, da ſie ſeinem Ideal von Weiblichkeit ſo wenig entſprach. Dies erreichte, ſo viel es uberhaupt möglich iſt, ſeine Gattin vollkommen.

In frühern Zeiten ſeines Aufenthalts im Auslande ſcheint ihm ſein Vater aus guter Meinung manche trube Stunde gemacht zu haben. Es wohnte in Leipzig ein Kaufmann, Namens Mohl, geburtig aus Stuttgart, an den ſich der Vater oft muß gewendet, und in Ausdrucken von ſeinem Sohn geſprochen haben (wie die meiſten wurtembergiſchen Väter pflegen), die mit ſeinem ſchriftſtelleriſchen Ruf und der Achtung, in welcher er um ſeines hohen Genies willen ſtand, einen ſonderbaren Contraſt bildeten. — Mohl iſt ein guter Menſch, aber ich kenne ihn, er hat keine Ahnung, daß man etwas mehr bedürfe als Geld, um glucklich zu ſeyn. Von dem Höchſten, was ein Gemuth, wie Schillers, zu erſtreben ſucht, mag ihm gar nie etwas zu Ohren gekommen ſeyn. Dieſer Mann verfolgte ihn oft, gewaffnet mit Briefen ſeines Vaters, mit Ermahnungen, ſein ſchwärmeriſches Leben zu laſſen, die Verzeihung ſeines Vaters und des Herzogs Karl zu ſuchen und — eine Suppe mit ihm zu eſſen; und die Beweggründe müſſen ſehr materiell geweſen ſeyn, weil Schiller im Unwillen gegen ihn ſein Haus und, wo er ihn antraf, auch ſeine Perſon mied und ihm rund ſeine Abneigung erklärte. Mohl klagte mir einſt, da ich in Leipzig war, er habe es ſo gut mit Schiller gemeint, dieſer aber habe ihn mit Heftigkeit zurückgeſtoßen. Schiller, mit dem ich nachher darüber ſprach, ſagte, er ſey ein Spion ſeines Vaters geweſen, dieſer habe auf der Solitude alles gewußt, was er in Leipzig gethan und nicht gethan habe, und habe ihm daruber Vorwurfe gemacht wie einem Schulknaben von funfzehn Jahren.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

In ſolch unwürdigem Spiel hatten wir uns ſeit jenem unſeligen Ball umhergetrieben, als eine Waſſerpartie auf die Petersinſel verabredet wurde. Ich war weit entfernt, dem Plan Hinderniſſe in den Weg zu legen, denn mir ſchien, es muſſe ſich an dem Orte, wo wir uns in unendlicher Liebe gefunden hatten, die heilloſe Lage ändern, in welcher das tuckiſche Geſchick uns feſt hielt. Auch rechtfertigte der Anfang des Feſtes meine Hoffnung. Die heitere Fahrt auf dem ruhigen See, der Anblick dieſer Schatten, das Wandeln unter den Bäumen, welche die erſten Seufzer unſerer Liebe und ihre Schwüre gehört hatten, brachte unſere Herzen in eine ſanfte Wallung und ebnete die Wellen, die Mißverſtand und Irrthum mit Sturmesgewalt um uns geſammelt. Worte konnten wir freilich nur wenige wechſeln, aber unſere Blicke, unſer Händedruck ſprachen ſtatt ihrer, und als wir zufällig einige Minuten an dem nämlichen Plätzchen, wo wir uns jezt befinden, allein waren, da umfaßte ich Anna mit einem Gefühl, wie ich es nie gekannt, und ſie gab ſich mir mit ähnlicher Empfindung hin. „Keine Störung, kein Raſinski mehr, meine Anna!“ ſagte ich bittend; „kein Unmuth, keine Henriette!“ erwiderte ſie. Dieſe Worte waren der Schwanengeſang unſerer Verbindung.

Die Mittagsmahlzeit war vorüber und man ging und ſaß zwanglos in den Anlagen, die das Haus zunächſt umgaben. Längere Zeit ſchon hatte ich Anna vermißt, ohne nach der Scene dieſes Morgens im mindeſten Arges zu denken. Sinnend ſpazierte ich am Ufer hin und wieder, da ward ich meinem angenehmen Gedankenſpiel auf ſehr unangenehme Weiſe durch die Schweſter der Madame Dormont entriſſen, welche, ſich in meinen Arm hängend, eine Unzahl Gefuhle über die Schönheit des Abends auskramte, die, in alle Farben der übertriebenſten Schwärmerei getaucht, jeden vernünftigen Menſchen anekeln mußten. Ich ſuchte dem Unweſen zu entfliehen, indem ich meine Schritte dem Hauſe zulenkte, aber ich hatte die Rechnung

Digitized by Google

ohne den Wirth gemacht. Mamſell Henriette wollte meine Gedanken über ein empfindſames Feſt hören, das ſie zu ihres Vaters Geburtstag veranſtaltete, ſie verwickelte mich in ein Geſpräch, dem ſich meine Höflichkeit vergebens mit guter Art zu entwinden ſtrebte, und endlich führte ſie mich, troß meines leiſen Widerſtandes, unter einen dicht verbullten Laubgang, wo ſie mich eine Weile feſthielt. Als es mir gelang, mich loszumachen, hatte der Ueberdruß ſo tiefe Furchen des Aergers über mein Geſicht gezogen, daß mir ſchien, Anna hätte mir leicht anſehen können, wie die gehabte Unterhaltung keineswegs nach meinem Geſchmack geweſen ſey. Dennoch benahm ſie ſich gegen mich kalt und abſtoßend, ja oft bitter höhniſch, und als ich eine Erklärung herbeiführen wollte, war und blieb ſie mir ſo unzugänglich, daß ich zuletzt meine Bemühungen aufgab und mich, meiner Unſchuld getröſtend, beſchloß, bei der Heimkehr ihr den Vorgang in's rechte Licht zu ſetzen.

Ich fühlte mich indeſſen ganz aus der Faſſung gebracht, war mißmuthig und unluſtig; darum zog ich mich zu ein paar Männern zurück, welche, die laute Freude ebenfalls meidend, in einer Ecke bei einer Flaſche Wein ein ruhiges Geſpräch führten. Daß ich aber Annen dennoch nicht aus den Augen verlor, glaubt mir wohl Jeder, der einmal geliebt hat. Nach einiger Zeit ſah ich ſie mit der Dormont den Saal verlaſſen, und als ſie gar nicht wiederkam, erfaßte mich eine ſeltſame Unruhe, die ich nicht zu bekämpfen vermochte. Raſch eilte ich fort. Auf meine Nachfrage hieß es: Anna ſey mit einem andern Frauenzimmer den Weg nach der Höhe gegangen, den kurz darauf auch der fremde Herr eingeſchlagen habe. Noch regte ſich kein Argwohn in mir, und nur mit dem Gedanken beſchäftigt, mich gegen Anna zu erklären, hoffte ich, im Fall es mir gelänge, ſie zu finden, auf eine bequeme Gelegenheit, und ich ſchritt raſch auf dem bezeichneten Wege hin. Da lag mir in geringer Entfernung vom Hauſe ein Papierſtreifen vor den Füßen, auf welchem ich Madame Dormonts Schriftzüge zu erkennen glaubte. Ohne eigentlich meiner Abſicht bewußt zu ſeyn, hob ich das Billet auf, und ſchnell vorwärts eilend, überflog ich die Zeilen. Erſt faßte ich kaum den Zuſammenhang, dann ſchien es mir, als falle jeder Buchſtabe zerſchmetternd auf mein Herz, in meine Seele ſenkte ſich mitternächtliches Dunkel und eine immer wachſende Verzweiflung. Athemlos, vernichtet lehnte ich mich an einen Baumſtamm, heftete noch einmal meine Augen auf das unſelige Blatt und las: „Wir nahen dem Ziele. A.s Schwanken zwiſchen ihrer Pflicht für den ungeliebten Bräutigam und der Liebe zu Ihnen neigt ſich einem glücklichen Ende entgegen. Es iſt Alles bereit. Man wird F. zu beſchäftigen wiſſen, und wir gehen zu der Bank bei den drei Kaſtanien.“

Der Jammer, den ich erſt nur inſtinktartig empfunden, lag jezt in ſeiner grellſten Deutlichkeit vor mir. Ich war getäuſcht, betrogen, um mein ganzes Lebensglück heimtückiſch gebracht. Der leidenſchaftlichſte Zorn, eine jede ſchonende Rückſicht, jede kühle Unterſuchung verwerfende Wuth übermannte mich. Ich ſtürmte den Berg vollends hinan, mein Blut kochte, es flirrte mir vor den Augen, alle Beſonnenheit war entflohen. Auch ich kannte die Bank unter den drei Kaſtanien; es war eine der dunkelſten und verborgenſten auf der Inſel und die Dämmerung bereits eingetreten, welche nur durch den zwiſchen Wolken ſeltſam ſtrahlenden Mond ſchauerlich erhellt ward. Mit geräuſchloſen Schritten flog ich über den Raſenteppich; jezt ſtand ich an dem bewußten Platz, mein Herz drohte zu zerſpringen, ich mußte einen der Bäume umfaſſen, welche den Verſteck bildeten — und ich ſah — ſah Anna, auf die eben das Licht des Mondes fiel, mit verhülltem Angeſicht da ſitzen und Raſinski knieend vor ihr, ſich auf ihre Hand bückend, die er in der ſeinigen hielt. Keine dritte Perſon war gegenwärtig.

Ein Laut der furchtbarſten Aufregung entfuhr mir. Anna ſchaute zuſammenfahrend empor, erblickte mich, und von dem Schrei ihres Entſetzens erſchreckt, ſprang Raſinski auf, raſch nach der Seite greifend, wo ſein Jagdmeſſer ſtak. Was war es, das damals meinen Arm hielt? daß ich nicht den Nebenbuhler mit der Kraft der Verzweiflung zu Boden ſchlug? Was hinderte mich, daß ich nicht mein Leben den Qualen des Mörders weihte? Oft in ſpäteren Momenten, als das Brauſen der Leidenſchaft längſt verklungen war, zitterte jene verhängnißvolle Minute mit ihren Schrecken wieder durch mich hin, und ich ſegnete die ſtill wirkende Macht, welche auf unbegreifliche Weiſe den Frevel von uns abzuwenden und die Ausführung des ſchlimmſten Vorſatzes gnädig zu verhüten weiß. Sie war es allein, die mich dem Verderben entriß, die mich zum Fliehen zwang und gegen meinen Willen in wenig Sekunden an das Ufer und in ein daſtehendes Schiff brachte, mit welchem ich ſofort die Rückfahrt begann.

Ohne klare Gedanken ſaß ich da, ſtarrte in die Wellen hinunter und ſchauerte in mich zuſammen wie Einer, den der Froſt des Lebens mit eiſiger Kälte erfaßt hat. Fort, fort von hier, war mein einziges Verlangen, Anna nicht wieder ſehen, mein einziger Wunſch. Eine Trennung auf Lebenszeit ſchien mir unvermeidlich; dieſe aber herbeizuführen, die Stürme auszuhalten, die ſie erregen mußte, in Annas Nähe zu bleiben, von der geliebten Ungetreuen die Nachrichten zu hören, die mir jezt ſo wahrſcheinlich vorkamen, das ging über meine Kräfte, und ich wurde in dieſem Augenblick das größte Elend gewählt haben, in ſofern mich daſſelbe nur aus dieſem

Digitized by Google

Lande weggebracht hätte. Mit der Eile, welche die Verzweiflung gibt, legte ich den Weg bis Bern zurück, raffte hier zuſammen, was ich an Baarſchaft vorräthig hatte, verſah mich mit den nöthigſten Bedürfniſſen und jagte dann, als ob ich dem Tode entflöhe, über die Grenze.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lauſanne, September.

(Fortſetzung.)

General de la Harpe.

Bei allen günſtigen Erfolgen war de la Harpe mit ſeiner Neigung zur Einſamkeit, ſeinen Büchern und ſeiner ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit an die großen Schatten der Vorzeit am Hof der nordiſchen Semiramis gar übel daran; denn da ſah er eine Menge ſich kreuzender Intereſſen, geſchmeidigen und hartnäckigen Egoismus, der Alle leitete, nur unter tauſenderlei Geſtalten und Verkleidungen. Alles dies fiel ihm unangenehm und peinlich auf, denn er hatte keine Lebenserfahrung und Menſchenkenntniß, ſtieß alſo oft an. Bei alle dem fürchtete man den Einfluß des männlich ſchönen Schweizers bei der Kaiſerin, bis man ſich endlich überzeugte, von ihm ſey nichts zu befürchten; dann verziehen ihm die Hofleute ſeine Stellung. Zwar machte ihm ſein reiner und tadelloſer Charakter Freunde, aber ſeine politiſchen Grundſätze, ſeine Begeiſterung für die franzöſiſche Revolution machten ihm bei den franzöſiſchen Emigranten mehr als bei den Ruſſen ſelbſt Feinde, die auf alle ſeine Schritte paßten; denn de la Harpe verheimlichte keineswegs ſeine Ideen über Würde und Rechte der Menſchen, über Urſprung und Garantien der bürgerlichen Geſellſchaft, über die Nothwendigkeit, das Volk aufzuklären. Darum verſchrie man ihn als Demokraten und Freund der aufgeſtandenen Franzoſen. Glücklicherweiſe kannte die Kaiſerin ſeine Grundſätze und theilte ſie. So konnte der Lehrer der Großfürſten fortfahren, bei ſeinen Vorträgen Polybius, Plutarch und Tacitus zum Grunde zu legen. In dieſe Zeit fällt auch ſeine unglaubliche Thätigkeit, um die Schweiz von dem auf ihr laſtenden ariſtokratiſchen Joche zu befreien, beſonders aber, um das Waadland der Berniſchen Herrſchaft zu entziehen. In dieſem Zweck erſchienen anonyme und pſeudonyme Schriften in verſchiedenen Formen und Sprachen. So machten in einem engliſchen Journal mehrere Artikel über die Rechte und Hoffnungen Waadlands Bern gegenüber großes Aufſehen; aber Niemand dachte daran, daß dieſe ſcharfen Angriffe von einem der abſoluteſten europäiſchen Höfe ausgingen. Einen Theil der Nacht und ſeine wenigen Freiſtunden benuzte er zu Arbeiten dieſer Art, um den Kampf zu unterhalten, der von ihm ausgegangen war. So ſchrieb er auch einmal zwiſchen ſeinen Lehrſtunden für ein engliſches Journal einen Artikel in dieſem Sinn und zwar mit kleiner Schrift, um an dem bedeutenden Briefporto zu ſparen. In dieſem Augenblick trat die Kaiſerin bei ihm ein und nahm das Blatt, an dem er ſchrieb, las lange und gab es ihm endlich mit den Worten zurück: „Quelle écriture fine! Vous allez vous gâter les yeux.“ Sonſt ſagte und fragte ſie nichts. Seine Thätigkeit wirkte weſentlich, um in ſeinem über dreihundert Meilen entfernten Vaterland, von der Newa aus am Genferſee den Geiſt der Freiheit zu erhalten, den er aufgeregt hatte. So verfaßte er auch für die Waadländer eine Bittſchrift an die Berner Regierung, worin dieſe erſucht wurde, die alten Stände des Waadlands zuſammen zu berufen, um mit ihnen über die Abſchaffung der Mißbräuche zu verhandeln. Von dieſer Petition ſchickte er drei gleiche Abſchriften an drei Freunde und empfahl ihnen, klug und reſpektvoll gegen Bern zu verfahren, auch alle Volksunruhen zu vermeiden. Es fanden aber doch aufrühreriſche Scenen ſtatt, in deren Folge er und ſein Vetter, der General Amadeus de la Harpe, von Bern proſcribirt wurden. Die Berniſchen Ariſtokraten, die franzöſiſchen Emigranten und ihre Anhänger an den europäiſchen Höfen thaten Alles, um Katharina mißtrauiſch gegen ihn zu machen. So gründeten ſie auch eine Anklage gegen ihn auf eine Abſchrift von de la Harpe's Petition an die Berner Regierung. Dieſe Anklage ging von der in Coblenz verſammelten Diplomatie aus. Glücklicherweiſe lebte er am Hofe einer geiſtreichen, gerechten und feſten Fürſtin, die überdies der Klage gegen de la Harpe abgeneigt wurde, weil darin Bern eine anmaßende Sprache führte, die der Kaiſerin unangenehm war. Sie theilte ihm die Schrift mit, und darauf übergab er der Monarchin unter dem erſten November 1791 ſeine Rechtfertigung voll Kraft und Freimuth. Die Kaiſerin theilte ſeinen Verfolgern dieſe Schrift mit und ließ ihnen dabei ihr Mißfallen zu erkennen geben; dem Erzieher der Großfürſten verbot ſie hingegen, ſich ferner in die Schweizer Angelegenheiten zu miſchen, und er gehorchte.

Dies war der höchſte Punkt ſeines Dienſtverhältniſſes in Rußland; denn von nun an ward es auf mancherlei Weiſe getrübt, bis es ganz aufhörte. Zuerſt gewannen ſeine Feinde gegen ihn, als der Graf Artois nach St. Petersburg kam und mit ihm der Baron Roll, ein Patrizier aus Solothurn. Damals ging die Vermählung des Großfürſten Alexander vor ſich, und dieſen Umſtand wollte man benutzen, um de la Harpe zu entfernen. Vorher aber mußte ihm ſein Aufenthalt in St. Petersburg durch irgend etwas verleidet werden. Dies war nicht ſchwer. Bei Alexanders Vermählung wurden alle ſeine Offiziere im Grad befördert, nur er nicht. Hierauf ſchlug man ihm vor, die Prinzeſſin, welche Alexander nicht heirathete, nach Deutſchland zurückzuführen. Dieſe fatale Commiſſion nahm er nicht an, verſtand jedoch den Antrag und nahm ſeinen Abſchied. Unter dem 24ſten Juni 1793 ſchrieb er deßhalb einen trefflichen Brief an den Fürſten Soltikof, Gouverneur der Prinzen, einen der älteſten Liebhaber Katharinens, der ihm jenen Antrag gemacht hatte. Darin hieß es unter andern: „Arm kam ich an den Hof, und nur durch die Gnade Ihrer kaiſerlichen Majeſtät wurde es mir möglich, da auf anſtändigem Fuß zu leben. Soll ich ihn aber wieder arm verlaſſen, ſo geſchieht es ohne Bedauern, wie ohne Vorwurf, mit reinem Herzen, das nur gekränkter weggeht, als es kam. Sollte mich — was ich ungern vorausſetze — die Nothwendigkeit zwingen, anderwärts eine neue Laufbahn zu beginnen, ſo bleibt mir doch der Ruhm, Lehrer der Großfürſten von Rußland geweſen zu ſeyn, und die Erinnerung an das ehrende Zutrauen, womit J. k. M. lange meine geraden Grundſätze und mein vorwurfsfreies Betragen belohnten. Dies gibt mir hinreichenden Muth, wenn es ſeyn muß, die härteſten Entbehrungen zu ertragen. Mögen meine Bemühungen nur gute Früchte tragen für den Ruhm Ihrer Regierung und das Glück Rußlands, und möge mir die unausſprechliche Freude werden, daß Ihre kaiſerlichen Hoheiten der wohlthätigen Abſicht J. k. M. entſprechen. Was auch J. k. M. beſchließen möge, immer kann es nur Ihrer großen Seele würdig ſeyn, und ich werde mich immer glücklich fühlen, dem Menſchengeſchlecht meine Schuld bezahlt zu haben.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. September 1838.

> Leiden ſollen läutern, ſonſt hat man gar nichts von ihnen. Zurückgeſchlagen werden ſie nicht von Freuden, ſondern durch tapfere Anſtrengung und Arbeit.
>
> Jean Paul.

Die Peterſinſel.

(Fortſetzung.)

Von der Grenze aus ſchrieb ich an einen Freund, auf welchen ich mich verlaſſen konnte, meldete ihm, es ſey für meine Gemüthsruhe durchaus erforderlich, mich einſtweilen zu entfernen, trug ihm die Auseinanderſetzung meines Geſchäfts auf und beſchwor ihn, unter keiner Bedingung irgend einem Menſchen zu ſagen, wohin ich mich zu wenden gedachte. Meinem Vater erzählte ich den ganzen Verlauf meiner Herzensgeſchichte, und indem ich ihm geſtand, es ſey mir unmöglich, in den nächſten Jahren unter einem Himmel mit Anna zu leben, nannte ich ihm England als meinen Aufenthaltsort und bat ihn, mir ſeinen Segen dorthin nachzuſenden. Ich war damals ſchon entſchloſſen, unter Indiens Palmen Vergeſſenheit der Schmerzen zu ſuchen, die mir im Schatten der vaterländiſchen Eichen geworden waren, aber ich wünſchte meinen armen Vater allmählig an den Gedanken zu gewöhnen, daß er das einzige Kind vielleicht auf Lebenszeit entbehren müſſe. Indeſſen erwartete ich in Britannien ſeine Antwort und die meines Geſchäftsführers. Die Erſtere fiel ganz ſo aus wie ich mir ſie gedacht hatte; ſie war mit Kümmerniſſen und Beſorglichkeit erfüllt und enthielt die Wün'che und Segnungen des ehrlichen Vaterherzens. Der Brief aber endete mit folgenden merkwürdigen Worten: „Wenn du deiner Sache gewiß biſt und deine Braut dir wirklich untreu war, ſo wirſt du dich allmählig durch die Entfernung erleichtert und ſpäter geheilt finden. Haſt du dich aber geirrt, ſo fürchte ich, du werdeſt dich nicht zufrieden geben können, wenn du auch Berge und Meere zwiſchen ſie und dich legſt.“ Er hatte recht, der gute Alte, und ſchrieb mit prophetiſchem Geiſt. Berg und Thal, Ströme und Seen trennten uns; das Treiben fremder Welttheile umgab mich, ich gewann Reichthum und Ehre, aber meine arme Anna habe ich nie vergeſſen können, und der Vorwurf, ihr Leben vergiftet zu haben, laſtete immerfort ſchwer auf mir.

Durch meinen Freund erhielt ich in kurzer Zeit von meinem Eigenthum gute Nachricht und hinlängliche Geldſummen, um mich damit nach dem Oriente wenden zu können. Was ſo Vielen vor mir gelang, dazu verhalfen auch mir mancherlei Umſtände; mein Vermögen mehrte ſich von Jahr zu Jahr, mein Geſchäftskreis dehnte ſich aus, ich ſtieg in der allgemeinen Achtung. Drei Jahre waren mir unter dem fremden Himmel hingelaufen, die Leiden meines Herzens traten nach und nach in den Hintergrund, die mächtige Zeit hatte meine Wunden verharſcht, und nur an der Abneigung, mit welcher ich meiner Heimkehr gedachte, fühlte ich, daß ſie leicht

wieder aufbrechen könnten. Da kam aus meiner heimathlichen Gegend ein Mann nach Oſtindien, den ich während meiner Verbindung mit Anna häufig in Geſellſchaft geſehen hatte. Ich hatte oft Nachrichten von Haus erhalten, doch war mein höchſtes Intereſſe in denſelben nie berührt worden; die Scheu, eine ſchmerzende Stelle zu betaſten, hatte jede meiner Aeußerungen darüber zurückgehalten, und mein Vater ſchwieg aus Klugheit. Jezt aber konnte ich einer Erörterung um ſo weniger ausweichen, als mein Bekannter die Veranlaſſung zu derſelben ſuchte, und mir endlich ganz trocken erklärte, er werde und müſſe mit mir über dieſe Angelegenheit ſprechen.

Ich waffnete mich nun mit dem innern Trotz, den wir gleichſam als Schild vorzuhalten pflegen, wenn wir wehthuende Dinge zu hören gezwungen ſind, und erfuhr: daß Anna nach meinem plötzlichen Verſchwinden nicht nur den Polen nicht geheirathet, ſondern, nachdem dieſer aus der Umgebung weggezogen, bei ihrem Vater noch ein Jahr ſtill und einſam gelebt, dann aber in Folge ſeiner Bitten und Vorſtellungen einem Manne die Hand gereicht habe, der durch ſeine Liſt der Liebling des Alten geworden ſey. Seinem Vorgeben nach in alle Zweige des menſchlichen Wiſſens, beſonders in die Alchymie eingeweiht, vernachläſſigte er über nichtswerthen Dingen ſeinen einträglichen Beruf — er war ein geſchickter Mechaniker — und als er erſt ſeinen Zweck erreicht, Annas Beſitz und einſtiges Vermögen davon getragen, ließ er auch ſeinen verdorbenen Neigungen freien Lauf, ſo daß die unglückliche junge Frau bald inne wurde, wie ſie das Opfer eines Lebens ohne Liebe einem Unwürdigen gebracht. Einer längeren Täuſchung erfreute ſich der Vater, denn Binot beging ſeine Thorheiten nicht unmittelbar vor des Schwiegervaters Augen; aber endlich ward auch er von dem wahren Verhältniß überzeugt und grämte ſich nun ſo ungemeſſen, daß er körperlichen Beſchwerden unterlag, welche außerdem wohl zu heben geweſen wären. Jezt war die arme Anna erſt ganz ſchutzlos. Der Verſtorbene, der ſich am Himmel und in der altersgrauen Vergangenheit weit leichter zu finden wußte als auf unſerer Erde, hatte ganz verſäumt, das Vermögen ſeines Kindes zu ſichern, und ſo erhielt denn Binot völlig freie Hand, wirthſchaftete ſo unſinnig, daß er binnen Jahresfriſt ſchon in Verlegenheit gerieth, und als mein Freund abreiſen wollte, hatte er bereits alles zu Gelde gemacht und ſtand auf dem Punkte, ſich nach Frankreich zu begeben, wohin er nach ſeiner Verſicherung einen Ruf als Mechaniker erhalten hatte.

In jenen Tagen ward Bergeret, ſo hieß der Erzähler, aufgefordert, Anna zu beſuchen, und als er ahnungsvoll die Bitte erfüllte, ward ihm die Gewißheit, daß er ſich in ſeiner Vorausſetzung nicht getäuſcht habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiller in Jena.

(Beſchluß.)

Beſonders intereſſant war der Sommer des Jahrs, wo die Xenien entſtanden. Es waren da in Jena verſammelt: Obertribunalrath Körner aus Dresden, ein intimer Freund Schillers, mit ſeiner Gattin, einem ſehr intereſſanten Weibe, ihre Schweſter, eine berühmte Malerin, Mademoiſelle Stock, ehemals Geſellſchafterin der Herzogin von Kurland, der Graf Kolle, preußiſcher Geſandter am churſächſiſchen Hofe, die beiden Humboldt; Goethe, Wieland und Herder kamen oft; Goethe blieb Monate lang der Tiſchgenoſſe Schillers. Da wurden die Angelegenheiten der deutſchen Literatur verhandelt, und bei Sympoſien die Xenien meiſt verfertigt oder veranlaßt. Alle dieſe Männer lebten in der innigſten Harmonie, und beſonders die beiden Humboldt gaben zu der Unterhaltung reiche Beiträge. (Campe war bekanntlich ihr Hofmeiſter; ſie machten mit ihm Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und die Schweiz. Campe, erzählten ſie, habe geglaubt, als Hofmeiſter überall ein wichtiges Wort ſagen zu müſſen; unter andern habe er, als ſie das Zimmer beſehen, wo Rouſſeau geſtorben iſt, geſagt: „Zu dieſem Fenſter iſt dieſe große Seele hinausgefahren!“)

Das Verhältniß Schillers zu Wieland war nicht eng; aber Wieland ſchien hohe Achtung vor Schiller zu haben. Schiller führte mich bei ihm perſönlich ein, und die ungeheuchelte Zufriedenheit mit Schillers Beſuch leuchtete aus allen Geſprächen und Aeußerungen Wielands deutlich hervor. Schiller ſagte voraus, er ſey begierig, ob Wieland heute Demokrat oder Ariſtokrat ſeyn werde. Er war das leztere, und Schiller, wenn er nicht Ariſtokrat war, ſo war er wenigſtens Royaliſt: er hatte eine Vertheidigung Ludwigs XVI. verfertigt, die er der Nationalverſammlung zuſenden wollte, als die Nachricht von dem Königsmorde ankam. In frühern Zeiten mußte das Verhältniß Wielands zu Schiller enger geweſen ſeyn. Die Götter Griechenlands erſchienen zuerſt im Merkur. Mit hohem Selbſtgefühl forderte Schiller ſo viel Honorar, als ein ganzer Bogen im Merkur koſtete, und Wieland zahlte es ihm gerne.

Als einſt eine fremde Sängerin durch Weimar kam, veranſtaltete die Herzogin Mutter ein Concert, und lud auch Wieland, den ſie als einen großen Liebhaber der weiblichen Stimme kannte, dazu ein. Dieſer, der alle Abend ſeine l'Hombrepartie mit einer geſchloſſenen Geſellſchaft alter Herrn machte, ließ der Herzogin ſagen, er könne nicht kommen, die Herrn von ſeiner Partie wären ſonſt angeführt. Er kam auch nicht. Das verdroß

Digitized by Google

die Herzogin ſehr, und ſie trug Schiller, dem ſie im Concerte das Verfahren Wielands erzählte, auf, er ſolle dem Wieland ſagen: „er ſey ein rechter Philiſter.“ Schiller milderte den Ausdruck gegen Wieland, und Wieland ſchrieb am andern Tag einen poetiſchen Brief an die Herzogin, worin er um Verzeihung bat, und ſo wurde der Friede wieder hergeſtellt.

Wieland, dies ſey hier im Vorbeigehen bemerkt, war überhaupt ein höchſt leidenſchaftlicher Spieler. Ich wurde einſt in den Weimariſchen Clubb mit meinem Eleven eingeführt, der wenig oder nicht l'Hombre zu ſpielen verſtand. Kammerherr v. O. bot mir mit Wieland eine Partie bis zum Schauſpiel an; Wieland ließ meines Eleven Entſchuldigung, daß er das Spiel nicht hinlänglich kenne, nicht gelten, er mußte mitſpielen. Der Zufall wollte es aber, daß mein Eleve ungeheuer Glück hatte, und entweder ſelbſt Solo ſpielte, oder, wenn Wieland ſpielen wollte, ihn allemal in der lautern Einfalt führte. Mit jedem Augenblick wurde Wieland heftiger, ſprach von Narrenglück u. ſ. w., mein Eleve immer beſcheidener. Es war höchſt lächerlich, wie Lezterer ſich in großer Verlegenheit mit wehmüthiger Demuth entſchuldigte, wenn er wieder einen Solo couleur gewonnen hatte oder Wieland führte, und Wieland immer mehr die Faſſung verlor. Zum Glück ſchlug die Stunde zum Schauſpiel; mein Eleve hatte etwa 6 Thlr. gewonnen.

*

Schiller hatte ſich ſchon früher durch übermäßigen Genuß von Thee und ſtarkem Kaffee (auch zu meiner Zeit trank er leztern häufig mit Vanille) und Nachtwachen ſehr geſchwächt. Seine Nächte waren, ſo lange ich ihn kannte, ſchlaflos, und die Unordnung in den Stunden des Mittag- und Nachteſſens nahm, als ich zum zweiten Mal mit einem andern Eleven nach Jena kam, ſo ſehr überhand, daß der Tag — wenigſtens der Morgen — für ihn faſt ganz zum Schlaf beſtimmt war, und ich traf ihn oft Nachmittags um zwei Uhr als eben aufgeſtanden und frühſtückend an; ſo wurde das Mittageſſen auf Abends acht Uhr zurückgeſchoben und die Nächte meiſtens dem Studiren gewidmet. Seine Scheu vor Fremden wurde damals täglich größer, und er kam jahrelang nicht aus dem Hauſe. Darin beſtärkte ihn noch mehr die Erfahrung, daß es ihm meiſt übel bekam, wenn er einmal ausging. Die Urſache lag aber nicht im Genuſſe der freien Luft, ſondern im Uebermaß, das er ſich gewöhnlich erlaubte; denn er wollte alsdann genießen wie ein Geſunder.

Seine Hypochondrie und ſeine Scheu vor Umgang mit Menſchen war zu der Zeit, als Iffland auf dem Weimariſchen Theater eine Suite von Vorſtellungen gab, auf's Höchſte geſtiegen. Schiller ſollte auch dabei ſeyn; nun entſtand die große Frage, wie ihn hinüber bringen nach Weimar und wie es möglich machen, daß Schiller die Vorſtellung ſeiner Räuber ꝛc. ſehen könne, ohne ſelbſt geſehen zu werden? Der Herzog ließ eine grillirte Loge am Proſcenium für ihn zurichten. Goethe nahm ihn mit ſeiner Familie in ſein ſchönes Haus auf, wo er ihm ein ganzes Stockwerk allein einräumte. Schiller wurde von Goethe mit beiſpielloſer Schonung behandelt. Kleine Mittageſſen, wobei fünf bis ſechs Perſonen im Ganzen waren, wurden täglich von ihm gegeben. So ſaß ich mehrere Male mit Schiller, Goethe, Iffland und noch einem oder dem andern zuſammen; es wurden alle Beſuche verbeten. Goethe gab eines Abends eine große Geſellſchaft nach der Komödie, wo man an kleinen Tiſchen zu vier Perſonen aß und wozu auch der Herzog und der Hof kamen. Man verſammelte ſich in einem Saal, an den mehrere Nebenzimmer ſtießen. Im hinterſten, deſſen Thüre nicht geöffnet war, befand ſich Schiller; nur einer oder zwei ſeiner näheren Bekannten gingen zu ihm hinein. Ihnen folgten andere, und ſo bereitete man ihn vor, daß auch dieſe Thüre geöffnet werden konnte und er nach und nach an den Anblick einer größern Geſellſchaft gewöhnt wurde.

Die Vorſtellung ſeiner Räuber, bei der ſich Iffland und alle Mitſpielenden die größte Mühe gaben, mißfiel faſt allgemein. Schiller mußte die nämliche Empfindung wie das Publikum gehabt haben, er war nach der Vorſtellung mürriſch und kränker. So viel ich mich erinnere, gab damals O.C.Rath Böttcher, ein großer Polyhiſtor, aber ein Pedant, auf den das locker und loſe ſeyn von Goethe, wenn ich mich nicht irre, im höchſten Sinne paßt, etwas über dieſe Vorſtellung heraus.

Von Cotta in Tübingen ſprach Schiller immer mit hoher Achtung, und lobte oft ſeine edle Weiſe, mit Schriftſtelleen in Geldſachen zu verfahren. Sie habe ganz nicht das Kleinliche eines grämlichen Buchhändlers. Er äußerte einſt, er werde nie aufhören, ſein Freund zu ſeyn.

Gedichte von Karl Mayer.

Der Uebergang.

Steine ſind im Fluß gelegt,
Die als Steg mir dienen;
Ob und wie mich jeder trägt,
Prüfen meine Mienen.

So durch's Leben meinen Gang
Find' ich mir bereitet;
Nur der Schritt macht oft mir bang,
Ob er nicht entgleitet.

Das Gebet.

Nicht jeder deiner Erdenſöhne,
Gott, flehet dich um Schutz für's Schöne.
Zu dem Gebet laß ich mich mahnen
Beim Näherdrohn der Eiſenbahnen.

Die bunten Scheiben.

Sieh dieſe abgeſtandnen Scheiben,
Und denk' an manch poetiſch Treiben:
Es ſpielt in allen Irisfarben
Und muß an reiner Klarheit darben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, September.

(Beſchluß.)

General de la Harpe.

Die Kaiſerin las dieſen Brief, ließ de la Harpe zu ſich kommen und unterhielt ſich lange mit ihm. Da ſie Vertrauen hatte zu ſeinem politiſchen Sinn und zu ſeinem Urtheil, ſo fragte ſie ihn um ſeine Meinung über die Lage Europa's und insbeſondere Rußlands in Beziehung auf das revolutionäre Frankreich. Dies war allerdings eine kitzliche Frage, denn die Coalition gegen Frankreich war bereits abgeſchloſſen und Rußland im Begriff, beizutreten, ja der Befehl zum Aufbruch war ſchon an die polniſche Armee abgegangen. Alles dies machte aber de la Harpe nicht irre, denn er hielt es für Pflicht, ſeiner innern Stimme zu folgen, die ihm ſagte, er könne hier eine große Pflicht erfüllen und ſich zugleich als redlichen Diener zeigen. Hierauf entwickelte er der Kaiſerin die Lage Europa's, wie ſie ſeinem Geiſt gegenwärtig war, zeigte, daß es durchaus nicht im Intereſſe Rußlands ſey, das republikaniſche Frankreich zu bekriegen und ſich der Bourbons anzunehmen. Es zeigte ſich in ſeinen Ideen ſo viel Geiſt, Tiefe und Klarheit, daß ihm die Kaiſerin lange mit Vergnügen zuhörte und am Ende ganz ſeiner Meinung wurde. Sogleich ging auch Gegenbefehl an die polniſche Armee ab. Der ganz anders denkende Hof und die Diplomaten erfuhren bald den Zuſammenhang der Sache und haßten de la Harpe nun noch mehr. — Als er Abſchied von der Kaiſerin nahm, war ſie gerührt; eben ſo Paul I., damals noch Großfürſt. Zwiſchen Beide waren gleich von Anfang an Leute getreten, und hatten den argwöhniſchen Großfürſten leicht gegen den Erzieher ſeiner Söhne eingenommen, den er nicht ſelbſt gewählt, ſondern auch hierin nur dem Alles vermögenden Willen der männlich herrſchenden Mutter nachgegeben hatte. Wiewohl man den bei ihm in Ungnade ſtehenden Erzieher hindern wollte, dem Großfürſten bei ſeinem Weggang aufzuwarten, ſo ließ er ſich doch melden und begehrte Audienz. Paul I. hatte ihn ungeachtet ſeiner Abneigung zu allen Feſten eingeladen, um durch das Gegentheil der Kaiſerin nicht zu mißfallen. De la Harpe war auch aus Pflicht immer hingegangen, obgleich Paul nie mit ihm ſprach, ſelbſt wenn er die zunächſt links und rechts Stehenden anredete. Wenn er in eine Lehrſtunde ſeiner Söhne kam und aus Anſtand einige Worte mit dem Lehrer ſprach, ſo ſah er ihn doch nicht an. Als ſich nun de la Harpe bei ihm melden ließ, glaubten Alle, er werde keine Audienz bekommen. Man irrte ſich aber, wie man ſich ſo manchmal in dem launen- und widerſpruchsvollen Fürſten geirrt hat. Im Gegentheil, der Großfürſt lud ihn zu ſich auf ſein Luſtſchloß Gatſchina ein. De la Harpe fuhr die Nacht von St. Petersburg weg, um recht früh da zu ſeyn, und ließ ſich gleich melden. Dieſe Eile gefiel Paul; er ſchickte ihm einen Kammerherrn und empfing ihn auf's Beſte. Nach dem Frühſtück und unter dem Vorwand, ihm die Einrichtung ſeines Schloſſes zu zeigen, führte er ihn in ſein Kabinet. Ermuthigt durch dieſe günſtige Stimmung des Großfürſten, nahm er das Wort und ſagte zu ihm: „Mit beſonderem Bedauern habe ich lange bemerkt, daß ich Ew. Hoheit durch irgend etwas mißfällig geworden bin. Schon oft habe ich mich nach der Urſache erkundigen wollen. Jetzt, wo ich von Ew. Hoheit Abſchied nehme, muß ich Sie verſichern, daß ich mich immer beſtrebt habe, Ihnen treu zu dienen. Bevor ich Sie für immer verlaſſe, bitte ich Sie um Erlaubniß, Ihnen hinſichtlich der jungen Großfürſten einen Rath geben zu dürfen, den mir meine Erfahrung und mein Herz eingeben.“ Hierauf rieth er ihm, ſich näher an ſeine Söhne zu ſchließen und beſonders Niemanden zu geſtatten, ſich zwiſchen Vater und Kinder zu drängen. „Hören Sie, gnädigſter Fürſt, meine Worte,“ ſchloß de la Harpe, wie in Ahnung der Zukunft, „wie die Worte eines Sterbenden.“ Hierauf faßte Paul ſeine beiden Hände, drückte ſie mit Wärme, umarmte ihn und ſagte: „Herr von la Harpe, Sie ſind ein ehrlicher Mann; was Sie mir ſo eben geſagt haben, wird nie aus meinem Gedächtniß kommen. Vielleicht ſehen wir uns auf Erden nicht wieder, gewiß aber anderwärts.“ Abends war ein kleiner Ball. De la Harpe ſprach eben mit dem Großfürſten, als ihm die Großfürſtin ſagen ließ, ſie wünſche mit ihm zu tanzen. Da fand ſich's, daß er keine Handſchuhe hatte, darum zog Paul ſchnell die ſeinigen aus und gab ſie ihm. Nach dem Tanz bat ihn de la Harpe um Erlaubniß, ſie behalten zu dürfen. Er hat ſie ſeitdem immer ſorgſam aufgehoben, und nach ſeinem Tode fand man ſie bei andern Andenken. Als 1801, nach Pauls gewaltſamem Tod, Alexander den Thron beſtieg und de la Harpe wieder nach St. Petersburg kam, fragte ihn der Kaiſer: „Was haben Sie doch kurz vor Ihrer Abreiſe zu meinem Vater geſagt? Ihre Aeußerung iſt ihm oft in's Gedächtniß gekommen; ſo dachte er auch daran vierzehn Tage vor ſeinem Tod und er fragte mich: „Haben Sie lange keinen Brief von de la Harpe bekommen?“ — „Ihre Majeſtät hat mir verboten, mit ihm Briefe zu wechſeln; ich habe es ihn wiſſen laſſen und er hat ſich in Ihre Entſchließung gefügt.“ — „Schon recht; la Harpe iſt ein ehrlicher Mann; nie vergeſſe ich, was er mir kurz vor ſeiner Abreiſe ſagte.“ Zwiſchen jenen Abſchied und Pauls neuere Erkundigung nach de la Harpe bei Alexander war eine neue Ungnade eingetreten, wozu ſich Paul durch ſeine Umgebungen beſtimmen ließ, denen er immer zu viel Einfluß auf ſich geſtattete. — Während ſeines Aufenthalts am ruſſiſchen Hof hatte de la Harpe ein ſehr junges Mädchen, die Tochter des reichen Kaufmanns Böthlingk in St. Petersburg, geheirathet, die von nun an mit Geiſt und Herz alle ſeine Schickſale theilte. Mit ihr verließ er 1795 Rußland und kaufte in Genthod ein reizend gelegenes Landhaus in der Nähe von Genf.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. September 1838.

Schickſallos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Hölderlin.

Gedichte von Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Kronos.

Es verwandeln ſich die Zeiten,
Es verſchlingen ſich die Räume;
Wechſelnde Geſchlechter gleiten
Mir vorüber — und ich träume;

Sitze da in meiner Höhle
Undurchdrungener Umnachtung,
Letze mir die greiſe Seele
Mit dem Balſam der Betrachtung.

Haben uns hinausgetrieben
Aus dem Himmel, den ſie bauen;
Unſre Welt iſt uns geblieben,
Und ſo laßt uns die beſchauen.

Da bereiten wir im Stillen
Neue Zeiten, neue Welten:
Unſer Wort wird ſich erfüllen,
Und wir werden wieder gelten.

Bis die heil'gen Saaten ſchwanken,
Müſſen wir verborgen leben,
Nur von göttlichen Gedanken
Und Geheimniſſen umgeben.

Im Gebirge.

Vom See her weht es friſcher
Und ſingend knüpft der Fiſcher
Die braune Barke los;
Er fährt auf glatten Wegen,
Es ruht des Guten Segen
In dunkler Wellen Schoß.

Von wannen hoffſt du deinen?
Es rauſcht in tiefen Hainen
Der Sturm, wie zürnend, hin;
Entfärbte Blätter fallen,
Gebrochne Aeſte hallen —
Und trübe wird dein Sinn.

Da glitzert hinter Bäumen
Die Sonne; malt mit Säumen
Die Berge, abendwärts,
Und, bei der Wellen Schäumen,
Nährt ſie mit neuen Träumen
Das oft betrogne Herz.

Rath.

Parodiſch.

Kannſt du das Eine nicht erringen —
Im Ganzen mag dir's doch gelingen;

Digitized by Google

Iſt auch nicht dieſe Blume dein,
Du darfſt doch mit im Garten ſeyn!
Nach Kleinem dränget dich die Seele?
Daß ſie dem Großen nur nicht fehle!
Du leideſt heut? ich ſage dir:
Ein beſſ'res Morgen kommt dafür;
Was ſind auch Stunden, Tage eben?
Aus Jahren, Freund! beſteht das Leben;
Wie Viele ſind, die das vergeſſen:
Man muß es nicht nach Tagen meſſen!

Traumluſt.

Aus des Lebens eitler Oede
Flücht' ich mich zu dir, o Traum!
Deiner Fluthen Zauberſchaum
Löst und bändigt alles Spröde.

Was die Wirklichkeit verſagt,
Du gewährſt es, Allbefreier:
Daß die Hand der Anmuth Schleier
Kühner zu enthüllen wagt.

In dem Balſam deines Schattens,
Heil'ge Nacht, ſinkt man der Luſt
Ohne Zagen an die Bruſt,
Ohne Strafe des Ermattens.

Und der innige Genuß,
Frei von hemmenden Gedanken,
Kennt nicht eitler Satzung Schranken,
Weiß nichts von des Lebens „Muß."

Jede Sehnſucht wird geſtillt,
Und, von Genien umgaukelt,
Wird das Herz, ein Kind, geſchaukelt,
Und mit Seligkeit erfüllt.

Laßt uns kraftdurchdrungen handeln,
Und, indeß der Feige klagt,
Was das Leben uns verſagt,
In ein Traumgebild verwandeln!

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Anna ſprach von ſeinen Planen und ſagte ihm mit edler Offenheit, wie ſie hoffe, er werde mich vielleicht im fremden Lande treffen, und ſchon lange ſehnſuchtsvoll gewünſcht habe, durch mündliche Ueberlieferung mir den wahren Gang des uns angehenden Ereigniſſes darſtellen zu laſſen. Sie ſey entſchloſſen, den gegebenen Anlaß zu benutzen und mich wiſſen zu laſſen, daß, obwohl nicht frei von Leichtſinn und Unbedachtſamkeit, ſie dennoch bei weitem nicht ſo ſchuldig geweſen, als ich ſie habe glauben müſſen. Sie gedachte unſerer Vergangenheit und hauptſächlich des entſcheidenden Vorfalles, ſo weit dies nöthig war, um ihm eine klare Ueberſicht unſerer damaligen Lage zu geben; dann fuhr ſie fort: „Nie war ich vielleicht ſchuldloſer, nie entfernter von irreführender Eitelkeit, meinem Bräutigam nie ergebener geweſen, als in dem Augenblick, der uns auf immer trennte. Ohne eine Ahnung deſſen, was geſchehen ſollte, war ich der Dormont gefolgt, die mich einlud, der Abendkühle noch zu genießen, und ich geſtehe, daß es um ſo lieber geſchah, weil ich mit Freimann wegen ſeines langen Zwiegeſprächs mit Henrietten unzufrieden war. Kaum waren wir auf die Bank geſeſſen, als Raſinski ſich näherte und die Dormont, ſtatt meiner Bitte um Entfernung nachzugeben, mich umſchlang, indem ſie mir ſagte: „Sey keine Thörin, liebes Kind! Freimann hält ganz ungeſcheut ſeine Stelldichein, und dir wird man doch erlauben, eine anſtändige, auf keiner Verabredung beruhende Zuſammenkunft zuzugeben." Ich aber fühlte, daß es einer Verlobten unter keiner Bedingung anſtehe, im Zwielicht, mitten in einem Walde, dem Manne eine Unterredung zu geſtatten, der ohnehin ſchon oft ein Gegenſtand der Eiferſucht geweſen war; ja mir ſchien, als könne das Zuſammentreffen nicht von Ungefähr ſtatt gehabt haben. Dadurch aufgeregt, ſuchte ich mich unter bittern Vorwürfen loszureißen, aber ehe mir das gelang, ſtürzte Raſinski zu meinen Füßen mit ſo leidenſchaftlichen Aeußerungen, daß ich mich empört umwandte und, ſchnell aufſtehend, ihm mit einer Stimme und Worten Stillſchweigen gebot, die ihm keinen Zweifel an meinem entſchiedenen Willen übrig ließen. Beſtürzt und ſtumm ſtand er da, und ich wollte nun mit meiner Begleiterin mich entfernen, aber als ich mich nach ihr umſah, fand ich, daß ſie mich allein gelaſſen hatte. Mein Verdacht einer Verrätherei wurde zur ſchmerzlichen Gewißheit, und dieſe ergriff mich ſo gewaltſam, daß ich mich halb beſinnungslos an einen Baum lehnen mußte. Mein Zuſtand fiel Raſinski auf, einige Worte, die ihm ſeine Betroffenheit entriß, belehrten mich, daß wir Beide in dieſer Sache Betrogene waren und er geglaubt hatte, mich in ganz anderer Stimmung zu finden. Meine Antwort benahm ihm ſeine Täuſchung, eine kurze, ſehr leidenſchaftliche Scene folgte, die durch meine ernſte Erklärung, daß ich nur Freimann liebe, einen Ausbruch ſeines Gefühls, aber auch den Entſchluß herbeiführte, auf immer Abſchied zu nehmen. Er war zu meinen Füßen geſunken und drückte meine Hand an ſeine Lippen, während ich, von dem Auftritt erſchöpft, mein Tuch vor die Augen hielt. In dieſem Augenblick hörte ich Freimanns Ausruf, ſah ihn

gleich einer Erſcheinung davon eilen und mir auf ewig verſchwinden. Raſinoli, ſchnell ahnend, was geſchehen war und leicht noch geſchehen konnte, ſprang ihm nach, ſchlug aber, auf der Inſel wenig bekannt, den unrechten Weg ein und gelangte erſt an's Ufer, als Hermann lange ſchon abgefahren war.“

„Laſſen Sie mich die nun folgende fürchterliche Zeit mit Stillſchweigen übergehen, ich vermöchte es nicht, ein treues Bild meiner damaligen Lage zu geben. Freimann war fort, war von Bern ſpurlos verſchwunden. Ohne Lebenszeichen, ohne ein Abſchiedswort, ohne eine Erklärung weder zu geben noch zu fodern. Er hatte mich ungehört verdammt, verlaſſen, öffentlich gebrandmarkt und mir damit gethan, was ſein rechtlicher Charakter keinem andern Menſchen zu thun ſich erlaubt haben würde. Mein Selbſtgefühl empörte ſich; mir ſchien, ich werde unrecht behandelt, und Freimann hätte es ſich nie erlauben ſollen, mich ſo leicht wegzuwerfen. Dieſes Bewußtſeyn gab mir Kraft, den erſten betäubenden Schmerz zu überſtehen und mir keine Nachfrage, keine Erkundigung zu geſtatten. Was hätte es auch unter den gegebenen Umſtänden genuzt? Freimanns Glaube an mich war in dem tiefſten Grunde erſchuttert, davon war ich überzeugt. Ich hatte nur meine einfachen Verſicherungen, mein betheuerndes Wort den Anklagen ſeines Herzens entgegen zu ſtellen, und wäre es mir gelungen, dieſem fur den Augenblick Vertrauen zu verſchaffen, ſo hätte dennoch unſere Verbindung des Höchſten und Heiligſten entbehren muſſen; jede kleine Veranlaſſung hätte den Verdacht wieder rege gemacht, und der Stolz, den ich mit Recht auf meine Geſinnungen und meinen Charakter legte, wäre dadurch auf eine Weiſe verlezt worden, die kein Glück, keine Zufriedenheit erlaubt haben wurde. Was ich zu meiner eigenen und Freimanns Genugthuung thun konnte, habe ich indeſſen gethan. Nicht nur entfernte ſich Raſinoli auf meine Bitte ganz aus unſerer Gegend, ohne daß ich ihn je wieder geſehen hätte, ſondern ich brach auch mit der Dormont auf immer, wohl einſehend, wie ich dieſer falſchen Freundin das Unglück meines Lebens zu danken hatte. Ich ſah von jenem unglückſeligen Abend an keine Geſellſchaft mehr und machte mich von allen außerhäuslichen Verbindungen völlig los. Weil ich mir zum Geſetz gemacht, den Namen meines ehmaligen Verlobten nie auszuſprechen, ſo konnte ich nur zufällig etwas über ſein Schickſal vernehmen, und es währte lange, ehe ich erfuhr, er ſey in Oſtindien und es gehe ihm wohl. — Daß ich Sie nun bitte, ihm dieſe Berichtigungen über unſere Vergangenheit mitzutheilen, rührt bloß daher, weil meine Zukunft jezt unwandelbar feſtgeſtellt iſt und ich mir dieſen Schritt ohne Furcht vor Mißdeutung erlauben darf. Sagen Sie ihm, ich ſey nicht glücklich geweſen und werde es auch künftig nicht ſeyn; aber meine mir aufgedrungenen Pflichten will ich erfüllen, was es mich auch koſten mag, und den Einzigen ſtill im Herzen tragend, den ich liebte, in jeder ſchlimmen Stunde auf jene Zeit hoffen, die mich mit ihm vereinigen ſoll.“

„Das Vertrauen,“ fuhr mein Freund fort, „welches mir Anna bewies und deſſen ich mich nicht unwürdig fühlte, gab mir Muth, ſie zu fragen: warum ſie nicht daran denke, ihre übel paſſende Ehe zu löſen und ſo den Reſt ihres Vermögens zu retten?“ — „Das hätte früher geſchehen können,“ antwortete ſie nach einer Pauſe, indem ſie die Augen niederſchlug; „damals aber hinderte mich meines Vaters Ruhe, es zu thun. Jezt — hier ſtockte ſie wieder — glaube ich dem ungebornen Kinde ſchuldig zu ſeyn, daß ich Alles ertrage, was ſein Vater über mich bringen kann.“ — „Dieſe Erklärung erfüllte mich mit tiefem Schmerz, und ich nahm von der edeln Frau mit der feſten Verheißung Abſchied, mein Möglichſtes zu thun, um Sie aufzufinden und ihr Vermächtniß, wie ſie es nannte, Ihnen mitzutheilen.“

„Sie kennen meine Gefühle,“ ſprach nun Freimann weiter; „ich habe Ihnen keines verhehlt. Urtheilen Sie, was ich empfinden mußte, als, wie mit einem Zauberſchlag, die Geliebte meiner Jugend, das Ideal meines Herzens, das ich ſo lange ungetreu geglaubt und gewaltſam mich ſeinem Andenken zu entreißen getrachtet, in dem magiſchen Lichte unwandelbarer Liebe und ſchön getragenen Unglücks vor mir ſtand! Es war mir damit freilich kein poſitives Gut gegeben, und ich konnte irdiſche Hoffnung nicht daran knüpfen; aber mir war dennoch eine neue Welt aufgegangen, ich kehrte zurück in das Paradies meiner Kindheit, und mit Anna's Schuld war Alles gehoben, was ſo lange zwiſchen mir und der Seligkeit theurer Erinnerungen geſtanden hatte. So wie es aber in der erſten Zeit nach dieſem Bericht in meiner Seele ausſah, ſo blieb es nicht. Iſt doch unſer Weſen nicht dazu geſchaffen, ein ganz reines, von jeder gemeinen Zuthat freies Gefühl in ſich aufzunehmen. Der Wunſch, Anna wiederzuſehen, mich ihr zu nähern, aus ihrem Auge noch einmal die treue Neigung zu leſen, ihrem verarmten Daſeyn neue Quellen der Freude öffnen zu können, ſie aller Erdenſorgen zu entheben, das war wohl an ſich kein tadelhaftes Verlangen; aber es überſchritt doch ſchon die Grenze edler, geiſtiger Uebereinſtimmung. Mein Sinn ſtand nach der Heimath, nach den Bergen, wo Anna lebte, wo ich ſo glücklich geweſen war und es vielleicht wieder werden konnte. Ich fing an, meine Geſchäfte zu vernachläſſigen, ich ward zum Träumer und konnte mich in dem einmal betretenen Lebensgang nicht mehr zurecht finden. Mein guter Geiſt hinderte mich aber, plözlich heimzukehren und auf dieſe Weiſe eine gewaltſame Kataſtrophe herbeizuführen. Ich

Digitized by Google

bediente mich jedes Mittels, um von Anna fernere Kunde zu erhalten. Alle meine Korreſpondenten in dem weſtlichen Theile der Schweiz und längs den franzöſiſchen Grenzen des Jura und Doubsdepartements wurden von mir benachrichtigt, und ihnen die eifrigſten Erkundigungen nach ihr aufgetragen; eben ſo ſchrieb ich meinem Vater über das Vorgefallene, ihn beſchwörend, mir Alles mitzutheilen, was er hinſichtlich des Schick als der theuren Frau erfahren könne. Aber jede Bemühung blieb umſonſt. Man antwortete mir: Madame Binot habe ſich bald nach Bergerets Abreiſe mit ihrem Mann in Beſançon niedergelaſſen, ſey aber nur etwa ſechs Monate dort geblieben, da die ſchlechte Aufführung des Mannes und ſeine geringe Arbeitsluſt das Intereſſe an ihm ganz zerſtört habe, und die Familie nur um der liebenswerthen, allgemein bedauerten Frau ſo lange unterſtüzt worden ſey. Man wiſſe nun nicht, wohin der Mann ſich mit dem Reſt ſeiner Habe gewendet; da er indeſſen während ſeiner glänzenden Epoche öfters von Amerika, und wie hoch ein Genie dort gehalten werde, prahlend geſprochen habe, ſo könne man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, daß er ſeinen Zufluchtsort dort geſucht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, September.*

Gloſſen.

Die Aushängeſchilde. — Titel, wie Handlungen, ſind Symptome der herrſchenden Geiſtesrichtung; dies gilt namentlich beim Luxus, dem Schaume des Zeitſtroms. Mode und Luxus bilden die Polemik des Welttons, und die Menge folgt dem Vorſtechenden. So beweiſen die Köder der Aushängeſchilder den Geſchmack, der Geſchmack aber beweiſt den Menſchen. — Geht man in Wien an einem Feſttage ſpazieren, ſo iſt, wenigſtens in den Hauptſtraßen, zu beiden Seiten eine lange grüne Wand ſichtbar; im Parterre drängt ſich Gewölbe neben Gewölbe, die alle mit grün angeſtrichenen Laden geſchloſſen ſind. Anders an Werktagen: da meint man in einer Gemäldegalerie zu ſtehen, weil faſt jeder Laden ſeinen Schild trägt. Mitunter finden ſich recht hübſche Bilder. Man kann bei dieſen Laden ſehr oft errathen, wann ſie eröffnet wurden; denn gewöhnlich folgt der Schild irgend einer herrſchenden Mode des Tages, z. B. zur Königin von ſechzehn Jahren; zur Stummen von Portici; zum Aſchenbrödel; zur Griſeldis. Es fehlt aber auch nicht an Inſignien, die ſich auf das Ewige beziehen; z. B. die Puzwaarenſchilde zu unſerer lieben Frauen von den Schotten; zum Glauben; zur Dreieinigkeit. Ein Wirthshaus nennt ſich zur Flucht nach Egypten, ein anderes gar das Auge Gottes. Oft ſteckt ein Wiz darunter, z. B. Modehandlung zur Zufriedenheit, zur Billigkeit. Herr J. Muck, der Hutfabrikant, gibt eine zarte Andeutung durch ſeinen Schild: zum Vergißmeinnicht.

Nicht ſelten ſind die Schilde ſehr komiſch; z. B. der einer eleganten Modehandlung: zur ſchwäbiſchen Jungfrau. — Das Beiwort bürgerlich ſpielt eine groſe Rolle; es wird dadurch angezeigt, daß der Meiſter Bürgerrechte habe, ſomit Handel treiben und Geſellen halten dürfe. Man lieſt z. B. Andreas Schott, bürgerl. Inſtrumentenmacher; Johann Ferdinand, bürgerl. Lebzelter; Johann Menzel, bürgerl. Perückenmacher. Wenn Einer Doktor iſt, ſo ſezt er das breit hin; z. B. Joſeph Walz, Wundarzt und Magiſter der Heilkunde. Hat Einer das Glück, das Beiwort „Hof“ führen zu dürfen, ſo läßt er das „Hof“ ungeheuer groß, das darauf folgende „bürgerlich“ ganz winzig demüthig daneben ſezen. — Es wird übrigens viele Induſtrie mit den Aushängeſchilden getrieben. Wenn ſich Einer mit Repariren alter Kleider beſchäftigt, ſo läßt er ſich einen groſmächtigen Schild malen mit der glorreichen Aufſchrift: Erſte allgemeine Hauptanſtalt zum Reinigen der Kleider, als ob es auch beſondere ſtandesmäßige Filialien ſeiner Hauptanſtalt gäbe. Es gibt mehrere ſolche erſte Hauptanſtalten, auch in andern Fächern, z. B. erſte allgemeine Hauptanſtalt zum Ausleihen von Beleuchtungsapparaten. — Auch in der Umgegend von Wien fand ich bei flüchtigem Anblick eine Menge ſonderbarer Schilde; z. B. in Döbling: Kaiſer König Towaktravique; Auffahrt zur Hausfrauen-Bildungsanſtalt; anderswo wieder: Joſeph Bauerſchober Akademiſcher Vergolder, und in einem Dorfe der Brühl: Hier bekommt man Frauen, und Kinderſchuhe. In Baden lieſt man auf dem Schilde des „faſbeſten“ Bäckers: Bürgerl. Guſtobäcker. Ob in Dichtlers Kaffeehaus gewiſſe Literaten zuſammenkommen, weiß ich nicht.

Die Katakomben. — Gegenüber von den ſchlanken Akazien am St. Stephansdome ſteht ein kleines Haus; darin befindet ſich der Eingang zu jenen unterirdiſchen Gewölben, die zweihundert Jahre älter noch als St. Stephan ſeyn ſollen. Es war ein freundlicher Morgen; aus den lärmenden Straßen trat ich in jenes Haus, um das Wien der vorigen Jahrhunderte zu ſehen. Der Führer zündete ſchweigend eine dicke Wachskerze an und wir ſtiegen einige Treppen hinunter. Einzelne Knochen lagen zerſtreut; ein paar Schritte weiter, und ich trat unter ganze Haufen von Leichen. Da lagen ſie alle durcheinander, wie vom Sturme zuſammengewehe. Die Leichname in dieſen Katakomben werden nicht zu Gerippen, ſondern verwandeln ſich in eine Art trockener Kruſte, wie von Steifleinwand, ſo daß man von dieſen hundertjährigen Mumien noch Porträts nehmen könnte. Die Leichen laſſen ſich aufrichten, ohne zuſammenzuſinken; nur bei ſtärkerer Berührung brechen ſie. In mehreren Gängen ſind die Knochen hoch aufgeſtapelt, wie die Scheite in einer Holzlege, und bilden eine langgedehnte Mauer. Wir traten in eine Halle, über der der groſe Thurm von St. Stephan gebaut iſt. Von da ging es weiter in immer neue Gänge.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 222.

Die Priſe Tabak.

Räthſel
aus dem Mund des Volks.

's geht etwas über den Bach,
Hat drei Füße, macht nur einen naß.

J. G. M.

* Die folgenden Bemerkungen über Wien rühren nicht von unſerm gewöhnlichen Korreſpondenten, ſondern von einem Reiſenden her, was übrigens die Form genugſam andeutet. A. d. R.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. September 1838.

— You souls of geese,
That bear the shape of men!
Shakespeare.

St. Germain en Laye.

Von J. V.

I. Die Stadt.

Im Juli 1838.

„Wer geiſtloſe, langweilige und ſich langweilende, ſchwerfällige und widerwärtige Geſchöpfe ſehen will, muß die Kleinbürger von St. Germain beſuchen. Dieſe Rentner mit colinderartigen Beinen ſehen nichts und träumen von nichts, als von den geſchloſſenen oder geöffneten Thüren des Hotel de Ville.“ (Hier zahlte man vor der Revolution den Beſitzern der Staatsrente ihre Revenüen aus.) „Zahlt man, ſo geht Alles gut, mag der Reſt der Welt dann in ſich ſelbſt zuſammenfallen. Glücklich derjenige, der Aaron, Abraham oder Anton heißt! er wird zuerſt bezahlt, und man beneidet ſein Geſchick. — Die Kleinbürger von St. Germain ſehen, wenn ein böſer Traum ſie quält, einen Aktenſtoß von acquits au comptant, oder die Thüren des Hotel de Ville geſchloſſen. Bei ihrem Erwachen würde ſie ein feuriger Komet, der der Erde zu nahe käme, weniger als dieſer peinliche Traum erſchrecken. — Ihr Freunde der Botanik! kommt auf die Terraſſe oder an den Eingang des Waldes von St. Germain und ſeht euch dieſe Pflanzen an, die heute thun, was ſie geſtern gethan; ſie gehen umher, ſie verdauen, führen einen Stock, geben Töne von ſich und ſpielen Karten. Die Vegetation geht ununterbrochen vorwärts, und dee Winter veeſammelt ſie in warmen Treibhäuſern bis zum nächſten Frühjahr. Dieſe Pflanzen tragen Strümpfe, Hoſen, eine Weſte, einen Rock. Botaniker, klaſſifizirt mir dieſe wandernden Pflanzen, deren Haupt mit einer runden, hellgepuderten Perrücke geſchmückt iſt.“

Mercier ſchrieb dies ſchon vor einem halben Jahrhundert. Seit der Zeit hat man dieſe Pflanzengattung näher ſtudirt und ihr einen Namen gegeben. Sie heißt in Frankreich, freilich etwas uneigentlich: Epiciers, in Deutſchland viel ſprechender: Philiſter.

Das Urtheil Merciers über die Bewohner von St. Germain iſt in vieler Beziehung, wenn auch nicht mehr ausſchließlich, noch heute auf dieſelben anwendbar. Außer der Arbeiterclaſſe, einigen Boutiken, Gaſthäuſern und Cafés, iſt die Stadt großentheils von kleinen Rentnern bewohnt, die in Paris ſich ein Kapital erworben haben, das ihnen erlaubt, im Herbſte ihres Lebens die Hände in den Schooß zu legen, oder, um nicht müßig zu ſeyn, ſich auf den Conſtitutionnel oder Temps zu abonniren, Nachmittags ſpazieren zu gehen und Abends eine Partie Domino oder Piquet zu ſpielen. Es gibt keine ruhigere, gelaſſenere und ſelbſtzufriedenere Menſchen, als ſie, wenn

nicht etwa der Herr Sohn in Paris Medicin oder Jurisprudenz ſtudirt, oder Mademoiſelle eben die Penſion verlaſſen hat und anfängt zu ahnen, warum die Nachtigall im Frühling ſo gar ſchön ſingt. Dann trüben oft ſchwere Wolken den reinen Himmel, und es gibt mitunter ſelbſt ein Donnerwetter.

Auf der Terraſſe begegneten wir einem kleinen, feinen Männchen, das einer meiner Freunde aus Paris, der mit uns den Ausflug nach St. Germain gemacht hatte, kannte. Dieſer ſagte ſeinem ehemaligen Nachbar freundlich guten Tag und erkundigte ſich nach ſeinem Befinden. Herr Potier gehörte zu der oben beſchriebenen Gattung und hatte ſich als Heekariſt ein anſtändiges Vermögen erworben, das ihm erlaubte, auf ſeinen Lorbeeren oder dem Gelde, das er für ſeine Lorbeerblätter und ſonſtige Saucen- und Theekräuter eingeerndet hatte, auszuruhen.

„Immer noch friſch und munter, Monſieur Potier?“ — „Ah! Siehe da! Monſieur Charles. Wie befindet ſich die Frau Mama und der Herr Papa?“ — „A merveille, und Ihre liebe Frau und Mademoiſelle Julie?“ — „So ſo!“ — „Wie? ſo! ſo! ſie ſind doch nicht unwohl?“ — „Ich hoffe nicht; aber ſie ſind ſeit zwei Tagen in Paris.“ — „Und Sie haben ſie allein reiſen laſſen? das hätte ich kaum von Ihrer bekannten Galanterie erwartet. Ich weiß, daß Sie ſonſt ſtets Madame und Mademoiſelle begleiteten, wenn ſie nach Paris kamen.“ — „Ja ſonſt, mein junger Freund! Aber ſeit die verfluchte Eiſenbahn errichtet iſt, iſt kein Auskommen mehr mit den Weibern. Alle vierzehn Tage wenigſtens einmal rechnen ſie mir vor, daß man in ſechzehn Minuten für einen Frank nach Paris kommen kann, und ſo lange ich nicht nachgebe, iſt kein verſtändiges Wort von ihnen zu erhalten. Ja ſonſt, mein lieber Monſieur Charles,“ wiederholte er mit einem tiefen Seufzer und unausſprechlicher Melancholie im Geſichte, „ja ſonſt; aber jezt liegt Alles im Argen, Neuerung über Neuerung, Eiſenbahnen, Dampfſchiffe; wenn das ein gutes Ende nimmt, ſo weiß ich's nicht.“

Wir lachten, er aber wurde heftiger und fuhr fort: „Sie haben gut lachen, Sie ſind jung und haben die Revolution nicht geſehen. Die Eiſenbahnen aber, ſage ich Ihnen, ſind eine ganz andere Revolution als die von 93; denn jene trieb nur den Adel aus dem Lande, dieſe aber führt in jede Stadt eine Menge müſſigen, überflüſſigen Volkes; jene war nur eine Staatsrevolution, dieſe iſt eine ſociale Revolution, eine Haus- und Familienrevolution.“ Wir mochten abermals lächeln, denn er wurde nur eifriger. „Sie wiſſen nicht, wie viele Emeuten ſie veranlaſſen, wie ſie das Hausrecht, die väterliche Autorität untergraben. Ich kann zwar über meine liebe Frau nicht klagen, aber da ſollten Sie die Scenen ſehen, die ſich von acht zu acht Tagen in dem Hauſe meines Freundes Poulain, den Sie auch kennen, erneuern. Es iſt ein wahrer Greuel. O! die Eiſenbahnen!“ Wir trösteten ihn, ſo gut es ging, aber er ſprach noch eine gute Weile in demſelben Tone fort und wurde endlich gar politiſch und behauptete, daß mit Eiſenbahnen gar keine Polizei mehr möglich ſey.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Petersinſel.

(Fortſezung.)

Alles, was ich auf dieſe Weiſe zu meiner Kenntniß gebracht hatte, mußte meine Sehnſucht nach der Verlorenen, den Wunſch, mich ihr zu nähern, ihre Lage erleichtern zu können, mehr und mehr anfachen. Ich rief meine Korreſpondenten zu neuen Nachforſchungen auf, aber jede Bemühung blieb fruchtlos. Mir ſchien, als müſſe ich ſelbſt nach der Heimath zurück, um dort mit dem Ernſt der Liebe ihre Spur zu verfolgen und entweder Hoffnung oder doch in beſtimmter Gewißheit Beruhigung zu gewinnen. In jener Zeit aber fanden einige Ereigniſſe ſtatt, welche meine Gegenwart in Oſtindien durchaus nothwendig machten, wollte ich nicht jeden ſchwer errungenen Vortheil einbüßen. Was ich bald zu beſeitigen glaubte und auch wirklich mit angeſtrengter Thätigkeit zu Ende brachte, rief immer neue Umſtände hervor, ein Hinderniß griff in das andere, und es war, als ſollte ich mein Ziel durchaus nicht erreichen.

So folgten Jahre auf Jahre, in meinem Herzen gründete ſich allmählig die Gewißheit, daß Anna nicht mehr auf dieſer Erde wandle; denn einmal hätte ſie doch ihren Verwandten und Freunden ein Lebenszeichen gegönnt, einmal hätte ſie wohl meiner gedenken müſſen, inſofern ihre Liebe mich noch hätte erreichen können. Damit erſtarb meine ſehnſüchtige Begierde nach der Heimath, ohne daß darum mein Plan für die Zukunft ſich geändert hätte, denn immer behielt ich den feſten Willen, in dem Thale, welches meine Jugend ſah, mein Leben zu enden. — Und bei der Ausführung dieſes Vorhabens iſt mir das Vergnügen Ihrer allſeitigen Bekanntſchaft geworden. Oſtindien habe ich auf immer verlaſſen; meine Habe, aus der oft ungetreuen See des Handelſtandes gerettet, iſt in Sicherheit gebracht, ich eile, die Knie meines greiſen Vaters zu umarmen und ihm zum Lohn langer Entbehrung die Freude zu geben, die in meinen Kräften ſteht. In ſeiner Nähe werde ich mich anbauen und meine dortige Niederlaſſung ſoll der Port ſeyn, welcher mich umfängt, bis der wahre Hafen

Digitized by Google

der Ruhe mir aufgeſchloſſen wird. Einen einzigen Wunſch meines Vaters vermag ich nicht zu erfüllen: er möchte mich verheirathet und Nachkommen um ihn aufwachſen ſehen. Ich habe außer Anna nie eine Frau geliebt und werde ihr Andenken treu in meiner Seele bewahren, bis Gott mich ihr nachführt.

*

Freimann ſchwieg, und ſeine Zuhörer waren viel zu tief in ſeine Erzählung verſunken, als daß einer von ihnen die nun entſtehende Stille hätte unterbrechen mögen. Woodburne hatte ſeine Augen auf den Boden geheftet; ein ungewöhnlicher, faſt finſterer Ernſt ſaß auf ſeiner Stirne, über ſeinen Mund zuckte eine ſchwer bezwungene Rührung, und als er den Blick wieder hob, richtete er dieſen mit einem Ausdruck auf den Freund, der deutlich ſprach: du haſt das Glück deines Lebens durch raſches Handeln verſcherzt, und ich bin vielleicht dem meinen in ſträflichem Leichtſinne aus dem Wege gegangen.

Ein paar Stunden waren nun unvermerkt hingelaufen, und die längſt vorübergegangene Mittagszeit mahnte die Freunde an das im Gaſthof beſtellte Mahl, als die Tante bemerkte, wie eine der Dämmerung ähnliche Dunkelheit eingetreten ſey und die Luft ſich gleichſam verdichtet habe. Bei dem Intereſſe des Erzählens und Zuhörens hatten die Andern das nicht geſehen, und warfen jezt bedenkliche Blicke auf den Himmel. Die Geſellſchaft erhob ſich ſchnell und wandte ſich auf dem kurzeſten Wege dem Platze zu, wo inmitten eines freien Raumes eine weite Ausſicht über die ganze Begrenzung des Sees das Auge erfreut. Furchtbar ſchön hatte ſich, während die Freunde im Dickicht lagerten, die Scene verändert. Die leichten Dunſtwolken, von dem nebelartigen Morgenregen zurückgelaſſen, hatten ſich geſammelt und zogen in ſeltſamen Geſtaltungen über die Berge heran. Ein ſchwarzer, dichter Streifen, unbeweglich und ſtarr, bildete den Horizont längs der Niederung gegen Neuenburg, und man ward verſucht, denſelben ſammt ſeinen Auswüchſen als eine Gebirgskette anzuſehen, deren Gipfel ſich in das lichtere Gewölk verloren. Die Berge dem linken Ufer entlang waren von faſt durchſichtigen Dunſten mit gelblichtem Schimmer verhüllt, dort zu Lande die Anzeige nahenden Sturmes; aber über den Chaſſeral her ſtieg drohend und mit jeder Minute ſich mehrend eine furchtbare Gewitternacht auf, noch grauenvoller gemacht durch die Sonnenſtrahlen, welche die Wolkenſchichten dunkler und unheimlicher erſcheinen ließen. In der ganzen Gegend, über welcher der Druck des heranziehenden Unwetters lag, herrſchte eine lautloſe Stille; die Atmoſphäre war ſo ſchwül, daß der Athem in der Bruſt ſtockte, kein Lüftchen wehte und nur der See hob ſich in großen, langſamen Wellen, die, wie von unſichtbarer Macht getrieben, über einander hinrauſchten und in leiſer Bewegung dem untern Theile des Sees zuſtrömten.

Mit Zauberkraft hatte das erhabene Schauſpiel auf Freimann gewirkt und ihn ſeiner ſchwermuthigen Stimmung entriſſen. „Der Himmel will uns wohl,“ rief er; „wir haben bisher die Schönheit eines warmen Sommertages in dem herrlichen Walde genoſſen, und jezt wird uns noch der ſchrecklich erhabene Anblick eines Gewitters zu Theil, der in dieſer Einſamkeit wohl der ergreifendſte iſt, den der Menſch haben kann. Und dabei durfen wir keine Beſorgniſſe hegen, der freie Platz, auf welchem wir ſind, entfernt jede Gefahr, und vor Sturm und Regen ſchüzt uns der Pavillon, der ſchon oft in ähnlichen Fällen gute Dienſte geleiſtet hat.“ Mit jugendlicher Behendigkeit ſorgte nun der Schweizer für das Behagen ſeiner Freunde, brachte für die Damen eine Bank an die Hecke, ſchaute, ob der Pavillon ſich öffnen laſſe, machte dann alles bemerklich, was die Landſchaft in dem Moment der herannahenden Kriſe Wunderbares bot, nannte jeden Punkt der Umgebung, kurz es war, als hätte das Naturereigniß ſein Herz und ſeine Phantaſie allem entzogen, was eine ſchmerzliche Erinnerung an leiſem Weh darin aufgeweckt hatte.

Man ſaß nun, in ruhiger Betrachtung der Dinge harrend, die da kommen würden. Woodburne hatte ein ſehr gutes Fernrohr bei ſich, durch welches er und die Damen wechſelſeitig ſchauten, und Freimann, der ein überaus ſcharfes Auge hatte, leitete ihre Blicke. Dunkler und dunkler wurde die obere Luftregion, und die herüber ſich drängenden Wolken ſchienen auf dem Grat des Gebirges zu ruhen. Die Wipfel der Bäume rauſchten ſtärker, das früher im Süden feſtgehaltene Gewitter zog ebenfalls majeſtätiſch heran, und von der bereits verhüllten Kuppe des Chaſſerals hörte man ein ſeltſames Toſen, das in die bewegte Seele einen ahnenden Schauer goß. Auf Adelens Antlitz, ungeachtet ſie keines der kindiſch furchtſamen Frauengemüther war, mochte ſich etwas von dem Eindruck des Schauſpiels zeichnen, wie es in ſolcher Nähe, mit ſcheinbarer Gefahr verknüpft, ihr kaum je vorgekommen war. Woodburne, dem das nicht entging, war an ihre Seite getreten und hatte beruhigend ihre Hand gefaßt, ihr leiſe die Rückkehr nach dem Wirthshauſe anbietend. Mit unwiderſtehlicher Magie wirkt aber der Schutz und die Nähe eines geliebten Mannes auf das weibliche Herz. Frau von Bridevals Züge verloren den Anflug banger Furcht, um der Entſchloſſenheit Platz zu machen, mit welcher man irgend einem merkwürdigen Ereigniſſe entgegenſieht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Karl Mayer.

Windeswehen.

Wind, woher ſtreiſt deine Reiſe?
Koſteſt du des Mädchens Wange?
Machte dem beklemmten Greiſe
Dein zu friſches Grüßen bange?

Haſt du Botſchaft treuer Worte
Von der Sehnſucht übernommen?
Iſt die Treu aus ſtillem Porte,
Von dir weggerafft, entſchwommen?

Wind, wie manchen Hauch des Lebens
Nimmſt du mit nach deinen Zielen!
Wie viel Wünſche ſind vergebens
Oder dienſtbar deinen Spielen!

Kind und Mann.

1.

O Kind, du faſſeſt mir die Hand
Und ziehſt mich fort zu deinem Tand,
Als wär' es Alt und Jung gegeben,
In Einem Puppenkram zu leben.

2.

Weinſt du? — Weine, kleines Kind,
In den Lenz hinaus geſchwind!
Schöne Kunſt, ſich auszuweinen,
Herz und Auge neu zu klären
Für der Sonne ſüßes Scheinen!
Ach! Du wirſt ſie bald entbehren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Beſchluß.)

Gloſſen.

Merkwürdig iſt, daß man die Katakomben in ihrer ganzen Ausdehnung noch gar nicht kennt. Die Gänge haben viele zugemauerte Seitengewölbe; bricht man ſie auf, ſo liegt Sarg an Sarg bis an die Kuppel aufgethürmt, und dahinter öffnen ſich wieder andere Gewölbe. Der Boden ſank einmal ein: man entdeckte ein tieferes Stockwerk, von Leichen bewohnt. Still und ſchaurig ſtanden ſie da, die Sargreihen, wenn der Führer durch ein Loch in der Mauer das Licht in ihre Finſterniſſe fallen ließ; droben hörte ich in raſchem Trab die Fiaker fahren. Wenn wir eine Halle verließen, dachte ich mir immer, daß die Todten ihre vertrockneten Augen öffnen, um ein Leben zu ſehen, dem ſie ſo ungern entſagten, daß ſie uns nachblicken, bis der letzte Schimmer verſchwunden, und dann wieder hinſinken in ihre morſchen Särge. Und was dächte wohl ein echter Wiener, wenn er hier wäre? Nichts; für Wien ſind die Katakomben ſo wenig da, als lägen ſie im Land der Pototuden. Es iſt nichts da zu ſehen. Ja, ein Anderes wäre es, wenn Lanner oder Morelli mit hoher Bewilligung eine Soirée in den Katakomben ankündigte, wobei er ſich mit ſeinen neueſten Produktionen, etwa Unſterblichkeitswalzer oder Auferſtehungsgalopp, hören laſſe. Er bekäme faſt ſo viel Zuhörer, als Leichen in den Katakomben. Die Wiener hätten eine kindiſche Freude an den zu Pyramiden geſtellten Gerippen, den illuminirten Särgen, der hallenden Muſik, und zögen es die erſten Male noch der goldenen Birne oder dem Dommainiſchen Caſino vor.

Ein Augartenfeſt. — Um zehn Uhr verließ ich die Oper, um das Volk zu ſehen. Ein Fiaker brachte mich in ſechs Minuten an Ort und Stelle. Nichts iſt in Wien beſſer beſtellt, als Fiaker und Pflaſter. Mit jenen kann man, wenige ausgenommen, bei den angeſehenſten Häuſern vorfahren, und dieſes iſt ſo glatt und eben, wie ein Tanzboden. Darum iſt auch ganz Wien ein Tanzboden. Ein Livreebedienter öffnete den Kutſchenſchlag; ich verwunderte mich über die Artigkeit des jungen Menſchen, der ohne Zweifel einer Herrſchaft gehörte; noch mehr wunderte ich mich, als er trotz ſeiner feinen weißen Halsbinde die Hand ausſtreckte. Ich gab ihm etwas und ärgerte mich etwas; ein ſehr reich gekleideter Portier zeigte den Weg, und plötzlich war ich mitten in einem Strahlenmeer. Ein weiter Park, beſetzt mit zahlloſen Lichtern, lag vor mir, und darin ſummten vergnüglich, wie Maikäfer, die Menſchenmaſſen. Allmählich erholte ich mich von der Betäubung. Wir traten in den Tanzſaal. Durch die Ellbogen und über die Achſeln der vor mir Stehenden ſah ich in reißender Schnelligkeit, wie Geſpenſter, dunkle Mannsfiguren und wehende weiße Kleider vorüberfahren; es war, als ob Morelli's Muſik ſie durch den Saal jagte wie Beſeſſene. Wir gingen in den Garten zurück. In dem brennenden Tempel ſtand eine weiße Statuengruppe, deren Gegenſtand mir nicht mehr einfällt; das Feſt aber hieß: „Ariadne auf Naxos oder der Triumph der Liebe.“ Titel gelten in Wien. Von da lief eine ſchimmernde Allee durch den Park, weiter unten ſpielte die Muſik eines Chevauxlegersregiments; dann kamen wieder leuchtende Tableaux, brennende Sterne, Guirlanden und Gott weiß was Alles. Wo man ging und ſtand, waren Menſchen. Bei dieſen Feſten finden ſich die verſchiedenſten Geſellſchaftsſphären zuſammen, und doch trifft man keinen übelgekleideten Menſchen und keinen Rauſch. Alle Welt iſt ſo „faſh“ gekleidet, daß man wenigſtens auf den erſten Augenblick die Leute nicht zu unterſcheiden weiß. Mitunter ſehr ſchöne Mädchen durchſtreifen den Park nach allen Richtungen; im Speiſeſaal und im Freien ſerviren wohldreſſirte Kellner, von ihren Blechen am Arm Numero's genannt und gerufen; Muſik ſchwimmt auf den Wellen der trunkenen Luſt. Der türkiſche Geſandte mit ſeinen Begleitern, den rothen Feß auf dem Kopfe, durchſchritt ſchweigſam die ſtrömende Menge; er ſchien in dieſem heftigen Treiben nicht recht zu Haus, und entfernte ſich bald. Ungewöhnlich ſchien es mir, daß ich weit mehr hübſche, als häßliche Geſichter traf, und namentlich recht ſchöne, wenn auch nicht geiſtvolle Augen. Die Muſiken, die Tänze, die Ueberraſchungen und Scenen wechſelten fort und fort; ſo wurde vom Entrepreneur auch ein Männerchor aufgeſtellt, der unter Anderm Lützows wilde Jagd ſang; man klatſchte. Um ein Uhr verließ ich dieſes Freudenfeſt, das aber für die Liebhaber bis Tagesanbruch dauerte.

Allerdings hat dieſes ſorgloſe Wohlleben, dieſer ſtehende Sonntag etwas Anziehendes, Pikantes, namentlich für den Fremden, der aus einem ernſthaften proteſtantiſchen Lande kommt. Blickt man aber in die Urſachen und Wirkungen dieſer lockenden Erſcheinung, ſo wird man ſich etwas herabgeſtimmt fühlen. Der ungeheure Luxus dieſer Handwerker, die bei ſolchen Gelegenheiten — und deren gibt es viele — nie fehlen und dabei fürſtlich aufgehen laſſen, iſt gewöhnlich mit dem häuslichen Ruin unzertrennlich verbunden. Nur zu oft müſſen die Männer, um ihrem Luxus gewachſen zu ſeyn, ſchlechte Mittel ergreifen, und die Weiber auch.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 25. September 1838.

— Gib her den Kahn!
Ich will's mit meiner ſchwachen Kraft verſuchen. —
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.
Schiller.

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

„Sehen Sie, wie der Sturm losbricht,“ ſagte jezt die Tante, welche während der ganzen Zeit ihrem furchtloſen Charakter Ehre gemacht hatte; „von dem Winde getragen, nähern ſich die beiden Wolkenmaſſen, es brauſt aus jenen Klüften daher, und das Toben der Gewäſſer hallt antwortend entgegen.“ In der That hatten wenige Minuten hingereicht, das begonnene Drama zu entwickeln. Die Lüfte brachten die Gewitter einander näher, der Donner, bis dahin nur ein entferntes Gemurmel, hallte mit lautem Krachen in den Bergen wieder; Blitze ſchlängelten ſich in dem Gewölke hin und her, und der vor Kurzem noch ſo helle und ſpiegelglatte See war in einen Aufruhr gerathen, den nur ein Augenzeuge begreifen und ermeſſen kann. Woodburne nahm ſein Fernrohr wieder zur Hand. „Kommen Sie, Freimann,“ rief er, „ſchauen Sie dorthin, wohin mein Finger weist, und ſagen Sie mir, was Sie ſehen.“ Freimanns Auge ſuchte den Punkt. — „Nicht dorthin müſſen Sie blicken, da, wo die Felſenwand ſenkrecht emporſteigt und, wenn Sie dieſer folgen, ein kleiner ebener Raum ſichtbar wird.“ Freimann hatte mit unbewaffnetem Auge die Felſenwand betrachtet, ſein Blick ſtieg an ihr auf und ruhte jezt auf der von dem Engländer bezeichneten Stelle. Lange ſchaute er hin, ergriff dann das Fernrohr, legte es weg und nahm es wieder, als könne er über das, was er ſah, nicht mit ſich ſelbſt einig werden. „Mir iſt, ich träume,“ ſagte er endlich, „und das Bild, das dort oben vor mir ſteht, ſey eine romantiſche Geburt meiner Phantaſie.“ — „Auch mir ging es ſo,“ erwiderte der Engländer; „aber was wir ſehen, gehört der Wirklichkeit an und läuft überdem eine Gefahr, die nur zu beſtimmt und proſaiſch iſt.“ — „Gott!“ rief der Schweizer, als er noch einmal das Fernrohr gerichtet hatte und es jezt mit der haltenden Hand an ſich hinunterſinken ließ; „Gott! der nahende Sturm, das Ungewitter! da muß Hülfe geſchafft werden.“

Die Frauen waren, von Neugier und Theilnahme getrieben, herzugekommen und Woodburne hatte ihnen das Sehrohr abgetreten, ſie in der Richtung desſelben mit leiſer Stimme leitend, während ſein Freund unbeweglich, in Gedanken verloren daſtand, mit einem Rettungsverſuche beſchäftigt. „Sehe ich recht?“ rief Frau von Brideval; „auf der nackten Wand, die, viele hundert Fuß hoch, dem Herabgleitenden gewiſſes Verderben, dem, welcher emporklimmen wollte, keinen Halt bieten würde, iſt ein kleiner Platz, wo auf ſparſamem Erdreich Geſträuche

und Blumen wachſen. Dort liegt, an den weiter emporſtrebenden Felſen gelehnt, am Rand des Abgrundes ein Kind — Seht, ach ſeht! neben dem ſchlafenden Mädchen ſizt ein Pudel, ſo treu es anblickend, als ſey er bereit, das kleine Weſen vor jedem Unfall zu ſchützen, und weiter vorne, dicht am Abhange, weidet eine junge Ziege: das ſchönſte Bild, das man ſich denken kann; aber Niemand weit und breit, der helfen, retten könnte. Iſt es denn nicht möglich, hinüber zu rufen?“ Mit einer Bewegung, die beinahe an Unhöflichkeit grenzte, entriß jezt Freimann Adelen das Fernrohr, faßte noch einmal den fraglichen Punkt in's Auge und ſchaute mit einer Aufmerkſamkeit hin, als hänge ſein Erdenheil an dem Erkennen jedes kleinen Umſtandes; dann warf er ſein Kleid auf den Boden, ſprang über die Hecke, rief Woodburne zu: „ich muß retten, wenn es noch Zeit iſt!“ und mit unbegreiflicher Gewandtheit kletterte er die ſteile Höhe hinab, lief an dem Ufer hin, und die Freunde ſahen ihn erſt wieder, als er mit einem der Schiffer in dem gebrechlichen Nachen auf dem Theile des Sees erſchien, der zwiſchen der Inſel und dem Lande immer beſonders ſturmiſch iſt. Niemand hatte bis jezt ein Wort geſprochen. „Herr Feeimann könnte doch leicht das Opfer ſeines Edelmuths werden,“ meinte jezt die Tante; „denn von Sekunde zu Sekunde mehrt ſich die Gewalt des Windes, und kommt er glucklich hinuber, ſo bleibt es doch höchſt unwahrſcheinlich, daß er das Kind zur rechten Zeit erreicht.“ Dieſe Woete weckten Woodburne aus dem Zuſtande ſtarren Staunens, mit welchem er dem Freunde nachgeſehen hatte, und der Wunſch, ihm hulfreich zu ſeyn, nebſt dem naturlichen Verlangen, ſeine Geſahr zu theilen, brachte ſein ruhiges Weſen in eine ungewöhnliche Bewegung. „Ich muß ihm nach!“ rief er, „ich muß ihm beiſtehen, ſo gut ich es vermag! Kommen Sie, Adele, kommen Sie geſchwind, daß ich Sie nach dem Wirthshauſe zurückbringe und dort vielleicht Leute finde, welche mich begleiten.“ Fean von Brideoal hatte ſich während dieſee Rede noch einmal mit dem Ferneohr an die Hecke geſtellt. „Mein Gott!“ ſagte ſie zitternd oor Angſt und Scheecken, „ſehen Sie das Schifflein, es muß und wird untergehen, und der großmüthige Mann mit ihm. Und die kleine Schläferin da oben, ſie iſt erwacht! ſie weint! der nächſte Windſtoß wied ſie herunter werfen, und ihre zerſchellten Glieder —“ Hier ließ Adele das Seheohr fallen, ſchlug beide Hände vor das Geſicht, als wolle und könne ſie das furchtbaee Ereigniß nicht ſehen, und ein Schrei des Entſetzens entwand ſich der geängſtigten Beuſt.

Die Elemente waren jezt völlig entfeſſelt. Wüthend heulte der Orkan über den See, bog die Wipfel der größten Bäume mit raſender Gewalt zur Eede, peitſchte die Wogen, daß ſie mit weißlichem Schaum und dumpfem Gebrüll wild übereinander ſtürzten, und das kaum noch ſichtbare Schifflein dem gewiſſen Verderben geweiht ſchien. In dieſem Augenblick ſtieß Woodburne mit dem Fuß an Freimanns Kleid, und indem er es aufheben wollte, glitt eine Brieftaſche aus ihm hervor. Ihren Umſchlag bildeten gemalte Täfelchen, zwei wohlbekannte Gegenden aus der Umgebung von Woodburne-Hall vorſtellend; die Oeffnungen, durch welche das Silberſtift geſteckt wurde, waren von Gold und ſeltſam emaillirt. Haſtig ergriff der Engländer das Büchlein, öffnete es und fand auf dem innern Umſchlag von blauem Sammt den Namenszug E. W. mit kleinen Perlen geſtickt. „Er iſt's!“ rief er jezt ſo gewaltig, daß die Damen ihn erſchrocken anſchauten; „es iſt der Mann, den zu kennen, zu lieben mein Herz ſchon lange verlangt hat! ich muß ihm helfen, muß ihn retten, oder mit ihm ſteeben! — Wo wir dieſen Morgen landeten,“ fuhr er mit ſo beflügelten Worten foet, daß nur Uebereinſtimmung der Gedanken ihn veeſtehen konnte, „befand ſich ein zweites Schiff; vielleicht iſt es noch doet, und ich kann es zur Ueberfahrt benutzen. Ach, Adele! das iſt einer von den ernſten Momenten, wo von zwei Pflichten der Menſch die ſchwerere wählen muß. Ich hätte Sie ſo gerne in Sicherheit gebracht, aber ich darf ja nicht, ich muß fort! Adele! wir trennen uns unter Todesſchauern, geben Sie mir ein liebes Wort mit auf den Weg!“

(Die Fortſetzung folgt.)

St. Germain en Laye.

(Fortſetzung.)

Mitunter haben die glücklichen Rentner von St. Germain noch andere böſe Träume. Wer unter ihnen eine noch nicht ganz veeblühte Frau oder eine Tochter hat, wird oft Nachts vom Alp gedrückt, und dieſer Feind ihres ruhigen Schlafes erſcheint ihnen dann nicht in Bären-, Wehrwolf- oder ſonſt einer gräßlichen Thiergeſtalt, ſondern als ein ſchmucker, junger Dragonerlieutenant, oder auch nur Souslieutenant. Die jetzige Regierung hält in Paris und der Umgegend ſtets 70—80,000 ſchlagfeetige Soldaten, und St. Germain hat eine Garniſon von Infanterie, Cavalerie und ich glaube auch Artillerie, als ſey es alle Tage einer Belagerung ausgeſezt. Die Offiziere der Garniſon bilden daher den zweiten Theil der Geſellſchaft von St. Germain, und man kann ſich leicht denken, wie viel ſie oft den Rentnern unter gegebenen Umſtänden zu ſchaffen machen.

Digitized by Google

Das dritte Element der Geſellſchaft beſteht endlich aus den Beamten, den Advokaten, Notaren und Avoués. Die Langeweile hat hier ihren Winter- und Sommerſitz zugleich aufgeſchlagen, und St. Germain wäre ein völlig unbewohnbares Land, wenn ſeine Terraſſe und der Wald nicht einen Erſatz böten, wie ihn ſonſt die meiſten kleinern Städte Frankreichs, in denen die Langeweile eben ſo gut zu Hauſe iſt, nicht aufzuweiſen haben. Doch von jenen ſpäter.

Die Geſchichte von St. Germain, der Stadt nämlich, hat denſelben Charakter wie ihre Bewohner. König Robert ließ in dem Walde Lydaſilva (am Ende des zehnten Jahrhunderts) eine Kirche bauen, die dem h. Germain und dem h. Martin gewidmet wurde; und ſpäter bauten dann die Könige von Frankreich in der Nähe der Kirche ein Schloß, das den Namen St. Germain erhielt. Um das Schloß und die Kirche herum bauten ſich die Bauern der Umgegend an, und ſo entſtand nach und nach die Stadt. 1346 war ſie ſchon bedeutend genug, um den Engländern, die ſie eroberten und zerſtörten, „un copieux butin“ zu verſchaffen. 1419 wurde ſie abermals von den Engländern erobert und zerſtört. Dieſem Umſtande verdanken es wohl die Bewohner von St. Germain, daß heute ihre Straßen ziemlich breit und regelmäßig ſind, und ſo die Stadt beinahe noch neuer erſcheint, als ſie wirklich geſchichtlich iſt.

Die Schönheit der Umgegend zog die Könige von Frankreich ſehr oft nach ihrem Schloſſe zu St. Germain hin, und bis zu Louis XIV. war es, was ſpäter Verſailles für die lezten drei Ludwige wurde. Im Gefolge des Hofes ſiedelten ſich die Adeligen in St. Germain an, und bis zu Ludwig XIV. nahm die Stadt immer zu. Die Könige von Frankreich beſchenkten dieſelbe mit mehreren Privilegien, und von Heinrich IV. an bis zum Jahre 1789 genoß St. Germain vollkommene Steuerfreiheit. Ich habe früher oft gelächelt, wenn ich den Triumphzug einer Kaiſerin von Rußland durch die Krimm las, wo ſie in den gemalten Häuſern den Abglanz eines glücklichen Volkes zu ſehen glaubte. Aber die Sache iſt gar ſo lächerlich nicht. Sie iſt ſehr alt und noch immer hier und da an der Tagesordnung. Der Luxus des Hofes, der einen Fürſten ſtets umgibt, die Privilegien, die aus den Haupt- und Reſidenzſtädten oft Oaſen in die Wüſte des Landes bauen, ſind am Ende nichts anders, als die papiernen Luſt- und Luſtſchlöſſer, die die große Catharina in der Krimm für baare Münze nahm, oder wenigſtens ſo that, als ob ſie dieſelben für mehr anſehe, als ſie waren. Man läßt ſich oft täuſchen, noch öfter aber täuſcht man ſich.

Nachdem der Hof mit Louis XIV. nach Verſailles ausgewandert war, zog ſich der Adel und ſein Gefolge auch ſehr bald dorthin. Das Privilegium der Steuerfreiheit aber blieb der Stadt, und die Pariſer Krämer und Handwerker, die von ihren Renten leben konnten, merkten ſehr bald, daß hier ihr kleines Kapital ein paar hundert Franken mehr werth ſey als in allen andern Städten, und wählten daher in Maſſe St. Germain zum Herbſtſitze ihres Lebens.

Die Revolution machte ihnen einen böſen Strich durch die Rechnung, und es erklärt ſich daher ganz natürlich, daß die Bewohner von St. Germain mit ſeltener Ausnahme die tapferſten Feinde derſelben waren. St. Germain mußte mehrmals in Inſurrectionszuſtand erklärt werden. Die Bourgeoiſie in Frankreich ſtand gegen den Adel, die Geiſtlichkeit und den König, der jene vertheidigte, auf, weil ſie jene beiden Stände im Beſitze von Privilegien ſah und ihnen dieſelben beneidete. Dies iſt das Element der Revolution bis zu 1793, wo ſie einen andern Charakter gewann und ſocial wurde, weil die Bourgeoiſie des Volkes zum Kampfe bedurft hatte, und das Volk ſeine Zukunft aus einem andern Geſichtspunkte als die Bourgeoiſie anſah, und ganz andere Reformen als eine neue Vertheilung der Privilegien unter die höhern Bürger verlangte. Die Bürgerſchaft von St. Germain hatte dem Adel und der Geiſtlichkeit nichts vorzuwerfen, und handelte daher in ihrer Art ganz conſequent, wenn ſie ſagte: „Was gehen mich meine Nachbarn an? ubi bene, ibi patria.“

Die Freunde der Bourbonen, die Engländer, beſezten 1815 die Stadt, und hatten ganz vergeſſen, daß die Bewohner von St. Germain vor Zeiten mit ihnen dieſelbe Sache vertheidigt. „Man verſichert, daß ſie in den Straßen ſelbſt den Frauen ihre Hauben ſtahlen, um ſich daraus Jabots für ihre Hemden zu machen,“ ſagt ein Geſchichtſchreiber der Umgegend von Paris, und es iſt daher eine Frage, ob die Stadt noch heute eben ſo gut bourboniſch geſinnt iſt, als früher, da überdies die Reſtauration vergaß, auch in St. Germain die alten Privilegien zu reſtauriren.

Die Stadt hat nur ſehr wenig Handel; die Gärtnerei iſt ihr Haupthandelszweig. Durch die Eiſenbahn gewinnt dagegen St. Germain ſehr viel, da täglich viele hundert Leute von hier blitzſchnell nach Paris gehen oder von Paris hieher kommen können, und die Stadt, oder beſſer, die Terraſſe und der Wald gegenwärtig einer der Hauptbeluſtigungsorte der Flaneurs von Paris ſind. Die Zahl der Bewohner beläuft ſich auf 9 — 10,000. St. Germain war ſtets und iſt noch nur ein Anhängſel der Terraſſe und des Waldes, und nur dieſe beiden haben eine höhere Bedeutung, wie wir im folgenden Abſchnitt ſehen werden.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

Der Gebirgspaß über den Gries.

Der Zweck der folgenden Zeilen iſt vorzüglich, die deutſchen Reiſenden auf einen Gebirgspfad aufmerkſam zu machen, auf dem man aus der deutſchen Schweiz in überraſchend kürzerer Zeit nach Italien gelangt, als durch jeden andern Paß. Es iſt dies der Uebergang über den Gries, aus dem Wallis in das Pomatt, wahrſcheinlich einer der älteſten Bergpfade über die Alpen; auf ihm kann man aus der deutſchen Schweiz Italien ungleich ſchneller erreichen, als auf jedem andern Wege. Der prachtvolle Gletſcher, über den er dahin geht, die Nähe des Aarthals und der ſo beſuchten Grimſel, die unmittelbare Verbindung des Rhonethals mit der Formazza, der über Alles reizende Fall der Toſe, an dem man vorbeikommt, die mannichfachen Reize des höchſt romantiſchen Toſenthals bis nach Crevola, wo man die Simplonſtraße erreicht; die Möglichkeit vor Allem, in 24 Stunden aus der rauheſten Alpenwelt auf Iſola bella ſich zu verſetzen — dies Alles macht dieſen Saumpfad über den Gries, wie die Walliſer Leute ihn nennen, ſo vorzüglich, daß ich mir die Erſcheinung, daß er gar nicht benutzt wird, nur erklären kann, wenn ich annehme, die Prachtbauten über den Simplon und St. Gotthard haben ihn in den Hintergrund gedrängt, oder die Strapatzen, die er den Reiſenden auflegt, ſeyen dieſen allzugroß erſchienen. Nichtsdeſtoweniger fühle ich mich gedrungen, dieſe Partie allen denen, die ſolche Strapatzen nicht zu ſcheuen brauchen, auf das Angelegentlichſte anzurathen, und beſonders alle diejenigen darauf aufmerkſam zu machen, die in möglichſt kurzer Zeit möglich viel ſehen wollen. Der Freund von Waſſerfällen muß ſchon wegen des Tocciafalls die Tour unternehmen. Ich gebe eine kurze Schilderung meines Uebergangs auf dieſem Wege nach Italien, und verſchweige abſichtlich keine der Strapatzen und ſchwierigen Situationen, mit denen ich dabei zu kämpfen hatte, damit der Leſer ſelbſt ermeſſe, ob, was ich geſehen, ſolcher Mühe verlohnt.

Es war noch ziemlich zeitig im Jahr, nämlich im Juni, als ich das Berner Oberland beſuchte und von Mairingen aus die Partie nach der weltberühmten Grimſel unternahm. Das enge Aarthal lag noch voll Schnee, aber ein ſehr guter Führer (Schmidt aus Mairingen) und ein ſicherer Tritt halfen mir glücklich über die abſchüſſigen Schneewände hinweg, an denen der Pfad, von Lawinentrümmern bedeckt, ſich hinwand, und die tief unten im engen Bett der toſenden Aar zuſammenſtießen. Der weltberühmte Handeckfall zeigte ſich mir in einer Pracht und in einem Waſſerreichthum, wie nur dieſe Jahreszeit ſie kennt. Reichenbach, Giesbach und Staubbach ſind unbedeutend gegen ihn, der Traunfall und Piſſevache erreichen ihn nicht; der Rhein unterhalb Via mala dürfte ihm am Nächſten kommen, und man muß ihn für den herrlichſten Waſſerſturz in den Alpen erklären, wenn man die Toccia nicht geſehen hat. In einen ſchwarzen, trichterförmigen Felſenſchlund wüthet die Aar 200 Fuß tief hinunter, und ſchäumt empört gegen 50 Fuß hoch an den ſpitzen Klippen wieder in die Höhe in einem weiten, prachtvollen Bogen, gleich als ſchnaubte ſie Rache ob des ſchmählichen Sturzes. Aber nun ſtürmt von der linken Seite, hoch aus dem Aehrlengletſcher herab, noch die Aehrle, ein beinahe eben ſo breiter Bach, aus gleicher Höhe in den Sturz der Aar hinein. In der Mitte ungefähr treffen die beiden Waſſerfälle einander, und dieſer Fluthenkampf, und darunter der weite Bogen wie von lauter Prachtfontainen, die, in Schaum aufgelöst, wieder in die Höhe ſtreben, machen dieſen Waſſerfall einzig großartig. Schwindel ergreift auch den Beherzten, beugt er ſich hinab über die zitternden Stege, und tief in den Staub gebeugt wird die Seele des Beſchauenden.

Vom Grimſelhoſpiz nahm ich nun meinen Weg über die oberſte Höhe der Grimſel hinweg, dicht am Sidelhorn vorbei, nach Obergeſtelen im Wallis hinunter. Der zu weit vorgeſchrittene Tag und der noch allzuhohe Schnee erlaubten nicht, das Sidelhorn zu beſteigen. Aber wem es irgend möglich, der unterlaſſe ja nicht, ſich den Genuß der entzückenden Ausſicht zu verſchaffen, welche man von dieſem, 8654 Fuß über der Meeresfläche gelegenen, vom Spital in drei Stunden ohne große Schwierigkeiten zu erreichenden Punkte genießt. Die Lage iſt zu günſtig, als daß nicht der Blick über das ganze Berner Gebirgsland, über den Simplon, die Furka, über die Gries- und Rhonegletſcher, ſo wie in die beiden Thäler des Kniees hinein, welche das Wallis bildet, und über die prachtvollen Hochgebirge, die, der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Schweizeralpen, in majeſtätiſcher Größe emporragen, über alle Vorſtellung belohnend ſeyn ſollte. Immer und immer wieder wendete ſich das überraſchte Auge nach der Furka und dem glänzenden Rhonegletſcher zur Linken hin, dann, nachdem der oberſte Kamm erreicht war, ging es jäh hinab nach Obergeſtelen. Dieſes zeigte ſich dem Auge in einer Tiefe, welche für das, an ſolche enorme Höhen nicht gewöhnte Auge etwas Ueberwältigendes hat. Fürwahr, man muß ſich an dieſe Dimenſionen zwiſchen der Tiefe und Höhe erſt gewöhnen, um ſie theils richtig zu beurtheilen, theils nicht von ihnen überraſcht zu werden. Wenn man vom Roſenlauigletſcher nach Mairingen hinuntersteigt, iſt es ſchwer, ſich des Schwindels zu erwehren, wenn man in das Haslithal hinabblickt; aber noch um gar Vieles gewaltiger iſt die Perſpektive, nicht in die Weite, ſondern in die Tiefe, die man von hier oben auf Obergeſtelen hinunter hat. Wir trafen auf der Höhe mit einem ehrlichen Walliſer zuſammen, der ſich auf eine in der That ſaure Weiſe ſein Brod verdiente. Er trug nämlich Stiele zu Senſen u. dergl. von Buchenholz, welches im Wallis fehlt, in einem ſchweren Bündel auf dem Rücken von Bern hinüber in ſein Thal. Seine beiden Knaben, von zwölf und vierzehn Jahren, waren ebenfalls mit beinahe centnerſchweren Laſten von demſelben Holze beladen, und mit ſolcher Bürde waren ſie im Stande, die beinahe ſenkrecht emporſteigenden Pfade im Schnee zu erklimmen und, was noch ſchwieriger erſcheint, abwärts ſichern Schrittes fortzukommen. Ich nahm dem einen Knaben ſeine Bürde ab, vermochte aber nur eine ſehr kleine Strecke damit zurückzulegen, und dies war ein Kind von zwölf Jahren. Der Vater dieſer Kinder gehörte einer myſtiſchen Sekte von Pietiſten an, die in der Schweiz leider viele Geiſtesſchwache bethören. Man ſieht aber, daß hier die Frömmler wenigſtens nicht arbeitsſcheu ſind. Nur ungern laſſe ich hier das Geſpräch weg, das ſich, als wir da oben, näher dem Himmel, uns gelagert hatten, zwiſchen meinem Führer, der ſich ziemlich verſtandesklar über ſein Chriſtenthum ausſprach, und zwiſchen dieſem Starkgläubigen, der ziemlich unduldſam erſchien, über Glaubensſachen entſpann. Gar wunderſame Hiſtörchen rief jener dieſem aus der heimlichen Chronik ihrer Conventikelannalen in's Gedächtniß zurück, die er nicht leugnen konnte, und durch deren Darlegung er zum Schweigen gebracht wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. September 1838.

> Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
> Auf die Fluren verſtreut, ſchöner ein froh Geſicht,
> Das den groſſen Gedanken
> Deiner Schöpfung noch einmal denkt.
>
> Klopſtock.

St. Germain en Laye.

II. Die Terraſſe. Der Wald.

Noch regte ſich kein Menſch in St. Germain, als wir früh Morgens aus unſerm Wirthshauſe aufbrachen und durch die leeren Straßen der Terraſſe zuzogen. Wir hofften hier die Zuſchauer eines großartigen Schauſpiels zu ſeyn, und unſere Hoffnung wurde nicht getäuſcht.

Mehrere hundert Fuß über der Seine krönt die wohl eine Stunde lange Terraſſe die Kuppe des Berges. Vor uns lag das meilenweite Thal, ringsum im Kreiſe von ſanft aufſteigenden Hügeln begrenzt. Zu unſern Füßen bildete die Seine einen ſilbernen Halbmond, in dem die Brücke eine Spange und die friſchgrünen Inſeln rechts und links die Smaragden und Edelſteine eines glänzenden Rieſendiadems waren. — Die tiefſte Ruhe herrſchte rings umher; noch ſchlummerte die Natur, denn die Sonne hatte ihren belebenden Hauch noch nicht über dieſelbe hingeweht, und nur die äußerſte öſtliche Grenze des Hügelkreiſes, der die ſchöne Ebene, die ſich von der Terraſſe herab dem erſtaunten Blicke öffnet, umſchließt, war mit einem Goldſaume geziert und verkündete in Strahlenlinien, die himmelan ſtrebten, die Nähe des Tagesgeſtirns.

Endlich trat die Sonne hinter den die Ausſicht auf Paris deckenden Hügeln hervor und gab bald dem ganzen Panorama neues Leben. Die Seine athmete friſcher auf und ſchickte ein Rauchopfer zum Himmel. Die fernen Dörfer und Städte wurden immer klarer, und wir unterſchieden jezt die Kirchthürme der Abtei zu St. Denis, den Triumphbogen von Paris, die Waſſerleitung von Marly, die den Berg rechts krönt, und die Brücke und die Häuſer von Maiſons-Laffitte, die links im Thale die Ausſicht auf die Seine ſchließen.

Die Hand des gewandteſten Künſtlers hätte kein ſchöneres Bild ſchaffen können, als das, welches ſich auf der Terraſſe von St. Germain vor unſerm Blicke öffnet. Das ſchönſte Ebenmaß im vielſeitigſten Wechſel; Berge und Hügel, die Wälder und der Fluß, Städte und Dörfer ſind mit kunſtreicher Hand geordnet, die ganze Ausſicht iſt gerundet, gerade groß genug, um ſie umfaſſen zu können, und weder durch die Unendlichkeit uns zu erſchrecken, noch durch zu nahe Grenzen einzuengen. Und vor uns rufen die Kirchthürme von St. Denis die Geiſter der Könige Frankreichs auf, die mit trauerndem Blicke auf den Triumphbogen der Revolution und des Kaiſerthums herabſehen; und neben uns im Thale die beſcheidene Wohnung Laffittes, die an eine neue, an eine andere Zeit erinnert, und eher eine Hoffnung der Zukunft als ein Reſultat der Vergangenheit ausſpricht.

Aber dieſe geſchichtlichen Erinnerungen regten ſich erſt in mir, nachdem ich lange Zeit mich an den Schönheiten der Natur gelabt und ihrem alleinigen Eindrucke überlaſſen hatte. Es iſt ein hoher Genuß, mehr und mehr ſich dieſer Schönheiten bewußt zu werden; und es iſt erhaben, zu ahnen, wie uns mit jedem geiſtigen Fortſchritte die Natur, ihr Weſen und ihre Poeſie immer klarer werden. Es gehört mehr Studium dazu, dieſe Schönheiten in ihrem ganzen Umfange zu begreifen, oder beſſer, zu fühlen, als man meiſt glaubt; ja ich möchte behaupten, daß man erſt zum Künſtler geworden, daß man durch ein Kunſtſtudium, einerlei ob der Natur ſelbſt oder der glücklichen Nachbildung derſelben, der Kunſtwerke großer, ſie begreifenden Künſtler, auf eine höhere Stufe gelangt ſeyn muß, ehe man zum Erkennen derſelben kommt. Auch die Maſſe ſtaunt dieſe Schönheiten an und beugt ſich vor ihnen; aber ihre Sprache bleibt dem gewöhnlichen Menſchen ein Geheimniß, zu dem ihm der Schlüſſel fehlt; und nur der, der ſie mit dem Auge des Kenners, des Künſtlers betrachtet, findet oft die Auflöſung des Räthſels. Es hat dieſe Wahrheit ihre drückende, aber auch ihre erhebende Seite. Es iſt weheahnend, wenn man bedenkt, wie viele Menſchen in dem Weltſalon Gottes, in dem er ſeine Meiſterwerke ausſtellt, nichts anderes ſehen, als den goldnen Rahmen, die Leinwand, den Stein, das Holz, aus denen er ſeine Bilder und Kunſtwerke ſchuf. Es iſt erhebend, wenn die Kunſtwerke vor dem Blicke des Denkers zu ſolchen werden; wenn mit dem geiſtigen Fortſchritte ſich das Auge der Seele immer größer öffnet; erhebend, denn es liegt in dieſem Gedanken eine Hoffnung, die ſelbſt über das Grab hinaus reicht und uns verſpricht, daß dem vom Körper gereinigten Geiſte dereinſt noch ganz andere Geheimniſſe gelöſt und klar werden, vor denen er ſich auf dieſer Welt in Demuth beugen mußte.

Bald wurde es in der Stadt und im Thale lebendiger. Ueber dem fernen Paris, von dem wir nur ſeinen erſten Wachtpoſten, den Triumphbogen, ſahen, erhob ſich nach und nach ein dunkler Nebel, die Rauchwolke jener Hexenküche der Welt, in der der Zaubertrank unſerer Zeit gebraut wird. Auch aus den Dörfern ringsum, und mitunter aus den Gebüſchen ſtiegen kleine Rauchſäulen zum Himmel und verkündeten, daß der Tag begonnen und mit den Menſchen auch ihr Gott, das Bedürfniß, den Schlaf abgeſchüttelt habe. Endlich zeigte ſich eine andere Rauchwolke am fernen Horizont auf der Kuppe des Berges, die uns von Sekunde zu Sekunde näher kam und nach ein paar Minuten ſchon mit dem erſten Wagenzug der Eiſenbahn beim Pecq anlangte. Die guten Pariſer brauchten ungefähr ſo viel Zeit, um von Pecq bis zur Terraſſe zu gelangen, als die Maſchine gebraucht hatte, um die vier Stunden von Paris bis St. Germain zu durchlaufen.

Die Ankunft dieſer frohen Gäſte auf der Terraſſe riß uns aus unſern Betrachtungen heraus, und dann merkten wir allgemach, daß wir noch nüchtern waren, und man trotz aller Phantaſie und Poeſie nicht wohl von der Luft leben könne. Gleich am Eingange des Waldes iſt eine Art Wirthshaus, oder Laiterie, wo man friſche Milch und Käſe, nicht einmal zu theuer, haben kann, und hier nahmen wir unſer erſtes Frühſtück ein. Gruppen der eben angekommenen Pariſer zogen paarweiſe an uns vorbei und verloren ſich bald im Gebüſche. Die friſche Morgenluft, die durch die Bäume wehte, lockte uns nach dem Frühſtücke in den Wald hinein.

Für den, der die großen Eichenwälder, die es noch hier und dort in Deutſchland gibt, kennt, iſt der Wald von St. Germain am Ende als ſolcher kaum der Rede werth. Wer aber ein paar Jahre in Paris gelebt hat, wird ſich wie neugeboren fühlen, wenn er einmal auf ein paar Stunden das Pflaſter der Stadt und der Chauſſeen gegen das friſche Grün eines Grasteppichs, die ſtinkenden Straßen gegen den belebenden Hauch der Bäume vertauſchen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

In verhängnißvollen Augenblicken findet keine Berechnung noch Convenienz ſtatt, auch ſcheut ſich dann jedes edle Herz, an eigenes Glück zu denken. Wir können nicht in Abrede ſeyn, daß Adele ihr Leben hingegeben hätte, um die Gefahr abzuwenden, welcher Woodburne entgegen ging; aber ſie unterdrückte jede Aengſtlichkeit, jede Bitte um Schonung, und indem ſie ihm die Hand mit einem ſeelenvollen Blicke reichte, flüſterte der holde Mund kaum hörbar: „Ach James!“ Mit dem Entzücken der Liebe hob dieſer das ſüße Pfand an die Lippen, dann ſtürmte er weg. In wenigen Minuten an's Ufer gelangt, erblickte er den erſehnten Nachen in geringer Entfernung, und nahe dabei die zwei Schiffer, denen er angehörte, die ſich unter einen weit vorſtehenden Felſen geflüchtet hatten. Vorſtellungen und Bitten wurden zuerſt vergeblich verſchwendet, um ſie zur Ueberfahrt nach Twann zu bewegen. Sie würden ihr Leben wagen, meinten ſie, und der Herr, deſſen Fahrzeug dort mit den Wogen kämpfe, bedürfe ihrer Hülfe nicht; denn entweder ſey er in ganz kurzer Zeit am Ufer oder von dem See rettungslos verſchlungen. James war in den Nachen geſprungen, der, mit ſchäumender Brandung umgeben, faſt ſeine Kette zerriß. Er hielt einen Beutel mit Gold, dieſe mächtige Triebfeder der Menſchen, empor und

Digitized by Google

verhieß den Leuten ſeinen Inhalt, wenn ſie ihn an das andere Ufer überſetzen wollten. Einer von ihnen blieb unbeweglich; der andere jedoch, ein junger, kräftiger Mann, zeigte ſich bereit, die Belohnung zu verdienen, indem er ohne Worte in das Schiff ſprang und es ablöste. Ein Sekunde ſpäter ſchwebten die dünnen Bretter auf den empörten Wellen dahin. Den ſegelloſen Maſt umſchlingend, ſuchte Woodburne Freimanns Loos zu erſpähen, deſſen Kahn er noch mitten in dem tobenden Waſſer gewahrte. Von der Urſache des ganzen Treibens, dem armen Kinde, konnte man in dieſer Tiefe nichts mehr erblicken, und überdies ſtürzte jezt der Regen ſo dicht herab, daß er alle Gegenſtände neblicht verhüllte. Die Lage Woodburnes und ſeines Gefährten war grauſenerregend, und der Todesengel rauſchte mit ſeinen dunkeln Fittichen ſo furchtbar heran, daß der geübte, bei ähnlichen Scenen groß gewordene Burſche zu zagen begann und mit Erſtaunen die feſte Haltung des Fremden betrachtete. „Herr! an's Steuerruder! Halten Sie es feſt, unbeweglich, oder es iſt um uns geſchehen!“ rief jezt der Schiffer, der mit ſeiner lauten Stimme kaum das Getöſe zu überſchreien vermochte, und James faßte das Ruder, als ſey er beim Handwerk geboren, ſteuerte mit ſicherer Hand durch die brauſenden Wogen, unerſchrocken, wie der Menſch ſtets iſt, wenn er ſein beſtimmtes Ziel unverrückt im Auge hält. Aber jezt erſcholl vom Ufer her, durch Donner, Sturm und Wellenſchlag ein furchtbares Geſchrei. Woodburne erbebte bis in die Tiefe ſeiner Bruſt. „Was iſt das?“ fragte er, nur zu wohl die Bedeutung ahnend. „Das Schiff muß untergegangen ſeyn, Herr!“ erwiderte der Burſche; „Gott ſey den armen Seelen gnädig!“

Auf welche Weiſe der Reſt der Ueberfahrt zurückgelegt wurde, deſſen hat ſich James ſpäter nie erinnern können. Was hingegen in ſeinem Gedächtniß bleibende Wurzel ſchlug und ſich zu einem jener Lichteffekte der Vergangenheit bildete, deren der Menſch ſich in ſeltenen Fällen zu rühmen hat, war der Augenblick, wo er, nach dringender Todesgefahr an's Land geſtiegen, die Nachricht empfing, der Freund habe zwar dicht am Ufer Schiffbruch gelitten, ſey aber gerettet und unverſehrt. Schöner noch war die Minute, in der er ihn ſelbſt in aller Kraft der Thätigkeit erblickte, wie er ſeitwärts den Felſen zu erklimmen ſtrebte. Es hatte ſich dem Unwetter zum Trotz eine Menge Menſchen aus dem oberhalb gelegenen Dorfe Twann verſammelt. Da aber das kleine Plateau, auf welchem die Freunde das Kind geſehen hatten, von hier nicht ganz überſchaut werden konnte, ſo wollte Niemand an die Wirklichkeit der Sache glauben. Kein Fußſteig führte dorthin; ſeit Menſchengedenken hatten nur verirrte Ziegen jenen Vorſprung betreten, es war nicht möglich, daß ein Kind dahin gerathen ſeyn konnte. Der Weg war ſehr gefährlich, beſonders nach dem Regen, der Alles ſchlüpfrig gemacht hatte; Freimanns Bitte um Begleitung wurde mit Kopfſchütteln erwidert. Es ſchien den Leuten unvernünftig, auf den Bericht eines Fremden hin, aller Wahrſcheinlichkeit entgegen, das Leben in die Schanze zu ſchlagen. Von der ſelbſtiſchen Gleichmüthigkeit geärgert, die ſein warmes edles Herz nicht zu begreifen vermochte, entſchloß ſich Freimann, das Wageſtück allein zu unternehmen. Er verſorgte ſich mit Stricken, erſah ſich den beſten Punkt zum Emporklimmen und trat mit ſeinem Bergſtock die gefahrvolle Reiſe an. Als Woodburne hinzukam, hatte er ſchon die Hälfte des Wegs zurückgelegt.

Die unten ſtehenden Männer ſahen mit Erſtaunen dem kühnen Fremdling zu, bewunderten ſeine Gewandtheit und fingen an, ſeiner Ausſage Glauben beizumeſſen. „Aber,“ ſagte Einer von ihnen, „wenn auch dem Herrn das Emporſteigen gelingt, herunter kommt er mit dem Kinde nicht ſo leicht.“ Woodburne ſah die Wahrheit dieſer Behauptung ein, und das Gefühl, nun auch thätig in das Vorhaben zu treten, that ihm ungemein wohl. Freimann hatte es verſchmäht, zu Geldverſprechungen ſeine Zuflucht zu nehmen; Woodburne hingegen theilte glänzende Verheißungen aus, nebſt den derbſten Schimpfnamen, engliſch und franzöſiſch, und ſein Ausſehen, ſein Betragen bezeichneten zu deutlich den Engländer, als daß ſeine Fähigkeit und ſein Wille, zu bezahlen, hätten in Zweifel gezogen werden können. Man traf jede nöthige Anſtalt, um Freimann den Rückweg zu erleichtern. Woodburne behielt den Felſen unverrückt im Auge, auf deſſen Gipfel Freimann verſchwunden und ſomit an's Ziel ſeines Unternehmens gelangt war. Alles beobachtete eine lautloſe Stille. Der Regen hatte aufgehört und machte es möglich, jeden einzelnen Punkt des Berges zu betrachten, und als der edelmüthige Fremdling wieder erſchien, das Kind auf ſeinem Rücken befeſtigt, ſorgſam die Spalten erſpähend, in welche er ſeinen Fuß ſetzen konnte, da fühlte ſelbſt der Roheſte unter den Zuſchauern einen Anflug von Rührung. Mit vorgehaltenen Händen rief James, ſo laut er konnte, dem Herunterſteigenden zu, ſich nicht einer beſtimmten Gefahr auszuſetzen; aber des Sturmes Brauſen verwehte ſeine Warnung, und Freimann war in ſein wichtiges Geſchäft ſo vertieft, daß er ſich um das, was unten vorging, nicht bekümmerte.

Als er mit der Umſicht, welche ihm der Unternehmungsgeiſt ſeiner frühern Jahre gegeben hatte, auf dem Plateau angekommen war, fand er die Kleine auf den Knien und in einem ſo heftigen Anfalle von Verzweiflung, als dieſes glückliche Alter zu fühlen fähig iſt. Wie es ſchien, denn ihre Antworten waren undeutlich und unzuſammenhängend, hatte das Kind nach ſeinem

Erwachen den Durchgang wieder zu finden geſucht, durch welchen es auf den Fußſtapfen ſeiner Ziege hieher gerathen war; aber die Mühe blieb umſonſt und das arme Weſen ſah ſich zwiſchen Erde und Himmel hülflos und verlaſſen. Zuerſt weinte es troſtlos, allmählig waren ſeine Thränen in lautes Geſchrei übergegangen. Als Freimanns Kopf über den Abhang heranfragte, ſchwieg das Mädchen verblüfft ſtill und ſchaute das unbekannte Geſicht mit Erſtaunen an. Nachdem aber vollends die Platte erſtiegen war und einige Worte der Zärtlichkeit dem Kinde inſtinktartig die Ueberzeugung gegeben, der Mann komme um ſeinetwillen, da kroch es heran und verlangte nach ſeiner Mutter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

(Fortſetzung.)

Der Gebirgspaß über den Gries.

Bei guter Zeit langten wir in Obergeſtelen an, und ich genoß eines köſtlichen Schweizer Abends in dieſem hochromantiſchen Urgebirgskeſſel. Von hier aus wollte ich nach Italien, und zwar über Brieg, und von da auf der Simplonſtraße. Da man mir aber ſagte, ich könne über den Gries von Obergeſtelen aus in acht Stunden in Italien ſeyn, und die Paſſage ſey ganz gewiß weniger angreifend, als die bereits zurückgelegte über die Grimſel, ſo entſchloß ich mich, dieſe Tour zu unternehmen. Und wahrhaftig, es hat mich nicht gereut! Durch die nicht genug zu rühmende Güte eines Züricher Freundes, des Bibliothekars Horner, war ich mit Specialkarten und andern Hülfsmitteln ſo ausgerüſtet, daß ich mich ſelber ziemlich gut berathen konnte. Ueber dieſen Paß fand ich die Notiz, daß er bei Nebel und Schneewetter allerdings gefährlich ſey. Nun regnete es zwar des andern Morgens ein wenig, da aber in der Höhe die Sonne ſchien, und da beſonders die Gletſcher alle ſichtbar waren, ſo verſicherten mich die Walliſer Leute, das Wetter werde jedenfalls gut werden, und ich trat daher in Gottes Namen meinen beſchwerlichen Weg, von einem jungen, baumſtarken Walliſer, dem jungen Winkelried aus Obergeſtelen, geführt, früh um vier Uhr an. Wir verſahen uns reichlich mit Lebensmitteln, beſonders mit gutem italiſchem Rothwein; denn für acht Stunden ſollten wir nichts Lebendiges, nichts als Himmel und Schnee mehr ſehen. Es iſt eine kunſtloſe, ſehr roh gepflaſterte Saumſtraße, die über den Griesgletſcher von Obergeſtelen nach Wald im Pomatt oder Formazzathale im Sardiniſchen hinüberführt. Eine ſolche Saumſtraße iſt etwas wahrhaft Schweizeriſches; die prachtvolle, ſchön chauſſirte Gotthardsſtraße, wie ſie jezt iſt, auf der man im Trabe über den Gotthard fahren kann, ermangelt aller Poeſie, ſo ehrenvolles Zeugniß ſie auch von der menſchlichen Induſtrie und Ausdauer ablegt. Dieſer Contraſt tritt recht deutlich hervor, wenn man die alte und neue Teufelsbrücke neben einander erblickt. Wer von der Schweiz träumt, träumt gewiß nicht von Eilwagen, die über die höchſten Päſſe führen, wohl aber von Saumſtraßen, die mühſelig und ſchmal durch die Urgebirge ſich hinwinden. So iſt denn auch dieſer Paß; er ſteht im Einklang mit der Natur, durch die er hinführt; darum iſt er doppelt reizend. Seine unzähligen Windungen brauchten wir nicht alle zu verfolgen, da nach einer Stunde angeſtrengten Steigens der Schnee noch ſo hoch lag, daß wir in gerader Linie auf ihm dahinſchreiten konnten. Freilich ging's manchmal wahrhaft ſenkrecht in die Höhe, und nur durch feſtes Einbohren meines guten Alpenſtocks und durch unmittelbares Eintreten in die tiefen Fußſtapfen meines Führers, von deſſen Ferſen ich nicht wich, und indem ich beſonnen mich wohl hütete, je das Auge links oder rechts nach unten hin zu wenden, gelang es mir, mich ſchwindelfrei zu erhalten. Ging's dann auf ähnliche Weiſe wieder ein paar hundert Fuß plötzlich abwärts, ſo kam freilich mein Walliſer Freund, in deſſen Hand ich jezt gänzlich gegeben war, unwiderſtehlich in's Rutſchen, wobei er ſeinen Stock zur Hälfte in den Schnee eingebohrt hatte, was eine Art Haltpunkt abgeben mußte. So wie der Schnee unter ſeinen Füßen wich, folgte ich natürlich ſogleich pünktlich ſeinem Beiſpiel; ich kam augenblicklich zum Sitzen und ſtemmte meine Füße gegen ſeine Schultern. So rutſchten wir denn pfeilſchnell die Schneewand hinunter, bis die Konture ſich wieder ebneten und ein neuer, höherer Berg wieder zu erklimmen war. Auf der italieniſchen Seite legten wir, als es fortwährend abwärts ging, oft ſehr beträchtliche Stellen auf dieſe Weiſe zurück, die mir nachgerade, als Näſſe und Froſt mir ziemlich gleichgültig geworden waren, ſehr viel Luſt gewährte.

Von Obergeſtelen ging's bei dem Dörfchen Loch vorbei und, um eine ſcharfe Ecke herum, links in's Griesthal hinein. Der Weg ging ſteil an einem rauſchenden Bergſtrome, der, wie ſo unzählig viele, die Rhone zu vergrößern ſtrebt, oft über Schnee, aber zwei Stunden lang recht gut fort. Nun aber häufte ſich die Schneemaſſe, und von der Saumſtraße war nur ſelten noch ein Theil ſichtbar. Wir erreichten eine hohe Bogenbrücke, ſehr ähnlich der Teufelsbrücke, und nun ging's eine Stunde lang ausnehmend ſteil, noch viel ſteiler als an der oberſten Spitze der Grimſel, in die Höhe. Der Schnee war erweicht, daß man bis an den Knöchel einſank; doch brachen wir nie ſo tief ein, wie auf der Grimſel. Unruhiger machten mich die ungeheuern Lawinentrümmer, die von beiden Seiten her über das enge, tiefe Thal herabgeſtürzt waren, und über die wir jezt hinzogen. Wie leicht konnte, durch den anhaltenden Föhn erweicht, eine gleiche Schneemaſſe auf uns herabſtürzen! Ich ſchritt, mit geſpannter Aufmerkſamkeit die Fußſtapfen meines Walliſers verfolgend, ſo raſch als möglich vorwärts. Die dicken Nebel an den Hochgebirgen vermehrten meine Unruhe; denn bei Nebel und Schnee ſoll dieſe Partie ſehr gefährlich ſeyn. Ich befragte meinen Führer, aber der verſicherte, er werde des Weges nicht fehlen, und glaubte, das Wetter werde ſich noch aufhellen. Jezt zeigte ſich der mächtige Griesgletſcher, wie eine koloſſale Himmelstreppe, in voller Majeſtät. Zwar deckte ihn dichter Schnee, doch zeigte ſich genug des glasgrünen, geſpaltenen Eiſes. Einmal donnerte es gar gewaltig, als ſich eine Eismaſſe löste. An der Seite hin, gerade in die Höhe, gelangten wir nun auf die oberſte Fläche und gingen eine halbe Stunde auf dem Schnee, der den Gletſcher bedeckte, hin. Es war $3/4$ auf neun, als wir dieſe Höhe von 7300 Fuß erreichten; aber die Nebel ſenkten ſich dichter herab und dickes Schneegeſtöber kam von SSO. Doch war ich nicht mehr ängſtlich, da mein Walliſer ſo brav, da wir glücklich oben, und da die Tritte derer, die den Weg zulezt zurückgelegt, noch ſo tief ſichtbar waren, daß ſie in einigen Stunden noch nicht ganz verſchneit ſeyn konnten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 27. September 1838.

Auf dieſer Erde ſchlägt keine erhabenere und ſeligere Stunde, als die, wo der Menſch die warme Bruſt umſchlingt, in der ein Herz liegt wie ſeines, zu dem er ſagen kann: Mein Bruder, du biſt wie ich, und wir können uns lieben!

Jean Paul.

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Was in der ſüßen Kinderunſchuld, in der zarten Hülfsbedüeftigkeit dieſes Alters Unwiderſtehliches, ja Zauberhaftes liegt, haben ſelbſt die coheſten Menſchen erfahren, denen ein Schmerzenslaut aus kindlichem Munde, eine ſchmuckloſe Bitte, in kindiſcher Einfalt vorgetragen, ſo oft das böſe Herz umgewendet und ſie zu ungewohntem Mitleid gezwungen hat. Darum kann es nicht befremden, wenn der tiefſühlende Mann, als das liebliche Kind mit Vertrauen zu ihm aufblickte, ſich ſo enge mit deſſen Leben verbunden fand, daß er es zu retten oder mit ihm unterzugehen beſchloß. Nach fruchtloſem Umherſchauen nach einem gangbaren Pfad aus dieſer veewünſchten Höhe, wobei der Pudel behülflich war, indem er in jede Spalte, jedes Buſchwerk kroch, band Feeimann mit einem Steick und ſeinem Tuche das Mädchen ſich auf dem Rücken feſt, gebot ihm Ruhe und Schweigen, teat an die Kante des Felſens, empfahl ſich und ſeine Büede mit einem einzigen Gedanken Gott und begann muthig die gefahrvolle Reiſe. Langſam und vorſichtig ſtieg ee abwäets, jeden kleinen Umſtand, jeden kaum ſichtbaren Vortheil zu ſeiner Sicherheit benutzend. Ein Deittheil des Weges hatte er auf dieſe Weiſe zueückgelegt; der Schweiß troff von ſeiner Stirne, voe ungeheurer Anſtrengung waeen ſeine Muskeln hervorgeteeten und die Knie ſchauten, iheer Bekleidung beraubt, blutend hervor. Jezt konnte ee ſeine Füße auf einen kleinen Vorſprung, wo ſich mühſam eine verkruppelte Birke hervoedeängte, wieder einmal feſtſetzen; er umſchlang den äemlichen Baum und beteachtete ausruhend ſeine Lage. Doch ſie war troſtlos: von dem Punkte, wo er ſtand, aus einer immer noch ſchwindelnden Höhe ſenkte ſich unter ihm eine Wand, ſo glatt und ſteil, daß es unmöglich ſchien, mit dee Spitze eines Fußes aufzutreten. Er hatte wohl viele Menſchen wahrgenommen, welche ſich am Fuße des Beeges umhertrieben, allein er hielt es für unmöglich, daß man ihm da, wo er wae, Hülfe leiſten könne. Wie ward ihm nun, als plötzlich eine wohlbekannte Stimme ihm engliſch zurief: „Bleiben Sie, wo Sie ſind, man wird Ihnen Beiſtand bringen.“ Feeimanns Herz hatte nicht verzagt, aber ängſtlich geſchlagen; jezt fühlte er Ruhe und Veetrauen auf's Neue in ſeine Seele ziehen, er umfaßte den ſchützenden Baum feſter und ſuchte das weinende Kind zu beruhigen.

Ein reges Leben waltete unteedeſſen auf der Ebene. Woodburnes Eifer, ſein Zureden und wohl auch ſeine Verheißungen hatten in die todte Maſſe müßiger Zuſchauer Bewegung gebracht. Leitern waren aneinander

Digitized by Google

gebunden, mit Stricken verſehen und aufgerichtet worden, und ohne auf irgend eine Warnung zu hören, fing der Engländer an, auf derjenigen Seite den Berg zu erſteigen, an welcher ſein Freund ſo muthig empor geklettert war; einige junge Männer folgten ihm, und in Kurzem ſtand er neben dem Freunde, den er nur mit einem einzigen vielſagenden Blick begrüßte. Man befeſtigte ſofort Stricke an den Baum und ließ Freimann ſammt dem Kinde bis zur Leiter hinab, deren Betreten ein lautes Freudengeſchrei der Zuſchauer bezeichnete. Er erreichte glücklich den Boden, den bald nach ihm auch Woodburne betrat.

Hermann und James fielen ſich ſprachlos in die Arme und hielten ſich lange ſchweigend umarmt. „Mein Retter in der Noth, mein Freund!“ ſagte endlich Freimann mit beklommener Stimme; „wie ſoll ich Ihre treue Hingebung vergelten?“ — „Henry!“ rief Woodburne, indem er, ihn zurückdrängend, das Portefeuille aus dem Buſen zog und ihn mit glänzenden Augen anſah, „du ſprichſt von Vergeltung? Ich bin es, der zu vergelten ſich bemühte, und Gott hat meinen Wunſch geſegnet. Laß uns nie vergeſſen, wie wunderbar eine höhere Hand uns zuſammengeführt, und die Erinnerung an dieſen Felſen, an dieſes Kind, unſer gemeinſames Beginnen ſchürze das Band unzerreißlich feſt, das früher ſchon unſere Herzen umſchlungen hielt!“ — „Es ſey ſo!“ erwiderte Freimann; „dieſer Augenblick iſt zu ſchön, als daß er der Wandelbarkeit des menſchlichen Herzens erliegen könnte. Bei dem Andenken an meine Anna, bei dem Leben dieſes durch uns geretteten Kindes, es gilt auf ewig in Liebe und Treue!“

Ein lauter Jubelruf und ein unendliches Gelächter unterbrach das feierliche Gelübde. Als vorhin Freimann mit der Kleinen ſeinen Weg angetreten, ſtand der Pudel wedelnd und winſelnd auf der Höhe, ſchaute den Herabklimmenden nach, und nach mehreren mißlungenen Verſuchen, ſeiner Gebieterin zu folgen, ſtieg ſeine Wehklage allmählig zu lautem Geheul. Freimann war mit ſeinem Wageſtück zu ſehr beſchäftigt, als daß er dem Thiere ſeine Aufmerkſamkeit hätte ſchenken können, obſchon das Kind mehr als einmal Caſtor gerufen hatte. Aber die Unterſtehenden bemerkten wohl, daß der Hund, als er ſeinen Schützling auf einem ihm ungangbaren Pfade immer weiter gelangen ſah, erſt unruhig am Rande hin und her gelaufen war und ſich mit vorgeſtreckter Schnauze durch das dicht verwachſene Geſträuch hatte drängen wollen. Eine junge Ziege hatte ihn achtungslos umſpielt und dabei einen Satz genommen, worauf beide verſchwanden. Eine ſpäter angeſtellte Unterſuchung machte es wahrſcheinlich, daß der Pudel mit ſeinem bärtigen Spielgeſellen die Stelle wieder gefunden hatte, durch welche ſie hereingekommen waren und die ein großer Stein, von der Erſchütterung des Donners und durch den Platzregen losgemacht, dem bangen Sucher zauberhaft verſchloſſen hatte. Einen gangbaren Pfad gewinnend, hatten die Thiere bald die Ebene erreicht und kamen auf das gerettete Kind losgerannt. Man hatte die Kleine auf einen Stein geſezt, wo ſie, nach kindiſcher Weiſe das kaum Beſtandene ſchnell vergeſſend, ſich an dem Anblick der Menge Volkes, die mit jeder Minute zunahm, zu ergötzen ſchien. Als jedoch die beiden vierbeinigen Freunde ſichtbar wurden, rief ſie mehrmals: Caſtor! Caſtor, und als dieſer, bei ihr angekommen, in lauter Freudenbezeugung ſie bellend umſprang und dann den ſchwarzgelockten Kopf auf ihre Knie legte, da ſchlang ſie die Arme um des Hundes Hals und brach wieder in laute Klagen aus. — Freimann hatte ſeinen ſo ſchwer erworbenen Schatz nicht aus den Augen gelaſſen. Er nahm das Kind tröſtend in ſeine Arme, verhieß ihm, in Kurzem die Mutter wieder zu ſchaffen, und fragte nun bei allen Anweſenden nach den Verhältniſſen und den Verwandten des Mädchens. Kein Menſch kannte daſſelbe. Die Kleidung war für jene Gegend ungewöhnlich und gehörte augenſcheinlich einem höhern Stande an, ungeachtet Wind und Wetter dem Aeußern der Kleinen übel mitgeſpielt hatten. Sie ſelbſt nannte ſich „Hermine,“ gab von Haus und Hof, von Wohnplatz und Umgebung ſeltſame Kennzeichen, und es war unmöglich, von ihr irgend etwas zum Ziele Leitendes zu erfahren.

Die Abenddämmerung war nun eingetreten und mahnte die Freunde, die auf der Inſel zurückgelaſſenen Frauen nicht länger ihrer Sorge Preis zu geben. Sie beſchloſſen alſo, auf das kleine Eiland zurückzukehren, in Rouſſeaus Wohnung nach dem angreifenden Tagewerk Ruhe und Erquickung zu ſuchen und die Nachforſchungen, die heute nicht weiter getrieben werden konnten, am folgenden Morgen fortzuſetzen. Allen Umſtehenden aber wurde dringend empfohlen, die Nachricht von des Kindes Rettung weiter zu verbreiten. Ein Schiff war ſchon vorhanden, und mehr Arme zum Rudern, als man bedurfte; denn unſere Freunde waren plötzlich die Helden des Tages geworden, und wo erſt noch keine Hand ſich regen wollte, ſie vom Verderben zu retten, da hätte jezt ein Jeder durch unbedeutende Hülfleiſtungen die Ehre der vollbrachten That theilen mögen.

(Die Fortſetzung folgt.)

St. Germain en Laye.

(Beſchluß.)

Der Wald von St. Germain iſt eine wahre Wohlthat für alle Pariſer, die ſonſt in den Sandwüſten des

Digitized by Google

Bois de Boulogne nie eine Idee davon bekämen, was ein Wald iſt. Deßwegen ſtrömt denn auch jeden Sonntag ein kleines Heer von Pariſer Krämern, Studenten, Griſetten u. ſ. w. hieher und läßt ſich's wohl ſeyn. Es iſt eine Luſt, ihre Freude mit anzuſehen. Bis gegen zehn oder eilf Uhr ſind die Spaziergänger in den Gebüſchen nur ſelten, und wir ſahen heute nur hier oder dort ein einſames Pärchen, die ſich wohl ein noch einſameres Plätzchen ſuchen mochten, um ungeſtört plaudern und träumen zu können. Und der Wald iſt dazu wie geſchaffen. Gruppen von thurmhohen Bäumen wechſeln ſtets mit kleinerem Buſchwerk ab, in dem man nach ein paar Schritten außer dem Bereiche jedes Lauſcherblickes iſt und nur mitunter durch ein ſchüchternes Reh erſchreckt wird. Zwiſchendurch ſchlängeln ſich hundert Fußſteige, die rechts und links in die größern Fahrwege auslaufen.

Gegen Mittag wird es lebendiger und ganze Caravanen rucken nach jedem neuen Wagenzuge in den Wald ein; und dann wehe den armen Eſeln und Pferden, die verurtheilt ſind, die Herrn Gewurzkrämer nebſt ihrer ganzen Familie eine oder zwei Stunden, nach der Uhr gemeſſen, im Trab oder Galopp auf den Wegen durch den Wald einherzutragen. Auf jedem freien, offenen Fleck zwiſchen den Gebüſchen ſiedelt ſich eine Familie oder eine ganze Geſellſchaft an und kramt den Mundvorrath aus und verzehrt denſelben unter Luſt und Freude. Die tollſten Spiele befördern ſpäter die Verdauung. Es iſt eine Wolluſt, Nachmittags den Wald zu durchziehen und auf Schritt und Tritt auf neue Gruppen zu ſtoßen, in denen ſtets die Göttin der Freude die läſtige Convenienz der Stadt entſezt hat. Gegen Abend wird es allmählich wieder ſtiller. Die Nachtigall ſchlägt und die Verliebten, ſelbſt die franzöſiſchen, gehen dem Klange ihres Liedes nach, wenn auch nicht ganz ſo ſentimental, wie die deutſchen.

Ungefähr in der Mitte des Waldes ſind Umzäunungen angebracht, in denen Rehe, Hirſche, wilde Schweine, und beſonders Faſanen gehegt werden, um von Zeit zu Zeit den Prinzen die leichte Muhe einer ergiebigen Jagd zu verſchaffen. Fur den armen Teufel wie für den Königsſohn iſt ſomit der Wald von St. Germain eine jener Stellen, an die er mit Freuden denkt, an denen er einen Tag lang vergaß, daß der geſtrige ſeine Plackereien und Qualen hatte, und daß der morgige ſich als ein neuer Ring an den geſtrigen anſchließen werde. Ich lobe mir einen ſolchen Ort und möchte ſchon deßwegen in St. Germain, wenigſtens den Sommer über, wohnen, um an jedem Montag Morgen hier der geiſtige Aehrenſammler auf dem Stoppelfelde der Freude zu ſeyn, das am Sonntage gemäht wurde. Die guten Geiſter der Luſt und des Wohlwollens ſind hier die Nymphen der Bäume, und ſie umwehen uns an den ihnen geweihten Orten, ſelbſt wenn die Schaar ihrer Anbeter ferne iſt.

Die Merkwürdigkeiten des Waldes, das Schloß la Muette, das Kreuz St. Simon, die Logen u. ſ. w. zu beſchreiben, lohnt wahrlich kaum der Mühe; denn ſie ſind ohne alles Intereſſe und Ueberbleibſel einer andern Zeit. Die Jagden der Prinzen ſind Ausnahmen geworden, ſeit die Revolution das Volk emancipirt, und noch mehr, ſeit die Eiſenbahn den Weg von Paris nach St. Germain um neun Zehntel verkurzt hat. Der Wald von St. Germain hat nur noch eine Bedeutung als Abſtecher der Pariſer, als Luſtgarten des Volks.

Gegen Mittag gingen wir wieder auf die Terraſſe zurück, um in dem Café restaurant zum Pavillon de Henri IV. zu Mittag zu eſſen, oder, wie wir hier in Frankreich ſagen, ein zweites Frühſtück einzunehmen. Aus den Fenſtern dieſes Pavillons, ſo wie aus dem Garten hat man dieſelbe ſchöne und großartige Ausſicht, wie auf der Terraſſe. Das Kaffeehaus war früher jenes von Heinrich IV. für ſeine Geliebte Gabriele gebaute ſogenannte n e u e Schloß. Und auch hier hat das Volk die Prinzen verdrängt.

Aus dem Garten, wo wir frühſtückten, ſahen wir jeden neuen Convoi ankommen. Wenigſtens funfzehntauſend Pariſer waren heute in St. Germain, und während der Stunde, die wir im Pavillon de Henri IV. zubrachten, wurde die Straße vom Pecq bis zur Terraſſe nicht einen Augenblick leer; eine ununterbrochene Pilgerfahrt, zu keinem Calvarienberge, ſondern zum Tempel des Gottes der Freude, deſſen Säulen friſche, grüne Bäume ſind, und deſſen Kuppel der blaue Himmel. — Auf der Terraſſe herrſchte jezt ein ganz anderes Leben, als heute fruh. Alle Stühle und ſteinernen Bänke waren beſezt, und viele hundert Luſtwandelnde zogen hin und her. Hier kam eine Caravane auf Eſeln und Pferden an, dort zog eine neue dem Walde zu. Mitunter zeigte ſich auch eine brillante Caleſche, doch nur ſelten, denn am Sonntage wagt ſich die Welt comme il faut nicht hieher.

Ein paar hundert Schritte von der Terraſſe ab, dem Schloſſe gegenuber, iſt eine Art Markt, wo Buden aller Art aufgeſchlagen ſind und ein Carrouſſel beſtändig in Bewegung iſt. Die Pariſer und Pariſerinnen, die kein Pferd oder keinen Eſel beſtreiten können, begnügen ſich mitunter auch mit einem Ringſtechen, wo dann meiſt die Herrn auf den hölzernen Pferden und die Damen in den Wagen zuſammenhalten, und der Jubel groß iſt, wenn die Damen ſicherer zielen, als die Herrn. Gegenüber dieſem täglichen oder wenigſtens ſonntäglichen Tummelplatze der Freude liegt dann das Schloß, das gegenwärtig ein Gefängniß iſt. Ich geſtehe, daß mir die allgemeine Freude kaum Zeit ließ, an dieſe Aenderung

und Umgeſtaltung der Dinge zu denken; aber wahrlich, es iſt ein gräßlich neckiſcher Zufall, der das Schloß in ein Gefängniß verwandelt hat. Ich bin ſicher, daß der Teufel nicht ſo erfinderiſch bei ſeinen Höllenqualen war, als hier der Zufall; denn er baute die Hölle tief genug, um den Verdammten wenigſtens keine Ausſicht in den Himmel zu erlauben. Die armen Verdammten im Schloſſe zu St. Germain aber ſehen und hören den täglichen Jubel der Luſt und der Freiheit, haben die ſchönſte Ausſicht in den Sonntagshimmel der Pariſer, und ſind nur durch ein Gitter von ihnen getrennt. Es gibt vielleicht kein ſchöner gelegenes Gefängniß in der Welt. Die Unglücklichen!

Die Sonne neigte ſich endlich dem Horizonte zu, und je näher ſie demſelben trat, deſto lebendiger wurde die Terraſſe. Alle Luſtwandelnden, die ſich im Walde zerſtreut hatten, zogen nach und nach wieder dem Pecq zu, und beinahe in ununterbrochenen, geſchloſſenen Reihen ſtrömten ſie jezt aus dem Walde hervor und wallfahrteten über die Terraſſe weg. Eine Stunde ſpäter waren nur noch ein paar Bewohner von St. Germain übrig; die Glocke hatte die Abfahrt des lezten Convois angekündigt. Die Nacht fand wieder Alles ſo ſtill hier, wie wir es am Morgen geſehen hatten; und wer an das Leben dachte, das hier vor ein paar Stunden herrſchte, hätte an Zauber oder Selbſttäuſchung glauben können. Ueber fünfzehntauſend Menſchen waren hieher gekommen, um ein paar Stunden lang Paris und ſeine Mühen, Leiden und Freuden zu vergeſſen. Heil den Eiſenbahnen, wenn ſie auch nur derartigen Zauber zu bewirken im Stande wären!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

(Beſchluß.)

Der Gebirgspaß über den Gries.

Abwärts ging es nun ſo jäh, ſo ſteil, daß man beim Fortrutſchen nur dadurch vor dem Ueberſchlagen geſichert wurde, daß man dabei bis an die Knie im Schnee begraben war. Bei glattem, feſtgefrornem Schnee, wo die Führer behaupten, dieſes Hinabgleiten gehe unendlich beſſer, begreiſe ich nicht, wie man ſich ſoll halten können. So im Fluge hinabfahrend, kamen wir natürlich gar bald in die Alpenregionen; die oberſten beiden Sennhütten auf der welſchen Seite (von Wallis an Pomatt verkauft) waren gänzlich verſchneit; nur einige Zoll von der Spitze des Dachgiebels waren ſichtbar. Bald kam ſtellenweiſe wieder Raſen, dem geblendeten Auge recht wohlthuend, und hier ſproßten ſehr ſchöne Kelchblumen; auch flatterte ein kleiner Schmetterling, den wohl der Föhn aus Heſperiens Thälern hier heraufgetragen. Das Hauswurz bildet, ſchön carmoiſinroth, eine Art Roſe, iſt ſehr häufig und ſchmeckt wie die beſte Rübe. Nach zwei Stunden, von oben an gerechnet, erreichten wir eine Gruppe ſteinerner Häuſer, wo im Sommer das Vieh abgewartet wird; jezt ſtand Alles leer und verlaſſen. Doch machten wir Halt und ſuchten unſere Lebensmittel hervor. Der Rothwein erzeigte mir ſehr gute Dienſte, und nach ſolchem Marſche mundete ſogar ein Stück geräuchertes Fleiſch von einem an Michaelis vorigen Jahrs zu Obergeſtelen geſchlachteten Hammel vortrefflich. Mehrere ähnliche Häuſergruppen zeigten ſich, auch eine Kapelle, deren Anblick in ſolcher Oede wohlthuend überraſchte. Wir mußten die angeſchwollene Toſa mehrere Male paſſiren, über ſchmale Balken, oder über Steine, die mein Führer erſt aufbaute; zulezt mußten wir über einen Balken, den das rauſchende Bergwaſſer ¼ Elle hoch überſtrömte. Den Stock feſt einſtemmend, machte ich die ſechs unangenehmen Schritte, bei denen das Waſſer bis an die Knie rauſchte, und die Hand des Walliſers half mir drüben wieder auf den Schnee; denn noch immer lag der Schnee beträchtlich hoch. Nach einer ziemlich beſchwerlichen Stunde erreichten wir den Toſenfall, der unter allen Waſſerfällen der ſchönſte ſeyn ſoll. Und dies iſt er auch gewiß, obwohl lange nicht ſo gräßlich und wild, als der Handeckfall. Er iſt aber vielleicht fünfmal höher und fällt ruhiger, prachtvoll und maleriſch von der ſchwindelnden Höhe in das tiefe Thal hinab. Die andern Waſſerfälle ſtürzen faſt alle ſenkrecht; der Toſenfall, als wäre er von der Kunſt angelegt, rauſcht in weiten Bogen, in drei Abtheilungen, aber doch in Einem Falle, über breite, gerundete Felsmaſſen hinab. Der erſte Sturz iſt ſehr heftig, und hier ſchäumt und ſtäubt das Waſſer hoch in die Luft. Dann theilt ſich die Fluth in zwei breite Bäche und läßt in der Mitte den breiten Felſen ſehen (der linke Strom fällt mit beſonderer Gewalt und rauſcht hoch wieder in die Höhe); dann ſtrömt vereinigt der Fall noch lange, lange in ziemlich breitem Felſenbett hinunter, ehe er die enorme Tiefe erreicht. Die Umgebungen ſind äußerſt großartig, und der Tocciafall ſicher der majeſtätiſchſte Waſſerfall, den man ſehen kann. Dieſe Umgebungen ſind es namentlich, die das Bild ſo herrlich machen. Das ganze Thal, ſo weit man es verfolgen kann, iſt gleichſam voll von dieſem ungeheuern Waſſerfall; die Waſſermaſſe iſt ſehr bedeutend, und die einzelnen Partien des Falls ſind daher voll und gerundet, nicht ſtrahlenartig. Die hohen Schneegebirge, die von allen Seiten dem Schauſpiel zuſehen, geben der Scene noch einen beſondern Reiz. Die Toccia verfolgend, lernte ich eines der reizendſten Thäler der Welt kennen, bis ich in das bekannte, wonnige Thal von Oſſola kam. Es war köſtlich, dem italiſchen Klima ſo Schritt vor Schritt entgegenzugehen. Bald deckten dichte Kaſtanienwälder die Berge und der Weg war beſchattet mit Weinreben. Vier-und-zwanzig Stunden reichten hin, mich aus jenem ewigen Winter, aus jener Schnee- und Eiswelt unter blühende Cactus auf Iſola bella zu führen. Schon dieſer einzige Contraſt macht dieſe Partie zur intereſſanteſten. Wem ſollte aber nicht überhaupt die Möglichkeit, in ſo kurzer Friſt vom Wallis aus den herrlichen Lago maggiore zu erreichen, ſie höchſt empfehlenswerth erſcheinen laſſen?

Beilage: Kunſtblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 28. September 1838.

La fin couronne les oeuvres. —
Thus war hath given thee peace, for thou art still;
Peace with his soul, heaven, if it be thy will!
Shakespeare.

Wolfdieterichs Buſse.

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus ſeinem Schloſſe,
Gewappnet wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er ſich hoch zu Roſſe;
Noch grüßt er ſeiner Helden Chor
Und jaget durch das hohe Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth,
Noch manchen Feind zu ſchlagen;
Doch mahnt der weißen Locken Fluth,
Der Weltluſt zu entſagen.
Drum macht den lezten Ritt er nun:
Im Kloſterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören ſein Begehr
Und nah'n von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.
Sie beten und ſie ſingen ſchon;
Mit Unmuth ſieht's der Heldenſohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte Niemand bei mir ſeyn,
Als ich beging die Sünden,
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden!“
So ſpricht und treibt ſie all hinaus
Und ſchließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Harrt er vor dem Altare
Und lehnt im Chor ſich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre;
Dann zieht ſein Schwert, beſchwört zur Stund'
Der Feinde Geiſter aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

Da tauchet aus des Grabes Schoß
Die Schaar der Schreckgeſtalten;
Es grinſen Schädel bleich und bloß
Aus langer Kleider Falten,
Viel Hände ſind nach ihm gereckt;
Doch ſieht die Geiſter unerſchreckt
Wolfdieterich der Alte.

„Wohl auf zum Kampf!“ ſo ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen,
Die Mann für Mann er einſt gefällt,
Will er zugleich jezt ſchlagen.

Digitized by Google

Da ſaust das Heldenſchwert um ihn,
Die Geiſter beinzet ſelbſt zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt mud der Held ſich nieder;
Ein Engel löst beim Morgenſchein
Den Geiſt vom Band der Glieder.
Und wie zur Meß die Mönche nahn,
Erblicken ſie, wie Buß' gethan
Wolfdieterich der Alte.

E. O. Müller.

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Bei völlig hereingebrochener Nacht ward gelandet. Das Kind war auf Freimanns Knie eingeſchlafen, er nahm es auf ſeine Arme, Woodburne folgte mit dem Hunde und der Ziege, und Beide wanderten ſchweigend den Waldweg hinan, als ſie ſich plötzlich mit Jubel begrüßt hörten und die Frauen wahrnahmen, welche bange Sorge mancherlei Art aus dem Wirthshauſe getrieben hatte. Man wollte ſich nun gegenſeitig erzählen und verſtändigen; wie es in ſolchen Fällen geht, ſuchte Jeder die Noth und den Kummer der vergangenen Stunden auszumalen, und das ſchlafende Mädchen auf Freimanns Arme lieferte allerdings genugſamen Stoff zu einer Menge Erörterungen. Die Tante aber machte jeder Weitläufigkeit ein Ende, indem ſie bemerkte, daß des Kindes Kleider ganz naß ſeyen und die Toilette der Männer eben ſo ſehr einer Umänderung bedürfe.

Alle ſaßen bald umgekleidet in dem Zimmer neben dem Saal, wo ein Kaminfeuer nach dem Gewitter ganz angenehme Wirkung that. Das Mädchen war eingeſchlafen und ihr Anblick, ihre rührende Schönheit, die liebenswürdige Unſchuld ihres Weſens rechtfertigte vollkommen Frau von Bridevals Ausruf: Welch ein Engel! mit dem ſie das Kind immer wieder betrachtete. Was man ſich früher bei all den Störungen nicht hatte ſagen können, wurde in der ſtillen Abendſtunde beſprochen. Die Frauen erzählten, in welcher Unruhe ſie ein paar Stunden lang geſchwebt hatten, wie dieſe durch die Kunde von dem Untergehen eines der Schiffe gemehrt worden war, wie ſie an's Land hinüber geſendet, um Näheres zu vernehmen, und der Bote mit der freudigen Nachricht der Rettung zurückgekehrt ſey. Wie ward ihnen aber zu Muthe, als ſie von den Freunden erfuhren, daß die Gefahr zu Waſſer bei weitem die geringere geweſen und die aufopfernde Entſchloſſenheit beider Männer ſie in des Todes Rachen gebracht hatte. Adele richtete ihren Blick auf die ſchlafende Kleine, anſcheinlich, um ſich zu überzeugen, ob der Gegenſtand eines ſo großen Wageſtücks werth geweſen ſey. Die Frage ihres Herzens mußte aber doch bejaht worden ſeyn, denn ſie legte den Arm über Herminen und berührte leiſe ſegnend die von ſeidenen Locken umfloſſene Stirn.

Die Ereigniſſe der lezten Stunden waren mit all dem Humor und der Geſchicklichkeit ausgemalt, welche den beiden Theilnehmern zu Gebote ſtanden. „Was aber,“ fragte die Tante, ſich zu Woodburne wendend, „hat Sie eigentlich unſerm Schweizer ſo eilig nachgeführt? Es mußte Ihnen aus ſeinem Kleide irgend eine Spuckgeſtalt entgegen getreten ſeyn, die Sie uns auf den Flügeln des losgebrochenen Sturmes entführte. Sie hatten ja weder Wort noch Blick mehr für uns und gaben die armen Frauen, die Sie ſelbſt ſo keck dem Ungewitter ausgeſezt hatten, ganz ſchonungslos demſelben preis.“ — „Können Sie ſich vorſtellen,“ ſagte Woodburne und reichte Freimann eine Hand, welche dieſer drückend faßte, „daß wir in unſerer Morgenunterredung einen Spion gehabt und eine verſchleierte Sphinx uns zur Seite geſeſſen iſt? daß dieſer Mann, vor deſſen Ohren ich heute meine Biographie ſo arglos erzählte, dieſelbe mindeſtens ſo gut kennt als ich? — In ihm,“ fuhr er fort, „deſſen Selbſtgeſtändniſſe uns ſo tief rührten, ſehen Sie den Freund und Retter meines Oheims, den Mann, deſſen Bekanntſchaft ich ſo innig wünſchte, mit einem Wort, jenen Henry, der, ohne mich zu kennen, mein Wohlthäter war, dem ich den Frieden und ſo manchen Genuß meines Lebens verdanke. Hätten Sie hinter dieſem einfach offenen Menſchen eine ſolche Verſchlagenheit geſucht? Und nicht erſt ſeit heute, nein, ſeit wir zuſammen gerathen ſind, übt er dieſe Verſtellung, hätte ſie ohne die heutige Kataſtrophe ohne Zweifel fortgeſezt, und mich immerhin jenen Henry auf dem ganzen Erdenrunde ſuchen laſſen. Aber ich Dummkopf! hundertmal hätte mir beifallen müſſen, wer mir eigentlich zur Seite ſtand, ſchlöſſe nicht mein verdammtes Phlegma jede feinere Berechnung aus. Ich erinnere mich jezt einer Menge Dinge, die mich, bei irgend einem Talent zum Errathen, alle hätten aufmerkſam machen müſſen.“ — „Laß es gut ſeyn,“ unterbrach ihn Freimann; „laß uns freudig die Ueberzeugung genießen, daß zwiſchen zwei Menſchen, die ſich zu lieben beſtimmt waren, eine herzliche Vereinigung ſtattfand, ohne daß Name und Geſchichte das ihrige dazu beitrugen. Ich wußte, daß du mich in Oſtindien geſucht und erwartet hatteſt, auch blieb mir nicht unbekannt, wie du mir überall nachforſchteſt, und ich geſtehe gern, daß unſer Zuſammentreffen nicht Zufall, daß es von mir veranlaßt war und nur durch die Art, wie es ſtattfand, einem günſtigen Ungefähr angehörte. Daß wir uns aber nicht

Digitized by Google

getrennt hätten, ohne daß du die Wahrheit erfuhrſt, das trauſt du mir doch wohl zu. Wie war es mir ſo ſüß, deine Freundſchaft, dein Vertrauen zu mir wachſen zu ſehen, und zu wiſſen, daß dein Herz ſich mir noch feſter anneigen wurde, kennteſt du denjenigen wirklich, der ſich in dein Daſeyn zu verſchlingen begann. Welche Anſtrengung koſtete es mich oft, zu ſchweigen, wenn du deines Oheims mit Liebe und Dankbarkeit gedachteſt! Und heute bei der Erzählung deiner Lebensgeſchichte, wie gern hätte ich dich an meine Bruſt geſchloſſen! aber eine unbezwingliche Schüchternheit hielt mich zurück und du mußteſt mein Leben retten, bevor die Hülle ſank, die mich deinem Herzen unkenntlich machte. Uebrigens, Freund," fuhr er lächelnd fort, und über ſein männlich ſchönes Geſicht glitt ein muthwilliger Zug, der es ſeltſam belebte, „übrigens bin ich hier nicht der Einzige, welcher getäuſcht hat und bis jezt die vorgehaltene Maske wegzulegen nicht das Herz hatte."

Bei dieſen Worten ſah er Frau von Bridoal mit dem Ausdruck reiner Güte und eines leichten Spottes an, und dieſe ſchlug beſtürzt, erröthend die Augen nieder. Woodburne betrachtete verwundert die ſtumme Scene, die Tante aber vermochte ein ſchadenfrohes Kichern nicht zu unterdrücken. Jezt faßte Freimann Adelens Hand. „Ihr Gelübde iſt erfüllt," ſagte er; „Sie haben Ihrem edlen väterlichen Freunde Wort gehalten und ſind am Ziele, denn mein Scharfblick mußte mich völlig täuſchen, wenn nicht Ihr Liebreiz Vorurtheile überwunden und in einem Herzen tiefes, heiliges Gefühl erregt hätte, das nur übel verſtandene Grundſätze von Ihnen und ſeinem Glück abwenden konnten. Wollen Sie ſich nicht in dieſer Stunde gegenſeitigen Erkennens Ihrem und meinem Freunde unter Ihrem wahren Namen vorſtellen? Wollen Sie ihm nicht ſagen, daß er in Ihnen Lady Stafford kennen und lieben gelernt hat?"

Eine tiefe Stille folgte dieſen Fragen. Vor Erſtaunen außer ſich und von dem Bewußtſeyn gequält, wie er dieſen Morgen noch ſich über die Verbindung geäußert hatte, die ihm ſein Oheim zugedacht, vermochte Woodburne keine ſchickliche Aeußerung in ſeinem Kopfe zu finden, und der heftig entkeimten Leidenſchaft für Adelen ward in ſeinem Herzen durch die Beſorgniß, lächerlich oder haſſenswerth erſchienen zu ſeyn, ein ſchwerer Kampf geliefert. Lady Stafford aber empfand mit unendlicher Verlegenheit das Seltſame einer Situation, die ſie bis jezt nie in dieſem grellen Lichte geſehen hatte, und das Bewußtſeyn, zuerſt nur für das Andenken eines geliebten Todten gehandelt zu haben, beruhigte ſie in dem gegenwärtigen Momente nicht über die Gewißheit, daß dieſem uneigennützigen Gefühl ein ſehr perſönliches gefolgt ſey. Die mit Blitzesſchnelle entſtehenden Gedanken goſſen auf die anmuthige Geſtalt einen unendlichen Reiz, und als das holde Weſen halb lächelnd, halb beſchämt, halb zagend und halb trotzig ſeitwärts unter den langen Wimpern hervorſchaute, konnte Woodburne nicht länger widerſtehen. Er ſank zu ihren Füßen, ergriff die halb weggezogene Hand und drückte ſie innig an ſeine Lippen. „Wie urtheilte mein Oheim ſo richtig!" ſagte er und hob die Augen bittend auf. „Sieh ſie nur, lerne ſie nur kennen," ſprach er immer, „und du wirſt begreifen, daß du nur in ihrer Nähe, nur in der unauflöslichſten Verbindung mit ihr das vollendetſte Glück erreichen kannſt. Sie allein vermag dein Vorurtheil zu beſiegen, ſie allein kann deinem Herzen den Glauben an Liebe und Treue und einen Frieden wiedergeben, den man ohne jene nicht beſitzen kann. Und ich Thor verſchmähte, meiner eigenen Weisheit folgend, die ſeinige und ſtrebte, der Seligkeit meines Lebens leichtſinnig zu entfliehen. Adele! werden Sie mir vergeben? werden Sie mir glauben, daß die Ueberzeugung, des Oheims Wünſche zu erfüllen, mein ſelbſtgewähltes Glück hundertfach vermehrt? In ſeinem Willen, in ſeinen Wünſchen liegt fortan der meinige. Denken Sie ſich, wie der Todte bitten würde, könnte er jezt neben mir ſtehen!" Kein Laut, keine Bewegung hatte Woodburnes begeiſterte Rede beantwortet; immer noch hielt Lady Stafford das Antlitz geſenkt, und nur die ſteigende Röthe ihrer Wangen und zwei hinunter gleitende Perlen bezeichneten die Erſchütterung ihres Weſens. Aber dennoch mußte irgend ein magiſcher Proceß ſtattgefunden haben, denn Woodburne küßte mit dem Ausdruck der innigſten Zufriedenheit auf's Neue die Hand, die immer noch in der ſeinigen ruhte, warf ſich aufſtehend in die Arme ſeines Freundes und wandte ſich dann zu der Tante, welcher er kräftig die Hand ſchüttelte, ſie auffordernd, ihm zu der Verzeihung Glück zu wünſchen, deren er gewürdigt worden ſey.

„Bei mir," ſagte dieſe lachend, „wären Sie nicht ſo leichten Kaufs davon gekommen, mein edler Herr! Ich hätte Sie von Ihrer Sündenlaſt nur dann losgeſprochen, wenn Sie Reue und Beſſerung ein paar Monate oder Jahre hindurch bewieſen hätten. Die Güte und Nachſicht der armen Weiber hat noch Keinen gebeſſert. Arme Adele! wie bald wirſt du es bedauern, die Zügel ſo ſchnell aus den Händen gegeben zu haben!" — „Wir Alle bedürfen wohl der Verzeihung, liebe Tante," erwiderte ſchüchtern die holde Frau. „Eine Täuſchung iſt und bleibt immer unrecht, mit wie triftigen Gründen man ſie auch beſchönigen möge. Das habe ich oft lebhaft und ſchmerzlich gefühlt, ſeit — ſeit —" — „Seit dein Herz an dieſer Täuſchung Theil genommen hat," fiel hier die Tante ein, und brachte mit dieſer Unzartheit ein noch tieferes Erröthen auf Adelens Wangen hervor.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Bayaderen. Die Claque.

Außer der Geburt des Grafen von Paris hatten wir in den lezten vierzehn Tagen die Bayaderen, welche in einigen Provinzialzeitungen ſehr gerühmt worden waren. Die Oper hielt es nicht ihrer Würde gemäß, dieſe indiſchen Tänzerinnen auftreten zu laſſen. Auch andere größere Theater verſchmähten die fremden Künſtlerinnen. Das kleinere Variétéstheater nahm ſie auf; zwiſchen zwei Vaudevilles erſchienen die vielbeſprochenen Tänzerinnen, entfalteten alle ihre Reize, und zeigten alle in Indien einſtudirten künſtlichen Wendungen und Drehungen des Körpers, um die Pariſer zu entzücken. Aber wenn es ſich vom Tanzen handelt, ſo laſſen ſich die Pariſer, welche an ihrem Opernballette ſchon lange das Vollendetſte in ſeiner Art beſitzen, nicht ſo leicht hinreißen; ſie blieben kalt und gleichgültig, und nur aus Höflichkeit gegen die ſo weit hergekommenen Fremden bezeigten ſie es nicht laut, wie wenig ihnen dieſer fremdartige, ungraziöſe Tanz behage. Aber die Zeitungen verhehlten die ſchlechte Wirkung des Bayaderentanzes nicht. Aus Neugier gingen noch Leute hin, aber die Theaterdirektion wurde es bald müde, die Mädchen zu beſolden. Vielleicht werden ſie ſich auf geringern Bühnen herumtreiben, oder in England ihr Heil ſuchen. Anfangs hatten die Bayaderen die abſcheuliche Muſikbegleitung ihrer eigenen Spielleute, und dieſe Begleitung beſtand in der beſtändigen Wiederholung einer oder zweier Noten; es war zum Davonlaufen. Hernach verſuchte man, ſie mit europäiſcher Orcheſterbegleitung tanzen zu laſſen; es ging aber nicht viel beſſer. Man hatte ſogar einigen Zweifel, ob man es mit wirklichen Bayaderen zu thun habe; denn da man einigemal vorgebliche Wilde hat auftreten laſſen, die in irgend einem franzöſiſchen Dorfe geboren waren und als Matroſen vielleicht fremde Länder beſucht hatten, ſo iſt man immer ein wenig mißtrauiſch, wenn fremde Erſcheinungen auf der Bühne angekündigt werden. Diesmal ſcheint man jedoch inſofern das Publikum nicht betrogen zu haben, als man wirkliche Hindumädchen und Weiber vorſtellte; aber dieſe mochten aus einer niedrigen Kaſte ſeyn, und vielleicht beluſtigen ſolche gemeine Bayaderen bloß den großen Haufen in Indien, und beſitzen die Grazie nicht, welche den Bayaderen höherer Claſſen eigen ſeyn ſoll. Einige Tageblätter haben den geringen Beifall, den ihr Tanz hier gefunden hat, dadurch erklären wollen, daß ein ſolcher Tanz nicht auf einer europäiſchen Theaterbühne, beim Lampenſcheine, ſondern in einer indiſchen Verandah, unter dem ſüdlichen Gluthhimmel, von dem weichen Polſter eines reichen Indiers aus betrachtet werden müſſe. Aber all dieſes hat mit der Anmuth des Tanzes nichts zu ſchaffen. Hätten dieſe Bayaderen wahre Grazie, wie Dlle. Taglioni, ſo würde es wenig auf ſich haben, ob ſie in Europa oder in Indien tanzen, und ihr Tanz würde uns eben ſo ſehr bezaubern, wie einen Nabob. Wahrſcheinlich haben wir nur einen gemeinen indiſchen Tanz, eine ſchlechte Nachahmung des künſtlichen Bayaderentanzes geſehen, was eben ſo wenig beweist, als wenn man eine ſchlechte Tänzerin von einem Provinzialtheater nach Kalkutta ſchickte, und ſie dort als ein Muſter einer Pariſer Operntänzerin auftreten ließe. — Während hier zwei Theater im Schutte liegen, iſt die Direktion eines dritten und vierten, nämlich des Ambigus und Gaietétheaters, bankerott geworden, ein Unfall, welcher dem Gaietétheater ſchon zum zweiten Male begegnet. Nach dem erſten Bankerott war daſſelbe mit dem Ambigutheater unter Eine Direktion geſtellt worden, ſo daß die beiden Hauptmelodramenbühnen, die vor dreißig Jahren beide ſo blühend ſtanden, daß die Direktoren dadurch reich geworden ſind, nun von Einem Direktor, Namens Cès-Caupenne, geleitet wurden. Aber die goldene Zeit der Melodramen war vorüber, und der Arzt Magendie, welcher die Wittwe des Gaietédirektors Audinot mit einem Vermögen von 30,000 Fr. jährlichen Einkommens geheirathet hat, könnte keine ſolche Partie mehr machen. Indeſſen ſcheint man doch am Schickſale der furchtbaren Melodrame noch nicht zu verzweifeln; denn es haben ſich auf der Stelle zwei andere Direktoren gemeldet, welche die Leitung der beiden Theater übernommen haben. Und kaum waren ſie in ihr Amt eingetreten, als ſie auch ſchon einen Proceß bekamen, und zwar einen höchſt ſonderbaren. Vielleicht iſt in keinem andern Lande jemals ein ähnlicher geführt worden. Es iſt dadurch eine der Schändlichkeiten der hieſigen Bühnen an's Tageslicht gebracht und gleichſam offiziell bekannt worden. Schon lange weiß man, daß hier jedes Theater ſeine gedungenen Klatſcher hat, denen ein Kerl vorſteht, der mit dem Theater unterhandelt und dem die Elenden zu Gebote ſtehen, deren einziges Verdienſt in breiten Fäuſten und pünktlichem Gehorſam beſteht. Ein ſolcher Kerl heißt in der gewöhnlichen Sprache ein Chef de la claque, aber in der diplomatiſchen Sprache der Unterhandlungen nennt man ihn Chef des succès dramatiques; er iſt es, welcher für den guten Erfolg eines neuen Theaterſtücks zu ſorgen hat, dadurch nämlich, daß er das Murren des Publikums durch ſeine Leute unterdrückt und dagegen einen erkünſtelten Beifall laut werden läßt. Dadurch wird erklärlich, warum ſeit mehreren Jahren ſo ſelten ein neues Stück bei der erſten Aufführung gänzlich durchfällt. Die Klatſcherbande iſt an mehreren Theatern ſo gut eingeübt, daß es dem Publikum nicht wohl möglich iſt, ſeine Mißbilligung zu äußern. Die Klatſcher ſind im Parterre und auf den Galerien vertheilt. Will ein Nachbar ziſchen, wenn ihm ein Stück mißfällt, ſo widerſetzen ſie ſich dieſer Aeußerung, fallen auch wohl über den Ziſcher her und mißhandeln ihn. Jemand, der das Unglück hat, zwiſchen mehreren ſolcher Spitzbuben zu ſitzen, und ſeine Mißbilligung äußern zu wollen, kann wirklich übel zugerichtet und noch dazu als ein Ruheſtörer aus dem Schauſpielſaal geworfen werden. Schon oft hat man Klage gegen ſolchen Unfug geführt; allein die Schauſpielunternehmer behaupten, ſie könnten ohne dieſe Menſchen nicht fertig werden. Das Publikum bedürfe einiger *Heizung*, wie ſie es nennen, um lebhafte Theilnahme an dem Schauſpiel zu gewinnen, und dazu dienen die gedungenen Klatſcher, welche die Zuſchauer auf die merkwürdigſten Stellen des Stücks aufmerkſam machen, indem ſie dieſelben belachen oder beklatſchen, und dadurch die den Schauſpielern ſo furchtbare kalte Aufnahme verhindern.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 228.
Der Schäfer mit dem Stab.

Räthſel
aus dem Mund des Volks.

Ich trage zwei Sporen an meinen Füßen,
Damit hab' ich ſchon manche Wunde geriſſen,
Um Frauendank hab' ich ſchon oft und viel
Mit Feinden turnirt im Ritterſpiel.
Ich hab' eine Kron', doch kein Königreich,
Einen rothen Bart, der wird im Alter bleich.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. September 1838.

— I bar confusion:
'Tis I must make conclusion
Of these most strange events.
You and you no cross shall part,
You and you are heart in heart.

Shakespeare.

Die Petersinſel.

(Beſchluß.)

So reizend auch Adelens Verwirrung war, ſo fühlte doch Woodburne zu edel, um ſie dauern zu laſſen, und rief deßhalb Freimann auf, zu geſtehen, vermittelſt welchen Zaubers er es eigentlich vermöge, als ein Deus ex machina herbeitretend, alle Räthſel zur rechten Stunde zu enthüllen. „Ich kann mich dabei keiner Zauberkraft rühmen,“ ſprach dieſer, „als derjenigen, die aus wahrer Freundſchaft entſteht und die ja ſo oft das unmöglich Scheinende möglich macht. Ich liebte Sir Edward Woodburne, wie ich nur wenige Menſchen geliebt habe, mit der Innigkeit des Sohnes und der Uebereinſtimmung des Freundes. Wie hätte ich nun die beiden Weſen, an denen des edlen Mannes Herz mit ſeltener Inbrunſt gehangen, deren Vereinigung ſein höchſter Wunſch geweſen war, aus den Augen verlieren können? Meine vielfachen Verbindungen machten mir es leicht, das unſichtbare Amt eines Schutzgeiſtes zu erfüllen. Ich wußte, wo Lady Stafford den Augen ihres Verſchmähers ſichtbar geworden, was in der Art, wie es geſchah, faſt ganz unwillkuhrlich war und nur durch den Wunſch veranlaßt wurde, Sir Edward Woodburne Wort zu halten, dem ſie auf das Heiligſte hatte verheißen müſſen, ſeinem Neffen ihren Anblick zu gönnen. Er war von der Unwiderſtehlichkeit ſeiner jungen Freundin ſo überzeugt, daß er ein ſolches Geſehenwerden für hinreichend hielt; ob er recht hatte, läßt ſich in James Zügen leſen. Meine Beobachtungen folgten den beiden Freunden nach Paris, wo das Zuſammentreffen ein künſtlich herbeigeführtes und — das darf ich bezeugen — ein eben ſo reines, dem Verſtorbenen dargebrachtes Opfer war. Man lernte ſich näher kennen; ob ſich auch die Herzen näher traten, weiß ich nicht, denn ich bin kein unbeſcheidener Belauſcher, und eben ſo wenig könnte ich Bürgſchaft leiſten, ob das Wiederſehen in Neuenburg immer noch ausſchließlich dem Andenken des todten Freundes galt.“ Ein derber, von der Tante gegebener Schlag auf die Schulter unterbrach hier Freimann. „Sehen Sie denn nicht,“ rief ſie, „wie Sie Adelen die Farbe bitterer Verlegenheit auf die Wangen gejagt haben?“ — „Habe ich?“ fragte Freimann zärtlich und faßte die Hand der jungen Frau. „Nun, um meine Unbedachtſamkeit gut zu machen, will ich Lady Stafford erinnern, daß ihre Liebenswürdigkeit, die köſtlichen Eigenſchaften ihres Gemüthes und ihre Talente das höchſte Verlangen eines der beſten Menſchen herrlich erfüllt haben. Ich will ihr wiederholen, wie ſie die Vorurtheile eines trefflichen Herzens, die unbeſiegbar ſchienen, ſo gänzlich überwunden hat, daß Woodburne

Digitized by Google

der unglücklichſte aller Männer ſeyn würde, wollte ſie ſeine Bitten um ihre Hand zurückweiſen, und daß, wenn nun der Bund geſchloſſen wird, nach welchem meine Seele verlangt, ich Bürge des Segens ſeyn zu können glaube, den der Himmel ihm ſchenken wird.“ — „Hermine hungert!“ ſprach hier eine zarte Kinderſtimme, als in Folge der vorhergehenden Worte die letzte weinende Adele von dem entzückten James umfangen worden war, und ein Lächeln rang ſich unter ihren Thränen los, während alle dem Kinde zueilten.

Freimann ſah das Kind lange nachdenklich an und umarmte es endlich mit ſichtbarer Rührung. Woodburne hatte dem Freunde die Hand auf die Schulter gelegt und ſchaute mit ſinnendem Ernſt jeder ſeiner Bewegungen zu. Freimann bemerkte James Blick und fühlte alles, was ſich in demſelben ausſprach. „Ja,“ ſagte er antwortend, „der heutige Tag macht einen merkwürdigen und entſcheidenden Abſchnitt in meinem Leben. Seit ich Anna verlor, hatte ich meine eigene Zukunft aufgegeben; denn heiße meine Empfindung auch eine überſpannte, ich war mir bewußt, daß es für mich auf Erden keinen Haushalter mehr gebe. Es lag auf meiner Seele eine Schuld, die ich nach meiner Anſicht nur durch Entſagung ſühnen konnte. Aber heute nun hat mir zum erſtenmal die Hoffnung geleuchtet, ohne mein Gelübde zu brechen, an dem Daſeyn wieder Intereſſe und einen feſten Halt im Leben gewinnen zu können. Ich war von allen innigeren Beziehungen abgeriſſen; aber daß heute nicht nur das Verlangen, ſondern das beſtimmte Bedürfniß entſtanden iſt, mich dieſem Mädchen anzuſchließen, das hat wahrlich eine tiefe Bedeutung, denn es iſt nicht das Aufwallen eines augenblicklich bewegten Gemüthes. So manches vereint ſich, was mich ahnen läßt, wie die Kleine dicht in mein Leben verwoben iſt. Daß eine Rettung mir gelang, die beinahe unmöglich ſchien, gibt mir, wie mich dünkt, Vaterrechte über ein Weſen, das meinen Anſtrengungen ſeine irdiſche Fortdauer verdankt. Daß ihr Name mit dem meinigen übereinſtimmt, daß Pudel und Ziege, dieſe Erinnerungen aus lieber Jugendzeit, als Idylle zur Seite ſtehen mußten, daß der Hund Caſtor heißt — Freunde, es gibt der Bande ſo viel, die mich an dieſes Kind knüpfen, gebe Gott, daß ſeine Angehörigen meine Anſprüche gelten und mich die Früchte dieſes Tages genießen laſſen.“

Freimann hatte, mit großem Eifer ſprechend, Herminen umſchlungen, als wolle er das Eigenthumsrecht an ſie bereits geltend machen, und das Kind, das ihm aufmerkſam zugehört, legte den Kopf ſchmeichelnd an ſeine Bruſt, wie wenn es das Gewicht ſeiner Worte verſtanden hätte, während die Freunde ſich um ihn drängten und ein Jedes nach ſeiner Weiſe Zeichen des Antheils gab. Es war aber ſichtlich, wie der Ausdruck von Zärtlichkeit das Mädchen an eine Liebe mahnte, welche nichts dem Kinde erſetzen kann, und kaum hatte ſie auch jezt die herrſchende Rührung bemerkt, als ſie das Geſicht an Freimanns Buſen verbarg und kläglich nach der Mutter rief. Der ſanfte kindliche Schmerz, der ſich über die unſchuldigen Züge legte, ſprach den Beſchützer im tiefſten Herzen mit einem Mitgefühl an, das vielleicht, hätte man es zergliedert, nicht ganz frei von eiferſüchtiger Regung geweſen wäre. In dieſem Augenblick hallte durch das offene Fenſter der laute Schrei einer weiblichen Stimme: „Jeſus, ſie iſt's!“ — Zwei Weſen in dem Zimmer geriethen dabei in große Bewegung; der Pudel brach in ein lautes Geheul aus, wollte erſt durch das Fenſter ſpringen, kehrte aber wieder um und lief bellend und wimmernd der Thüre zu. Die Kleine hingegen war bei dem erſten Ton der Stimme über das Bett herunter geſprungen und, dem Hunde nachlaufend, ebenfalls zu der Thüre gekommen, während ſie jauchzend ſchrie: „Mutter! Mutter!“ Alle drängten ſich heran, Freimann hatte die zarte Kleine vom Boden auf ſeinen Arm gehoben, eilig näherten ſich draußen leichte Schritte, raſch öffnete ſich die Thür und es erſchien unter derſelben eine hohe weibliche Geſtalt, nicht mit Jugendblüthe, aber mit hinreißender Anmuth ausgeſtattet. Athemlos, von Jammer und Anſtrengung ganz entkräftet, ſank ſie, ſobald ihre Augen den Gegenſtand ihrer Sorge erblickt hatten, auf die Knie und ſtreckte wortlos die Arme nach dem Kinde aus.

„Anna! Anna!“ rief es in Freimanns Seele. „Anna!“ ſprachen ſeine bebenden Lippen mit einem Laut, wie er vielleicht vollendeten Geiſtern beim Wiederſehen eines geliebten Weſens zu Gebote ſteht. Die Frau hatte bis jezt nichts als ihr verloren geglaubtes, ihr gerettetes Kind geſchaut, alles Andere war für ſie gar nicht vorhanden; aber bei dem Ton der mitten durch das unendliche Entzücken in ihre Seele drang, ſah ſie erſchrocken nach dem Manne, von deſſen Arm ihre Kleine die Händchen ausſtreckte. — „Hermann! Hermine!“ flüſterte ſie kaum hörbar, über ihre Züge glitt der Ausdruck unendlicher Seligkeit, und ihre Sinne löſten ſich momentan unter der Gewalt der Freude, während der verlorene Freund an ihrer Seite knieend ſie feſt umſchlang und das vermißte Kind ſie jubelnd umhalste.

*

Wir finden unſere Freunde bei einer frugalen Abendmahlzeit wieder, welche man tief in der Nacht aufgetiſcht, um die erſchöpften Kräfte zu heben, die indeſſen dem Anſchein nach keiner phyſiſchen Stärkung bedurften. Von den fünf Perſonen, welche um die Tafel ſaßen, genoß von den leckern Speiſen Niemand etwas als die Tante. Hand in Hand, Auge in Auge getaucht,

jedem Anſpruch der Wirklichkeit entrückt, ſaßen Hermann und Anna. Was auch von der Vergangenheit der leztern, von ihrem Unglück, dem Tod ihrer ältern Kinder, dem Ableben ihres Mannes, dem kleinen Erbe, das ihr geworden war, und mit welchem ſie ſich in ein ſtilles Bergthal oberhalb Twann zurückgezogen hatte, geſprochen wurde, noch konnte der Verſtand der Beiden das Zuſammentreffen nicht faſſen; aber ihr Herz, ihre Liebe, die Innigkeit, mit welcher ihre Seelen in und durcheinander fortgelebt hatten, begriff es auf dem Wege des edelſten Inſtinkts. Wie hätte es für dieſe beiden Menſchen, die in der wunderbaren Vereinigung, in der Rettung des ſchlummernden Kindes, des einzigen noch lebenden, den unverkennbarſten Wink des Schickſals ſahen, jezt irgend ein irdiſches Bedürfniß geben können? Faſt eben ſo ſehr als dies liebende Paar waren Woodburne und Lady Adele in ſich ſelbſt und ihre Vergangenheit vertieft, die an die Stelle männlichen Vorurtheils und Egoismus ein zartes und beglückendes Verhältniß gehoben hatte, von allem begleitet, was demſelben eine feſte Grundlage gewähren kann. Es darf uns alſo nicht in Erſtaunen ſetzen, wenn die Tante nach gehaltener Mahlzeit den vier, dieſer Erde entrückten Menſchen, begreiflich machen mußte, daß eine kurze Nachtruhe ihnen erſprießlich ſey.

Mit neuem Entzücken fand man ſich am Morgen wieder, wallfahrtete gemeinſam den Berg hinan zu Annas niedlichem Hauſe, wo dieſe der Liebe Schmerz und des Lebens Leid auf immer zu verbergen gemeint hatte, und ſezte dann die Reiſe zu dem alten Vater fort, der ſeinen Sohn mit den Worten des Patriarchen Jakob umfing, als Hermann zu ſeinen Füßen ſank.

Alterthümliches

von Karl Mayer.

Vorzeit und Zukunft.

Wie manche Burg, wie mancher Dom
Ward weggeſchwemmt vom Zeitenſtrom!
Wenn ſie die lezten nicht mehr ſchaut,
Wie wird die Zeit dann ſeyn? mir graut.
Steht fertig dann der Bau des Rechts
Dafür zum Glücke des Geſchlechts?

Unter einer alten Linde.

Was ſeufzt die Dryas dieſer Linde
Zum Glockenklang im Frühlingswinde?
Sie ſinnt zurück. Einſt hat zu deuten
Sie nicht gewußt das erſte Läuten.

Da hing man an, troz ihres Spottes,
Dem Baum ein Bild der Mutter Gottes.
Die Dryas theilt' des Baumes Wildniß
Jahrhunderte mit jenem Bildniß.

Kein Argwohn hatte bald geſchieden
Des Bildniſſes und ihren Frieden,
Und oft ein lieblich Offenbaren
Hatt' eins vom anderen erfahren.

Oft zwiſchen ihren Lenzgedichten
Belauſcht' die Dryas die Geſchichten
Des frömmſten Lebens, deren Kunde
Entflüſterte des Bildes Munde.

Andächt'ge freuten ſich, zu lauſchen
Der Kunde, wie dem Blätterrauſchen.
Kunſt und Natur als Gotteszeugen
Ermahnten mit zum Kniebeugen. —

Der Glaube ſchied ſich von dem Schönen.
Seit dieſem läßt in Wehmuthstönen
Manchmal erbeben die Dryade
Den ſtillen Seufzer: Schade, Schade!

Domnachbarſchaft.

Der Pforte Spitzgewölb' am Thurm
Zeigt dir von Stein, wie in den Wurm
Der Ritter Georg die Lanze dreht;
Manch frommes Bild die Wand umſteht.

Heil dir! des Doms Benachbarter!
Kein Kampf der Welt beſteht dir mehr.
Der braunen Mauern Gottesſtreiter
Seh'n dir in's Fenſter ſiegesheiter.

Das Kloſter.

Rundbogenſtyl iſt noch zu ſehn
Am Kloſterthurme. Bleibe ſtehn
Und bau des Chriſtenthumes Glück
Dir in german'ſchen Wald zurück!
Laß dich die würdig ernſte Kunſt
Dafür gewinnen fromme Gunſt,
Und von des Kloſters Anbeginn
Blick' auf das Reich der Bildung hin,
Das aus dem feinen Kloſterbau
Heraustrat weit in Wald und Au!

Der alte Dom.

Schon nagt der Steinkrebs an den Mauern
Und Steingebilden dieſes Doms.
Sie werden nicht für immer dauern
Im Wellenſchlag des Zeitenſtroms.

Nur dieſes iſt mein Wunſch, der fromme,
Daß keine Hand mehr drüber komme,
Wenn ſich einmal der Menſchengeiſt
An einem Werke groß erweist.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Entrepreneurs de succès dramatiques et littéraires.'

Für die Schauſpieler, behaupten die Theaternnternehmer ferner, habe dies ſeinen Nutzen, indem ihnen dadurch nicht allein Aufmunterung gewährt werde, ſondern auch ein Ruhepunkt zum Athemholen. Für die Verfaſſer aber, ſügen ſie hinzu, habe die Einrichtnng der Klatſcherbande den unleugbaren Vortheil, daß ſie die feindſeligen Kabalen eiferſüchtiger Nebenbuhler verhindere, ein neues Theaterſtück zum Falle zu bringen, ehe es vom Publikum gehört worden ſey. So beſchönigen die Theaterdirektoren das Daſeyn einer im Grunde höchſt ſchändlichen Einrichtung, die jedoch, wie es ſcheint, von den Theaterdichtern, beſonders von den ſchlechtern, gern geſehen wird; denn ſie verſchaffen ſich dadurch eine Art von Succeß, den ihnen das Publikum nie würde zu Theil werden laſſen, und erhalten ſich dadurch eine Zeitlang auf der Bühne, bis das Ausbleiben der Zuhörer die Direktion warnt, und ſie bewegt, nicht länger die Geduld des Publikums mit einem ſchlechten Stücke auf die Probe zu ſtellen. Mit einem Chef da la claque, Namens Mennecier, hatte nun auch der vorige, neulich bankerott gewordene Direktor der beiden Theater Ambigu und Gaieté einen förmlichen Contract geſchloſſen. Man ſollte glauben, der Direktor habe dem Chef eine Geldſumme für ſeine Mühe zahlen müſſen; allein damit verhielt es ſich umgekehrt, nämlich der Chef zahlte dem Direktor die Summe von 5000 Fr. Dagegen aber bekam er täglich eine beſtimmte Zahl von Eintrittsbilletten, wovon er einen Theil verkanfen konnte, und dieſes machte ſein Honorar ans und ſezte ihn in Stand, ſeine breitfäuſtigen Kerls, meiſtens junge Taugenichtſe, zu beſolden, welche dieſes leichte Handwerk andern Beſchäftigungen vorziehen, und ſich dadurch an einen Müßiggang gewöhnen, der ſie allmählich zu allen Laſtern führt. Die Claque iſt daher eine wahre Schule des liederlichen Lebens. Nach dem Bankerott des Direktors Cös-Caupenne weigerten ſich ſeine beiden Nachfolger, die, wie es ſcheint, ſelbſt Theaterdichter ſind, den mit dem Chef da la claque eingegangenen Contract zu halten; aber nicht, weil er ihnen etwas Schändliches ſchien, ſondern weil ſie mit Mennecier unzufrieden waren, durch deſſen Nachläſſigkeit, wie ſie behaupteten, zwei Stücke durchgefallen ſeyen, indem er, anſtatt bei der erſten Vorſtellung gegenwärtig zu ſeyn, das Commando ſeinem unerfahrenen Sohne überlaſſen habe. Sie hatten ſich alſo an einen andern Chef gewendet, denn es ſcheint, Paris ernährt eine Menge ſolcher Menſchen, und deßhalb führte Mennecier Klage gegen die neuen Theaterdirektoren, und beſtand auf Erfüllung des mit ihrem Vorgänger geſchloſſenen Vertrags. Die Advokaten der beiden Parteien verhandelten die Sache ganz ernſthaft, als ob es einen Handelscontract beträfe. Das Gericht war indeſſen gewiſſenhaft genug, einen derartigen Vertrag nicht anerkennen zu wollen und den Kläger abzuweiſen. Dies war aber auch ein Handelsgericht und kein Polizeigericht; lezteres, welches ſich neulich in der Angelegenheit des St. Berainſchen Kohlenbergwerks ſo herabgewürdigt hat, würde vielleicht entſchieden haben, die Handlung ſey zwar nicht der Moral ganz gemäß, könne aber von den Geſetzen nicht geahndet werden. Seine damalige Entſcheidung iſt durch einen Urtheilsſpruch des königlichen Hofgerichts (Cour royale) gänzlich umgeſtoßen worden, wie man allgemein hoffte und vorherſah, und die beiden Haupturheber des Betrugs, Cleeman und Blum (leider deutſchen Urſprungs), ſind nicht allein als Betrüger entehrt, ſondern zur Wiedererſtattung der von den Aktienbeſitzern hergegebenen Gelder verurtheilt worden. Es war Zeit, daß die Juſtiz durch einen ſtrengen Urtheilsſpruch den großen Betrügereien, die mit dem Ausgeben der Aktien getrieben wurden, Einhalt that. Künftig werden ſich Spekulanten wohl hüten, mit falſchen Vorſpiegelungen, deren Ungrund ihnen am beſten bekannt iſt, das Geld den Leichtgläubigen aus dem Beutel zu locken und in den ihrigen zu ſtecken. Allerdings wird es immer Betrüger geben; ſie werden jedoch nicht ſo unverſchämt auftreten und mit falſchen Beweiſen, wie Cleeman und Blum gethan, das Publikum zu täuſchen wagen. Leider haben die Pariſer Tageblätter ſich hiebei auch einige Vorwürfe zu machen; denn für Geld rücken ſie die unverſchämteſten Ankündigungen ein. Freilich ſollte das Publikum wiſſen, daß ſolche Ankündigungen nichts bedeuten, und obſchon ſie in einem Tageblatte ſtehen, doch mit der Redaktion des Blattes nichts zu ſchaffen haben. Es iſt aber noch nicht ſo allgemein bekannt, daß es in der Journaliſtik Succeßunternehmer gibt, wie in der Dramatik, die man deßhalb Entrepreneurs de succès littéraires nennen könnte. Dies ſind Leute, an welche ſich Charlatans aller Art wenden, um durch ſie prunkende Ankündigungen ihrer Kunſt und ihrer Leiſtungen in den Zeitungen beſorgen zu laſſen. Dieſe Menſchen haben eine offene Rechnung bei den Zeitungserpeditionen, und rechnen mit ihnen von Zeit zu Zeit ab über die Anzahl von Zeilen, die ſie ſchuldig ſind, und die ſich auf einige tauſend zu belaufen pflegen. Auch dieſe Schandſeite der hieſigen Civiliſation iſt neulich durch einen Proceß an den Tag gekommen, bei welchem leider wieder ein Deutſcher, der Doktor Wieſeke, betheiligt war. Dieſer Menſch hatte ſich nämlich an einen Succeßunternehmer gewendet, damit er dem Publikum ſeine Wunderkuren bekannt mache. Der Unternehmer hatte auch gewaltig in die Poſaune geſtoßen; da dies aber nicht in einigen Zügen möglich war, und überhaupt die Kürze nicht die Haupttugend beſoldeter Lobpreiſer iſt, ſo war daraus ein Facit von 55,000 Zeilen entſtanden. Dieſe Rechnung hatte den Doktor erſchreckt, und er hatte ſich geweigert, dieſelbe zu berichtigen, indem er behauptete, der Lobunternehmer ſey zu weit gegangen, ſowohl was Lob, als was Zeilen belange, und das Gericht ſezte, wenn ich mich recht beſinne, die Rechnung bedeutend herab. Wenn nun aber künftig das Publikum ſolchen bedungenen Lobhudeleien auf der lezten Seite der Pariſer Tageblätter noch den geringſten Glauben beimißt, ſo verdient es wahrlich hinter's Licht geführt zu werden; denn es iſt nun hinlänglich gewarnt.

Dg.

Anflöſung des Räthſels in Nr. 253.

Der Hahn.

Beilagen: Monatsregiſter Septbr. u. Proſpectus der Leipziger Allgemeinen Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. Oktober 1838.

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpf toſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.

Schiller.

Vom Blitz.

Vor Kurzem erſt iſt das neueſte Annuaire du bureau des longitudes ausgegeben worden, während es ſonſt ſehr früh im Jahr zu erſcheinen pflegt. Dieſes nützliche Buch enthält bekanntlich ſeit einer Reihe von Jahren aſtronomiſche und phyſikaliſche Aufſätze von Arago, ſo diesmal eine lange Abhandlung über den Blitz. Es wäre kaum möglich, einen Auszug daraus zu geben und dabei die Gemeinverſtändlichkeit, auf welche es bei der Arbeit des Franzoſen abgeſehen iſt, beizubehalten; wir begnügen uns daher, einen und den andern Abſchnitt mitzutheilen.

* * *

Von den Mitteln, wodurch ſich die Menſchen unmittelbar vor dem Blitz zu ſchützen glaubten.

Die auf uns gekommenen Schriften der Griechen belehren uns, welche Begriffe man ſich im Alterthum vom Weſen des Blitzes machte; was aber die Schutzmittel betrifft, auf die man ſich verließ, ſo finden ſich nur wenige kurze Andeutungen. Herodot erzählt, die Thracier pflegen, wenn es blitze, Pfeile gegen den Himmel abzuſchießen, als Drohung. Es iſt hier alſo nicht etwa davon die Rede, daß der Pfeil, als mit einer Metallſpitze verſehen, die Kraft ſollte gehabt haben, den Wolken ihren Blitzſtoff zum Theil zu entziehen. Selbſt die wärmſten Bewunderer des Alterthums, wie Dutens, wagen es daher nicht, die Pfeile der Thracier den heutigen Blitzableitern an die Seite zu ſetzen und Franklins Erfindung ſchon zu Herodots Zeit machen zu laſſen. Nach dem Bericht des Plinius ſollen es die Etrusker verſtanden haben, den Blitz vom Himmel herabzuziehen und nach Belieben fortzuleiten. So ſollen ſie unter andern ein Ungeheuer, welches das Volſciſche Gebiet verheerte, damit erſchlagen haben. Auch König Numa ſey in dieſes Geheimniß eingeweiht geweſen; Tullus Hoſtilius ſey erſchlagen worden, da er das von ſeinem Vorgänger auf ihn übergegangene Verfahren nicht genau befolgt. Hinſichtlich der Mittel, wodurch das Wunder gewirkt wurde, weiß Plinius nur von Opfern, Gebeten u. dergl., und wir müſſen daher die Sache auf ſich beruhen laſſen.

Die Alten glaubten (Plinius L. II. § 56), der Blitz dringe nie tiefer als fünf Fuß in den Boden. Daher waren ihnen auch die meiſten Höhlen vollkommen ſichere Zufluchtsorte; ſobald ein Gewitter im Anzug war, begab ſich Auguſt, nach Sueton, in ein tiefes Gewölbe. Die Alten täuſchten ſich hierin ſehr, denn manche der glaſigten Röhren, der ſogenannten Donnerkeile, welche von dem in den Boden ſchlagenden Blitz gebildet werden,

Digitized by Google

ſind gegen dreißig Fuß lang. Noch im Augenblick weiß Niemand zu ſagen, in welcher Tiefe man auch nur vor den niederfahrenden, geſchweige denn vor den aufſteigenden Blitzen ſicher wäre. Um die Mauerdicke eines Gewölbes oder die Erdſchichte über einer natürlichen Höhle noch ſchützender zu machen, laſſen die Kaiſer von Japan, nach Kämpfer, ein Waſſerbecken über der Grotte anlegen, in welche ſie ſich während des Gewitters flüchten. Das Waſſer ſoll das Feuer des Blitzes löſchen. Unter gewiſſen Umſtänden wird ein Waſſerſpiegel allerdings zu einem ziemlich ſichern Schutzmittel für Alles darunter Befindliche. Deßhalb können aber doch die Fiſche in den größten Waſſermaſſen erſchlagen werden. So ſchlug um's Jahr 1670 der Blitz in den Zirknitzer See, worauf ſogleich eine ſolche Menge todter Fiſche obenauf ſchwamm, daß die Anwohner acht-und-zwanzig Wagen damit beluden. Im Jahr 1772 ſchlug der Blitz in den Doubs bei Beſançon, und auch hier bedeckte ſich der Fluß mit Fiſchen.

Es war allgemeiner Glaube im Alterthum, im Bette liegend habe man vom Blitz nichts zu fürchten, und dieſe Meinung, ſo ſonderbar ſie iſt, ſcheint noch Anhänger zu haben. So legt der Engländer Howard auf folgende zwei Fälle ganz beſonderes Gewicht: Im Juli 1828 ſchlug der Blitz in ein Haus bei Chicheſter, zertrümmerte eine Bettſtelle und warf die Bettſtücke umher, ohne daß der Menſch, der im Bett gelegen, beſchädigt wurde. Im ſelben Monat riß der Blitz in Great-Houghton bei Duncaſter einer Miſtreß Brook die Bettdecke weg, und die Dame kam mit dem Schreck davon. — Dieſen Fällen laſſen ſich andere, gleich zuverläſſige entgegenſetzen. Die philoſophiſchen Transactionen enthalten einen ausführlichen Bericht über einen Fall im September 1772, wobei ein Mann in ſeinem Bette vom Blitz erſchlagen wurde; ſeine Frau, die neben ihm lag, wachte nicht einmal auf; ſie trug nur einen Schmerz im rechten Arm davon, der bald wieder verging. Im September 1819 Morgens fünf Uhr ward zu Confolens im Departement Charente eine Magd in ihrem Bette erſchlagen. Der Leichnam zeigte einen Streif vom Hals bis zum rechten Fuß.

Seehundsfell galt bei den Römern für ein kräftiges Schutzmittel gegen den Blitz. Man verfertigte daher Zelte daraus, in welche ſich ängſtliche Perſonen bei einem Gewitter begaben. Sueton erzählt, Auguſt, der ſich ſehr vor dem Gewitter fürchtete, habe beſtändig ein Seehundsfell getragen. — In den Cevennen, wo ſo lange Zeit römiſche Niederlaſſungen waren, ſammeln die Schäfer noch jezt ſorgſam Schlangenhäute und winden ſie um ihre Hüte, als ein ſicheres Mittel gegen den Blitz. An die Schlangenhäute hatte man wohl ſchon in den alten Zeiten im Volk denſelben Glauben wie an die ſelteneren, theureren Seehundsfelle. Man mag ſich immerhin über Auguſt mit ſeinem Seehundsfell luſtig machen; denn ſein Glaube läßt ſich auf dem gegenwärtigen Standpunkt des Wiſſens weder faktiſch noch theoretiſch rechtfertigen. So viel iſt aber gewiß, die Meinung, es ſey nicht gleichgültig, welche Kleider man bei einem Gewitter auf dem Leibe habe, widerſpricht unſern heutigen Kenntniſſen vom Weſen des Blitzes keineswegs. Es ließen ſich zahlreiche Fälle anführen, in welchen Menſchen vom Blitz getroffen und nicht getroffen wurden, je nachdem ſie mit dieſen oder jenen Stoffen bekleidet geweſen. So wurden, als der Blitz in die Kirche zu Chateau-neuf les Moutiers ſchlug, von den drei am Altar ſtehenden Prieſtern zwei ſchwer verlezt, während dem dritten nichts geſchah: dieſer allein war in Seide gekleidet. *

Es gibt noch merkwürdigere Fälle. Ein Thier kann an verſchiedenen Stellen des Körpers, je nach der Farbe der dieſelben bedeckenden Haare, mehr und minder ſtark vom Blitz getroffen werden. Im September 1774 wurde in der Grafſchaft Suſſex ein Ochſe vom Blitz getroffen. Das Thier war von braunrother Farbe mit weißen Flecken. Man war nach dem Streich nicht wenig verwundert, als man ſah, daß auf den weißen Flecken kein einziges Haar mehr ſaß, während der braune Theil der Haut keine ſichtbare Veränderung erlitten hatte. Der Eigenthümer des Ochſen erzählte Sir James Lambert, zwei Jahre zuvor habe ſich mit einem andern gleichfalls weiß gefleckten Ochſen nach einem ſtarken Donnerſchlag ganz derſelbe Fall zugetragen. — Im September 1775 wurde zu Glynd ein geſchecktes Pferd vom Blitz erſchlagen, und der Eigenthümer bemerkte, daß überall an den weißen Flecken das Haar von ſelbſt abging, während es am übrigen Körper ſo feſt ſaß als vorher.

(Der Beſchluß folgt.)

* Nach allen Phyſikern geht die elektriſche Materie ungleich ſchwerer durch Wachstaffet, Seide und Wolle, als durch Gewebe von Lein, Hanf, überhaupt von vegetabiliſchem Stoff. Nicht ſo einig ſind ſie darüber, ob man während eines Gewitters in naſſen oder in trockenen Kleidern ſicherer iſt. Nollet hält naſſe Kleider für gefährlich, weil ihnen das Waſſer die Eigenſchaft mittheile, die es ſelbſt beſizt, nämlich den Blitz vorzugsweiſe anzuziehen. Franklin iſt gegentheiliger Anſicht: nach ihm leiten die naſſen Kleider den elektriſchen Stoff ſchnell in den Boden ab.

Volksthümliches aus Portugal.

Portugieſiſche Wirthſchaft.

Eine Stunde von Santarem, zwiſchen Sandhügeln, in einem ſchmalen, angebauten Thalgrunde, liegt ein langgedehntes Dorf, Namens O'Valle; die lezten Häuſer

Digitized by Google

ziehen ſich bis zum Abhang eines hohen Grasplateaus, wo gewaltige Heerden verwilderten Rindviehs mit ihren koloſſalen, tiefgeſtimmten Kupferglocken weiden, und dieſer Abhang iſt mit Pinien bewachſen, deren tafelförmige dichte Kronen ein Dach über dem heißen, lockern Sandboden bilden, worin ſich der Fuß des Wanderers bis zum Knöchel eingräbt und die Laſtthiere bis an die Knie verſinken. In dieſem Dorfe hauste ich vor dreißig Jahren längere Zeit; ich ließ daſelbſt aus Auftrag eines Miniſters, der es gut mit Portugal meinte, auf Steinkohlen ſchürfen. Man hatte Hoffnung, von hier aus Liſſabon mit dieſem Brennmaterial zu verſehen, während die Einfuhr engliſcher Kohlen durch die Blokade des Hafens verhindert war.

Ein einzelnes, links an der Heerſtraße gelegenes Häuschen, welches zu einem daran ſtoßenden Bauernhofe gehörte, wurde von mir zur Wohnung auserkohren. Vermöge des damals noch in ſeiner vollen Kraft ſtehenden Privilegiums der Apoſentadoria, eines harten, ungerechten Geſetzes, welches jeden Staatsdiener, ſo wie andere Privilegirte berechtigte, Miethsleute, die nicht dieſelben Privilegien hatten, aus ihrer Wohnung zu vertreiben und davon Beſitz zu nehmen, legte ich Beſchlag auf dieſes kleine Haus, nicht nur weil es ſo nah dem Terrain war, wo ich meine Arbeiten vornehmen wollte, ſondern auch wegen ſeiner herrlichen Lage, und trotz des Mangels an innerer Bequemlichkeit. Unten hatte ſich eine kleine Schenkwirthſchaft etablirt; den müden Wanderer lockte hier der grüne, an der Thüre hängende Lorbeerbuſch, dieſes Wahrzeichen der Taberna, um ſeinen Durſt zu ſtillen; ein aufgeblaſener Bocksbeutel mit dem ſchweren Rebenſaft lag in der kühlſten Ecke, aus ihm wurde ein irdener, weitbauchigter Krug gefüllt, und aus dieſem füllte man das einzige glaſirte und nie gewaſchene Näpſchen, worin dem Lechzenden der Trank gereicht wurde. Der Schenkwirth mußte ausziehen, was auch bald geſchehen war, da er mit ſeiner ſtämmigen Ehehälfte den ganzen Haushalt mit einem Male auf dem Rücken davontragen konnte; aber Donna Caſimira zu gefallen, einer lebhaften Frau mit dunklem ſüdlichem Teint, rabenſchwarzen Haaren und brennenden Feueraugen, duldete ich die im obern Raume aufgeſpeicherten* weißen Bohnen, die in einer Ecke ihren Platz fanden. Betten mußte der Dorfrichter (Juiz da terra) anſchaffen; auch dieſes gehörte zu den damaligen Privilegien der Staatsdiener und zu den Laſten der Unterthanen. So war mein ländlicher Haushalt ſehr bald eingerichtet, und Donna Caſimira war ſo artig, mir einen von ihren altmodiſchen, wurmſtichigen Tiſchen, eine wackelnde Bank und einen dreibeinigten Schemel zukommen zu laſſen. Der vertriebene Schenkwirth, der in einer nahen kleinen Mühle, die während neun Monaten des Jahrs wegen Waſſermangels ſtillſtand, ſeine Wirthſchaft aufgeſchlagen hatte, wurde unſer Reſtaurateur, und das tägliche frugale Mal beſtand abwechſelnd in Kohl, dickgekochtem Reis, Brodſuppe, einem gekochten Huhn, ſeltener aus Fleiſch oder geſalzenen Fiſchen, die beide nur aus Santarem herbeigeſchafft werden konnten. Im Kochtopfe, den die Wirthin, mit einem alten Halstuche überdeckt, brachte, wurde das Eſſen auf den Tiſch geſtellt; zwei zinnerne Teller und einige meſſingene Löffel machten das ganze Tafelſervice aus, und während ich und mein deutſcher Bergmann es uns vortrefflich ſchmecken ließen, ſtand die Wirthin, die jedesmal einen tiefen Knix machte, wenn ſie mit dem Topf auf dem Kopfe eintrat, hinter unſern Stühlen und ſprach unermüdlich zum Eſſen und Trinken zu, wie die alten Augsburger Rathsherrn, während ihre Finger fortwährend im gepuderten und mit Talg eingeſchmierten Haar (damals Mode unter dem gemeinen Volk) auf die Jagd ausgingen. So lebte ich in meinem Belvedere Monate lang ganz ſorgenlos, entfernt von allen politiſchen Händeln, und wären nicht zuweilen franzöſiſche Corps vor meinem Fenſter hin und her marſchirt, hätte nicht mancher ermüdete Nachzügler an meine Thüre geklopft und um einen Trunk Waſſer gebeten, man würde hier kaum gewußt haben, daß Franzoſen im Lande waren; denn Zeitungen verliefen ſich hieher nie, nur durch Reiſende erfuhr man zuweilen, wenn ſie bei der Schenke anſprachen, was außerhalb vorging.

Belvedere nannte ich meinen Sitz, und mit Recht. Von der einen Seite hatte man eine grenzenloſe Ausſicht über die fette, fruchtbare Niederung des Tajo, aus der in meilenweiter Entfernung die großen, weißen Gebäude von Almeirim, dieſem Stammſitze der Marquis d'Allorne, leuchteten. Im Vorgrunde zur Rechten lag die herrliche, mit dunkeln Orangenbäumen und goldenen Früchten prangende Quinta der Grafen Ribeira, angelehnt an den mit hochſtämmigen, weitarmigen Pinien bewachſenen, kohlenhaltigen Hügelabhang. Etwas links erhoben ſich in der Ferne vom Silberſpiegel des Tajo die ſteilen Abhänge des hochliegenden Santarem mit ſeinen vierzehn ſtolzen Kloſterpalläſten, in welchen man die alten Grabmale des Königs Dom Fernando I. und der Königin Donna Conſtança findet, die hier ſeit dem Jahr 1345 ruhen.

So lachend dieſe Fernſicht war, ſo afrikaniſch ſah es in der nächſten Umgebung vor dem Hauſe aus. Hier wucherte aus einer Sandwüſte, wo kein Gräschen Wurzel faſſen konnte, als Einfriedigung der Heerſtraße, auf den Auswürfen die großſtachelige, lang und dickblätterige Aloe mit ihren koloſſalen, ſpargelartig aufſchießenden Blüthenſtengeln, die, völlig ausgewachſen, wie junge Tannen daſtehen mit ihren kandelaberartig ausgebreiteten Blüthenäſten, ſo wie der vielarmige, dickblätterige,

Digitized by Google

ſtachelichte Cactus in den verworrenſten, undurchdringlichen Verſchlingungen. Auf dem vielbetretenen Sandwege fibrirte die Luft wie Feuer ohne Dampf, eine verſengende Sonne lag ſchwer auf dem Wanderer, der Sand brannte unter den Fuſsen. Aber gerade dieſer Contraſt von Fruchtbarkeit und Sterilität, von Cultur und Oede, von Friſche und Dürre gab dem ländlichen Bilde einen ganz eigenen und höchſt anziehenden Charakter, eine Abwechſelung, an der das Auge nie ermüdete, an der es immer neue Reize fand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Toskana, Anfangs September.

Die Bäder von Montecatini.

Dort, wo ehemals die Seen von Fucecchio und Bientina die Luft ſo verpeſteten, daſs Hannibal auf ſeinem Wege nach dem traſimeniſchen See den Durchzug durch dieſe Gegenden mit dem Verluſt ſeines Auges büſsen muſste, liegt jezt das reizende, im üppigſten Anbau prangende Thal der Nievole, und in demſelben, einige Miglien hinter dem Engpaſs von Serravalle, auf der groſsen Straſse von Florenz nach Lucca, das Bad von Montecatini, eines der geprieſenſten in Italien, ohne Vergleich das berühmteſte in Toskana. Mit Unrecht beſteht die Sage von der ſchlechten, oder doch nicht ganz geſunden Luft dieſes Orts noch immer fort; die Fieber wenigſtens, welche in Folge der Aria cattiva entſtehen, kennt man hier ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr. Die Bedingungen ſolches Uebels, welche in den unbebauten Ebenen, in Entvölkerung und im ſchnellen Wechſel von Hitze und feuchter, naſſer Luft zu ſuchen, fehlen hier ſo gut als gänzlich. Kein Ort in ganz Toskana iſt während der heiſsen Monate ſo bevölkert, als das Bad von Montecatini; die wenigen Häuſer oder Villen, welche Privatleute beſitzen, ſind von Fremden überfüllt, und ſelten bleibt in der geräumigen Locanda ein Zimmer mehrere Tage unbeſezt. Da die Bäder von Montecatini in der Ebene liegen und die Hitze hier nicht minder fühlbar iſt, als z. B. in Florenz, kann man den ſtarken Beſuch nicht etwa aus dem Bedürfniſs der Villeggiatura oder der Vorliebe für einen ländlichen Aufenthalt erklären; eben ſo wenig kann, wie wir ſpäter ſehen werden, in den Annehmlichkeiten und Unterhaltungen, die andere italieniſche und deutſche Badeorte gewähren, der Grund für das jährliche Steigen ſolcher nomadiſchen Bevölkerung geſucht werden. Die bequeme Lage hart an der Straſse würde dem Ort auch nur geringen Vortheil bringen, wenn es nicht einen andern Magnet in ſeinem Brunnenwaſſer, der berühmten Aqua del Tettuccio, hätte. Weil die Quellen von Montecatini dieſes Waſſer produciren, kann Niemand, ſo lautet ein altes Sprüchwort, in Toskana an einer Leberkrankheit ſterben. Und wenn auch dieſer allgemeine Sinn nicht zu ſehr zu urgiren iſt, ſo bleibt doch ſo viel ſtehen, daſs gegen dieſes Uebel, an welchem mehr oder minder alle Südländer leiden, kein Mittel ſo probat befunden worden, als die Aqua del Tettuccio. Es ſind eigentlich auch nur Italiener, die dieſes Bad beſuchen, das auſser ſeinen Heilquellen noch den groſsen Vortheil der Wohlfeilheit vor andern voraus hat.

Auf dieſe Quellen ſein Augenmerk gerichtet und die Güte dieſes Brunnens erkannt zu haben, iſt das Verdienſt Peter Leopolds. Ihm verdankt man die beſten Wohnungen, ihm die beſten Bäder, ſeinem Wohlwollen auch die Beſtimmung, daſs alljährlich eine gewiſſe Zahl von kranken Armen beiderlei Geſchlechts hier in einer eigenen Wohnung unentgeldlich Unterkommen, Unterhalt und ärztliche Pflege finden kann. Ein Caſſino, das derſelbe Fürſt für ſich bauen lieſs, deutet darauf hin, daſs er ſelbſt die Abſicht hatte, den Ort in vorkommenden Fällen zu beſuchen; jezt ſteht dieſe zierliche Wohnung für die groſsherzogliche Familie, und in Abweſenheit des Hofes für Jeden offen, der um einen billigen Preis die Ruhe und Bequemlichkeit einer eigenen Behauſung dem Lärmen einer italieniſchen Locanda vorzieht. Das Bad mit ſeiner nächſten Umgebung gehört zu den Domainengütern, und deſshalb hat man das Baſſin des Brunnens mit einem Gebäude umſchlieſsen und die freie Ausfuhr des Waſſers verbieten müſſen. In grünen, ſtrohumflochtenen Flaſchen ſorgſam verſiegelt, wird es nach allen Seiten verſchickt, und liefert, ſo heiſst es, einen jährlichen Nettoertrag von 7 — 8000 Scudi. Dies hindert aber nicht, daſs an dem Brunnen ſelbſt, innerhalb der umſchlieſsenden Mauern, Jeder nach Gefallen ſo viele Gläſer trinken könne, als ihm gut ſcheint; die Landleute namentlich, die an die Wunderkraft des Brunnens glauben, laſſen ſich dies nicht zweimal geſagt ſeyn, und ſtellen ſich an Sonn- und Feſttagen mit Frau und Kindern in ſolcher Menge ein, daſs die ohnehin ſchon beſchwerliche Enge des Raums noch drückender, und der Zugang zu der Quelle faſt ganz abgeſperrt wird. Sie ſind nämlich der feſten Meinung, die ſie ſich ſelbſt von Aerzten nicht ausreden laſſen, es komme für ſie, die höchſtens einige Male während des Sommers den Brunnen beſuchen können, beſonders darauf an, die möglichſte Quantität von Waſſer zu ſich zu nehmen, und in dieſem Glauben trinken ſie nun darauf los, und bringen es nicht ſelten zu vierzig bis fünfzig, ja ſogar bis zu ſechzig Bechern. Vier-und-achtzig Becher, die ein Cancelliere von Florenz vor einigen Jahren zu ſich zu nehmen pflegte, ſind bis dahin die ſprüchwörtlich höchſte, dem Colonen und wohlbeleibten Fattore ſelbſt unerreichbare Zahl geblieben. In Requaro freilich, dem jezt berühmteſten Bade von ganz Ober- und Mittel-Italien, haben Einzelne es bis zu hundert Gläſern gebracht, das Uebermaſs aber (ſo wird hier erzählt) an Ort und Stelle mit dem Leben büſsen müſſen. So hart wird hier kein Exceſs, auch der ärgſte nicht, beſtraft werden können; die durchaus unſchädliche Natur des Waſſers, das nur reinigende und erfriſchende Kraft hat, verhindert dies. Die Aqua della Torretta, die ſich daneben im Beſitz eines Privatmanns, des Signor Baldini befindet, iſt ſtärker, wirkt heftiger und nicht ohne alle Schmerzen, welche die Aqua del Tettuccio nie verurſacht. Die Badeſaiſon iſt eigentlich ſehr kurz; obwohl ſie zu Anfang Juni's eröffnet wird, ſo pflegt doch Niemand ſich einzuſtellen; von Juli bis Mitte Auguſts ſteigt die Zahl der Gäſte eben ſo ſehr, als ſie nach dem Feſt der Aſſunta täglich ſich vermindert. Dies rührt nicht allein von dem Vorurtheil der Italiener, die nach dem erſten Auguſtregen ſich in kein Meerbad mehr hinauswagen, ſondern auch von der Kürze der Kur her, die im Allgemeinen jezt nur fünfzehn Tage dauert. Sie beginnt, je nach Verſchiedenheit der Conſtitution, mit ſechzehn bis zwanzig Bechern, und ſteigt dann allmählich decrescendo zu der nöthigen geringern Quantität herab.

(Der Beſchluſs folgt.)

Beilage; Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 2. Oktober 1838.

Ja, die Natur iſt mütterlich geſinnt,
Stets hold zu ſchaun, wie wechſelnd auch ihr Bild.
Ihr unentwöhntes Kind,
Schwelg' ich an ihrem Buſen ungeſtillt!

Byron.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Sah man zum Fenſter der Rückſeite hinaus, ſo hatte man zunächſt vor ſich die ganze Einrichtung einer portugieſiſchen Landwirthſchaft. Nichts als Unordnung und Verfall: hier wurde eine neue Einrichtung gemacht, dort ließ man eine ältere zu Grunde gehen, da lag Tagelang ein neues Ochſenjoch mit ſeinem Riemenwerke in einer Miſtpfütze, eine zerbrochene Pflugſchaar ſtach verroſtet aus dem Schutt hervor; Karren, an denen die Achſen oder Räder gebrochen, Fenſterladen, nur noch an einer Angel hängend. Die Wände der Gebäude waren durchlöchert, die Hühner, als einzige Hausthiere, ſchliefen auf den Bäumen und Hecken; kein ländlicher Miſthaufen, dieſer Urſtoff der Produktion, war ſichtbar, weil man kein Vieh auf dem Stall hält; auch gab's weder Knechte noch Mägde, die auf dem Hofe handthierten oder die Morgens auszogen und Mittags oder Abends heimkehrten; denn erſtere ſchliefen bei ihren Ochſen auf den Feldern oder in abgelegenen Schuppen, wo ſie ſich auch nährten, leztere kamen faſt nie aus dem Hauſe, eben ſo wenig wie ihre Herrin, mit der ſie ein Stündchen am Rocken, die meiſte Zeit aber mit Plaudern verbrachten. Aus dieſem kurzen Ueberblick einer portugieſiſchen Landwirthſchaft ſieht man leicht, daß ſie keine Muſterwirthſchaft iſt; ſie hat indeſſen manches Eigenthümliche in ihrer Unordentlichkeit.

Nichts an dem offenen wüſten Hofe erblickte man einen dürren Küchengarten mit erſtorbenen und verwelkten Kohlſtangen, dem einzigen Gemuſe nebſt etwas Lattig, was hier gezogen wurde; neben demſelben prangte aber ein kunſtloſer Baumgarten mit den herrlichſten Orangenbäumen, auf die man alle Sorgfalt verwendete; dazwiſchen vornehme Granatbäume mit ihren Scharlachbluthen, und umher dichte Lorbeerhecken mit ihren aromatiſchen Ausdunſtungen. Mitten in dieſer Baumregion bewegte und drehte ſich knarrend und ſtöhnend eine Nora, dieſe in Portugal ſo gebräuchliche hydrauliſche Maſchine, das alte, ſchon vor Jahrhunderten bekannte Paternoſterwerk, welches durch ein blindes, mageres Maulthier in Bewegung geſezt wurde, und das Waſſer aus einem feichten Brunnen ſchöpfte, um die lechzenden Bäume und wenigen Gemuſe zu tränken. Einen ganz eigenen Eindruck auf das Gemuth machen dieſe Maſchinen, in Vereinigung mit dem Plätſchern des Waſſers, der Dürre des Bodens und der alles verſengenden Sonne, wenn man nicht fern davon im kuhlenden Schatten ſizt. Es erweckt eine Sehnſucht, man weiß nicht nach was, das Herz ſchließt ſich ab, und endlich läßt man ſich in den Schlaf lullen,

Digitized by Google

wie das Kind durch den einförmigen Geſang ſeiner Wärterin. — Sah ich über die Bäume hinaus, ſo lag der ſchmale Thalgrund vor mir mit ſeinen vereinzelten weißen Häuſern und den grünen Rebenhügeln; ganz oben auf der öden Fläche derſelben, zur Rechten, ragte ein pallaſtartiges neues Gebäude hervor, von einem reichen Liſſaboner Kaufmann errichtet, der ſich hier niederlaſſen und die Landwirthſchaft treiben wollte, der aber das Ding von hinten angriff, erſt ſein Geld in koſtbaren landwirthſchaftlichen Gebäuden verſchleuderte, bevor er noch die Aecker urbar gemacht, ſeine Vermögensumſtände dadurch ruinirte, deßhalb in Tiefſinn verfiel, was ſo höchſt ſelten unter den Portugieſen vorkommt, und zulezt im Wahnſinn ſich in Liſſabon aus dem dritten Stockwerke auf's Pflaſter ſturzte. — So war meine Wohnung beſchaffen, die ich ſchon im Frühjahr bezogen, wo auf jedem Baum, in jedem Strauch die Nachtigallen wetteifernd ihre ſchmelzenden, ſehnſuchtigen, tiefergreifenden Melodien anſtimmten, die Lerchen zu Tauſenden frohlockend ſich aus den grunen Saatfeldern erhoben und jubelnd in den Luften ihr Morgenlied dem Schöpfer brachten. Die fruchtbringenden Ueberſchwemmungen des Tajo hatten ſich ſchon längſt aus den Ebenen verlaufen, die Gewäſſer waren in die vielen kunſtlichen Kanäle zurückgetreten und ein gruner Teppich breitete ſich uber die ganze niedrige, wie nivellirte Landſchaft aus.

Wie vergnugt erhob ich mich vor Sonnenaufgang von meinem Lager und ging in die Friſche hinaus zu den Arbeitern bei dem ſchmutzigen Kohlengeſchäfte unter den Bäumen; wie lauſchte ich da oft unter einer weitarmigen Pinie den namenloſen Tönen der Natur, dem Geflüſter der Nadelblätter, dem Lebendigwerden der ganzen Schöpfung, wenn die Sonne mit Purpurſaum den öſtlichen Horizont röthete und endlich hinter den grandioſen Steinpalläſten der Mönche in Santarem auftauchte, welche ſolche Naturſchönheiten in ihren weichgepolſterten Kerkern fur Leib und Seele zu verſchlafen pflegten; wie erfreuten mich da die Stimmen der tauſend Gefiederten, die in den Lüften ihr Morgenlied ſangen, die langgezogenen, erſterbenden Töne der Nachtigall und das rege Weſen unzähliger grünen und braunen Eidexen, groß und klein, Krokodille in Miniatur, die aus ihren Verſtecken krochen, erſt, mit geſcheiten Augen um ſich blickend, das Terrain ſondirten, nach Nahrung ſpähten und dann im behenden Laufe oder auf ſtiller Lauer nach Fliegen und Inſekten ſchnappten; oder wenn der Bienenfreſſer, dieſer herrlich gefiederte Vogel, von der Größe einer Amſel, in den höchſten Zweigen der Pinien erwachte, erſt mit dem Schnabel ſeine Toilette machte, jedes Federchen glatt ſtrich, und nun ſich herab auf die Erde niederließ, an den ſteilen Sandabhängen, wo Weſpen und Bienen niſteten, die kleinen Ausfluglöcher bewachte und die Aus- und Einfliegenden flugs erhaſchte, auch wohl die engen Gänge erweiterte und nachgrub bis zu den jungen Larven. Vor Allem erklangen mir aber immer im Zwielichte ſo heimlich die tiefgeſtimmten Töne der Glocken benachbarter wilder Viehheerden. Sie mahnten mich jedesmal an das feierliche ländliche Geläute der Fruh- und Abendglocken meines Vaterlandes, oder an die von den Wieſen im Spätherbſte heimkehrenden Heerden, und doch war es wieder nicht damit zu vergleichen; die Töne mußten aus ſehr weiter Ferne kommen, um damit verwechſelt zu werden, man mußte nur ein muſikaliſches Summen vernehmen, welches die Phantaſie auf alle mögliche Art deuten konnte; die innere Muſik mußte die Auslegung geben. So gewährt mir auch die innere Muſik meines Ichs immer eine der angenehmſten Unterhaltungen, wenn mich die Langeweile in einer Diligence plagt, wenn ich die Augen ſchließe und mich nun ganz den raſſelnden Tönen des uber die Steine dahinrollenden Wagens hingebe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Blitz.

(Beſchluß.)

Wenn ein Gewitter am Himmel war, ſezte Tiber immer einen Lorbeerkranz auf, weil der Blitz niemals in den Lorbeer ſchlagen ſollte (Sueton). Der Glaube, daß es in gewiſſe Bäume nie einſchlage, iſt noch jezt ſehr verbreitet. Hugh Marwell ſchrieb 1787 an die amerikaniſche Akademie, nach ſeiner eigenen Erfahrung und nach den Erkundigungen, die er von ſehr vielen Leuten eingezogen, glaube er behaupten zu dürfen, daß der Blitz oft in die Ulme, die Kaſtanie, die Eiche und die Tanne, zuweilen in die Eiche, aber niemals in die Buche, die Birke und den Ahorn einſchlage. Kapitän Dibden berichtet, er habe in den Wäldern Virginiens, die er im Jahr 1764 beſucht, die Fichte weit ſeltener vom Blitz getroffen geſehen als die Eiche, obgleich jener Baum bedeutend höher iſt. Er will ſich auch nicht erinnern, da, wo vom Blitz getroffene Fichten ſtanden, Eichen daneben geſehen zu haben.

Wenn die Alten glaubten, der Blitz ſchlage nicht in den Lorbeer, ſo iſt dies durch Beobachtung längſt widerlegt. Nach Marwell ſoll die Buche verſchont bleiben; aber erſt im Jahr 1835 wurde eine alte Buche im Forſt von Villers-Cotterits faſt ganz vom Blitz zerſtört. Man hatte aus theoretiſchen Grunden vermuthet, die harzfuhrenden Bäume möchten vom Blitz nicht getroffen werden; aber Marwell zählt, wie wir eben geſehen, die

Digitized by Google

Fichte gerade unter die Bäume, in die es am häufigſten einſchlägt, und auch bei uns fehlt es nicht an Fällen der Art.

Menſchen werden nicht ſelten auf offenem Blachfelde vom Blitz getroffen; noch größer iſt die Gefahr, wie aus hundert Fällen hervorgeht, unter Bäumen. Aus dieſer doppelten Beobachtung zog Dr. Winthorp den Schluß, wenn ein Menſch auf freiem Felde vom Gewitter überfallen werde, ſo werde er ſich am beſten nicht weit von einem großen Baum ſtellen; unter „nicht weit“ verſtand er neun bis vierzig Fuß. Noch ſicherer wäre es, wenn man ſich in dieſer Entfernung zwiſchen zwei Bäume, gleich weit von jedem, ſtellen könnte. Franklin war mit dieſen Vorſchriften einverſtanden. Auch Henley hielt ſie für theoretiſch richtig und für praktiſch bewährt und gab, im Fall eines einzigen Baums, die weitere Anweiſung, ſich dem Stamm gegenüber fünfzehn bis achtzehn Fuß jenſeits der Vertikale, die durch das Ende der längſten Aeſte geht, aufzuſtellen.

Nach der Analogie der Elektricität glaubt man in der Phyſik, der Blitz verſchone das Glas. Zur Annahme, daß man in einem, ganz aus Glas gebauten Gehäuſe vollkommen ſicher wäre, gehörte ſomit nicht mehr viel. Gehäuſe der Art ſind auch für Perſonen, welche ſich ſehr vor dem Gewitter fürchten, wirklich vorgeſchlagen, ja ſogar gebaut worden. Ich laſſe es nun zwar recht gerne gelten, daß während eines Gewitters ein gläſerner Ueberzug die Gefahr etwas verringert, daß er ſie aber ganz entfernt, kann ich nicht glauben, und zwar wegen folgender Thatſachen. Der gewaltige Schlag, der am 15ten Juni 1776 den Pallaſt Minuzzi bei Ceneda traf, zertrümmerte über 800 Fenſterſcheiben. Als Sir James Adair im September 1680 von dem Streiche, der zwei ſeiner Bedienten tödtete, zu Boden geworfen wurde, ſtand er dicht am Fenſter. Der Fenſterrahmen wurde nicht beſchädigt, aber von den Scheiben war keine Spur mehr vorhanden; der Blitz hatte ſie in Staub verwandelt. Man könnte hier zur Noth behaupten, das Glas ſey nur in Folge des Schlags, der heftigen Lufterſchütterung zerborſten. Wir führen daher unzweideutigere Fälle an. Am 17ten September 1772 ſchlug der Blitz in ein Haus zu Padua und bildete in einer Scheibe des Erdgeſchoſſes ein Loch, ſo rund und glatt, als wäre es ausgebohrt. Der Ingenieur Caſſelli in Alexandria bemerkte im Jahr 1778 unmittelbar nach einem Streiche in ſeinen Fenſterſcheiben runde Löcher faſt ohne Sprünge im Umfang. Im September 1821 ſchlug der Blitz zu Milton of Comaze in ein Haus; es fand ſich in einer Fenſterſcheibe ein kreisrundes Loch vom Durchmeſſer einer Flintenkugel ohne einen einzigen Sprung. — Ein kreisrundes Loch ohne Sprung kann unmöglich eine Folge der Lufterſchütterung durch den Donner ſeyn; dieſe Fälle beweiſen nur die ungeheure Geſchwindigkeit des Blitzes, und ſie müſſen diejenigen enttäuſchen, welche gemeint hatten, Glasſcheiben ſeyen für den Blitz undurchdringlich.

Aus tauſend Beiſpielen geht hervor, daß der Blitz niemals einen Menſchen trifft, ohne vorzugsweiſe das Metall, das er an ſich trägt, anzugreifen. Man darf alſo wohl annehmen, daß Metall an den Kleidern die Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, merklich ſteigert. Hieran wird wohl auch kein Menſch zweifeln, wenn es ſich von etwas beträchtlichen Metallmaſſen handelt; ſo ſchlug am 21ſten Juli 1819 der Blitz zu Biberach in Schwaben in das Gefängniß und traf im großen Saale mitten unter zwanzig Gefangenen einen Verurtheilten, der um den Leib gefeſſelt war. Schwerer wird die Annahme zu rechtfertigen ſeyn, wenn nur von den unbedeutenden Metallſtücken an unſerer gewöhnlichen Kleidung die Rede iſt. Indeſſen möchte die intereſſante, von Sauſſure und ſeinen Reiſebegleitern im Jahr 1767 auf dem Breven gemachte Beobachtung hier doch als ein Beweis gelten. Es herrſchte Gewitterluft; hoben die Beobachter die Hand mit ausgeſtreckten Fingern in die Höhe, ſo fühlten ſie an den Spitzen eine Art Prikeln. „Jalabert,“ erzählt Sauſſure, „deſſen Hut eine goldene Treſſe hatte, hörte auch ein furchtbares Sauſen um ſeinen Kopf. Aus dem goldenen Knopf dieſes Huts ließen ſich Funken ziehen, ſo wie aus der Zwinge eines großen Stocks, den wir bei uns hatten.“ Man denke ſich das Gewitter nur etwas ſtärker, ſo kann, unter Umſtänden wie auf dem Breven, die unbedeutende Goldtreſſe und der kleine Metallknopf Urſache eines Schlags werden, und Jalabert wird eher getroffen, als ſeine Begleiter, die weder Treſſen, noch Knöpfe an den Hüten haben. — Der folgende Fall, den Conſtantini erzählt (1749), iſt noch ſprechender. Bei einem Gewitter ſtreckt eine Dame die Hand aus, um das Fenſter zu ſchließen; der Blitz ſchlägt und ihr goldenes Armband verſchwindet ſo ganz, daß man auch keine Spur mehr davon findet; die Dame trägt übrigens nur unbedeutende Verletzungen davon.

Der berühmte Reiſende Bridonne erzählt einen Fall, der einer Dame von ſeiner Bekanntſchaft begegnete. Sie ſah während eines Gewitters aus dem Fenſter, und ihr Hut, aber nur ihr Hut, wurde in Aſche verwandelt. Nach Bridonne's Meinung hatte der dünne Metalldraht, der dem Hut Halt gab, den Blitz angezogen. Er räth daher auch, ſolche Einfaſſung von Metall wegzulaſſen, und eifert gegen die allgemeine Sitte, die Haare mit Nadeln und mit Gold- oder Silberbändern zu befeſtigen oder zu ſchmücken. Da er wohl beſorgen mochte, daß man auf dieſen Rath nicht achten werde, ſo verlangte er, jede Frau ſolle eine kleine Kette oder einen Draht von Meſſing bei ſich führen und dieſe während eines

Digitized by Google

Gewitters an die Metallſtücke ihres Kopfputzes befeſtigen, damit der Blitz daran in den Boden fahren könne, ſtatt durch den Kopf und die untern Gli.der ſeinen Weg zu ſuchen.

Kurz, es iſt immerhin beſſer, wenn man während eines Gewitters kein Metall an ſich hat; ſoll man aber darum wegen einer Uhr, Schnalle oder einiger Geldſtücke, wegen der Drähte, Ketten und Nadeln am weiblichen Anzug ſich die Gefahr gleich größer vorſtellen? Dieſe Frage läßt ſich nicht allgemein beantworten; denn Jeder betrachtet die Sache anders, je nachdem er vor dem Meteor mehr oder weniger bange hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Toskana, Anfangs September.

(Beſchluß.)

Die Bäder von Montecatini.

Wer nicht Zeit oder Luſt hat, die ganze Kur zu machen, trinkt, ohne Bäder zu gebrauchen, drei Tage lang den Brunnen; dies, beſonders von florentiniſchen Beamten beliebt, heißt passare l'aqua del Tettuccio. Mit der größern Kur pflegen die Bäder verbunden zu werden, welche im Allgemeinen die Kraft der Seebäder wenig überſteigen. Die Einrichtung derſelben hat ſich ſeit ſechzig Jahren nur im Großen verbeſſert; die Preiſe (von zwei Paul bis zu ½) ſind etwas herabgeſezt, die Wannen ſo gut, als man in einem marmorreichen Lande es zu erwarten berechtigt iſt; alle kleinern Annehmlichkeiten, aller Comfort aber fehlen noch gänzlich. Zwar hat man ſeit einigen Jahren angefangen, die Bäder durch Dampf zu heizen; dem Uebel aber, daß Jeder außer ſeiner Wäſche für eine Menge von Kleinigkeiten zu ſorgen hat, iſt bis dahin nicht abgeholfen worden. Die Bewunderung, welche das Publikum in dieſer Beziehung den kleinen, aber äußerſt zierlich möblirten Badezimmern des genannten Herrn Baldini zollte und zollt, regte die Deputation zu keiner Nacheiferung auf; die Vorſchläge zur Beſſerung, welche von dem trefflichen Brunnenarzte ausgingen, ſcheiterten ebenfalls an dem ökonomiſch unverſtändigen Syſtem dieſer Adminiſtration, welche durch drei Signori aus Pescia gebildet und geleitet wird. Dieſe Herrn ſcheinen bloß auf das körperliche Wohl ihrer Gäſte bedacht zu ſeyn, und geſliſſentlich Alles vermeiden zu wollen, was irgend eine geiſtige Beſchäftigung oder Erheiterung gewähren könnte. Sie finden es vortheilhaft, die Locanda durch einen neuen Anbau zu erweitern, für eine mäßige Trattoria Sorge zu tragen; aber kein einziges Journal, keine einzige fremde, ja keine italieniſche Zeitung trifft man außer der florentiniſchen, von welcher es ſprüchwörtlich iſt, daß „ſie von nichts weiß“ (non sa di nulla). Die Zahl der Bälle wird auf das Minimum reduzirt, und höchſtens noch am Tage der Aſſunta an der Façade der Kirche ein Feuerwerk abgebrannt. Was an Volksfeſten und öffentlichen Beluſtigungen an ſolchen Tagen zum Vorſchein kommt, verdankt man lediglich ſolchen Badegäſten, die über Langeweile klagen und nicht krank genug ſind, um Ruhe und Frieden über Alles zu lieben. D.ren iſt aber im Ganzen eine ſehr geringe Anzahl; wer nach Montecatini geht, iſt krank, oder glaubt es zu ſeyn, und bringt von Haus aus die Doſis von Langeweile als Beihülfe der Kur in Anſchlag; zur Unterhaltung ſucht man die Bäder von Piſa, oder noch lieber die von Lucca. — Die nächſte Umgegend iſt, wie ſo ziemlich überall in Toskana, freundlich, ohne irgend einen beſondern Charakter zu haben. Maſſa, Bugiano, Monſumano und andere nahgelegenen Dörfer haben das reinliche, wohnliche Anſehen, das ganz Toskana auszeichnet. Fleiß und Ordnung, und in deren Geleite Wohlhabenheit und ſanfte Sitte trifft man überall; keiner Frau, keinem Mädchen begegnet man, die nicht ihre Strohfäden in der Hand zu verarbeiten und zierlich zuſammenzuflechten verſtänden. Maleriſche Punkte wüßte ich Ihnen wirklich wenige anzugeben; das Dorf Montecatini verdient in dieſer Hinſicht genannt zu werden, das eine kleine Stunde über den Bädern den Kamm des Berges wie ein zweites Fieſole ſäumt, ferner die Rückſeite vom Monte Piſano: links das auf einem hohen Kegel ſich erhebende, jezt öde und verlaſſen daſtehende Monſumano alto, und in größerer Ferne die einzelnen Gebirgslinien, beſonders die vom hochgelegenen Volterre, welche die Ebenen nach dieſer Seite hin in ſehr ſchönen Schwingungen begrenzen. Pescia, ſo eng in einen Winkel gedrängt, daß die Villen und Wohnungen der Landleute ſich amphitheatraliſch im Grünen über einander aufbauen müſſen, wo Alles arbeitet, und Jeder in ſeiner Weiſe wohlhabend und wo an allen Produkten ein Ueberfluß iſt, liegt uns zum Glück in ſo geringer Entfernung, daß man in Einer Stunde hinüberkommen kann. Faſt täglich habe ich dorthin einen Ausflug gemacht, und die Monotonie dieſes italieniſchen Badelebens nur ein einziges Mal unterbrochen, als in Florenz Niccolini's neue Tragödie „Roſamunde“ zur Aufführung kam. Die allererſte Vorſtellung hatte in den zwei lezten Akten keineswegs befriedigt; ſeine größten Verehrer gaben zu, daß dieſe den Eindruck der drei erſten ſo gut als ganz aufhoben. Sie ward nun, als ich ſie ſah, acht Tage ſpäter, in einer Umarbeitung dieſes ſchwächern Theils wiederholt, und machte ſo ungeheures Furore, daß dem Dichter von der begeiſterten Jugend die Pferde ausgeſpannt wurden. Nicht genug, am zweiten Abend riefen ſie ihn Gott weiß wie viele Male wieder hervor, verlangten einzelne Sentenzen da capo (ein Unſinn, der in den Annalen des italieniſchen Theaters ſelbſt unerhört iſt) und begleiteten ihn unter ungeheuern eh viva's, e viva's nach Hauſe. Dieſe Begeiſterung hat, wie ich höre, noch an andern Abenden vorgehalten und der Kaſſe manchen hübſchen Scudo eingebracht. Und was iſt dieſe famoſe Roſamunde? Nicht etwa jene longobardiſche, wie Sie und mit Ihnen Andere vermuthen dürften, ſondern die engliſche, mit ihrer ſentimenta'en Novellenliebe und ihrem ſchwächlichen, verheiratheten König, woraus ſich mit allem Talent noch immer keine Tragödie wird machen laſſen. Drei Akte Expoſition, im vierten und fünften überſtürzte Handlung und ein ſehr nüchternes Ende ſind Reſultate, die, im Stoff gegeben, durch Tiefe des Gefühls, durch lyriſchen Schwung und Schönheit der Form für den erſten Eindruck weniger fühlbar gemacht, dem unbefangenen Zuſchauer aber, der auf die condotta des Ganzen ſieht, nie gänzlich entrückt werden können. Bei größerer Ruhe in Florenz komme ich ſpäter vielleicht einmal wieder auf dieſe neueſte Erſcheinung, auf Niccolini überhaupt zurück.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 3. Oktober 1838.

Noch nie ward furchtbarer ein Kampf geſehn;
Doch noch im Grimm, womit die Beiden ſtritten,
Bewahrten ſie die adelichen Sitten.

Wieland.

Proben einer Ueberſetzung von Bojardo's verliebtem Roland.

Von Gottlob Regis.

Zweikampf zwiſchen Roland und Agrikan, dem Tartarenkönig, um Angelika.

Erſten Buches achtzehnter Geſang, St. 29 u. ff., und neunzehnter, St. 1—17.

(Zuerſt offene Feldſchlacht vor Schloß Albrakka.)

— Roland und Agrikan begegnen ſich
Ein zweites Mal zu mörderlichem Streite.
Noch nimmer war ein Kampf ſo furchterlich;
Stuckweis hau'n ſie vom Leib ſich das Geſchmeide.
Der Tartar ſah, wie ſein Geſindel wich,
Und weiß nicht Rath noch Troſt fur das zerſtreute,
Da ihn ſo hart bedrängt der Paladin,
Daß er dem Zweikampf ſich nicht konnt' entziehn.

Da ward in ihm der Anſchlag heimlich rege,
Zu locken aus dem Feld den Grafen fein,
Und, wenn er ihn erſchlagen hätt' am Wege,
Gleich umzukehren in die Schlacht hinein;
Denn leicht und thunlich ſchien ihm allerwege,
Dies feige Volk zu jagen ganz allein,
Da er, ſammt ihrem König Galafronen,
Sie all nicht werth hielt einer tauben Bohnen.

In ſolcher Abſicht wandt' er ſich zu fliehn,
Scharf rennt er durch die Au, ihm zu entkommen.
Nicht merkt die Hinterliſt der Paladin,
Er meint, er hab' aus Furcht Reißaus genommen,
Und ſchnell, ohn' alles Arg, verfolgt er ihn.
Schon hat ein dunkler Wald ſie aufgenommen,
Und mitten in dem Wald an ebner Stelle
Ergoß im friſchen Grun ſich eine Quelle.

Stillhielt an dieſem Brunnen Agrikan
Und ſchwang vom Pferde ſich, der Ruh zu pflegen,
Doch ohne daß den Helm er abgethan,
Noch ſonſt der Rustung ſich entkleiden mögen.
Und bald darauf kam auch dort Roland an,
Und als er ihn am Brunnen ſah gelegen,
Sprach er zu ihm: „Wie, Herr, du biſt entflohn?
Und eben noch ſah man ſo kuhn dich drohn?

„Wie kannſt du nur dergleichen Schmach erleiden,
Vor einem einz'gen Ritter umzudrehn?
Haſt du etwa gedacht den Tod zu meiden?
Daran laß dir Gedanken dir vergehn!

Wer rühmlich ſterben kann, der muß verſcheiden,
Weil es gar oft und leicht pflegt zu geſchehn,
Daß, um dies arme Leben nicht zu kurzen,
Wir uns zugleich in Tod und Schande ſturzen.“

Der Tartarfürſt ſtieg erſt zu Pferde wieder,
Sodann verſezt’ er mit Gelindigkeit:
„Furwahr, o Herr, du biſt ſo brav und bieder,
Wie ich noch keinen fand zu meiner Zeit;
Drum ſoll dich nun erretten auch hinwieder
Dein Heldenmuth und große Gutigkeit,
Die du mir auf der Wahlſtatt heut erwieſeſt,
Als du die Meinen mich beſchutzen ließeſt.

„Drum ſchenk’ ich dir für diesmal noch das Leben,
Doch wolle nie mehr mir im Wege ſeyn!
Darum hab’ ich dies Fluchten vorgegeben,
Weil ſonſt kein Mittel war, dich zu befrei’n:
Und wilt du dennoch mit mir Streit erheben,
So mußt du ſterben hie in dieſem Hain;
Doch Sonn’ und Himmel ruf’ ich deß zu Zeugen,
Daß mir dein Tod ein Schmerz wär’ ohne Gleichen.“

Sehr ſänftiglich erwidert ihm der Graf,
Denn Mitleid ſchon thät er um ihn verſpüren:
„Jemehr du,“ ſprach er, „tapfer biſt und brav,
Jemehr, furwahr, muß mich dein Schickſal ruhren,
Daß du als Heide ſtirbſt, und dich der Schlaf
Des Todes wird zu den Verdammten fuhren.
Doch wilt du Leib und Seel’ zugleich gewinnen,
So laß dich taufen! und du magſt entrinnen.“

Spricht Agrikan, und blickt in’s Aug’ ihm ſtet:
„So du Chriſt biſt, dann mußt du Roland ſeyn!
Wenn man des Paradieſes Kron’ mir böt’,
Tauſcht’ ich ſie nicht fur dieſen Zufall ein.
Doch merke dir, und horch’ auf meine Red:
Mit Gottes Wort und Dingen ſchone mein;
Denn deine Predigt fiel’ doch an die Erde.
Verfecht’ ein Jeder Seinen mit dem Schwerte.“

Kein Wort mehr ſprach er, zog Trancheren * aus,
Und ſturzt ſich auf den Grafen, ſonder Zagen.
Nunmehr erhub ſich der unbänd’ge Strauß
Auf Hieb und Stoß, mit hartem Schwerterſchlagen.
Der Kuhnheit Licht war Jeder, und hielt aus
Dies Paar zuſammen, wie die Bucher ſagen,
Vom Mittag an bis in die finſtre Nacht,
Stets friſcher, feuriger zur ſcharfen Schlacht.

Doch als die Sonne hinter’m Berge nieder
Und manch ein Sternlein ſchon am Himmel war,
Da ſprach zuerſt den König an der Ritter:
„Was thun wir nun? denn es wird dunkel gar.“
Und Agrikan verſezt bebend dawider:
„Wir legen hie in’s Gras uns, das iſt klar,
Und fahren morgen fruh bei erſtem Tagen
Fort mit einander uns herumzuſchlagen.“

So kamen ſie verträglich überein:
Sein Pferd band Jeder an, wo ihm gelegen;
Dann ſtreckten ſie ſich hin im grunen Hain,
Als wären’s alte Freund’ und Bundesdegen,
Nah bei einander dort im Mondenſchein:
Roland dem Brunnen näherzu gelegen,
Und Agrikan, am Saum des Waldes dichte,
Lag unter’m Schatten einer großen Fichte.

Und während ſie mitſammen ſo ſothan
Geziemende und wurd’ge Reden pflogen,
Da ſpricht der Graf, und ſchauet himmelan:
„Was wir da oben ſehn, iſt wohl erwogen,
Das hat die göttliche Vernunft gethan:
Den Silbermond, den goldnen Sternenbogen,
Wie auch das Tageslicht des Sonnenballes
Hat Gott erſchaffen fur die Menſchen alles.“

Spricht Agrikan: „Das ſeh ich deutlich ein,
Du möchteſt gern mit mir vom Glauben ſprechen.
Mit Wiſſenſchaften hab’ ich nichts gemein,
Und auch als Knabe nie was lernen mögen.
Den Schädel ſchlug ich meinem Lehrer ein,
Zum Dank; drauf war kein andrer zu bewegen,
Daß er mich Bucher lehrt’ und Schreiberei:
So hatt’ ein Jeder vor mir große Scheu.“

(Die Fortſetzung folgt.)

* Tranchera, der Name von Agrikanens Schwert.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Es kommt viel auf die Gemuthsſtimmung an, ob ich ein vollſtändiges Orcheſter höre mit lauter neuen Compoſitionen, worin nichts vorkommt, was bekannt iſt, nichts, was ſchon irgend einmal gehört worden wäre, meiſtens die wildeſten und verworrenſten Harmonien, wie in der Ouverture des Freiſchutzen oder in der Oper der Berggeiſt von Spohr. Ich vernehme alsdann die obligaten Paſſagen jedes einzelnen Inſtruments, und nicht etwa, daß ich zuerſt an das Inſtrument dächte und

mir dann einbildete, daſſelbe zu hören; nein, ich höre zuerſt die Töne, und dann weiß ich, was für ein Inſtrument einfällt. Oder es erklingen, was am häufigſten der Fall iſt, Choräle mit Orgelbegleitung, geſungen von der kleinen Gemeinde meines Geburtsortes, und nie von einer andern und an einem andern Orte: es ſind die religiöſen Eindrücke meiner erſten Jugend, die in dieſem Phantaſieſpiel wieder auftauchen; denn ich unterſcheide dann ganz deutlich die Stimme des damaligen Schulmeiſters als Vorſängers, und den gellenden Diskant einer gewiſſen bejahrten Frau. Sonderbar genug iſt's, daß ich in frühern Zeiten, wo ich noch enthuſiaſtiſcher Muſikliebhaber war und es ſelbſt ziemlich weit auf der Flöte gebracht, nie dieſe innere Muſik hörte, und daß dieſe erſt vor zehn oder zwölf Jahren zum Vorſchein kam, nachdem ich nicht nur mein Inſtrument ganz bei Seite gelegt, ſondern ſogar allen Geſchmack an Muſik verloren und kein Concert mehr, ſelten nur noch Opern beſuchte. Die Muſik meiner Phantaſie, die ein raſſelnder Wagen hervorruft, ſpricht mich jezt mehr an als die der größten Meiſter. Wäre ich nur im Stande, ſie zu Papier zu bringen! allein ſo wie ich die Augen öffne, iſt ſie ohne Erinnerung verklungen.

Kehren wir von dieſer Abſchweifung in's wirkliche portugieſiſche Leben zurück. Da hört man auf dem Lande zwar auch Morgens, Mittags und Abends Geläute; allein man benuzt dazu nur die kleinſte Glocke, die ſchellenartig klingt. Man thut erſt dreimal drei Schläge mit gehörigen Pauſen, und darauf erfolgt ein wahres Sturmläuten, das nichts weniger als feierlich klingt. Ganz anders wäre es, wenn man wenigſtens zu den dreimal drei Schlägen die tiefſten Glocken wählte; noch einmal ſo andächtig würde dann der Landmann ſeinen Hut oder die Mütze ziehen, die flachen Hände vor der Bruſt zuſammenlegen, mit vorwärts geſtreckten Fingern und über's Kreuz gelegten Daumen, um ſein Gebet zu verrichten. Dieſe Diskantglöckchen beleidigen aber das Ohr und ſchlagen keine Saiten im Herzen an; der Bauer und Handwerker hört ſie am Morgen mit Widerwillen, weil ſie ihn zur Tageslaſt, zur Arbeit wecken, und um Mittag und Abend iſt er nur froh, daß ſie ihn davon abberufen. Bei dieſer Gelegenheit erkennt man recht den Widerwillen des Portugieſen vor aller Arbeit; denn mit dem erſten Glockenſchlage wird der Bauer, der pflügt, augenblicklich ſeine Ochſen anhalten; der Gartenarbeiter, der ſeine Hacke hoch über den Kopf gehoben, um in den Boden einzuſchlagen, der Schmidt mit ſeinem Hammer in der Luft, um das glühende Eiſen zu hämmern, der Zimmermann, bereit, den lezten Hieb mit der Axt zu thun u. ſ. w. — keiner von Allen wird ausführen, wozu ſich ſeine Hände ſchon erhoben hatten; man läßt Alles im ſelben Augenblick ſtehen und liegen, verrichtet ſein Gebet, ein Vaternoſter und ein Ave-Maria, wobei man nichts denkt, ſchlägt mit dem Daumen die drei Kreuze vor Stirn, Mund und Bruſt, damit der Kopf nichts Schlechtes denke, der Mund nichts Böſes rede, das Herz nichts Laſterhaftes fühle, beſiegelt das Ganze durch das große Kreuz mit der flachen Hand vom Kopf zur Bruſt, von der linken zur rechten Schulter, und wünſcht den Umſtehenden einen guten Abend. Der Capot wird umgehangen, und damit geht man ab, um der Ruhe zu pflegen.

Im Frühling herrſcht das regſte Leben auf den Feldern; hier wird mit ſchwerem Pfluge und mit zehn bis zwölf vorgeſpannten kraftvollen Ochſen, wobei drei bis vier Führer, geackert, dort mit zehn Eggen hinter einander und vierzig vorgeſpannten Pferden die Furchen geebnet; in den Weinbergen beſchneidet man die Reben und hackt den Boden; der gelb blühende Hederich in den Saaten macht den Weibern zu ſchaffen, die zum grünen Futter ausgeſäete Gerſte wird abgeſondert als Nahrung für Ochſen und Maulthiere. Der ſüße Geruch der blühenden Bohnenfelder iſt in der ganzen Atmoſphäre verbreitet und ſcheint die Menſchen zu kräftigen. Allein bald ſind dieſe ſchönen Tage vorüber. Die dem Zenith näher rückende Sonne wirkt kräftiger und ſchneller auf die Vegetation; ſie reift, ſobald die Regen nachlaſſen, Alles mit ihren Strahlen; im Mai wird ſchon Alles gelb, wie im Hochſommer Deutſchlands, im Juni beginnt die Ernte und mit ihr die Erſchlaffung der Bewohner dieſer Tajogegenden. Die Sonne trocknet in Kurzem die ſumpfigen Gräben aus, und die Verdunſtung erzeugt die häufigen Wechſelfieber, wovon ſelten Jemand unter dem männlichen, mehr unter dem weiblichen Geſchlecht befreit bleibt. Die Menſchen ſchleichen alsdann wie Geiſter einher bis zum beginnenden Herbſte, und ſind während dieſer Zeit immer abwechſelnd einen Tag im Bett und einen auf den Beinen, ſo daß ſie die größte Abſpannung erfaßt. Manche werden das kalte Fieber gar nicht wieder los; mein Reſtaurateur war ſchon ſieben Jahre damit geplagt und deßhalb völlig waſſerſüchtig. Dieſen Fiebern, nebſt der angebornen Trägheit der Menſchen, muß man es auch vorzüglich zuſchreiben, daß ſelbſt in den fruchtbarſten Gegenden Portugals ſo große Strecken Landes, die oft nur einem einzigen Gutsbeſitzer gehören, unangebaut liegen bleiben; denn wenn das Land auch wohl beſtellt werden könnte, ſo würde, wegen Mangel an Armen, die Ernte nicht eingebracht werden können, da ſelbſt bei der geringen Cultur die Hülfe bei der Ernte von außen kommen muß. Zu Tauſenden kommen alsdann aus dem Nachbarlande die fleißigen Galizier angezogen und verdingen ſich für ſchweren Taglohn dem großen Gutsbeſitzer, der gerne während des Schnitts jedem 20 Groſchen bis einen Thaler täglich gibt, wenn er ſie nur haben kann. Sie werden aber auch oft vom Fieber

Digitized by Google

befallen, denn dieſe fleißigen, aber ſchmutzigen Söhne Spaniens leben während der ſchweren Arbeitszeit immer höchſt ſparſam und genießen ſelten etwas Warmes, um nur viel Geld nach ihrer Heimath zurückzubringen; zu Hunderten werden ſie dann in offenen Schuppen oder in Ställen einquartirt, und hier liegen ſie Nachts zuſammen auf Schilfmatten am Boden. Wird einer vom Fieber befallen, ſo verläßt er ſo bald wie möglich die Gegend und begibt ſich in eine geſundere, wo dann die Krankheit bald verſchwindet. Iſt der Schnitt vorüber, ſind die Früchte bei den Tennen auf den Feldern in großen Haufen zuſammengetragen, dann iſt ihre Zeit vorüber; ſie ziehen wieder ab wie die Zugvögel, und das Dreſchen verrichten die Portugieſen ſelbſt, oder vielmehr ihre Ochſen und Pferde, denen dieſe Arbeit auferlegt wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Theater. Berlioz's Benvenuto Cellini.

Es herrſcht eine ungewöhnliche Thätigkeit in der hieſigen Theaterwelt, und die Liebhaber theatraliſcher Neuigkeiten haben Mühe, allen neuen Stücken beizuwohnen, die auf den verſchiedenen Theatern gegeben werden, obſchon zwei derſelben jetzt ruhen, die italieniſche Oper nämlich, welche erſt im Oktober ihre Vorſtellungen zu beginnen pflegt, und das Vaudeville, das noch nicht weiß, wo es ſeinen neuen Saal hinſtellen ſoll, und doch nicht leiden will, daß ſich ſeine Schauſpieler und Schauſpielerinnen mit andern Theaterdirektionen in Unterhandlungen einlaſſen. Es hat neulich gegen das Theater der Porte St. Martin Klage geführt, weil dieſes eine junge Schauſpielerin des Vaudeville, Namens Dlle. Mayer, auftreten laſſen wollte, und das Gericht hat in der That der Porte St. Martin und der Dlle. Mayer verboten, einen Contract abzuſchließen, weil Dlle. Mayer ſich gegen das Vaudevilletheater anheiſchig gemacht hatte, auf keiner andern Bühne aufzutreten, wenn auch das Vaudeville einſtweilen zu ſpielen aufhöre. Dagegen ſollte ſie jährlich 5000 Fr. erhalten, und außerdem 5 Fr. für jede Darſtellung, als Entſchädigung für die Feuerung ihres Zimmers (eine gewöhnliche Zulage des Gehalts hieſiger Schauſpielerinnen). Es ſcheint alſo, daß das Vaudeville einſtweilen alle ſeine Schauſpieler beſoldet, obſchon es ſicher vor dem Winter und vielleicht vor dem Frühjahr keine Ausſicht hat, die Vorſtellungen wieder zu beginnen. Wäre dieſes Schauſpiel noch das einzige in ſeiner Art, wie ehemals, ſo müßten die Liebhaber des Vaudevilles ungeduldig werden; allein dieſe Gattung hat ſich überall eingeſchlichen, und ungefähr ſechs Theater in Paris geben täglich Vaudevilles. Die kleinen Theater der Umgegend geben vollends faſt nichts Anderes. — Man geht noch immer mit dem Projekte um, den ſchönen Ventadourſaal wieder zu eröffnen, und zwar für das ſo lange angekündigte und ſo viel beſprochene Théâtre de la Renaissance. Schon weiß man im Publikum, daß Victor Hugo, der ſeit langer Zeit nichts für's Theater geliefert, ein neues Stück für dieſe Bühne geſchrieben hat, und daß die Direktion mit dieſem Stücke ihre Darſtellungen eröffnen will. Wahrſcheinlich iſt es ein Schauſpiel; dann ſoll eine Oper oder Operette von dem viel componirenden Adam folgen, da dieſes Theater Sing- und Schauſpiel vereinigen und ſich dadurch von andern Pariſer Theatern unterſcheiden will. Das neue Theater wird alſo zwei ganz verſchiedene Perſonale zu unterhalten haben. Es müßte ganz außerordentlichen Beifall finden, um einen ſolchen Aufwand beſtreiten zu können. Da nun bei der großen Menge der vorhandenen Theater kein ſo außerordentlicher Zulauf zu erwarten ſteht, ſo läßt ſich ſchon im Voraus urtheilen, daß die Unternehmung dieſes neuen Theaters eine ſehr ſchlechte Spekulation ſeyn wird, wie es das Théâtre nautique war, das man in eben demſelben Ventadourſaale verſuchte, und wobei die Capitaliſten, welche das Geld dazu hergegeben hatten, Alles eingebüßt haben. Solch ein Unfall macht aber ſelten Jemand klug in Paris. An leichtgläubigen oder habſüchtigen Lieferanten fehlt es auch nimmer, obſchon ſo Manche bereits durch Theaterunternehmungen zu Grunde gerichtet worden ſind. — An der großen Oper war ſchon lange von einem neuen Stück die Rede, welches der bekannte Berlioz componirt hatte, und wozu zwei Dichter der ſogenannten neuern Schule, Barbier und de Wailly, den Text geliefert hatten, unter dem Titel: Benvenuto Cellini, nach den von ihm ſelbſt erzählten Abenteuern des bekannten Florentiner Künſtlers. Barbier hat ſich bereits einen Ruf erworben durch ſeine Gedichte, in welchen er mit einer gewiſſen Keckheit dem herrſchenden Geſchmack der Franzoſen Trotz bietet, das Hochtrabende vermeidet und einen natürlichen Ton wieder einzuführen ſucht, der aber oft in's Triviale übergeht. Berlioz iſt ein noch kühnerer Tonkünſtler, als Barbier ein kühner Dichter; denn er bezweckt nichts Geringeres, als eine gänzliche Umwandlung des muſikaliſchen Geſchmacks. Er hat in ſeinen Aufſätzen über Muſik eine enthuſiaſtiſche Verehrung für Beethoven an den Tag gelegt; aber in ſeinen eigenen Compoſitionen übertreibt er Beethovens Eigenheiten gar zu toll, und es entſteht daraus eine höchſt ſonderbare Muſik, der man wenigſtens nicht den Vorwurf machen kann, daß ſie irgend einer andern nachgebildet iſt. Zuweilen fühlt ſich der Zuhörer wieder auf heimiſchem Boden; dies dauert aber nicht lange, der Künſtler zerrt ihn hin und her, ſo daß man zuletzt nicht weiß, wohin der Meiſter zielt. Berlioz mag genial ſeyn, ſeine Genialität iſt aber von keiner gefälligen Art. Als muſikaliſcher Kunſtrichter in den Tageblättern und Zeitſchriften hat er ſich immer ſehr ſtrenge gezeigt, und zwar meiſtens mit Recht; dies hat ihm aber nicht viele Freunde unter den hieſigen Tonkünſtlern erworben; man erwartete ihn daher ſelbſt mit einer Oper. Eine frühere, „die Vehmrichter,“ war nicht gegeben, oder wenigſtens dem großen Publikum nicht bekannt geworden, und eine Seelenmeſſe von ihm, welche bekanntlich vor einem halben Jahr in der Invalidenkirche aufgeführt wurde, hatte auch nur ein kleines Publikum zu Zuhörern. Deßhalb war man ſehr geſpannt auf die neue Oper, und ſie wurde vorige Woche zum erſten Male gegeben. Aber hier fanden nun Alle, welche nicht ſeine guten Freunde waren, nur zu viel Gelegenheit, ihren Unmuth laut werden zu laſſen. Des Pfeifens war kein Ende, und die Theaterkritiker behandelten Dichter und Tonkünſtler nicht beſſer, als es das Publikum gethan hatte. Nun läßt ſich freilich eine Oper nach einer oder zwei Vorſtellungen noch nicht gut beurtheilen. Es kann ſeyn, daß man zu ſtreng geweſen iſt, und daß ſich die Stellen in der Muſik, welche dem Publikum ſo verworren vorgekommen ſind, allmählich aufklären und das Ganze verſtändlicher und folglich annehmlicher wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 4. Oktober 1838.

— Rubicunda Ceres medio succiditur aestu,
Et medio tostas aestu terit area fruges.

Virgil.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Man ſieht alsdann auf der gelben, öden und verdorrten Landfläche hier und dort Staubwolken aufſteigen wie aufſahrenden Pulverdampf. Es iſt dies der Staub der ausgebrochenen Früchte auf den vielen Dreſchtennen, die ſich der Landeigenthümer jährlich auf den dazu geeigneten Stellen der Felder ſo zurichten muß, daß ſie vom Wind beſtrichen werden. Der zuvor aufgelockerte und mit reinem Kuhmiſte vermengte Boden wird geebnet und mit Rammen ſo feſt wie möglich geſchlagen; in Zeit von zweimal vier-und-zwanzig Stunden hat ihn die Sonne zwar ſteinhart gebrannt, allein tauſend Kreuz- und Querriſſe durchziehen ihn in allen Richtungen. Man gibt ſich aber nicht die Mühe, dieſelben zu verſchmieren, weßhalb denn auch anfänglich, bevor die Tenne durch das darüber getriebene Vieh feſter getreten und die Ritzen des Bodens verſtopft ſind, immerhin einige Malter Körner verloren gehen. Solche kleine Verluſte kommen hier nicht in Betracht, und da man überhaupt bei der ganzen Landwirthſchaft hier gar nicht auf Kleinigkeiten achtet, ſo entſteht, wenn man alle kleinen Verluſte zuſammenrechnet, dadurch endlich ein beträchtlicher im Ganzen, der nothwendigerweiſe die Früchte vertheuern muß. So etwas leuchtet aber dem portugieſiſchen Landmann nie ein, und da er die Früchte dennoch los wird, ſo behält er auch ſeine Nachläſſigkeit bei, die vom Vater auf den Sohn forterbt.

Man gibt den Tennen eine runde Geſtalt mit einem Durchmeſſer von 80 bis 100 Schritten, im Verhältniſſe der darauf auszudreſchenden Frucht. In dieſen flachen Gegenden baut man meiſtens Weizen und Gerſte, die mit kleinen, erbärmlichen Sicheln geſchnitten und alsdann bei den Tennen zuſammengeſchleppt werden. Kommt nun die Zeit des Dreſchens herbei, ſo breitet man die Frucht in einer Höhe von zwei bis drittehalb Fuß über der ganzen Tenne aus, ſo daß das darüber getriebene Vieh anfänglich bis an den Bauch darin waden muß, was für daſſelbe eine ungemein anſtrengende Arbeit iſt, da es noch obendrein im Kreiſe herum und fortwährend im ſchnellſten Schritt, ja ſelbſt im Trab herumgetrieben wird. Große Gutsbeſitzer oder Pächter, welche Pferdezucht haben, benutzen zu dieſer Arbeit die Jahr aus Jahr ein auf den magern Weiden ſich aufhaltenden Stuten und jährigen Fohlen, von denen zwanzig bis dreißig auf einmal in den Cirkus hineingelaſſen werden. Knaben ſetzen ſich alsdann auf einige der Stuten, und mit langen, ſpitzen Rohrſtangen bewaffnet, womit ſie die Thiere ſtechen, erhalten ſie dieſe fortwährend in ſtarkem

Digitized by Google

Schritt oder Trab, ſo daß in Zeit von einigen Stunden der ungeheure Fruchthaufen völlig zu Heckſel zertreten iſt, worin die längſten, breitgedruckten Halmſtücke kaum noch die Länge einer Hand haben. Iſt es ſoweit, ſo tritt eine halbſtündige Ruhe für die Thiere ein; man treibt ſie ſeitwärts vom Cirkus, und nun ſtellen ſich Männer in Reih' und Glied, faſſen das Stroh mit großen dreizinkigen hölzernen Gabeln, deren Spitzen von Eiſen oder von Ziegenhörnern ſind, und ſchütteln daſſelbe hoch auf, ſo daß alle Körner und Aehren zu Boden fallen und das leere Stroh oben auf bleibt, das man alsdann zuſammenrafft und ſeitwärts auf einen Haufen wirft. Darauf breitet man wieder neue Früchte über die Tenne, und die Arbeit des Austretens beginnt von Neuem, während welcher Zeit die andern Arbeiter der Ruhe pflegen. Mehrere Tage lang treibt man dieſes ſo fort, und die Leute bleiben dabei Tag und Nacht auf den Feldern, denn in dem Stroh ſind ſie weich und gut gebettet und haben noch überdem den Vortheil, daß ſie nicht von den Millionen Flöhen in den Wohnungen geplagt werden.

Haben ſich endlich die Körner auf dem Boden ſo angehäuft, daß man für gut findet, dieſelben zu reinigen, ſo wird, nachdem das gröbſte Stroh entfernt iſt, nun auch die gröbere Spreu und ganze Aehren, die noch vorhanden ſind, mit Beſen abgekehrt und beſonders aufgehäuft, darauf aber die noch mit feiner Spreu und Staub untermengten Körner auf einen Haufen an das andere Ende der Tenne zuſammengefegt, und zwar ſo, daß man den Wind von der Seite hat. Die Reiniger, ſo viel ihrer Platz haben, ſtellen ſich nun vor dieſen Haufen und werfen einer nach dem andern mit langſtieligen hölzernen Wurfſchaufeln die Körner ſo hoch wie möglich in die Luft nach der Mitte der Tenne, wo alsdann der Wind alle Spreu und Staub ſeitwärts treibt und die ſchwereren Körner ganz gereinigt herabfallen und nach und nach einen pyramidalen Haufen bilden, von dem die allenfalls noch vorhandenen Aehren oder die Spelzen mit eingehüllten Körnern an der Seite herabrollen und fortwährend weggekehrt werden. Iſt die Hauptmaſſe auf dieſe Art gereinigt, ſo ſchreitet man zur Reinigung der Spreu, die man anfänglich, wenn viele Feuchte zu dreſchen ſind, immer wieder von Neuem unter die Füße der Thiere wirft. Zuletzt aber, wenn man nichts mehr auszutreten hat, bedient man ſich der gewöhnlichen Dreſchflegel, wie ſie in Deutſchland gebräuchlich ſind, um den Ueberreſt der Aehren und Spelzen auszudreſchen, eine Arbeit, die bei uns ſo klappernd luſtig und emſig klingt im dritten, vierten bis ſechsten Schlag, wie der Bauer ſich ausdrückt, hier aber ſo faul ſich anhört und anſieht, daß man immer nachhelfen möchte; denn ſo viel auch der Dreſcher ſind, ſo heben ſie alle auf einmal die Flegel in langſamem Tempo und laſſen ſie auch alle auf einmal fallen. Ich mußte dabei ſtets an den faulen Maisſtampfer in Braſilien denken, der Monchollo, oder auch das Faulthier genannt; es iſt dies ein Schwanzhammer, der ſich durch allmähliges Anfüllen eines Waſſertrogs am hintern Theil langſam hebt; iſt der Trog voll, ſo ſchüttet er ſich von ſelbſt aus und der ſchwerere Hammer ſinkt nun vorne nieder. Höchſt ſelten theilen ſich die Dreſcher in zwei einander gegenüberſtehende Parteien, und alsdann driſcht man im zweiten Schlage, was auch noch immer zum Einſchlafen iſt, zumal bei der furchtbaren Sonnenhitze.

In Hinſicht der aufzuwendenden Zeit iſt es faſt ganz gleich, ob man Pferde oder Rindvieh zum Austreten der Frucht gebraucht. Obgleich die Ochſen nur ſehr langſam gehen, ſo ſind doch ihre geſpaltenen Klauen von weit größerer Wirkung als der Huf des Pferdes; ſie zerſchneiden und zermalmen damit weit ſchneller das Stroh als die Pferde, und dieſe müſſen daher, um daſſelbe in gleicher Zeit zu verrichten wie die Ochſen, in einen drei- bis viermal ſchnelleren Schritt gebracht werden. Daß zu dieſer Arbeit das trockenſte Wetter erfordert wird, verſteht ſich von ſelbſt, und die Monate Juli, Auguſt bis in die Mitte Septembers, wo immer ein heiterer, klarer, wolkenloſer Himmel herrſcht und ſelten einmal die Erde durch einen bald vorübergehenden Gewitterregen befeuchtet wird, ſind am günſtigſten dazu. Dies macht alle Scheuern und Schuppen zum Aufbewahren des Getreides überflüſſig, was gewiß ein großer Vortheil für den Landmann iſt. Der höchſte Sommer, die genannten drei Monate, wo alles erſtorben iſt, ſind für den Portugieſen daſſelbe, was der Winter für den deutſchen Bauer iſt, wo derſelbe nichts anderes zu thun hat, als ſeine Früchte auszudreſchen, bis ihn dann das Frühjahr wieder in's Feld ruft, was dort der Herbſt thut. — Das zu Heckſel zermalmte Stroh wird nun endlich, wenn das Ausdreſchen vorüber iſt, auf den Feldern in ungeheuer große viereckige Haufen mit geradeſtehenden Seitenwänden, wie altmauriſche Schlachtthürme, aufgebaut und nach und nach zum Futter für Pferde, Maulthiere und Ochſen verwendet, da es ganz die Stelle des Heus vertreten muß, das man hier aus Mangel an künſtlichen Wieſen gar nicht bereitet. Der Ueberfluß an Stroh aus dieſen Gegenden wird, ſehr künſtlich auf großen Barken verladen, nach Liſſabon verſchifft.

Proben einer Ueberſetzung von Bojardo's verliebtem Roland.

(Fortſetzung.)

Und ſo hab' ich die Jugend zugebracht
Mit Jagen, Reiten und in Waffenſpielen;

Digitized by Google

Hält' es auch einem Edeln ſehr verdacht,
Wenn er zeitlebens wollt' in Buchern wühlen.
Des Leibes Fertigkeit und Stärke macht
Den Ritter; einzig darauf ſoll er zielen.
Dem Mönch und Doktor mag die Schule taugen:
Wir, mein' ich, wiſſen ſoviel als wir brauchen."

„Hierinnen denk' ich gleich mit dir," erwidert
Der Graf, „ein Mann gilt, was ſein Degen gilt;
Doch ſo nicht, daß das Wiſſen ihn erniedert,
Vielmehr ihn ſchmuckt wie Blumen das Gefild.
Und wer nicht denkt, daß er mit Gott verbrüdert,
Iſt wie ein Stier, ein Stein, ein hölzern Bild:
Nun kann man aber an dies höchſte Lenken
Der Allmacht ohne Wiſſenſchaft nicht denken."

Spricht Agrikan: „Du biſt ſehr ungalant,
Mir uberlegen Widerpart zu halten.
Ich habe meine Art dir frei bekannt,
Und dich fur hochgelahet und klug gehalten.
Sprächſt du noch mehr, ſo ſchwieg' ich; ubermannt
Der Schlummer dich, ſo ſchlaf und laß ihn walten:
Verlangt dich aber doch, mit mir zu reden,
Laß mich von Liebe hören, oder Fehden.

„Jezt bitt' ich dich, antwort' als Ehrenmann
Die reine Wahrheit mir auf meine Fragen:
Biſt du gewiß der Roland, von dem man
Soviel auf Erden ſingen hört und ſagen?
Und warum kamſt du her? wie-oder wann?
Und liebteſt du auch je in deinen Tagen?
Da jeder Ritter, der nicht liebt, ein Leben
Fuhrt ohne Herz, ob er auch ſchien' zu leben."

Erwidert ihm der Graf: „Der Roland bin ich,
Der einſt Almonten ſchlug und den Trojan,
Und nur auf Lieb' und Liebesthaten ſinn' ich;
Sie wies in dieſe Wildniß mir die Bahn.
Und weil wir uns beſprechen ſo herzinnig,
Vernimm, daß mein Gemuth ganz unterthan
Der Tochter König Galafronens frohnet,
Die hie im Burgraum von Albrakka wohnet.

„Du ſchlägſt mit ihrem Vater dich in Wuth,
Sein Land und ſeine Schlöſſer zu gewinnen;
Mich führt allein hieher der Liebe Gluth,
Und um dies Fräulein treibt es mich zu minnen.
Für meinen Glauben, Ehr' und Gut und Blut
Wagt' ich mich ſchon in manches Kampfbeginnen.
Jezt will ich nur die Schön' erbeuten mir,
Und ſonſt nach nichts verlangt mich, als nach ihr."

Wie Agrikan erkannt' aus dem Berichte,
Dies ſey der Graf und lieb' Angeliken,
Verfärbt' er ſich unmäßig im Geſichte;
Doch ließ er's, in der Dunkelheit, nicht ſehn.
Wie thörig weint' und ſeufzt' der Lieberpichte,
In Flammen wollt' ihm Seel' und Sinn vergehn,
Und ſolche Eiferſucht fraß ihm am Herzen,
Daß er nicht lebt', und doch nicht ſtarb vor Schmerzen,

Und dann zu Roland ſprach: „Du mußt erwägen,
Daß wir, ſobald es wieder hell wird ſeyn,
Des Kampfes mit einander müſſen pflegen,
Und Einer von uns bleiben wird im Hain.
Nun bitt' ich dich, nur Eins zu überlegen:
Ob du, bevor wir dies Gefecht ernen'n,
Dies Fräulein, der du all dein Lieben zolleſt,
Ganz abſtehn und mir überlaſſen wolleſt.

„Daß die Erwählte Einer neben mir
Noch liebte, könnt' ich lebend nie ertragen.
Ein' oder Andrer muß am Morgen hier
Dem Othem wie der Dame ganz entſagen.
Kein Zeug' als dieſer Quell, dies Waldrevier,
Das ihn umgibt, wird jemals weiter ſagen,
Daß du an dieſem Ort, zu dieſer Zeit
Sie haſt verſchmäht, und das wär' Kleinigkeit."

Zum König ſprach der Graf: „All mein Verſprechen,
So viel ich je gethan, hielt ich nach Pflicht;
Doch wollt' ich Ja zu dieſer Bitte ſprechen,
Beſchwur' ich's auch, erfullt' ich's dennoch nicht.
So könnt' ich Glied für Glied vom Leib mir brechen,
Die Augen reißen aus dem Angeſicht,
Und ohne Herz und ohne Seele leben,
Als mich der Lieb' Angelikens begeben."

Der Tartarfürſt, unmäßig aufgebracht,
Begnugt ſich nicht mit ſolcherlei Beſcheide.
Zwar dunkel war es und um Mitternacht,
Doch ſchwang ſich auf Bajarden * flugs der Heide;
Hochmüthig lautauf ſchrie er über Macht,
Mit dreiſter Stirn rief er den Feind zum Streite
Und ſprach: „Baron, du mußt der Dam' entſagen,
Entweder gleich, wo nicht, mit mir dich ſchlagen!"

Schon ſaß der Paladin im Sattel wieder,
Da er, ſo wie empor der König ſprang,
Verrath beſorgend von dem Heidenritter,
Sich augenblicklich in die Bügel ſchwang;

* Wie dies Wunderpferd des Haymonsſohns Reinalds von Montalban durch deſſen Vetter Aſtolf nach Indien geritten worden und dort, bei einer Niederlage Aſtolfs, in die Gewalt des Tartarkönigs gekommen war, hat der Dichter in früheren Geſängen erzählt.

Digitized by Google

Und ſprach mit kühnem Muth zu ihm hinwieder:
„Sie laſſen kann ich nicht mein Lebelang;
Und könnt' ich's auch, ſo wollt' ich's doch nicht thun:
Drum hol' auf anderm Wege ſie dir nun.“

Wie Ungewitter durch die Meere toſen,
So huben in der Au bei dunkler Nacht
Die Ritter auf einander an zu ſtoßen,
Die guten Renner ſpornten ſie mit Macht.
Bei Mond nur ſehn ſich die Erbarmungsloſen,
Und unerbittlich Hieb auf Hieb erkracht:
Denn ſtark und mächtig waren Beider Hände. —
Doch weiter nicht, hier iſt der Sang zu Ende.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Theater.

Dem Texte wirft man gerade das Gegentheil vor: er ſoll allzu trivial ſeyn. Allerdings iſt man in der Oper an einen hohen und vornehmen Ton gewöhnt, ſogar in Stücken, wo Leute aus dem Volke auftreten, z. B. in der Stummen von Portici. Die Ohren der Habitués der Oper wurden daher gewaltig beleidigt durch Barbiers platte Verſe, die erſten dieſer Art, welche in dem prachtvollen Opernſaale vernommen worden ſind. In der That muß es nicht ſchwer geweſen ſeyn, ſolche Verschen zu dichten, und einige ſind wirklich ganz gemein. Schwerlich wird Benvenuto ſich auf der Bühne länger halten, als Victor Hugo's und Dlle. Bertins „Quaſimodo.“ Dieſes Stück war ungefähr in demſelben Style gedichtet, und hat deßhalb, und weil die Muſik nicht ausgezeichnet war, auch niemals gefallen. Die Oper hat es mit einem ſchwer zu befriedigenden Publikum zu thun. Hier, wo die Eintrittspreiſe ſo hoch ſtehen, erwartet man auch etwas Vorzügliches; das Gewöhnliche hat man anderswo bequemer und viel wohlfeiler. Aus dieſem Grunde hat ſich die Oper bereits genöthigt geſehen, das Ballet: „die verwandelte Katze,“ in welcher Dlle. Elsler doch ihr Beſtes thut, um dem Publikum zu gefallen, in zwei Aufzüge zuſammenzuziehen und es bloß als Beilage einer ſchönen Oper zu geben, während es vorher ein Hauptſtück vorſtellen ſollte. Der Verfaſſer des Textes dieſes Balletts, Namens Duveyrier, bekanntlich zuvor ein St. Simoniſt, hat neulich am Théâtre français ein kleines Luſtſpiel gegeben: „faute de s'entendre, oder Mißverſtändniſſe.“ Man ſpielt es zuweilen, um den Abend auszufüllen; denn in dieſem Theater wird immer ein kleines Luſtſpiel nach einem großen, oder nach einem Trauerſpiel gegeben. Ein anderer Dichter, Epagny, iſt nicht ſo glücklich geweſen. Sein Luſtſpiel les adieux au pouvoir iſt das erſte Mal auf dieſem Theater ſo derb ausgepfiffen worden, daß man keine Luſt gehabt hat, es zum zweiten Male zu ſpielen. Mit dieſem Dichter hat es eine ſonderbare Bewandniß. Vor mehreren Jahren hat er zwei Luſtſpiele gedichtet, welche großen Beifall fanden und noch von Zeit zu Zeit gegeben werden. Sie heißen l'homme habile und luxe et indigence. Sie verrathen einen guten Sittenbeobachter und einen gewandten Darſteller. Auch die Sprache in dieſen Luſtſpielen iſt rein und gut. Ferner hat er mit einem Gehülfen auf eben demſelben Theater ein komiſches Stück gegeben: Dominique le possédé, welches auch auf fremde Bühnen übergegangen iſt. Man war alſo berechtigt, Epagny als einen der guten Theaterdichter Frankreichs zu betrachten und auch ferner Ausgezeichnetes von ihm zu erwarten. Allein die Laufbahn am Théâtre français iſt dieſem Manne verbittert worden. Er hat ſich an andere Bühnen gewandt, für niedrigere Theater geſchrieben, dadurch gleichſam Geiſt und Styl verdorben, ſeine Stücke werden ausgepfiffen, nichts will ihm mehr gelingen, und wenn er nun vollends wieder etwas für die höhere Bühne ſchreibt, wie ſeine adieux au pouvoir, ſo fällt es ſo ſchlecht aus, daß es gar nicht zu ertragen iſt. Man urtheile nach dem Inhalte. In einem ſchweizeriſchen Direktorium ſoll das Loos entſcheiden, welcher von den fünf Direktoren auszutreten hat. Die ſchwarze Kugel ſoll den Austretenden bezeichnen. Viere vereinen ſich, den Fünften zum freiwilligen Austritt zu bewegen, indem ſie ihm für jedes ſeiner Kinder eine Geldſumme verſprechen, ſo wie auch noch für ein nächſtens zu erwartendes Kind. Die ſchwarze Kugel ſoll glühend gemacht werden, damit ſich der Mann beim Ziehen nicht irren könne. Während der Ziehung bekommt er aber die Nachricht, daß ſeine Frau ſo eben mit Zwillingen niedergekommen ſey. Es entſteht nun ein Streit über die zu bewilligende Geldſumme. Das Publikum hatte aber genug und wollte nichts mehr hören. Und dieſes dumme Zeug hieß ein Luſtſpiel! und das Théâtre français, die eigentliche Nationalbühne, hatte ſich nicht geſchämt, dem Publikum ſo etwas, das höchſtens zu einem Schwank in zwanzig Verſen getaugt hätte, als etwas Gutes vorzuſetzen! Ich bedaure aber den Dichter; er hängt mit ganzer Seele am Theater und hat keine andere Beſchäftigung, als für daſſelbe zu dichten. Was ſoll er nun anfangen? Wenn ihm nur nicht die Erbitterung den noch übrigen poetiſchen Geiſt raubt! — Im vorigen Berichte habe ich des Tanzes der Bayaderen erwähnt und des geringen Beifalls, der ihnen in Paris zu Theil geworden iſt, obſchon man eine romanhafte Erzählung in die Zeitungen eingerückt hatte, worin ein aus Liebe zu dieſen Bayaderen verzweifelnder junger Bramine eine Hauptrolle ſpielte, woran aber kein Wort wahr ſeyn mochte. In Paris bedarf es zuweilen nur eines geringfügigen Umſtandes, um dem Sinn des Publikums eine andere Richtung zu geben. Die Bayaderen waren bereits abgetreten und Niemand bezeigte große Luſt, ſie wieder zu ſehen. Aber zufällig iſt es Paul de Kock und einem andern Dichter eingefallen, den Bayaderentanz zu einer Parodie zu benützen und dieſe auf einem kleinen Theater, dem ſogenannten Théâtre des folies dramatiques, wo ſo etwas recht hingehört, aufführen zu laſſen. Es haben ſich zwei Tänzerinnen gefunden, um den Bayaderentanz nachzuäffen, und zwar auf ſehr komiſche Art. Der Inhalt der Parodie iſt folgender. Ein Tanzmeiſter in einer franzöſiſchen Landſtadt, der gerne ſeine Töchter anbringen möchte, lieſt in der Zeitung, daß man Bayaderen aus Bordeaux erwartet. Da denkt er nun, es laſſe ſich etwas dabei gewinnen, wenn er ſeine Töchter für die erwarteten Indianerinnen ausgebe. Sie werden alſo braungrün angeſtrichen und mit indiſchen Stoffen behangen. Ihre Liebhaber verſtehen ſich dazu, die unausſtehlichen Muſikanten vorzuſtellen, und ſomit treten Töchter und Liebhaber auf; erſtere ahmen Alles nach, was die Bayaderen machen, die ſogenannte Anbetung Wiſchnus, den Tanz mit den Dolchen u. ſ. w., und ihre Begleiter paulen den Leuten die Ohren voll.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 5. Oktober 1838.

Caſca. — Wer ſah den Himmel je ſo zornig drohn?
Caſſius. — Die, welche ſo voll Schuld die Erde ſahn.
Shakespeare.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

V.

Das Roſenmädchen von Mailand.

Kein Kieſel iſt ſo ſchlecht und ſo gering, daß nicht ein Funke ſich ihm entlocken ließe; und läg' er verachtet und mit Füßen getreten auf dem allgemeinen Heerweg, ſo geſchieht es dennoch wohl, daß er einmal unter dem Huf des dahineilenden Roſſes nächtlicher Weile kniſtert und aufleuchtet. Eben ſo ruht auch in jedem Menſchenherzen das himmliſche Element einer reinen Glut, von der wohl einmal in ſtürmiſcher Nacht des Unheils unter den eiſernen Schlägen des Geſchickes ein Fünklein da ausſprüht, von wannen es nicht erwartet worden. Deſſen ſollt ihr jetzo ein Beiſpiel aus trüber, unheilvoller Zeit vernehmen.

Nachdem der weiſe und gütige Galeazzo Visconti die Augen geſchloſſen, waren unter ſeinem Nachfolger neun Jahre des Schreckens und der Trauer über das ſchöne Mailand gekommen; denn der grauſame Giovanni Maria wüthete mit unerbittlicher Härte gegen ſeine Mitbürger und ſeine Landsleute, während die Leidenſchaften der Parteiungen ganz Oberitalien zum Schauplatz unerhörter Greuel machten, und die Zwietracht des bürgerlichen Krieges nicht nur die Landſchaften und Städte gegen einander waffnete, ſondern auch im Innern der Städte, ja ſelbſt der Häuſer die Bande der Verwandtſchaft zerſchnitt, den Bruder vom Bruder, den Sohn vom Vater trennte, und da, wo ſonſt Liebe und Vertrauen geblüht, die Saat des Haſſes und des Argwohns ſtreute, die üppig wuchernd zu einer unerſchöpflichen Ernte blutiger Unthaten fort und fort aufging. Und um das Maß des allgemeinen Elends zu füllen, ſchlug der Himmel mit den Geißeln des Hungers und der Seuche Guelfen wie Ghibellinen, ſo daß vor denen, welche der Schärfe des Schwertes bisher entronnen waren, ohne Unterlaß drohend der Schreckbote der ewigen Gerechtigkeit ſtand.

So wenig es jedoch dem Würgengel gelang, die erbitterten Gemüther zur Eintracht und Verſöhnung im allgemeinen Leid zurückzuführen, ſo vermochten auch nicht die Greuel der bürgerlichen Zwietracht ſie zu ernſten Betrachtungen zu ſtimmen; denn im Sturm und Drang der Gefahren ſuchte Jeglicher von den Genüſſen des Lebens ſo viel im Fluge zu haſchen, als ihm möglich war, und mit der Gleichgültigkeit gegen den Tod, den jeder Augenblick bringen konnte, wuchs die Zügelloſigkeit, die alle Bande alter Zucht und Sitte als eine unnütze

Digitized by Google

Laſt abgeſtreift, weil keiner zu hoffen wagte, einſt den Lohn der weiſen Mäßigung zu ernten, wie ihn die Väter in den vergeſſenen Zeiten der Eintracht, Treue und Ehre zu erringen vermocht hatten. So wechſelten denn in den Palläſten mit den Auftritten wilden Haders rauſchende Gelage, bacchantiſcher Tanz, raſendes Spiel; ſo wohnte in den Hütten neben Elend und Siechthum die Verworfenheit; ſo ging ein Morgen wie der andere über der unſeligen Stadt auf: in den ſtrengverſchloſſenen, oft noch mit Gräben und Pfahlwerk verwahrten Palläſten der Edlen ruhten vom nächtlichen Gelag die Bewohner, wo nicht etwa das Klappern der Würfel den erſten Sonnenſtrahl begrüßte, auf Straßen und Plätzen lagen die Leichen derer, welche die Seuche und der Mord überwältigt, oder Viscontis Hatzhunde zerriſſen hatten; denn der Herzog durchſchritt oft nächtlicher Weile die Straßen, begleitet von ſeinem ſchrecklichen Günſtling Giramo, und den mit Menſchenfleiſch großgefütterten Moloſſen, welche er gern an die Begegnenden hezte; und an allen Ecken gingen Jammer und Hader los, dort ein Auflauf des Pöbels, der nach Brod ſchrie, hier ein Handgemenge bewaffneter Bürger, Pagen und Dienſtleute, den Feldruf der Parteien auf den Lippen, dort des Zwingherrn Geharniſchte, die Guelfen und Ghibellinen ohne Unterſchied niederritten, hier ein ehrwürdiger Prieſter, der, ſeines heiligen Berufs voll, Guelfen und Ghibellinen ebenſo ohne Unterſchied den Troſt der Kirche bot, ſo er ſie ſterbend auf der Erde fand.

Dazumal lag ſüdlich von der Citadelle vor dem Thor, durch welches die Straße nach Vercelli führt, eine ländliche Vorſtadt, das Capuzinerkloſter umgebend, deren Bewohner ſeit Menſchengedenken ſchon mit rührigem Fleiß den dankbaren Boden bearbeiteten, um mit den edelſten Früchten und mit prangenden Blumen den Markt der reichen Stadt zu verſorgen; doch wie früher dies Völklein von Gärtnern ſich durch Fleiß und Rechtſchaffenheit ausgezeichnet hatte, ſo waren unter den Greueln der bürgerlichen Zwietracht ſeine Wohnungen finſtere Diebshöhlen geworden, die Schlupfwinkel feiler Meuchelmörder und verworfener Dirnen. — In die engen Gaſſen dieſes verrufenen Viertels gerieth auf einer ſeiner geheimnißvollen Wanderungen in lauer Mainacht einſtmals auch Visconti; auf dem Haupte die unſcheinbare Blechhaube, den Mantel unter der rechten Achſel durch über die linke Schulter geſchlagen, in der beſchienten Fauſt den gewichtigen Streithammer, und ſomit auf jeden Ueberfall vorbereitet, glitt er lautlos wie auf den Tatzen eines Tigers im Schatten an den Häuſern hin, in geringer Entfernung von Giramo gefolgt, der des Herzogs liebſtes Moloſſenpaar, den ſtarken Guercio und die furchtbare Sibillina am Hatzriemen führete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Proben einer Ueberſetzung von Bojardo's verliebtem Roland.

(Beſchluß.)

Neunzehnter Geſang.

Ihr Herrn und Ritter, die ihr unterthan
Der Liebe ſeyd, ihr Damen hold und theuer,
Erſcheinet hie vor mir und höret an
Die Liebeskrieg' und hohen Abenteuer,
Verübt von alten Rittern lobeſan!
Voll iſt die Welt von ihres Ruhmes Feier.
Vor Allen aber thaten Wunderwerke
Roland und Agrikan durch Leibesſtärke.

Zu hartem Zweikampf gehn erbarmungslos,
Wie ich im vorigen Sang euch ſchon geſagt,
Beid' um ein Fräulein auf einander los;
Und trotz der Dunkelheit und Mitternacht
Schien Keinem gut doch, daß er gäb' ſich bloß:
Vielmehr ein Jeder muß mit Vorbedacht
Sich ſchirmen, obenher und in die Runde,
Als wär' es um die hellſte Mittagsſtunde.

Mit größerem Ingrimm ſchlug der Tartar ſich,
Der Graf hält ſich zu Rath mit mehr Verſtande.
Schon länger als fünf Stunden währt der Krieg,
Da graut der Tag im Oſten. Nun entbrannte
Das Treffen noch einmal ſo mörderlich:
Der ſtolze Tartarkönig ſchäumt vor Schande,
Daß Roland ihm noch immer nicht will weichen,
Und führet einen Machthieb ſonder Gleichen.

Schrägein ſchlug dies Gewitter und zerſezt
Den Schild ihm mittendurch wie mürbe Stricke;
Zwar der gefeite Graf blieb unverlezt,
Doch hieb der Streich ihm Schupp' und Stahl in Stücke.
Dem Edeln war der Odem ſchier verſezt.
Wohl ſchlug Tranchera in's Fleiſch ihm keine Lücke,
Doch traf der Schlag ihn mit ſo jäher Schärfe,
Daß ſein Gebein erkracht und jeder Nerve.

Er aber, hierum unbekümmert, hieb
Vielmehr mit deſto wüthenderm Erkühnen,
Traf in den Schild, daß er zerborſten blieb
Und vom Geſchmeide fielen Schupp' und Schienen,
Worauf die linke Seit' erfaßt der Hieb;
Es war ein Streich, wie von dem ſtärkſten Hünen:
Denn morſch warf er den halben Schild herunter,
Und ſchlug im Leib ihm wohl drei Rippen unter.

Digitized by Google

Gleichwie ein Löwe durch die Wälder brüllt,
Wenn Jäger ihn verwundet oder Ruden,
So ſchwingt der grimme Tartar, doppelt wild,
Den Degen izt mit unerhörtem Wuthen,
Der mitten auf den Helm hernieder trifft.
Ein Härtres war dem Grafen nie beſchieden,
Und ſchwand ihm die Beſinnung ſo, daß er
Nicht wußt' ob er den Kopf, ob ohne wär.

Aus keinem Aug' ſah er nur einen Funken,
Ihm gellt das rechte wie das linke Ohr;
Sein Renner ward ſo ſcheu, daß er wie trunken
Mit ihm dahinfloh durch den Wieſenmoor.
Er wär' gewiß vom Pferd herabgeſunken,
Wenn die Betäubung ſich nicht bald verlor:
Doch macht der Taumel, den im Fall er fühlte,
Ihn wach, daß er ſich feſt im Bügel hielte;

Und ſchämt ſich ſeiner ſelber, als er ſich
So überflügelt ſah zurückeweichen.
„Wie wagſt du jemals,“ ſprach er bitterlich,
„Dich, ſo beſchimpſt, Angeliken zu zeigen?
Haſt du vergeſſen, daß die Holde dich
In's Feld geſandt, um dieſen Feind zu beugen?
Wer aber da, wo's gilt, zu dienen ſäumt,
Hat allen Dank für ſpäten Dienſt verträumt.“

„Beinah nun ſchon zwei ganzer Tage ſteh' ich
Den einz'gen Ritter zu beſiegen an;
Ihn immer noch mir gegenüber ſeh' ich,
Und hab' ihm mehr nicht als am erſten an.
Währt dies noch über eine Stunde, geh' ich
In's Kloſter, rühre nie ein Schwert mehr an,
Und werde Mönch: verdammt ſoll man mich heißen,
Führ' ich im Gürtel wieder je das Eiſen.“

Zwar unverſtändlich war der Rede Schluß,
Zähnknirſchen ließ die Wort' ihn nicht vollenden;
Sein Odem glüht vor Zornes Ueberfluß,
Als ob ihm Mund und Naſ' im Feuer ſtänden:
Auf Agrikan rennt er im vollen Schuß,
Schwingt Durandal nach ihm mit beiden Händen:
Quer durch die rechte Schulter fahr der Hied,
Der unerbittlich durch und durch ihn hied.

Zur Bruſt hinunter glitt die grimme Klinge,
Zerbricht die Rüſtung, trennt den Panzer los:
Dick war er, und von ſeinem Stahl die Ringe,
Doch ward er ganz zerhau'n bis unter'n Schoß.
Zeigt mir den Mann, der ſolch ein Graun vollbringe!
Bis in den Bügel drang der Todesſtoß:
Von Bein zwar, und beſchlagen überall
Mit Erz war er, abhieb ihn Durandal.

Schräg von der rechten Bruſt zur linken Weichen
War der gewalt'ge König durchgehau'n.
Ihm trübt das Auge ſich, die Wangen bleichen,
Und ſchon umdunkelt ihn des Todes Grau'n.
Doch ob auch Geiſt und Leben von ihm weichen,
Rief er dem Paladin doch mit Vertrau'n.
„Ich glaube,“ ſprach er bang mit leiſen Worten,
„An deinen Heiland, der gekreuzigt worden.

„Tauf', o Baron, am Quell mich förderſam,
Eh' mir noch ganz und gar vergeht der Athen!
Und hab' ich auch gelebt in Sünd' und Scham,
Will ich doch ſterbend Gottes nicht entrathen.
Er, der die Menſchen zu erlöſen kam,
Empfang' auch meine arme Seel' in Gnaden.
Wohl beicht' ich dir: mein Fehl iſt grenzenlos,
Doch ſein Erbarmen über Alles groß.“

Der einſt ſo ſtolze König, ſieh, er weinet,
Und hält zum Himmel ſtets den Blick gekehrt.
Dann ſprach zum Grafen er: „Herr, wie mir ſcheinet,
Gewannſt du heute dir das beſte Pferd
Von Allen, die das Tageslicht beſcheinet,
Und je geritten worden auf der Erd':
Es ward genommen einem tapfern Helden,
Der izt gefangen liegt in meinen Zelten.

„Ich kann nicht länger mich erhalten. — Steh
Mir bei! nimm mich vom Sattel, o Baron!
Ach, daß die Seel' nicht gar zu Grunde geh',
Tauf' itzo mich! denn ſieh, ich ſterbe ſchon.
Wenn du mich ſo verſcheiden ließeſt, weh
Dann über dich! du hätteſt Reu' davon.“
Dies und noch manches Wort entfiel dem Braven.
O wie betrübt und jammert das den Grafen!

Voll ſtand von Thränen das Geſicht ihm warm,
Vom Pferd ab ſtieg er auf die Au' ſofort;
Den wunden König nahm er auf den Arm,
Legt' auf den Marmel ihn am Brunnen dort.
Kein Weinen ſtillt noch ſättigt ſeinen Harm;
Vergebung nur fleht er mit ſanftem Wort,
Thät ihm am Brunnquell dann die Taufe ſpenden,
Und bat Gott für ihn mit gefalt'nen Händen.

Nicht lang verzog er dort, da ſah er klar
Geſicht und ganzen Leib wie Eis ihm werden,
Und nahm draus ab, daß er geſtorben war;
Ließ ihn am Brunn dort liegen auf der Erden
Mit allen Waffen, wie er ging, im Haar
Die Kron', das Schwert in Händen, ſonder Fährden.
Worauf er nach dem Pferd ſich umgeſehn,
Und meint Bajarden ſäh' er vor ſich ſtehn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Oper. Spontini.

Dieſe Parodie hat gefallen, und die Direktion des Variétéstheaters dachte, jezt werde das Publikum auch das Original wieder zu ſehen wünſchen, um es mit der Copie zu vergleichen, und ſomit ſind die echten Bayaderen wieder auf zehn Darſtellungen gedungen worden, ſo daß nun jeden Abend einerſeits die echten Bayaderen, andernſeits die falſchen auftreten. Erſtere ſollen der Parodie neulich beigewohnt haben und über die Nachahmung beinahe erſchrocken ſeyn. — Die komiſche Oper iſt unterdeſſen auch nicht unthätig geblieben. Seitdem Mad. Damoreau-Cinti aus London zurück iſt, haben die Darſtellungen der Stücke, in welchen ſie eine Hauptrolle ſpielt, wieder begonnen, und man hat dazu noch einige neue Operetten aufgeführt; ſo eine von Boyeldieus Sohne; ſie heißt Marguerite, gleicht aber weder der weißen Frau, noch dem Kalifen von Bagdad, noch andern Opern des Vaters. Doch dieſer iſt auch nicht mit dem erſten Stücke ein berühmter Tonkünſtler geworden; vielleicht gelingt es dem Sohne ſpäter, vor der Hand iſt es aber ſicher, daß zwiſchen ſeiner Operette und den guten Stücken ſeines Vaters ein großer Unterſchied herrſcht, und daß er noch viel zu thun haben wird, um eine Bildſäule zu verdienen, wie man ſeinem Vater eine zu Rouen errichtet hat. Eine andere Operette, la figurante, hat einen Muſikus des Opernorcheſters Namens Clapiſſon zum Verfaſſer. Ich glaube, Scribe hat etwas an dem Texte gemeiſtert. Clapiſſon hatte früher einige Inſtrumentalmuſik, wie auch mehrere Singſtücke componirt, die man zuweilen in kleinen Concerten hörte. Vielleicht war es etwas zu kühn, ſich von dieſen Stücken ſogleich an eine Operette zu wagen. Man wirft der Muſik Mangel an hervorſtechenden Eigenſchaften vor. Indeſſen wird das Stück doch ziemlich oft gegeben, und vielleicht kann es ſich eine Zeitlang halten. Spontini, welcher der Stadt Paris einen Beſuch abgeſtattet hat, muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man hier faſt nie mehr eine ſeiner Opern aufführt; indeſſen war der Unternehmer der ſogenannten Valentinoſchen Concerte in der St. Honoréſtraße ſo galant, daß er wenigſtens die Ouvertüren einiger Spontiniſchen Opern ſpielen und dabei auf dem Anſchlagzettel ankündigen ließ, Spontini werde in eigener Perſon dem Concerte beiwohnen. Die Opern des großen Meiſters ſind in dem feierlichen und breiten Style geſchrieben, der nun etwas veraltet iſt, wozu noch kommt, daß die von ihm für die Pariſer Oper geſezten Stücke meiſtens aus der römiſchen und griechiſchen Geſchichte gezogen ſind. Die claſſiſche Zeit iſt aber an der Oper ganz vorbei. Hierin iſt die Revolution vollkommen. Es ſchreitet ſeit langen Jahren weder Grieche noch Römer mehr über die Bretter. Vielleicht wird das Publikum auch einmal des Mittelalterlichen müde werden und wieder Geſchmack für's Claſſiſche bekommen; aber einſtweilen iſt dieſer Geſchmack rein weg. Indeſſen ſieht man doch aus der ſchlechten Aufnahme des B. Cellini, daß es mit dem bloßen Mittelalterlichen nicht gethan iſt. — Die Greuelſtücke, welche das Theater der Porte St. Martin gibt, gerathen jezt in einigen Verruf, da ſich aus dem Criminalproceſſe des jungen Malers Boulet ergeben hat, daß er durch häufigen Beſuch dieſer grauſenden Schauſpiele und durch Leſen von Romanen ähnlichen Schlages verdorben worden iſt, und daher den Mord ſeiner Geliebten für keine Schandthat hielt. Bei dieſem Criminalproceſſe zeigte ſich ein ſchauderhaftes Zuſammentreffen von ſchlechten Menſchen und ſchlechten Handlungen, welche nicht alle unter dem großen, der Erziehung ermangelnden Haufen vorgegangen ſind. Wollte man nach einem ſolchen Criminalproceſſe die Sitten in einer Hauptſtadt beurtheilen, ſo müßte man einen ſchrecklichen Begriff davon bekommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus der Lauſitz, September.

Geſchichtliches.

Ich weiß nicht, ob jedem Leſer der Name Lauſitz denſelben Lachkitzel erregt, den Fürſt Pückler in ſeinen Tutti Frutti vorausſezt; allein ich ſollte glauben, daß er ſelbſt Einiges dazu beigetragen haben könnte, dieſes Ländchen aus Dunkel und Vergeſſenheit herauszuziehen. Er hat eben nicht den frommen Sohn an ſeinem Vaterlande geſpielt, aber gerade genug für das Bekanntwerden der Lauſitz gethan, ſo daß nur Einer aufzutreten brauchte, um dieſe bekannte Größe auch in eine geachtete zu verwandeln. Ich für meinen Theil habe dazu weder durch die Geburt, noch irgend durch Verpflichtungen gegen das Ländchen einen beſondern Beruf; doch reizt mich der Antheil, den ich an ihm bei mehrfachen, auch längern Beſuchen habe nehmen lernen, wenigſtens das davon einem weiteren Kreiſe berichtigend mitzutheilen, was ich als ſicher und allgemeines Intereſſe erregend in Erfahrung gebracht habe.

Das ganze Land zerfällt bekanntlich in Ober- und Niederlauſitz, welch leztere bereits ſeit Jahrhunderten dem brandenburgiſchen Hauſe zugehört, während die größere Hälfte der Oberlauſitz entſchädigungsweiſe erſt nach dem lezten Kriege von Sachſen gewonnen worden. Beide Länder haben mithin eine ſchon frühzeitig getrennte Geſchichte. Die der Oberlauſitz iſt ungemein wechſelvoll, und es mag mit daher kommen, daß in ihr die ſlaviſche Volksthümlichkeit troz der unmittelbaren Berührung mit dem ſlaviſchen Böhmen zeitiger und völliger verſchwunden iſt, als in der Niederlauſitz. Die wenigen wendiſchen Striche bei Bautzen und Muskau verſchwinden unter der übrigen ganz deutſchen Volksthümlichkeit weit mehr, als die der Niederlauſitz, die auch in ihren deutſch redenden Gegenden immer noch mehr oder minder den wendiſchen Urcharakter bewahrt hat, der ſich durchaus nicht bloß auf Sprache und Kleidung beſchränkt. Eben durch jene geſchichtlichen Wechſel und Aenderungen hat auch die Oberlauſitz im Ganzen mehr geſchichtliche Bedeutung, und ich möchte ſagen, mehr geſchichtliche Bildung gewonnen, als die Niederlauſitz. Namentlich zeigt ſich dies in dem Städteweſen. Während die Niederlauſitz fortwährend mit Städten und Land unter Markgrafen und theilweiſe unter Herzogen und Herren ſtand, entwickelte ſich in der Oberlauſitz ein ziemlich vollkommen ausgebildetes und mächtiges Städteweſen. Es entſtand der Bund der ſogenannten Sechsſtädte. Sie ſind namentlich: Bautzen, Görlitz Zittau, Lauban, Löbau und Kamenz. Bautzen oder Budiſſin galt von früh an für die Hauptſtadt des Bundes; ſie hatte den Beinamen der ſchönen. Die übrigen hießen: Görlitz die große, Zittau die reiche, Lauban die arme, Löbau die kleine und Kamenz die alte. Von ihnen haben in Hinſicht auf Handel, Geſchichte und Bildung die drei erſten und größten eine ziemliche Wichtigkeit erlangt, und würden noch zu größerer Bedeutung gelangt ſeyn, wenn ſie nicht in ihrer Blüthe durch den ſogenannten Pönfall unter Kaiſer Sigismund unterdrückt und für lange gedämpft worden wären.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. Oktober 1838.

Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angeborenes Maß, dem entfeſſelten Norden fremd!

Platen.

Volksthümliches aus Portugal.

Ein Stiergefecht in Villa Franca.

Ländlich, ſittlich! — dieſes gemeine Sprichwort findet in allen Ländern und unter allen Nationen ſeine Anwendung; hier heißt es: Cada terra seu uzo, cada roca seu fuso. In andern Ländern feiert der Landmann ſein Erntefeſt, ſeine Kirmes, ſeine Hochzeiten und Kindtaufen, ſeine Verlobungen und Beerdigungen mit Trinkgelagen. Dabei gibt es oft Zank und Streit, blutige Köpfe, und zu guter Lezt Strafen wegen Störung der öffentlichen Ruhe. Betrachten wir in dieſer Hinſicht ein portugieſiſches ländliches Feſt, ſo trägt es einen ganz andern Charakter, und wir müſſen mit Scham bekennen, daß dieſes ſo verſchrieene Volk bei ſolchen Gelegenheiten weit anſtändiger, geſitteter und ruhiger ſich beträgt als die ſogenannten civiliſirteren Völker. In Portugal werden auch Feſte wie jene gefeiert, beſonders nach beendigter Ernte, aber mit dem Unterſchiede, daß das Volk nicht handelnde Perſon iſt, ſondern bloßer Zuſchauer. Es ſind nur Feſte für's Auge, die ſie veranſtalten, und die Nüchternheit dabei geht oft ſo weit, daß ſie Hunger und Durſt leiden, wenn ſie nicht etwas bei ſich führen, oder den vielen Waſſerträgern, die ihr unſchuldiges Getränke feil bieten, etwas zu verdienen geben; während es bei deutſchen Volksfeſten vorzüglich auf Eſſen und Trinken abgeſehen iſt, und das Vergnügen in wilder Ausgelaſſenheit, in Springen und Toben ſich äußert, glänzt hier bei aller Nüchternheit eine ungetrübte Freude auf allen Geſichtern, es herrſcht geſpannte Aufmerkſamkeit auf das, was da kommen ſoll, und der größte Enthuſiasmus, wenn etwas ausgeführt wurde, was anſprechend war. Zu dieſen Volksfeſten auf dem Lande gehören denn nun vorzüglich die ſo beliebten Stiergefechte, die mehrere Tage dauern und zu welchen die Landleute viele Meilen weit aus der Nachbarſchaft zuſammenkommen. Gewöhnlich trägt auch die ganze nächſte Umgebung ihr Scherflein dazu bei, um das Feſt recht brillant zu machen und dafür einen Platz als Zuſchauer zu erhalten.

Mit Recht hat man wohl in frühern Zeiten die Stiergefechte als barbariſche Vergnügungen verſchrieen; denn man focht mit ungleichen Waffen. Dem Stier wurden die ſeinigen unſchädlich gemacht, ſeine ſpitzen Hörner erhielten lederne Knöpſe, wie Stoßrapiere auf dem Fechtboden; die Fechter dagegen hatten ſcharfe und ſpitze Lanzen und ſchneidende Schwerter, womit dem wüthenden Thiere, das ſich nicht rächen konnte, die furchtbarſten Wunden beigebracht wurden, bevor es einem gelang, ihm den Todesſtoß zu geben. So war es ſeit langem in Portugal; nicht ſo in Spanien, wo man noch jezt edler verfährt, wo man dem Stier den vollen Gebrauch ſeiner Waffe

Digitized by Google

läßt, ſo daß es Leben um Leben gilt. Seit der Einführung der neuen Verfaſſung in Portugal iſt dies, wie ſchon in einem frühern Aufſatze (Nr. 23 und 24, 1838) gezeigt worden, nun auch hier anders: die Stiergefechte dürfen nicht mehr ſo rohe Thierquälereien ſeyn, keine ſcharfe Waffe darf mehr gegen das Thier angewendet, es darf nicht mehr durch angehängte Schwärmer geſengt und gepeinigt werden; das Ganze iſt jezt nur eine unſchuldige Neckerei, die den Stier nicht ſchmerzt, allein wüthend macht, weil man ſeinen Spott mit ihm treibt, ſo daß gegenwärtig der Vortheil auf Seiten des Stiers iſt und die Gegner oft den Kürzeren ziehen, wenn es ihnen an Geſchicklichkeit oder Behendigkeit fehlt, oder wenn ſie ihre Kräfte zu hoch anſchlagen. — Der Applaus der Menge, der bald dem Stiere, bald dem verwegenen Fechter gilt, erhöht das Vergnügen, denn es ſpornt die Angreifer zu neuer Thatkraft und macht den Stier immer wüthender. Stundenlang hält das Volk mit dem lebhafteſten Intereſſe dabei aus. Hunger und Durſt werden darüber vergeſſen, und in Schweiß gebadet, erträgt man ohne Klage den furchtbarſten Sonnenbrand. — Bei dieſen ländlichen Feſten pflegte ich in früheren Zeiten ſelten zu fehlen, und im Juli 1836 entſchloß ich mich wieder mit einem Freunde, dem drei Tage dauernden Stiergefecht, das jährlich in dem ſechs Stunden weit am Tajo aufwärts gelegenen Flecken Villa Franca gehalten wird, wenigſtens einen Tag lang beizuwohnen.

Villa Franca iſt einer der vorzüglichſten Hafenflecken an den Ufern des Tajo, der gegen 4600 Einwohner zählt, die ſich von Ackerbau und Viehzucht, Salzbereitung, Schiffahrt nähren, und ſich auch viel mit Kleinhandel beſchäftigen. Es iſt hier der Hauptſtapelplatz für alle Reiſenden aus den öſtlichen und nördlichen Provinzen, ſo wie der Maulthiertreiber für die Frachten, die man der größeren Bequemlichkeit wegen von hier aus zu Waſſer nach Liſſabon führt, oder von dort hieher bringt, um ſie dann weiter zu Land zu transportieren. Villa Franca iſt daher gewiſſermaßen eine Vorſtadt Liſſabons, wo der Reiſende ſeine Toilette macht und entweder ſeine Reiſekleider anlegt, mit Stiefel und Sporn, um nun ein mageres Maulthier zur Weiterreiſe in's Land zu beſteigen, oder wo er den Staub abſchüttelt und ſich ſtädtiſch zurichtet, um blank in Liſſabon zu erſcheinen. — Natürlicherweiſe muß man an einem ſolchen Orte einen großen Verkehr vermuthen; man ſollte glauben, gute Gaſthäuſer müßten hier einen einträglichen Verdienſt haben, und dennoch ſieht man ſich darin betrogen. Villa Franca bietet darin ein eben ſo trauriges Bild wie die meiſten Landſtädte Portugals; auch hier iſt für die Maulthiertreiber beſſer geſorgt als für die Bequemlichkeit anſtändiger Reiſenden. Hiemit ſchon vertraut, waren wir auf alle Leiden gefaßt, und entſchloſſen uns zu dieſem Ausflug mehr, um einmal eine kleine Veränderung in das tägliche Liſſaboner Schlaraffenleben zu bringen, als daß wir uns ein wirkliches Vergnügen verſprochen hätten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Roſenmädchen von Mailand.

(Fortſetzung.)

Unter dem Vorſprung eines Hauſes blieb Giovanni plötzlich ſtehen, horchte und hauchte einen kaum vernehmbaren Ziſchlaut durch die Zähne, worauf der Andere, dem wohlbekannten Zeichen Folge leiſtend, vorſichtig näher kam, bei dem Gebieter ſtehen blieb, und auf die Frage, ob er nicht Schritte vernehme? die Antwort flüſterte: „Die Hunde haben die Naſen im Wind.“ — „Beſchwichtige ſie!“ ſagte Visconti, und während Giramo nun mit ſtreichelnder Hand die Bluthunde beruhigte, ging leiſen Schrittes, ohne die Lauſcher im tiefen Schatten zu gewahren, ein Mann ſo hart an ihnen vorüber, daß ſein Mantel ſie ſchier ſtreifte, blieb am nächſten Hauſe ſtehen, ſchnalzte dreimal mit der Zunge, wiederholte, da es unbeantwortet blieb, noch einige Mal das Zeichen, aber ſtets vergeblich, und ſchlug endlich mit derber Fauſt an die Pforte, den Namen Setta erſt leiſe, dann immer lauter rufend. Während der ungeſtüme Gaſt alſo lärmte, lehnte Visconti die Lippen an Giramos Ohr und flüſterte: „Mir iſt es, als ob ich dieſes Haus kennen ſollte, ſo wie die Stimme deſſen, der hineinzudringen begehrt. Laß dir kein Wort entgehen.“ Oben öffnete ſich ein Laden, und eine weibliche Stimme rief herab: „Geh heim, du Nachtſchwärmer, und ſtöre nicht den Schlummer ehelicher Leute.“ Hohnlachend verſezte der Ankömmling: „Ei, ſeit wann mißkennt das Roſenmädchen ſeine beſten Freunde?“ — „Ihr ſeyd es, edler Herr?“ — „Ich ſelbſt. Oeffne!“ — „Vergebt, Herr, wenn ich es Euch abſchlage.“ — „Haſt du Beſuch?“ — „Welch kränkender Argwohn! Ich bin allein, ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe.“ — „Hab' Acht, Setta! du verlierſt mich auf immerdar, wenn du nicht andere Saiten aufziehſt.“ — „Ich habe Euch bereits entſagt, Gianettino.“ — „Mir entſagt, Unglückliche? Und weßhalb? Hat etwa dein leichtfertig Herzlein ſich einem andern zugewendet?“ — „Warum ſollt' ich's leugnen?“ — „Und wer iſt der Beglückte?“ — Die Dirne ſeufzte und entgegnete: „Ich kenne ihn nicht.“ — „Undankbare, du willſt mich betrügen.“ — „Ich bin nicht undankbar, und damit Ihr Euch überzeugt, will ich Euch getreulich berichten, wie Alles ſich begeben. Ihr wißt, daß vor Kurzem meine Mutter ſtarb —“ — „So? iſt ſie todt? Sie war alt genug zum Sterben, und iſt auch weiter

Digitized by Google

nicht Schade um ſie.“ — „Ich weiß wohl, Herr, daß ohne ſie ich niemals weder die Eure noch irgend eines andern geworden wäre, als deſſen, dem ich vor dem Altar Treue gelobt hätte. Aber ſie war zu ſchwach, um das harte Brod der Mühſeligkeit zu eſſen, ſie war meine Mutter und ruhe in Frieden. Da ſie jedoch noch auf dem Schragen lag, wollten die Leute ſie nicht begraben, weil ich kein Geld hatte, um die Koſten zu decken, und es war ſchon der dritte Tag, daß ich jammernd untee meiner Thüee die Hulfe der Vorubergehenden anflehte, ohne etwas anderes, als Hohn und Spott geerntet zu haben; da kam ein junger Cavalier, den ich vorher nie geſehen, mit vielen Dienern des Weges geritten, fragte nach der Urſache meines Jammers und verhieß mir Hülfe in wenigen rauhen Worten, die mir aber wie himmliſche Muſik erklangen. In der nächſten Stunde kamen die Träger mit der Bahre und holten die Leiche zur Ruheſtätte in geweihter Erde. Seit ich aber den ſchönen Ritter geſehen und in ſeine ſtolzen Augen geblickt, iſt mir mein ſchmachbedecktes Daſeyn zur Laſt, und ich habe zu der gnadenreichen Mutter einen theuren Eid geſchworen, fortan mich eines frommen Wandels zu befleißigen und nur dem Andenken des Mannes zu leben, deſſen ich ſo unwerth bin.“ Gianettino lachte hell auf. „Verſpottet mich nach Euerm Belieben,“ rief das Roſenmädchen; „Ihr habt Euern Beſcheid, gute Nacht!“ — „Halt noch ein wenig, du Spiegel aller Frauen Mailands,“ ſagte jener; „was gibſt du mir, wenn ich dir den Namen des unbekannten Cavaliers verrathe?“ — „Nicht viel, Herr. Die Heiligen kennen ihn und wiſſen, für wen ich bete, wenn ich ihn auch nicht zu nennen vermag.“ — „Ich will ihn nennen, doch nicht zur Freude deines Herzens, ſondern dir zur Pein und Strafe, du Thörin. Kennſt du den, welcher Greiſe und Kinder niedermetzeln ließ, weil ſie um Frieden bettelnd ſich ihm nahten? der den Prieſtern am Altar ſelbſt verbietet, das ihm ſo verhaßte Wort Frieden nur auszuſprechen? der ſo mit Verbrechen aller Art ſein Gewiſſen belaſtet, daß einſt am jüngſten Tag der Erzengel ſchaudern wird, ſie alle zu nennen? Nun denn, dieſer blutige, räuberiſche, treuloſe, kirchenſchänderiſche Visconti iſt der, welchem dein verblendetes Herz ſich weiht. Wiſſe das und verzweifle!“ Setta ſchlug mit einem Schrei das Fenſter zu und der abgewieſene Galan ging von dannen, während Giramo vergeblich auf das Zeichen harrte, das er erwartete, den ſchmähſüchtigen Feind einem ſchnellen und grauſamen Tode zu weihen; ſtatt deſſen ſezte nach kurzer Friſt der Herzog ſeinen Weg fort, bis zu einem freien Platz, und ſagte dann zu dem Begleiter: „Haſt du ihn erkannt, den Frevler?“ — „Nein.“ — „Aber ich; ſonſt wäee er nicht lebendig von der Stelle gekommen. Ich habe ein theures Pfand von ihm in Händen und nur, um ſein falſches Herz mit gräßlicheren, als den Qualen des Todes zu zerfleiſchen, dulde ich, daß es noch einige Zeit ſchlage. Dieſe Nacht war reich an Ausbeute; ich habe in Poſtella einen falſchen Freund entlarvt und in dem Roſenmädchen eine dankbare Seele gefunden.“ Auf dieſe Rede ſchwieg Giramo eine geraume Weile, bevor er mit bedachtſamer Bosheit verſezte: „Ihr fallt aus einer Verblendung in die andere, Herzog; kaum heilte Euch ein ſeltſamer Zufall von Eurem blinden Vertrauen auf dieſe Poſtellas, ſo fangen Euch ſchon wieder die loſen Reden einer Dirne, die recht gut weiß, wer ihrer Mutter Beſtattung anbefohlen, und nur darauf rechnet, daß die Kunde von Settas frommer, ſtiller Liebe zu dem unbekannten Ritter endlich zu des Heern Ohr gelangen werde.“ — „Du könnteſt Recht haben, Alter,“ verſezte Visconti, „und ich werde Gelegenheit ſuchen, Settas gute Vorſätze zu prüfen, indem ich ſie rauh und abſtoßend behandle.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Lauſitz, September.

(Fortſetzung.)

Gewerbe und Ackerbau.

Als die Städte an das Churhaus Sachſen gefallen waren, bewahrten ſie zwar noch im Verein mit den adeligen Ständen die beſondere, ziemlich bevorrechtete Verfaſſung der Oberlauſitz, die von Budiſſin aus gehandhabt wurde; allein um die frühere ſtädtiſche Selbſtſtändigkeit und Bedeutung war es doch gethan; ſie nahmen im Ganzen ziemlich redlich Theil an der gerühmten Treue der ſächſiſchen Unterthanen gegen ihre Herrſcher, und hatten unter der milden, freilich auch mißbrauchreichen Verwaltung auch alle Urſache dazu. Das Land iſt in ſeinem größten Theile durch ſeine Lage in und an den ziemlich rauhen, wenn auch nur mittelhohen lauſitziſchen Gebirgen (Erhebung der Lauſche bei Zittau etwa 5000 Fuß) weniger auf Feldbau, als auf Handel und Gewerbe angewieſen, und wie in allen Gebirgsgegenden, finden wir auch hier die langen, in den Thälern an kleinen Gewäſſern ſich ſtundenlang hinziehenden Fabrikdörfer. Namentlich iſt dies der Fall in der beſonders gebirgigen Gegend von Zittau, zu welcher Stadt ſelbſt, außer bedeutendem Berg- und Waldgebiete, einige und dreißig große Fabrikorte gehören, von denen mehrere zwei Kirchen und manche an 6 — 8000 Einwohner haben. Dahin gehöre unter andern gegen die böhmiſche Grenze hin, zwei Stunden von Zittau, das Dorf Großſchönau, das mit ſeinen Damaſtwebereien, ſelbſt neben den nachgeahmten Berlinern, noch einzig in der Welt daſtehe, und noch jezt, wenn auch nicht den alten, ungeheuern Reichthum, doch noch ſehr bedeutende Wohlhabenheit aufzuweiſen hat, freilich, wie alle Fabrikorte, neben großer Armuth. Linnenweberei und Bleichen ſind die Hauptfabriken. Dieſe großen Fabrikdörfer, die, weil ſie zum Theil Zittau angehören, dieſer Stadt mit zum Namen der reichen verholfen haben, erſtrecken ſich über die Grenzen der Lauſitz hinaus nach Böhmen, und innerhalb derſelben gegen Görlitz, Lauban, Bautzen, Löbau und Kamenz. Bloß die Niederungen der Oberlauſitz, in ihren an die Niederlauſitz grenzenden Theilen, ſind ausſchließlich dem Ackerbau beſtimmt. Gleichwohl ſind jene obern Gegenden

Digitized by Google

nichts weniger als unfruchtbar, vielmehr iſt der Boden weit fetter und beſſer, als der der Ebene; nur iſt freilich des beſtellbaren Landes unverhältnißmäßig wenig. der Wohlſtand der Ackerbauer aber im Ganzen gleichmäßiger und anſehnlicher hier, als in der Ebene, weil erſtlich der Ertrag und zweitens Abſaz und Preis hier verhältnißmäßig weit bedeutender ſind, wie es aus der Lage der Sache natürlich ſich herausſtellt. In neuerer und neueſter Zeit hat nun auch die Oberlauſitz völlig aufgehört, ein Ganzes zu bilden, ſeit ein bedeutender, ja der größte Theil derſelben, von den ſächſiſchen Landen abgeſchieden, unter preußiſche Hoheit übergegangen iſt. Es iſt dies im Ganzen der niedrige und ackerbauende Theil der Oberlauſitz, der leztere wenigſtens ganz. Er begreift bekanntlich die Städte Görlitz und Laudan und die Kreiſe Görlitz, Laudan, Rothenburg und Hoyerswerda, wovon die beiden erſten noch zum größten Theil dem Gebirge, die beiden lezten ganz der Ebene angehören.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, September.

(Beſchluß.)

Skandal.

Zufällig trifft dieſer Criminalproceß mit zwei andern zuſammen, welche die Meinung von der Sittenloſigkeit der Pariſer beſtätigen müßten, wenn man nicht auch manche Beiſpiele des Gegentheils kennte. Der eine dieſer Criminalproceſſe iſt der, in welchen Herr de Mauchamp und die durch ihre Bittſchriften in Betreff der Frauenrechte berüchtigte Dlle. Poutret, welche für die Frau dieſes Herrn de Mauchamp galt und ſich auch dafür ausgab, verwickelt geweſen ſind, und welcher ſo ärgerlicher Natur war, daß das Gericht ſich genöthigt geſehen hat, die Zuhörer auszuſchließen und die Verhandlungen bloß in Gegenwart der Geſchwornen, der Anwälte und der Zeugen vorzunehmen. Nur das Urtheil iſt öffentlich bekannt geworden. Es geht daraus hervor, daß das Haus dieſer Beiden der Schauplatz abſcheulicher Sittenloſigkeit war, weßhalb Mauchamp zu zweijähriger Gefangenſchaft verurtheilt wurde, Dlle. Poutret iſt an das Polizeigericht verwieſen worden. Dies wird das Ende ihrer Schriftſtellerei ſeyn, und ſchwerlich wird ſie künftig noch Vorträge über die Ausdehnung der Frauenrechte halten; ſie hat bereits allzu großen Mißbrauch mit den Frauenrechten getrieben. Einer andern Schriftſtellerin, der Flora Triſtan, iſt es noch ſchlimmer gegangen: ſie iſt von ihrem eigenen Mann erſchoſſen worden. Zwar iſt ſie an den Wunden noch nicht geſtorben, man zweifelt aber ſehr an der Möglichkeit ihrer Geneſung. Dieſe junge Frau hatte in der Ehe ſo unglücklich gelebt, daß ſie auf ihre Klage von ihrem Mann gerichtlich getrennt worden war. Vielleicht hätte ſie ſich mit dieſem Erfolge begnügen ſollen; ſie wollte aber das Publikum von allen Umſtänden ihres unglücklichen Ehelebens in Kenntniß ſetzen, und ſchrieb daher ihre **Wanderungen einer Pariafrau.** Beim Erſcheinen dieſes Werkes ließ ſich in den Tagblättern manche mißbilligende Stimme hören. Wozu dieſe ganz proſaiſche Aufdeckung häuslicher Verhältniſſe, welche höchſtens die vertrauten Bekannten der Verfaſſerin mit Antheil vernehmen? Wo wollte es hinaus, wenn Alle, deren Ehe nicht glücklich ausgefallen iſt, ihre Klagen wollten laut werden laſſen? So hieß es in den Tagblättern; auch bemerkte man, daß das Publikum, um unparteiiſch urtheilen zu können, die Klagen beider Theile hören müßte, wozu es aber weder Luſt, noch Zeit habe. Wer ſich für dergleichen Geſchichten intereſſire, habe ja ſchon an den gerichtlichen Verhandlungen in den Zeitungen genug. Ob der Mann durch dieſe Veröffentlichung erbittert worden iſt, hat man nicht erfahren. Nur ſo viel weiß man bis jezt, daß er der von ihm getrennten Frau ſeit einiger Zeit nach dem Leben trachtete, unter dem Vorwand, er wolle ſeine Tochter, die nach dem richterlichen Ausſpruche bei der Mutter geblieben war, dem ſchlechten Beiſpiel entziehen, welches dieſe dem Kinde durch ihre ſchlechte Aufführung gebe. Neulich ſcheint ſeine Erbitterung auf den höchſten Punkt geſtiegen zu ſeyn, und als ſeine Frau, welche vor ſeinen Nachſtellungen gewarnt worden war, auszugehen hatte, ſchoß er ihr vor dem Hauſe eine Kugel durch den Leib, und äußerte hernach gegen den ihn verhaftenden Polizeicommiſſär, er bereue keineswegs die That, ſondern würde ſie nochmals begehen, wenn er könnte und es nöthig wäre. Dies iſt eines der ſchrecklichen Beiſpiele von den Folgen unglücklicher Ehen, deren es hier freilich manche gibt, aber doch vielleicht nicht mehr, als anderswo. Statiſtiſch läßt ſich dies nicht nachweiſen, ſeitdem die gerichtliche Eheſcheidung aufgehoben iſt. Vielleicht würde dieſe, wenn ſie wieder eingeführt würde, dergleichen Verbrechen zuvorkommen; aber gerade, weil ſie von Frauen, wie Dlle. Poutret und Flora Triſtan, verlangt wird, mögen manche Staatsmänner Bedenken tragen, ſie zu bewilligen. Die Deputirtenkammer hat ſich zu Gunſten der Eheſcheidung erklärt, aber die Pairskammer iſt dagegen. Wahrſcheinlich ſind die Herren Pairs alle ſelig in ihren Ehen, oder haben Mittel, ſich zu tröſten, wozu man ihnen Glück wünſchen muß.

Dg.

Strecklogogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. iſt ein Weginſpektor, der, wenn ſeine Anleitung befolgt wird, lauter gerade Straßen ſchafft, und ohne 6 ſelbſt zum Wege wird, welchen aber bloß die Lateiner finden können. Heftest du ihm aber, ſtatt 4 und 5, 2 und 4 an, ſo iſt er auch Deutſchen zugänglich; er wird oft mit einer Schnellpoſt befahren, die weder Pferde, noch Dampf braucht. Dieſer deutſche Weg iſt aber zugleich ein furchtbares Mordinſtrument, gefährlicher als das des Alibaud, das ganze Glieder zu Boden ſtreckt, wenn ſein Chef Feuer commandirt. Nimm dem Weginſpektor 5 und 6, ſo wird er ein Frauenzimmer, das ſich beſſer auf 5. als auf 4 endigt, aber, ſo wie es iſt, ein berühmter Botaniker wird, wenn du ihr 5 verdoppelſt. 1. 2. 3. iſt franzöſiſcher Flachs, der ſich aber mit 4 zwiſchen 1 und 2 in deutſchen verwandelt. Laß ihn franzöſiſch und ſtülpe ihn um, ſo wird ein Fluß daraus, der ein Land nährt, wenn er es verheert, und zu Grunde richtet, wenn er in ſeinen Ufern bleibt. Mit 5. 6. 4. haſt du ein ausländiſches beliebtes Getränk, ſtatt deſſen wir in Deutſchland mit gutem Bier vorlieb nehmen; ſetzeſt du aber 2 ſtatt 4, ſo trozt es der ottomaniſchen Pforte. Mit 5. 5. 6. wird ein Fiſch daraus, gleich einer Schlange; nimmſt du aber 5. 6. 6. 5, ſo darfſt du nur hintendrein hauchen, um einen großen Gott zu bekommen. 6. 5. allein iſt die alte Leier, die ſchon millionenmal geſungen worden; in ſie wirf 4 hinein, ſo wird eine Jüdin daraus, berühmt durch Häßlichkeit, die ihrer ſchönen Schweſter den Mann geſtohlen, und ſpäter mit ihr getheilt hat. Wenn du viele Glücksgüter begehrſt und 5. 6. 1. 4. bekommſt, ſo haſt du mehr, als du verlangſt; ſie werden ein Spaziergang, wenn du 4 verdoppelſt. Läßſt du es aber weg, ſo bleibt dir noch immer die ganze Welt übrig. In 4. 2. 1. 4, wie er verfaßt iſt, dieſen Logogriph zu errathen, möchte nicht eben ſo leicht ſeyn; wenn du ihn aber 3. 2. 4.=mal erräthſt, ſo bringſt du ihn in deinem Leben nicht heraus.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. Oktober 1838.

O 'twas the foulest deed to slay the babe,
And the most merciless, that e'er was heard of!

Shakespeare.
Richard III.

Das Roſenmädchen von Mailand.

(Fortſetzung.)

Da nun im Oſten der junge Tag zu grauen begann, lenkten die Beiden ihre Schritte heimwärts, doch nicht zur Ruhe, denn kaum war die Sonne emporgeſtiegen, als im Zwinger des Pallaſtes Visconti ein Schauſpiel ſich bereitete, das alle früheren Schreckniſſe des unſeligen Aufenthalts vergeſſen machte. Des Herzogs Knie umſchlang ein zarter Knabe, mit naſſen Augen und bebender Stimme, um Schonung flehend, ſo daß ſelbſt Giovannis rauhe und unerbittliche Begleiter eine Regung von Mitleid fühlten. „Laß mich von dannen, Herr!“ flehte das Kind, „bin ich doch zu klein und ſchwach, als daß ich ein Verbrechen gegen dich verüben könnte.“ — „In dir treffe ich deinen Vater, den Verräther.“ — „O Herzog, wenn ich dich beleidigt, ſo ſtrafe mich, wie Kinder geſtraft werden ſollen.“ — „Die Amme hat nicht vergeſſen, dem jungen Otterngezücht die Zunge zu löſen,“ höhnte Visconti, und die umherſtehenden Schranzen ſtimmten in das Gelächter ein, während ein Schauer ihre harten Herzen überlief, da auf des Gebieters Wink Giacomo einen mächtigen Bluthund an den bebenden Knaben hetzte. Der Moloß, mit glühenden Augen und gefletſchten Zähnen, hatte in zwei Sätzen ſein Opfer erreicht, das die Zeugen bereits zerriſſen und verſchlungen zu ſehen wähnten, als der Hund ſich friedfertig neben den Kleinen hinlagerte, nachdem er ihn beſchnuppert und beleckt. Wüthend ſchrie Visconti: „Dran, Guercio, dran!“ und Giacomo: „Faſſ', huſſah, faſſ'!“ Und da der Hund nicht auf den Zuruf hörte, befahl der Herzog, die grimmige Sibillina zu löſen. In dieſem Augenblicke ſtürzte eine junge Frau mit aufgelöſten Haaren und im Nachtgewande athemlos in Viscontis Arme und rief: „Laß den Knaben frei!“ — „Fort, thörichtes Weib!“ — „Du hoffſt ja ſelbſt einſt Vater zu werden, darum ehre die Gefühle eines Vaters; ſchone das Kind, das nicht einmal die Beleidigungen verſteht, welche du an der Unſchuld rächen willſt. Deine Gattin, Malateſta's Tochter, fleht um dieſes Kindes Leben.“ — „Schweig!“ unterbrach Visconti die Flehende und ſchleuderte ſie mit ſtarker Fauſt in die Arme ihrer Kammerfrauen, während ſein ungeduldiger Blick ſich auf den lauernden Giacomo wandte, der alſobald die zottige Sibillina löste und anhetzte; da aber erhob ſich Guercio auf ſeinen breiten Pfoten und knurrete die nahende Gefährtin an, ſo daß dieſe augenblicklich ihren Grimm in Demuth verkehrete, wedelnd und gebückt herbeikroch und ſich zu des Knaben anderer Seite niederlegte, der, Muth faſſend, mit den zarten Händchen die furchtbaren Thiere liebkoste. Da rief Antonia: „Sieh, Giovanni, der Himmel

Digitized by Google

gibt dir ein Zeichen ſeiner langmüthigen Gnade. Biete ihm nicht länger Troz!“ Die Umherſtehenden, gerührt durch das Wunder, welches die Herzogin pries, und durch des Knaben kindliche Zuverſicht, erwarteten das Wort der Befreiung; aber Visconti, grimmiger als die Bluthunde, härter und grauſamer als ſeine rauhen Gefährten ſelbſt, ließ keine andere Regung ſehen, als die ſteigende Wuth, und wie endlich ſogar Giramo ermüdete, den Hunden zuzurufen, ſtampfte der Herzog mit dem Fuß und winkte mit der Hand; da blizte in Giramos Fauſt die Klinge, der Knabe wälzte ſich in ſeinem Blute, entſezt floh Antonia mit ihren Frauen, und befriedigt kehrte der Tyrann dem ſchaudervollen Auftritt den Rücken zu.

Während der blutdürſtige Visconti auf ſolche Weiſe alle Geſetze der Menſchlichkeit, des Vertrauens und der Klugheit mit Füßen trat, indem er das ſeiner Obhut übergebene Knäblein, welches an ſeinem Hofſtaat adelige Sitte und ritterliches Gewerb lernen ſollte, ſo ſchmählich hinmordete, pflückte Setta mit eilfertiger Hand und klopfendem Herzen die im Morgenthau glitzernden Roſen, und eilte raſchen Schrittes der Stadt zu; denn Poſtellas Rede hatte in ihrer Seele einen Entſchluß geweckt, deſſen Ausführung mit Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft war. Unter dem gaſtfreien Dach des Roſenmädchens hatten ſich nämlich ſchon oft vornehme Herren zuſammengefunden und, indem ſie von dem Unglück des Staates ſprachen, auch die Mittel beredet, das Vaterland zu befreien und den allgemein geliebten Aſtor Visconti, einen Baſtard des edlen Barnabas, auf den herzoglichen Stuhl zu ſetzen. Setta war zum Theil von den Verſchwornen in's Vertrauen gezogen worden, zum Theil hatte ſie mehr erlauſcht und errathen, als jene ahneten; doch hatte ſie willig Beiſtand geleiſtet, Kundſchaften eingezogen und Botſchaften hin und her getragen; jezt aber begehrte ſie nichts ſehnlicher, als den bedrohten Herzog zu warnen, ſeit ſie wußte, daß ihr unbekannter Geliebter kein anderer als er ſey. — Doch wie ſie auch eilen mochte, von innerer Angſt und Sorge getrieben, ſie konnte nur langſam durch die Straßen dringen, in denen die Maſſen ſich drängten, wenn auch nicht ſtreitend, ſcheltend und aufrühreriſch wie ſonſt; alle ſchienen einig, aber die beſtürzten und bleichen Geſichter ließen errathen, daß endlich das Unglück hereingebrochen, das groß und fürchterlich genug war, die getrennten Gemüther in gemeinſamem Haß zu vereinen. „Sollte er ermordet ſeyn? ſollte ich zu ſpät kommen?“ fragte Setta ſich ſelbſt, doch wagte ſie nicht, an irgendwen ein Wort zu richten, und vermochte nicht zu erlauſchen, was die Leute, ſcheu umherblickend, einander in die Ohren ziſchelten, und was jeglicher doch ſchon zu wiſſen ſchien. Endlich gelangte ſie zu dem herzoglichen Schloß, auf deſſen Freitreppe eben im Hermelinmantel der geliebte Unbekannte erſchien, umgeben von zahlreichen Wachen, in deren Kreis zu dringen für das Mädchen unmöglich war, da ſich juſt der Zug in Bewegung ſezte.

(Der Beſchluß folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſezung.)

Morgens neun Uhr begaben wir uns an Bord des kleinen Dampfboots Herzog Palmella. Sein Schlot ſpie dicke, dunkle Dampfwolken zum blauen, wolkenloſen Himmel empor, von dem die Sonne nach Art dieſer Jahreszeit ſchon um dieſe Stunde die brennendſten Strahlen herabſandte; ein überſpanntes weißes Segel ſchüzte uns gegen ihre Heftigkeit, und die windſchnelle Bewegung des Schiffs, ſo wie die kühle Waſſeratmoſphäre verſezten uns in eine höchſt angenehme Temperatur, nicht zu heiß und nicht zu kühl, wie ſie nur den ſüdlichern Climaten eigen, aber keineswegs ſo häufig iſt, als ſich's die enthuſiaſtiſchen Nordländer vorſtellen, die ſo gerne von dem Fächeln, Duften, Säuſeln und Liſpeln ſüdlicher Lüfte ſprechen, als wenn man fortwährend darin wie in einem aromatiſchen Bade läge. Sie wiſſen aber nicht, daß man auf zwei ſolcher Tage, von welchen man ſagen kann, ſie gefallen mir, zwanzig rechnen muß, an welchen man ſchlechterdings keinen Naturgenuß findet; und man flüchtet hier ſo gut und öfter zwiſchen die vier Wände wie im Norden, entweder vor den erdrückenden Sonnenſtrahlen oder den kühlen, unausſtehlichen Zugwinden, die fortwährend wirbelnde Staubwolken in den Lüften halten; man ſchließt ſelbſt im hohen Sommer Fenſter und Thüren wie bei uns im ſtrengen Winter, um ſich durch jene Zuglüfte nicht zu erkälten, und badet dafür lieber im Schweiße.

Nun, wie geſagt, der Morgen war ungemein ſchön auf dem Waſſer und das Dampfboot nicht überfüllt, da die meiſten Liebhaber dieſes ländlichen Feſtes, wovon heute der lezte Tag begangen wurde, ſchon an den vorhergehenden Tagen dahin abgegangen waren. Die meiſten vornehmern Perſonen, welche das hintere Deck einnahmen, beſtanden alſo diesmal nicht aus Vergnügungs-, ſondern aus Geſundheitspaſſagieren, welche in's Bad reiſten, nach jenen Caldas da Reinha, der lezten Inſtanz für alle Kranken, wohin die Aerzte dieſelben verweiſen, wenn ſie alle Recepte durchprobirt haben. Es ſprudeln daſelbſt warme Schwefelquellen, die für Alles gut ſeyn müſſen; denn es gibt zwar außer dieſem Bade in Portugal eine

Menge mineraliſcher warmer und kalter Quellen, ſie werden aber nicht benuzt, oder ſie ſind zu entlegen. Nach Caldas da Reinha ſpediert man alſo alle mit chroniſchen Krankheiten Behafteten aus den Provinzen Eſtremadura, Beira baixa und Alemtejo, und auf unſerem Schiffe befanden ſich Lungenſüchtige, Leberkranke, Rheumatiſche, Ausſätzige, Krieger mit alten, ſchmerzenden Wunden. Es iſt aber hier zu Lande noch nicht Mode, wie in Deutſchland, daß auch die Geſunden gleich Strichvögeln in die Bäder ziehen. Nur Zugen von Kranken begegnet man hier in ſchwerfälligen Caleſen, mit magern Maulthieren beſpannt, die im langſamen Schritt auf ſchlecht gepflaſterter Straße vorwärts ſchreiten, oder in Sänften, von Maulthieren getragen. Auf dem Schiffe, wo Jeder am heutigen Morgen die Seinigen mit den beſten Hoffnungen verlaſſen hatte, drehte ſich die ganze Unterhaltung um die körperlichen Moleſtias und um die Fortſetzung der Landreiſe von Villa Franca oder Villa Nova da Reinha nach Caldas; man freute ſich, von dieſem und jenem zu vernehmen, daß er in derſelben Abſicht deſſelben Wegs ziehe; denn die Straßen waren höchſt unſicher, man hatte eine waldige Gegend zu paſſiren, wo viele Raubanfälle und Mordthaten vorfielen. Je mehrere ſich alſo zu dieſer gemeinſchaftlichen Tour zuſammenfanden, deſto beſſer war es, deſto ſicherer reiſte man, und um ganz ſicher zu gehen, wartete man in Villa Franca oder in Villa Nova die Effektenpoſt, die ſogenannte Staffette ab, die nach Porto geht, und welche, wie man ſagt, mit den Räubern eine Uebereinkunft getroffen, ſo daß alle, die unter ihrem Schutze reiſen, völlig ſicher ſind. So geſchah es denn oft in jenem beſonders unſichern Jahre, daß ſich eine Caravane von 150 bis 200 Perſonen zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß der Staffette anſchloß.

Im Ganzen hat die Flußfahrt von Liſſabon nach Villa Franca nichts beſonders Reizendes. Nur ſo lange man noch im Bereiche der Stadt iſt, bietet der Anblick mannichfaltige Unterhaltung. Dieſe Abwechslung von Berg und Thal, dieſe hoch über einander ragenden großen Gebäude auf den Höhen, die vielen alten und neuen Ruinen, welche die Landſchaft zieren, die Straßen aber verunſtalten, von ehemaliger Opulenz und verfallener Größe zeugen, dieſe halb ausgebauten, wieder verfallenden Palläſte machen einen ganz ſonderbaren Eindruck; ſie geben ein vollkommenes Bild vom ſchwankenden Charakter des Volks, das ſtets heute niederreißt, was es geſtern aufgebaut hat, und nichts gehörig vollendet. Die eigentliche Stadt, das Großſtädtiſche hört allmählich auf; aber eine lange, ununterbrochene Häuſerreihe, große Palläſte, Hütten und zahlreiche Klöſter bunt untereinander, zieht ſich noch eine Stunde weit längs den Ufern des Tajo hin bis nach dem kleinen Orte Poço do Bispo. Die Anſichten nach dieſer Seite werden nun immer ländlicher, weiße Landhäuſer ragen vereinzelt aus Weinbergen und Olivenpflanzungen hervor; allein ſelten erblickt man Orangenbäume, dagegen häufiger verkruppelte Aepfel- und Birnbäume nebſt Pfirſichen und Abrikoſen. Wer das Landleben und ländliche Ruhe und Stille liebt, thut wohl, ſich ſeinen Sommeraufenthalt nach dieſer Stadtſeite hin zu wählen, wo der wenigſte Verkehr iſt. Die neue Straße aber, welche von hier aus nach Porto geführt werden ſoll, und wozu auch ſchon in dieſer Gegend eine Strecke weit der Anfang gemacht iſt, könnte zur größeren Lebhaftigkeit dieſer Gegend in Zukunft beitragen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Ein Ausflug nach Preßburg.

Ich fuhr in einem bequemen ungariſchen Wagen, mit drei Pferden in Einer Reihe beſpannt. Meine Begleiter waren zwei Preßburger Juden, von denen der ältere ſich ein blau und roth gewürfeltes Schnupftuch um den Kopf band, um während der ganzen Reiſe zu ſchnarchen, der jüngere aber halbſtündlich mit erbfarbenen und gänſegauengrünen Seidehandſchuhen wechſelte und mich unaufhörlich mit Fragen quälte. Um ſo intereſſanter war die Gegend, nicht ſowohl durch ihre Schönheit, als ihre hiſtoriſche Bedeutung: links Aſpern und Eßling, weiter unten die Lobau, während wir ſelbſt gerade durch die Felder fuhren, wo 1683 das türkiſche Lager ſtand. Einige Stunden von Wien verräth die Umgebung ſchon die Nähe von Ungarn. Statt einer geregelten Chauſſée, zu beiden Seiten mit Gräben eingefaßt, laufen hier zwei, drei, oft noch mehr Fahrwege nebeneinander über die Haide, von denen nur der eine oder andere mit Kies leicht überſchüttet iſt. Die Straße war bedeckt mit Fuhrwerken von drei bis ſieben Pferden nebeneinander: Slawaken in ihrer weißen, orientaliſchen Tracht, Ungarn, das Haar in Zöpfe geflochten, und leicht kenntlich durch den ſtattlichen Schnurrbart, Illyrier in ihren braunen Mänteln begegneten uns in Menge. Links in der Tiefe, zwiſchen Weidengebüſchen und Wieſen, ſchlängelt ſich die Donau, die ſich hier launisch immer andere Bette reißt. Oft gähnt nur zwanzig Schritte von der Straße ein Abgrund, den ſich die Donau gewühlt hat, und leicht kann hie und da ſogar eine Strecke Weges in die Tiefe ſtürzen. — Merkwürdig iſt der Markt Petronell mit einer herrlichen gothiſchen Kapelle, die von Karl dem Großen herrühren ſoll. Unweit davon ſteht mitten in Kornfeldern ein halbes Thor, das einzige Ueberbleibſel von Carnuntum, der großen Römerſtadt, die von Attila umgeriſſen wurde. Dahinter erhebt ſich ein Römerwall, der von der Donau bis an den Neuſiedlerſee läuft, und noch in den lezten Türkenkriegen als Vertheidigungslinie benüzt wurde. Wie von jener Römerſtadt noch eine Menge Steinhügel zeugen, ſo dehnen ſich hier lange Gräberreihen, die Monumente einer großen Schlacht gegen die Türken. Nun hebt ſich eine Kette ſpitziger, nackter Gebirge, welche die Richtung gleichfalls gegen den Neuſiedlerſee nehmen. Deutſch-Altenburg beſizt vielleicht die ſchönſte Kirche in ganz Oeſterreich, zum h. Johannes, die ſtill und feierlich von ihrem Hügel in die Donau

hinunterblickt. Unweit davon ſteht der Hütelberg, der Sage nach von den Einwohnern beim Abzug der Türken aus Freude in Hüten zuſammengetragen. — In Hainburg, einem hübſchen, freundlichen Städtchen, iſt die größte kaiſerliche Tabaksfabrik. Sehr maleriſch liegt das alte Schloß auf dem Berge, und daneben im Thal die niedliche Villa der Gräfin Harrach. Der nächſte Ort war Wolfsthal, das öſterreichiſche Grenzzollamt, oder, wie man dort ſagt, die Ausbruchſtation. Wir hatten das Glück, einen ſehr humanen Grenzbeamten zu treffen, und ſo konnten wir bald weiter ziehen. Links am Einfluſſe der March liegt auf einem Felskamme das alte berühmte Schloß Theben. Weiterhin lehnen ſich Rebenhügel, die mich lebhaft an die Neckargegend zwiſchen Stuttgart und Eßlingen erinnerten; rechts auf einem mitten in dem Waldgebirge ſich erhebenden Kegel ſchimmerte der Thurm einer Ruine; in einem Wieſengrunde lag eine Heerde ſchwarzer, melancholiſch ausſehender Büffel; vor mir aber dehnte ſich das weite Ungarland. Als ich über die Grenze fuhr, ſtieß ich einen Freudenſchrei aus, daß der alte Jude erſchrocken das Schnupftuch lüftete, das ihm beim Einſchlafen über's Geſicht gefallen war. Eine friſche Luft durchſtrich den Sommertag, dem es hier, in dem Lande der Ungebundenheit, noch einmal ſo wohl ſchien. Unweit von Wolfsthal ſchon führt die Straße über einen Damm, der durch die Niederungen des Donauthals bis Preßburg geht. Faſt ſchuhtief mit Kies beſchüttet, ließ er den Wagen nur im kurzen Trott paſſiren, und ich konnte mir die Gegend mit Muße beſehen. Trauernd, wie ein bleiches Menſchenantlitz, ſieht das Preßburger Schloß über den Berg. Aber weg mit den traurigen Gedanken! Kamen wir doch an Heerden der prächtigſten weißen Ungarochſen mit ihren rieſigen Hörnern, an Wagen voll Geflügel vorüber, die alle nach dem luſtigen Wien geführt wurden. Bald lag Preßburg ſelbſt da, läſſig an den Berg gelehnt. Eine ſchmucke Schiffbrücke führt über den Fluß, und bald war ich in meinem Gaſthof zur Sonne. Abends ging ich in die Au, den Preßburger Prater, und fand einen recht hübſchen Park, wo bei vortrefflicher Militärmuſik die Preßburger ſchöne Welt verſammelt war. Man ſervirte Eis, Wein, Compots; aber ſo wie es dämmerte, entfernte ſich Alles, weil in den Donauniederungen mit dem Eintritte der Nacht die Luft ſehr feucht wird. Dagegen ward es lebendig auf der Promenade in der Stadt, einem mit Bäumen beſezten, artigen Spaziergang, wo ſich die Leute bis ſpät in die Nacht vergnügten, und hie und da in den anſtoßenden Cafes Platz nahmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus der Lauſitz, September.

(Beſchluß.)

Geſchichtliches. Literariſche Kräfte.

In dem Kreiſe Rothenburg, unmittelbar begrenzt von der Niederlauſitz und zum Theil hinübergreifend, auch ganz im Charakter derſelben, iſt die Herrſchaft Muskau mit neun Geviertmeilen enthalten. Der Sachſen zurückgebliebene Theil der Oberlauſitz mit der Mehrzahl der Sechsſtädte iſt allerdings in Beziehung auf Handel, und namentlich auf Fabriken noch der bedeutendere, in Hinſicht auf Ackerbau aber gar nicht im Stande, ſich allein zu erhalten. Die an Preußen übergegangenen Striche haben in der kurzen Zeit von etwa dreißig Jahren ihre Eigenthümlichkeit ſchon faſt gänzlich geändert und ſind völlig preußiſch geworden. Namentlich iſt Görlitz durch die faſt übergroße Maſſe von preußiſchen Behörden und Beamten faſt zu einer Beamtenſtadt, folglich — auch nach Fürſt Pücklers Anſicht — zu einer echt preußiſchen geworden. Doch hat es ſich in dieſer Zeit ungemein gehoben und einen gewiſſen großſtädtiſchen Anſtrich gewonnen, der für ſeine Einwohnerzahl, die vierzehntauſend nicht überſteigt, auffallend iſt. Weit weniger der preußiſchen Volksthümlichkeit gefügt hat ſich Stadt und Gegend von Lauban, wiewohl ſie durch die allernächſte Nachbarſchaft verhältnißmäßig in weit längerem Verkehr mit dem preußiſchen Schleſien ſtehen. Einem aufmerkſamen Beobachter fällt es namentlich im Verkehr mit den mittlern Ständen auf, daß noch immer eine gewiſſe, mehr oder minder lebhafte Erinnerung und Anhänglichkeit an die alte ſächſiſche Zeit hervorſchaut, wenn ſie auch durch den Einfluß der Jahre und der Gewohnheit ſich mehr und mehr verlarvt, und gewiß für Preußen ſchon jezt nichts weniger als gefährlich iſt, da ſie meiſtens nur aus Eigennutz und Anhänglichkeit an alten Vorrechten entſpringt. Die beiden andern Kreiſe haben weniger allgemeine Organe, da ſich ihre Intereſſen weniger durch irgend bedeutende Städte vertreten finden; es ſind durchgängig ländliche Kreiſe: der von Hoyerswerda iſt äußerſt fruchtbar, doch nur klein; der von Rothenburg iſt ſehr groß und weitläufig, bemerkenswerth bloß durch die Herrnhuteranſiedlung Niesky und durch das recht hübſche und durch ſeinen jetzigen Beſitzer ſo ſehr verſchönerte Muskau. Die Gegend iſt jedoch meiſt arm und nicht allzu fruchtbar und ergiebig. Große Haiden bedecken einen bedeutenden Theil des Bodens, und im Ganzen zeigt ſich hier ſehr deutlich der Uebergang zur Niederlauſitz, der Heimath des Sandes und der Haide. Dieſe ſelbſt bietet im Ganzen wenig Merkwürdiges dar, abgeſehen davon, daß die zahlreichen Ueberbleibſel eines einſt ſo bedeutenden Volkes, des wendiſchen, den Geſchichtsforſcher in hohem Grade intereſſiren. Unter den Städten ſind bedeutend Sorau, Guben, Croſſen und das eigentlich altpreußiſche Cottbus mit dem in der Nähe bis nach Lübben ſich ziehenden ſogenannten Spreewalde, einem Bruchlande der Spree, beinahe der einzigen ſandfreien Gegend der Niederlauſitz, die übrigens reich iſt an Getreide und Holz. Was die jetzige Verfaſſung betrifft, ſo iſt die der Niederlauſitz bereits längſt mit der der Mark eigentlich völlig zuſammengefallen. Der alten Verfaſſung der Oberlauſitz, namentlich in ihren Vorrechten, war eigentlich beim Uebergange an Preußen gewiſſenhafte Wahrung verſprochen; jährlich jedoch wird ſie mehr der Provinz Schleſien einverleibt, und im Ganzen mit Recht, da durch die verſchiedenen, zum Theil widerſprechenden Verfügungen der Regierung und der alten Landesbräuche vielfache Verwirrungen, Verzögerungen und Nachtheile entſtehen. Noch aber behauptet die Oberlauſitz ihren beſondern Verband der vier Kreiſe, ſo wie ihre Landſchaft und ihren Land- oder Fürſtenthumstag in Görlitz, wo die Stände noch das Vorberathungs- und Vorſchlagsrecht, ſo wie die Steuerverwaltung bis jezt ausgeübt haben. — In wiſſenſchaftlicher und literariſcher Hinſicht bietet die Lauſitz, namentlich die Oberlauſitz, gar nicht Unbedeutendes, und je weniger noch über ſie geſchrieben worden iſt, deſto mehr iſt aus ihr an geiſtigen Kräften hervorgegangen. Ich nenne aus alten Zeiten nur Jakob Böhme, den Görlitzer Schuſter, ferner Carpzow, endlich Leſſing. In neuer Zeit kann ſich die Lauſitz viele der beliebteren Schriftſteller zurechnen: Weißflog, Leop. Schefer, Fürſt Pückler, H. Seidel, Dr. Nürnberger, H. Laube, K. Gutzkow u. A. Weniger bietet die Niederlauſitz, und außer Herrn von Houwald und etwa K. von Wachsmann fällt mir eben Keiner ein. Doch ſind dies ſicherlich ſchon der literariſchen Kräfte genug, die wohl zu Verherrlichung ihres anſpruchsloſen Vaterlandes Einiges beitragen konnten, wiewohl ſie, wie ſchon an einem Beiſpiel gezeigt, meiſt ziemlich undankbar ſind.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 9. Oktober 1838.

Es ſieht des Menſchen Auge rings umher
Das Laub entfärbt, die Blumen ausgeſogen,
Das Gras verſchmachtet und von Säften leer.
Die Erde reißt, es bergen ſich die Wogen,
Des Himmels Zorn ruht auf der Schöpfung ſchwer.

Taſſo.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Mit Poço do Viſpo endigt nun auch der mit Gärten und Landhäuſern bebaute Landſtrich, und in dieſer Jahreszeit, wo alle niedere Vegetation vernichtet iſt, tritt am rechten Ufer des Fluſſes nur ein verdorrtes, ſcheinbar ödes, mit ſchwarzen Oelbäumen bewachſenes Hügelland hervor, das im Hintergrunde immer höher anſteigend, in kahlen, unfruchtbaren Bergköpfen endigt. Nach Süden und Südoſten, dem linken Ufer zu, hat man einen Waſſerſpiegel von mehreren Meilen Breite, deſſen Begrenzung ein Saum des niedrigen Landes iſt, welches ſich hier tief in die Provinz Alemtejo erſtreckt. Nach dieſer Seite hin und ſelbſt über Villa Franca hinaus findet das Auge nur wenig Anhaltspunkte und ſchlechterdings keinen Troſt; kehren wir ihm folglich den Rücken und halten uns an das nähere und ausgezeichnetere rechte Ufer.

Man befindet ſich hier ungefähr zwei Wegſtunden von dem Mittelpunkte der Stadt und an dem Ausfluſſe des kleinen Rio de Saccavem, der aus einer fruchtbaren ſchmalen Thalſchlucht von Norden kommt und über eine Stunde weit, oder ſo weit als die Fluth in ihn hinauftreten kann, ſchiffbar iſt. Weiter aufwärts führt dieſes an ſich unbedeutende Gewäſſer den Namen Rio de Frielas und erhält eigentlich nur dadurch Bedeutung, daß an ſeinen Ufern und beſonders im kleinen Orte Saccavem, der eine Viertelſtunde von der Mündung aufwärts liegt und gegen tauſend Einwohner zählt, viele Weinmagazine ſich befinden, welche die vorzüglichſten Niederlagen des ſo bekannten Bucellaswein ſind, eines Abkömmlings rheiniſcher Trauben, der von hier aus verſchickt wird. Der Zuſammenfluß dieſes Waſſers mit dem des Tajo hat hier nach und nach eine kleine Thalebene gebildet, die ſich koniſch verengt und an deren Spitze der kleine Ort Saccavem liegt, durch welchen die Hauptſtraße von Liſſabon in's Land und in die Provinzen führt, ſo daß hier immer viel Leben iſt; denn der Ort iſt nicht zu umgehen, man muß hier über den Fluß ſetzen, über den man nun ſchon ſeit Jahrhunderten eine Brücke projektirt, die noch immer nicht zu Stande gekommen iſt, obgleich der Fluß kaum hundert Fuß Breite, freilich ſumpfigte Ufer hat. Vor vielen Jahren wollte man eine ſteinerne Brücke bauen, alle Anſtalten wurden dazu gemacht, allein es unterblieb. Vor dreißig Jahren war ich damit beauftragt, daſelbſt eine eiſerne Brücke zu bauen; ebenfalls war ſchon Alles vorbereitet, um auf der Eiſenhütte von Figueiro dos Vinhos den Guß der einzelnen Stücke vorzunehmen; allein da rückte die franzöſiſche Armee ein und man mußte den Plan aufgeben. Endlich in den

Digitized by Google

Kriegszeiten wurde eine hölzerne Brücke gebaut, die aber bald wieder verfaulte, und ſo behalf man ſich denn fortwährend auf erbärmliche Art, meiſtens mit einer großen, langſam ſich bewegenden Fähre, die erſt voll ſeyn muß, bevor man ſie nach dem andern Ufer ſchiebt. Jezt hat die Straßencompagnie das Privilegium erhalten, eine Brücke hier anzulegen, und hat eine eiſerne Dreh=brücke in England beſtellt, weil die Flußfahrt durch eine ſtehende Brücke nicht gehindert werden darf. — Ueber Sac=cavem hinaus, wo ſich das Thal immer mehr engt, liegen an den Thalabhängen die herrlichſten Obſtgärten, die vorzüglich im Monat März, wo hier alle Aepfel= und Birnbäume in Blüthe ſtehen, den reizendſten, und außer Cintra ſo ſeltenen Anblick eines Blüthenthals gewähren, welcher an das deutſche Vaterland erinnert. — Je weiter man den Fluß hinauf rückt, deſto näher drängen ſich die abgerundeten, mit Oliven bewachſenen Vorberge dem Strome; auch da erſcheint Alles öde und unfruchtbar unter den düſtern, ſchwarzgrün belaubten Oelbäumen. Mit grauem Antlitze erheben ſich dahinter die ganz kahlen und felſigten Berghöhen, und das Dorf Povos de Santa Iria mit ſeinen grauen Häuſern verwitterten Anſehens und den dunkeln Fenſterlöchern taucht mit freudeloſem Blicke aus dem dunkeln Walde von Oliven hervor. Weiter hin aber an der Straße glänzt das weißangeſtrichene Dorf Povoa an den baumloſen Ufern des Tajo, wo die Salz=pfannen zur Bereitung des Seeſalzes beginnen. Obgleich überall Landhäuſer und Ortſchaften auftauchen, bleibt doch in dieſer Jahreszeit der Charakter eines ſcheinbar öden, unfruchtbaren Landſtrichs immer derſelbe; alles iſt grau und verdorrt, die ganze Gegend gewährt ein indifferentes Anſehen; die Hügel mit Steingebröckel ohne Grün, die Felder ohne Ausdruck; hin und wieder nur zeigt ſich auf dem grauen Boden mit den traurigen Oelbäumen ein beſchränkter Weinberg wie eine Oaſe, mit Graben und Wall umfaßt, auf dem die großſtacheligte Aloe blüht. Dieſer Contraſt des grauen Bodens mit den dunkeln Olivenbäumen, die ſich zu erſterem wie Dintenklekſe auf Löſchpapier verhalten, dann die ſchmaragdgrünen Wein=berginſeln und das blendende Weiß iſolirter Häuſer, die ohne Umgebung von Bäumen nackt und bloß daliegen, iſt zu grell, als daß er dem Auge einen gefälligen, heiteren Eindruck geben könnte; die Uebergänge vom Saftigen zum Dürren, die Nuancirungen der Farben fehlen, ſie ſind durch zu ſcharfe Linien getrennt, und dies macht dieſe Gegend unſchön; man fühlt, daß dieſelbe ſich nach Waſſer ſehnt, daß ſie durſtet, und wird dabei ſelbſt durſtig.

Weiter aufwärts verſchwinden die ſanfteren Berg=gehänge, die ſteileren, unfruchtbaren und felſigten An=höhen von Alhandra treten dem Strombette des Tajo näher, ſo daß der ſchmale Fuß derſelben von der Heer=ſtraße durchſchnitten iſt, und hier begannen Wellingtons berühmte Linien. Von hier aus zogen ſich die Verſchan=zungen, an welchen die Kriegskunſt und die Tapferkeit Maſſenas mit ſeinem ſtarken Heere ſcheiterte, den ſteilen Bergkopf hinan und lieſen über die jähen, felſigten Baſa trücken bis jenſeits des feſten Torres Vedras. Noch ſind die Vertiefungen dieſer Verſchanzungen deutlich zu erkennen und die Straße läuft wie durch einen Thorweg durch ſie hin nach dem nicht fern gelegenen Alhandra, einer der beträchtlichſten Villas dieſer Gegend, deren weißangeſtrichene Häuſer ſich in den Fluthen des Tajo ſpiegeln. Noch jezt ſieht man hier die Spuren jenes Kriegs, Häuſer, die in Ruinen liegen, wie in allen Ge=genden, wo damals der Krieg wüthete; denn der Por=tugieſe, der wenig Vorliebe für ſeinen väterlichen Heerd hat, zeigt ſelten Neigung, dieſen wieder herzuſtellen, wenn er verheert iſt; er überläßt ihn Fremdlingen und zieht lieber in eine andere Gegend, wo er leichter ſein Unterkommen findet.

Die Hauptbeſchäftigung der Bevölkerung von Alhandra beſteht in der Fabrikation von Ziegeln und Backſteinen, die wegen ihrer Güte weit und breit, beſonders aber nach Liſſabon verſchifft werden; aber fortwährend iſt die Bereitungsart höchſt unvollkommen, ſo daß man ſie wohlfeiler und beſſer aus England kommen laſſen kann. Ein großer Theil der Einwohner beſchäftigt ſich auch mit Fiſcherei, und ſie genießen von jeher das Pri=vilegium, keine Abgaben davon an das Haus Bragança zu bezahlen, wozu alle andern Ortſchaften der Tajoufer verpflichtet ſind. Alhandra gegenüber beginnen die großen Inſeln des Tajo, die Lizirias genannt, dieſe ſo frucht=baren, ausgedehnten Niederungen, die ſich bis nach Santarem ausdehnen und ſonſt zu den Krongütern ge=hörten, allein ſeit 1831 zu den Staatsgütern geſchlagen und endlich im Jahr 1836 an eine Compagnie Actionärs für die geringe Summe von zweitauſend Contos oder drei Millionen 300,000 Thaler baaren Gelds verkauft wurden, was denn auch in Jahresfriſt verſchleudert war. Kenner wollen behaupten, daß ihr Werth der dreifache ſey. — In ältern Zeiten waren dieſe Lizirias beſonders wegen ihrer Pferdezucht berühmt, und die Race zeichnete ſich als vorzügliche Renner aus. Gegenwärtig wird hier zwar auch noch Pferdezucht getrieben, ſo wie auch Rindvieh=zucht, allein jene herrliche Pferderace iſt ausgeartet, wie überhaupt die urſprüngliche andaluſiſche und arabiſche Race ganz verloren geht. Weizen iſt jezt das Haupt=produkt der Lizirias, die an einzelne, meiſtens große, Pächter verpachtet werden, wobei der größte Vortheil des hieſigen Oekonomen darin beſteht, daß er ſchlechter=dings keiner großen Oekonomiegebäude bedarf; denn das Vieh lebt Jahr aus Jahr ein im Freien oder nur unter ſchlechten Schutzdächern. Scheunen für das Getreide braucht man gar keine, weil dieſes im Sommer auf den

Digitized by Google

Feldern gleich ausgedroſchen, in Säcke gethan und zu Markt gebracht wird. Der Jagdliebhaber findet hier beſonders im Herbſt und Winter ungemeine Ausbeute an Strichvögeln, die aus dem Norden kommen, Wachteln, Bekaſſinen und Sumpfſchnepfen zu Tauſenden, ſo wie bei Ueberſchwemmungen Schaaren wilder Enten, die zuweilen die Sonne zu verdunkeln im Stande ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Roſenmädchen von Mailand.

(Beſchluß.)

Viscontis ſcharfes Auge hatte Setta unter der Menge erkannt, hatte ihr vergebliches Bemuhen, ſich durch die Wächter zu drängen, wahrgenommen, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Sie drängt ſich an mich, ſie will von mir geſehen ſeyn! Giramo hat wieder einmal Recht.“ Er ahnte aber nicht die Seelenangſt des Roſenmädchens, das ſich dem Zuge anſchloß, mit der Kraft der Verzweiflung jeden Widerſtand, wenn auch nur langſam, uberwand, immer auf's Neue erbebend und einer Ohnmacht nahe, wenn ſie wiederum eines der Geſichter, die ihr nur allzuwohl bekannt waren, in der Menge auftauchen ſah; und da nun der Herzog eben unter das Portal der Kirche zum heiligen Gotthard trat, erreichte ihn Setta und warf ſich vor ihm nieder, den Weg verſperrend, aber athemlos und keines Wortes mächtig. „Gib Raum, verliebte Thörin!“ herrſchte ihr Visconti zu; ſie bewegte die Lippen, ohne daß ein Ton der wie zugeſchnurten Kehle ſich entrang, und ihr Auge ſtarrte auf die Edelleute, die ſich zunächſt hinter den Herzog gedrängt hatten, und unter denen ſie Giacomo Aliprando und vier Teivnizier erkannte. „Zuruck!“ riefen die Herrn der Dirne zu, „fort mit ihr!“ der Herzog; da fand ſie endlich die Sprache wieder und kreiſchte mit den Lauten der Verzweiflung: „Höre mich! dein Leben hängt daran.“ Visconti lachte; als aber in demſelben Augenblicke einem unbedachtſamen Munde in ſeiner Nähe die Worte entflohen: „das Roſenmädchen verräth uns!“ griff er nach dem Schwerte und wollte rückwärts ſpringen. Da begriffen die Verſchworenen die Wichtigkeit des Augenblicks, und ein entſchloſſener Mann ſtieß dem Tyrannen den Dolch von hinten bei der Achſel in den Leib, worauf ſich die Mörder auf ihr Opfer warfen und in blutigem Knäuel die Staffeln hinabwälzten, während Setta unter der Kirchthur allein und verlaſſen auf ihren Knieen liegen blieb, blind und taub für den ungeheuren Lärm, der ſich alsbald erhob. Denn während die Verſchworenen ſich der Burg bemächtigten, den Baſtard als Herzog verkündeten und um den neuerwählten Fuhrer ſich ſchaarten, rottete ſich der Pöbel zuſammen, ſtürmte und plunderte die Häuſer der Freunde und Gunſtlinge des Ermordeten, und verfolgte vor Allem den Pfleger der Moloſſen, den böſen Giramo, den er eines grauſamen Todes langſam ſterben ließ. — Und als Setta aus ihrer Betäubung erwachte, war es ringsumher ſtill; nur wenige Wächter ſchritten hin und her, und die Vorubergehenden wandten den Blick ab, denn auf der unterſten der breiten Marmorſtufen lag der erſchlagene Herzog, fürchterlich zerfleiſcht und entſtellt, alles Schmuckes beraubt. Da ſtieg die arme Dirne hinab, ſtarrte in thränenloſer Verzweiflung den an, deſſen Schutzengel zu ſeyn der Himmel ihr verſagt hatte, und indem ſie ſprach: „Der Haß deiner Feinde weigert dir die Hülle grauer Erde, dafür deckt die Liebe deine Wunden mit ſüßen Roſen zu,“ leerte ſie ihren Korb auf den ſtarren Leichnam aus, ordnete die Blumen ſo, daß ſie die Wunden und das Blut ſo viel als möglich bargen, und wandte ſich von dannen, endlich Zähren findend, und, wie ſie wähnte, ungeſehen. Aber ein aufmerkſames Auge hatte ihr Beginnen belauſcht, ihre Worte gehört, und wenn auch die Verſchwornen des Mädchens vergaßen, welches ihre Plane ſchier verrathen hätte, und nun in ſtiller, arbeitſamer Zurückgezogenheit lebte, ſo gedachte doch Filippo Visconti der auf ſeines Bruders entſeelte Hülle geſtreuten Roſen, als er kurze Zeit darauf ſiegreich in Mailand einzog. Er wußte die Roſenſpenderin in ihrem dunkeln Aufenthalt zu finden und bewies ihr mit fürſtlicher Freigebigkeit ſeinen Dank, indem er ſie reichlich ausſtattete und an einen ehrbaren Mann vermählte, ſo daß ſie noch viele Jahre lang glucklich lebte, ſie, die beſtimmt geweſen, wie ihre Roſen ſchnell zu welken und dann weggeworfen zu werden, wenn nicht edles und heiliges Gefuhl ſie gerettet hätte. — Zum Andenken an des Roſenmädchens Liebesopfer ſeht ihr auf Giovanni Maria Viscontis Bildniß das mörderiſche Schwert von einem dichten Kranz verhüllt auf den Kiſſen liegen, und weiter unten eine Roſe zwiſchen dem angeketteten Moloſſenpaar, auf daß ihr nicht vergeſſet, wie im ſchlechteſten Kieſel und in dem am meiſten verwahrloſten Menſchenherzen dennoch der göttliche Funke ruhe und plötzlich aufleuchten könne, von wannen es nicht erwartet worden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Beſchluß.)

Ein Ausflug nach Preßburg.

Am andern Tage war mein erſter Gang auf das Schloß. Durch eine ſteile Gaſſe, den Ghetto von Peeßburg, kam ich bald in den Bereich der Schloßmauern, in deren Mitte auf einem Plateau das Schloß ſelber ſteht. Man weiß, daß es 1811 abgebrannt iſt. Das Schloß, ein regelmäßiges Viereck, iſt abgeſchloſſen, aber an den ausgebrannten Augenhöhlen mag man wohl das Innere errathen. Die Ausſicht von dem Plateau war bezaubernd. Ungarn, eine weite grüne Ebene, lag vor mir; dazwiſchen ſchillerte und ſonnte ſich die Donau in ſchlanken, anmuthigen Biegungen, in Ferne und Morgenduft ſich verlierend. Links ſtanden die Karpathen, wie eine Gruppe ſtarker Männer, die ſich feſt bei der Hand halten. Noch einen Blick warf ich auf das traurige Schloß; dann ging ich in die Stadt, wo ein geſundes Leben ſich umtrieb, wie friſches Blut in jungen Adern. Ich ſchlenderte den ganzen Vormittag herum, beſah mir das Ständehaus, eine Art Villa in der Michaelsſtraße, und den Hügel an der Schiffbrücke, welchen hinauf der neugekrönte König von Ungarn reitet, das Schwert gegen die vier Weltgegenden ſchwingend. (Eine hübſche, obwohl unvollendete Abbildung findet ſich im Laxenburger Schloß.) Unweit davon lag der Arpad, ein Dampfſchiff von achtzig Pferdekraft, das am andern Tage nach Peſth ging. — Man kennt den vortrefflichen ungariſchen Tabak; in Ungarn iſt der beſte Tabak ſehr wohlfeil, und der Ungar macht ſich dies auch nach Leibeskräften zu Nutze. Namentlich beliebt ſind der Lettinger Tabak und Weißkirchner Cigarren. Von leztern z. B. koſtet die erſte Sorte das 100 etwa 1 fl. 30 kr. nach unſerm Geld. Ueberhaupt kann ſich dieſes Land noch herrlich entfalten; ſeinem innern Reichthume nach wird es für Oeſterreich werden, was einſt Ameeita für Spanien. — Obſchon ſich in Peeßburg ſehr viele Deutſche aufhalten, ſo iſt doch das ungariſche Element vorherrſchend. Schon der Bliz des Auges, die adelige Haltung, die herrlichen Geſtalten ſind ganz ungariſch. Noch deutlicher wird es, wenn man Gelegenheit hat, die Lebenseinrichtung einer Preßburger Familie näher zu beobachten. Ich war zu einem Maler gegangen, der zugleich Antiquar und Bilderhändler iſt. Als wir mit dem Handel fertig waren, zeigte er mir mit vieler Höflichkeit ſeinen ganzen Kunſtſchaz, darunter einige treffliche van Huyſums und Snyders, auch ein äußerſt lebensvolles Bild von Molière. Eben ſo geſtand er mir mit aller Naivetät, daß er aus dieſem Apollokopfe (er zeigte mir ein halbverwittertes Gemälde) einen prächtigen Chriſtuskopf herausrenoviren werde. Dann führte er mich in ſein Wohnzimmer, wo ich namentlich einen Rabbi von Spagnoletto bewunderte. In fünf Minuten war ich in der Familie wie zu Hauſe, und ſtaunte, wie ſich bei dieſen Leuten, die auf elegante Bildung wohl keinen Anſpruch machten, ſo viel Takt mit ſo viel Freiheit in der Gaſtfreundſchaft vereinte. Aber eben dieſes Selbſtgefühl, worauf ſich der Ungar ſtüzt, gibt ihm Sicherheit, und dieſe gibt Schwung. Nachher ging ich mit dem Maler am Ufer auf und ab, und während die ſinkende Sonne ihre gelben Tinten auf das Ufergebüſche und das ſpiegelnde Waſſer goß, ſprach er viel und gut von Ungarn und ſeiner Zukunft.

In Peeßburg gibt es, wie in Wien, gewöhnlich keine Table d'hote; man ſpeist mit großer Auswahl nach der Karte. Nach Tiſche ließ eine Muſikbande Zigeuner ſich hören. In ihren ſonnverbrannten Geſichtern, den funkelnden Augen und dem pechſchwarzen, in Zöpfe gedrehten Haaren ließen die netten, mit großen Silberknöpfen verzierten Wämser und die weiten, befranzten Hoſen recht gut. Sie ſpielten einige jener ſchwermüthigen alten Melodien, aus denen die ganze Geſchichte des großen, geiſtvollen und eigenthümlichen Ungarvolks herausklingt. Die anweſenden Magyaren geriethen in ein ungekünſteltes Entzücken, das ſie in ungariſchen und lateiniſchen Lauten durcheinander kund gaben. Auch ich fühlte mich ſehr erregt; meine Begeiſterung ſank aber, als ich etwas ſpäter einen Zigeuner mit Frau und Kind vorüberführen ſah, der in der Nähe von Peeßburg einen Fiskal beraubt hatte. Er und ſeine Frau trugen Ketten; an das Kleid der Mutter hatte ſich das kleine Kind angeklammert und lief hinter ihr drein, indem es ſein Geſicht in die Falten des Kleides verbarg; ein Umſtand, der mir charakteriſtiſch erſchien.

Peeßburg, eine Stadt von etwa 54,000 Einwohnern, hat natürlich auch ein Theater; die Schauſpielertruppe war aber gerade auf Gaſtrollen verreist, und das Volkstheater, die Arena, wo im Freien geſpielt wird, war leider an dieſem Tage ebenfalls geſchloſſen. So mußte ich mich begnügen, Stadt und Leute im Allgemeinen anzuſehen. Wie ſchon bemerkt, iſt Peeßburg halb deutſch, halb ungariſch, ſo auch die Straßennamen. Man liest z. B. „Hál piasz, Rédout piasz, Fiſchplaz, Redoutenplaz.“ Bettelverbote ſind, aus Gründen, auch noch in illyriſcher Sprache angeſchlagen. Namentlich in den Vorſtädten finden ſich jene niedrigen, leichten Häuſer, wodurch ſich das tiefere Ungarn auszeichnet. Die ſogenannten Zwiebelſlowaken, die ſich ſchon in Wien zeigen, treiben ſich hier noch in weit größerer Menge um. Zur Zeit des Landtags oder einer Krönung tritt die Nationalität natürlich noch ſtärker hervor.

Ich kann dieſen Artikel nicht ſchließen ohne eine Bemerkung über die ungariſchen Weine. Die meiſten derſelben ſind bekanntlich ſüß und ſehr gewürzhaft; doch finden ſich auch, namentlich im Banat, Wermuthweine, und ſäuerliche Sorten werden der Abwechslung wegen geſchäzt. Der Tokaier iſt die Blume von allen, aber ſehr ſelten echt zu finden. An Ort und Stelle koſtet er etwa 1 fl. 48 kr. die Flaſche, ſo daß man jeden billigern Wein unbedingt für Nicht-Tokaier halten darf. Selbſt in den ungariſchen Gaſthöfen ſezt man einem in der Regel andern Wein vor; z. B. mir in Preßburg St. Georgen Ausbruch, der in der Nähe erzeugt wird: ein lieblicher, feiner Wein, aber freilich kein Tokaier. Ein weiterer guter weißer Wein iſt der von Neszmély, einem Orte an der Donau zwiſchen Komorn und Gran, aber gleichfalls unendlich oft gefälſcht; eben ſo der von Vöslau. Auch die Weine vom Plattenſee ſind äußerſt gewürzhaft, und zeichnen ſich durch eine dunkelgelbe, honigartige Farbe und durch einen ſchweren Saz aus. Von rothen Weinen iſt ſicher der Ofner, der ſich in zwei Sorten, Adelsberger und Türkenblut, theilt, einer der vorzüglichſten und von überraſchender Aehnlichkeit mit dem Bordeaux, nur noch ſtärker auf das Blut wirkend; eben ſo der rothe Erlauer, der jenen, wie ich meine, an Blume noch übertrifft. Der Ruſter, den man nur ſelten in Gaſthöfen echt findet, ſtellt ſich jenen beiden an die Seite. Trieſter Kaufleute verſicherten mich, daß ſie jährlich viele hundert Centner Roſinen nach Ruſt ſchicken, damit hier alle Nachfrage nach Wein befriedigt werde. Vortreffliche Sorten wachſen im Banat, wo man den Wein auch wohl gefrieren läßt, um ihn zu concentriren. Doch bemerkte ich, daß die Banater Weine an nachhaltiger Lieblichkeit jenen erſtgenannten etwas nachſtehen, was ſich vielleicht aus dem Boden erklärt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. Oktober 1838.

I see the last of human mould,
That shall Creations death behold,
As Adam saw her prime.
T. Campbell.

Der Dodo.

I.

Ein Geſpräch im Aſhmoleanmuſeum zu Oxford.

In die Säle des beſagten Muſeums traten an einem trüben Novembernachmittage ein Herr und eine Dame ein und ließen ſich vom Führer die Merkwürdigkeiten der Sammlung zeigen. Der Herr war ein berühmter Naturforſcher aus Leyden, die Dame die Wittwe eines in Oſtindien verſtorbenen engliſchen Marineoffiziers.

Als das Paar eine Weile hin und her gewandelt war, der Profeſſor öfters unwillig die unrichtigen lateiniſchen Benennungen des Führers verbeſſert hatte, blieben ſie endlich vor einer kleinen Tafel ſtehen, auf der nur der Fuß eines Vogels angeheftet war. Die Dame erkundigte ſich gleichgültig nach dem Grunde dieſer Sonderbarkeit. „Ja," ſagte der kleine Mann, indem er mit ſeinen derben Händen in die Rocktaſchen fuhr und wohlgefällig darin wühlte, „ja, es heißt im Sprüchwort: wem man einen Finger gibt, der verlangt die ganze Hand. Der Vogel hat das gewußt und hat ſich unſerer Unerſättlichkeit klug entzogen. Wir haben nun da wohl einen Finger, aber die ganze Hand, wollte ſagen den ganzen Vogel, bekommen wir nimmermehr." — „So hätte man ein neues Exemplar anſchaffen ſollen," ſagte die Dame. — „Und woher nehmen, Miſtreß?" lachte der kleine Graue. „Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß dieſes Vogelgeſchlecht bereits ſeit zweihundert Jahren ausgeſtorben iſt. Ihre Ureltermutter, Miſtreß, hat vielleicht, wenn ihr Geſchick ſie auf die Inſel Mauritius führte, an einem ſchönen Morgen dieſes ſonderbare Thier geſehen, wie es ſich im Meere badete mit ſeinen Flügeln von Gold und Azur, und ſeinem Schlangenkopf von ungeheurer Größe." — „Was für Albernheiten!" ſagte der Profeſſor. „Der Vogel hieß Dodo, auch nach Linné Didus ineptus, Didus solitarius, und wurde im Jahre 1605 auf Isle de France vom Reiſenden Cluſius gefunden, der auch eine Abbildung davon nach Europa brachte. Man gab ihm den unpaſſenden Namen Cygnus cucullatus, da der Vogel doch mehr zu der Geierart gehört zu haben ſcheint. Noch unpaſſender war es, ihn Gallus gallinaceus peregrinus zu nennen, da Bontius ihn mit dem Strauß vergleicht, und Buffon ihn einen Schwan nennt. Doch gleichviel, gewiß iſt es, daß er nicht mehr exiſtirt, und daß das Einzige, was er uns hinterlaſſen hat, dieſer Fuß iſt."

Die Dame hatte die gelehrte Auseinanderſetzung aufmerkſam angehört und trat nun nahe an die Tafel, um den Fuß genauer zu betrachten. Ihren Schleier, der ſie dabei hinderte, warf ſie über den Hut zurück, und dieſen Moment benutzte ein junger Mann mit rothem

Digitized by Google

Barte und einer vor'ſ rechte Auge eingeklemmten Lorgnette, um ſich unbeſcheiden vorzudrängen und die Dame zu betrachten. Sie bemerkte es nicht und ſagte zu ihrem Begleiter: „Alſo vor zweihundert Jahren hat dieſes Geſchöpf gelebt? und jezt nur dieſer Fuß noch übrig? Seltſam! welch geheimnißvolles Geſetz hat es vom Schauplatz der Lebendigen abtreten heißen?“ — „Daſſelbe Geſetz,“ erwiderte der Profeſſor, „das auch einſt der Spezies Menſch gebieten wird aufzuhören.“

Die Dame blickte mit ihren großen dunkeln Augen ängſtlich zu ihrem Begleiter hinauf. „So glauben Sie, daß auch wir, die Herrn der Schöpfung, von der Erde verſchwinden werden?“ ſagte ſie mit leiſerer Stimme; denn jezt erſt bemerkte ſie, daß der Saal ſich unterdeß mit mehreren Beſuchenden gefüllt hatte. — „Wenn die Zeiger der Weltenuhr auf die zwölfte Stunde der Mitternacht zeigen,“ ſagte der Profeſſor, „ſo beginnt nothwendig ein neuer Tag. Was dieſer bringen wird, wer kann es beſtimmen? Nehmen Sie einen Waſſertropfen, Pamela, ſtellen Sie ihn in die Sonne, und eine Welt von Geſchöpfen wird ſich in ihm entwickeln; ſo unſere Erde: eine gewiſſe Stellung der Geſtirne hat die Maſſe zur Gährung gebracht und ſie erzeugte das Infuſionsthierchen, das wir Menſch nennen; eine andere Stellung der Erde oder der Sonne ruft eine neue Gährung und eine neue Thiergattung hervor.“ — „Aber ſchwerlich eine ſchönere!“ rief der junge Mann mit dem rothen Bart ſo laut, daß die Dame es hören mußte. — „Laſſen Sie uns an's Fenſter treten,“ ſagte ſie zu ihrem Begleiter. „Wir werden hier geſtört, und mich verlangt, mehr zu wiſſen von dieſem wunderbaren Thema, das mich im Innerſten aufregt.“

„Wir werden unſern Rückweg antreten müſſen,“ nahm der Profeſſor das Wort, indem er ſeine Uhr hervorzog. — „Nein, nein!“ rief die Dame heftig, „ſehen Sie nicht, daß es in Strömen regnet? Hier ſind wir allein. Sprechen Sie, wann, nach Ihrer Anſicht, wird der Zeitpunkt erſcheinen, wo auch wir werden weichen müſſen, wo in den Strudel der ewig verſchlingenden und ewig producirenden Kraft auch unſere bebenden Herzen mit ihren Wundenmälern und Seligkeiten werden geworfen werden? O, der Gedanke übertrifft an Grauſen die dunkelſte Vorſtellung vom Tode! Was iſt der Tod des Einzelnen gegen den Tod der Menſchheit!“ — „Meine edle Freundin,“ ſagte der Gelehrte, „die Wiſſenſchaft gibt ſich zu den Träumen der erhizten Phantaſie, wie Sie dergleichen eben ausgeſprochen, nicht her. Wo blieben alle Forſchungen, wenn es uns Gelehrten erlaubt wäre, mit der Fackel des Viſionärs wahnſinnig in die Nacht der Natur hineinzuleuchten? Unſer Geſchäft iſt ſtreng an Raum und Zeit gebunden. Wir zählen die Staubfäden und die Körner in der Saamenkapſel der Pflanze. Wir bringen das Inſekt nach der Beſchaffenheit ſeiner Flügel und Fühlhörner in dieſe oder jene Familie, und das Pünktchen auf dem Rücken einer Raupe, das unſerm Auge entſchlüpft iſt, macht uns mehr zu ſchaffen als die mögliche Realiſirung der erhabenſten Idee der Unſterblichkeit.“ Die Dame wandte ſich unmuthig zur Seite. „Wie eng, wie klein!“ murmelte ſie für ſich. „Aber ſo iſt der Kopf der Männer! Sie haben darin nur Raum, ſich mit den Eigenſchaften eines Inſekts zu beſchäftigen. Sie haben gelebt, wenn ſie ein Regiſter vervollſtändigen und einen vergeſſenen Paragraph in einem Compendium nachtragen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Von hier aus iſt es nur eine Wegſtunde bis Villa Franca; die Berge zur Linken werden ſteiler und felſiger, an manchen Stellen treten Wände mit ihren Zerklüftungen hervor, worüber wir noch nicht im Reinen ſind, zu welcher Formation ſie zu zählen; ſie rücken aber etwas weiter vom Tajo zurück, und an ihrem Fuße bildet ſich eine fruchtbare Ebene, welche in dieſer Jahreszeit, wo die Felder abgeerntet ſind, auch nur einen traurigen Anblick gewährte. Heerden von Pferden und Rindvieh in halb verwildertem Zuſtand weideten hier in großer Menge und ſuchten mit Gier nach den verkümmerten Pflanzen. Auf den höchſten Gipfeln der Berge ſchwingen einige Windmühlen ihre wie ein Malteſerkreuz geformten Flügel, und auf dem allerhöchſten Felſenkopf ragt hoch empor ein Telegraph mit ſeinen drei Klappen. Er ſendet von hier aus ſeine Korreſpondenz, die er zunächſt aus Liſſabon und Almada erhält, nach Porto und der ſpaniſchen Grenze, und war jezt in fortwährender Arbeit, um die Neuigkeiten aus jenem Nachbarſtaate zu überbringen.

Nach zwölf Uhr langten wir an dem Quai von Villa Franca an. Wir erfuhren ſogleich, daß das Stiergefecht erſt um vier Uhr beginnen ſollte, und ſuchten für's Erſte, um den furchtbar brennenden Sonnenſtrahlen auszuweichen, ein Unterkommen in irgend einem Gaſthauſe; allein wir mußten bald darauf verzichten, denn auch das erbärmlichſte Haus war mit Gäſten überfüllt. Wohnung, Eſſen und Trinken war ſchon wochenlang vorher in Beſchlag genommen, und wir konnten weder das Eine, noch das Andere erhalten. Bekannte hatten wir hier gar nicht, und ſelbſt die Privathäuſer waren gedrängt voll, ſo daß der größte Theil der Landleute, Männer,

Digitized by Google

Weiber und Kinder, ſich in den heißen Straßen drängten, liegend, ſitzend und ſtehend, in einer Sonnenhitze von 116° Fahr. Ich gedachte dabei der Hindus in Tſchuſcheenot, die auch zu Tauſenden in gleicher brennenden Sonnenhitze an dem Feſte ihres Götzen in den Straßen liegen und vor Durſt verſchmachten, um ihren Gott zu verehren. Für Waſſer war jedoch hier reichlich geſorgt, und wenn gleich lauwarm in den ſteinernen, poröſen Moringos, ſo wurde es doch als Agoa fresca ausgerufen und von Herumträgern den Durſtigen feilgeboten. In großen Maßgläſern für den Preis von fünf Reis ſtürzte man es in erſtaunlichen Quantitäten in den Magen hinab, und der Durſt ließ nicht nach, in Kurzem war die Flüſſigkeit durch die geöffneten Poren verdunſtet, und man trank von Neuem. Viele der Tauſende von Landleuten, die ſich familienweiſe zuſammengruppirt, führten aber ein frugales Mahl bei ſich, bei dem ein Weinſchlauch, gefüllt mit eigenem Gewächſe, zur Labung nicht fehlen durfte; andere ſprachen den Weinſchenken oder den aufgeſchlagenen Zelten zu, wo der hier beſonders ſchwere und dunkle Rebenſaft den Trinkluſtigen zu Gebote ſtand, allein man genoß ihn mit der größten Mäſſigkeit, nicht ein Trunk über den Durſt wird gethan, wie es bei den Nordländern und beſonders den Deutſchen bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, wo der Landmann kein Vergnügen genoſſen zu haben glaubt, wenn er ſich während drei Kirmestagen nicht eben ſo oft betrunken hat und wieder nüchtern geworden iſt. Auch nicht ein einziger Betrunkener unter den zwölftauſend Menſchen, die ſich hier verſammelt, iſt mir vom Morgen an bis ſpät in die Nacht vorgekommen, nicht der geringſte Streit und Hader fiel vor, kein Ruheſtörer trat auf, und eben ſo ruhig und geſittet ſoll es auch die beiden vorhergehenden Tage zugegangen ſeyn. Dies iſt gewiß ein Zug in dem ſonſt ſo verſchrienen portugieſiſchen Nationalcharakter, der ihn höchſt achtbar macht. — Was könnte aus dieſer Nation, die ſo viel gute Anlagen hat, werden, wenn ſie von oben herab beſſer geleitet würde?

Endlich fanden wir noch in einer Eſtallagem, im Vorhauſe, wo Alles durcheinander zu gehen pflegt und wo Jeder Zutritt hat, ſelbſt der Bettler, einige leere Plätze an der langen, ſchmalen Tafel mit ſchmutzigem Tiſchtuche. Das einzige Labſal, das wir außer dem wohlthuenden kühlen Schatten zwiſchen dicken Mauern erhalten konnten, war eine Flaſche engliſchen Biers, das ſäuerlich und lauwarm war. Wein mochten wir bei der ungemeinen Hitze nicht trinken, und ein Imbiß war ſchlechterdings nicht zu bekommen. Fortwährend drängten ſich die Leute zu der ſtets offenſtehenden Thüre von der Straße herein, um Wein zu fordern, den ein kleines Mädchen kredenzte, oder ſich eine Cigarre in der anſtoßenden Küche anzuzünden. Dicht neben uns nahm die Wirthin gerupften Hühnern, die ſchon abſcheulich ſtanken, die Eingeweide aus und rieb das entſtandene Vacuum derb mit Eſſig und Salz, um dem angegangenen Fleiſch den übeln Geruch zu benehmen. Die Mägde rannten hin und her mit Schüſſeln voll Gekochtem und Gebratenem, die ſie nach den obern Räumen des Hauſes ſchleppten, wo die vornehmeren Gäſte waren, die auf Alles pränumerirt hatten. Man hörte ſein eigenes Wort nicht vor dem Lärm der Gäſte, der Arrieiros, Almocreves und Bauern, die da kamen und gingen. Trotz allem dem ließen wir uns nicht ſtören; wir hatten einmal Poſto gefaßt hinter der Tafel, und machten es uns hier ſo bequem wie möglich. Röcke und Halstücher wurden abgelegt, und in dieſem Negligé warteten wir ruhig die Stunde des Feſtes ab und beobachteten mit aller Gemächlichkeit aus dem niedrigen Fenſterloche das Treiben der Menſchen auf der Straße, oder liegend auf der Bank, die ein und ausgehenden, meiſtens ausdrucksvollen Geſtalten von Männern und Weibern, die ſammt und ſonders ihren Sonntagsſtaat angelegt hatten. Mit Verwunderung bemerkten wir, wie bei einer ſolchen Unordnung, wo das zwölfjährige Mädchen bald dieſem, bald jenem Gaſte ein Quartilho Wein ohne irgend eine Controle brachte, die Wirthsleute gar nicht daran zu denken ſchienen, daß einer ohne Bezahlung von dannen gehen möchte, wie es hier von vielen hätte geſchehen können, ohne daß man es bemerkte, und ich äußerte mich in dieſer Hinſicht gegen die Wirthin. — „Nein,“ ſagte ſie, „ſo viel Ehrlichkeit herrſcht hier noch aus alten Zeiten, daß jeder Gaſt ſich ſelbſt die Rechnung macht und richtig bezahlt. Wenn auch einmal ein Lump erſcheint, der uns um ein Glas Wein betrügen will, ſo laſſen wir ihn mit Verachtung laufen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Lüftung.

Immer nur ſah ich verſchloſſen
Deine Fenſter, hoher Dom;
Lange haſt du nicht genoſſen
Licht und freier Lüfte Strom.

Nun in dieſen Wonnetagen,
Da die Welt in Duft zerfließt,
Da kein Mantel umgeſchlagen,
Da kein Herz ſich mehr verſchließt:

Deine Fenſter alle offen
Biet', o Dom, den Lüften dar,
Daß von ihnen werd' getroffen
Kanzel, Orgel, Kelch, Altar;

Digitized by Google

Sich der Menſchen Herz erweitre, –
Todte Lehre ziehe fort,
Ziehe ein der Geiſt, der heitre,
Gottes Odem, Gottes Wort!

D. A. Aſſing.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

Römiſche Alterthümer.

Eine kleine halbe Meile von unſerer Stadt am Ufer des Neckars liegt die Stelle, welche als der eigentliche Mittelpunkt des Landes erſcheint: ein durch Natur und Kunſt, wie durch geſchichtliche Bedeutung gleich ausgezeichneter Fleck. Dort, wo die Hauptſtraßen des Landes zuſammenlaufen und die Bevölkerung auf dem fruchtbarſten Boden ſich am dichteſten drängt, begehen wir jährlich zum Preiſe der Cultur unſeres Jahrhunderts das allgemeine landwirthſchaftliche Feſt, im Angeſicht des Berges, der einſt die Wiege der Grafen von Würtemberg trug, und um den im wechſelvollen geſchichtlichen Proceß allmählich alle die Landſtriche, Städte, Klöſter und Herrſchaften anſchoſſen, welche jezt die Krone Würtemberg umfaßt. Auf demſelben Boden aber blühte, jenſeits der Anfänge deutſcher Geſchichte, römiſche Cultur, freilich in ſo räthſelhaftem Dunkel, daß ihre Einflüſſe auf die Entwicklung unſers Volks faſt nirgends mehr zu faſſen ſind. Auf einer Anhöhe am linken Flußufer, der heutigen Badeſtadt Cannſtadt gegenüber, lag eine bedeutende Niederlaſſung der Römer, als ſie im zweiten und dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung den Winkel zwiſchen Rhein und Donau beſezt und dieſes Vorland ihrer Provinzen durch zahlloſe Befeſtigungen, deren äußerſte Linie von Regensburg ab in weitem Bogen zum Rhein vorlief, gegen das unbezwungene Germanien abgeſperrt hatten. Selbſt der Name dieſer Römerſtadt iſt völlig verſcholl.n, wie der aller Römerorte in unſerm Lande; keines der an Ort und Stelle zu Tage geförderten Steinmonumente enthält eine Andeutung deſſelben, und in keinem römiſchen Hiſtoriker findet ſich ein Wort, das auf dieſen Hauptknoten römiſcher Straßen zu beziehen wäre. In jenem räthſelhaften Straßenzug der Peutingerſchen Tafel könnte allerdings der alte Name Cannſtadts enthalten ſeyn; aber alle Verſuche, dieſen oder jenen Namen der Tafel auf Cannſtadt zu beziehen müſſen leere Vermuthungen bleiben, ſo lange noch der geringſte Zweifel darüber beſteht, ob jene Straße den kürzeſten Weg um den Rheinwinkel herum nach Regensburg, oder aber die Etappen im vorgeſchobenen römiſchen Lande auf dem linken Donauufer bezeichnen ſollte. Obgleich nun ſo viele alte Heerwege in Cannſtadt zuſammenlaufen, ſo war es Allem nach doch nicht der Hauptort dieſes ſogenannten römiſchen Zehntlands; vielmehr ſcheinen neuere Forſchungen und Ergebniſſe das weiter aufwärts am Neckar gelegene Rotenburg als alte Hauptſtadt zu bezeichnen. Dort hat man in neueſter Zeit Entdeckungen gemacht, die, wenn ſie ſich als authentiſch erwieſen, nicht nur dem Streit über die Richtung jener Straße ein Ende machten, ſondern überhaupt antiquariſch höchſt merkwürdig wären, und über die Bedeutung der römiſchen Niederlaſſungen in dieſen Landſtrichen die unerwartetſten Aufſchlüſſe gäben. Bevor wir auf die Angelegenheiten des Tages übergehen, ſey es erlaubt, in aller Kürze das Hauptſächlichſte dieſer Entdeckungen mitzutheilen. So lange ein Theil unſerer Bildung ſelbſt formell auf altrömiſcher Cultur beruht, hat Alles, was ſich auf die Bewegungen jenes merkwürdigen Volkes bezieht, für den Unterrichteten unmittelbares Intereſſe.

Die vielbeſprochene ſonderbare Straße der Peutingerſchen Tafel, dieſer wunderlichen Karte der römiſchen Welt, geht von Augusta Rauracorum her bei Vindoniſſa (Windiſch) über den Rhein, läuft zwiſchen Schwarzwald und Bodenſee durch, überſchreitet zwiſchen der Etappe Arae flavae und dem, nach der Weiſe der Tafel, als bedeutende Stadt ausgezeichneten Samulocenae, wie es ſcheint, die Donau und bleibt ſofort, hier die nördlichſte Grenze des Römerreichs bildend, am rechten Donauufer bis Regensburg; ſie verzeichnet auf dieſem Wege von Windiſch an ein-undzwanzig Etappen mit meiſt galliſchen, ſonſt völlig unbekannten Namen, wie Brigobanne, Gemario, Opie, Lodoſica, Jciniacum u. ſ. w. Die Alterthumsforſcher, welche ſich mit den römiſchen Monumenten Süddeutſchlands beſchäftigen, theilen ſich nun in zwei Parteien: die eine hält feſt am ſinnlichen Augenſchein der Tafel und ſucht von jener räthſelhaften Hauptſtadt an bis Regensburg alle Etappen der Straße auf dem rechten Donauufer. Die andere verweist auf die Eigenthümlichkeit der alten Karte, nach welcher an ein richtiges Verhältniß zwiſchen Fluß und Straße nicht zu denken ſey, und ihre Anhänger führen den Straßenzug in einem Bogen auf dem linken Donauufer, der Eine ſo, der Andere anders mitten durch Schwaben nach Regensburg. Leztere, auf den erſten Blick allerdings unwahrſcheinlichere Anſicht erhielt nun in neuerer Zeit überraſchende Beſtätigung, ſofern in Rotenburg und in Itzing, beide am linken Donauufer gelegen, zwei feſte Punkte gewonnen ſchienen. Die ſechste Etappe vor Regensburg heißt auf der alten Karte Jciniacum. Wenn man dieſes, der augenfälligen Namensverwandtſchaft wegen, mit dem heutigen bairiſchen Itzing identificirt, ſo iſt man hiezu einmal durch die daſelbſt aufgefundenen bedeutenden Reſte einer Römerſtadt berechtigt, vollends aber durch die ſchlagende Analogie mit dem Rieciacum, das die Peutingerſche Tafel in der Nähe von Trier anſezt, und dem heutigen Ritzing. Rotenburg iſt durch die bedeutendſten Subſtruktionen römiſcher Gebäude, durch Steindenkmale, durch die Reſte einer merkwürdigen Waſſerleitung, durch die Auffindung von Münzen und Antiquaglien aller Art jedenfalls längſt als anſehnlicher Römerort bezeichnet. Schon früher hatte die antiquariſche Conjektur, unſichern Andeutungen auf Inſchriften folgend, jene Hauptſtadt Samulocenae nach Rotenburg verſezt. Seit mehreren Jahren entdeckte nun aber Domdekan v. Jaumann unter den zahlloſen Scherben römiſchen Töpfergeſchirrs, welche bei Rotenburg ſchon oberflächliche Nachgrabung ergibt, nach und nach mehrere mit theils eingerizten, theils mittelſt Stempels aufgedrückten Inſchriften zum Theil höchſt auffallenden Inhalts. Das wichtigſte Moment dabei iſt aber, daß auf einer Reihe ſolcher Scherben, bald verſtümmelt, bald beinahe vollſtändig das Wort Sumlocenae als Ortsname erſcheint. — Die bedeutendſten der gefundenen Inſchriften mögen hier folgen. Mit dem Griffel, meiſt ſehr ſauber und deutlich eingerizt: AERA. SEP. PRAE. URB. SUM. – JUS. PRAES. SUMLOCEN. (Praeses Sumlocennensis?) – PRAEF. COL. SUMLOC. T. CLAUD. SEV. c. AUFID. VICTORIN. (Conſuln unter Septimius Severus.) – A. UR. C. DCCCCLX. — Mit Stempeln in Basrelief aufgedrückt: C. SUMLOCEL. — C. SUMLOCNE.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 11. Oktober 1838.

Es iſt, wie man wohl deutlich ſieht,
Von Held zu Held ein Unterſchied,
Auf welcher Eelte Luther ſtand,
Du weißt es, deutſches Vaterland.
L. M. Fouqué.

Aus Luthers Leben.

Proben aus einer nächſtens erſcheinenden Gedichtſammlung:
Luther und ſeine Zeit.

Von K. N. Hagenbach.

Luther und Melanchthon.

Mit Art und Säge ſchreitet
Dort Einer in den Wald,
Hat ſich den Weg bereitet
Durch Dick und Dünne bald;
Daß er die Doen' und Hecken
Auf Eins zuſammenhau',
Nimmt er's mit Stumpf und Stecken,
Mit Klötzen nicht genau.

Und wo ſich in dem Wege
Hat Unkraut angehäuft,
Frech rankend durch's Gehäge
Ein Wildfang ſich verläuft,
Da fegt er's allzuſammen
Nach Waldes Recht und Beauch,
Und wirft es in die Flammen,
Was kummeet ihn der Rauch?

Dem ſtrenzen Mann zue Seite
Ein milder Gärtner ſteht,
Der gibt ihm das Geleite,
Wenn in den Forſt er geht;
Wo jener ſägt und bauet,
Da fährt er ſäuberlich,
Er pflanzet, gießt nnd bauet
Und freut am Wachsthum ſich.

Und wo er baut und gießet,
Gedeiht die Saat ſo mild,
Die frei und kräftig ſprießet
Auf grünendem Gefild;
Viel jungen Nachwuchs ziehet
Ee liebevoll heran,
Und wer die Bäumlein ſiehet,
Hat ſeine Freude dran.

Der fromme Gärtnermeiſter
Am Namen wird erkannt:
Philipp Melanchthon heißt er,
Schwarzerd zu deutſch genannt,
Daß mit dem Milden werde
Gepaart die ſtille Kraft,
Dringt aus der ſchwarzen Erde
In's Mark des Baumes Saft.

Digitized by Google

Luther und Frundsberg.

Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als ſie den Luther führen
Vor Kaiſer und Gericht;
Und an der Thüre Pfoſten,
Dem Eingang Luthers nah,
Steht feſt auf ſeinem Poſten
Der alte Frundsberg da.

Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn
Zwei Eichen dicht beiſammen
Auf zähen Wurzeln ſtehn,
So ſtehen kühngeſtaltig
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig
Und jener in dem Wort.

Den ſchirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und jenem ſtählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz;
In Schlachten ſchaut der Eine
Dem Tod in's Angeſicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.

Der Ritter ſieht den Prieſter
Sich werfen in den Tod,
In ſeinen Zügen lieſt er
Der Loſung ernſt Gebot,
Das ſiegen oder ſterben
Den fromm Verwegnen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt ſich des Helden Geiſt.

„Mönchlein!“ beginnt der Ritter,
„Du geheſt einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
Im Mord- und Sturmesdrang
Ich noch beſtanden keinen,
Und keinen werd' beſtehn;
Biſt du mit Gott im Reinen,
Magſt du den Gang auch gehn!“

So gab der greiſe Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther ſeinen Segen,
Den Hand- und Ritterſchlag.
Wohlauf denn, Held! und ſchwinge
Dein ritterliches Schwert!
Laß ſehn, ob ſich die Klinge
Als flammende bewährt!

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Dies iſt abermals ein hübſcher Zug des Volkscharakters, der aber im angebornen Stolze des Portugieſen ſeinen Grund hat, welcher alle ſolche kleinlichen Betrügereien verachtet. Er ſchämt ſich derſelben, er hält ſie ſeiner unwürdig, obgleich er nicht den geringſten Anſtand nehmen wird, Jemanden im Großen zu betrügen. Für einen „Ridiculo“ angeſehen zu werden, d. h. für Einen, der kleinliche, erbärmliche Handlungen begeht, die ihm nur einen lumpigen Vortheil bringen können, hält er für das Allerſchimpflichſte; es iſt das Beleidigendſte, was man einem nur ſagen kann, es dringt dieſer Schimpf in Mark und Bein, wogegen Ladraõ, Spitzbube, genannt zu werden, lange nicht ſo beleidigend iſt. Wenn man nur dabei den Troſt hat, Jemanden um etwas Rechtes und Großes betrogen zu haben, dann macht man ſich ſogar eine Ehre daraus; und da Staatsdiener, beſonders diejenigen, welche Gelder verwalten, gewöhnlich große Veruntreuungen ſich zu Schulden kommen laſſen, die aber nicht weiter gerügt werden, ſo gelten ſie auch in der öffentlichen Meinung durchaus für Ladroes, worunter denn wohl auch mancher Unſchuldige leiden muß; denn daß es auch rühmliche Ausnahmen gibt, verſteht ſich von ſelbſt. Der Name Ladraõ iſt aber ſo gäng und gäbe in Portugal, daß man Miniſter und hohe Staatsbeamte oft öffentlich mit dieſem Titel beehrt, ohne daß weder Huhn noch Hahn darnach kräht. Wie oft hört man nicht in den feinſten Geſellſchaften, wenn Einer nach dieſem oder jenem der Gegenwärtigen fragt, wer er ſey, den Andern halblaut entgegnen: es iſt der und der, ein reicher Mann, ein grandisissimo ladraõ, der hier und dorten geſtohlen und betrogen hat. Man hört von ihm die ſchändlichſten Geſchichten, die ſtadtkundig ſind, ſchämt ſich aber dennoch nicht, mit ihm an Einem Tiſche zu ſitzen; der große Spitzbube iſt und bleibt geachtet, mit einem homem ridiculo aber will Niemand etwas zu ſchaffen haben, Jeder flieht ihn.

Unter den eintretenden Gäſten erſchienen unter andern drei ſehr auffallende Figuren in rothen Hoflivreen. Es waren königliche Stallbediente en grande tenue, welche auf Befehl des Herzogs von Terceira, als Oberſtallmeiſters der Königin, ein königliches Pferd aus dem Marſtall hieher gebracht hatten, das bei dem Feſte im Circus paradiren ſollte. An andern Höfen bemerkt man bei dieſer Claſſe von Menſchen immer einen gewiſſen Stallanſtand; man ſieht ihnen ihr Metier ſogleich an, ſie haben gewöhnlich eine ernſte und gutmüthig ſorgſame Miene, als ob ſie ſtets mit dem Streicheln eines wilden Pferdes beſchäftigt wären; der Wuchs ihrer Beine iſt

Digitized by Google

dem Siz zu Pferde angemeſſen, ihr Gang iſt ſchwerfällig, man ſieht, daß ſie nur zu Pferde oder auf dem Kutſcherbock zu Hauſe ſind, und riechen ſtets nach dem Stall. Die eintretenden drei Herren vom Stall, die nach den verſchiedenen Abzeichen an ſeidenen und ſilbernen Treſſen auf verſchiedenen Rangſtufen ſtanden, rochen zwar nicht minder ſchlecht, allein ſonſt hatten ſie ſchlechterdings nichts in ihrem Weſen, was ihren Stand verrathen hätte, als ihr Coſtum, das ihnen aus der Stallgarderobe geliefert worden war. Da dem einen der rothe Rock zu lang oder zu kurz, dem andern zu weit oder zu eng war, dem einen die Hände in den Ermeln ſtaken, während dieſe dem andern nur etwas über die Ellbogen reichten, ſo ſahen ſie aus wie verdorbene Schuſter oder Schneider, oder wie Theaterbedienten, denen auch ſelten der Anzug paßt. Dieſes Hofcoſtüm in großer Gala verdient noch eine nähere Beſchreibung. Der rothe Rock nach altem Hofſchnitt iſt an allen Enden und auf allen Nähten mit bunt ſeidenen, drei Finger breiten Treſſen beſezt. Kragen und Aufſchläge ſind blau mit ſilbernen Borten; dazu kurze rothe Tuchhoſen, die kaum über die Hüften reichen, eine blaue Weſte mit langen Klappentaſchen und mit ſilbernen Treſſen eingefaßt; hohe, bis weit über das Knie, faſt bis an die Mitte des Schenkels reichende Fettſtiefeln, die nach oben zu von ſteifem, gebranntem Leder ſind, mit ſehr breiten, niedrigen, bis unter die Mitte des Fußes reichenden und etwas vorſtehenden Abſätzen, auf denen die großen, kurzhalſigen gelben Sporen ruhen, deren Bügel bis an die Fußballen reichen, wo ſie mit einem Riemen feſtgeſchnallt werden. Den Kopf endlich bedeckt ein ſechzehn Zoll hoher dreikantiger Hut, wie die zu Anfang dieſes Jahrhunderts üblichen Studentenſtürmer, mit breiten ſilbernen Treſſen, und unter demſelben ſchlängelt ſich ein ganz dünnes und einen Fuß langes Zöpfchen den Rücken hinab. Um den Hals wird eine dünne weiße Binde geſchnallt, die den ſchwarzgelben Geſichtern ein überaus liederliches Anſehen gibt. Nimmt man nun noch an, daß kein Stück der Kleidung für den, der darin ſteckt, gemacht iſt, und daß nichts an den Körper paßt, ſo haben wir eine Karrikatur vor uns, wie ſie in jedem andern Lande von dem Pöbel ausgepfiffen werden würde; hier zu Lande weiß man es aber nicht beſſer, man ehrt ſie als königliche Bediente, während ſie ſich mit der größten Inſolenz geberden. Man hätte glauben ſollen, dieſe Menſchen, die in der brennenden Sonne ſo eben von Liſſabon hergeritten kamen und dafür von den Feſtgebern gewiß gut honorirt wurden, werden ſich nun mit einem Glas Wein laden; allein ſie forderten nichts als Waſſer, das ſie maßweiſe in ſich hineinſchütteten, und nur der Eine verlangte ein Sangria, ein Gemiſch von Waſſer und Eſſig, mit Zucker verſezt, weil es ihm, wie er ſich ausdrückte, ganz gewaltig in den Gedärmen knarre. — Nachdem man mehrere Stunden lang in brennender Sonnenhitze geritten, gibt es unſtreitig kein wohlthuenderes Getränke als dieſes; es kühlt ungemein das erhizte Blut, und iſt ein vorbeugendes Mittel gegen manche Uebel, und ſelbſt den Sonnenſtich, was ich in den heißeſten Landſtrichen Braſiliens ſelbſt öfters erprobt habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Dodo.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Worte näherte ſich der jungen Wittwe ein ältlicher, corpulenter Herr, den jungen Mann mit dem rothen Barte an der Hand führend: „Erlauben Sie, Miſtreß Burton,“ ſagte er mit einer ſanften, murmelnden Stimme, „daß ich Ihnen hier meinen Neffen, Lord Sylvius Pſammomy vorſtelle, der die Ehre hatte, Ihren Gemahl, unſern verehrten Kapitän Burton, zu kennen, als er noch auf der Schule zu Eton war, und hier iſt mein Freund, der Arzt Jonathan Blomby, ein ſehr ehrenwerther Mann.“ — „Und ich, Sir,“ ſagte die Dame, „ſtelle Ihnen zur Erkenntlichkeit für die Mühe, die Sie ſich um mich geben, den Profeſſor Lybenhoek vor, von deſſen Verdienſten Sie gehört haben werden.“ — „Unzweifelhaft,“ ſagte der kleine, dicke Maſter, indem er ſich vor der langen, dürren, ſkelettartigen Geſtalt des Profeſſors tief buckte, der ſeinerſeits ſeinen völlig kahlen Schädel etwas neigte und einen Blick der ſchwarzen, tiefliegenden Augen durch eine grüne Brille auf ſeinen Gegenſtand heftete. Das Geſpräch ward jezt allgemein. Der kleine Aufwärter, der, grau und verdrießlich wie der perſonifizirte Novembernachmittag, nochmals ſeine Bemerkungen über den Dodo hatte vortragen müſſen, veranlaßte jezt, daß Lord Sylvius ſich zu der Dame wendete und mit dem eigenthümlichen Tone von anmaßender Dreiſtigkeit laut lachend rief: „Der arme Dodo! ja, ja er iſt verſchwunden! Alle Combinationen, ſelbſt die ſcharfſinnigſten, bringen nicht zu Tage, wie er eigentlich ausgeſehen hat, welche Stimme ihm eigenthümlich geweſen. Es iſt umſonſt, daß wir uns plagen; er iſt verſchwunden wie die beſte Regierungsform. Er hat ſich aus dem Staube gemacht, ehe wir den Pöbel und die Frauen emancipirten. Er hat das fatale neunzehnte Jahrhundert nicht abwarten wollen, dieſes Jahrhundert des Egoismus und der Dampfmaſchinen. Er iſt entſchwunden und hat uns nur einen ſeiner Füße zurückgelaſſen.“ — „Ehe wir den Pöbel und die Frauen emancipirten!“ ſagte der Doktor Jonathan Blomby erſchreckt. „Es

ſcheint, junger Herr, daß Sie der Artigkeit wegen doch wenigſtens die Frauen zuerſt und dann erſt den Pöbel hätten nennen müſſen.“ Er ſah bei dieſen Woeten auf die Wittwe, allein dieſe hatte ſich gegen das Fenſter gewendet und ſchien nichts von den Worten des Lords gehört zu haben. Ihr Blick war teäumeriſch auf die Statue Georgs III. gerichtet, und es ſchien, als verfolgte ſie mit Aufmerkſamkeit die kleinen Giesbäche, die ſich zwiſchen den Bronzelocken der ſtattlichen Perrücke Sr. Majeſtät hinab auf den Sattel des Pferdes und von dort auf's Pflaſter ſtürzten.

„Man ſagt,“ hob der dicke Maſter, zum Aufwärter gewendet, an, „jener verloren gegangene Vogel habe ein vortreffliches, ſchmackhaftes Fleiſch gehabt.“ — „O äußerſt delicat!“ erwiderte der kleine Graue. „Das Feinſte, was wir an Faſanen, Bekaſſinen, Auerhahn und Leipziger Lerchen kennen, iſt ein Pöbeleſſen gegen die fette und zarte Bruſt des Dodo.“ Der dicke Herr ſeufzte tief. „Das iſt anch dahin!“ ſagte der Lord lächelnd, indem er ſeinen bosbaften Blick auf den Maſter richtete. „Denken Sie, Sir, ein Beaten, der ſich Ihrem Gaumen auf immer entzogen hat! Eine Schuſſel, die weder als Paſtete noch als Eingemachtes, weder mit dieſer noch mit jener Sauce des Almanac des Gourmands vor Ihnen duften und Ihre Organe zum Genuß reizen wird! Unglucklicher Sir, warum ſind Sie zweihundert Jahre zu ſpät auf die Welt gekommen? Warum hat das Schickſal den beißenden Hohn ſich erlauben düefen, Ihnen nur die Jämmerlichkeiten unſerer heutigen Tafel zu gönnen und Ihnen den Dodo zu entziehen? Armer Onkel! Was nutzen Ihnen jezt Ihre Schildkrötenſuppen, Ihre Auſterpaſteten, Ihre Hummerfricaſſés? alles das erſezt keinen Dodo! Ihre entzündete Phantaſie wird ewig ſich mit dem Bilde dieſes Ihnen unwiderbringlich geraubten Leckerbiſſen herumtragen, und alle Ihre Genüſſe werden Ihnen ſchaal erſcheinen.“

Der dicke Herr ſeufzte wiederholt und noch tiefer. Der Profeſſor aus Leyden ſah vor ſich hin und der Aezt ſchüttelte mißvergnügt den Kopf. Nach einer kleinen Weile brach die Geſellſchaft auf. Der Gelehete reichte der Miſtriß Burton den Arm und führte ſie wie im Triumphe an Lord Sylvius vorüber; der Oheim trat zu dem Neffen und flüſterte ihm mit faſt ängſtlicher Stimme zu: „Nicht wahr, Sie kommen, theurer Vetter, und verzehren heute eine Schöpſenkeule bei mir?“ — Lord Sylvius drückte dem Maſter die Hand; auch er ſeufzte jezt, indem er der Dame nachblickte, die eben in einem der lezten Säle verſchwand. Der kleine graue Aufſeher blieb allein zurück und betrachtete abwechſelnd das Trinkgeld, das ihm die Geſellſchaft gegeben, und den Fuß des Dodo.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Römiſche Alterthümer.

Was hiebei zunächſt auffallen muß, das iſt, daß hier neben einem wichtigen Stadtnamen ſo Mancherlei auf Scherben zu Tage kommt, während bisher an unſern zahlreichen Römerorten der überſchwengliche Reichthum an Scherben außer Töpfernamen oder Legionszeichen ſo gut wie nichts geliefert hat. Ferner weiß man nicht, worüber man ſich mehr verwundern ſoll, darüber, daß, wovon in allen Sammlungen nicht viele Beiſpiele exiſtiren möchten, ſo hohe Beamte wie Präſides und Präfekten ihre Namen auf irdene Gefäße ſchreiben laſſen, oder darüber, daß ein Ort dieſes früher nur als römiſche Militärkolonie betrachteten römiſchen Vorlandes colonia genannt und gar mit einem Präſes in Verbindung gebracht wird, da man doch ſonſt nur praesides provinciarum kennt? Allerdings war man ſeit einiger Zeit von der beſchränkten Vorſtellung zurückgekommen, als ob die Beſetzung unſers Landſtrichs durch das weltherrſchende Volk bloß ſtrategiſcher Natur geweſen wäre: die erhobenen Steindenkmäler, im Verein mit einigen Andeutungen römiſcher Geſchichtſchreiber, namentlich des Tacitus, wieſen darauf hin, daß der Theil des ſüdlichen Deutſchlands zwiſchen Rhein und Donau, welchen die römiſche Befeſtigungslinie umſchloß, förmlich als Provinz behandelt und verwaltet wurde. Allem nach war der weſtliche Theil dieſes Strichs zur transrhenaniſchen Provinz Germania superior, der öſtliche zur Provinz Rhätien geſchlagen. Dies geht namentlich aus der Vertheilung der Legionen hervor, wie ſie ſich aus den in Baden, Würtemberg und Baiern gefundenen, ziemlich zahlreichen Inſchriften ergibt: die VIII. und XXII. Legion, deren Quartier im zweiten und dritten Jahrhundert in Germania superior war, kommen nur im weſtlichen Theil unſers Gebiets, die III., welche in Rhätien lag, kommt nur im öſtlichen vor. Die Reſte zahlreicher, oft ſehr anſehnlicher Gebäude, zuweilen mit nicht ganz unbedeutenden Kunſtwerken, wie die Moſaiken in Badenweiler und Rottweil, die vielen Götterbilder, Votiv- und Grabſteine, die Suite der Münzen — Alles weiſt auf eine förmliche Niederlaſſung hin und auf langen friedlichen Beſitz von der Trajaniſchen Zeit bis weit über das Antoniniſche Zeitalter herauf. Die bekannte Notiz in Tacitus Germania, die häufigen Hinweiſungen der Inſchriften auf galliſchen Cultus, die celtiſchen Ortsnamen des Straßenzugs auf der Peutingerſchen Tafel machen es ſehr wahrſcheinlich, daß ausgewanderte Gallier neben den Cohorten der Legionen und ihrer Hülfsvölker das Land beſezt hatten und im Frieden, deſſen damals dieſe Striche genoſſen, die germaniſche Bevölkerung, welche man ſich ſchwerlich ſo dünn zu denken hat, als man gewöhnlich annimmt, in römiſche Cultur hineinzogen, bis die Aufſtände oder Einfälle der Alemannen und die Vertreibung der Römer vom linken Donau- und dem rechten Rheinufer das blutige Vorſpiel der allgemeinen Ueberſchwemmung des Reichs wurde. Bei alle dem war die Forſchung nicht darauf gefaßt, eine ſo bedeutende Stadt, wie nach den angeführten Entdeckungen Sumlocenae geweſen ſeyn müßte, aus dem Dunkel jener Zeit auftauchen zu ſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 12. Oktober 1838.

Was ever woman in this humour woo'd?
Was ever woman in this humour won?

Shakespeare.

Der Dodo.

(Fortſetzung.)

II.

Liebeserklärung eines Naturforſchers.

In dem Erker eines alterthümlichen Hauſes in Leyden ſaß drei Monate nach dem obigen Geſpräch im Aſhmoleanmuſeum zu Orford Miſtreß Pamela Burton in einer nachdenklichen Stellung am Fenſter und ſchaute durch die hohen Spiegelſcheiben auf das Gewühl der Gaſſe. Ihr zartes Geſicht war bleicher wie gewöhnlich, ihre dunkeln Augen mit einem eigenthümlichen ſchmerzlich-traurigen Ausdruck geſenkt, ihr herrliches, braunröthliches Haar unter einem leichten Spitzentuchelchen halb verborgen. In weiten Falten floß ein zartes Mouſſelingewebe um die ſchlanke Taille, klöſterlich bis an den Hals ſie einhüllend, an der Bruſt ſtack eine blaßrothe Hyazinthe.

Eine Uhr ſchlug und mit dem lezten verklingenden Tone trat, vom Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet, der Profeſſor Lydenhoek ein. Er grüßte, nahm der Dame gegenüber Platz, und nachdem er ſeine grüne Brille bei Seite gelegt, faßte er eine ihrer kleinen Hände und ſagte: „Pamela, es iſt auf dieſer Erde kein vollſtändiges Glück denkbar. Der Menſch iſt elend, der Puls iſt unſer Tyrann, ſein Pochen iſt das Pochen des Todesfingers an die Thür unſeres Lebens. Wir erkaufen jede heitere Minute von der zufällig glücklichen chemiſchen Miſchung eines Blutkügelchens, das ſeinen langſamen oder beſchleunigten Weg von der Fußzehe bis zum Herzen macht. Jede unſerer Empfindungen iſt von einem Nerven abhängig, der auf geheimnißvolle Weiſe vibrirt und unſere Nächte mit Geſpenſtern, unſere Tage mit Hypochondrie füllt. Pamela, der Menſch iſt nicht zum Glück gemacht. Es gibt in der ganzen Natur nur Ein Gewiſſes, das iſt die Vernichtung.“

Pamela zuckte zuſammen und ihre Hand entglitt der Rechten des Profeſſors; dieſer ergriff ſie wieder und fuhr fort: „Ich habe unter Särgen gewandelt mit der Miene eines Mannes, an deſſen Wege Bauſteine eines eingeriſſenen Gebäudes liegen; ich weiß nichts von den traurigen Einbildungen und Träumen, mit denen die Hälfte unſerer Mitmenſchen ſich bleiche Wangen und einen ſtockenden Athem macht. Mein Geiſt wandte ſich ſchon frühe dem heitern Reiche der Inſekten zu. Ich fing mit meinem zwölften Jahre an, die große Sammlung anzulegen, die Sie in den drei großen Sälen im Nebenhauſe verwundert in Augenſchein genommen haben. Mit jeder Fliege, die ich anſpießte, mit jedem Käfer, deſſen Herz ich durchbohrte, mit jeder leichtfüßigen Cicade, über deren

Grab ich wie eine Triumphfahne den Zettel mit dem Linnéſchen Namen ſteckte, zog ein Gefühl der Genugthuung in meine Bruſt ein. Ich hatte ein Fünkchen von der ewig flatternden, ewig zuckenden, hin und her ſtrömenden Lebensmaſſe erſchnappt und opferte es auf dem Altar der Wiſſenſchaft. Könnte ich mich nur alles Lebens auf dieſe Weiſe verſichern! denn ich will nicht leugnen, daß mich dieſe Erſcheinung des Daſeyns, die ich nicht erklären kann, genirt.“ Der Profeſſor zog hier ſeine Uhr hervor. „Schon ſind zehn Minuten vergangen,“ ſagte er. „Ich muß mich kurz faſſen: Wollen Sie meine Gattin werden, Pamela?“

Die Angeredete bebte noch heftiger; die rothen Glöckchen der Hyazinthe zitterten an einander, gleichſam als wollten ſie Sturm läuten für das bedrängte und beunruhigte Herz, an dem ſie ſtanden. Sie gab nach einer Weile zögernd ihre Hand, der Profeſſor nahm auch die andere und zog die traurige ſchöne Frau näher an ſich heran, indem er mit ungewöhnlich weicher Stimme ſagte: „Ich will, ſo weit ich es verſprechen kann, Sie nie unglücklich machen, Pamela. Sie können in meinen kühlen großen Zimmern friedlich Ihren Träumen, und wenn Sie es wollen, meinem Glück leben. Ich verlange nicht, was man in der Welt Liebe, Aufopferung nennt; wenn ich Ihnen nur nicht zuwider bin, ſo iſt das für mich genug.“ — „Sie fordern wenig,“ ſagte die Dame zögernd; „aber ehe ich mich entſcheide, müſſen Sie mir erlauben, Lydenhoek, daß ich Ihnen eine Geſchichte meiner frühern Tage erzähle.“ — „Wird ſie lang ausfallen?“ — „Doch wohl —“ — „So entſchuldigen Sie, mein Engel, ich muß fort. Punkt Sieben heute Abend werde ich mir die Ehre geben, Ihnen wieder aufzuwarten.“ — Er ſtand auf, ergriff ſeinen Hut, machte eine tiefe Verbeugung und ging. Man hörte unten eine Uhr ſchlagen.

III.

Pamelas Jugendgeſchichte.

„Ich erblickte das Licht der Welt,“ ſagte die Wittwe zum Profeſſor, „an den Ufern des Ganges. Mein Vater war einer jener reichen Koloniſten, die eine Parlamentsakte aus ihrem Geburtslande verbannte, und der trotz der Grauſamkeit, mit der ſich die Machthaber gegen ihn und ſeine Freunde vergingen, doch nicht aufhörte, mit edler Wehmuth der Inſel zu gedenken, die, eine köſtliche Perle, auf den Wellen des Oceans ſchwimmt. Er ſprach mit mir von Altengland, er ſchilderte mir die prächtige Regentſtraße, den Weg über die Weſtminſterbrücke, Whitehall gegenüber nach den Hotels von Groſvenor Square, den jeder vom Continent heimkehrende Britte mit hochklopfendem Herzen macht, wenn ihn lange Zeit hindurch ſelbſtgewählte Verbannung in der Fremde zurückgehalten. Meine Schweſtern ſangen dazu engliſche Romanzen, und ich hörte oft in der Abenddämmerung, wenn ich an den Ufern des Ganges ſpazierte, jenes „rule Britannia,“ das wunderbare Lied, das wie ein politiſcher Gottesdienſt alle Herzen der Inſulaner, ſie mögen ſchlagen in welchem Welttheil ſie wollen, zu einem großen, mächtigen Gefühl entflammt. Nur eines gefiel mir an dem Vaterlande des Vaters nicht: es waren jene ewig kochenden, treibenden, mit einem geſpenſtiſchen Scheinleben arbeitenden Maſchinen, die ihren heißen Athem unaufhörlich in die Lüfte ſenden.“ — „Und doch ſind gerade dieſe der Stolz des Landes und der Triumph der Wiſſenſchaft,“ bemerkte der Profeſſor. — „Es mag ſeyn, allein für mich hat dieſe in Ketten und Dämpfen raſſelnde und ſprudelnde Produktion etwas Entſetzenerregendes. Die einfachen Naturzuſtände um mich her hatten mich die Stille und Größe des vom gierigen Geiſte der Induſtrie noch nicht ergriffenen Lebens lieben gelehrt. Mein Herz wurde wie ein Blumenkelch mit einer Religion ſchüchterner, glühender Naturpoeſie gefüllt. Was ich damals dachte, wie ich im Innern Bilder keimen und ſchwinden ſah, von deren hellen Farben ich nur die bloßen Contouren noch bewahre, iſt jezt, nachdem ich Europa betreten, wie verſchwunden. Nur in mitternächtlichen Träumen ſehe ich noch mein altes Indien, den heiligen Strom, und ihn — ihn, den ich nicht nennen kann und von dem ich doch jezt zu ſprechen mir vorgenommen habe.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Die Stunden waren uns ungemein ſchnell in dieſer Kneipe vergangen, die Hitze war gemildert, die Schatten waren länger geworden und wir mußten uns nachgerade nach einem bequemen Sitze im Circus umſehen. Noch war der Platz ziemlich leer, die Menſchen noch allenthalben in der Stadt zerſtreut, und ungehindert konnten wir das Innere des Schauplatzes betrachten, der aus einem gegen achtzig Schritte in's Quadrat haltenden Raum mit einer ungefähr zehn Fuß hohen Mauer beſtand. Auf drei Seiten dieſer Mauer hatte man geräumige hölzerne Logen für die Honoratioren errichtet, welche dazu contribuirt hatten, und das Inwendige derſelben war mit allerhand bunten, meiſtens carmoiſinrothen Stoffen dekorirt, womit gewöhnlich die Kirchen an Feſttagen ausgeſchmückt werden. Sie ſchützten gegen Sonne

Digitized by Google

und Wind; vom Regen hat man in dieſer Jahreszeit nichts zu furchten. Jede Familie hatte fur ſich und ihre Gäſte eine beſondere Loge. Auf zwei Seiten aber liefen von den Logen abwärts bis zur Arena amphitheatraliſche Sitze, welche fur das zahlreiche Geſinde der Herrſchaften und Logeninhaber beſtimmt und durch eine bretterne Bruſtwehr gegen die Angriffe der wilden Stiere geſichert waren. Auf der Nordſeite des Platzes, wo die nur durch die Liſſaboner Landſtraße getrennte Anhöhe nahe an der Mauer des Circus ſich erhebt, hatte man die freie Aus- und Einſicht gelaſſen; denn dort an jenem Abhange war das naturliche Amphitheater fur den großen Volkshaufen, welchen der Circus nicht faſſen konnte, und jenes Amphitheater umſchloß nun abermals an ſeinem oberſten Ende eine lange Reihe auf Pfählen erbauter und bunt behangener Logen für Honoratioren, die unten keinen Platz mehr fanden. Sie ſahen aus wie japaniſche Luſthäuſer, bunt und grell mit gelben, rothen und himmelblauen Tuchern behangen, uber denen die portugieſiſche Flagge wehte. Zufälligerweiſe ragten hinter ihnen, in ſymmetriſcher Ordnung, drei hohe, in prachtvoller Bluthe ſtehende Aloeſtängel mit ihren candelaberartigen Armen, ſchlank wie junge Tannen, hoch in die Luft, was dieſen Anblick noch aſiatiſcher machte. — In der einen Ecke des Circus fuhrten zwei große Thore zu den verſchiedenen Zwingern, in denen die Stiere vor und nach dem Gefechte eingeſperrt werden, und aus welchen dann jeder einzeln in den lezten Zwinger, wo man ihn von der Mauer herab durch Neckereien zu reizen ſucht, und endlich durch eine kleine Thure in die Arena ſelbſt gelangt. Von zehn zu zehn Schritten waren in den freiſtehenden Mauern des Circus ganz ſchmale Ausgänge, durch welche die Kämpfer ſich vor dem Angriffe der Stiere fluchten und in Sicherheit bringen können, während ſie dem Stier mit ſeinem weit ausgeſpannten Gehörn nicht zugänglich ſind.

Als wir in den Circus traten, war noch Alles leer, und in der Arena ſtand oder lagerte die Heerde wilder Stiere, ſiebzehn an der Zahl, welche heute kämpfen ſollten, umgeben von den mit großen, faſt auf der Erde ſchleifenden Glocken behangenen Cabreſtes oder zahmen Ochſen, die gleich Oberhofmeiſtern Ordnung unter den ungeſchliffenen, wilden Beſtien halten und ſie zum Gehorſam zwingen. Es wirkt bei dieſen Thieren ein ganz beſonderer Inſtinkt: die zahmen, civiliſirten, welche von Jugend auf den Umgang der Menſchen genoſſen, haben dieſe verſtehen lernen, und uben nun despotiſch ihre Verſtandesſuperiorität uber das unverſtändige, wilde Volk ohne Diſciplin aus. Sie ſtoßen bei jeder Gelegenheit die wilden Stiere, wenn ſie nicht ihren Willen thun, hin und her, und jene werden bald ſo folgſam wie Lämmer; ſie laſſen ſich von ihnen wie an einer Halfter fuhren, und folgen den tiefen Klängen der großen Glocken. Deßhalb werden denn auch die zahmen Ochſen Cabreſtes genannt.

Ohne zu ahnen, daß außer den Logen auch die Plätze des Amphitheaters ihre Eigenthümer hatten, ließen wir uns auf's Gerathewohl auf der oberſten Bank vor einer der größten Logen nieder und beſchauten die ſchönen, wilden Geſchöpfe mit ihren trotzigen Köpfen, alle von ſchwarzer Farbe, mit rothen und grünen Bändern an den mächtigen Hörnern geſchmückt, und die Hornſpitzen mit aufgeſezten ledernen Knöpfen verſehen. Endlich war es drei Uhr vorüber; die Volkshaufen näherten ſich dem Platze, gruppenweiſe kamen ſie angezogen. Männer, Weiber und Kinder nahmen das Bergamphitheater ein und lagerten ſich auf der nackten, ſtaubigen Erde oder auf untergelegten Schilf- und Rohrmatten. Andere, Burſche und Knaben, erkletterten die freiſtehende Mauer des Circus und bildeten eine ſonderbare Garnitur. Manche ließen ſich auch auf den Bänken des Amphitheaters nieder, wo wir Platz genommen; allein die Meiſten wurden, da ſie nicht dahin gehörten, durch die Dienerſchaft der daruber befindlichen Logeninhaber wieder vertrieben. Der Sitz, welchen wir eingenommen, gehörte zu denen der Dienerſchaft des angeſehenſten und reichſten Mannes der Stadt, des ehemaligen Capitao Mor des Diſtrikts, dem man noch immer dieſen Titel gab, ungeachtet dieſe Stellen durch die neue Verwaltung eingegangen waren. Der Logendiener, der ſich nicht getraute, auch uns zu vertreiben, da er wohl ſah, daß wir Fremde waren, ſprach es zwar abſichtlich laut genug aus, daß kein anderer, ſey er wer er wolle, ein Recht habe, hier zu ſitzen; denn dieſe Sitze ſeyen für die Criados des Senhor Capitao Mor beſtimmt; allein wir thaten, als wenn wir ihn nicht verſtänden, unterhielten uns in deutſcher Sprache und blieben unverrückt ſitzen, im Vertrauen auf die Kenntniß des Charakters dieſer Menſchenclaſſe. Auch verließen wir uns auf die Artigkeit des Capitao Mor, und er erlaubte uns auch ſogleich, ſitzen zu bleiben, als er bald darauf erſchien und wir ihn darum erſuchten; er war ſogar ſo höflich, uns in ſeine Loge einzuladen, was wir jedoch nicht annahmen, da wir hier bequemer ſaßen. Auch die Dienerſchaft kam nun haufenweiſe angerückt; die des Capitao Mor war vierzig Mann ſtark, lauter ſtämmige Burſche mit ſonnverbrannten Geſichtern und in der bäuriſchen Landestracht: Hemdermeln, rothe oder blaue Weſte, ſchwarze, manſcheſterne, kurze Beinkleider, weiße Strümpfe, mit unter dem Knie gebundenen, rothen, wollenen Strumpfbändern, tüchtige Radmenſchuhe, die auf einer Seite mit einer kleinen Schnalle befeſtigt werden, eine ſpitze rothe oder hellblaue, dicke, wollene Mütze auf dem Kopf, und im Sommer eine leichte kattunene, im Winter eine brauntuchene, kurze Jacke, wie ein Huſarenpelz über die

Digitized by Google

linke Schulter geworfen; in den Händen der lange, dicke, unzertrennliche Gefährte, der Knotenſtock, oder Varrapao, wie er hier genannt wird, den ſie im Gehen auf der Schulter tragen und der im Stehen ihr dritter Stützpunkt iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Römiſche Alterthümer.

Noch nirgends war bis jezt dieſſeits des Rheins und der Donau ein Praefectus urbis oder civitatis, noch weniger ein Praeses zu Tage gekommen; die Inſchriften berichteten nur von militäriſchen Präfekten, von Tribunen, Centurionen, beneficiariis consulis, von Auguſtaliſchen Sevirn oder an Magiſtraten von Decurionen und etwa von einem Propretor, der von Mainz oder Augsburg aus ein Bad oder ein Kaſtell reſtauriren läßt. Der Wichtigkeit von Sumlocenae oder Rotenburg, wie ſie ſich aus jenen Topfſchriften ergäbe, entſpräche allerdings ſehr gut die Art, wie die Peutingerſche Tafel ihr Samulocenis vor allen andern Orten auf jenem Straßenzug hervorhebt. Durch die ganze Karte ſind bekanntlich die meiſten Etappen nur dadurch angegeben, daß in die Straßenlinie ein Haken geſchlagen iſt; größere Orte dagegen werden je nach ihrer Bedeutung mit mehr oder wenigern, größern oder kleinern Häuſern oder Thürmen bezeichnet. Bei Samulocenis findet ſich nun ganz daſſelbe Bild der zwei Thürme, wie z. B. bei Augusta Vindelicorum, Brigantium (Bregenz), Tribent u. ſ. w., während bei ſecundären, doch immer noch notoriſch anſehnlichen Römerſtädten, wie Vindonissa, Campodunum (Kempten), Comum u. ſ. w., nur der gewöhnliche Haken geſchlagen iſt. — Wären **alle** jene Topfinſchriften **eingerizt**, ſo könnte man es der Skepſis nicht verübeln, wenn ſie an ſo viele antiquariſche Myſtificationen und an Jonathan Oldbook und Cäſars Lager dächte. Noch iſt in friſchem Andenken das marmorne Basrelief, den Triumph des Tetricus mit zahlreichen Inſchriften darſtellend, das vor wenigen Jahren alle alterthumsforſchenden Geſellſchaften des ſüdlichen Frankreichs in Aufruhr brachte und am Ende das Werk eines gewandten Fälſchers war; und jeder Bücherliebhaber bedauert den alten Würzburger Profeſſor Behringer, der auf einem andern antiquariſchen Felde das Opfer der Leichtgläubigkeit wurde, indem er ein dickes Werk mit zahlreichen Abbildungen über ſelbſtgeſammelte Verſteinerungen bearbeitete und eben mit der Herausgabe fertig war, als er erfuhr, daß die wunderbaren Gebilde von einem neckiſchen Bekannten fabrizirt und ihm in die Hände geſpielt worden. Aber mehrere der Inſchriften, und gerade ſolche, welche den alten Ortsnamen deutlich ausſprechen, ſind durch Aufdrücken eines Stempels auf den noch weichen Thon entſtanden, und dieſes Verhältniß ſchließt wohl, bei der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Maſſe, wie wir uns durch den Augenſchein überzeugt, jeden Gedanken an einen ſchalkhaften Betrug aus. Troz dem können ſich manche unſerer hieſigen Kenner von einem gewiſſen Mißtrauen nicht losmachen, das freilich niemals den Charakter des Entdeckers jener Alterthümer ſelbſt trifft. Andere dagegen, wie namentlich die Profeſſoren Pauly und Stälin, ſtehen nicht an, die Echtheit der Rotenburger Erhebungen der Hauptſache nach anzuerkennen und Sumlocenae für die Hauptſtadt der Peutingerſchen Tafel zu erklären. Sonderbarerweiſe ſoll v. Jaumann ſelbſt nicht dieſer Meinung ſeyn: er iſt in Bezug auf die Straße der alten Karte ein ſtrenger Anhänger des transdanubianiſchen Syſtems, und muß daher in der Entfernung weniger Meilen von einander dieſſeits und jenſeits der Donau zwei ſehr bedeutende Städte annehmen, deren eine Samulocenae, die andere Sumlocenae geheißen. Diejenigen, welche die alte Straße über Rotenburg oder Sumlocenae führen zu dürfen und zu müſſen glauben, heben den leichten Unterſchied zwiſchen beiden Namen dadurch auf, daß ſie ſich auf die zahlreichen notoriſchen Schreibfehler der Tafel berufen. — Wir heben, ehe wir der allerneueſten Rotenburger Entdeckung gedenken, hier noch einige der frühern ſchnell heraus. Unter den Topfinſchriften befindet ſich eine, die ſo merkwürdig mit einer längſt bekannten, gleichfalls Rotenburg angehörenden Lapidarſchrift zuſammenſtimmt, daß ſchwerlich ein anderer, an Alterthümern noch ſo reicher Ort etwas Aehnliches aufzuweiſen hat. So viel wir wiſſen, iſt die fragliche Schrift nur gerizt, und es wäre daher nicht zu verwundern, wenn die Skepſis, welche bei den oben erwähnten gerizten Inſcriptionen leiſe den Kopf ſchüttelte, bei der vorliegenden den Mund zur Proteſtation aufthäte. Auf einer längſt wieder verloren gegangenen, nur von Apian, dem leichtfertigen Inſchriftenabſchreiber, uns aufbewahrten Rotenburger Steinſchrift erſcheint ein M. Meſſius Fortunatus als Negotiator artis cretariae et paenulariae (Walter), und als Sevir augustalis. Und ſiehe, auf einem jüngſt erhobenen Topfſcherben ſteht geſchrieben: MAR. MESSIVS. FORTVNATVS. NEG. IIII.. (sevir.) — Manchen Leſern mag auch das oben angeführte: ab urbe condita 960, das ſehr nachläſſig auf einen gemeinen Scherben gerizt iſt, als ziemlich apokryph aufgefallen ſeyn. Profeſſor Pauly erinnerte uns indeſſen daran, daß in der römiſchen Welt, als man dem Zeitpunkt des tauſendjährigen Beſtandes Roms und dem großen Säkularfeſte nahe rückte, jene Bezeichnung nach Jahren der Stadt mit Affektation wieder hervorgeſucht wurde.

Aber mit den bisher beſprochenen Rotenburger Entdeckungen war es noch nicht genug: ganz kürzlich hat v. Jaumann auf Rotenburger Scherben mehrfach die Inſchrift: Solicinium entdeckt; von einer derſelben (COL. SOLICIN.) wiſſen wir beſtimmt, daß ſie mit einem Stempel aufgedrückt iſt. Der Name Solicinium kommt nur beim römiſchen Hiſtoriker Ammianus Marcellinus vor: ſo nennt er den Ort, bei welchem Valentinian im vierten Jahrhundert die Alemannen ſchlug. Ueber die Lage dieſes Orts iſt in der gelehrten Welt viel geſtritten worden; Manche ſuchten ihn in Sulz am Neckar, die Meiſten bedeutend näher am Rhein. v. Jaumann ſieht im Wort Solicinium nur die romaniſirte Verſion des celtiſchen Sumlocenä. Es iſt merkwürdig, daß ſchon der verſtorbene Freiburgſche Archivar Leichtlen lange vor den Jaumannſchen Entdeckungen nicht nur das Samulocenis der Tafel nach Rotenburg verlegte, ſondern auch jenes Wort mit Ammians Solicinium identificirte, um den mittelalterlichen Sülichgau daraus abzuleiten. Was man auch vorläufig von dieſer Identificirung halten mag, die Jaumannſche Entdeckung muß die Freunde des Alterthums in hohem Grade intereſſiren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. Oktober 1838.

Geſezt iſt die Aren' und offen ſtehn
Die Schranken; dicht drängt Kopf an Kopf ſich her.
Dons gibt's und Granden hier, und Frau'n noch mehr,
Geübt im Augenſpiel.

Byron.
Childe Harold.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſezung.)

Der Knotenſtock des Landvolks iſt eine furchtbare Waffe, deren ſie ſich ſowohl zum Angriff als zur Vertheidigung auf das Geſchickteſte zu bedienen wiſſen, ſo daß ein guter Fechter, wenn er den Rücken frei hat, es mit zwei Angreifern, die mit Degen oder Bajonetten bewaffnet ſind, aufnimmt und den Sieg davon trägt. Den fünf bis ſechs Fuß langen Stock mit beiden Händen in der Mitte faſſend, ſchüzt er ſeinen ganzen Körper durch wirbelnde Bewegungen damit, und während dieſes Vertheidigungsmanövers macht er Finten, fällt nach dem Kopfe des Gegners aus und verſezt ihm in demſelben Augenblicke einen Schlag vor die Schienbeine, daß er niederſtürzt, oder umgekehrt. Es iſt wirklich eines der intereſſanteſten Schauſpiele, zwei gute Stockfechter kämpfen zu ſehen. Erſtaunlich iſt die Fertigkeit, womit ſie die Schläge austheilen und pariren, wie ſie dabei mit der größten Behendigkeit bald rechts, bald links ſpringen, die Köpfe niederducken, in demſelben Augenblick ſich wieder aufrichten und vorwerfen, um einen Schlag zu führen, oder ſich zurücklegen und dem Schlag ausweichen. Kopf und Beine ſind die Hauptzielſcheiben des Angriffs, alle andern Angriffe ſetzen den Gegner meiſtens in Vortheil. Kann man indeſſen bei Blößen, die der Gegner gibt, einen kräftigen Stoß mit dem eiſenbeſchlagenen Stockende in's Geſicht oder auf den Magen führen, ſo wird dieſes nicht unterlaſſen. Die braunen, bärtigen Geſichter, ſo wie die feuerſprühenden dunkeln Augen der Portugieſen gehören aber dazu, um dieſem Kampf ſein eigenthümliches Intereſſe zu geben, ſey es nun, daß in bloßem Scherz oder im Ernſt gefochten wird. Sind nur zwei Kämpfer auf dem Platze, ſo läßt man ſie gewähren und bildet einen Kreis um dieſelben, wie bei den engliſchen Boxern, und ſelten ereignet ſich dabei ein größerer Unfall als blutige Köpfe und zerſchlagene Beine; iſt es aber ernſtlicher, nimmt man Partie von beiden Seiten, dann wird ein ſolcher Kampf furchtbar, dann gibt es Mord und Todtſchlag und das Meſſer ſpielt am Ende auch noch eine Rolle dabei.

Wenden wir uns wieder zum Circus und dem Bergamphitheater, deſſen leere Räume ſich immer mehr anfüllen. Die dürre Anhöhe erhielt ein immer lebendigeres, bunteres Anſehen, beſonders durch die grellen Farben der weiblichen ländlichen Trachten, die hier die Mehrzahl bildeten. Auch unter den Landleuten in der Nähe Liſſabons hat der Luxus beim weiblichen Geſchlechte ſeit einigen Jahren ungemeine Fortſchritte gemacht; die ſonſt in wollene dunkle Zeuge gekleideten Landſchönen

Digitized by Google

tragen jezt aus buntem Kattun faltige, bis beinahe auf die Fußknöchel herabfallende Röcke, während ſie ſonſt kaum bis an die nackten Knie reichten, ein enganliegendes kurzes, der Taille angemeſſenes Mieder, Zopinha genannt, mit langen modiſchen Ermeln deſſelben buntgeblumten Zeuges, Schuhe und weiße Strumpfe, ſtatt daß ſie ehemals barfuß gingen, und wo möglich ein roth, gelb oder blauſeidenes Halstuchelchen mit bunter Garnirung um den Nacken. Die dunkeln Haare ſind in einen Zopf geflochten, der kunſtlich zuſammengerollt und oben auf dem Scheitel durch einen Kamm zuſammengehalten wird, einen Kamm, der um ſo modiſcher iſt, je höher er in die Luft ragt, und bis jezt hat er bereits eine Höhe von vierzehn Zoll erreicht. Ueber ihm ſchwebt wie ein Schirmdach das ſteifgeſtärkte Mouſſelintuch mit nach hinten zu abſtehendem Zipfel, und Löckchen oder glattgeſtrichene Haare blicken nebſt zwei ſchwarzen Augen unter dem Tuche hervor. Fruher begnugten ſich die Landfrauen, ihr ſtarkes Haar in einen Knoten zuſammenzuknupfen, der oft acht Tage halten mußte, ohne durchgekämmt zu werden, ſo daß eine Menge Ungeziefer darin niſtete, beſonders wenn man noch obendrein die Haare einpuderte und mit Fett ſalbte, wie es vor dreißig Jahren Sitte war, wo man ſie wohl in ein geſtricktes Beutelnetz ſteckte, oder ein weißes, ſchlappiges Tuch, das man unter dem Kinn ineinanderſchlug, daruber hing. Die Bauerndamen haben in dieſer Hinſicht ſeit zwanzig, und beſonders in den lezten vier Jahren eine außerordentlich vortheilhafte Metamorphoſe erlitten, und es iſt, als wenn ſie dadurch auch einen bluhenderen Teint erhalten hätten.

Die vierte Stunde war herangeruckt und an dem Berge lagerte auf einem Quadratraum von einigen hundert Schritten nach allen Seiten eine gedrängte Menſchenmaſſe von wenigſtens zehntauſend Köpfen; aber noch immer harrte man der vornehmen Welt, die auch hier, wie allenthalben, auf ſich warten läßt, um ſich in großem Apparat dem Publikum darzuſtellen. Der größte Theil kam aus der Stadt zu Fuße an, Andere aber aus den benachbarten Ortſchaften im größten Schmuck auf ſchön mit ſeidenen oder kattunenen Decken dekorirten Ochſenkarren, oder zu Pferd, zu Maulthier und auf mit bunten Bändern geſchmückten Eſeln. Cavalcaden, welche auf dieſe Art die Anhöhe hinaufzogen, um zu den Berglogen zu gelangen, gewährten eines der anmuthigſten, eigenthumlichſten Bilder. Die Logen im Circus konnten uber tauſend Perſonen faſſen, wovon der größte Theil Damen waren, alle nach dem neueſten franzöſiſchen Geſchmack gekleidet, der in fruheren Zeiten nur ſelten die Thore Liſſabons uberſchritt. Nur in der Miſchung der grellſten Farben folgen die Portugieſinnen fortwährend ihrem eigenen Geſchmacke. So ſieht man an ein und derſelben Dame einen roſenrothen Hut mit gelben Federn und grünen Bändern, ein hellblaues ſeidenes Halstüchelchen uber einem großen weißen Spitzenkragen, ein apfelgrünſeidenes Kleid mit gelber Schurze, weiße Strümpfe und rothſeidene Schuhe u. ſ. w. Dieſes Farbenſpiel gab dem Ganzen ein noch feſtlicheres Anſehen. Man denke ſich noch dazu, daß jede Dame mit einem bunten Fächer bewaffnet war, den ſie bei der drückenden Hitze ohne Unterlaß auf's Lebhafteſte bewegte, um ſich Kühlung zuzufächeln oder auch telegraphiſche Zeichen fur die Eingeweihten zu machen, wodurch ein ſolcher Wedel in den Händen einer Schönen erſt recht vielſagend wird. Hinter den Damen, unter denen ſich manche pikante Geſichter und Geſtalten auszeichneten, ſtanden oder ſaßen die Herren, manche, die ſehr auf Anſtand hielten, fein in Schwarz gekleidet, viele jedoch, welche modernere, ungenirtere Sitten angenommen, wie ſie auch dem Landleben angemeſſen, erſchienen in leichter Sommerkleidung, in Strohhuten und kurzen, blendendweißen Jacken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Dodo.

(Fortſetzung.)

„Nicht weit von der Wohnung meiner Eltern gab es einen alten Hain, in deſſen düſtere Schatten ich mich oft verſenkte. Die rieſigen Gewächſe der heißen Zone wucherten hier auf einem heiligen Boden. Die Tradition bezeichnete dieſen Ort als die Stätte, wo vor vielen hundert Jahren zuruck ein Tempel das Brama geſtanden. Aufmerkſame Blicke erkannten noch Mauerreſte, fanden noch Bruchſtücke von Zierrathen, die in ihrer vollendeten Zuſammenſtellung einer grauen Vergangenheit angehört haben mußten. Dicht an der Grenze des Hains strömte der Ganges. Mein Vater hatte mir verboten, dieſe einſamen Gegenden ohne gehörige Begleitung zu beſuchen, weil ſich daſelbſt wilde Thiere hatten blicken laſſen. Mein Herz kannte keine Furcht. Die Tempeltrummer waren das Ziel meiner Wanderungen, und oft uberraſchte mich die Nacht, wenn ich, in Träumereien verſenkt, unter dem herrlichen Himmel Indiens jenen Tagen und Begebenheiten nachſann, die nur noch im Munde der Sage leben. Meine junge Seele durchzitterten Schauer prophetiſcher Wehmuth, indem ſie an die duſtern Geheimniſſe dachte, die uns die Weisheit der Braminen hinterlaſſen hat und von denen nur wenige Andeutungen genugen, um über eine ganze Welt voll Luſt und heitern Leichtſinns einen truben Schleier zu breiten.“

„Eines Abends, als eben die Strahlen der untergehenden Sonne den Hain durchzitterten, lag ich auf

Digitized by Google

weichem Mooſe und lehnte mein Haupt an den Stengel einer jener Rieſenblumen, die der heiße Boden üppig hervortreibt und die tropiſche Sonne mit glühenden Farben malt. Meine Augen waren geſchloſſen, ich mochte ſie nicht öffnen, aus Furcht, die Bilder meiner wachen Träume zu zerſtören, obgleich ich hörte, daß in nicht weiter Ferne Geräuſch wie von Trägern und Thieren die Einſamkeit belebte. Unwillig zwang ich mich endlich zu ſehen, und — welch ein Schauſpiel zeigte ſich meinem Blicke! Dicht an mir vorüber, einen Waldweg her, ſchwebte ein Palankin, von ſechs Eingebornen getragen, und auf den Polſtern des Ruhebetts lag nachläſſig hingelehnt ein Jüngling, ſchön wie der jugendliche Bacchus, als ihn ein glänzender Götterzug in die paradieſiſchen Gefilde Indiens brachte. Der Blick des jungen Mannes war mit Verwunderung auf mich gerichtet, er befahl ſeinen Trägern, anzuhalten, und machte Miene, ſeinen Platz zu verlaſſen, als plötzlich eine entſetzliche Veränderung der Scene vorging. Ein wildes Geſchrei, wie die Eingebornen es auszuſtoßen pflegen, wenn ein Tiger ſich naht, durchtönte den Hain. Die Träger des Palankins ſezten dieſen betroffen zu Boden und indem ſie ſich nach der Begleitung umſahen, ſtürzten ſie zur Erde, unfähig, beim Anblick der herannahenden Gefahr einen Entſchluß zu ihrer Sicherheit zu faſſen. In der That, was ſich jezt zeigte, konnte das Herz des entſchloſſenſten Mannes beben machen. Eine Heerde Büffel arbeitete ſich, von drei Leoparden gejagt, durch das Dickicht auf uns zu. Der Staub der nahen Sandfläche wirbelte hoch auf, das Geſchrei der Führer betäubte unſer Ohr, die Schaar der wilden Beſtien drohte uns augenblickliche Vernichtung. Ich ſchwankte und ſank zu Boden. Noch ſah ich, wie eines jener fürchterlichen Raubthiere, mit der dem Geſchlechte eigenthümlichen Behendigkeit den Stamm des Baumes erkletterte, auf den ſich einer der Palankinträger gerettet hatte; ich ſah, wie es die Tatze in das Fleiſch des Opfers ſchlug und ein Strom von Blut den Stamm herabſtürzte. In dem Augenblick warf ſich die Heerde der Büffel in den Strom; das wilde, entſetzliche Geſchrei bei dieſer Flucht, das Brauſen und Ziſchen des Waſſers, das Brechen der dicken Rohrſtangen am Ufer, mehr als dieſes der Anblick des Mordes vor meinen Augen beſtürmte meine Sinne mit ſo heftigen Eindrücken, daß ich in Ohnmacht ſank."

„Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, fand ich, daß eine jener beſcheidenen Hütten der alten Stammeinwohner des Landes mich aufgenommen hatte. Meine erſte Frage war, ob der junge Reiſende auch gerettet worden. „Er iſt's," antwortete man mir. Obgleich gefährlich verwundet, hatte ihn die Kunſt Maſter Groddy's, dies war unſer Arzt, ſchon ſo weit gefördert, daß man für ſein Leben nicht zu zittern brauchte. Ich war ruhig; dieſe Nachrichten beſänftigten die ungeſtümen Regungen meines Blutes; dennoch trat gegen Abend ein ſtarkes Fieber ein, und in den Träumen deſſelben begegnete mir nun das erſte Wunderbare, das meine Geſchichte aufzuweiſen hat."

„Ich lag auf dem ärmlichen, aus Binſen geflochtenen Lager in der Hütte meines gaſtfreundlichen Bauern. Es war Abend; die eine Wand des Häuschens konnte abgenommen werden; ſie war es jezt, und ich ſah in eine tief in glühende Abendflammen getauchte Paradieſeslandſchaft. Mein Geiſt, lechzend nach dem heiligen Frieden der Seligen, entfloh dem Lager und wiegte ſich auf dem ſchlanken Stamme junger Palmen. Ich hatte Flügel, und mit ihnen erhob ich mich weit, weit in entlegene Fernen, und immer ſchmeichelnder, immer weicher floß die Luftwelle, immer wärmer und duftender flog das Spätroth mich an. Meine Seele ſog, wie das Gebet des Frommen, den Himmel ein. Ermüdet von ſo viel Liebeszauber, ſenkte ich mich eben in den Rieſenbecher einer prächtigen rothen Tulpe, um auszuruhen und Kräfte zu einem neuen, noch kühnern Fluge zu ſammeln, als ich gewahr wurde, daß zu den Füßen der Blume ein Jüngling ſchlummerte, völlig gleich dem jungen Reiſenden im Palankin. Aber wie ich ſelbſt fremdartig und ätheriſch war, ſo zeigte auch er, und in noch höherm Grade Zeichen einer überirdiſchen Abkunft. Ich rechne dazu beſonders ſeine unbeſchreibliche Schönheit."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die neue Neckarbrücke bei Cannſtadt.

Durch die unbeſtreitbaren unter den Rotenburger Funden, in Verbindung mit dem andern feſten Punkte Jzing, haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß die fragliche Römerſtraße mitten durch Schwaben zog, und daß die Tafel dabei diejenigen Orte nannte, welche eben von beſonderer Bedeutung waren, als die alte Karte verfaßt oder vielmehr, als das Exemplar, deſſen einzige Abſchrift wir beſitzen, redigirt wurde. Ob ſich aber unter den genannten auch die Niederlaſſung bei unſerm Cannſtadt befindet, bleibt dabei völlig ungewiß, weil von Rotenburg drei römiſche Straßenzüge nord-, nordoſt- und oſtwärts auslaufen und auf jedem derſelben Jzing, mit Berührung zahlreicher notoriſcher Römerorte, zu erreichen wäre. Da dem ſo iſt, läßt ſich auch rein nichts auf den Umſtand bauen, daß die 22 Leugen, welche die Tafel zwiſchen der Hauptſtadt Samulocenis und der nächſten Station Grinarione anſezt, der Diſtanz zwiſchen Rotenburg und Cannſtadt wohl entſprechen. — Auch Cannſtadt mit ſeiner nächſten Umgebung hat neben Subſtructionen mit Hypokauſten, neben zahlreichen Münzen, neben Altären mit Götterbildern, Scherben in Menge und auch einige intereſſante Steininſchriften aufzuweiſen; aber die Scherben ſind ſtumm,

wie ſo ziemlich überall, Rotenburg ausgenommen, und die Inſchriften buchſtabiren weder unſerer Neugierde den Ortsnamen vor, noch berichten ſie von Präfekten und andern Beamten: Alles iſt hier, wie an unſern übrigen Römerorten, wieder Rotenburg ausgenommen, beſcheidener, militäriſcher, welche Begriffe ſich hier zufällig nicht widerſprechen. Auf den Cannſtadter Votivſteinen ſind es nur Soldaten der VIII. und XXII. Legion, welche, nachdem ſie dem erhabenen Kaiſerhauſe das bräuchliche Compliment gemacht, dem Jupiter und der Königin Juno, oder dem Genius loci und der Fortuna ihr Gelübde löſen. Ein Beneficiarius Consulis weiht den Dis biviis, triviis, quadriviis einen Altar. Dies iſt nun freilich an ſich kein Beweis, daß Cannſtadt eine eigenthümliche Wichtigkeit als Straßenknoten ſchon damals zukam, wie jezt; denn jenen Kreuzweggöttern ſieht man auch anderwärts Altäre errichtet, wie z. B. bei Rotweil am obern Neckar. Es iſt aber erwieſen, daß von Cannſtadt wenigſtens ſechs römiſche Heerwege ausliefen. Dieſe Bedeutung als Centrum eines Straßennetzes und ſomit als ſtrategiſcher Punkt hat Cannſtadt immer beibehalten, und noch zulezt zeigte ſich dies im Jahr 1796, als hier Erzherzog Carl am Ufer des Neckars den Franzoſen unter Moreau ein hitziges Gefecht lieferte, um ſeinen Rückzug nach Baiern zu decken. — Die Neckarbrücke bei Cannſtadt wird zwar weder von der Straße von Frankfurt nach Ulm, noch von der von Straßburg nach Ulm berührt; über dieſelbe geht man nur, wenn man, von Frankfurt, Straßburg und aus der Schweiz kommend, die Richtung von Nürnberg verfolgt. Aber auch für dieſe untergeordnete Bedeutung befand ſie ſich längſt im kläglichſten Zuſtande; man mußte endlich ernſtlich an Erneuerung derſelben denken, und es handelte ſich nur davon, ob die neue Brücke an der alten Stelle erbaut und ſomit die Straße wieder mitten durch das Städtchen geführt, oder ob ſie eine Strecke weiter ſtromaufwärts angelegt und damit der Kern der Stadt umgangen werden ſolle. Der leztere Plan ließ dem Baumeiſter vollkommen freie Hand bei ſeinem Entwurfe und gewährte die freie Anfahrt, welche auf der alten Stelle nicht zu erreichen war. Er ſtülpte allerdings die Stadt gleichſam um, indem ſich ſchnell alles Gewerbe der neuen Straße entlang angeſiedelt hätte; aber vielleicht zum größten Vortheil der Stadt, wenn in der nächſten Generation die augenblicklichen Unbequemlichkeiten und Opfer verſchmerzt waren. Doch die Inundationsverhältniſſe machten andernſeits eine bedeutende Erweiterung des Orts ſtromaufwärts gerade am wenigſten rathſam, und am Ende überwogen die unmittelbaren Intereſſen der Einwohnerſchaft, ſo daß die zum bei weitem größten Theil aus Staatsmitteln zu errichtende Brücke am alten Fleck erbaut und im Laufe dieſes Jahrs vollendet wurde. So iſt ſie zwar zwiſchen Stadt und Vorſtadt eingeklemmt und drückt bei ihrer hohen Lage die beiderſeitig anſtoßenden Gebäude nieder. Es läßt ſich aber mit Beſtimmtheit vorherſehen, daß ſie ſich ſelbſt Raum ſchaffen und ſtetig, wenn auch langſam die ihre Ausmündungen verunſtaltenden oder verengenden Bauten verdrängen wird. Die Brücke an ſich iſt ein wahrhaft ſchönes Werk, und als ſolches von der öffentlichen Stimme, welche hinſichtlich der Wahl des Platzes ſehr getheilt war, allgemein anerkannt. Aus ſehr großen Quadern weißen, dichten Sandſteins aufgebaut, ſchwingt ſie ſich in fünf zierlichen, gedrückten Bogen hinüber. Sie iſt mit bequemen Trottoirs und einem geſchmackvollen gußeiſernen Geländer verſehen, und ziert das ſchöne Stromthal in demſelben Maße, in welchem die alte Brücke mit ihrer in Winkel eingeſunkenen hölzernen Fahrbahn das Auge beleidigte. Die Brücke wurde am 27ſten September, als am Geburtstage des Königs, von dieſem ſelbſt unter den bei ſolcher Gelegenheit üblichen Feſtlichkeiten eröffnet: Laubgewinde durch die ganze Stadt, Kanonenſalven, Muſik, blumenſtreuende Schuljugend, offizielle Anreden und ein erſter ſchwerer Frachtwagen mit Kränzen und flatternden Bändern. Wir haben zwar die Haranguen nicht mit angehört; ſo viel aber läßt ſich nach dem von der Vergangenheit abgewendeten Geiſte unſerer Zeit vorausſetzen, daß eine Anſpielung wegfiel, welche noch vor fünfzig Jahren vom rednerischen Schultheißen oder Decanus unausbleiblich zur zierlichſten Blume der Rhetorik gekräuſelt worden wäre: wie ſchon vor mehr als ſiebzehnhundert Jahren das mächtige Römervolk ſeine Waffen in dieſe Gauen getragen und hier, an dieſem geſegneten, von der Natur ſelbſt zum Mittelpunkt des Commerciums auserſehenen Flecke, ſeinen Gottheiten der Kreuzwege Altäre errichtet; wie nunmehr unter den Segnungen des Friedens u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 240.

Lineal, linea, Linie, Line oder Lina, Linné, Lin, Lein, Nil, Ale, Ali, Aal, Allah, la (lalala u. ſ. w.), Lea, Alle, Alee, All, Eile, Nie.

Räthſel.

Langſchläfer, nenne mir
Doch deinen Bruder gleich,
Der freilich nicht mit dir
Gehört zu Einem Reich.
Er ſteht bei Tag und Nacht,
Darf auch nicht ſchlafen gehn;
Hat er auch lang gewacht,
Er muß im Schlaf noch ſtehn.

Sein Tag währt, auch bei Nacht,
Sechs volle Monden lang,
Iſt er nur aufgewacht
An freier Glöcklein Klang;
Die Glöcklein klingen laut,
Kein Schlägel rührt ſie an,
Nur eine feine Haut
Iſt ihr Klang=Talisman.

Doch ſchweigen um ihn her
Die Glöcklein alle ſtill,
So ſinkt in Schlummer er,
Nun Ruh' er haben will;
Das Leben fället ab
Von ihm in farbiger Pracht
Und legt ſich ſelbſt in's Grab,
Dann dämmert ſeine Nacht.

Nun währt auch dieſe Nacht
Sechs volle Monden lang,
Bis er auf's Neu' erwacht
Bei neuer Glöcklein Klang;
Dann zündet an der Sonn'
Er ſeine Lichter an,
Dann ſteckt mit ſeiner Wonn'
Er auch den Dichter an.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 15. Oktober 1838.

— Earth in her rich attire
Consummate lovely smil'd: air, water, earth
By fowl, fish, beast was flown, was swum, was walk'd
Frequent: and of the sixth day yet remain'd.

Milton.

Der Dodo.

(Fortſetzung.)

„Vergeblich würde ich mich mühen, die Züge ſeines Antlitzes zu beſchreiben; ich ſah ſie nicht mit meinen ſterblichen Augen, vielmehr wurde ich ihre Schönheit inne auf dem Wege, wie eine großartige und rührende Muſik in unſere Seele überfluthet und nun Geſtalt annimmt. Ich ſah, ich hörte, ich fühlte ſeine Schönheit. Wie ich ſo vor ihm kniete, die Hände über die Bruſt geſchlagen, zitterte ein leiſer Harfenton durch die benachbarten Gebüſche. Es war, als lösten ſich rings die Roſen von den Gebüſchen und rauſchten als rothe Flammen empor; ein kühler Wind ſchüttelte die Bäume, und ihre Früchte verſteinerten ſich zu Rubinen und Smaragden, und verſanken in den Schooß der Erde. Aus den paradieſiſchen Seen erhoben ſich nächtliche Schleierdämpfe. Sie zerriſſen in der Luft und dieſe ſchwarzen Fetzen haſchten die bunten Vögel hinweg. Jeder Reiz entwich; der Abendhimmel entblätterte ſich wie eine Centifolie, und mit dem lezten Purpurblatte, das in's Meer ſank, lag eine kalte Dämmerung auf der Erde. Ich blickte verwundert und erſchreckt um mich. Die mächtige Tulpe ſtand noch da, aber mit dem Kelch nach unten umgeſtürzt. Sie hatte ſich in einen Tempel verwandelt, und ich erkannte in ihr eines jener uralten Gotteshäuſer, wie ſie der Dienſt des Brama in Indien einſt errichtete."

„Meine bebenden Glieder umſpannte liebevoll ein Arm. Es war der Fremdling — o nein, kein Fremdling mehr! — Er blickte mich an: auch ſeine Schönheit hatte ſich verdüſtert, ſie war vermenſchlicht; aber immer noch war der Blick dieſes dunkeln Auges für mich ein Born der Tugend und Entzückung. — „Warum dieſe Wandlung?" fragte ich ihn. — „Es waren einſt glücklichere Jahrhunderte," erwiderte er. „Forſche nicht weiter." — „Und dieſe dunkle, kalte Erde iſt jezt die unſrige?" — „Sie iſt's. Bete den Schöpfer an; der hellſte und ſonnigſte Tag in den glücklichen Gefilden Indiens umgibt uns." — Ich ſchauderte. „Ich werde nie vergeſſen, was ich ſah!" rief ich und bedeckte mein Antlitz, indem meine Thränen floſſen. Er zog mich ſanft an ſich und hauchte einen Kuß auf meine Stirne. „Du wirſt vergeſſen," erwiderte er; „denn wir ſind alle beſtimmt zu vergeſſen, was wir einſt waren."

„Dieſer Traum war kein Scheinbild, auch kein Erzeugniß meines erkrankten Körpers, er hing mit dem innerſten Nerven meines Lebens zuſammen und trat mir bald, als ich das Krankenlager verließ, als Lebensſchickſal entgegen. In meines Vaters Hauſe hatte ſich jener Fremde, während ich krank war, bekannt gemacht. Ich

Digitized by Google

traf ihn, als ich meine heimathlichen Räume wieder betrat. Er war ein Schotte von Geburt, ſeine Reiſeluſt hatte ihn in unſere Gegenden geführt; er führte Briefe an den Statthalter mit ſich, die es ganz außer Zweifel ſezten, daß er unabhängig, reich ſey und einer guten ſchottländiſchen Familie angehöre. Dieſe Nachrichten kümmerten meine Eltern, mich gingen ſie wenig an. Ich lebte, ſeit ich O'Brian geſehen, wie in einem ſomnambulen Zuſtande. Man hielt mich fortwährend für krank, allein ich war es nicht. Es hatten ſich in meiner Seele zwei Zuſtände, gänzlich von einander abgeſondert, feſtgeſezt: der eine brachte mich in Verbindung mit den gewöhnlichen Verhältniſſen um mich her, der andere ſezte mich in jene phantaſtiſche Traumwelt über, wo ich gleichſam ein vorweltliches Daſeyn führte in einer Natur und unter Weſen, die längſt aufgehört haben zu exiſtiren. Dieſer leztere Zuſtand trat gewöhnlich ein, wenn ich, wie ich oft des Abends pflegte, mit O'Brian weite Spaziergänge gemacht und er mit mir in ſeiner eigenthümlichen Weiſe lange Geſpräche geführt."

"Je öfter mich meine myſtiſchen Traumgeiſter in jene Vorwelt führten, deſto vertrauter wurde ich mit ihren Erſcheinungen, deſto bekannter mit den Geſetzen von eigenthümlicher Schönheit und Größe, nach denen ſie ſich bewegten. Ich ſah in den kryſtallhellen Gewäſſern Thiere von monſtröſer Form, die das ungewohnte Auge erſchreckten, bei näherer Betrachtung jedoch durch die Vorzüge einer bewundernswürdigen und ich möchte ſagen dichteriſchen Organiſation den Blick und das Nachdenken beſchäftigten. Ich ſah den zierlichen Schwanenhals, angeſezt an den Leib eines Krokodills, und dieſes wiederum ſtatt auf Füßen durch Hülfe von Fiſchfloſſen ſich bewegen. Schlangen von ungeheurer Länge umgürteten ganze Inſeln und lagen, wie ein in Farben funkelndes Armband um einen ſchönen Arm, ſo um ein blühendes Eiland feſtgeſchloſſen. Es gab Koloſſe von Fiſchen, die auf ihrem Rücken duftende Citronenwälder und Blumengärten durch die glatten, weichen Wellen des Oceans mit fortführten. Von keinem feindlichen Anfalle noch bedroht, wiegten ſich die Geſchöpfe der uralten Tiefe mit ihren wunderſamen, launenhaften Formen auf prächtigen Korallenbänken und ließen ihre ſilbernen und goldenen Schuppenpanzer im Strahl der Sonne glänzen. Durch die Lüfte wiegten ſich Vögel wie zerflatternde Blumenſträuße, in den glühendſten Farben leuchtend und die Gebüſche mit dem lauten Trompetengeſchmetter ihrer wilden Geſänge füllend. Auch das ſah ich hier in den Lüften leben, was wir nur traurig auf die Erde gebannt erblicken. Eidechſen mit langen Fledermausflügeln zogen in ſchwerfälligem Flug über Seen hinweg, und ihnen nach flog eine bunte Muſchel wie eine kleine Luftgondel, gelenkt durch ſchleierartige Flügel, die das darin ſitzende Thier in den Lüften gleich einem Segel flattern ließ. Ueberall wogte und webte es. Wie ein mit vollen Händen in die Luft geworfener Haufen Diamanten funkelten plötzlich Schaaren kleiner Skarabäen in die dunkle Bläue hinauf und ſanken ſchimmernd auf die üppigen Graswellen nieder. Wenn die Dämmerung eintrat, brannte noch glühendes Abendroth am Himmel fort; dennoch konnte man es tiefes Dunkel nennen gegen die ungeſchwächte Kraft der Sonne der Urwelt. Jezt füllten ſich die rieſigen Kelche der Blumen mit den kleinern Vögeln, die dort ihre Neſter hatten, jezt erhob ſich aus den dunkelnden Gebüſchen ein Schwarm Glühſchmetterlinge, jeder in andern Farben brennend, kleine farbige Sonnen, und indem ſie über den nächtlichen Spiegel der Seen dahinzogen, ſchimmerten im Wiederſchein tauſend Farbenblitze durch die Nacht. Sie begannen ihre Tänze in der Luft, und ein phantaſtiſches Feuerwerk blendete mein Auge. Wie ich noch erſtaunt hinaufblickte, ſah ich mich plötzlich ſelbſt von ihnen umgeben und in einer farbigen Glorie brennend; bald darauf hängten ſie ſich als Feſtguirlanden an die hieſamen Stämme der Palmen und bildeten in der Luft Tempel und ſchwebende Gebäude. — Aber auch ihre Schrecken hatte die Nacht. Das Auge glaubte in nicht weiter Ferne eine anſehnliche Stadt mit Thürmen und hohen Wällen ragen zu ſehen; plötzlich aber bewegten ſich dieſe Thürme, erhoben ſich dieſe Mauern und die ungeheure ſchwarze Maſſe richtete ſich als ein träges Mammouth, oder als ein rieſiges Rhinozeros aus dem Binſengeflecht des Ufers in die Höhe und wandelte wie eine Edda auf der Erde ſchwerfällig weiter. — Auch in dieſer taghellen Nacht hörte überall das Singen und Tönen nicht auf. Es war, als könne ſich dieſe wunderbar kräftige und überquellend reiche Schöpfung nicht genug thun in Blüthe, Geſang, Geſtalt und Leben. Farbe kämpfte gegen Farbe, Licht gegen Licht, Glut gegen Glut, und nur kurze Friſt hatte die rothe Dämmerung gedauert, ſo öffnete ſich ſchon von Neuem wieder das diamantne Thor des ſtrahlenden Tages."

(Die Fortſetzung folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Die Verſammlung ſchien endlich vollzählig, die Capindas mit ihren zwanzig Fuß langen Stachelſtangen traten ein und trieben die Ochſenheerde aus der Arena nach den Zwingern, unter Anführung der Cabeſtes, die alsdann von den wilden Stieren geſondert wurden. Alle folgten geduldig und gutwillig ihren Anführern, nur

Digitized by Google

einer der wildeſten widerſtrebte und war durchaus nicht aus der Aeena zu dringen; jedesmal wenn man ihn am offenſtehenden Thore, mitten untee den gezähmten Ochſen dem Zielr nahe hatte, brach er wieder duech und man wurde nicht fertig. Da war endlich die Geduld des Publikums erſchöpſt, aus tauſend Kehlen eeſchallte es: a unha, a unha! d. h. man ſolle ihn mit den Händen faſſen und abſuhren. Einige dee Capinhas, dieſe handfeſten, ſtämmigen Ochſentreiber und Zuchtee, die von Jugend auf mit den Stieren umgehen, wagten ſich auch heean, allein augenblicklich wurden ſie auch auf die Hörner genommen und wie Strohwiſche in die Luft geſchleudert, ſo daß ſie krächzend zu Boden fielen, im Augenblicke abee, wo dee Stier ſie verließ, wieder auf den Beinen ſtanden. Da ſprang ein wahrer Herkules an Kraſt aus den zuſchauenden Bauern hervor und faßte den wüthenden Stier ſo feſt am Schweiſe, daß er ihn nicht wieder losließ, teotz der ungeheuerſten Sätze und Sprünge, die das Thier machte. Andere konnten nun herzukommen, die ihn bei den Hörnern und an der Naſe faßten, wodurch er zum Stehen gezwungen und nun in das Thor geſchoben wurde; bevor man aber dieſes hinter ihm ſchließen konnte, und in dem Augenblicke, wo man ihn losließ, wendete es ſich abermals den Gegnern wüthend zu, die auseinander ſtoben; denn die Sache gewann jezt ein gefährliches Anſehen, da von einem der ſpitzen Höener der lederne Knopf abgegangen war. Der Stier war nun auf keine andere Aet aus der Arena zu bringen, als daß man ihm eine Schlinge überwarf und ihn mit derſelben an einen Ochſenkarren feſtknebelte.

Ich habe den Hergang bei einem modernen poetugieſiſchen Stiergefechte, ſeit die Stiere weder gemarteet noch getödtet weeden durfen, bereits fenher (Ne. 23 u. 24, 1838) beſchrieben und veewelſe hier darauf, um mich nicht zu wiederholen. Es war mir beim gegenwärtigen Artikel mehr um Schilderung des zuſchauenden Volks, als des Gefechtes ſelbſt zu thun, daher auch bei den folgenden Bemerkungen vorzuglich jenes in's Auge gefaßt wird.

Das Ganze iſt ſeit der neuen Einrichtung eine halsbrechende Neckerei, und ſtatt des berittenen Piccadors, der keine Wunde mehr beibringen darf, ſpielen die Fechter zu Fuß, die Faepadoees, welche dem Stier die Stachelſtöckchen in den Nacken ſetzen, die Hauptrollen. — Hat der Piccadoe den erſten Angriff eines gereizten Stiers glucklich abgeſchlagen, ſo bleibt der Stier gewöhnlich plötzlich ſtehen; es ſcheint, als wolle er ſich beſinnen, wo er iſt und was mit ihm vorgegangen, ee hebt das Haupt, ſchaut hierhin und doethin nach der Veeſammlung von Tauſenden; er holt tiefen, lauten Athem, bückt ſich mit den weitoffenen Nüſtern bis auf den Boden, ſchaeet mit der größten Gewalt den Sand hoch hinter ſich in dir Luft und ſchielt dabei ſeitwäets nach denen, die ihn nun von allen Seiten durch Rufen, Pfeifen, Klatſchen und Schwenken der rothen Tucher zum Kampf herausfordern, hebt dann abermals ſein Haupt, ſtampſt mit den Füßen, und nun mit einem Male rennt er in blinder Wuth auf den los, den er ſich zur Rache erkoren, oder der kuhn genug war, ſich ihm am meiſten zu nähern. Kaltblütig empfängt dieſer den Angriff, weicht ihm auf's Geſchickteſte aus und ſezt ihm in dem Augenblick eine odee zwei Faepas in's Genick. Er verſpüet dabei immer einen kleinen ſtechenden Schmerz, ſo daß er im Moment den Angeiff vergißt und die furchtbarſten Sätze in die Luft macht, dabei brüllt und mit dem Kopfe ſchüttelt, um die Faepas abzuweeſen, was ihm aber nicht gelingt. Iſt der eeſte Schmerz vorüber, ſo wird er wieder ruhiger und empfänglichee, ſich zu einem neuen Angriff verlocken zu laſſen. Verliert er endlich den Muth und will nicht mehr angreifen, ſo läßt man die zahmen Ochſen in dir Arena, zu welchen er ſich alsbald geſellt und ſich ordentlich unter ihren Schutz begibt; ſie nehmen ihn zwiſchen ſich und fuhren ihn zur Arena hinaus. Zeigt aber ein Stier noch hineeichenden Muth, ſo daß er ſich nicht entfeenen will, ſo ſcheeit das uneuhige Publikum: a unha! a unha! und ſind die Fechter eemüdet, dann treten die ſechs oder acht Gabelträger heevor, kleine, handfeſte, breitſchulterige Burſche, gehen geeade auf den Stier los, tanzen vor ihm herum mit ausgebeeiteten Aemen, klatſchen in die Hände, und der Stier ſteht indeſſen mit gebucktem Kopfe und zornigen Augen, bald den Einen, bald den Andern anſchauend und ſich ihm zuwendend. Oft dauert es lange, bis derſelbe einen Entſchluß faßt und eine Wahl trifft; er ſchnaubt und ſcharrt und brüllt unaufhörlich, bis ee endlich des Hohns müde wird, ſich gerade richtet, dann etwas die Geoupe wie zum Anlauf ſenkt und nun mit voegelegtem Kopfe und aller Kraft dem, dee ihn am meiſten geäegert, zueennt. Dieſer ſtürzt ſich ihm muthig zwiſchen die weiten Hörner, ſo daß der Stoß den weichen Unteeleib trifft, fällt mit der Bruſt über den Hals und umklammert dieſen feſt mit beiden Aemen. Beſizt er die Geſchicklichkeit und Kraft zugleich, ſich nach dem erſten Griff nicht abſchütteln zu laſſen, dann iſt der Stier auch beſiegt, teotz ſeiner Anſteengungen, ſich ſeinen Gegner vom Hals zu ſchaffen und ihn gegen die Erde zu ſtoßen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die Batignolles.

Darf man den Zeitungen Glauben beimeſſen, ſo ſinnt die Obrigkeit auf Mittel, die Ausdehnung dee Stadt nach der

Digitized by Google

nördlichen Seite zu verhindern. Wie ſie dies bewerkſtelligen will, wird nicht geſagt, und iſt mir auch gar nicht einleuchtend. Wer hat je eine Stadt verhindern können, ſich ſüdlich oder nördlich auszudehnen, wenn ſie nicht das Unglück hat, eine Feſtung zu ſeyn? Und was liegt auch daran, ob Paris ſich gegen Süden oder Norden verlängert? Aber wahrſcheinlich iſt die Beſorgniß der Pariſer Stadtbehörde anderer Art. Es hat ſich nämlich auf die nördliche Seite der Stadt, welche ſonſt nur einige Schenken und Kleinkrämerhäuſer aufzuweiſen hatte, die Bauſpekulation mit ſolchem Eifer geworfen, daß dadurch die ganze Gegend bevölkert worden iſt, und daß der Montmartre, ein Hügel, der ſonſt nur Leichenhöfe, Winzerhütten und Kneipen trug, Gefahr läuft, von den Pariſern umzingelt und von unten bis oben mit Straßen und Gebäuden bezogen und bedeckt zu werden. Nun wäre es freilich ſchlimm für die Bequemlichkeit des täglichen Verkehrs, wenn der ſteile Montmartre ein Pariſer Revier würde; allein das iſt Sache der Bürger, die am beſten wiſſen müſſen, was bequem oder unbequem für ſie iſt. Auch iſt es nicht der Montmartre an ſich, was die Obrigkeit beſorgt macht; aber die immer wachſende Bevölkerung der Batignolles, ſo heißt das neue Revier vor der Stadt, entzieht dieſer eine Menge Bürger, welche es zuträglicher finden, vor der Stadt zu wohnen, als innerhalb. Die Miethe iſt dort wohlfeiler, die Wohnungen ſind bequemer und die Lebensmittel daſelbſt nicht verzollt, wie innerhalb der Barrièren von Paris. Hier iſt alſo lauter Gewinn, und was die Entfernung betrifft, ſo wird dieſe Unbequemlichkeit durch die Omnibus gehoben, welche alle fünf oder zehn Minuten vom Morgen bis zum ſpäten Abend von Batignolles abfahren, und die Leute für ſechs Sons in die entfernteſten Gegenden der Hauptſtadt bringen. Die Pariſer Obrigkeit hat aber nicht umſonſt die große Stadt mit einer hohen Mauer und mit dreißig oder vierzig Barrièren umgeben; nicht umſonſt hält ſie eine Schaar von Zöllnern. Die Einfuhr der Lebensmittel bringt der Stadt die ungeheuern Summen ein, deren ſie bedarf, um große Gebäude zu errichten, die Straßen ſchön zu pflaſtern, Trottoirs anzulegen, die Straßen breiter und regelmäßiger zu machen, Gasbeleuchtung anzuordnen, Schulen zu halten u. ſ. w. Gehen alſo die Bürger ſchaarenweiſe aus den Barrièren und laſſen ſich außerhalb derſelben nieder, ſo verliert dadurch die Stadtkaſſe einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte, und daher rührt die Beſorgniß des Magiſtrats. Wie das Uebel aber zu heben iſt, ſieht man nicht recht ein. Schon einigemal hat man die Barrièren an den Seiten der Stadt, wo die Bevölkerung eine Tendenz zeigte, ſich außerhalb derſelben zuſammenzudrängen, weiter hinaus verlegt und dadurch die Bürger in's Netz gefangen, dem ſie entgehen wollten. Die Batignolles aber erweitern ſich dergeſtalt nach der Feldſeite hin, daß man die Stadt unendlich ausdehnen müßte, um die Batignolles in dieſelbe hineinzuſchieben. Wahrſcheinlich ſinnt man auf Mittel, die Anſiedler daſelbſt dem Zolle zu unterwerfen; mit fiskaliſchen Maßregeln iſt man hier wie anderswo außerordentlich freigebig, und zeigt darin vielen Scharfſinn; vergebens trachten die Bürger denſelben zu entgehen, ſchleichen ſich weg und ſiedeln ſich dort an, wo ſie etwas erträglicher leben können; die Finanzherren finden aber ſchon Mittel, ſie wieder zu ertappen. Allenfalls könnte Batignolles eine eigene Stadt ausmachen; denn es ſollen hier ſchon 12 — 15,000, Einige behaupten ſogar 20,000 Menſchen beiſammen leben; es fehlt ihnen weder an Kaffeehäuſern und Traiteurs, noch an Erziehungsanſtalten und Fabriken, und ein kleines Schauſpielhaus, worin täglich geſpielt wird, ſteht am Abhange des Montmartre. Unter einem Theil des Ortes geht der unterirdiſche Gang der Eiſenbahn her, und da dieſe in der Nähe ihren Anfang nimmt, ſo iſt dies ein Grund mehr, warum die Bevölkerung ſo ſtark zunimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Das Volksfeſt.

Der Geburtstag des Königs mit ſeinem jährlichen Gefolge von Feſten bildet für die Einwohner Stuttgarts im Grunde noch einen ſchärferen Zeitabſchnitt, als die Herbſtfeier. Mit dem landwirthſchaftlichen Feſt iſt für uns der Sommer definitiv zu Ende. Die Weinleſe berührt bei weitem nicht ſo Viele, als jene Feier auf dem Raſen bei Cannſtadt, welche unſere Stadt jedesmal faſt entvölkert. Und doch iſt es dabei keineswegs auf Abwechſelung und Ueberraſchung abgeſehen, und der gewaltige Zuſammenfluß von Menſchen iſt, wie meiſtens in ſolchen Fällen, am Ende Selbſtzweck. Auf der Diluvialebene des Neckarthals iſt ein über tauſend Fuß im Durchmeſſer haltender Circus abgeſteckt und größtentheils von amphitheatraliſchen Gerüſten umgeben; am Eingang prangt auf hoher Tribüne eine gewaltige Säule, bekleidet mit Naturprodukten und mit einem Kapitäl aus rieſenhaften Früchten; gegenüber der königliche Pavillon. Ausſtellung neuer Ackerbauwerkzeuge und anderer Induſtrieprodukte, Paradirung des Bürgermilitärs, Auffahrt des Hofs, der Behörden, der Geſandten, Umzug des preiswürdigen Viehs, Preisvertheilung an die Beſitzer deſſelben, Wettrennen mit freier Conkurrenz — dies iſt das alljährliche Programm, und der eigentliche Aktus in einer Stunde, um Mittag, vorüber. Der Kaiſer von China zieht eigenhändig mit dem Pflug eine Furche: hier thut der König daſſelbe in der Weiſe unſerer Cultur und unſerer Zeit, welche die reelle Prämie an die Stelle des ſymboliſchen Beiſpiels geſezt hat. Die edeln Thiere, Werkzeuge und Produkte der Landwirthſchaft zugleich, ſind gemuſtert und gewürdigt, und nun beſteht die Hauptluſt in der Muſterung, die das Volk mit ſich ſelbſt vornimmt. Das Umhertreiben der Volksmenge, die Schauſtellungen aller Art, die vielfache Speiſe- und Trinkwirthſchaft im Freien — Alles iſt ſcheinbar jedes Jahr daſſelbe; blickt man aber eine längere Reihe von Jahren rückwärts, ſo macht ſich doch in zahlreichen Momenten, in der ganzen Haltung des Volks, in der Beſchaffenheit und Anordnung der materiellen Genüſſe, und in der Art, ſie ſich anzueignen, eine erfreuliche Verbeſſerung bemerklich. Es iſt nicht unſere Sache, zu beurtheilen, in welchen Zweigen der Agricultur und Viehzucht das Land unter der jetzigen Regierung, das heißt ſeit dem Frieden, die größten Fortſchritte gemacht hat. Eine flüchtige Erinnerung und der Augenſchein lehren, daß der allgemeine Fortſchritt jedenfalls ein bedeutender iſt. Der Menſch kann aber die Mittel ſeiner materiellen Exiſtenz nicht erweitern und veredeln, ohne zugleich ſich ſelbſt, im Innern und im Aeußern, im Bereiche ſeiner Ideen und in den Verhältniſſen zu Seinesgleichen freier zu machen und zu raffiniren, was zwar nicht immer an ſich eine wahre Verbeſſerung, aber doch häufig ein Schritt dazu iſt. Bei Gelegenheiten, wie das Cannſtadter Volksfeſt, bringt das Volk neben ſeinen veredelten Hausthieren und Bodenprodukten ſich ſelbſt in ſeiner Cultur und Geſittung zur Ausſtellung, und erkennt ſich ſelbſt für die allmähliche Verbeſſerung in der äußern Haltung, für den immer lebendiger und ungezwungener werdenden Verkehr, für die Steigerung des Unternehmungsgeiſtes jedes Jahr höhere Preiſe zu, indem es im ſelben Verhältniß beſſer und verſtändiger ißt und trinkt und alle ſeine Genüſſe erweitert. (Die Fortſ. folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Dienstag, den 16. Oktober 1838.

Zu kühnem Wagniß ſchicken ſie ſich an,
Denn Jubel lohnt und Blicke ſchöner Frau'n,
(Wofür wohl beſſre Thaten ſonſt geſchahn!)
Wen man im Spiel heut wird als Sieger ſchau'n.

Byron.
Childe Harold.

Volksthümliches aus Portugal.

(Beſchluß.)

Während nun der Stier den Angeklammerten auf's Furchtbarſte ſchüttelt, kommen ſeine Kameraden herbei, bändigen das Thier vollends und ſchieben es kraftlos und gleichſam beſchämt rückwärts aus der Arena hinaus. Dem muthigen Sieger aber wird großer Beifall geklatſcht; er geht mit dem Hute in der Hand umher und empfängt von den Zuſchauern in den Logen manche ſilberne Gabe. — Gelingt es aber dem Verwegenen nicht, ſich mit dem erſten Griffe feſtzuklammern, dann wehe ihm und ſeinen Rippen! Fünf, ſechs Fuß hoch wird er von dem wüthenden Thiere in die Luft geſchleudert und beim Niederſtürzen noch einige Mal mit den Hörnern aufgeſchüttelt und mit Füßen getreten. Sobald er nun regungslos daliegt, ſo daß man ihn für todt halten ſollte, verläßt ihn der Sieger — mit Todten hat er nichts zu ſchaffen — und wendet ſich gegen die andern, die ihn durch Neckereien von dem Beſiegten abzubringen ſuchten. Für den Ungewöhnten iſt dies ein ängſtlicher Augenblick; man glaubt, der Menſch ſey todt, oder habe wenigſtens Arme und Beine gebrochen; allein meiſtens iſt es ein Kunſtgriff deſſelben, ſich leblos zu ſtellen, damit der Stier von ihm ablaſſe, und ſobald dieſes geſchehen, rafft er ſich zum Jubel aller Geängſteten wieder auf und miſcht ſich von Neuem unter die Angreifenden. Nicht ſelten jedoch wird er beſinnungslos aus der Arena getragen, und Mancher bekommt einen Stoß, der ihm für ſein ganzes Leben einen ſiechen Körper zuzieht. Zu den höchſt ſeltenen Fällen gehört, daß einer todt auf dem Platze bleibt, oder ſo zugerichtet wird, daß er nach wenigen Stunden den Geiſt aufgibt, wie es am vorhergehenden Tage in Villa Franca geſchehen; und dann ſchimpft man ihn noch obendrein einen Tolo, einen dummen Teufel, der ſich auf eine Sache eingelaſſen, die er nicht verſtanden: er habe weder die Geſchicklichkeit gehabt, den Stoß zu empfangen, noch die Kraft, ſich feſtzuhalten, und zu guter Lezt habe er dann noch die Dummheit begangen, beim Sturze aus der Luft ſich ſteif zu machen und furchtſam dem Fall zu widerſtreben, da es doch eine Hauptregel ſey, den Körper dabei ganz ſchlaff zu halten. Erhält aber einmal ein ausgelernter Stierfechter ſtarke Contuſionen, ſo daß er weggetragen werden muß, dann heißt es: Cuidado, der arme Menſch! er verſah es hierin oder darin, woran aber nicht er, ſondern dieſer oder jener Schuld war, oder er hatte ſchon vorher über Unwohlſeyn geklagt, das nun die Urſache ſeyn muß, daß er unterlag. Auf alle mögliche Art ſucht man ihn zu entſchuldigen, wenn er zu den Lieblingen des Publikums gehört.

Den ſo übel Zugerichteten, die ungemein ſtarke Naturen haben und ſich ſehr bald wieder erholen, gibt man, ſobald ſie nur wieder zur Beſinnung kommen, ein großes Glas Waſſer mit Eſſig und Zucker zu trinken, und bald darauf verſäumt der Burſche nicht, zwar mit verſtörtem Antlitze und blutigen Spuren an ſeinen Kleidern, übrigens munter und guter Dinge, obgleich hinkend oder einen Arm in der Binde, in der Arena zu erſcheinen, wo ihm dann ein lautes freudiges Bravo entgegenſchallt und von allen Seiten Schmerzengelder aus den Logen herabregnen, und weniger als einen Cruzado (20 Ggr.) wirft ihm Niemand zu. Nicht ſowohl das Mitleiden oder die Anerkennung des Verdienſtes treibt die Portugieſen zu dieſen Gaben, ſondern vielmehr die ihnen eigene Großthuerei. Sollte es auch der lezte Cruzado ſeyn, den ſie beſitzen, ſie werfen ihn freudig in die Arena hinab, und zwar ſo, daß es Jedermann ſieht. Man darf wohl verſichert ſeyn, käme ein ſolcher Stierfechter hinterher und bäte Jeden einzeln um eine kleine Beiſteuer, er würde von den Meiſten gar nichts oder kaum ſo viele Vintem erhalten, als ihm in der Arena Cruzados zugeworfen wurden. — In dem goldnen Zeitalter Portugals, das mit dem Jahre 1807 endigte, ſah man nicht ſelten eben ſo viele Goldſtücke aus den Logen dem Sieger oder dem mißhandelten Lieblingsfechter zufliegen, wie heutzutage Cruzados, und mancher arme Teufel war dadurch für das ganze Jahr geborgen.

Alles dies gilt jedoch nur von denjenigen, welche das Geſchäft als Stierfechter handwerksmäßig treiben und dafür engagirt und bezahlt werden, gleich den herumziehenden Comödianten und Seiltänzern, wie dies namentlich in den beiden Circus von Santa Anna und Salitre zu Liſſabon der Fall iſt. — Auf dem Lande dagegen, wo die Stiergefechte gratis gegeben werden, treten zwar auch bezahlte Stierfechter auf, außerdem aber eine Menge Volontairs, beſonders in den Gegenden, wo die Viehzucht zu Hauſe iſt und wo man täglich mit den wilden Ochſen zu ſchaffen hat. Sie wollen ſich vor ihren Liebchen hervorthun oder vor dem Publikum ihre Stärke und Behendigkeit an den Tag legen. Man kann dann immer darauf rechnen, etwas Außerordentliches zu ſehen; denn einer, der ſeiner Sache nicht gewiß iſt, wagt es nicht, aufzutreten; Hohn und Spott würden ihn verfolgen, wenn ihm ſeine Künſte mißglückten. — Bei gegenwärtigem Feſte wurde am meiſten einer der Capindas bewundert, der aus manchen Logen ein in Herzform zugeſchnittenes kleines Papier mit einem rothen Schleifchen erhielt, welches er zu Ehren irgend einer Dame dem auf ihn zurennenden Stier vor dem Kopf gerade zwiſchen den beiden Augen feſtkleben mußte, wofür er denn ebenfalls Geſchenke erhielt. Unter ſechsmal ſchlug es ihm nicht einmal fehl.

Es lief an dieſem Tage alles ohne Unglück ab, obgleich einmal ein Stier den Piccador mit ſammt ſeinem kleinen Pferde auf die Hörner nahm und Beide in den Sand ſtreckte, auch einige der Capindas faßte und in die Luft ſchleuderte. Nach Fechterſitte, wo es auf Leben und Tod geht, wie es früher auch hier Sitte war und in Spanien noch immer iſt, hätte der umgeſtoßene Piccador nun kein Pferd wieder beſteigen dürfen, ſondern ſeinen Gegner zu Fuß mit dem Schwerte beſiegen, daſſelbe ihm in's Herz ſtoßen müſſen; hier aber raffte er ſich ſobald wie möglich, unter dem Gelächter des Publikums wieder auf und beſtieg ſeine hinkende Roſinante, um damit den Schauplatz ſeiner Niederlage zu verlaſſen. — Erſt die Nacht beſchloß dieſes Feſt, an dem ſiebzehn Stiere gekämpft hatten, welche von den vorzüglichſten Viehzüchtern der Umgegend dazu hergegeben worden waren. Die drei Capitao Mor mit ihren wilden Trotzköpfen wurden allgemein für die muthigſte Race gehalten. Eine Girandola ſtieg mit großem Krachen und Praſſeln zum Himmel empor als Finale, und nun bot ſich dem Auge wieder ein neuer, herrlicher Anblick dar. Der Abhang des Bergs mit ſeinen zehntauſend bunten Geſtalten und Köpfen, die bisher faſt regungslos, im Anſchauen verloren dageſeſſen, wurde mit einem Male lebendig. Es entſtand ein Gewühl, ein Durcheinander wie in einem aufgeſtörten Ameiſenhaufen, bis endlich die ganze bewegte Maſſe ihre Hauptrichtung bergab nahm und ſich alsdann nach allen Seiten verbreitete. — Die ſo ſchnell hier vorübergehende Dämmerung war ſchon eingetreten, dicker Qualm fuhr ſchon aus dem Schlote des unweit auf dem Tajo liegenden Dampfſchiffes, als Zeichen der nahen Abfahrt, und nachdem wir noch in aller Geſchwindigkeit in einer erbärmlichen Marketenderbude etwas genoſſen, um den grimmigſten Hunger zu ſtillen, eilten wir, an's Schiff zu kommen, um nicht in Villa Franca die Nacht auf der Straße zubringen zu müſſen. Mehr als hundert Perſonen waren auf dem Fahrzeuge verſammelt, um nach Liſſabon zurückzukehren, und um neun Uhr ſezten ſich die Ruder in Bewegung. Es war eine heitere, herrliche Vollmondnacht ohne ein bewegtes Lüftchen, die Wärme der Atmoſphäre aber gemildert durch die kühle Waſſerluft. Aus der Ferne hörte man die Geſänge des heimkehrenden Landvolks und das weitſchallende, ſonderbare Getön der Ochſenkarren, ſo wie die dumpfen, tiefgeſtimmten Glocken der an den Ufern weidenden Viehheerden; das von den Rädern gepeitſchte Waſſer ſprühte Funken, das nahe Ufer war von leuchtenden Würmern und Käfern erfüllt; lauter Gegenſtände, die ein deutſches Gemüth mit Träumen füllen und ihm einen ungemeinen ſtillen Genuß gewähren, einen Portugieſen aber völlig ungerührt laſſen; er hört und ſieht ſo etwas gar nicht. Die Meiſten ſtreckten ſich, in ihre Mäntel gehüllt, auf dem Verdecke oder in der Cajute auf den Boden und ſchliefen, andere ſpielten Karten an einer langen Tafel, wobei es manchen lärmenden

Digitized by Google

Wortwechſel gab, der in andeen Ländern Duelle herbeigeführt haben würde, hier adre immee wieder friedlich endrte. Um ein Uhr nach Mitternacht landeten wir wieder auf dem Caes do Sodré, und obgleich wir den ganzen Tag uber ſo gut wie nichts grnoſſen hatten, koſtete doch jeden von uns dieſes Vergnügen, wenn man es ſo nennen kann, über drei Thaler, woraus man abnehmen kann, wie koſtſpielig hiee alle Veegnügungen ſind.

Der Dodo.

(Fortſetzung.)

„Nur eines fehlte in dieſee herrlichen Natur — dee Menſch. Nirgends, wo ich auch ſpähend hinblickte, entdeckte ich rine Spur von meines Gleichen; nur als das mich umgebende Bild an Lebhaftigkeit abnahm, wenn es mie erſchien, als ſey ich in kältere und duſterere Regionen gelangt, ſo fand ich, wie das erſte Mal, O'Brian ſchlafend unter der großen Blume. Er erwachte und wir ſaben uns Beide in eine kalte, finſtere Nacht hinausgeſtoßen: es war abee dee glänzendſtr Tag dee indiſchen Sonne."

Pamela hielt hiee einen Augenblick inne und der Profeſſor ſagte: „Dieſe Träume haben einen Kern von Wahrheit. Einige jener vorweltlichen Geſchöpfr haben ſich in Verſteinerungen allerdings gefunden, allein nichts von dee großen Schlange, von dem Orangenwälder tragenden Fiſche, nichts von den farbigen Glubſchmetterlingen. — Wir Natueforſcher mnſſen das wiſſen. Ich weiß auch nicht, ob die ſo viel tauſendmal ſtärker leuchtende und wärmende Sonne von den Aſtronomen Ihnen wied zugeſtanden weeden. Doch was den Menſchen betrifft, da mögen Ihre Träume wieder Recht haben, denn wir Naturforicher nehmen an, daß die Schöpfung des Menſchen tn eine ſpätere Periode der Erdgeſchichte fällt. — Nun, und wie weiter?"

Die junge Dame fuhr fort: „Ich will Ihnen in der Kürze ſagen, daß ich O'Brian liebte, daß meine Eltern zu dieſer zu hoffenden Verbindung ihren Segen gaben." — „Ach," rief der Profeſſoe verdrießlich, „das iſt einr Geſchichtr, die ſich in unſern Tagen tauſendmal zuträgt, und die nichts Vorweltliches an ſich hat." — „Waeten Sir nue," ſagte Pamela. „Kennen Sie denn O'Brian? wiſſen Sie, auf welche Weiſe ſeine Erſcheinung auf mich und mein phantaſtiſches zweites Leben influtete? Hier kommt das Wunder des Wunders."

„Ich muß nothwendig nochmals auf die äußere Geſtalt meines Geliebten zurückkommen. Immer hatte ſein Erſcheinen etwas Auffallendes, doch nichts Wunderbares. Er war von zartem, faſt mädchenhaftem Wuchſe, und ſeine Geſichtsfarbe wae ein ſchimmerndes, faſt alabaſterartiges Weiß; die Lippen nur wenig geröthet, das Haar und die Augen dunkel; die lezten waren ſo glänzend wie Edelſteine, und beſonders das Weißr des Auges war von riner Reinheit und einem Schimmer, wie ich es nirgends anders geſehrn. Ich ſah ihn ſelten zu Pferde odee ſich überhaupt heftig bewegen; er wae ſtill und ſein Gang mehr ſchwebend, als feſt auftretend. Seine Bekannten ergözten ſich, ihn oft ein verkleidetes Mädchen zu nennen. So war ſein Erſcheinen in den gewöhnlichen Verhältniſſen; ganz anders ſtelltr er ſich mir in meinen Träumen dar. Ihn hier zu ſchildern, fehlen mir Worte und Farben. Wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hatte er von der menſchlichen Geſtalt nur die Umriſſe, die leichten Blumencontouren; die materielle Ausführung in Stoff und Gebeede fehlte. Es war, als wenn in dieſen klaren, durchſichtigen Zügen der Gedanke und die Empfindung unmittelbar unter dee Oberfläche ſpielten, während in unſeen Phyſiognomien ſich eine grobe Schicht von Erde über die feine Seelenmaske zu breiten ſcheint. Ich las ſeine Seele ihm aus den Augen mit deeſelben Klarheit, wie ich mein Bild im Waſſerſpiegel erblicke. Es war nicht möglich, daß wir uns täuſchten: die Liebe zu O'Brian war mein Bewußtſeyn, war mein eigen Selbſt, ich fühltr, daß ich dazu geboren war, ihn zu finden, und daß, wenn wie einander hier verloren gingen, wie gewiß im Lande der Geiſter uns wieder vereinigen wüeden."

„O'Brian veemied es, über ſein eigentliches Weſen und ſeinen geheimnißvollen Urſprung mit mir zu ſprechen; allein aus einzelnen Aeußerungen errieth ich dennoch Folgendes. Lange vor dem Beginn unſeeer dunkeln Sagen von der Erſchaffung des Menſchen war die Erde ſchon mit Weſen bevölkert, die dem Menſchen ähnlich, aber wurdig waren, die Krone jener bräutlichen, jungen Schöpfung zu ſeyn, wie ſie unmittelbar aus den Händen des Schöpfers hervorging. Die Geſchichte hat eine dunkle Erinnerung von dieſen Jugendträumen dee Zeit, und die Erde bewahrt, wie eine Wittwe in ihrem Schmuckkäſtchen die einſt ihr geſchenkten Brautdiamanten, noch Reſte, die auf das Daſeyn der vorweltlichen Menſchenracr weiſen. Die Hebräee ſprechen von ihren ſechzig vorweltlichen Salomonen, und egyptiſche Weiſr ſagen, daß die Sonne dreimal ſchon die Stätte ihres Auf- und Niedergangs gewechſelt, und jede Epoche dieſer Art rine neue Geſchöpfgattung, die ſich die oberſte auf der Stufe der Weſen nannte, hervorgerufen habe. Der unergrundliche Born dee Schöpfung läßt ſich von keinem Senkblei der Sage eemeſſen. Gegen die Uneemeßlichkeit der Himmel iſt jede menſchlichr Berechnung rin Staublöenchen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahnen.

Wer kann es übrigens den Pariſern verdenken, daß ſie ſo emſig darnach trachten, außerhalb der Ringmauern der Hauptſtadt ſich niederzulaſſen und Athem zu ſchöpfen? Von der Natur, vom Gewächsreiche, vom Horizonte ſehen ſie innerhalb der Stadt ſo gut wie nichts; daher ſtrömen ſie auch in ſo großer Menge nach dem Walde von St. Germain hinaus, ſeitdem die Eiſenbahn dahin führt; dies ſcheint ihr Sommerſpaziergang werden zu ſollen. Am Sonntage ſchaffen die Dampfwagen auf dieſer Bahn zehn- bis zwölftauſend Menſchen hinaus. Eine Verzweigung derſelben Bahn führt nun auch nach St. Cloud, und hier wird es ebenfalls an Sonntagen außerordentlich voll. Zu dem Parke des Luſtſchloſſes und zu dem daran ſtoßenden beträchtlichen Dorfe St. Cloud können die Pariſer jezt auf drei Arten gelangen: vermittelſt kleiner und eleganter Wagen, welche zwölf Perſonen faſſen und halbſtündlich von Paris abfahren, dann vermittelſt der Dampfboote, welche zu jeder Stunde am Tage vom Kay abſtoßen, bei der Rückkehr aber mehr Zeit brauchen, als die Wagen, und dann endlich vermittelſt der Dampfwagen auf der Eiſenbahn. Dieſe bringen die Reiſenden in fünf-und-zwanzig Minuten hin, was auch noch zu lang iſt; man ſcheint aber die Pariſer, die ſich leicht ängſtigen, durch langſames Fahren beruhigen zu wollen. In der Folge werden ſie vielleicht kühner werden und ſchneller fahren wollen. St. Germain, St. Cloud, Verſailles, die nun alle durch Eiſenbahnen mit Paris in enge Verbindung gerathen, werden wahrſcheinlich in wenigen Jahren ein anderes Anſehen gewinnen; denn ſicher werden ſich dort eine Menge Pariſer Gewerbleute niederlaſſen, um die Pariſer Beſucher zu bedienen; auch die von ihren Renten Lebenden werden ſich wohl in Menge dort aufhalten wollen, da ſie ſo leicht und ſchnell in die Hauptſtadt zurückkehren können. Schon jezt iſt es möglich, bis um neun Uhr Abends in der Hauptſtadt zu bleiben und alsdann auf der Eiſenbahn in einer halben Stunde nach St. Germain zu kommen, eben ſo von dieſer Stadt nach Paris, ſo daß man einige Vaudevilles, oder ein Trauerſpiel, oder eine Operette in Paris mit anhören und alsdann zu St. Germain zu Bette gehen kann. Es ginge ganz gut an, daß man von St. Germain, wo ſich mehrere bedeutende Privaterziehungsanſtalten befinden, die Zöglinge vermittelſt der Dampfwagen täglich nach Paris führte, damit ſie den Vorträgen in den Colléges royaux beiwohnten. Dazu würde ungefähr nur doppelt ſo viele Zeit erforderlich ſeyn, als einige in den Pariſer Vorſtädten liegende Erziehungsanſtalten brauchen, um ihre Zöglinge in eigends dazu verfertigten Wagen, die wie Omnibus ausſehen, nach jenen Colléges zu führen. Beamte werden draußen wohnen und ſich ganz bequem täglich in ihre Bureaux oder in ihre Dikaſterien begeben können. Was ihnen die Fuhren koſten, erſparen ſie an Miethzins, der natürlich in der Umgegend von Paris nicht ſo hoch ſteht, als mitten in der Stadt. Nun haben die Eiſenbahnen freilich die Unbequemlichkeit, daß ſie nicht mitten in der Stadt, ſondern am äußerſten Ende anfangen, und man daher einen weiten Weg zu machen hat, um ſie zu erreichen; aber in Paris ſorgt man für alle mögliche Bequemlichkeit. Man trifft bereits in den verſchiedenen Stadtrevieren Omnibus an, welche für ſechs Sous die Perſonen aufnehmen und ſie bis zur Eiſenbahn bringen. Zudem wird im künftigen Jahr jedes der beiden Seineufer und der durch dieſen Fluß getrennten Stadtreviere ſeine Eiſenbahn nach Verſailles haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Wettrennen.

Seit fünf Jahren hat ſich hier ein Wettrennverein gebildet, der den Tag nach dem Volksfeſt auf demſelben Platze ſeine Rennen hält, zu welchen immer faſt ſo viel Volks zuſtrömt als Tags zuvor. Der Zweck des Vereins iſt Verbeſſerung der Pferdezucht. Es iſt freilich noch ein allgemeines Problem, ob und in wie weit Pferderennen an ſich dahin wirken, und unſer Verein konnte bei ſeiner kurzen Dauer noch nicht viel zur Löſung einer Frage beitragen, welche ältere deutſche Geſellſchaften der Art noch unentſchieden gelaſſen haben. Aber der Einfluß, den die Einführung der edeln orientaliſchen Pferde auf die Hebung des Schlags bei uns gehabt hat, wird freilich bei dieſen Rennen klar genug, und der Unterſchied, der immer zwiſchen den Leiſtungen eines Vollblutpferdes und denen eines Halbblutpferdes beſteht, zeigt deutlich, wie viel auf jenes glückliche Ebenmaß im Bau ankommt, welches das Thier zur höchſten Virtuoſität in ſeinen natürlichen Kraftäußerungen befähigt. Der König läßt immer einige ſeiner Vollblutpferde rennen; darauf folgen Rennen trainirter und untrainirter Halbblutpferde, und den Beſchluß macht ein Rennen mit Hinderniſſen, wobei der König ſelbſt den Preis ertheilt. — Bei dieſem intereſſanten Schauſpiele wird man ſich immer des ganzen ſocialen Charakters unſerer Zeit recht lebhaft bewußt, wenn man ſieht, in welche Bahn ſich der dem Manne angeborne ritterliche Sinn geworfen hat, und wie die Nützlichkeit der Prätext zu einem männlichen Kraftſpiele geworden iſt. Männer aller Stände und Gewerbe nehmen Theil am Verein; dieſelbe edle und nützliche Paſſion einigt hier Ritter und Reiter, Gentleman und Roßkamm, und der menſchliche Ariſtokratismus hat dem des Pferdesgeſchlechts Platz gemacht, welcher allerdings augenfälliger und palpabler iſt. Vielleicht wurde an dieſer Stelle dereinſt manches Turnier gehalten: der glatte Raſen iſt dazu wie gemacht. Es iſt ergötzlich, ſich inmitten dieſer bewegten Scene in einen frühern geſellſchaftlichen Zuſtand zurückzuverſetzen und mit der Einbildungskraft den Unterſchied zwiſchen beiden Zeitpunkten auszumalen. Auch jezt Fanfaren, ein glänzender Damenkreis mit nickenden Federn, Kampfrichter und Ahnenprobe: aber nicht das Blut des Ritters wird abgewogen, ſondern das des Pferdes und der Reiter ſelbſt. Sonſt ſtolzirte das Roß im Gefühle, daß es einen der Edelſten des Gaus in glänzender Rüſtung trug; jezt brüſtet ſich der Mann mit der Rennvereinsmedaille im Knopfloch des Fracks, weil er von einem ſo edeln Thier getragen wird, das ſo und ſo viele Louisd'or repräſentirt. Kam ein turnierfähiger Jüngling zum erſten Mal in die Schranken geſprengt, ſo muſterte an ihm das neugierige Volk Haltung und Gliederbau, und die den Vater oder den Ahn gekannt, weiſſagten und hätten gewettet, wenn es Brauch geweſen wäre. Hier ſprengen ein paar ſpäte Enkel deſſelben Geſchlechts: der prächtige Fuchs! fünfjährig! ein Sohn Bairaktars! Der herrliche Schimmel aus der Fatme, einer Tochter des Sanspareil!

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. Oktober 1838.

Now, by the world, it is a lusty wench! —
O let me see thee walk! thou dost not halt.

Shakespeare.

Mademoiſelle d'Angeville auf dem Montblanc.

Während ich vor einigen Wochen für's Morgenblatt meinen Aufſatz über die neueſte Beſteigung des Montblanc durch den jungen Engländer Atkins im Auguſt 1837 niederſchrieb, ſtand mir zwar der Berg mit ſeinem Schneemantel um Haupt und Schultern gegenüber und ſchaute durch die grünen Akazien des Gartens auf meinen Schreibtiſch, unwirſch, wie der Löwe, auf dem Amor reitet; aber ich ahnete doch nicht, was Unerhörtes auf ihm vorging.

Schon vor einigen Jahren hat das Morgenblatt in meinen Bemerkungen über die Gletſcher von Faucigny erzählt, wie ein Mädchen aus dem Chamounithal auf den Gipfel des Montblanc gelangte, zwar nicht durch eigenes Verdienſt und Würdigkeit, ſondern durch die Kraft und den freundlichen Willen der Guides, die ſie auf ihr dringendes Bitten — denn unter ihnen war ihr Bräutigam — auf eine weite Exkurſion zur Aufſuchung von Bergkryſtallen am Fuß der Dent du Midi mitgenommen hatten und ſie trugen, als Marie unfähig war, weiter zu gehen, wo ſie dann endlich mit ihr auf den Gipfel des Montblanc gelangten. Daher wurde ſie Marie vom Montblanc genannt. Nicht ſo glücklich war Lady Campbel mit ihrer Tochter, beides mannhafte Frauenzimmer, denen der Mund nach dem Berg wäſſerte, die glücklich über den Col du Géant in die piemonteſiſche Allée blanche gelangten und gern eine Ascenſion des Montblanc unternommen hätten, wenn ſie ihnen nicht immer von den Guides als eine Frauenzimmer-Unmöglichkeit dargeſtellt worden wäre. Dieſe Unmöglichkeit iſt nun möglich, ich möchte ſagen nicht gar ſchwer geworden durch die Amour propre und den feſten, muthigen Sinn einer in dergleichen Exkurſionen geübten Franzöſin.

Bei St. Lambert, im Departement de l'Ain, am Fuß der weſtlichen Jurawand, wo ſich viele rauhe Berge an einander reihen, liegt ein Schloß mit Namen Lompnès. Da wurde Mademoiſelle d'Angeville geboren und erzogen. Sie übte ſich früh in weiten Bergexkurſionen in ihrer Nachbarſchaft, wobei ſie einmal in vier Tagen ſiebzig Stunden zu Fuß machte. Dies ſollte man nicht glauben bei ihrem zarten Körperbau und ihrem feinen, eleganten Fuß, dem eine gar ſchöne Hand entſpricht. In ihrem Auge zeigt ſich allerdings Esprit und Feſtigkeit, in ihrer Sprache Entſchiedenheit und vielfache Geſellſchaftsbildung. Uebrigens iſt ſie nicht hübſch und jezt gerade zwei-und-vierzig Jahre alt. Sie verſicherte mich, ſchon vor zehn Jahren, beim erſten Anblick des gerade in der Abendſonne glühenden Montblanc, habe ſie eine mächtige Sehnſucht empfunden, oben zu ſtehen, ein Gefühl, das ſie ſeitdem

Digitized by Google

immer nährte und das zum Theil die Urſache ihres längeren Aufenthalts in Genf geworden iſt, wo ſich bekanntlich der Zauberberg mit ſeinen Genoſſen ſo ſchön darſtellt. Da Mademoiſelle d'Angeville nicht reich iſt, ſo arbeitete ſie mehrere Jahre daran, die zu dieſer Aſcenſion nöthige Summe auf die Seite zu legen, und dieſen Sommer ſagte ſie zu ſich ſelbſt: Jezt vollend' ich's.

In den erſten Tagen des Septembers reiste ſie von Genf nach Chamouni. Dort in der „Union" machte ſie gleich ihren Vorſatz kund. Jedermann, ſelbſt die Guides, vereinigten ſich, ihr Vorſtellungen zu machen und abzurathen. Sie aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern beharrte feſt auf ihrem Entſchluß. So mußte man denn endlich auf ihre Gedanken eingehen und mit der mannhaften Demoiſelle in Unterhandlung treten. Sie nahm Joſeph Coutet, der ſchon ſieben Mal auf dem Montblanc geweſen war, zum Guidechef oder Vorführer, fünf andere Guides und zwei Träger. Ihrer waren zuſammen neun.

Als am 3ten September, Montags, ein reiner Himmel und kühle Luft einen herrlichen Tag verkündigten, ward an den Aufbruch gedacht und Alles dazu vorbereitet an Werkzeugen, Trink- und Eßvorräthen. Die Aſcendentin trug über ſtarken Beinkleidern ein Frauenkleid aus dichtem derben Wollenzeug und darüber einen Mantel von Ziegenfell, wie ſie bei den Sennmädchen auf den Alpen der Umgegend gewöhnlich ſind, eine weit in's Geſicht gehende Pelzhaube und darüber einen großen Strohhut, ohne grünen Schleier, auch keine grüne Brille, außerdem weite, ſtarke Schuhe mit Kamaſchen und den obligaten Alpenſtock mit Gemshorn. Ehe aber aufgebrochen wurde, hielt ſie es für nöthig, an die Guides und Träger eine Harangue zu halten, die Jedem unpaſſend und überflüſſig ſcheinen wird, der dieſe beſcheidenen, ſittlichen und feinen Leute kennt. Mademoiſelle d'Angeville, die ſchöne Worte und Phraſen liebt und übt, erinnerte ihre Guides daran, daß ſie ein Frauenzimmer führten und ſich daher aller Worte und Ausdrücke enthalten möchten, welche ihre délicatesse de femme choquiren könnten. Die Guides ſahen einander an, und ein unwilliges Erröthen war ihre einzige Antwort. Die Rednerin merkte auch gleich ihren Mißgriff und eilte zum Fortkommen. Allerdings hätte ſie ihre undelikate Delikateſſe-Verwahrungsadreſſe ſparen können, bis ſie gefunden, daß ſie nöthig ſey, wo dann eine flüchtige, dem Guidechef gemachte Bemerkung genügt hätte. Wir werden ſpäter ſehen, daß Mademoiſelle d'Angeville fünfzehntauſend Fuß über der adriatiſchen Meeresfläche, im Angeſicht dreier Königreiche und eines Dutzend Republiken nicht mehr ſo ſpröde war.

Ohne alle Schwierigkeit und Unbequemlichkeit gelangte die wackere Bergſteigerin über den Torrent de Mumont, die Pierre de l'Echelle, den herrlichen Glacier des Boſſons auf den Obeliskenfelſen der Grands-Mulets, wo ſie Pflanzen ſammelte und kleine Briefe zum Andenken des Orts an ihre Freunde und Verwandten ſchrieb. Hier hatte ſie eine herrliche Vollmondnacht, in deren Schein die ungeheuren Schneefelder über und die glänzenden Gletſcherfelder unter ihr einen wundervollen Effekt machten, der durch die von der Dent du Midi herabkommenden, am Fuß des Felſens weg nach unten ſauſenden und donnernden Lawinen nur noch verſtärkt wurde. All dieſe Herrlichkeit ließ ſie keinen Augenblick ſchlafen, obgleich ſie ſich gar wohl fühlte. Im Mondſchein bemerkte ſie auch, wie Munier, einer ihrer Träger, ſich zum Schlafen auf einen ganz ſchmalen Felſenkamm ſo gelehnt hatte, daß er mit den Beinen rechts und links über furchtbare Abgründe hinabhing, in die er bei der geringſten Bewegung geſtürzt wäre. Sie ſchlich ſich hin, um ihn zu wecken, er aber ſah ſie erſt groß und verwundert an, dann beruhigte er ſie lächelnd mit der Bemerkung, daß er recht froh wäre, wenn er auf ſeinen Bergfahrten immer ein ſo gutes Bett fände.

Gegen drei Uhr früh wurde wieder aufgebrochen. Vorher frühſtückten die Guides mit gutem Appetit. Mademoiſelle d'Angeville hatte gar keine Eßluſt und begnügte ſich mit fünf getrockneten Zwetſchgen und Schnee, allerdings ein ſehr frugales Mahl, das ihr von Chamouni an bis auf die Spitze des Montblanc genügt hat, denn erſt auf dieſer Höhe fand ſie ihre Eßluſt wieder. Während die Guides aßen, kleidete ſie ſich im Zelte um, legte den hinderlichen Frauenrock ab und zog dafür dicke, warme Männerkleider an.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Dodo.

(Fortſetzung.)

„Laßt uns denn daran glauben," fuhr Pamela fort, „daß unzählige Völkerhaufen, geführt von Propheten und Königen, in einer wimmelnden Schaar von Generationen über dieſe Erde gingen, die noch heute unſern Fußtritt empfängt, die uns das Veilchen ſendet, das an unſerm Fenſter blüht, und die Weinrebe ernährt, daß ihr Blut im Herz des Dichters pulſire, der dieſe ewigen Gegenſätze von Tod und Leben beſingt. Vielleicht, wenn unſere Zeit erfüllt iſt, werden auch wir hinweggeführt wie ein Sommernachtstraum, und aus den Fluthen des alten Meers ſteigen die Länder der Zukunft, und es wickelt ſich ein neuer Keim der Geſtaltung los, der jezt noch ſchlummert und mit dem wir nur durch das Grauen des Todes und der Ahnung zuſammenhängen. Gott iſt ewig!"

Digitized by Google

„Das mag Alles ſeyn,“ nahm der Profeſſor das Wort; „allein wir wiſſen darüber nichts Beſtimmtes, und Ihre Wahrnehmungen, theure Pamela, wie Sie ſelbſt bemerkt haben, beruhen auf Träumen. Erzählen Sie mir, wie ſich nun Ihr Verhältniß zu dieſem vorweltlichen O'Brian, den ich für einen geſchickten Magnetiſeur halte, geſtaltete.“ — „Die Unruhen in Schottland brachen aus, er verließ uns, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Ein Jahr darauf kam die Kunde von ſeinem Tode zu uns.“ — „Und er ſchrieb Ihnen vorher nicht?“ — „Nein, allein wir ſahen uns in jeder Nacht des Vollmonds.“ — „Wie? und Sie ſagten eben, Sie hätten ihn nicht wieder geſehen?“ — „Leiblich nicht; doch jene Welt, in der er zu Hauſe war, hatte auch mich als ihren Bürger aufgenommen. O'Brian war nur die verkörperte Sehnſucht, er kam aus jener Jugend der Welt herüber und fand mich, die da eins mit ihm war, die zu ihm gehörte, die, eine Schweſterſeele der ſeinigen, durch Jahrtauſende auf ihn wartete.“ — „Ei, ei, meine Liebe!“ rief der Profeſſor drohend, „haben Sie nicht etwa Thomas Moores Gedicht von der Liebe der Engel geleſen? Hat Ihre Phantaſie etwa durch die Poeten einen ſo ſonderbaren Schwung genommen?“ — „Ich kenne Thomas Moores Gedicht nicht,“ erwiderte Pamela; „Alles, was ich Ihnen geſagt, iſt mit unſchuldiger Kindeswahrheit aus meiner Seele herausgeſprochen. Und warum ſollte ich auch einem Dichter nachſprechen? Was ich angeſchaut und erlebt habe, iſt herrlicher und bilderreicher als jegliches Gedicht.“ — „Wurde Ihr Zuſtand um vieles anders, als Sie ſich nun entſchloſſen, Kapitän Burton zu heirathen?“ — „Das geſchah erſt zehn Jahre nach dem Verſchwinden O'Brians. Ich kann nicht ſagen, daß mein Zuſtand ſehr verändert wurde, allein ich fühlte mich unglücklich, wie Jemand, der da beſtimmt weiß, daß er verwegen und thöricht gehandelt.“ — „Und haben Sie dieſes Bewußtſeyn auch jezt, in meinem Hauſe?“

Pamela reichte ihm die Hand. „Sie ſind ein redlicher Mann, ich habe mich Ihnen anvertraut. Wenn ich nicht die Hoffnung gehabt, daß dadurch meinem irren Leben ein Halt gegeben werde, hätte ich ja nicht in Ihr Geſuch gewilligt.“ — „Gut, mein Engel; ſo kann ich denn hoffen, daß ich Sie ruhig bei mir behalten werde.“ — „Zählen Sie nicht zu ſicher darauf. Unſern Bund ſchließt nicht die Liebe. Mein Herz gehört O'Brian.“ — „Doch O'Brian iſt todt.“ — „Für mich nicht.“

Der Profeſſor ſchüttelte das Haupt. Er wollte noch einige Einwendungen machen, doch da die Stunde, wo er ſich gewöhnlich zur Ruhe begab, eben ſchlug, ſtand er auf, machte eine Verbeugung gegen ſeine Verlobte und entfernte ſich.

(Der Beſchluß folgt.)

Meine Lieder.

Es quellen mir plötzlich im Buſen
Die Lieder, und ſind mir ſo werth;
Tagtäglich haben die Muſen
Mich neue Weiſen gelehrt.

Die pochen im Buſen und dringen,
Ich kann es nicht wehren, heraus;
Muthwillige Knaben, ſo ſpringen
Sie fort aus dem Vaterhaus.

So lange im Buſen ſie blieben,
Da dacht' ich was Wunders dran ſey;
Doch hab' ich ſie niedergeſchrieben,
Dann iſt's damit vorbei.

Dann wünſch' ich ſie öfters zu bilden
Noch einmal mit beſſerem Glück;
Doch leider! es kehren die wilden
So bald nicht nach Hauſe zurück!

Und kehren ſie wieder, ſo kennet
Der eigene Vater ſie kaum.
Für's Künftige, Lieder, ihr rennet
Mir nicht ohne Zügel und Zaum! —

Und ganz wie die andern Lieder,
So ſtürmet auch dieſes hinaus:
Ich wollte mich freuen, und wieder
Ward bald eine Klage daraus.

O. v. Hackewitz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Franzöſiſches Schauſpiel.

Die Freunde des Theaters hatten in den lezten Wochen einen ſeltenen Genuß, indem die Schauſpielergeſellſchaft des Herrn Doſigny, welche im Laufe dieſes Jahrs auf mehreren deutſchen Bühnen mit Beifall aufgetreten war, auch hier eine Reihe von Vorſtellungen gab. Schwerlich war ſeit Herzog Carls Zeit hier franzöſiſch geſpielt worden, und wenn auch ein großer Theil der Männer die franzöſiſche Weiſe im Allgemeinen kannte, und wäre es auch nur von Baden oder Straßburg her, ſo war dies doch beim weiblichen Theil des Publikums weniger der Fall. Die Theilnahme war daher nicht unbedeutend, auch unter den Frauen, die ſich ja beſonders für jene Nation intereſſiren, welche die unſrige an Schauſpielertalent ſo weit übertrifft, wie ſie, die Frauen, die Männer, und zwar aus analogen Gründen. Das Repertoire der Geſellſchaft beſtand größtentheils aus Vaudevilles; doch gaben ſie, neben eigentlichen Comödien, auch Dramen der neuen romantiſchen Schule. Der einzige Repräſentant des

claſſiſchen Theaters, den ſie hier vorführten, war ein zweiaktiger Auszug aus Molière's Depit amoureux. Die Zuſchauer freuten ſich des leibhaftigen Auftretens einer Nationalität, deren dramatiſchen Produkte, auf die Noten deutſcher Sprache und deutſcher Mimik geſezt, für den nicht ganz Oberflächlichen immer etwas Anſtoßendes haben, ſo häufig und wiederholt ſie uns auch vorgeführt werden. Man nüzte die Gelegenheit, Tag für Tag den deutſchen Bühnenſtyl mit dem franzöſiſchen zu vergleichen, und die Uebereinſtimmungen und Unterſchiede wurden für den Aufmerkſamen gleich belehrend, indem ſie manche von der deutſchen Bühne im Guten und im Schlimmen gefaßten Vorurtheile berichtigten. Man verbarg ſich aber dabei nicht, daß die Parallele inſofern nicht ganz vollſtändig ſey, als man einerſeits königliche Hofſchauſpieler, andernſeits une société de comédiens exploitant l'étranger vor ſich hatte. Man wußte, daß es doch immer nur eine ſecundäre Geſellſchaft war, die hier den franzöſiſchen Typus repräſentirte; je mehr man ſich aber von ihren Leiſtungen befriedigt fühlte, einen deſto höhern Begriff mußte man von der eigenthümlichen Virtuoſität des Franzoſen bekommen, mit der er ſich als Mime trägt und hält und ſich in der Sphäre ſeiner Nationalpoeſie bewegt, vom verſtändigen Maß und der Sicherheit, womit er in den Organismus des Stücks eingreift, ſo daß jenes Zuſammenſpiel, jenes ſogenannte „Enſemble“ entſteht, von dem in Deutſchland um ſo mehr geſprochen wird, je ſchwerer es dem deutſchen Charakter erreichbar iſt. Keiner dieſer Menſchen war vielleicht aus dem Stoff, aus dem man Sociétaires du théâtre français macht; aber ſie ſpielten ſo gut zuſammen, daß es Jeden erfreuen und überraſchen mußte, der nicht Gelegenheit gehabt hatte, die komiſche Muſe der Franzoſen in ihrer Heimath kennen zu lernen. Es kann nicht fehlen, daß das Gefühl der Befriedigung in einem ſo weſentlichen Punkte manches abſchäzige Urtheil über das deutſche Schauſpiel überhaupt hervorrief; wer aber nachdenken mochte, wußte ſich den hierin obwaltenden Unterſchied leicht aus dem innerſten Weſen der beiden Völker zu erklären. — Der vom Idealen abgewandte und naiv in die reale Welt verſenkte romaniſche Geiſt macht die Franzoſen zu einer weit compakteren, homogeneren Maſſe in Glauben und Meinen, in der That und im Wiſſen, im Wort und in der Geberde, als uns Deutſche, die wir bei der idealiſtiſchen Richtung unſeres Geiſtes, welcher doch nicht Alle folgen können, während Andere ſie übertreiben, in verſchiedene Kategorien, gleichſam in ſo viele Spezies zerfallen, die in der ganzen äußern Haltung und Geberdung, wie im Ideengang ihren eigenen organiſchen Geſezen gehorchen.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortſezung.)

Induſtrie. Pferderennen. Blumenausſtellung. Der Affenpallaſt.

Den Diligenceunternehmungen geſchieht durch die Eiſenbahnen bedeutender Abbruch; was iſt aber heutzutage vor dem Verfallen ſicher? Wenn je etwas auf eine ewige Dauer rechnen konnte, ſo war es das Steinpflaſter, und dennoch muß es in Paris jezt an manchen Stellen dem Erdharz weichen. Bereits werden Brücken und Straßen mit demſelben bezogen und das alte Steinpflaſter daſelbſt ganz bei Seite geſchafft. Es werden Blöcke aus Erdharz eingeſezt und dieſe wiederum mit Erdharz aneinander gekittet. Daß es ſchon längſt zu Trottoirs gebraucht wird und ſich vortrefflich hält, weiß man, wie auch, daß der erfinderiſche Geiſt der Pariſer Mittel gefunden hat, geräumige Pläze muſſiviſch damit zu verzieren. Ueberhaupt iſt es intereſſant zu ſehen, wie der Pariſer jede Erfindung ſogleich mit Variationen bereichert. Ich ſprach oben von den Dampfbooten, die ſtündlich nach St. Clou abfahren. Zu dieſer Unternehmung werden natürlich eine Menge Boote erfordert; aber keine zwei davon gleichen einander völlig. Eines ſieht aus wie ein aus zwei Stockwerken beſtehendes ſchwimmendes Haus, und die Räder an demſelben ſind dergeſtalt verborgen, daß man zweifeln könnte, ob das Boot wirklich Räder habe; auch geht der Rauch auf verbogene Art davon. Dagegen ſieht man am Kay jezt ein anderes Dampfboot verfertigen, welches mit vier Rädern verſehen werden ſoll. Wahrſcheinlich hofft man durch dieſelben mehr Geſchwindigkeit zu erzwingen. In manchen Straßen, auf einigen Brücken und Pläzen iſt auch der alte Reverberendienſt ganz abgeſchafft, und dagegen ſind eiſerne Candelaber mit Gaslichtern aufgeſtellt. So ändert ſich allmählich mancher Induſtriezweig, der Jahrhunderte lang gedauert und eigene Profeſſionen beſchäftigt hat. — Im September hatten wir hier mehrere Pferderennen, bei welchen, wie die Pariſer Zeitungen triumphirend angemerkt haben, jezt zum erſten Mal die Pferde aus den Staatsſtutereien den Sieg davon trugen, wogegen früher die fremden, beſonders die Lord Seymour zugehörigen Pferde immer obſiegten. Indeſſen muß man auch bemerken, daß der beſte engliſche Jockei, nämlich Robinſon, welcher ſtets mit den fremden Pferden ſiegte, für die Staatsſtutereien angeworben iſt und daß er die ſiegenden Pferde beritt. So viel haben jedoch die diesjährigen Pferderennen bewieſen, daß man auch in Frankreich ſehr gute Renner ziehen kann, wenn man die nöthige Pflege und Sorgfalt den Pferden angedeihen läßt. Es ſind aber wiederum mehrere mißbilligende Stimmen über die Wettrennen in den Tageblättern laut geworden. Dergleichen Rennen, meinen ſie, ſeyen und bleiben doch nur ein Vergnügen und ein Zeitvertreib für die Reichen, und dem Staat ſey wenig damit gedient. Warum nicht lieber die Leute zur Zucht guter Zugpferde aufmuntern, welche ſo vielfältigen Nuzen leiſten? Dann war in demſelben Monate eine von der Gartenbaugeſellſchaft veranſtaltete Ausſtellung von Dahlias, einer Blume, welche jezt in allgemeiner Gunſt ſteht, und in der That zu einer Zeit des Jahrs erſcheint, wo die meiſten andern Blumen aufgehört haben zu blühen. Durch ſorgfältige Pflege hat man derſelben die größte Mannichfaltigkeit und Schönheit gegeben, und die unendlich vielen Nüancen und Formen der ausgeſtellten Blumen, die man theils in mit Glas bedeckten Kaſten, theils pyramiden- und gruppenweiſe aufgeſtellt hatte, gewährten einen prächtigen Anblick. — Eine neue Merkwürdigkeit in Paris iſt der vielbeſprochene Affenpallaſt im Pflanzengarten. Zuvor ſaßen die Affen in einer Art von Käfig, welcher den armen Thieren nicht viel mehr Raum gab, als ſie gerade nöthig hatten, um ſich zu bewegen und zu drehen. Man hat es daher für zweckmäßig erachtet, ein eigenes Gebäude für ſie zu errichten, und dies iſt wirklich ſchön geworden und gibt eine neue Zierde des Pflanzengartens ab. Einige Redner in der Deputirtenkammer haben dieſen Luxus getadelt und das Gebäude den Affenpallaſt genannt, ein Name, der ihm auch geblieben iſt. Ein Pallaſt iſt es nun wohl nicht, aber ſicher haben die meiſten Landbewohner keine ſo ſtattliche Wohnung, als die Affen im Pariſer Pflanzengarten. Die Vorderſeite rundet ſich in Geſtalt eines Halbcirkels um eine etwas erhabene, mit Erdharz muſiviſch bezogene Fläche, über welcher eine auf eiſernen Pfeilern ruhende Kuppel aus Drahtgeflecht ſich erhebt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 18. Oktober 1838.

Verzweifelter Pilot, nun treib auf Einmal
Dein ſturmerkranktes Schiff in Felſenbrandung!

Shakespeare.
Romeo und Julie.

Der Dodo.

(Beſchluß.)

IV.

Ein zweites Geſpräch im Aſhmoleanmuſeum.

Vier Jahre waren ſeit jenem erſten Geſpräche vergangen, als der Zufall wollte, daß in dem nämlichen Saale, wiederum vor dem Fuß des Dodo, faſt dieſelben Menſchen zuſammentrafen. Der Profeſſor Lydenhoek war wo möglich noch länger und magerer geworden; er betrachtete noch genauer die ſeltenen Exemplare der Vögel und Inſekten, und ſchalt noch heftiger auf den kleinen Aufſeher, der ſeinerſeits eben ſo grau und unſcheinbar ausſah wie vor vier Jahren an dem truben Novembernachmittage. Der Oheim und der Neffe, der rothhaarige, elegante Lord Sylvius Pſammomy, hatten ſich durchaus nicht verändert; der erſtere ſeufzte noch immer nach dem delikaten Fleiſche des Dodo, und der leztere machte ſehr angelegentlich der Profeſſorin Lydenhoek den Hof, ſo wie er ihn vor vier Jahren der Miſtreß Burton gemacht. Es hatte ſich durchaus nichts verändert, ſelbſt der Doktor Jonathan Blomby fand, wie er es vor vier Jahren gethan, die Scherze des jungen Lords immer noch ſehr unpaſſend. Aber Pamela, war auch ſie ganz unverändert? Das Auge, das ſie ſuchte, wurde Anfangs getäuſcht und wußte nicht, ob die bleiche, eingeſunkene Geſtalt am Arm des Profeſſors Pamela ſey oder nicht. Sie war es. Die Schönheit der Miſtreß Burton war verblüht, und es war offenbar von Lord Sylvius eine Grille, daß er ihr noch den Hof machte. Der Arzt wandte ſorgliche und prufende Blicke auf die Dame; er nahm eine Priſe nach der andern und murmelte etwas, das wie — baldige Auflöſung klang. Er zog den Profeſſor bei Seite, und während Pamela wie damals, in tiefes Sinnen verſunken, ihren Blick auf den Platz und die Gaſſe vor dem Fenſter richtete, ſtellte der Doktor Jonathan den Profeſſor zur Rede über das kranke Ausſehen ſeiner Frau. Er rieth ihm, die Luft des Continents zu meiden und ganz nach England zu ziehen. Dem Profeſſor kamen dieſe Vorſtellungen ſehr zur Unzeit. Er beſichtigte eben ein koſtbares Exemplar des Ichthyoſaurus, und wandte ſich daher unwillig zum Arzte, indem er krächzend mit leiſer Stimme ſagte: „Was muthen Sie mir zu, Doktor? Meine koſtbare und einzige Inſektenſammlung ſoll ich verlaſſen, oder gar dieſe himmliſchen Weſen den Sturmen ausſetzen, die auf Ihrem elenden Canal wüthen? Nein, ſolches thut ein Mann meiner Art nicht. Meine Frau wird überall krank ſeyn, wo ſie ſich aufhält, denn ſie leidet an einer zu bluhenden

Phantaſie.“ — „Ach,“ rief der Arzt verdrießlich, „Sie verſtehn davon nichts! An zu blühender Phantaſie ſtirbt Niemand, wohl aber an einem gebrochenen Herzen.“ — „Was iſt das für eine Krankheit?“ fragte Lydenhoek und ſtarrte dabei einen Halswirbelknochen des Ichthyoſaurus an. — „Hier in England eine nicht ungewöhnliche,“ entgegnete Jonathan Blomby. „Ueberall anderswo hält ſich die Liebe an das Materielle; unſere Frauen hängen ihr Herz an Erinnerungen, Träume, Wolken, Geſpenſter.“ — „Ganz recht, an Geſpenſter! Meine Frau liebt ein ſolches Geſpenſt. Sie glaubt für daſſelbe, ſie hält Zuſammenkünfte mit ihm; ja, Sir haben es getroffen, Sir!“ rief Lydenhoek, indem er dabei ziemlich unſanft das vorweltliche Geſchöpf, das er bewundernd in den Händen hielt, auf den Tiſch ſezte. „Wie?“ rief der Doktor und riß die Augen weit auf, „wen, was liebt Ihre Frau?“ Der Profeſſor nahm ihn beim Arm, führte ihn ein wenig vom Fenſter weg und liſpelte ihm in's Ohr: „Wir kennen uns, mein Herr und Freund: unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſey es Ihnen geſagt, meine Frau liebt —“

„Miſtreß Lydenhoek! mein Gott, Miſtreß Lydenhoek!“ rief Lord Sylvius. „Zu Hülfe, zu Hülfe! —“ — „Was gibt's!“ riefen mehrere Stimmen, und es ſtürzten viele an das Fenſter. Es war geöffnet und Alle wollten ſich auf den kleinen, nur einen Schritt breiten Balkon drängen, der auswärts angebracht war. „Wo iſt ſie? — wo iſt Miſtreß Lydenhoek?“ rief der Profeſſor. — „Auf der Gaſſe unten — herabgeſtürzt!“ entgegnete ein Fremder, der ſich vom Balkon in's Zimmer zurückdrängte. Aus den benachbarten Sälen ſtrömten jezt Alle herbei. Eine Maſſe von Zuſchauern ſammelte ſich um das Balkonfenſter und eben ſo unten drängten ſich in kurzer Zeit gaffende und ſchreiende Pöbelhaufen zuſammen.

Der Arzt, der Profeſſor, der Oheim und der Neffe eilten hinunter, und durch ihre Sorgfalt wurde der zerſchmetterte Körper der Unglücklichen in's nächſte Haus gebracht. Es war keine Rettung mehr. „Welch ein ſchrecklicher Zufall!“ flüſterte der Oheim dem Arzte zu. „Kein Zufall!“ entgegnete dieſer feſt, „Wille, Abſicht! Das Gitter iſt unbeſchädigt. Ich unterſuchte ſchon Alles. Aber in ihrem Geſichte, in dieſen erloſchenen und doch heimlich glühenden Augen lag die That.“ — „Kannten Sie den jungen Mann, der der Erſte unten bei der Leiche ſtand und der ſie in ſeinen Armen hielt?“ fragte Lord Sylvius mit einem kleinen Zug düſterer Eiferſucht um die Stirne. — „Nein,“ antworteten beide Männer. — „Er hat etwas Beſonderes an ſich,“ ſezte der Arzt hinzu; „denn troz deſſen, daß mich der Anblick der unglücklichen Miſtreß heftig erſchütterte, mußte ich ein paar Mal die Züge jenes Fremdlings näher betrachten. Man hat ihn ſpäter nicht wieder geſehen?“ — „Er verſchwand im Gedränge.“ — „Der arme Profeſſor Lydenhoek! wie viel Kummer wird ihm dieſer ſchreckliche Vorfall bereiten!“ — „O, er hat ſeine Inſekten!“ antwortete Lord Sylvius.

Mademoiſelle d'Angeville auf dem Montblanc.

(Fortſezung.)

Auch fürder über den Tacconnazgletſcher, die Petites-Montées, das Petit-Plateau, die Grandes-Montées und das Grand-Plateau weg gelangte Mlle. d'Angeville mit einer Leichtigkeit, die alle ihre Guides in Erſtaunen ſezte und zu der wiederholten Aeußerung veranlaßte, daß ſie nur ſelten einen Mann mit ſolcher Kraft, Sicherheit und Entſchiedenheit hätten gehen, klettern und über Abgründe wegſpringen ſehen. Dieſe Kunſtfertigkeit im Bergſteigen macht es begreiflich, daß Mlle. d'Angeville die Ascenſion des Montblanc bis zum Mur de la Côte nicht ſchwer findet und ſich über alle frühern Ascendenten wundert, die ſie als ſo furchtbar beſchrieben und davon haarſträubende Einzelnheiten erzählt haben, was ſie um ſo unbegreiflicher findet, da die Reiſenden immer um den Leib angebunden ſind, an ſtarken Stricken gehalten werden oder zwiſchen zwei von den Guides brückenartig ausgeſtreckten Stöcken gehen, von eigentlicher Gefahr alſo gar nicht die Rede ſeyn kann. Erſt nach den Petits-Mulets begann Mlle. d'Angeville zu ermüden, und dies immer mehr, je näher ſie dem Mur de la Côte kam. Dies iſt der lezte, aber auch durch ſeine Neigung von 80 bis 82° ſchwierigſte Abſaz, den man hinanklimmen muß, ehe die Spitze des Montblanc erreicht wird. Uebrigens waren auch alle ihre Führer hinfällig und wankend, nur ihren Guidechef ausgenommen, der immer vor ihr herſchritt und mit ſeiner kleinen Axt breite Stufen in den gefrorenen Schnee hieb. Könnte man vierzehn Lieues weit durch irgend ein Fernrohr einzelne Menſchen erkennen, und hätte man ein ſolches in Genf, ſo wäre es möglich geweſen, Mlle. d'Angeville an dem öſtlichen ſcharfen Rand der Calotte hinanfklimmen zu ſehen und zu bemerken, wie ihre Bewegungen immer langſamer und erſchöpfter wurden, wie ſie ſich alle funfzig Schritte ſtumm niederkauerte, um auszuruhen und Luft zu ſchöpfen. Die ſonſt ſo kecke und muthige Dame befiel nun zunehmende Muthloſigkeit bei einem furchtbaren Gefühl von Bruſtbeengung, und wie wenn glühendes Blei in ihren Adern flöſſe. Sie ſelbſt verſicherte mich, ihre ganze Seelenkraft angeſtrengt und zuſammengenommen zu haben, um nicht den Muth

Digitized by Google

zum Weitergehen ganz zu verlieren. Sie nennt dieſen Zuſtand eine Agonie. Mehrmals ſank ſie unwillkührlich zuſammen, und in einem ſolchen Momente hörte ſie — unfähig, ſelbſt ein Wort zu ſprechen — ihren Führer ſagen: jamais je ne mènerai plus de femme sur le Montblanc. Um den Leib war ſie an ein Seil gebunden, an dem Coutet zog, um ihr das Steigen zu erleichtern. Ohne dieſe Hülfe hätte ſie wahrſcheinlich nicht die nöthigen Kräfte gehabt, um auf den Gipfel zu gelangen. Als ſie ihm ſpäter ſcherzend über jene ungalante Aeußerung Vorwürfe machte, antwortete er ihr, ihr Zuſtand ſey durch die mächtige Anſpannung ihrer Nerven und Muskeln auf dieſer Höhe todtdrohend geweſen, ihr Geſicht habe ſchon ganz verzerrt, wie das einer im Nervenkrampf Verſchiedenen ausgeſehen, und er ſey jeden Augenblick in Angſt geweſen, ſie todt zuſammenſinken zu ſehen. Glücklicherweiſe reichten, mit ſeiner Hülfe, ihre Kräfte gerade hin, um nach unſäglicher Anſtrengung ganz hinauf zu gelangen, Dienstag den 4ten September um zwölf Uhr 55 Minuten.

In dem Augenblick, wo die Gipfelluft in ihre Bruſt drang, fühlte ſie ſich geheilt und geſtärkt; ganz verſchieden von allen männlichen Montblancascendenten, die auf dem Gipfel immer ſchwach und abgeſpannt waren. Sie fühlte ſich nicht nur hoch und erhaben, ſondern auch körperlos, heiter und luſtig. Die um ihre Decenz beſorgte Mlle. d'Angeville von geſtern war hier in eine äußerſt natürliche und fröhliche Perſon verwandelt. Denn als ihr der Guidechef bemerkte, es ſey ſein Recht, ſie auf dieſer Stelle umarmen und küſſen zu dürfen, ſperrte ſie ſich gar nicht, ſondern hielt ihm gerne und lachend die Wange hin. Dieſe merkwürdige Veränderung dürfte einem bisher unbekannten meteorologiſchen Einfluß der höchſten europäiſchen Bergluft auf das weibliche Weſen zugeſchrieben werden. Dem viel experimentirenden de Sauſſure mußte dies natürlich vor zwei-und-fünfzig Jahren entgehen, jetzt aber ſteht als Axiom feſt: preziöſe Damen in der Ebene werden auf der Spitze des Montblanc freundlich und hingebend, wonach man ſich in allen künftig vorkommenden Fällen richten kann. Nach dem Kuß wurde der früher ernſte Coutet überaus galant und ſagte zu Mlle. d'Angeville: Il faut qu'en revanche Mademoiselle monte plus haut que la cime du Montblanc, ce qui n'est encore arrivé à personne. Auf ſeinen Wink griffen alle andern Führer ſäuberlich zu und hoben die Dame gegen vier Fuß hoch über den Schneeboden empor. Nach dieſer Supplementarascenſion wurde Eſſen und Trinken ausgepackt, zumal die Dame ihren Appetit da wieder gefunden hatte, wo ihn alle andern Reiſenden verlieren. Sie aß mit großer Luſt und trank als loyale Franzöſin ein Glas Champagner auf die Geſundheit des Grafen von Paris. Gleich darauf begann ihre Korreſpondenz, denn ſie ſchrieb hier vier bis fünf kleine Briefe an ihre Verwandte und Freunde in Genf und der Umgegend, wie Napoleon weiland Dekrete aus dem Kreml datirt hatte. Dabei lief allerdings etwas Affektation mitunter; in der kurzen Zeit, wo ſie hier war, hätte ſie gewiß etwas Geſcheiteres thun können, als Briefe ſchreiben; denn nun blieb ihr für die Erforſchung der Ausſicht nach allen ihren Theilen nur gar wenig Zeit übrig, und man thut wohl, ſich nicht unbedingt darauf zu verlaſſen. Erſt nach Vollendung ihrer Korreſpondenz gab ſie ſich der Ausſicht bei ganz klarem und heiterem Himmel hin, wie ihn nur Wenige auf dem Montblanc gefunden haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Der Affenpallaſt.

Dieſer Raum dient den Affen während des Tags als Spielplatz; bei Nacht und bei kaltem und regneriſchem Wetter bleiben ſie in den geräumigen Behältern, deren Thüren am Rande der Fläche angebracht ſind. Um dieſe Fläche geht ebenfalls ein Drahtgeflecht und ein ſchmaler und trockener Graben, wodurch ſie vom Garten getrennt wird. Das Ganze gleicht alſo einem koloſſalen runden Käfig, der von vorne und von den Seiten beſchaut werden kann, und worin ſich die Affen vor einer Menge von Zuſchauern nach Herzensluſt herumtummeln. Man muß ſie hier beiſammen ſehen, um ſich einen Begriff von ihren verſchiedenen, großentheils recht häßlichen Geſtalten, von ihrer erſtaunlichen Gelenkigkeit, von ihrem Muthwillen und ihrer Lebhaftigkeit zu machen. Hier verfolgen ſie ſich mit unglaublicher Schnelligkeit längs der Pfeiler und dem Drahtgeflecht bis oben in die Kuppel hinauf, dort herzt eine Mutter ihr kleines, abſcheuliches Aeffchen; anderswo ſchaukelt ſich ein pechſchwarzer Affe an einem niederhängenden Seile. Hier ſchleppen einige einen langgeſchwänzten Affen, den ſie, wie es ſcheint, nicht leiden können, bei ſeinem Schwanze auf dem Boden umher und kehren ſich wenig an ſein Quiken; andere harren wie Bettler hinter dem Gegitter, bis ihnen die Zuſchauer Brod oder Früchte zuwerfen, und verlaſſen die Stelle Stunden lang nicht. Dann und wann ziehen ſich einige in ihre Behälter zurück, indeß andere zum Vorſchein kommen, die man noch nicht geſehen hatte, und die durch ihre ſonderbaren Geſtalten oder Geberden Aufſehen bei den Zuſchauern erregen. Kurz es iſt ein immer wechſelndes Schauſpiel, an dem man lange die Augen weiden kann, ohne zu ermüden, und ich begreife ſehr wohl, wie Leute aus dem Volk halbe Tage lang hier verweilen können. Man ſieht auch, daß ſie die Affen, welche gleichſam wie Schauſpieler vor ihnen auftreten, recht gut kennen und unterſcheiden. Die in der Zoologie üblichen Kunſtwörter kennen ſie zwar nicht, aber ſie gebrauchen ſehr bezeichnende Ausdrücke, um die Thiere von einander zu unterſcheiden. Aus der Ferne geſehen, nimmt ſich der runde, ungeheure Käfig mit den ſonderbaren, von oben bis unten umherſchwebenden Figuren wirklich phantaſtiſch

Digitized by Google

aus. Es iſt, als ob hier fliegende Drachen, geſchwänzte Ungeheuer und kleine Teufel unter und über einander purzelten. Eine eigene Bewegung entſteht auf dem Tummelplatze, wenn um vier Uhr Nachmittags der Wärter erſcheint, um die Affen in ihre Behälter einzuſperren. Dies iſt nämlich die Stunde, wo alle wilden und zahmen Thiere in der Menagerie und in den übrigen Gebäuden des Gartens, welche vom Morgen an dem Volke zur Schau dienen, wieder eingeſperrt werden. Die Thiere wiſſen alle recht gut, was das Erſcheinen des Wärters zu jener Stunde bedeutet, und manche geberden ſich recht ſonderbar dabei. Im Affenpallaſt iſt aber die Bewegung viel lebhafter, als anderswo. Sobald der Wärter erſcheint, und auch ſchon zuvor, wenn ſich das Geraſſel der Mittelthüre hören läßt, ſtäuben ſie auseinander; die ruhigern und verſtändigern eilen ſogleich ihren Behältern zu und kommen nicht wieder zum Vorſchein, die muthwilligern und keckern aber klettern ſo hoch ſie können, laufen auf dem Geſimſe umher, ſtellen ſich auch wohl dem Wärter gegenüber und ſchneiden fürchterliche Geſichter. Indeſſen wird der Platz doch immer leerer, und allmählich folgt ein jeder dem Beiſpiel der andern, ohne daß der Wärter irgend eine Art von Gewalt zu brauchen nöthig hat. Es ſcheint ihnen zu genügen, daß ſie den Mann ein wenig geneckt haben. Auch die Zuſchauer verſchwinden, und damit hört das Schauſpiel auf, um am andern Tage wieder zu beginnen. Dg.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Deutſche und Franzoſen.

Quantitativ iſt der Unterſchied zwiſchen den Geiſtern in Frankreich ſo groß als in Deutſchland; aber qualitativ ſind ſie dort weit gleichförmiger als hier. In Frankreich wird nicht nur Thun und Treiben, ſondern ſelbſt Denken und Fühlen von einem conventionellen Mittelmaß beherrſcht, zu dem ſich im täglichen Leben der geiſtig und bürgerlich niedriger Geſtellte als zu einem leicht erreichbaren Ziele ſteigert, während der mit Geiſt oder vom Glück Begabtere es mit Grazie einhält. Dies gilt nicht nur von allen geſellſchaftlichen Formen, es galt bis vor Kurzem, bis zum Einbruch des germaniſchen oder ſogenannten romantiſchen Elements, ſelbſt vom Fluge der Einbildungskraft in Kunſt und Poeſie. Im deutſchen Geiſte bilden die Seelenthätigkeiten eine Republik, in der alle ihre Rechte geltend machen, in der namentlich Phantaſie und Gefühl eine wichtige Rolle ſpielen, in Frankreich regiert in Allem deſpotiſch der Verſtand. Aber Phantaſie und Gefühl ſind ihrem Weſen nach rückſichtslos, jene im Fluge, dieſes in der Durchdringung; ſie brechen aus den Tiefen der menſchlichen Natur und bringen Unerwartetes, Ungleichartiges zu Tage, das nur vom verwandten Sinn begriffen wird und ſich ewig unter kein conventionelles Niveau bringen läßt; der Verſtand dagegen iſt ſeinem Weſen nach ſtolz und eitel, er fürchtet vor Allem ſich zu compromittiren, er bringt ewig nur Gleichartiges hervor und zwingt ſelbſt das Gefühl, mit ihm den Schritt der Schicklichkeit einzuhalten. Daher kommen bei uns jene geiſtigen Gegenſätze, welche Individuen, Lebensalter, Stände und Claſſen ſo eigenthümlich färben und auseinanderhalten, während bei den Franzoſen alle Manifeſtationen des Nationalgeiſtes verſtändig ſind, oder wenigſtens den Anſpruch darauf machen, und eben damit gemeinverſtändlich erſcheinen. Daher bei uns, unter der Herrſchaft geiſtiger Ungleichheit, auch mannichfache Abſtufung in Sitten und Lebensformen, und damit Mangel an Freiheit in Haltung und Ausdruck beim Verkehr der verſchiedenen Sphären; daher in Frankreich jene gleiche Stimmung der Gemüther durch alle Stände, jene Gleichartigkeit der geſellſchaftlichen Formen und Floskeln, die faſt nur nach dem Moment der Verfeinerung eine auf- und abſteigende Reihe bilden; daher jene Unbefangenheit und Sicherheit im Verkehr zwiſchen ungleich Geſtellten und jener nach den Umſtänden würdige oder windige Gemeingeiſt, weil Jeder, vom Staatsmann zum Bauer herab, das Bewußtſeyn hat, daß er auf ſeiner Stufe die Idee des Franzoſen mit Anſtand zur Anſchauung bringen kann, und weil die Eitelkeit bewirkt, daß er ſie meiſt wirklich zur Anſchauung bringt. Dieſe Verſchiedenheit in der Geiſtesrichtung macht, daß ſelbſt unter dem größten monarchiſchen und ariſtokratiſchen Druck in der franzöſiſchen Nation eine merkwürdige Gleichheit herrſchte, während das deutſche Reich, ſtatt in der Idee eine ariſtokratiſche Republik zu ſeyn, eine demokratiſche hätte ſeyn dürfen, ohne daß der eben ſo auffallenden Ungleichheit Eintrag geſchehen wäre. Es iſt klar, wie die beſtändige Rückſicht auf ein nationelles Anſtandsmaß, ſelbſt im Gefühl, eine Rückſicht, die eben aus der geringern Entwicklung des idealen Elements fließe, den Franzoſen von jeher hindern mußte, die höhern Seelenthätigkeiten in Kunſt und Poeſie frei wirken zu laſſen: ſeine Leiſtungen in der höhern Malerei und Skulptur, in Epos und Tragödie berühren uns durch den Mangel an Idealität höchſt unangenehm. Er iſt kein Reiter für das Flügelroß der Phantaſie, aber eben darum ein deſto gewandterer und ſichererer Arbeiter und Darſteller im Bereiche des Verſtandes, der Einbildungskraft, des Witzes. So haben wir oft Gelegenheit, in gewiſſen Gattungen der Malerei ſeine Virtuoſität, namentlich die Sicherheit ſeiner Technik zu bewundern, und ſo iſt er auch befähigter und zugleich günſtiger geſtellt als wir, wenn es ſich davon handelt, den Conflikt menſchlicher Zuſtände und Leidenſchaften in minder tiefer Auffaſſung dramatiſch darzuſtellen. Sein Luſtſpiel, wenn wir es auf der Nationalbühne ſehen, tritt uns meiſt ſehr angenehm entgegen, und zwar nicht etwa deßhalb, weil wir kritiſch das literariſche Verdienſt des Stücks und die Leiſtungen der Schauſpieler als relative Produkte einer uns fremden Nationalität anerkennen, ſondern hauptſächlich aus einem Grunde, den wir kürzlich andeuten. Seit der lebhaftere Austauſch von Ideen zwiſchen den Völkern begonnen hat, zeigt ſich bei den Franzoſen der Trieb, den höhern Geiſt unſerer Wiſſenſchaft und Poeſie zu begreifen und ſich anzueignen; wir haben ſchon längſt, was uns an ihnen zuſagte, und nur zu oft unbeſonnen, aufgenommen. Von einer Verſchmelzung der weſentlich getrennten Nationalcharaktere kann dabei gar keine Rede ſeyn, ſondern nur davon, daß das eine Volk im Gemeinmenſchlichen ſich durch den Genius des andern ergänzen will. Unſere höhere, ideale Auffaſſungsweiſe mag die Franzoſen, ſo weit ſie ſich dieſelbe aſſimiliren können, in der Zukunft von ihren atomiſtiſchen und proſaiſchen Natur- und Kunſtanſichten abziehen; wir dagegen dürfen es uns nicht verbergen, daß unſer Weſen ſein Complement im Realen zu ſuchen hat, in der verſtändigen Oekonomie der wirklichen Welt; und es kann uns dabei nur förderlich ſeyn, wenn wir die Methoden des Franzoſen in dieſem Bereiche prüfend in's Auge faſſen. Freilich, um nur von der Dramatik zu reden, mit der räppiſchen Ueberſetzung und Bearbeitung ihres Luſtſpiels erzeugen wir nur ungeſchlachte proſaiſche Baſtarde, ſo lächerlich und unfruchtbar, als jene tragiſchen, nach deutſchen und engliſchen Muſtern gebildeten Ungeheuer der modernen franzöſiſch-romantiſchen Schule.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. Oktober 1838.

Gramercies, lad; go forward! this contents;
The rest will comfort, for thy counsel's sound.
Shakespeare.

Ein Geſchäft.

Eine franzöſiſche Geſchichte.

An einem der reizendſten Punkte in der Umgegend von Paris liegt ein ſehr hübſcher Landſitz, wo der Beſitzer, ein reicher Kapitaliſt, die ſchöne Jahreszeit zubringt. Vor Kurzem hielt ein Cabriolet am Gitter des Parks. Ein junger Mann, deſſen ſeinem Anzuge und ungezwungener Haltung man es anſieht, daß er auf der Börſe und bei Tortoni zu Hauſe iſt, ſteigt ab, zieht die Glocke, läßt ſich melden und wird vorgelaſſen. Der Hausherr im Schlafrock und Pantoffeln ruht nachläſſig auf einem Divan in einem prachtvoll möblirten Zimmer; denn Monſieur L. hat keine ſentimentalen Begriffe vom Landleben; er nimmt Paris mit heraus in's Dorf, und nach ſeiner Anſicht laſſen ſich jene Genüſſe und jener Comfort, die durch Mannichfaltigkeit und Wechſel den Kreis des Lebens erweitern, auf dem Lande noch weniger entbehren als in der Stadt.

„Sie werden müde ſeyn; nehmen Sie gefälligſt Platz,“ ſprach Monſieur L. mit dem innern Behagen des Mannes auf dem Land, dem ein Geſicht aus der Stadt immer eine willkommene Erſcheinung iſt. — „Sie verzeihen,“ ſagte der junge Mann, indem er ſich in einem Lehnſtuhl niederließ, „daß ich ſtöre und Ihnen mit Börſenprojekten und Spekulationen auf den Hals komme. Aber das Geſchäft, von dem ich gerne mit Ihnen reden möchte, iſt von ſolcher Bedeutung, es kann moraliſch für das Gemeinweſen, pekuniär für die Unternehmer ſo erſtaunlich wichtig werden, daß Sie meine Zudringlichkeit gewiß entſchuldigen und mir einige Augenblicke ſchenken.“ — „Wohl, laſſen Sie hören,“ ſprach der Kapitaliſt, indem er die Beine übereinander ſchlug und mit Anſtand ſeinen großgeblümten Schlafrock darüber herzog.

In wichtigem Tone begann der junge Spekulant: „Im vorigen Jahrhundert herrſchte der Zweifel, die Skepſis; man wußte in nichts, woran man war; wer hätte da gedacht, daß ſo ſchnell eine Zeit kommen würde, die wer weiß was Alles verſichert und darin verſichert iſt? Im achtzehnten Jahrhundert warf man Alles übereinander, weil man bei Allem Zweifel hatte; im neunzehnten hat man keine Zweifel, weil man nichts dem Zufall überläßt. Die Aſſekuranz iſt es, wodurch wieder Ordnung und Gliederung in die Welt kommt. Der Börſenmann regiert das Geſchick, das heißt den Gott, der die Welt regiert. Was wird heutzutage nicht Alles verſichert! Jeder Schritt, den wir im Leben thun, kann verſichert werden, den Tod ſelbſt nicht ausgenommen. Die Aſſekuranz reicht ſogar über das Grab hinaus: man verſichert das zukunftige Leben — man errichtet einem einen Grabſtein auf dem Gottesacker Père la Chaiſe. Ja es

iſt im Vorſchlag, die Uebelſtände des ehelichen Lebens zu verſichern; gewiß geſchähe der Menſchheit der größte Dienſt damit. Die Römer ſezten Prämien auf die Ehen; aber ſie waren auch im Punkte der Civiliſation noch weit zurück. Soll man die Roſe pflücken, ſo nehme man ihr die Dornen, oder verſichere wenigſtens die Finger gegen ihre Stiche. Es heißt ſogar, die Herrn R. wollen eine Geſellſchaft bilden, welche die Kronen aſſekurirte, ja ſelbſt die Miniſterien, und viele Staatsmänner, die vor dem Scheitern bange haben, ſollen ſich verſichern laſſen wollen. Kurz, in der Aſſekuranz mit allen ihren Phaſen und Arten ſcheint mir das ſociale Problem die Löſung zu finden, welche Fourrier, St. Simon, Owen u. ſ. w. vergeblich geſucht haben.“

„Wo will es mit der Einleitung hinaus?“ unterbrach ihn der Kapitaliſt in trocken ſcharfem Tone, der klang, wie wenn man eine Handvoll Thaler in einen Sack wirft. — „Einen Augenblick Geduld, ich komme ſogleich —“ — „Sie wiſſen wohl,“ fuhr der Kapitaliſt fort, „wenn ich mich auf etwas einlaſſen ſoll, muß es reell, ſolid, handgreiflich ſeyn;“ und dabei betonte er Wort für Wort immer bedeutſamer. — „Mein Projekt iſt Alles dieſes.“ — „Nun denn, ohne weitern Umſchweif, heraus damit!“ — „Sehen Sie wohl, der Handel iſt äußerſt zarter Natur, und man muß zuvor —“ — „Ich ſehe ſchon, es iſt von einer Verſicherung die Rede. Was wollen Sie verſichern?“ — „Um es denn gerade herauszuſagen: es handelt ſich davon, junge Frauenzimmer gegen das größte Unglück, das ihnen begegnen kann, zu verſichern, gegen das zu lange Ledigbleiben.“

„Humm!“ machte der Kapitaliſt, indem er ſeinen Schlafrock, der ſich über ſeiner Ungeduld verſchoben hatte, wieder um ſich zog; „der Gedanke iſt ſo übel nicht —“ — „Es iſt klar, alle jungen Frauenzimmer wollen einen Mann bekommen, alle werden ſich verſichern laſſen, und in Kurzem muß die Entrepriſe Ungeheures abwerfen.“ — „Schon recht; aber die Prämie — wie wollen Sie es damit halten?“ — „Sie muß natürlich nach Schönheit, Vermögen, Talenten und Fertigkeiten abgeſtuft werden; denn die Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit, ledig zu bleiben, iſt nicht für alle unſere Verſicherte gleich groß. Auch verſichert man nicht alle bis zu demſelben Lebensalter; die einen bis zum zwanzigſten, andere bis zum fünf-und-zwanzigſten, noch andere bis zum dreißigſten, hie und da eine bis zum fünf-und-dreißigſten. Wenn die Verſicherte beim Ablauf der Verſicherungsperiode keinen Mann hat, ſo wird ihr die Entſchädigung ausbezahlt, und dieſe Summe wird wieder in vielen Fällen zum Heirathsgut, durch das ſie einen Mann bekommt.“ — „Vortrefflich; aber wie nun? behält ſich die Geſellſchaft das Recht vor, Allem aufzubieten, damit die Verſicherte vor Ablauf des Termins einen Mann bekommt?“ — „Freilich, verſteht ſich: wie ſollte die Geſellſchaft das Recht aus der Hand geben, Glückliche zu machen? Sie hat ihre Unterhändler, Mäkler, Kuppler; ſie läßt nichts unverſucht, um ihre Verſicherten anzubringen. Es wird faſt gar nie dazu kommen, daß ſie eine Entſchädigung auszubezahlen hat, und eben darum gibt es ein prächtiges Geſchäft!“ — „Allerdings bliebe man immer im Vortheil —“ — „Ungeheurer Gewinn und gar kein Verluſt! Es iſt die ſublimſte Spekulation! Verſichert man das Leben, ſo kann man nicht hindern, daß die Leute ſterben; verſichert man gegen Brandſchaden, kann man nicht hindern, daß Häuſer abbrennen; verſichert man gegen Unglück zur See, kann man nicht hindern, daß Fahrzeuge Schiffbruch leiden; verſichert man gegen die Aushebung, kann man nicht hindern, daß eine ſchlechte Nummer herauskommt; verſichert man aber gegen das Ledigbleiben, ſo kann man den Leuten Männer verſchaffen.“ — „Natürlich wird die Geſellſchaft immer eine Partie anſtändiger Männer an der Hand haben müſſen, Advokaten, Aerzte, Journaliſten, Kaufleute, Fabrikanten, die ihr als Bauern bei ihrem Schachſpiel dienen, um die Herzen junger Verſicherten zu kapern?“ — „Freilich, anders ginge es ja gar nicht; verlaſſen Sie ſich deßhalb ganz auf mich.“ — „Nun ja! ich bin Ihr Mann. Aber wohlverſtanden, die Sache muß unter uns bleiben. Keinen Lärm, keine Charlatanerie, keine Aktien! Das iſt abgenuztes Zeug! kein Menſch will mehr was davon! Sich nichts merken laſſen, mein Lieber, umſichtig zu Werke gehen und rüſtig die Hände rühren, ſo kommt man zu Etwas!“ — „Seyn Sie ganz ruhig! Ihr Intereſſe iſt auch das meinige.“ — „Wohl, ſo bringen Sie mir die Stiftungsurkunde der Geſellſchaft, ſobald ſie fertig iſt. Ich ſchieße vorläufig fünfmalhunderttauſend Franks; mehr braucht es nicht für den Anfang. Sie Ihrerſeits ſtehen mit Ihrer ganzen Thätigkeit ein, und den Gewinn theilen wir. Sie ſehen, ich handle völlig uneigennützig.

(Der Beſchluß folgt.)

Mademoiſelle d'Angeville auf dem Montblanc.

(Beſchluß.)

So ſtand Mademoiſelle d'Angeville auf einer hohen Inſel in einem Ocean von ungeheuern Bergwogen. Der Blick auf die mächtige Gebirgsſchöpfung, auf die gewaltigen Ketten der Cottiſchen, Grajiſchen, Penniniſchen, Lepontiſchen, Glarner, Urner, Unterwaldner und Berner

Alpen, die wie ungeheure Lindwürmer mit Schuppen, Hörnern und Zähnen zu ihren Füßen lagen, mußte ſie reichlich entſchädigen für das, was ſie nicht ſah, für die von andern Reiſenden behauptete Ausſicht auf Mailand, das Mittelmeer, Venedig und das adriatiſche Meer. Von dem Allen behauptete ſie, ungeachtet ihrer guten Augen und des heitern Himmels, nicht die geringſte Spur entdeckt zu haben, da in dieſer Entfernung ſelbſt in einem guten Fernglas Alles in's Unbeſtimmte und Aſchgraue verſchwimme. Doch dies laſſen wir, wie geſagt, dahin geſtellt ſeyn. Sie ſkizzirte mit ſchneller, geübter Hand vieles in ihr Zwickbuch, wobei ſie nur von den 8° R. Kälte gehindert wurde. Sie fand an ſich durchaus nicht beſtätigt, was andere Reiſende von großer Ermattung, Schlafſucht, Neigung zum Erbrechen, Naſenbluten, Augenweh, ſchwachem Schall u. ſ. w. erzählen. Kurz, der Montblanc erſchien ihr in vieler Beziehung ganz anders als den frühern Ascendenten.

Nach fünfzig Minuten brach ſie ſchon wieder auf und trat den Rückweg an, der auch ſehr glücklich und natürlich viel ſchneller als das Aufſteigen von Statten ging. Jener meteorologiſche Einfluß auf die weibliche Delikateſſe erhielt ſich auch hier in ſeiner ganzen Stärke, denn Mlle. d'Angeville ließ ſich unbedenklich von ihrem Führer ramaſſiren, d. h. auf dem ſpiegelglatten Schnee hinabrutſchen, wobei der Guide vorausrutſcht und die Beine des Reiſenden feſthält, zwiſchen denen er ſitzt. Schon eine halbe Stunde nach ihrem Abgang vom Gipfel hüllte ſich dieſer in dichten Nebel, der auch acht Tage lang nicht verging. Ueber die Urſache dieſer Verhüllung gingen unter den darüber ſehr ärgerlichen Reiſenden in Chamouni verſchiedene Meinungen um. Einige meinten, es ſey Trauer über Mlle. d'Angevilles Abſchied, andere behaupteten, es ſey Aerger des Berggeiſtes über gar Manches, was er ſich anders vorgeſtellt, als er ſie von fern habe kommen ſehen. So viel iſt gewiß, der Montblanc-Rübezahl blieb lange übler Laune.

Merkwürdig war es, daß faſt zugleich mit Mlle. d'Angeville zwei andere glückliche Ascenſionen des Montblanc unternommen wurden; denn Herr Stoppe aus Poſen mit ſechs Führern, und Herr Eiſenkrämer, der Wirth der Union in Chamouni, mit ſeinen Guides und Trägern, gingen kurze Zeit nach ihr ab, brachten mit der Dame die Nacht ſehr eng auf den Grands-Mulets zu und erreichten bald nach ihr die Spitze des Montblanc. So waren hier einen Augenblick vier-und-zwanzig Perſonen beiſammen auf dem Gipfel. Stoppe und Eiſenkrämer gratulirten der Dame zu ihrer glücklichen Ascenſion, verweilten aber auf der Höhe noch viel kürzere Zeit als ſie und ſahen und prüften faſt gar nichts; denn ſie verließen den Gipfel ſchon nach fünf Minuten wieder, gleichſam um nur dageweſen zu ſeyn.

In einigen Stunden langte Mlle. d'Angeville über die früher ſo mühſamen Stellen wieder bei der Station der Grands-Mulets an. Die Tage waren ſchon kürzer und die Dame zu angegriffen, um nach einiger Ruhe auf dem Felſen denſelben Tag noch nach Chamouni zurückzugehen, was oft gethan wird, und was auch Eiſenkrämer that. Sie blieb wieder die Nacht hier, zeichnete viel am Morgen und kam erſt gegen Mittag nach Chamouni zurück, wo ſie mit großem Jubel und Triumph, Böllerſchießen und Geſängen von Eingebornen und Fremden empfangen wurde, ſich auch Mittags an der Table d'hôte der „Union“ zeigte. Am folgenden Tag gab ſie ihren Guides das gewöhnliche Mahl, welches ein ganz beſonderes Intereſſe hatte. Oben am Ehrenplatz der Tafel ſaß nämlich jene Marie vom Montblanc, die nun nicht mehr hübſch und blühend, aber noch immer munter und guter Dinge war, ja beim Deſſert ein Bedeutendes trank und ſehr laut wurde. Mlle. d'Angeville, die andere Montblanc-Ascendentin, ſaß am untern Theil des Tiſches und machte auf echt franzöſiſche Weiſe die Honneurs. Wäre ich dabei geweſen, ſo hätte ich auf das Wohl des Berggeiſtes getrunken.

Erſt nach einigen Tagen kehrte Mlle. d'Angeville nach Genf zurück, wo ſie an Herausgabe einer franzöſiſchen Beſchreibung ihrer Ascenſion mit ſechs Zeichnungen arbeitet. Wenn dieſe erſcheint und noch andere anziehende Umſtände enthält, ſo werde ich darauf zurückkommen.

Was wird nun von alle dem die Folge ſeyn? Die Beſteigung des Montblanc, die ſeit Dr. Paccard neun-und-zwanzig Reiſenden und wenigſtens hundert Guides gelungen iſt, und wobei keiner umkam oder nur bedeutenden Schaden litt — denn die drei verunglückten Guides des Dr. Hammel wären nicht von einer Lawine fortgeriſſen worden, wenn der überkühne Reiſende nicht gegen ihre Warnung auf weiterem Aufſteigen beſtanden hätte — dieſe Ascenſion dürfte nun wohl bei der großen Bereitwilligkeit der Guides dazu eine der großen Chamounier Bergpartien werden, wie die Grands-Mulets und der Jardin, beſonders für die chevaleresken und reichen Engländerinnen, die Freundinnen von Fuchsjagden, ſtarken Ritten, Rennen u. ſ. w. Reich muß man zu einer Partie ſeyn, die immer gegen fünfzehnhundert Franken koſtet, ſie mag gelingen oder nicht. Dieſe Damenascenſionen werden mit dem vielen maleriſchen Beiwerk einen ſtehenden Artikel der engliſchen Zeitungen ausmachen. Der Name deutſcher Frauen und Mädchen wird aber hoffentlich nie durch dergleichen Unternehmungen bekannt werden.

Dr. Chr. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Der deutſche und der franzöſiſche Schauſpieler.

Der Leſer wird meinen, es ſey kaum der Mühe werth, à propos reiſender franzöſiſcher Mimen ſich ſo weit auf das Feld der Betrachtung verſchlagen zu laſſen. Sind aber die bisherigen Bemerkungen richtig, ſo ergibt ſich von ſelbſt, wie verſchieden Stellung und Aufgabe des franzöſiſchen und des deutſchen Schauſpieldichters und Schauſpielers ſich geſtalten. Hier nur ein paar Worte vom Schauſpieler. In einer Nation, welche ſo durchgängig nach einem mittlern Grundton geſtimmt iſt, wie die franzöſiſche, bei der das Dogma der geiſtigen Gleichheit weit älter iſt, als die Gleichheit vor dem Geſez, mußte ſich im Individuum eine gewiſſe Sicherheit und Unbefangenheit in Haltung und Geberdung entwickeln, und eben damit auch in dieſer Beziehung wieder eine ausgeſprochene Gleichheit durch alle Stufen der Geſellſchaft. Und ſo ſehen wir es auch in der Wirklichkeit. Der Staatsmann vor der Kammer, der Spizbube vor den Aſſiſen, der General vor ſeiner langen, der Sergeant vor ſeiner kurzen Fronte, die Dame am Theetiſch und das Weib in der Halle u. ſ. w. mögen noch ſo ſtarke moraliſche oder intellektuelle Gegenſäze bilden: in ihrem Ton und ihrer Mimik iſt des Uebereinſtimmenden weit mehr, als des Diſparaten; der verdorbenſte Jargon trägt ſich mit demſelben Aplomb vor, wie die akademiſche Sprache, und die Impertinenz der Höckerin ſieht aus wie eine parodiſche Uebertreibung der Moquerie der Weltdame. In Deutſchland hört man oft, jeder Franzoſe ſey von Natur ein Schauſpieler; dies iſt aber unbewußt jeder Menſch. Was meint man alſo mit jenem Ausſpruch? Man ſieht Abſicht in der Art, wie ſich der Franzoſe producirt. Faſt nothwendig erſcheint unſern Augen jene ſichere Haltung, jene eitle gleichförmige Grazie, womit jeder ein Stück der großen Nation repräſentirt, als etwas Geſuchtes, Selbſtbewußtes, was es doch ſo wenig iſt, als unſer in ſich gekehrtes Weſen mit ſeinen ungleichförmigeren, originelleren, aber in der Form weniger gerundeten und ſich häufig widerſprechenden Aeußerungen.

So viel aber ergibt ſich aus dieſem Verhältniß von ſelbſt, daß ſich der Franzoſe weit leichter und freier auf den Brettern bewegt, daß er im Durchſchnitt ein ungleich natürlicherer, und darum in den meiſten Gattungen beſſerer Schauſpieler ſeyn muß, als der Deutſche. Man denke nur an die großen Hebel jeder muntern oder weinerlichen dramatiſchen Entwicklung, Liebe, Galanterie, Ehre: wie gleichförmig iſt beim Franzoſen der Ausdruck dieſer Gefühle durch alle Stände! wie beherrſcht dabei Ein Grundton alle Modulationen des individuellen Charakters, der Geburt, der Erziehung! Man denke an die Umgangsſprache: ſie iſt nicht nur die europäiſche Geſammtſprache der höhern Welt, ſie iſt auch in weit umfaſſenderem und durchdringenderem Sinn, als das Hochdeutſche, die lingua communis der Nation; ſie iſt in ihrer ſtarreren, und eben darum bequemeren Conſtruktion unendlich leichter erlernbar und handthierbar in einem gewiſſen Mittelmaße, das auch in dieſer Beziehung eine ganze Reihe von Ständen unter Ein Niveau bringt. Man denke an den Umgangston, an das gemein nationale Monsieur und Madame, das an ſich ſo republikaniſch iſt, als das revolutionäre Citoyen und Citoyenne; an das durchgängige Vous, das faſt die Geltung des antiken Du gewinnt, indem es tief in den Familienkreis hinein und an die Stufen des Throns hinaufdringt, ein Du nur als Zeichen des innigſten Seelenbandes oder der Verachtung neben ſich duldend. Unter dieſen Umſtänden ſieht ſich der Franzoſe im Luſtſpiel (von der Tragödie iſt hier nicht die Rede) doppelt günſtig geſtellt: einmal bietet ihm der Dichter lauter Situationen, die er, da das Gemeingefühl der Nation auch in ihm lebt, raſch begreift und durchdringt, und dann gibt er das weſentliche Subſtrat ſeines Spiels ſchon dadurch, daß er geradezu ſich ſelbſt, d. h. den Franzoſen ſpielt.

Bei jenem Volke, das mit ſeiner Seelenthätigkeit überwiegend nach außen, in die Sinnlichkeit gerichtet iſt, wird der äußerliche Nationaltypus in Allem zu einer Art von Cultus und der Schauſpieler zum bequem fungirenden Prieſter deſſelben. Aber bei einem mehr nach innen gekehrten Volk, wie dem deutſchen, tritt der gemeinſame geiſtige Charakter nicht ſo an die Oberfläche; es fehlt hier an einem allgemeinen äußerlichen Ausdruck der Empfindung oder er wird doch dem in dieſer Richtung verſchleierten Bewußtſeyn und Blick des Volks nicht ſo klar, am wenigſten wird er freudig und mit Selbſtbefriedigung anerkannt. So entbehrt der deutſche Schauſpieler jenes unermeßlichen Vortheils, ein Collectivrepräſentant zu ſeyn: bei der Starrheit unſerer individuellen, wie der Standescharaktere iſt er ſelbſt an ſich nichts weiter als ein Individuum, als eine jener unzähligen, vielgeſtaltigen, und oft etwas ungeſtalten Incarnationen des deutſchen Geiſtes, und ſo muß er ſich in jede ſeiner Rollen, nach ihrem ganzen Umfang, nach Geiſt, Ausdruck und äußerer Haltung, mit Anſtrengung hineindenken. Der franzöſiſche Mime braucht gleichſam nur Ein Inſtrument mit Virtuoſität in verſchiedenen Tonarten zu ſpielen; der deutſche muß ſich auf gar verſchiedenen Inſtrumenten mit mannichfachem Mundanſaz und Fingergriff hören laſſen. Der Franzoſe iſt auch als Schauſpieler vor allem Andern Franzoſe, und muß es ſeyn; die allgemeine Haltung, der allgemeine Ausdruck ſind bei ihm etwas, das ſich faſt immer und überall von vorne herein verſteht, und da er ſich auf dieſe Weiſe, dem Deutſchen gegenüber, nur halb bewachen muß, greift er mit Sicherheit zum Ton des Bauern hinab, oder zu dem des vornehmen Mannes hinauf; ſo verſchieden die Coloratur bei dieſen beiden Figuren ſeyn mag, er darf bei beiden, wie bei allen dazwiſchen liegenden, die gemeinfranzöſiſche Saite vernehmlich vibriren laſſen; ja er muß es thun und thut es unbewußt. Das hebende Gefühl, daß er die conventionelle Sprache und Geberdung ſeines Volks an ſich zur Anſchauung bringt, erlaubt ihm, die ganze Kraft ſeines Talents unbefangen auf die feinſte Nüancirung der Charaktere zu verwenden. Wie ganz anders bei uns! Hier ſind die Menſchen gerade in dem Sinn ungleich, in dem ſie dort gleich ſind; hier trennt der Geiſt, während er dort vereinigt; hier gibt es keine großen Kreiſe von Vorſtellungen, innerhalb welcher der Bauer und der Herr, der gemeine und der vornehme Krieger, der junge und der alte Liebhaber, der Schreiber und der Präſident den Mund zum ſelben Worte öffnen und den Arm zur ſelben Geberde ausſtrecken. Der deutſche Künſtler, der nicht auf der höchſten, ſparſam beſezten Stufe ſteht, muß meiſtens froh ſeyn, wenn er auf ſeiner Laufbahn eine kleine Reihe charakteriſtiſcher Geſtalten im Ganzen und Groben herausbringt; er iſt dabei gegen den Franzoſen in dem weſentlichen Nachtheil, daß er das Fehlende nur mit ſeinem Ich ausfüllen kann, der Franzoſe dagegen mit ſeiner Nationalität.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. Oktober 1838.

— Will mich des Worts nicht ſchämen:
Wir taſten ewig an Problemen.

Goethe.

Neueſte Erklärung des Nordlichts.

Unſer Luftkreis, mit Allem, was darin vorgeht, iſt für uns ein faſt unbekanntes Reich, ſo vielfache und beharrliche Verſuche die Wiſſenſchaft gemacht hat, darin einzudringen. Unſere Phyſik iſt weit davon entfernt, die einfachſten, allgegenwärtigen atmoſphäriſchen Vorgänge, gleichſam den regelmäßigen Athmungs- und Abſonderungsproceß der Luft erſchöpfend erklären zu können. Noch weit räthſelhafter ſtehen die Meteore da, welche als Modifikationen, als Exploſionen jener Vorgänge erſcheinen, namentlich Sternſchnuppen und Nordlichter. Die Menge der aufgeſtellten Hypotheſen und ihre Widerſprüche beweiſen dies hinreichend.

Wenn ein unwiſſenſchaftlicher Beobachter ein Nordlicht betrachtet, ſo iſt der natürlichſte Gedanke, den ihm der Augenſchein aufdrängt, es gebe dabei eine Verbrennung irgend einer Art hoch in der Luft vor. Die ältere Phyſik hielt ſich auch hieran; ſie war aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht weit genug vorgeſchritten, um auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit anzugeben, welche Stoffe ſich ſo hoch über den Polen, und grade nur hier anſammeln und zu jenem mächtigen Verbrennungsproceſſe Anlaß geben ſollten. Man ſprach von ſublimirtem Schwefel und Salpeter; noch etwas Kohle dazu, und man hatte Schießpulver. Aber mit der Entwicklung der Lehren von der Elektricität und dem Magnetismus gab man dieſen natürlichſten Gedanken auf: das Nordlicht war ſofort in den meiſten Hypotheſen ein Effekt des Erdmagnetismus. Der Holländer Muſchenbroek († 1761) war der lezte, der jene auf den ſinnlichen Schein gegründete Anſicht vertheidigte. Vor Kurzem nun hat ſie der ruſſiſche Akademiker Parrot nach dem Standpunkt unſerer jetzigen Kenntniſſe in einer neuen Hypotheſe wieder aufgenommen. Wir theilen den Leſern das Hauptſächlichſte aus ſeiner Abhandlung mit, welche in einem der neueſten Hefte der Verhandlungen der Petersburger Akademie enthalten iſt.

Die beim Nordlichte vorkommenden Erſcheinungen, welche bei der gewöhnlichen Annahme, daß daſſelbe eine Wirkung des Erdmagnetismus ſey, völlig unerklärt bleiben, ſcheinen ſich dieſer Hypotheſe allerdings auf's Schönſte unterzuordnen, und vielleicht könnte es mit derſelben endlich gar gelingen, nicht allein die verſchiedenen Farben des Nordlichts ſelbſt, ſondern auch die verſchiedenen Farben der daſſelbe gewöhnlich begleitenden Wolken zu erklären. Leztere haben wir z. B. bei dem Nordlichte vom 18ten Februar 1837, nachdem ſie ſich am Rande einer roſenrothen Lichtſäule erſt milchweiß gezeigt hatten, während der Verbreitung des Nordlichtes über den Raum, den ſie einnahmen, in das ſchönſte Himmelblau verwandelt geſehen.

Die magnetiſche Theorie des Nordlichts ſtüzt ſich vornehmlich auf das Faktum, daß die Nordlichter merkbaren Einfluß auf die Bewegungen der Magnetnadel äußern. Parrot meint nun, eben ſo gut könnte man ſagen: die Veränderungen des Luftdrucks üben einen Einfluß auf die Schwankungen des Queckſilbers im Barometer aus, folglich iſt dieſe Queckſilberſäule die Urſache der Veränderungen des Luftdrucks. Auf die Magnetnadel wirke ja auch die Elektricität, und da allerdings das Nordlicht als Verbrennungsproceß Elektricität erzeuge, ſo reiche dies hin, jenen Einfluß zu erklären. Als ein weiterer Grund für die magnetiſche Natur des Nordlichts wird angegeben, daß ſich das Meteor immer im magnetiſchen Meridian befinden ſolle. Parrot beweist, daß dem die Erfahrung widerſpricht.

Nach Parrot iſt das Nordlicht nichts anderes als die Entzündung des Kohlenwaſſerſtoffgaſes, welches ſich beſtändig von allen Punkten der Erdoberfläche, auf welchen Pflanzen und Thiere leben, folglich aus dem Meere ſo gut wie vom Feſtlande erhebt. Dieſes Gas zeigt ſich durch Umſtände veränderlich, als Typus deſſelben kann indeſſen die Sumpfluft angeſehen werden, deren ſpezifiſches Gewicht = 0,67 der atmoſphäriſchen Luft iſt. Es erhebt ſich vermöge ſeiner Leichtigkeit in der Atmoſphäre, und vermiſcht ſich mit ihr wahrſcheinlich in verſchiedenen Verhältniſſen, wobei jedoch die Miſchung immer leichter bleibt als die atmoſphäriſche Luft. Während es in den niedern Luftregionen aufſteigt, muß es den Strömungen aller dort herrſchenden Winde folgen, bis es die Gegend erreicht, wo die atmoſphäriſchen Proceſſe aufhören und keine andere Bewegung mehr ſtattfindet, als die Strömung von den Polen zum Aequator und vom Aequator zu den Polen. Seine Reiſe findet demnach ihr Ziel in einer ſehr beträchtlichen Höhe oberhalb der Polargegenden.

Unſere Atmoſphäre kann ſich nicht in's Unendliche ausdehnen, ſie muß eine Grenze haben, und zwar da, wo die Anziehung der Theilchen der atmoſphäriſchen Luft unter ſich mit der durch die niedrige Temperatur der obern Regionen geſchwächten Ausdehnbarkeit in's Gleichgewicht tritt. Eine ähnliche Grenze müſſen wir für das Kohlenwaſſerſtoffgas annehmen, welche übrigens von der der atmoſphäriſchen Gaſe verſchieden iſt.

Aus dieſen Sätzen folgt gleich, daß die Höhe der Nordlichter über der Oberfläche der Erde ſehr bedeutend ſeyn müſſe, und dieſe hohe Lage beſtätigt ſich durch die Beobachtung, daß man Nordlichter vom 45ſten Breitegrad aus ſieht. Man hat ſogar die Höhe mancher auf 200 bis 300 Stunden geſchätzt; * dieſe Schätzungen müſſen übertrieben ſcheinen; es läßt ſich aber nicht leugnen, daß ſich ihre Höhe auf vierzig, fünfzig und mehr Stunden beläuft. Ferner ſieht man, daß, wenn das Nordlicht nichts anderes iſt als ein brennendes Gas, die allgemein beobachtete Durchſichtigkeit des Meteors ſich vollſtändig erklärt.

(Der Beſchluß folgt.)

* Watermann hat das Nordlicht vom 18ten Februar 1837 zu 200 Stunden Höhe berechnet.

Ein Geſchäft.

(Beſchluß.)

Der junge Mann verabſchiedet ſich von Monſieur L., höchlich vergnügt über den Erfolg ſeines Beſuchs, ſpringt in ſein Cabriolet und fährt nach Paris zurück. Tags darauf bringt er dem Kapitaliſten die nach den verabredeten Grundſätzen ausgeſtellte Geſellſchaftsurkunde. Nachdem Monſieur L. dieſelbe geleſen, approbirt und unterzeichnet, gibt er ſie dem jungen Spekulanten zurück und ſpricht: „Lieber Herr, ſo ſind Sie denn Direktor der Geſellſchaft Hymen; ich wünſche von Herzen alles Glück, und um zu beweiſen, wie lebhaft ich mich für unſer Unternehmen intereſſire, will ich meine Tochter bei Ihnen verſichern laſſen. Sie ſoll die Liſte der jungen Frauenzimmer, denen ein Mann aſſecurirt wird, eröffnen. Stellen Sie den Schein aus.“

„Alter?“ fragte der Direktor. — „Neunzehn Jahre.“ — „Tauf- und Zunamen?“ — „Euphemie L.“ — „Aeußeres?“ — „Ganz hübſch.“ — „Fertigkeiten?“ — „Muſik, Zeichnen, Tanzen, Botanik.“ — „Vermögen? — „Eine Million zu erwarten und fünfmalhunderttauſend Franks Mitgift.“ — „Vortrefflich!“ — „Den Betrag der Prämie,“ ſprach Papa nachläſſig ſtolz, „ſo wie das Alter, mit welchem die Entſchädigung zahlbar iſt, mögen Sie ſelbſt beſtimmen.“ — „Es iſt wohl ſicher darauf zu rechnen, daß uns Fräulein Euphemie keine Entſchädigung koſten wird.“

Der junge Direktor empfiehlt ſich ſeinem neuen Aſſocié und geht. Indem er durch den Schloßgarten wandelt, um zu ſeinem Cabriolet am Parkthor zu gelangen, gewahrt er ein junges Frauenzimmer in weißem Kleide, das mit der Gießkanne unter den Blumentöpfen umherhüpft, ſie mit einem feinen, in der Sonne funkelnden Regen tränkend und eine Romanze dazu ſingend. Die reichen braunen Locken, ſanft von einem Lüftchen gehoben, laſſen einen Hals erblicken, weißer als die Nelken, die ſie begießt. Ihr ſchlanker Körper neigt und wendet ſich, biegſam wie der Schaft ihrer Blumen. Sie ſelbſt iſt die anmuthigſte Blume auf dieſem Beete, wo ſie zu Tauſenden wetteifern in Lieblichkeit und Friſche. Bei dieſem Anblick ſprach der Spekulant bei ſich ſelbſt: „Gewiß die Tochter vom Hauſe, meine erſte Verſicherte!

Digitized by Google

O ich habe da ein prächtiges Geſchäft gemacht! köſtlicher Anfang!“ — Und indem er auf das Gitter losging, warf er dem Mädchen einen vielſagenden Blick zu.

Kaum vierzehn Tage darauf verließ Monſieur L. ſeinen Landſitz und bezog wieder ſein Hotel in der Chauſſée d'Antin. Seine Tochter hatte ihm keine Ruhe gelaſſen; ſie wollte nach Paris zurück. Er wunderte ſich, daß ſeine liebe Euphemie, der ſonſt das Landleben und ihr Blumenflor über Alles ging, jezt auf einmal einen Widerwillen dagegen äußerte und nach der Stadt zurückverlangte, obgleich der Sommer und die ſchöne Jahreszeit noch lange nicht vorüber war. Er forſchte nach dem Grund dieſer ſonderbaren Laune und fragte ſich zuweilen ſelbſt: „Sollte Euphemie, ſeit ſie gegen das Ledigbleiben verſichert iſt, in Paris eine Herzensangelegenheit haben?“

Bald blieb ihm kein Zweifel, daß die Liebe in das Herz ſeiner Tochter eingezogen ſey, und wohl brauchte es keinen großen Scharfblick, um dies zu merken; denn mit jedem Tag verlor ſich mehr und mehr das Wangenroth des hübſchen Kindes und ſeine Munterkeit; die arme Euphemie ſiechte an einem Uebel, das ſie nicht zu geſtehen wagte. Ihre Blumen, ihr Inſtrument, ihre Zeichnungen — ſie rührte nichts mehr an, und oft verrieth eine Thräne, die ihrem Auge entfiel, die Aufregung ihrer Gefühle. Aber wen in der Welt mochte ſie lieben? und wie hatte ſich die Sache gemacht? Das ging nicht mit rechten Dingen zu. — Monſieur L. erſchöpfte ſich in Vermuthungen; aber er liebte ſeine Tochter zärtlich, und ſo entſchloß er ſich, dem Uebel, das ſo ſichtliche Fortſchritte machte, raſch zu Leibe zu gehen. „Liebe Euphemie,“ fing er an, „du biſt ſeit einiger Zeit ganz nachdenklich; an was haſt du denn zu denken? Sollte ſich etwa ein bisher unbekanntes Gefühl in deinem Herzen gemeldet haben? Was iſt es? heraus damit! du weißt, wie ſehr ich dich liebe. Iſt vielleicht dein Blick auf einen jungen Mann gefallen? — Nun, wenn es eine anſtändige Partie iſt — du glaubſt gewiß, daß es mir die größte Freude wäre, dich mit einem Manne verbunden zu ſehen, mit dem du glücklich würdeſt.“ — „Ach ja, Papa, ich geſtehe es, ich liebe,“ antwortete Euphemie, ſcheu und verlegen, wie denn ein junges Mädchen dergleichen Niemanden ohne Verwirrung eingeſteht, und wenn es ihr Vater wäre. — „Und wie heißt er?“ fragte Monſieur L. mit ſelbſtzufriedenem Geſicht. — „Dies iſt ſein Geheimniß, wie das meinige,“ erwiederte Euphemie ruhig; „darf ich ohne ſeine Einwilligung darüber verfügen? Erlauben Sie alſo, daß ich ſeinen Namen verſchweige, bis er ſelbſt —“ — Dieſe Zurückhaltung machte Monſieur L. nur noch neugieriger; und da er Euphemien beſtürmte, den Liebhaber zu nennen, ſagte ſie endlich: „Laſſen Sie mir noch drei Tage; in drei Tagen ſollen Sie Alles wiſſen.“

Den Tag nach dieſem Vorfall machte der Direktor der neuen Heirathsaſſekuranzgeſellſchaft ſeinem Kapitaliſten die Aufwartung. „Ah! guten Morgen, mein Lieber!“ rief Monſieur L. ihm entgegen. „Was meinen Sie, daß vorgeht? Sie rathen es nicht!“ — „Nun, was denn?“ — „Meine Tochter hat bereits Liebesgedanken.“ — „Vielleicht ſchon Wirkung der Aſſekuranz.“ — „Das wirkt wahrhaftig merkwürdig! Kaum iſt ſie einen Monat verſichert! — Nun, Sie haben Glück!“ — „Ja, der Zufall will es gut mit uns.“ — „Noch ſo ein Fall, und unſer Geſchäft geht in's Ungeheure!“

Während ſie ſo ſprachen, kam Euphemie herein; ſie wurde roth beim Anblick des jungen Direktors. „Meine Tochter,“ ſagte Monſieur L. vorſtellend. „Nun, wie gefällt ſie Ihnen?“ — „Ausgezeichnet! — Ich wollte wetten, noch vor dem neunzehnten Jahr —“ — „Vater,“ ſagte Euphemie, indem ſie abwechſelnd die Beiden anſah, „ich habe verſprochen, Ihnen zu ſagen, wen ich liebe. Nun denn — dieſer iſt's!“ — „Iſt es möglich!“ rief Monſieur L. in höchſter Ueberraſchung. — „Nach unſern Statuten,“ ſprach der junge Direktor feierlich, „muß ich dahin ſehen, daß der Termin nicht abläuft, ohne —“ — „Das iſt wohl wahr; aber, Euphemie, wie haſt du denn den Herrn kennen lernen?“ — „Ich darf nichts unverſucht laſſen, um —“ — „Auf dem Land habe ich ihn zum erſten Mal geſehen, nur im Vorbeigehen; dann kam er alle Tage, half mir die Blumen begießen, wir gingen im Park ſpazieren, er brachte mir Gedichte, er zeichnete mir ſehr hübſche Sachen in mein Album; aber er konnte gar nicht lange bleiben, da dachte ich, in der Stadt könnte ich ihn länger und öfter ſprechen —“ — „Ganz im Geheim, damit —“ — „Ei, mein lieber Direktor, Sie verſtehen Ihre Sache!“ rief Monſieur L. ganz verblüfft von dieſen Neuigkeiten. — „Ich betheure, daß ich nur meine Schuldigkeit gethan.“ — „Nun ja doch, meine Tochter liebt Sie, ſie iſt die Ihre. Die fünfmalhunderttauſend Franks Mitgift haben Sie ſchon.“ — „Ein goldenes Geſchäft!“ rief der junge Direktor, Euphemiens Hand ergreifend. „Dies führt uns Kunden zu und wir gewinnen Millionen!“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Der deutſche und der franzöſiſche Schauſpieler.

Nur in Deutſchland hört man von ſogenannten „denkenden“ Schauſpielern ſprechen, als ob es ſich nicht von ſelbſt verſtände, daß man denken muß, wenn man einen andern Menſchen ſpielen will, als ſich ſelbſt; kann man ſich ja ſogar im leztern Fall jener Operation nicht gut entſchlagen. Jener Ausdruck bezeichnet aber ganz richtig, daß ein deutſcher Schauſpieler, der dieſen Namen einigermaßen verdienen und

Digitized by Google

deutſche Mitmenſchen agiren will, weit ernſtlicher denken, reflektiren, abſtrahiren, ſein Organ und ſeine Glieder zu den mannichfachſten Ton- und Gangweiſen abſichtlich abrichten muß, als der Franzoſe, der in hundert Fällen zur Hälfte und mehr mit ſeiner bloßen naiven Perſönlichkeit bezahlen kann. Da aber zum ernſtlichen Denken nicht Jeder befähigt oder bezahlt iſt, ſo gewinnen ſo viele Subjekte auf deutſchen Bühnen das Anſehen von an nichts denkenden Künſtlern, und ſo ſehr dies auch ein Widerſpruch iſt, ſo gelingt es ihnen doch, dieſen, aber auch nur dieſen Charakter conſequent durchzuführen. Der Franzoſe, der in's Gelage hinein ſpielt, gibt, wenn er dabei erträglich organiſirt iſt, ſeinem Parterre immer noch etwas von einer gewiſſen allgemeinen Geltung, nämlich einen Franzoſen; der Deutſche, der nicht denken will oder kann, gibt eine Figur von ſehr problematiſcher Bedeutung zum Beſten, nämlich Herrn ſo oder ſo, Hofſchauſpieler Sr. Maj. oder Sr. Hoheit, und noch dazu häufig im beängſtigenden Zuſtand der Verlegenheit.

Dieſes weſentliche Moment iſt es hauptſächlich, was die beiderſeitigen Bühnen in ihrem ganzen Charakter ſo verſchieden macht. Dies ließe ſich leicht im Einzelſten ausführen; hier nur noch von einem einzigen Punkt. Durch jene Genusverſchiedenheit in der Stellung der Schauſpieler zu ihrem Volke erklärt ſich gleich die Erſcheinung, daß franzöſiſche Geſellſchaften immer weit homogenere Maſſen ſind, als deutſche. Die franzöſiſche Truppe bildet, nach natürlicher Anlage und Ausbildung, von den premiers sujets an bis zum Burſchen, der ſelten über die Livree und das Madame est servie hinauskommt, eine beinahe ſtetig abnehmende Reihe, eine Kette von ineinander greifenden, immer kleiner werdenden Gliedern. Bei uns zerfällt das Perſonal in Gruppen, die der weſentliche Unterſchied in Talent und Ausbildung weit auseinanderhält. Die Künſtler erſter Claſſe ſind die ſeligen obern Götter; eine Kluft iſt befeſtigt zwiſchen ihnen und der zweiten Claſſe, den diis minorum gentium, und eine oft noch größere zwiſchen dieſen und der dritten, vierten Rangſtufe, den armen, beſchränkten Sterblichen. Erſtere erſcheinen den leztern gegenüber als ganz verſchiedene Naturen; beide ſind wie mit ungleichartigen Organen begabt, die unmöglich harmoniſch ineinander greifen können. Es zeigt ſich überall, daß der Deutſche, wenn ihm die Kraft gebricht, Geiſt und Körper frei in eine gegebene Form zu gießen, auf der Bühne gleich gar nicht mehr weiß, was er mit ſeinem Körper und ſeinem Geiſt anfangen ſoll, eben weil es keine gemeindeutſche Repräſentation gibt, durch die er doch immer noch als ein Menſch gelten könnte. Den unter ſeinen Kameraden niedrig geſtellten Franzoſen trägt und hebt der freundliche, bethätigende Genius ſeines Volks, die Eitelkeit, und im Bewußtſeyn, daß er ſo gut ein Franzoſe iſt, als die Stolzeſten unter ſeinen Kameraden, trägt er frei und mit Grazie ſein Scherflein zur Handlung bei. Den Deutſchen verläßt nie die innere Achtung und Scheu vor höherer Geiſteskraft, und die bitterſte Herabſetzung von ſeiner Seite iſt nur der ſtärkſte Ausdruck dieſes Gefühls. Der ſchwächere Schauſpieler reſignirt und ſubordinirt ſich, wenn auch mit Grimm und Neid; aber die Superiorität ſeiner Beſſern drückt ihn nieder, und da unter uns dieſer allgemein menſchlichen Geiſtesariſtokratie kein Element der Gleichheit das Gegengewicht hält, ſo wird er noch gelähmter und befangener, als er an ſich wohl wäre. Es kann dem bemützigen Hausknecht, dem ſchnellfertigen Mörder u. dergl. gar nicht einfallen, mit dem Helden und Liebhaber zu wetteifern; zwiſchen ihnen iſt eine unüberſteigliche Wand, wie zwiſchen den Knaben in den lezten Bänken und den hoffnungsvollen beſtändigen Preisträgern der Schule. — Da all dies einmal ſo iſt — und es iſt in weſentlicheren Beziehungen gut, daß es ſo iſt — ſo muß ſich das deutſche Publikum daran gewöhnen, und hat ſich unbewußt längſt daran gewöhnt, auf jenes lebendige, organiſche Zuſammenſpiel contraſtirender, aber durch das Gefühl der Gleichheit verknüpfter Naturen zu verzichten, das vor einer franzöſiſchen Bühne einen ſo lebhaften augenblicklichen Genuß gewährt, man mag übrigens vom franzöſiſchen Weſen an ſich angenehm berührt werden oder nicht. Wenn der Mangel an ſogenanntem Enſemble, ſobald nur die Disharmonie nicht gar zu grell iſt, den Deutſchen wenig ſtört, ſo iſt dieſelbe geiſtige Eigenthümlichkeit daran Schuld, welche jenes Enſemble nicht zu Stande kommen läßt, nämlich ſeine unbedingte Hochachtung vor höherem Geiſt. Dieſes Gefühl wird beim untergeordneten Schauſpieler, wie wir eben geſehen, zu einem hemmenden, befangenden Element, beim Zuſchauer äußert es ſich als Trieb, das Vortreffliche an ſich zu genießen. Er verſenkt ſich in das Spiel der Schauſpieler, deren Natur- und Kunſtkraft dieſem Trieb Befriedigung gewährt; das Eingreifen der Untergeordneten iſt ihm nur eine Folie, eine nothwendige Füllung, faſt ein nothwendiges Uebel. — Wir brechen hier die Parallele ab, obgleich es vielleicht der Betrachtung werth wäre, inwiefern das bisher Geſagte, wobei wir vorzüglich das männliche Perſonal im Auge hatten, auch vom weiblichen gilt. Es würde ſich zeigen, daß die Eitelkeit und der Gemeingeiſt des Geſchlechts auf unſern Bühnen die Weiber den Männern gegenüber in ein Verhältniß ſetzen, das dem zwiſchen den Perſönlichkeiten der beiden Völker und ihrer natürlichen Befähigung zur freien Mimik ſehr analog iſt. Iſt es doch eine allgemeine Erfahrung unter uns, daß die Weiber im Durchſchnitt ſich verſtändiger und unbefangener auf den Brettern bewegen, als die Männer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 246.
Der Baum und die Vögel.

Streckräthſel.

Es läuft in der Luft, und zwar meiſtens durch eine laute Trompete zu einer ſtummen und von dieſer zur zweiten lauten und ſo fort. Selbſt hat es keine Füße, ein anderes Glied aber beſizt es tauſendfach, und ſezt mit ihm viele Füße in Bewegung. Eigentlich iſt es nur ein leerer Schall, hat aber ſchon manches Schwert aus der Scheide und ſchon manche Kugel aus dem Rohre befördert, wenn man dem erfinderiſchen Kopfe auf die Spur gekommen, von welchem aus es in die Welt lief. Oft ruht es aber auch auf ſicherem Grunde, ob es gleich in der Luft läuft, und bekommt alsdann von Allen, die ihn gewahr werden, einen ehrenvolleren Namen. Wenn es aber gar keinen Boden hat, ſo fällt es gewöhnlich in ſich zuſammen und verſchwindet oft ſpurlos; oft aber hat es auch alsdann ſogar ein zähes Leben, und läuft Jahrhunderte durch, wie der ewige Jude. Je älter es wird, deſto mehr glaubt man ihm auf's Wort, und wer es ſchwarz auf weiß beſizt, von einem namhaften Schriftſteller adoptirt, bekommt einen ordentlichen Reſpekt davor, und muß ſchon recht keck und wohl bewaffnet ſeyn, will er es mit Erfolg bekämpfen. Wenn man jedoch einen einzigen Ton darin verändert und es ſo zur Homonyme macht, ſo ſtillt es den Hunger und befriedigt die Gerechtigkeit; aber laufen kann es alsdann nicht mehr.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. Oktober 1838.

— Dort hebt ſich Reims mit ſeinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt.

Schiller.

Reiſe in die öſtliche Champagne.

Von G. B. Depping.

Die Pariſer Diligenceunternehmer ſind von außerordentlichem Wetteifer beſeelt. Vor dreißig Jahren brauchten ſie vier-und-zwanzig Stunden nach Rheims, das man jezt allgemein Reims ſchreibt; heutzutage wird der Weg in ſiebzehn Stunden zurückgelegt. Damals hielt man dreimal an, damit die Reiſenden bequem ihre drei Mahlzeiten halten konnten; jezt wird an keine Mahlzeit mehr gedacht. Man fährt um drei oder um ſechs Uhr Nachmittags von Paris ab und kommt am folgenden Morgen um acht oder um eilf Uhr zu Reims an. Fur die Vieleſſer hat dies allerdings ſeine Unbequemlichkeit; andern aber kommt das ſchnelle Reiſen gelegen, zumal die Preiſe der Plätze auch geſunken ſind, eben wegen der Conkurrenz. Daher iſt das Reiſen auch ein allgemeines Bedurfniß in Frankreich geworden; ſicher reist man hier zu Land zehnmal mehr als in Preußen, wo die Schnellpoſt zwei- bis dreimal theurer iſt als manche franzöſiſche Diligence. Der Verkehr iſt ſomit auch weit größer unter den Franzoſen und die Landſtädte bleiben in beſtändiger Verbindung mit der Hauptſtadt, ausgenommen wenn ſie von den großen Landſtraßen zu entfernt liegen; aber auch dann haben ſie regelmäßige Transportmittel bis zu den großen Landſtraßen. Nachrichten, neue Erfindungen, Moden, literariſche Erſcheinungen, alles wird ſchnell in die Provinz verbreitet, und man hat jezt ſchneller eine Reiſe vollendet, als man ſich ehemals dazu entſchloß.

Soiſſons an der Aiſne iſt die einzige bedeutende Stadt, durch welche man auf dem Wege nach Reims kommt. Sie hat ſich von den Verheerungen, welche ſie bei der Belagerung im Jahr 1814 erlitten hatte, wieder ganz erholt. Naturlich hat eine Stadt, durch welche täglich eine Menge Diligencen fahren, beſtändigen Verkehr mit der Hauptſtadt; zwiſchen den beiden Städten begegnet man einer Menge von Proviantwagen, welche aus der fruchtbaren Umgegend von Soiſſons die Märkte der Hauptſtadt mit Lebensmitteln verſehen. Dagegen ſieht man auf der Landſtraße nach Reims zu eine Menge Wagen mit Säcken voll Baumwolle fur die Reimſer Fabriken. Ueberall iſt die Gegend wohl debaut, und man zieht durch eine Menge Dörfer, worin Wohlſtand zu herrſchen ſcheint. Von den berühmten Champagnerweinbergen erblickt man aber längs der Landſtraße beinahe gar nichts; denn dieſe liegen alle nach der Marne zu. Je näher man der Stadt Reims kommt, je trockener ſieht man den Boden werden und je mehr nehmen die Gehölze ab; dagegen wird das Erdreich immer kreidiger. Nur das Flüßchen Vesle belebt die Landſchaft ein wenig.

Digitized by Google

Man gelangt endlich durch das ſchöne eiſerne Gitterthor, welches im vorigen Jahrhundert zu Ehren der gekrönten Könige errichtet worden, in das alte Durocortorum, oder, wie es auf einem Meilenſtein heißt, Durocorier, das ſchon unter den Galliern eine große und merkwürdige Stadt war und es ſeitdem immer geblieben iſt. Jezt iſt ſie als Handels- und Fabrikſtadt groß unter den Städten Frankreichs, und ſie wäre auch im Ausland bekannter und häufiger beſchrieben, wenn ſie auf der großen Landſtraße nach Deutſchland oder nach England läge. Da dies aber nicht der Fall iſt, indem die große Landſtraße nach Deutſchland über Epernay und Chalons geht, ſo bekommt ſie auch weniger Zuſpruch als andere minder merkwürdige Städte.

Was einem zuerſt in Reims auffällt, iſt die gänzliche Abweſenheit einer Garniſon, da doch die Stadt über 30,000 Einwohner zählt. Nur einige Gensdarmen dienen zur Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung. Der Grund liegt darin, daß die Stadt nicht der Hauptort des Marnedepartements, ſondern nur eine Subpräfektur deſſelben iſt. Die Nationalgarde verſieht hier ihren Wachdienſt wie in allen Städten Frankreichs, und damit begnügen ſich die Bewohner. Da es zuweilen Unruhen unter den vielen Fabrikarbeitern gibt, hat die Regierung einige Mal der Stadt Truppen angeboten; ſie hat ſich dies aber verbeten und die Unruhen mittelſt der Bürgergarde beſſer gedämpft, als es wahrſcheinlich durch die beſoldeten Truppen geſchehen wäre. Die Sitten gewinnen freilich beim Mangel einer Garniſon hier wenig; denn das Beiſammenſeyn ſo vieler jungen Arbeiter und Arbeiterinnen bringt ungefähr dieſelbe Wirkung hervor, als wenn ein Regiment oder mehrere zu Reims einquartiert wären.

Verdankte Reims ſeinen Glanz und ſeinen Reichthum der Krönung der Könige, ſo wäre die Stadt jezt zu bedauern, denn ſchwerlich werden in der Folge noch Könige daſelbſt geſalbt werden. Sogar Ludwig XVIII. hatte die Salbungskoſten erſpart, obſchon er im erſten Jahre nach ſeiner Rückkehr feierlich angekündigt, er wolle ſich ſalben und krönen laſſen. Andererſeits hatte er freilich auch angekündigt, er ſey ſchon ſeit langen Jahren König von Frankreich, und mochte ſich daher nicht wie ein angehender Regent der Salbungsceremonie unterwerfen wollen. In ihren Fabriken und in ihrem Weinhandel beſizt die Stadt beſſere Mittel zur Unterhaltung ihres Glanzes, als ſolche, noch dazu ſeltene Ceremonien. In dem obern Theile der Stadt, nach St. Remy hinauf, ſtehen die Wollen- und Baumwollenſpinnereien und Webereien dicht neben einander, überall ragen lange, rauchende Feuerröhren empor, überall hört man das Geraſſel der Dampfmaſchinen und ſieht das Waſſer aus den Fabrikanſtalten abfließen. Shawls werden hier beinahe ſo ſchön wie zu Paris verfertigt, und die wollenen Tücher aus den hieſigen Anſtalten behaupten ſchon ſeit lange einen Ruf auf den Märkten. Fabrikanten und Weinhändler ſind daher auch die wohlhabendſten Bewohner der Stadt, ſo wie ihre Häuſer zu den ſchönſten gehören. Durch das Aufheben der Klöſter und mancher Kirchen ſind viele Räume verkäuflich geworden, und manche ſind ſehr ſchön überbaut. Nur Schade, daß der Spekulationsgeiſt die prächtige Kirche Saint Niraiſe, eine der berühmteſten gothiſchen Kirchen Frankreichs, nicht hat ſtehen laſſen. Hätte jedoch die Stadtbehörde den Wunſch geäußert, dieſes herrliche Gebäude wieder anzukaufen und zu erhalten, ſo wurde es ihr wahrſcheinlich nicht ſchwer geworden ſeyn, daſſelbe vor dem Niederreißen zu bewahren. Aber die Stadt hat geſchwiegen. Erſt als die Kirche niedergeriſſen war, ſind die Klagen laut geworden.

(Die Fortſezung folgt.)

Neueſte Erklärung des Nordlichts.

(Beſchluß.)

Man begreift leicht, daß dieſes Gas, indem es gleich nach ſeiner Entwicklung an der Oberfläche der Erde erſt hin und her getrieben und ſodann gegen den Aequator und endlich von da gegen die Pole geführt wird, eine beträchtliche Zeit bedarf, um dieſe Räume zu durchlaufen. Ferner hören die chemiſchen Proceſſe, welche das Gas erzeugen, überall auf, wenn die Temperatur der Erdoberfläche auf Null ſinkt, und ſo iſt es auch begreiflich, daß ſich jenes Gas gegen Ende des Herbſtes und während des Winters am ſtärkſten um die Pole anhäufen muß, und dies erklärt das häufigere Vorkommen der Nordlichter während dieſer beiden Jahreszeiten.

Kommen wir nun wieder auf die Entſtehung jenes Gaſes zurück. Es iſt das Erzeugniß der Zerſezung der Pflanzen und Thiere nach ihrem Tode, d. h. der Fäulniß. Wärme und Feuchtigkeit üben bedeutenden Einfluß auf dieſen Proceß. Pflanzen, welche auf einem hohen, trockenen Standorte verdorren, faulen langſam, auf feuchtem Boden dagegen faulen ſie ſchnell; daher zum Theil der ſchädliche Einfluß der Sümpfe auf die Geſundheit. Große, mit Wäldern bedeckte Flächen liefern eine weit größere Menge dieſes Gaſes, als Gegenden, deren Vegetation wir bei der Ernte hinwegnehmen, ehe die Saatfrüchte Zeit haben, zu faulen. Ganze, mit ewigem Sand oder Schnee bedeckte Gegenden haben weder Pflanzen noch Thiere, welche dieſes Gas erzeugen könnten, indeß nicht minder ausgedehnte Strecken ſumpfig ſind und große Maſſen von Pflanzen und Thieren der Zerſezung durch Fäulniß überliefern. Beim Weltmeer ſind die Unterſchiede in dieſer Hinſicht ebenſo bedeutend; die Striche, wo die

Tiefe mehrere tauſend Klafter beträgt, ſind nur von ſchwimmenden Weichthieren und Inſuſorien aller Art bewohnt, indeß gegen die Küſten und Untiefen hin das Meer außerdem von ſo vielen Arten von Schalthieren und Fiſchen wimmelt, welche daſelbſt ihr Grab finden.

Demnach iſt anzunehmen, daß die Erzeugniſſe ſo vieler faulen Zerſetzungen nicht eine gleichförmige Ausdünſtung bilden, vielmehr das Kohlenwaſſerſtoffgas, welches daraus hervorgeht, ſich in Säulen erheben muß, welche durch andere Säulen einer von dieſem Gaſe wenig oder gar nichts enthaltenden atmoſphäriſchen Luft unterbrochen ſind. Die in den untern Regionen des Luftkreiſes herrſchenden Winde können dieſe Vertheilung nicht zerſtören; ſie können blos die Säulen abſchneiden und ihnen ſehr verſchiedene Neigungen geben. Aber am Ende ihres Laufes, oberhalb der Pole, häufen ſie ſich an und bilden eine Maſſe von ungeheurer Ausdehnung, zu welcher von allen Seiten, und ſehr unregelmäßig, mehr oder minder lange, mehr oder minder geneigte Säulen ſtoßen; es iſt ſelbſt zu erwarten, daß ſich daſelbſt Maſſen von gleicher Breite und Länge befinden, welche in dieſer großen Entfernung uns ſphäriſch erſcheinen.

Das Phänomen der Entzündung zeigt uns die Richtigkeit aller dieſer Annahmen. Wir ſehen unter der Geſtalt eines Kreisabſchnittes das Profil eines Theils der Hauptmaſſe, welche die Form einer gedrückten Kuppel annehmen mußte. Die glänzenden Säulen ſind auf ihren Rändern und ihrer Oberfläche unter ſehr verſchiedenen Neigungswinkeln verbreitet, und ihre ſchwingenden Bewegungen erklären ſich aus den mechaniſchen Wirkungen dieſes ungeheuren Brandes. Wenn bei dieſem Feuerherde eine, zwanzig bis dreißig Meridiangrade lange, ununterbrochene Gasſäule ankommt, ſo wird ſich ihre Entzündung bis in die Gegend von Petersburg erſtrecken, und da das dieſer Breite zunächſt gelegene Ende auch der Erde am nächſten liegt, ſo wird der Fall eintreten, daß die Bewohner der ſogenannten mitternächtlichen Länder das Geräuſch jener Rieſenrakete vernehmen. Bekanntlich iſt das Nordlicht, nach der Ausſage der Bewohner hoher Breiten, nicht ſelten von einem Brauſen und Ziſchen in der Luft begleitet. Mehrere reiſende Naturforſcher beſtätigen dies, andere wollen nie etwas der Art vernommen haben. Jene raketenförmigen, viele Meridiangrade vom Pol heraufſteigenden Lichtſtreifen ſind offenbar nichts anderes als Maſſen von Kohlenwaſſerſtoffgas, das noch mit atmoſphäriſcher Luft vermengt iſt, Maſſen, die alſo noch nicht zu der Höhe aufgeſtiegen ſind, wo ſich beide Gaſe vollſtändig trennen. Dieſe Höhe kennen wir noch nicht, auch vermögen wir den Abſtand zwiſchen dem Standpunkt des Beobachters und dem ſeinem Zenith zunächſtliegenden Ende jener Streifen lediglich nicht zu beſtimmen. Immerhin aber kann die Diſtanz gar wohl ſo klein ſeyn, daß der Beobachter das Geräuſch vernimmt, welches mit der plötzlichen Entzündung ungeheurer Gasmaſſen nothwendig verbunden ſeyn muß.

Die Verbrennung des Kohlenwaſſerſtoffgaſes muß Waſſer und Kohlenſäure erzeugen. Dieſes Waſſer zeigt ſich nach dem Zeugniſſe des Barons Wrangel in der Bildung von Wolken neben dem Nordlichte, welche am Ort deſſelben oft noch am andern Morgen ſichtbar ſind. Es verräth ſich auch durch Bildung von Höfen um den Mond, welche gleichfalls während der Nordlichter von Wrangel beobachtet worden. Hieher gehören auch noch folgende Beobachtungen: Bonycaſtle, welcher ſein Leben mit Beobachtung der Nordlichter zubrachte (zu Kingſton, in Obercanada am Ontarioſee unter dem 44ſten Breitegrad), hat beobachtet, daß, wenn das Nordlicht eine glänzende Geſtalt annimmt, dieſes Licht nicht einen Augenblick ruhig bleibt; es gehen beſtändige Veränderungen darin vor; es ſtrömen öfters Strahlen weißen Lichtes davon aus, welche ſich zuweilen bis über das Zenith erheben und den Himmel mit ihren ſilbernen Streifen furchen. Außer dieſen Lichtbewegungen ſieht man nun aber dunkle Maſſen von Dunſten ſich erheben und ſenken, welche augenblicklich zu entſtehen ſcheinen und keine beſtändigen Wolken ſind. Man bemerkt ſie jedesmal, wenn ſich ein Lichtſtreifen oder Lichtbogen bildet; ſie begleiten überhaupt den Anfang jeder Veränderung der Scene und tragen nicht wenig dazu bei, ſowohl die Erhabenheit, als den Glanz des Schauſpiels zu vermehren. — Wie könnte man die vielfältig bezeugte Bildung von Wolken in ſo ungeheuern Höhen erklären, außer durch die Annahme, daß ſie ihren Grund in einer Entzündung von Waſſerſtoff hat, und daß folglich die Erſcheinung des Nordlichtes ein Brand iſt?

Die Kohlenſäure, als ein durchſichtiges Gas, kann dem Auge nicht erſcheinen wie der blaſige Waſſerdunſt oder wie eine Wolke von kleinen Eiskryſtallen; demnach kann das Zeugniß unſerer Augen ihre Bildung durch das Nordlicht nicht beweiſen. Aber es iſt entſchieden, daß die Verbrennung des Kohlenwaſſerſtoffgaſes Kohlenſäure erzeugt, und ſollte nicht die Kohlenſäure, welche ſich in der Atmoſphäre der mit ewigem Schnee bedeckten Berge befindet, größtentheils die Kohlenſäure ſeyn, die ſich im Bereich der Nordlichter gebildet und vermöge ihrer ſpezifiſchen Schwere geſenkt hat?

Nach dieſer Auseinanderſetzung ſeiner Hypotheſe führt Parrot noch den Beweis, daß ſich wirklich auf der Erde ſo viel Kohlenwaſſerſtoffgas bildet, als zur Erklärung des Phänomens auf dieſem Wege nöthig ſcheint. Wie wird nun aber das über den Polen angehäufte Kohlenwaſſerſtoffgas periodiſch entzündet? Nach Parrot geſchieht dies durch die Sternſchnuppen. Die mathematiſche Möglichkeit dieſer Annahme ergibt ſich zunächſt daraus, daß nach den Beobachtungen von Benzenberg, Brandes und

Digitized by Google

Andern manche Sternſchnuppen dreiſzig und mehr deutſche Meilen hoch ſind. Auf dem jetzigen Standpunkt unſers Wiſſens iſt uns rein keine Urſache bekannt, welche in öden Luftregionen, wohin kein auf der Erde wirkſamer chemiſcher Proceſz reicht, irgendwie eine Verbrennung vermitteln könnte. Man muſz daher zu einem cosmiſchen Agens ſeine Zuflucht nehmen, das ſich täglich hundert-, ja tauſendmal äuſzert. Indeſſen war die Entzündung der Nordlichter durch Sternſchnuppen vor der Reiſe des Obriſten Wrangel in das Eismeer nichts als ein gewagter, durch keine Beobachtung unmittelbar unterſtützter Gedanke. Nun ſagt aber Wrangel in ſeinem Tagebuch: „Wenn Sternſchnuppen im Bezirk der Nordlichter erſcheinen, ſo entzünden ſich an der Stelle, wo die Sternſchnuppe durchging, ſogleich Feuerſäulen, die dann vom Entſtehungsorte ſich ſeitwärts (mit dem Winde) bewegen, und es entſtehen an ihrer Stelle andere Säulen und Strahlenbündel. Daſz demnach Sternſchnuppen am Entzünden der Säulen im Nordlichte Theil nehmen, iſt oft von mir beobachtet worden.“ Wenn ſomit die Beobachtung unzweifelhaft beweist, daſz Sternſchnuppen neue Säulen neben den bereits beſtehenden entzünden, ſo iſt kein Grund vorhanden, zu zweifeln, daſz auch die Entzündung der erſten Säulen denſelben Grund haben könne.

Wrangels Beobachtung beweist überdies, daſz die Nordlichter in derſelben Region vorkommen, wie die Sternſchnuppen; und da die Höhe der erſtern, wegen ihrer längern Dauer, leichter und ſicherer zu beſtimmen iſt, ſo könnten gute trigonometriſche, in beträchtlicher Entfernung und unter verſchiedenen Breiten zu gleicher Zeit angeſtellte Beobachtungen die Höhe der Region der Nordlichter und der Sternſchnuppen zumal, ja am Ende die Höhe unſeres Luftkreiſes kennen lehren.

Die weitere wiſſenſchaftliche Begründung dieſer Hypotheſe iſt enthalten in den Mémoires de l'académie des sciences de St. Petersbourg, VI. série, Tom. III, livrais. 5. Das Obige ſchien uns aber auch für ein gröſzeres Publikum von Intereſſe zu ſeyn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortſetzung.)

Der deutſche und der franzöſiſche Schauſpieler.

Möchte es doch Mode werden, daſz franzöſiſche Schauſpielertruppen die Hauptſtädte Deutſchlands bereisten und ihre Luſtſpiele und Vaudevilles in ihrer Weiſe Zuſchauern vorführten, welche längſt an jene leichten, aber eigenthümlichen Produkte des franzöſiſchen Geiſtes in der doppelten plumpen Ueberſetzung deutſcher Theaterſchriftſteller und deutſcher Schauſpieler gewöhnt ſind. Es gäbe kein wirkſameres Mittel, um den Geſchmack des Publikums gegen die ewige geiſtloſe Nachahmung fremder Formen zu empören. Wer, wenn er einmal z. B. ein Scribe'ſches Produkt in der originellen Zubereitung durch Dichter und Mimen genoſſen, wird vor der geſchmackloſen deutſchen Mock-turtle Platz nehmen mögen? Es iſt ein frivoles, aber höchſt ergötzliches und anregendes Schauſpiel um das Feuerwerk einer franzöſiſchen Komödie, wenn es vom ſelben Geiſt, der es vorbereitet hat, auch abgebrannt wird: wie funkelt und ſprüht da Alles nach der entworfenen Zeichnung, unfehlbar, Schlag auf Schlag! wie graziös ſchwingen ſich die Feuerräder flüchtiger Liebesgluth! wie zierlich zerknattern die Raketengarben des Witzes! nirgends ein Unſchick, nichts verſagt; man fühlt ſich trefflich beluſtigt, ſelbſt hingeriſſen, und kommt nicht eher dazu, an Qualm oder übeln Geruch zu denken, als bis Alles vorbei iſt. Wer, der Gelegenheit zu ſolchem Genuſſe findet, wird dahin gehen mögen, wo daſſelbe Schauſpiel nachgepfuſcht wird, wo die eine Partie nicht Feuer fängt, die andere plump zerplatzt und Rauch und Geſtank am Ende die Hauptſache ſind? Es könnte in keinem Fall zu etwas Schlimmerem führen, wenn das Publikum, durch die Vergleichung mit franzöſiſchen Leiſtungen aufmerkſam gemacht, die deutſchen Nachzeichnungen geradezu unerträglich fände. — Wie die Sachen ſtehen, bewegen ſich unſere Schauſpieler in der Hälfte ihrer Rollen in franzöſiſchen Charakteren und Situationen, die unſerem Leben und unſerer Sitte gröſztentheils als Contraſte gegenüberſtehen. Dieſer Zuſtand wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüſzte, was Alles in Deutſchland zuſammenwirkt, die Entwicklung einer einheimiſchen Dramatik ſo gut als unmöglich zu machen. Wir laſſen dieſen Punkt hier unberührt und beſchränken uns auf unſer Thema: nur wandernde Franzoſen, und wären ſie auch nur ſo gut als die wir hier geſehen, vermögen dem deutſchen Publikum die Augen darüber zu öffnen, daſz ſeine Schauſpieler ſo gar nicht liebenswürdig ſind, wenn ſie ein bewegliches, leichtſinniges, galantes, oberflächlich geiſtreiches, aber feſt in ſich gegliedertes, in ſeiner Art äuſzerſt tüchtiges und tapferes Volk in ſeinen Zuſtänden und Sitten, mit ſeinen Sprüngen und Phraſen agiren, und damit die natürliche Richtung ihres eigenen Weſens verkehren und ſich und manchen Schwachen im Publikum vollends verderben. Nur Eines als Beiſpiel. Wie Alles, ſo ſind in Frankreich auch die Verhältniſſe zwiſchen den Geſchlechtern nicht ſo nach Stand und Bildungsgrad abgeſtuft wie bei uns, und ſchon dies würde hinreichen, um der ganzen franzöſiſchen Dramatik eine ganz andere Färbung zu geben, als einer national deutſchen. Die Formen, unter denen der Clerc d'Avoué, der junge Krämer, der Neffe des Juliusſpitzes, der Familienſohn im karliſtiſchen Faubourg St. Germain ſeine Schöne verehrt, ſind, von der Raffinerie abgeſehen, weſentlich dieſelben. Wohl jeder Deutſche, der die franzöſiſche Bühne aus eigener Anſchauung kennt, hat die Erfahrung gemacht, daſz juſt das Element der Liebe und Galanterie in ſeiner franzöſiſchen ſtereotypen Aeuſzerung ihn Anfangs am meiſten abſtieſz. Aber der Deutſche hat nicht umſonſt die Kraft, ſich in jede Nationalität hineinzudenken und zu fühlen; er faſzt ſchnell jenes ſtehende Amantenweſen in ſeinem nothwendigen Zuſammenhang mit dem Charakter des leichtherzigen Volks, und findet es in der Seele deſſelben gar bequem und anmuthig. Wie leicht und glatt ſpinnt ſich überall der Faden der Galanterie ab! wie zierlich tanzt das Paar ſein obligates Liebesmenuet! wie rund und weich ſpielen die edeln Gefühle herüber und hinüber, ſeinerſeits lauter honneur et dévouement, ihrerſeits amour et sensibilité! wie ſüſz ſchnarrt und zittert das âme und flamme hinten hinaus im Couplet des Vaudevilles!

(Der Beſchluſz folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 23. Oktober 1838.

Der Kunſt gelobt' ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich ſterbe, ſterb' ich für das Schöne. —
Geſchieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längſt dahin der Finder,
Ein ſichres Eigenthum der deutſchen Ehre.

Platen.

Auguſt Graf von Platen.

Geiſterſtimme aus Syrakus.

Wo lind die Meereswelle
Die heißen Ufer friſcht,
Mit Arethuſas Quelle
Alpheus Fluth ſich miſcht,
Ein Haufen Götterbilder
Zerſtreut im Staube liegt,
Ward ich im Schatten wilder
Gebüſche eingewiegt.

Nach Aganippes Fluthen
Zu ziehn war ich gewillt,
Doch alle Sehnſuchtsgluthen,
Sie wurden hier geſtillt,
Wo Theocrit den Hirten
Die zarten Lieder ſang,
Der Tod einſt des verirrten
Odyſſeus Schaar bezwang.

So darf ich unter'm Boden
Homeriſcher Sage ruhn,
Der Vorzeit große Todten
Sind mir Gefährten nun.
Auf Wogen ſüßen Klanges
Durchſchifft' ich dieſe Welt,
Den Meiſtern des Geſanges
Bin jezt ich zugeſellt.

Hier weht um manche Urne
Der Vorzeit Genius,
Hier ſtieg von dem Kothurne
Prometheus Aeſchylus.
Von wilden Rebenranken
Umgrünt iſt ſeine Gruft,
Unſterbliche Gedanken
Durchſäuſeln rings die Luft.

Nicht deckt der Heimath Erde
So mein, wie ſein Gebein;
Doch in der Heimath werde
Ich auch unſterblich ſeyn.
Ihr raubt mir, lezte Schmerzen,
Dies ſtolze Hoffen nicht,
Das Labung bringt dem Herzen,
Dem Haupte Kränze flicht.

Nicht wie der Tod, getragen
Von Hymnen, Pindarn rief,
Der nach beglückten Tagen
In Freundes Schooß entſchlief;

Digitized by Google

Für mich war ſtreng ſein Schalten,
Nicht Freundes Gruß und Wort,
Nicht ſußer Liebe Walten
Erhob und trug mich fort.

Doch eh' der Blick gebrochen,
Eh' ſich der Geiſt entwandt,
Hab' ich von dir geſprochen,
Mein theures Vaterland.
Wenn Ruhm ich zu begehren
In deinem Hain gedacht,
So waren's deine Ehren,
Die dieſen Wunſch entfacht.

Nimm ſie zurück die Leier,
Unwürd'ges ſang ſie nie,
Doch reiner ſtets und freier
Erklang dem Schönen ſie.
Daß keiner mir verſehre
Durch ſie erkämpften Ruhm!
Er bleibt der deutſchen Ehre
Ein ſichres Eigenthum.

Den aus Athens Gefilden
Die Grazien mir geſandt,
Den ich dann ſelbſt dem milden
Apuliſchen Schwan entwandt,
Aus Perſiens Zaubergarten
Von Hafis Grab der Zweig:
Wie iſt an Siegsſtandarten
Mein einſam Grab ſo reich!

Es nahn auf Flügeloſſen
Die Söhne Ai Raſchids,
Ihr Haupt iſt mild umfloſſen
Vom Zauber meines Lieds.
An ihres Dichters Grade
Als Wächter ſtehn ſie hier
Für ſeine lezte Habe,
Des Lorbeers ew'ge Zier.

Leb wohl, mein Volk! bemooſen
Wird ſich mein Grab; doch neut
Der Lenz ſich, ſey mit Roſen
Es immer reich beſtreut.
Erweckt von Nachtigallen,
Sich kündend durch Geſang,
Wird dann mein Geiſt noch wallen
Mein deutſches Volk entlang.

Wilhelm Genth.

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Fortſetzung.)

Ueberhaupt ſorgt man hier nicht viel beſſer als an andern Orten für die Erhaltung alter, merkwürdiger Gebäude. Vor zwei Jahren iſt das Gewölbe der alten St. Rempkirche eingeſtürzt, weil man das Gebäude vernachläſſigt hatte, und jezt hat man viele Mühe und Koſten, um ſie einigermaßen wieder in guten Stand zu ſetzen. Das daranſtoßende ehemalige Kloſter dient jezt zum Hoſpital, wozu es ſich ſehr gut eignet, und wenn man die barmherzigen Schweſtern in ihrem weißen Kloſterhabit durch die gewölbten Gänge wandeln ſieht, ſo ſollte man glauben, ſie ſeyen hier von jeher heimiſch geweſen und ihrem Berufe nachgegangen. Auch die alten Privathäuſer, deren einige mit merkwürdigen Skulpturen verziert waren, verſchwinden allmählig. Eines dieſer Häuſer ſteht noch auf dem alten Kornmarkt; es iſt vorn mit allerlei wunderlichen Holzſchnitzereien verziert. Ein größeres Gebäude mit großen, in Niſchen ſitzenden Figuren aus Stein befindet ſich in der Straße du Tambour; es ſcheint eine Commanderei oder Priorei geweſen zu ſeyn, und hat noch im Innern manche Spuren ehemaliger Pracht.

Es war höchſt vernünftig, daß die Reimſer den alten römiſchen Triumphbogen, welcher ſeit vielen Jahrhunderten in die Stadtmauer faſt ganz vermauert war und unten im Stadtwalle ſteckte, wieder aufgedeckt haben, wenigſtens von außen, ſo daß man doch das Ganze überſehen und auch die geſchmackvollen Verzierungen an der gewölbten Decke wieder bewundern kann. Die Säulen zwiſchen den drei Durchfahrten ſind zwar beſchädigt, aber man ſieht doch ihr richtiges Verhältniß zum Ganzen. Die großen Basreliefs ſind leider verſchwunden, man ſieht blos die Stellen, wo ſie eingeſezt waren. Wahrſcheinlich waren ſie von Marmor, und vielleicht kommt ein, vor einigen Monaten in den Fundamenten des Stadtgefängniſſes ausgegrabenes ſchönes Basrelief, welches nun auf dem Rathhauſe aufgeſtellt iſt, von dieſem Triumphbogen her. Es ſtellt einen ſitzenden Gott mit einem langen Seckel vor, aus welchem Korn, oder nach Andern Geld in Menge herausfällt; zu beiden Seiten ſtehen Apollo und Merkur, beide in jugendlicher Schönheit. Man vermuthet, der alte Gott ſey der Plutus der alten Gallier. Die Zeitſchrift Chronique de Champagne hat in dieſem Jahre eine getreue Abbildung dieſes merkwürdigen Stücks geliefert. Von der andern Seite, nämlich von der Stadtſeite, iſt der Triumphbogen nicht mehr ſichtbar und bleibt der Mauer einverleibt; wahrſcheinlich iſt von dieſer Seite wenig mehr vorhanden. Das in der Nähe befindliche Marsthor iſt kein römiſches, ſondern ein mittelalterliches.

Digitized by Google

Von dem alten Ceresthor iſt auch nur noch der Name vorhanden, und das alte Bachusthor heißt jezt Flechembautthor. Ein junger Baumeiſter hat verſucht, den Triumphbogen auf dem Papier in ſeiner ehemaligen Pracht wieder herzuſtellen. Die Zeichnungen ſind mit vielem Geſchmacke und, wie mir ſcheint, mit antiquariſcher Kenntniß ausgeführt.

Eine Stadt wie Reims ſollte noch Manches aus der Römerzeit aufzuweiſen haben; ſie hat aber leider faſt Alles verſchwinden laſſen, und wohl ſelbſt die Zerſtörung beſöedeet. Von der Arena außerhalb des Maesthors ſieht man nur noch die Stelle, welche jezt bebautes Feld iſt. Bekannt iſt das Grabmal des Jovinus, welches ſich, ſonderbar genug, in der Cathedrale befindet. Es iſt ein Glück, daß es nicht mit der St. Nicaiſekirche, worin es ſich ehemals befand, zerſtört worden iſt. Die Geiſtlichkeit hat an einigen nackten Figuren, welche darauf abgebildet ſind, Anſtoß genommen und das römiſche Denkmal mit einer mittelalterlichen Tapete bedeckt. Erſt nachher hat man ihr bemerklich gemacht, daß auch die Tapete etwas Anſtößiges vorſtellt. Vielleicht bedeckt die Geiſtlichkeit nun auch einmal die alte Tapete.

Welch erſtaunliches Gebände iſt dieſe Cathedrale! Ich wußte keine in Frankreich, wo die Bildhauerei ihre Kunſt ſo reichlich entfaltet hätte, als an dieſer. Einige hundert große Bildſäulen von franzöſiſchen Königen und Reimſer Biſchöfen zieren die Hauptfaçade, die ſo kunſtreich erbauten Thürme, die Stutzpfeiler rings herum, und ſogar inwendig in der Mauer des Haupteingangs ſind ſieben Reihen von Niſchen mit Bildſäulen beſezt. Es wäre für die Geſchichte der Kunſt ſehr intereſſant, über die Werkſtätten, aus welchen dieſe Menge von Statuen hervorgegangen iſt, nähere Auskunft zu erhalten. Man ſcheint aber wenig darüber zu wiſſen. Bei der Krönung Karls X. beſchwerten ſich die Oppoſitionsblätter über das barbariſche Verfahren der Polizei, welche aus Furcht, einige Statuen der Hauptfaçade könnten herunterfallen, während dee Platz vor der Kirche voll von Menſchen war, Leute beſtellt habe, um mittelſt des Hammers die Statuen zu unterſuchen, und diejenigen, welche wackelten, ohne Weiteres herabzuſchlagen. Es wurde in den miniſteriellen Blättern geleugnet; indeſſen hörte ich es zu Reims beſtätigen; nur ſcheint das Uebel nicht ſo bedeutend geweſen zu ſeyn, als die Tageblätter damals vorgaben, nach welchen zweihundert Bildſäulen auf dieſe Art entweder ganz herabgeſchlagen oder doch enthauptet ſeyn ſollen. *

Die Anordner des Krönungsfeſtes haben bekanntlich das Gewölbe des Hauptſchiffes der Kirche himmelblau bemalen und die Capitäler der Pfeiler auf beiden Seiten des Hauptſchiffes vergolden laſſen. Die Vergoldung iſt jedoch ſchon ſehr verdunkelt. Dagegen ſind die bunten Fenſter aus der alten Zeit noch in ihrem vollen Glanze, und nichts iſt herrlicher, als die Farbenpracht, wenn Nachmittags die Sonne das große Rundfenſter über dem Eingange erleuchtet. Morgens ſind es die Kapellen hinter dem Chore, welche durch die Sonne erleuchtet werden, ſo daß die hellen Farben dieſe Kapellen und die darin betenden Leute ganz bunt malen: es ſieht dann phantaſtiſch darin aus.

Gegen den Gebrauch faſt ſämmtlicher Cathedralkirchen Feankreichs iſt die Orgel hier nicht über dem Haupteingange, ſondern über dem Seiteneingange zur Linken des Chors angebracht; jedoch iſt im Chore ſelbſt eine kleinere Orgel. Neben der großen befindet ſich die Uhr mit einem Spielwerke, wie man es an manchen alten Kirchenuhren antrifft. Nach Ablauf jeder Stunde erſcheint ein oder mehrere Apoſtel und ſchlägt die Glocke an. Um zwölf Uhr erſcheint Jeſus mit allen; ſie ziehen ſchlagend vorüber. Zulezt kommt auch Judas und will auf die Glocke ſchlagen, der Hammer fällt aber nicht nieder und die Glocke bleibt ſtumm.

(Die Fortſetzung folgt.)

* In einem Bericht an den Miniſter des Innern, Paris 1831, wird bloß von dem damaligen Generalinſpektor der hiſtoriſchen Denkmäler Frankreichs, Vitet, beſtimmt ausgeſagt: „Les architectes et décorateurs chargés de faire les apprêts du sacre de Charles X., firent suspendre aux deux tours des cordes à noeuds, et 5 à 6 maçons, attachés à ces cordes, furent chargés d'abattre à grands coups de masses toutes les têtes de saints qu'ils pourraient atteindre. On craignait que le canon et les cris de fête ébranlant l'atmosphère, ces têtes ne vinssent à tomber sur celle du monarque au moment où il entrerait dans l'église. Grâce à ce raffinement de précautions, 200 têtes environ vinrent se briser sur le pavé."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kaſſel, Oktober.

Luſtlager. Oeffentliches Leben.

Die Kunſtausſtellung und das Luſtlager auf dem Langenfelde unweit der Wilhelmshöhe wurden zu gleicher Zeit eröffnet. Lezteres hatte begreiflich ein weit größeres Publikum als erſtere, welche an einem andern Ort in dieſen Blättern beſprochen werden ſoll. Die „Stadt von Leinen" gewährte namentlich gegen Abend einen ganz hübſchen Anblick auf dem dunkeln Hintergrunde des Habichtwaldes. Wir haben nicht nur das Schauſpiel großer Revüen und militäriſcher Gottesdienſte gehabt, ſondern auch einen ſolennen Fackelzug auf Wilhelmshöhe, wobei in der Nähe des Schloſſes über tauſend

Google

farbige Ballons aus dem Grün der Baumgruppen plötzlich auftauchten. Auch wurden von den zu dieſem Zweck beſonders eingeſchulten Soldaten einzelne Lieder vorgetragen, ehemalige Burſchengeſänge, die mit zweckmäßigen Textesänderungen jezt als Gruß treuer Landesvertheidiger an ihren Fürſten gelten konnten. Dieſe Klänge berührten mich mit einer unnennbaren Wehmuth; es waren dieſelben, die ich zu einer andern Zeit und unter wie ganz verſchiedenen Umſtänden ſo oft gehört hatte. Mit der Poeſie im deutſchen Studententhum mag es denn wohl wirklich zu Ende ſeyn, wenn ſeine Hochgeſänge, in denen Arndt, Körner und Schenkendorf einſt die Oriflamme der deutſchen Jugend vortrugen, jezt von Rekruten taktgerecht eingeübt werden. — Durch das Lager und die dadurch hervorgebrachten Feſtlichkeiten kam eine ungewohnte Regſamkeit in das Kaſſeler Leben. Viele wallfahrteten täglich hinaus, um — wenn auch nur in erlaubter Ferne — einen Blick in die Zelte und Gaſſen der Kriegerſtadt zu werfen. Namentlich war das große Zelt, worin das Offiziercorps ſpeiste, mit ſeiner höchſt geſchmackvollen Dekoration aus militäriſchen Inſignien, einer Sonne aus Säbeln über der Büſte des Regenten, Altären und Säulen von Flintenläufen und ſinnreich zuſammengeſezten Trophäen, der Verſammlungsort vieler Genußſüchtigen. Im Lager ſelbſt herrſchte ſtrenge Zucht; auf eine gewiſſe Weite durfte ihm Niemand zu nahe kommen, und es wurde erzählt, daß der Kurprinz ſelbſt, um ſich von der Wachſamkeit ſeiner Truppen zu überzeugen, eines Abends in Civiltracht vergebens durch die Reihen der Schildwachen zu dringen verſucht habe.

Was die übrigen Reſſorts des öffentlichen Lebens angeht, ſo bewegen ſich dieſelben ohne weitere Förderung oder Hemmung in gewohntem, geregeltem Gange. Die Stände werden erſt im November 1839 verfaſſungsmäßig wieder einberufen werden, und ſo lange ſteht ihr prächtiger Pallaſt verwaist und öde inmitten einer Reihe neuer Bauten und Anlagen, welche die Stadt planmäßig nach dieſer Seite auszudehnen ſtreben. Das Miniſterium, in dem ſeit Haſſenpflugs Entlaſſung einzelne Schwankungen eingetreten waren, hat ſich nunmehr wieder völlig ergänzt und in ſeinem Syſteme befeſtigt. Eine beſondere Stimmung und Richtung des Volkslebens iſt auch nicht zu bemerken; wir erfreuen uns in jeder Hinſicht einer allſeitigen Ruhe, über die nur Uebelwollende als über Leere und Oede klagen mögen. In dieſen Klagen über Mangel an Leben und Geſelligkeit in Kaſſel hat von jeher eine merkwürdige Begriffsverwirrung obgewaltet. Unſere jungen Aeſthetiker dachten an ein Leben in den Salons und in den Gaſthöfen, die Kaufleute wünſchten ſich Menſchen auf die Märkte und in ihre Gewölbe Kunden, die Müßiggänger wollten Neuigkeiten und Zerſtreuungen, einzelne Aufgeregte eine Wiederholung der Scenen des Jahrs dreißig und raſchere Entfaltung eines conſtitutionellen Lebens in ihrem Sinne. Jeder hatte ſein eigenes „Leben“ im Auge, wenn er über todte Stille des Ganzen klagte. Andere Städte gleichen Ranges ſind auch nicht belebter, wenn man vielleicht einige Hoffeſte und geſelligen Cirkel ausnimmt, an denen Kaſſel im Vergleiche allerdings nicht überreich iſt. Bei uns prädominirt Familienleben in allen Arten; auch die öffentliche Geſellſchaft gruppirt ſich nach dieſem in gewiſſe, gegen außen geſchloſſene Kreiſe. Das mag allerdings eine Abſchränkung und Zurückgezogenheit ſeyn, meinetwegen ſelbſt ein Partikularismus und Kaſtengeiſt, den man aber doch wahrlich den Leuten nicht übel nehmen darf, wenn ſie ſich dabei amüſiren. Das iſt am Ende aller Zweck aller Geſelligkeit, und jedes Mittel hiezu das rechte, wenn es zum Zwecke führt.

(Der Beſchluß folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Beſchluß.)

Der deutſche und der franzöſiſche Schauſpieler.

Aber man ſitze vor deutſchen Bühnen und ſehe hier in franzöſiſchen Komödien oder ihren im „Salonston“ gehaltenen Nachahmungen jenes ewige „Manège,“ jene ſich ſpreizende und beugende, antitheſenreiche, kollernde, radſchlagende, handküſſende Galanterie in Manſchetten und gelben Handſchuhen! Einmal, wo wird in Deutſchland ſo geliebt und geküßt, außer etwa da, wo man vor dem Kammermädchen und dem Kutſcher franzöſiſch ſpricht? Wenn ſich die Zuſchauerſchaft nicht am Ende unwillig dieſe Frage aufwirft, ſo muß die Bühne längſt von allem Zuſammenhang mit dem Leben losgetrennt ſeyn. Wie könnte man es ſonſt ertragen, gerade die Leidenſchaft, die das große Triebrad der Geſellſchaft, wie der Dramatik iſt, ſo oft, faſt immer in den weſentlich diſparaten Formen und Schnörkeln eines fremden Volks ausgeprägt zu ſehen? Und dann ſehe man unſere erſten und zweiten Liebhaber nebſt ihren Damen, wenn ſie auf deutſch franzöſiſch ſchön thun! Wo der franzöſiſche Amant mit ſeinen Sentimens und der entſprechenden Mimik ſicher im Schwerpunkt ſeiner Nation und ſeines Alters ruht, da wird ſein deutſcher Doppelgänger gleich zum excentriſchen Gecken. Was bei jenem freie, wellenförmige Entwicklung iſt, erſcheint beim andern als gemachte, in Winkel und Ecken gebrochene Fratzenhaftigkeit; dort ein Leben, eine Beweglichkeit, ein an der Oberfläche ſpielendes Feuer, das uns, als Gegenſatz unſerer Natur, erſt befremdet, dann ergözt; hier eine Geſchäftigkeit, ein Spreizen und Herumwerfen, das uns als deutſche Unnatur und Grimaſſe ſehr fatal berühret. — Müßte es bleiben, wie es iſt, ſo wäre es wohl gut, wenn die Maſſe des Publikums von dieſem und ſo vielem Aehnlichen nichts merkte oder es hinnähme. Und „qui nous délivrera des Grecs et des Romains?“ Wir ſehen kein anderes Mittel, als daß dieſelben Franzoſen, welche unwillkührlich den Schaden geſtiftet, denſelben mit ihrer Perſönlichkeit wieder gut machen. Deutſchland hat einſt, als es, unerträglichen Drucks müde, ſich ermannte, die Franzoſen zum Lande hinausgeworfen; jezt, im friedlichen Austauſch der Ideen, thäte es Noth, wir riefen mit Sehnſucht ihre leichten Truppen herbei, damit ſie uns in einem weſentlichen Punkt unſeres öffentlichen Lebens von ſich ſelbſt befreien.

Wer gegen die buchſtäbliche, täppiſche, faule Verpflanzung des Repertoires der Boulevards und der Straße Richelieu auf deutſchen Boden eifert, ſagt damit keineswegs, daß die deutſche Dramatik ihre Augen von jenem Repertoire abkehren ſoll. Die Franzoſen entlehnen unſerer Poeſie ideale Stoffe, höhere Formen; wenn ſie damit ein geiſtiges Bedürfniß befriedigen, ſo ſuchten wir unſerer Seits auch nur unſere Natur zu ergänzen, indem wir ihnen die Handgriffe bei poetiſcher Behandlung ihres realen Lebens abſähen und das Gelernte bei ſelbſtſtändiger Auffaſſung unſeres Lebens nüzten. Vielleicht fügen ſich einmal die Elemente unſerer Entwicklung, unter verſtändig zugeſeztem fremden Ferment, zu einem deutſchen Schauſpiel, das etwas für ſich iſt. Allermittelſt aber, oder bis wiederholte Invaſionen der Franzoſen in Perſon eine Diverſion im Zuſtande hervorbringen, ſchreitet keck und bewundert über deutſche Bretter, hexenmäßige Griſetten und ehebrecheriſche Damen, ſchnepfiſche Börſenſpieler, entzückende Jünglinge mit dem rothen Band der Ehre, junge Obriſten mit unbegreiflichem Avancement, und ihr, alte Grognards, rührende Reſte der großen Armee, die ſich Augen und Schnurrbart wiſchen, ſo oft ein großer Name genannt wird.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 24. Oktober 1838.

Wie reich an Bildwerk iſt des Doms Gewand,
Der innern Hallen Bau wie einfach ſchön!

Weſſenberg.

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Fortſetzung.)

Die Seitenmauern der Cathedralkirche ſind ſämmtlich mit alten Tapeten behangen, welche im ſechzehnten Jahrhundert zu Reims verfertigt worden ſeyn ſollen und meiſtens bibliſche Geſchichten darſtellen. Außerdem beſizt die Kirche noch viele andere, die nur am Frohnleichnamsfeſte ausgehangen werden, und im Stadthoſpital bewahrt man funfzig oder ſechzig große Stücke bemalter Leinwand auf, welche den ehemaligen Tapetenfabrikanten als Muſter ſcheinen gedient zu haben. Noch im ſiebzehnten Jahrhundert beſtand eine Tapetenfabrik zu Reims unter Leitung eines Flamänders, Namens Peperſack; einige der gewirkten Tapeten im Dome rühren von ihm her, ſind aber weit ſchlechter als die ältern, deren Verfertiger unbekannt geblieben ſind. Von Karls X. Salbung her beſizt die Kirche auch koſtbares Geräth und Gewänder. Im Jahr 1830 nach der Julirevolution ſoll dieſer Kirchenſchatz einer großen Gefahr ausgeſezt geweſen ſeyn; ebenſo wollte man damals alle Lilien oben am Gewölbe des Hauptſchiffes der Kirche herabhauen. Es war denſelben aber nicht anders beizukommen, als vermittelſt eines Gerüſtes, deſſen Errichtung nicht weniger als 50,000 Franken gekoſtet hätte. Dieſe Schwierigkeit war nicht zu beſeitigen, und ſomit blieb das Gewölbe unbeſchädigt.

Man arbeitet gegenwärtig an der äußern Ausbeſſerung der Kirche. Was aber die Stadt dazu hergeben kann, iſt bei Weitem nicht hinreichend, und die Regierung ſcheint auch nicht freigebig mit ihrer Zulage; daher ſchreitet die Arbeit auch ſehr langſam voran. Ueberhaupt wird die Unterhaltung der alten Kirchen von ſolcher Größe immer koſtſpieliger, und je mehr damit geſäumt wird, deſto mehr wird zur Ausbeſſerung erfordert. Man hat ſchon vor mehreren Jahren vorgeſchlagen, die vorhandenen Gerüſte dazu zu benutzen, um die beſten Skulpturen in Gyps abzuformen und in den Sammlungen der Pariſer Kunſtſchule aufzuſtellen. Auch iſt eine Commiſſion ernannt worden, um dieſe Cathedrale nach allen ihren Theilen abzuzeichnen und dieſe Zeichnungen in der vom Miniſter des öffentlichen Unterrichts veranſtalteten Sammlung herauszugeben. — Noch muß ich den Reiſenden einen intereſſanten Gang empfehlen, nämlich den Weg, den man oben auf dem Dache um die ganze Kirche herum machen kann und wobei nicht die geringſte Gefahr iſt, da überall ſteinerne Geländer angebracht ſind. Man ſieht auf dieſem Spaziergange, welcher über eine Stunde erfordert, manches anziehende Bild und manchen architektoniſchen Zierrath in der Nähe, wovon man unten kaum etwas bemerkt hatte.

Digitized by Google

Die Geiſtlichkeit hat hier noch viel Einfluß, wo nicht auf die Manufakturiſten, doch auf die übrigen Bewohner. Den Erzbiſchof und Kardinal Latel entbehren ſie ſeit der Julirevolution ganz, da er bekanntlich den älteren Bourbonen nach Oeſterreich gefolgt iſt, und die Erziehung des Herzogs von Bordeaux in einem Sinne leitet, der ihn ſicher dem Throne Frankreichs nicht näher bringen wird. Da dieſer Erzbiſchof aber auch früher meiſtens am Hofe lebte, ſo iſt ſeine Abweſenheit eben nicht fühlbarer als zuvor. Er war auch der Mann nicht, der auf das jetzige Frankreich viel Einfluß haben konnte. Männer wie er, welche, ohne Rückſicht auf die Fortſchritte der Aufklärung und allgemeinen Bildung, noch ganz in den alten Begriffen befangen ſind, und anſtatt mit ihrer Zeit fortzuſchreiten, dieſelbe zu einem verſchwundenen Zuſtand zurückführen wollen, ſo unmöglich dies auch iſt, ſind nicht geeignet, an der Spitze der Geiſtlichkeit viel Gutes zu ſtiften. Ehemals war das Domcapitel hier ſehr reich; dies iſt jezt nicht mehr der Fall. Die ſogenannten Brüder der chriſtlichen Lehre halten hier mehrere Schulen; man lobte die Art, wie ſie die Kinder erziehen. Auch fehlt es nicht an Privaterziehungsanſtalten. Zahlreich wird auch das Collège royal beſucht, das im ehemaligen Jeſuitenkollegium ein geräumiges Gebäude beſizt. Ich ſah die Schüler in militäriſcher Ordnung mit vollſtändiger Muſik, da gerade ein Vakanztag war, zum Spielplatze außerhalb der Stadt ziehen.

Das Theater war ſchon geſchloſſen, da Oſtern, die gewöhnliche Schlußzeit der Theater in den Departementsſtädten, herannahte, und die Schauſpieler waren ſämmtlich davon gegangen, um mit den Direktoren, welche ſich um dieſe Zeit zu Paris einfinden, Contrakte und neue Engagements zu ſchließen. Das Reimſer Theater iſt übrigens klein und unanſehnlich die Stadtbehörde geht aber damit um, einen Plan zu einem neuen Schauſpielhauſe zu entwerfen. — In der Vesleſtraße ſind die meiſten und ſchönſten Kaufläden, und es ſieht hier beinahe ſo lebhaft aus wie in einer Pariſer Straße. Die Gaſſen und viele Buden werden durch Gas beleuchtet, das man aber nicht aus den Steinkohlen gewinnt, die mit vielen Koſten aus dem nördlichen Frankreich und aus Belgien bezogen werden müſſen. Die vielen Manufakturen von Wollengeweben ließen das vom Waſchen der Wolle fettgewordene Waſſer unbenuzt, und ahneten nicht, daß es zu etwas zu gebrauchen ſey. Ein Reimſer Chemiker Houzeau-Muiron, verſuchte nun, aus dieſem öligten Waſſer Gas zu ziehen; es gelang, und ſeitdem dient eine ſonſt vernachläſſigte Subſtanz zur Beleuchtung der Straßen, Plätze und Waarenlager.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Mumienhöhle in Mexico.

Nach franzöſiſchen Berichten iſt im Sommer dieſes Jahrs in Mexico eine intereſſante Entdeckung gemacht worden. — Nicht weit von der mexicaniſchen Stadt Durango ſtreicht am öſtlichen Abfall der Cordille von Süd nach Nord ein unangebautes Thal, Bolſon de Mapimi genannt. Weit auseinander haben hier kecke Anſiedler Niederlaſſungen gegründet, auf denen ſie ungeheure Viehheerden halten. Aber die Apachen, Comanchen und andere Indianerſtämme auf der Grenze ſtreifen bis hieher. Eines Tags war Don Juan Flores, Eigenthümer der Hacienda de san Juan de Casta, weit oſtwärts in den ihm ſelbſt faſt ganz unbekannten Strichen ſeines Gebiets, etwa fünfzig deutſche Meilen von Durango, vorgedrungen, da gewahrte er an der Flanke eines Bergs den Eingang einer Höhle. Er ging hinein, kam aber ſogleich voll Schreck und ſich bekreuzend wieder heraus. Er meinte einen Schlupfwinkel wilder Eingebornen betreten zu haben; er hatte ihrer unzählige in lautloſer Stille umherſitzen ſehen. Aber ringsum nirgends ein Fußpfad, oder auch nur die Spur eines Menſchenfußes; deßhalb hielten die Begleiter des Mannes Alles für Einbildung und drangen wohl bewaffnet mit Fackeln in die Höhle. Und was erblickten ſie hier beim fahlen Schein des brennenden Harzes! — „Ueber tauſend vollkommen erhaltene Leichname,“ ſo ſchreibt der Gouverneur von Durango an den Miniſter des Innern, „ſitzen auf dem Boden umher, die Hände unter den Knieen gekreuzt. Sie ſind in Gruppen vertheilt, Allem nach familienweiſe. Ihre Kleider beſtehen aus vortrefflich gewobenen und gearbeiteten tilmas de lechuguilla (Spitzenmänteln) mit Bändern und Schärpen von verſchiedenen, buntfarbigen Stoffen. Sie ſind geſchmückt mit Schnüren kleiner Fruchtkerne, vermiſcht mit kleinen, ſcheinbar aus Knochen gearbeiteten Kugeln, ferner mit kleinen Kämmen als Ohrgehängen und feinen, cylindriſchen, vergoldeten und polirten Knochen. Ihre Schuhe (huarachis) ſind aus einer Lianenart geflochten.“ — Derſelbe Bote, der dieſe Entdeckung in Mexico meldete, überbrachte auch verſchiedene der Gewänder, Schärpen und Zierrathen. Auch meldete er, der Gouverneur von Durango habe den Eigenthümer aufgefordert, den Eingang der Höhle vermauern zu laſſen, bis die Regierung in Betreff dieſer merkwürdigen Todtenhalle eine Entſchließung faſſe. Leicht könnte ſie ſonſt von einer Horde raubſüchtiger Eingebornen geplündert werden. Die mexicaniſche Regierung befindet ſich gegenwärtig durch die Blokade des franzöſiſchen Geſchwaders in der größten Geldklemme; ſie kann für ſich kein Geld aufbringen, ſie nahm daher vom Fond des Muſeums hundert Piaſter, der Conſervator legte aus eigenen Mitteln fünfzig zu,

Digitized by Google

und mittelſt dieſer Summe kann man nun vielleicht einige der Leichname auf Maulthieren nach Mexico ſchaffen laſſen.

War jene Höhle die Begräbnißſtätte eines großen Volks? In dieſem Fall mußte man ſich in der Umgegend nach den Reſten von Niederlaſſungen umſehen. Oder ſind dort nur die Opfer eines blutigen Schlachttags zuſammengebracht? Der Zuſtand der Leichen muß hierüber entſcheiden. Wo ſind aber ihre Waffen? Die Abweſenheit derſelben macht leztere Annahme unwahrſcheinlich.

In Mexico beſteht ein Nationalmuſeum, in welchem Alles niedergelegt wird, was für die alte Geſchichte des Landes von Intereſſe iſt: geſchnittene Steine und Basreliefs, hieroglyphiſche Gemälde, Manuſcripte auf Hirſchhaut oder Agavepapier in hieratiſcher Sprache, Götzenbilder aller Größen, Gefäße, Waffen, Ueberbleibſel aller Art aus den verſchütteten Tempeln und Städten in der Wüſte. Mit den Hieroglyphen der alten mexikaniſchen Prieſter geht es wie mit den egyptiſchen: jeder buchſtabirt ſie auf ſeine Weiſe. Indeſſen glaubt man, in Verbindung mit den Sagen, die man unter den Eingebornen verbreitet fand, hinſichtlich der frühern Geſchichte Mexicos folgendes Allgemeine annehmen zu dürfen.

In dunkler Vergangenheit, im heroiſchen Zeitalter des Landes, war die ſchöne Hochebene von Anahuac, in deren Mitte Mexico liegt, von den ſogenannten Olmeken bewohnt, die als Ureinwohner erſcheinen. Im ſechsten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, alſo nicht lange, nachdem das Römerreich eine Beute der Barbaren geworden war, brachen kriegeriſche Völker vom Norden her in das Land, verjagten die Olmeken, bauten Städte ſtatt der frühern Dörfer und beſäeten das Land mit jenen räthſelhaften Pyramiden, die an die Wunder des Nils erinnern: dies waren die Tolteken, analog den europäiſchen Völkern bei uns. So vergingen fünf Jahrhunderte, da kam ein neuer Stamm, die Azteken, aus dem Land Aztlan in Nordweſten und zog gegen Süden. Er ließ überall auf ſeinem langen Zuge, am See Teguayo, am Fluſſe Gila, in der Gegend von Yanos, die Reſte ſeiner Bauten, Städte und Feſten zurück, und rückte endlich nach mehr als zweihundertjährigem Marſch in die Ebene von Anahuac ein, wo er die Dynaſtie ſtiftete, die erſt von den ſpaniſchen Eroberern vernichtet worden. — Welchem Stamme gehörte nun jenes Volk von Todten in der Höhle an? ſind es Olmeken, Tolteken oder Azteken? Erſt die Vergleichung des Fundes nach allen ſeinen Theilen mit den Schätzen des mexikaniſchen Muſeums kann hierüber Aufſchluß geben.

Vorzüglich durch die Reiſe unſeres Humboldt iſt in Europa das Intereſſe für mexikaniſche Alterthümer angeregt worden, und man beſitzt bereits verſchiedene große Werke darüber. Die hier beſprochene neue Entdeckung kann über die noch ſo dunkle Geſchichte der amerikaniſchen Ureinwohner unerwartetes Licht verbreiten. Aber beim gegenwärtigen Zuſtande Mexico's läßt ſich leider vorausſehen, daß dieſer Fund ſchlecht ausgebeutet werden wird. Freilich hat die Sache ihre großen Schwierigkeiten, und der Zug nach der Höhle von Caſta iſt ſo gefährlich und koſtſpielig, als der in der Wüſte nach Petra oder Palmyra. Auch dort bedarf es einer zahlreichen Eskorte von Bewaffneten und beſtändiger Wachſamkeit gegen die Beduinen Amerika's, die wilden, räuberiſchen Apachen und Comanchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Villeggiature. Fremde.

Das Leben kehrt wieder. Jene, welche ihr Heil in den Fluthen des Mittelmeers geſucht, nicht auf die etwas gewaltſame Weiſe, womit Sappho am Leucadiſchen Vorgebirge ihre Gluth kühlte, oder die den Najaden der Berge „in keuſcher Umarmung," wie der alte Neubeck ſich ausdrückt, der Geſundheit holdes Geſchenk zu entlocken ſich beſtrebt, endlich die, welche Seebad und Thermen nur der Unterhaltung wegen beſucht haben, finden ſich allmählich ein, und ſchon ſeit einigen Tagen werden die entwöhnten Ohren wieder durch die lange nicht mehr vernommenen Zauberklänge „Soirée," „Diner" gekitzelt. Für den Italiener beginnt nun aber die eigentliche Villeggiaturzeit, und obgleich hier das Beiſpiel der Fremden und die Nachahmungswuth Manche veranlaſſen, auch im Sommer auf's Land zu gehen, ſo hört man doch in unzähligen florentiniſchen Familien jezt von der Villa reden, und ſieht Vorbereitungen zur Abreiſe treffen. Die italieniſche Sitte, im Frühling und Herbſt auf's Land zu gehen, hat übrigens einen guten Grund, nämlich einen ökonomiſchen: in einer wie der andern Jahreszeit werden wichtige Operationen des Ackerbaus vorgenommen, und der Gutsbeſitzer thut wohl, ſelber die Aufſicht zu führen. Abgeſehen davon, mag auch der Oktober leicht der ſchönſte Monat ſeyn, den man auf einer Villa verleben kann. Eine Villa iſt nicht genau das, was man in Deutſchland oder England ein Landhaus nennt. Ich habe ſchon einmal davon zu reden Gelegenheit gehabt. Zwiſchen einzelnen italieniſchen Städten findet indeß in dieſer Hinſicht eine weſentliche Verſchiedenheit ſtatt. Vergleiche ich z. B. Rom und Florenz, ſo finde ich, daß der Römer einige privilegirte Orte zum Aufenthalt wählt. Albano, Ariccia, Frascati ſind die beſuchteſten. Wenige gehen nach Caſtel-Gandolfo, Genzano, Cittá Lavigna. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil hat dort Beſitzungen — ſo die Borgheſe, Torlonia, Ceſarini, Barberini, Falconieri, Piombino u. A. — die Uebrigen miethen ſich ein, wo ſie Raum finden. In Toskana iſt es ganz verſchieden. Die größere Vertheilung des Grundeigenthums und die dichte Bevölkerung eines beträchtlichen Theils des Landes rufen andere Erſcheinungen hervor. Während die nächſte Umgebung Roms wenigen Großen gehört, und zehn bis vierzehn Miglien im Umkreiſe kaum eine Wohnung zu ſehen iſt, gehören das Thal um Florenz und die belaubten Hügel einer Unzahl von Beſitzern. Faſt jede nur etwas wohlhabende Familie hat ihr Grundſtück; dies und das hieſige Ackerbauſyſtem bringen es mit ſich, daß das Land in eine Menge von Poderi getheilt iſt, während

der Eigenthümer ſeine, den pecuniären Verhältniſſen angemeſſene Wohnung — Villa — dabei hat. Dies beſchränkt ſich nicht auf die Umgebungen von Florenz: im Piſtojeſiſchen, Piſaniſchen, Saneſiſchen, Aretiniſchen iſt es nicht minder der Fall. Auf dieſen Villen bringt die Familie nun immer einen Theil des Jahres zu. In die Maremmen, wo einige Familien (z. B. die Gherardesca) größere Beſitzungen haben, geht man ſchon bald nach dem Carneval, weil dort die Luft milder iſt, und man ſie wieder verlaſſen muß, ſobald die Sonne Kraft gewinnt.

Werden nun die Sommeraufenthaltsorte allmählich leer, ſo ſieht man dafür in allen Straßen von Florenz, in den Galerien und in den Caſcinen unbekannte Phyſiognomien. Die Menge der Fremden war im verfloſſenen Moment außerordentlich; und es iſt nicht etwa bloß die jährliche Ladung von Ingreſi wie der Römer Alles nennt, deutſche Künſtler ausgenommen: die Mailänder Krönung hat ihr Füllhorn über uns ausgeſchüttet, und namentlich iſt die Wiener Diplomatie herbeigeſtrömt, einen Abſtecher zu machen, bis in Venedig neue Feſte rufen. Ueberblickt man die Liſte vornehmer Gäſte, ſo iſt's Einem, als werde in Florenz ein Congreß gehalten werden. Alles dies iſt aber ſehr vorübergehend. Die Meiſten — Namen mögen die Zeitungen angeben — bleiben nur wenige Tage, Andere ſind ſchon wieder nördlicher gegangen. Ein Theil der Fremden wendet ſich nach Rom, dort den mit Recht berühmten Oktober zu genießen. Wie dem aber auch ſeyn möge, für den Augenblick iſt's lebendig genug: die Gaſtwirthe ernten, die Wohnungen werden mit jedem Tage theurer, und es freuen ſich Alle, die etwas zu verkaufen haben, oder ſonſt von den Fremden leben. Und deren gibt's hier, wie in den meiſten größern italieniſchen Städten, leider nur zu Viele!

(Die Fortſetzung folgt.)

Kaſſel, Oktober.

(Beſchluß.)

Literatur und Kunſt.

Begründeter iſt, was man über Mangel an wiſſenſchaftlichem und artiſtiſchem Betrieb in Kaſſel geſagt hat. Es fehlt hier ebenſowohl an produktiven Köpfen, wie an einem theilnehmenden Publikum, was Dingelſtedts „Album“ zur Genüge bewieſen hat, eine wohlgemeinte Unternehmung, die aber von Seiten der Beitragenden ebenſowenig entſprechende Kräfte fand, als Anklang und Eingang unter den Leſenden. Auch kommt man von öffentlichen Inſtituten aus ſolchen Beſtrebungen höchſt dürftig entgegen; die Bildergalerie, das Muſeum und was ſonſt die Stadt und ihre nächſten Umgebungen an Sehenswerthem bieten, ſind niemals dem Eintritt des Fremden oder des Einheimiſchen geöffnet, wenn nicht ein beſonderer Wunſch, unterſtützt durch pekuniäre Opfer, die ſorgſam gehüteten Thüren aufſchließt. Es hat alſo bei uns die Kataſtrophe der Jahre 1830 und 1831 noch nicht jene erwünſchten Früchte getragen, wie in Dresden, wo ja bekanntlich die ehedem ſo ſtreng abgeſchloſſenen Kunſtſchätze jezt an gewiſſen Tagen mit einer lobenswerthen Liberalität dem Publikum zugänglich gemacht worden ſind. In Kaſſel kann man nur die Landesbibliothek benutzen; alle übrigen Sammlungen, beſonders aber die ſehr reiche und beachtenswerthe Galerie, ſind gänzlich todte Kapitalien.

Was an wiſſenſchaftlichen Inſtituten bei uns beſteht, wird auch leicht aufgezählt ſeyn. Ein hiſtoriſcher Verein unter Leitung des heſſiſchen Biographen Chriſtoph von Rommel ſammelt die Forſchungen ſeiner Mitglieder über provinzielle und particuläre Landesgeſchichte in Heſſen, wovon bis jezt drei Hefte ausgegeben wurden. Ein Filialinſtitut ähnlicher Art iſt kürzlich in Hanau angelegt worden. Das neu errichtete Staatsarchiv, woran außer deſſen Direktor Rommel noch zwei um die heſſiſche Geſchichte wohlverdiente Männer, Falckenheiner und Landau, dieſer auch im Auslande bekannt durch ſeine Geſchichte der heſſiſchen Ritterburgen, angeſtellt worden ſind, kommt den Beſtrebungen des hiſtoriſchen Vereins mit ſeinen Mitteln entgegen. Außerdem beſtehen in der Jurisprudenz zwei Zeitſchriften, deren eine, in Heften ausgegeben, unter Leitung des Miniſteriums, die andere, „der Rechtsfreund,“ unter Redaktion von drei hieſigen Anwälten erſcheint. Die „gewerbwiſſenſchaftlichen Blätter,“ Organ des Gewerbvereins, früher von dem nach Gießen berufenen Dr. Buff redigirt, haben ebenſowenig Bedeutung, als die landwirthſchaftliche Zeitung, welch leztere nur durch ihre vorſchriftsmäßige Verbreitung unter den Landgemeinden gedeckt wird. Der Verein für Naturkunde ꝛc. läßt von ſeinen Reſultaten nichts auf direkte Weiſe in's Publikum gelangen. An ſchönwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften mangelt es zur Zeit noch gänzlich, wenn ein Mangel da gefühlt werden kann, wo kein Bedürfniß iſt. Die wenigen Schriftſteller, die Kaſſel zählt, müſſen alſo ihrer Thätigkeit draußen ein Feld ſuchen und auf lokale Organe verzichten. Beurmann, den wir ſeines jezigen Domicils wegen wohl zu ihnen rechnen dürfen, arbeitet hier ſein periodiſch erſcheinendes Werk: „Deutſchland und die Deutſchen,“ ſo wie die Fortſetzung von „Brüſſel und Paris“ aus. Von Dingelſtedt liegen als Novitäten ſeine „Gedichte“ und „Frauenſpiegel“ vor, Bücher, die nach verſchiedenen Seiten hin ſehr verſchiedene Eindrücke gemacht haben. Beide geben, wie es heißt, gemeinſchaftlich bei König in Hanau die ohne Namen und heftweiſe erſcheinenden „Studien und Kritiken über die deutſche Journaliſtik“ heraus, von denen aber im Augenblick erſt das zweite Heft verſandt worden iſt. Andere Schriftſteller gibt es bei uns nicht, wenn man nicht die Korreſpondenten der Theaterchronik als ſolche rechnen will. — Die Kunſt wird in Kaſſel ungefähr auf dieſelbe, zum Theil ſehr handwerksmäßige Art betrieben und angebaut wie anderwärts. Die Baukunſt beſchränkt ſich meiſtens auf private, im ſpekulativen Intereſſe unternommene Bauten, woran namentlich unſere Architekten in neueſter Zeit einen beſondern Gefallen zu finden ſcheinen. Aufſehen hat die von einem jungen Manne Namens Roſengarten gebaute „Synagoge“ gemacht, weil darin eine Originalität und Reinheit des Styls von Sachverſtändigen geprieſen wird, die großartigeren Gebäuden der neueſten Zeit gänzlich abgeht. Im Theater geht es ungefähr eben ſo zu, wie in andern Hoftheatern auch, nur daß die Kritik um das unſelige einen geringeren Skandal verbreitet, wie anderwärts. Berühmte Künſtler haben wir nicht mehr, und unter uns wird Niemand von der Bühne herab berühmt werden, da dieſelbe kein Gegenſtand öffentlichen Intereſſes und anſtändiger Beſprechung in auswärtigen Zeitſchriften iſt. Die Muſik hat an Spohr einen guten Schild, wenn auch keine kämpfende Lanze mehr gefunden. Spohr ſcheint das Componiren für die Bühne gänzlich aufgegeben zu haben, und beſchäftigt ſich neben ſeinen Geſchäften als Dirigent in der Oper und in den Abonnementsconcerten nur mit Lieder- und Quartettcompoſitionen. In dieſen Tagen ſoll eine Vorſtellung zum Beſten des Mozartdenkmals ſtattfinden, wobei, leider! jene ſchwülſtige Dichtung von Stieglitz, die in München gebraucht wurde, mitwirken ſoll. Andere Neuigkeiten im Bereiche der Kunſt liegen zur Zeit nicht vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 25. Oktober 1838.

— Frau Mab befährt das Hirn
Verliebter, und ſie träumen dann von Liebe.
Shakespeare.

Viſionen.

Von F. M. Duttenhofer.

Mein Nachen fuhr auf dem cryſtallnen Teich,
Ich ſah hinab auf ſeinen grünen Grund:
Dort war ein wunderſam fantaſtiſch Reich,
Und alles wogte, grünte, bluhte bunt,
Dem Auge ward ein ſeltſam kuhn Verweben
Von Molch und Blume, Schlang' und Ranke kund.
Wie alles ſtrebte, ſich heranzuheben,
Gleich Armen, die mit Sehnſucht feſt ſich halten,
Fühlt' ich ein nie gekanntes ſüßes Weben
Bis in des Herzens allertiefſte Falten,
Und trunken ſchaut' ich in die Fluth hinab,
Den Blick verſenkt im Schauen der Geſtalten.
Da öffnet ſich's gleich einem grünen Grab
Von Blumen, Moos und ſeltenem Geſtein,
Das gar geheimnißvollen Schimmer gab.
Dort flutheten in grünem Dämmerſchein
Um Perlen, Muſcheln und Cryſtall die Wellen
Bald dicht, bald klarer hin, bald groß, bald klein.
Nun ſchien das Ganze mehr ſich aufzuhellen,
Im Waſſer wogt' ein glänzendes Gewand,
Das bald ſich legt und bald beginnt zu ſchwellen.
Ich blicke näher: eine weiße Hand,
Ein Haupt, vom grünen Schleier leicht verhüllt,
Ein zartee Fuß, dicht an des Felſen Rand
Sich nun mir zeigt von einem Frauenbild;
Und hinter'm Schleier glänzt ein ſüßes Licht
So ahnungsreich hervor, ſo warm, ſo mild.
Wie kräuſelnd ſich der Wind an Blättern bricht,
So ſpielt das Waſſer um das dunkle Haar,
Ein Blumenkranz gae bunt ihr Haupt umflicht,
Den Buſen ſchmuckt ein Edelſtein ſo klar.
Nun ſucht die Welle leiſe zu entrücken
Den Schleiee von dem ſchönen Augenpaar,
Ein Angeſicht wird offen meinen Blicken.
Wie lieblich träumend lag die Regungsloſe,
In ihren Zügen himmliſches Entzücken,
Verklärten gleich in ihrem grünen Mooſe.
Ich hielt den Athem an, ſie nicht zu wecken,
Betrachtend ſtumm das luſtige Gekoſe
Und Spiel der Wellen mit den leichten Decken.
Da regt ſich's leiſe, und mit leichter Hebung
Beginnt ſie erſt den Arm empoezurecken,
Und dann den zarten Leib in ſanfter Schwebung.
Halbträumend noch blickt ſie mich an ſo warm,
Zu ſprechen ſcheint ihr Mund mit leiſer Bebung
Und in die Höh' zu mir hebt ſie den Arm.
Entzücken wogt im wonnetrunknen Herzen
Mir ſinneraubend auf — wie waed ich arm! —

Digitized by Google

Ich greife nach der Hand, und plötzlich ſchwärzen
Die Waſſer ſich, die Woge faßt den Kahn,
Und ſchleudert mich zum Strand. — In meinen Schmerzen
Kam ich allein, verlaſſen, troſtlos an.

* * *

Zum Waldgebirge treibt mich Jägerluſt;
Im dunkeln Hain, den keck mein Fuß beſchreitet,
Dort athmet freier die beklommne Bruſt.
Die Eiche, ſo mir Aeſt' entgegenbreitet,
Sie will mir wohl viel Glück zum Gruße ſagen,
Der Vogelſang, der ringsum mich begleitet,
Theilt mit dem eig'nen Herzen Freud' und Klagen.
Hoch über'm Wald und ſeinem Dämmerſchein
Seh' ich die goldbeglänzten Gletſcher ragen;
Mich zieht's hinan, dort oben möcht' ich ſeyn,
Und höher lenk' ich nun die flücht'gen Schritte.
Da ſenket kräuſelnd ſich, durchſcheinend, fein
Ein Wölkchen in des Waldes tiefſte Mitte,
Und hellt das Grün im zarten Schleierduft.
Als ob Erlkönigs Schaar vom Berge glitte,
Folgt ein Gewölk dem andern durch die Luft;
Muſik macht Aar und Kranich zu dem Reigen,
Die Raben krächzen und der Uhu ruft.
Da will ſich's mehr und mehr herunterneigen,
Und ſchwärzlich grau mit violettem Schimmer
Buhlt nun ein neblich Chor mit Laub und Zweigen.
Im Dickicht zeigt ſich da ein hell Geflimmer,
Wie von Johanniswürmchen bald verſteckt,
Ein grangrün Scheinen, wie im Schacht von Glimmer.
Bald ſchwebt heran, vom Buſch noch halb verdeckt,
Die holdeſte Geſtalt von einer Frauen,
Drob ſüß beſtrickt mein Herz zuſammenſchreckt.
Sie ſchwebt einher, vom falt'gen, ſilbergrauen
Gewand hier eng umlegt, dort los umwallt;
'ne Sternenkron' iſt auf dem Haupt zu ſchauen,
Deß Himmelsblick mit heimlicher Gewalt
Bald hin mich zieht, mich bald in Staunen bannt.
Ergriffen ſtürz' ich vorwärts in den Wald,
Biet' ihr mit ausgeſtrecktem Arm die Hand,
Doch ſie ſchwebt rückwärts hin mit ſcheuem Fuße,
Das Antlitz lächelnd halb mir zugewandt,
Und Abſchied nehmend ſchnell mit neck'ſchem Gruße.
Ich folg' ihr nach bis an des Felſen Saum,
Wo tosend ſich in ungefügem Guſſe
Der Waldſtrom an den Klippen bricht in Schaum.
Dort ſchien das Frühroth durch des Waldes Kerben,
Und langſam ſchwebt im wolkenloſen Raum
Hin das geliebte Bild und ſcheint zu ſterben.
Ein ros'ger Schein umgibt die zarten Glieder
Die langſam ſich verbleichen, ſich verfärben —
Ich ſank bewußtlos auf den Raſen nieder.

* * *

Muſik klingt in mein Ohr, bald ſüßr Klagen,
Bald herzzerreißend harte Schmerzensklänge
Vereinen ſich in kühnem tollen Jagen.
Und um mich her, da wogt ein bunt Gedränge
Von zauberhaften Masken, Teufelslarven,
Bald zwerghaft klein, und bald von rieſ'ger Länge.
Sie tanzten toll umher, und grinſend warfen
Die Rieſen ſich die Zwerglein zu mit Spaßen,
Bis endlich Alles ſchwieg beim Klang von Harfen.
Erſtaunen ſcheint dies ganze Volk zu faſſen,
Am Mund den Finger, ſchleichen ſie zur Seite,
Und ſcheinen auf ein Wunderwerk zu paſſen.
Da thut ſich's auf in ungemeſſ'ne Weite,
Herein, von zarten Kindern froh umringt,
Schwebt wonneſtrahlend nun die Benedeite.
Die Myrthe, ſo ihr ſchönes Haupt umſchlingt,
Umſchattet ſpielend ihren zücht'gen Blick,
Das Röschen, das ihr Gürtel hält umzwingt,
Wohl deutet es in ſüßer Lied' auf Glück!
Mir klopft das Herz im Buſen zum Zerſpringen,
Sie nahet mir, ich bebe faſt zurück,
Und flutdrengleich der Augen Born entringen
Mir Thränen ſich, indeß die ſanften Schritte
Faſt lautlos tönend nah zum Ohre dringen.
In ihres ſchönen Auges dunkler Mitte
Verlier' ich mich in ungemeßnem Sehnen,
Sie ſchmiegt ſich an mit bräutlich-frommer Sitte. —
Da ſchallt ringsum ein ſinnentzückend Tönen,
Es reißt mich fort mit ihr zu wildem Tanz,
Mein Arm umfaßt den ſchlanken Leib, den ſchönen
Mit heft'ger Glut. In ihrer Augen Glanz
Verloren, ſchwelgt mein Blick. Doch mählig ſchwinden
Die Sinne mir, der helle Lichterkranz,
Der uns umgab, wird trüber, und es finden
Die dumpfern Töne kaum zum Ohr den Pfad,
Und mich erfaßt ein ſeliges Erblinden.
Ich ſink' an ihre Bruſt. Nun endlich hat
Dein Herz gefunden dieſen Hort, ſo theuer,
So warm im Arm, kein Trug hier, kein Verrath!
Auf ihren Mund brennt meines Kuſſes Feuer
Sich ſinnentrückend und verzehrend ein. —
Da wacht' ich auf. O weh dir, armer Freier!
Im Arme hälſt du nichts als Moos und Stein;
Bald neckt dich dies, bald Fluth, bald Nebelſchleier.

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Fortſetzung.)

Ueberhaupt gibt es unter den Reimſer Manufaktu-riſten manchen ſinnreichen Kopf. Einer derſelben, welcher

Digitized by Google

ſich bisher nur mit Weben wollener Decken abgegeben hatte und durch den Gebrauch der Dampfmaſchinen auf das Studium der Mechanik gerathen war, Namens Goulet, hat ſich anheiſchig gemacht, der Stadt das fehlende Waſſer im Boden aufzuſuchen. Zwei Verſuche waren fehlgeſchlagen, und er war während meiner Anweſenheit eben mit dem dritten beſchäftigt. Die Sache intereſſirte mich, da ich auch das Mullotſche Verfahren in Paris genau beobachtet hatte, womit aber das Reimſer wenig gemein hat; denn die beſondere Beſchaffenheit des Bodens zu Reims erfordert, wenn es ſich von Anlegung eines arteſiſchen Brunnens handelt, eine andere Methode als der Pariſer Boden. Zu Paris trifft man bald auf Kalkſteinlager, die man durchbohren muß. Daher iſt der Bohrer auch das Hauptwerkzeug beim Mullotſchen Verfahren. In der Champagne, wenigſtens in der Reimſer großen Ebene, beſteht der Boden aus einem ungeheuern Kreidelager, deſſen Dicke eben durch die jetzigen Verſuche ausgemittelt werden wird. Dieſe ſchneeweiße Kreide iſt an ſich weich und leicht flüſſig zu machen; Goulet iſt daher auf den Einfall gekommen, das Lager nicht zu durchbohren, ſondern zu durchſtoßen. Zu dem Behuſe hat er einen ſchweren metallenen, unten zugeſpitzten Colinder verfertigen laſſen; dieſer hängt an einer, über eine große Walze gewundenen eiſernen Kette; mit der Walze ſtehen zwei große Räder auf beiden Seiten in Verbindung; dieſe werden nach Art der engliſchen Tretmühlen umgedreht und dann plötzlich losgelaſſen, ſo daß der Colinder hinabfällt und in den Kreideboden eindringt. Der Cylinder ſchreitet täglich fünfzehn bis achtzehn Schuh weit vor, wogegen der Bohrer, welcher den Kalkfelſen im Pariſer Boden durchbohrt, täglich nur drei Schuh vordringt. Ungefähr alle Stunden muß das cylinderförmige Loch von der zerſtoßenen Kreide gereinigt werden. Zu dieſem Ende wird der ſchwere Cylinder heraufgewunden und dagegen ein leerer, leichter, aber ebenſo geſtalteter hinabgelaſſen und voll heraufgezogen. Da immer an der Oberfläche des großen Kreidelagers ſich etwas Waſſer befindet, ſo dringt dieſes in das Loch, verwandelt die zerſtoßene Kreide in Brei und mag nicht wenig zur Erleichterung des Proceſſes beitragen. Um Oſtern war Goulet bereits 400 Schuh tief in das Kreidelager eingedrungen; ſeitdem iſt er mit ſeinem Cylinder noch 150 Schuh tiefer gekommen. Man hat ihn in Stand geſezt, die Koſten bis zu einer Tiefe von 1200 Schuh zu beſtreiten. Erreicht man alsdann das Ende des Kreidelagers nicht, ſo ſoll die Arbeit wahrſcheinlich auf immer aufgegeben werden, weil alsdann wenig Hoffnung iſt, jemals in Reims einen arteſiſchen Brunnen zu bekommen.

Goulets Verfahren iſt ſinnreich und einfach; jedoch hörte ich mehrere Bedenklichkeiten dagegen äußern. Durch das Einrammen des eiſernen Cylinders wird die Kette oft zerbrochen, was häufige Störung und Unterbrechung der Arbeit veranlaßt. Ferner muß er eiſerne Röhren hinablaſſen, in dem Maße, als das Loch tiefer wird, damit das Waſſer, falls man es entdecken ſollte, durch dieſelben in die Höhe ſteigen könne, ohne mit der Kreide in Berührung zu kommen, weil es ſonſt nichts als Kreidewaſſer geben würde. Dieſes Einſenken der eiſernen Röhren und das Aneinanderfugen derſelben wird aber deſto ſchwieriger, je tiefer das Loch wird. Zulezt ſcheint es gar nicht mehr thunlich zu ſeyn. Iſt das Kreidelager zu mächtig, ſo werden auf jeden Fall die Koſten verloren ſeyn. Auch ſcheint ſich Reims nicht auf dieſen Verſuch zu verlaſſen, und hat einen Plan zur Herbeiführung von Quellwaſſer aus der Umgegend genehmigt.

Die Marne iſt ein wichtiger Fluß für die Champagne; an ihren Ufern liegen die ſchönſten Weinberge der Provinz; ſie trägt den Wein in die Seine, und von da gelangt er zum Meere und anderswohin. Früher oder ſpäter werden jedoch Kanäle nöthig werden, da der Fluß im Sommer nicht Waſſer genug enthält. Für Reims iſt der Weinhandel äußerſt wichtig. Einige Handelshäuſer daſelbſt beſitzen ein großes Vermögen, beſonders das Cliquotſche Haus, welches ſeinen Reichthum gerade dem durch den Krieg und die Beſetzung der Stadt und Umgegend durch die verbündeten Heere ſo verderblichen Jahr 1814 verdankt. Früher war dieſes Cliquotſche Haus eines der minder bedeutenden, und die Wittwe dachte ſich aus dem Handel ganz zurückzuziehen. Ruſſiſche Generale, welche in ihrem Hauſe in Quartier lagen oder ſich dort verſammelten, riethen ihr, wieder den erſten Verſuch einer Sendung von Champagnerwein nach Rußland zu wagen, wohin ſeit einigen Jahren kein ſolcher Wein hatte verſendet werden können. Sie gaben ihr dazu die nöthigen Anweiſungen und Empfehlungen. Es wurde alſo mit 40,000 Flaſchen ein Verſuch gemacht. Dieſe gingen in Rußland ſogleich ab und veranlaßten andere Sendungen, wodurch das Cliquotſche Haus bald der Hauptlieferant für Rußland wurde und Millionen gewann. In den lezten Jahren hat ſich ein Deutſcher, welcher in dieſem Hauſe lange auf dem Comptoir gearbeitet hatte, mit demſelben aſſocirt, und man ſprach in Geſellſchaften von der reichen Heirath, die er kürzlich gemacht. Ueberhaupt haben mehrere Deutſche, welche als Commis hieher gekommen, durch ihren Fleiß und ihre Redlichkeit das Zutrauen ihrer Principale erworben, und ſind zulezt Eigenthümer oder Aſſociés großer Weinhandlungen geworden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Fortſetzung.)

Kunſt. Literatur.

Seit wenigen Tagen iſt die gewöhnliche jährliche Kunſtausſtellung eröffnet. Es wäre vielleicht beſſer, ſie fände, wie anderwärts, nur alle zwei Jahre ſtatt; denn jezt iſt die Ausbeute gar zu gering. Ich habe niemals einen hohen Begriff von der heutigen florentiniſchen Kunſt gehabt; nach langer Abweſenheit zurückgekehrt, finde ich leider im Allgemeinen keinen Fortſchritt, wenn auch ein paar Talente ſich unterdeſſen bemerklich gemacht haben. Selten habe ich ſo viele verunglückte Bilder zuſammengewürfelt geſehen, wie bei dieſen florentiniſchen Kunſtausſtellungen. Nicht am wenigſten verfehlt ſind die Darſtellungen aus der vaterländiſchen Geſchichte, wofür denn doch einiger Sinn vorhanden ſeyn ſollte. Wir finden die Verſchwörung der Pazzi, die Abführung Ippolito Buondelmonte's zum Richtplaz, Cosmus I. Erhebung zum Großherzog u. ſ. w., Alles höchſt mißrathene Produkte, zum Theil bunt wie eine Muſterkarte. Das vorzüglichſte Bild der ganzen Ausſtellung iſt eine ſogenannte Erziehung Mariä — das Mägdlein lieſt in einem Buche auf dem Schooße der Mutter, während der h. Joachim aufmerkend daneben ſteht — von einem jungen Maler, E della Porta, durchaus würdevoll, edel, einfach, ſchön in der Zeichnung, wie kräftig und tief in der Farbe. Es macht Einem eine wahre Freude, ein mit ſo verſtändigem, künſtleriſchen Sinne erdachtes und ſo äußerſt brav ausgeführtes Werk zu finden, das in einer meiſt kläglichen Umgebung an beſſere Zeiten erinnert. Die Geſtalt des Alten, ſeine Haltung, ſeine Geberde ſind unbedingten Lobes würdig, und mit gleichem Wohlgefallen verweilt das Auge auf dem in naiver Einfachheit hingeſtellten kleinen blondlockigen Mädchen. Die nächſte Stelle dürfte ein Kirchenbild von N. Zotti einnehmen: in der Mitte die Madonna ſizend auf dem Thron mit dem Kinde, zu den Seiten (aber von dem Mittelbilde durch Abtheilungen geſchieden) die Apoſtel Petrus und Paulus, gewiſſermaßen an den ernſten Styl Fra Bartolommeo's erinnernd. Die beiden berühmteſten florentiner Maler, Benvenuti und Bezzuoli, haben ſich keineswegs ausgezeichnet. Von Eſterem iſt ein äußerſt flaues Werk vorhanden: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!“ Lezterer hat eine Madonna mit dem Kinde (Bruſtbild) dargeſtellt. Es iſt zwar ein gewiſſes Talent der Ausführung darin nicht zu verkennen, aber ſtatt einer Madonna ſehen wir ein von der Sonne gebräuntes Weib aus Sonnino vor uns, ſogar im Coſtüme dieſer Gegend und mit dem decidirt ausgeſprochenen Charakter dieſer römiſch-neapolitaniſchen Gebirgsbewohnerinnen. Von dem Niederländer A. Terlint findet man die oft geſehene Ausſicht vom Kloſter Camaldoli bei Neapel, maleriſch aufgefaßt, ſchön und zart in der Farbe und mit paſſender Staffage, ſo wie ein anſprechendes kleineres Bild: ein Karren mit Landleuten, von Büffeln gezogen. Die Gemälde von Flor aus Hamburg, das Feſt der Madonna dell' arco (Neapel), ein Fiſcherknabe u. ſ. w., laſſen zwar ſehr viel zu wünſchen übrig, gehören hier indeß immer noch zu den beſſern. So iſt es auch mit den kleinen Landſchaften von Haugk, Anſichten von Florenz, von Subiaco u. ſ. w. Zu den ſeltſamſten Verirrungen gehören die Landſchaften des Engländers Wallis, dem es ſonſt nicht an Einbildungskraft fehlt. Eine derſelben ſtellt den Untergang Sodoms und Gomorra's dar. Vom Himmel regnet gekämmte Wolle, in allen Abſtufungen von Roth, Violett, Schwefelgelb. Die Vegetation iſt nicht minder extravagant. — Die Zahl der Sculpturen iſt ſehr gering. Zu bemerken iſt nur eine aus dem Meer ſteigende Venus von Pampaloni, von der ich nicht ſagen kann, daß ſie mich befriedige, wenn auch die Fleiſchpartien ſchön modellirt ſind. Das Motiv erinnert an die Canova'ſche.

Von der Kunſt zur Literatur übergehend, würde ich mehr zu berichten haben, wenn hier der Ort wäre, ſich in literariſches Detail einzulaſſen. Das neue Trauerſpiel Niccolini's: Rosmunda (Heinrichs II. ſchöne Geliebte — Rosa mundi, non Rosa munda, wie ihre Grabſchrift im Nonnenkloſter zu Godſtow bei Oxford beſagte), iſt noch nicht gedruckt, machte aber auf der Bühne das größte Glück, namentlich bei der zweiten und ſpätern Aufführungen, nachdem die Längen der beiden lezten Akte, welche Anfangs kalt ließen, abgekürzt worden waren. Die gerechte Vorliebe der Florentiner für Niccolini ſprach ſich diesmal in enthuſiaſtiſchen Scenen aus, an welche man bei dieſem im Allgemeinen ſo ruhigen Volke nicht gewöhnt iſt. In dem hiſtoriſchen Fache wurde zwar nichts Eigenthümliches hervorgebracht (eine Biographie Catherinens von Medici, in welcher ein Verſuch gemacht ſeyn ſoll, ſie von vielen Vorwürfen zu reinigen, läßt noch immer auf ſich warten, obgleich längſt angekündigt), dafür aber fährt man mit der Bekanntmachung der alten Quellenſchriftſteller fort. Den von Capponi und Molini herausgegebenen zwei Bänden Documenti di storia italiana, den Briefſammlungen der Pariſer königlichen Bibliothek entlehnt, folgte der erſte Theil der Istorie fiorentine scritte da Giovanni Cavalcanti, bisher ungedruckt und wenig bekannt, obgleich Macchiavelli's nicht genannte Hauptquelle für die Geſchichte Cosmus des Alten, von Medici. Gervinus ſpricht in ſeiner Geſchichte der florentiniſchen Hiſtoriographie von dieſer Chronik, die zwar etwas weitſchweifig, aber angefüllt iſt mit dem intereſſanteſten Detail. Der Herausgeber, F. Polidori aus Fano, hat eine ſehr tüchtige Arbeit geliefert. Weniger wichtig, obgleich ebenfalls dankenswerth, iſt die von dem Pater Gatteschi beſorgte Ueberſezung der florentiniſchen Geſchichten des Venetianers Gio. Michele Bruto, welche die Zeiten Cosmus, Piero's und Lorenzo's de' Medici umfaſſen. Bruto ſchrieb dieſe Bücher um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, wie es heißt, auf Veranlaſſung der zahlreichen, in Frankreich befindlichen florentiniſchen Verbannten oder Ausgewanderten, welche in ihm einen Vertheidiger gegen die Beſchuldigungen des Paul Jovius ſuchten. Sein Werk, das bis auf die Zeiten Clemens VII. und Alexanders von Medici gehen ſollte, wurde indeß nicht vollendet. Die im Jahr 1562 zu Lyon veranſtaltete Ausgabe des lateiniſchen Originals iſt ſelten, weil die Medici alle Exemplare, deren ſie habhaft werden konnten, aufkaufen und vernichten ließen. Für die hiſtoriſche Kunde iſt übrigens kaum etwas Neues darin zu ſuchen. Der Druck der von Gaye in den Archiven und Bibliotheken Italiens geſammelten Dokumente zur Kunſtgeſchichte, bis gegen den Anfang des 17ten Jahrhunderts, wird nächſtens beginnen. Dieſe Sammlung, während eines achtjährigen Aufenthalts in Italien angelegt und vervollſtändigt, iſt von einem ganz unglaublichen Reichthum, und gibt eine Menge unerwarteter Aufſchlüſſe über die Künſtler ſelbſt, über unzählige Werke, wie über die Verhältniſſe der Regierenden, den Erſteren gegenüber.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 26. Oktober 1838.

> You sulphurous and thought-executing fires,
> Vaunt couriers to oak-cleaving thunder-bolts.
>
> Shakespeare.

Vom Blitz.

Wir haben in Nr. 255 u. 256 etwas aus Arago's, im neueſten Annuaire du bureau des Longitudes enthaltenen Abhandlung über den Blitz mitgetheilt, und laſſen hier einen weitern Abſchnitt folgen.

* * *

Wenn der Blitz meheere Menſchen odee Thiere trifft, welche in gerader, oder in krummer, nicht geſchloſſener Linie neben einander ſtehen oder liegen, ſo ſind in der Regel die Wirkungen an beiden Enden der Reihe am heftigſten. Dieſes Theorem erſcheint als Schlußfolge aus nachfolgenden Thatſachen. Es verſteht ſich übrigens, daß es ſich hiee nur von einer wiſſenſchaftlichen Frage handelt, und wenn wir angeben, wo und wie man vor dem Blitz am ſicherſten ſeyn möchte, ſo rathen wir damit Niemanden, eine ſolche Stellung einzunehmen, weil man im ſelben Maaß, als man die eigene Gefahr verringert, die der Andern ſteigern würde.

Am 2ten Auguſt 1785 ſchlug der Blitz zu Rambouillet in einen Stall, wo in Einer Reihe 32 Pferde ſtanden. Dreißig fielen vom Streich zu Boden; ein einziges blieb auf dem Fleck todt: es war das äußerſte auf einer Seite; ein zweites wurde ſchwer verwundet und ſtarb: es war das äußeeſte auf der andern Seite. — Am 22ſten Auguſt 1808 ſchlug dee Blitz zu Knonau in der Schweiz in ein Haus. Fünf Kinder ſaßen im Erdgeſchoß auf einer Bank und laſen. Das erſte und das lezte wurden erſchlagen; die drei andern kamen mit einer ſtarken Erſchütterung davon. — Zu Flavigny im Departement Côte d'Or ſchlug es in einen Stall mit fünf Pferden ein: die zwei erſten und die zwei lezten waren todt, dem mittelſten war nichts geſchehen. — In der Franche-Comté wurde vor einigen Jahren eine Reihe von fünf Pferden im freien Felde vom Blitz getroffen. Das erſte und das lezte wurden erſchlagen, die drei andern ſchienen gar nicht verlezt.

Im Jahr 1802 ſchlug der Blitz in eine Windmühle bei Chartres. Eben ging der Müller zwiſchen einem Pferd und einem Maulthier, die Getreideſäcke trugen; derſelbe Streich erſchlug beide Thiere, der Müller wurde nur betäubt und ihm ein paae Haarbüſchel verſengt. Dieſer Fall beweist aber nicht ſoviel als die obigen, weil es ſich nicht von ſelbſt verſteht, daß der Blitz die eine Thieeart ſo leicht tödtet wie die andere; es ſcheint im Gegentheil ſo ziemlich ausgemacht, daß der Menſch dem Blitze ſtärkern Widerſtand leiſtet als das Pferd und der Hund. Wie führen einige hieher gehörige Fälle an. — Am 12ten April 1781 wurden drei Edelleute bei Caſtres vom Blitz geteoffen. Die drei Pfeede waren auf der

Digitized by Google

Stelle todt, dagegen nur Einer der Reiter. — Im Juni 1826 wurde bei Worceſter eine Stute erſchlagen, ohne daß dem Kinde, das ſie führte, etwas geſchah. — Im Juni 1810 befand ſich ein Maler Cowens in einem Zimmer, und neben ihm ſein Hund. Lezterer wurde vom Bliz erſchlagen; der Mann dagegen fühlte kaum die Erſchütterung. — Am 11ten Juli 1819 wurden zu Chateauneuf-les-Moutiers während des Gottesdienſtes neun Perſonen erſchlagen, zugleich aber ſämmtliche Hunde in der Kirche. Man fand ſie in den Stellungen, die ſie gerade vor dem Streiche gehabt.

Wenn der Bliz eine Metallſtange trifft, ſo richtet er, wie Jedermann weiß und begreiflich findet, nur beim Ein- und Ausgang merkliche Zerſtörung an. Man begreift leicht, daß daſſelbe von Körpern aller Art gilt; daß es aber in Fällen Anwendung findet, wo Körper durch weite Zwiſchenräume getrennt ſind, daß z. B. 32, wie gewöhnlich in Ständen vertheilte Pferde für die Wirkungen des Blizes nur Eine Maſſe mit Anfang und Ende ausmachen — dies hätte man wohl ſchwerlich vorausgeſezt. Die hier beſprochene Erſcheinung läßt ſich übrigens wohl auf keine andere Weiſe erklären.

Franklin gibt Vorſchriften für Perſonen, welche ſich vor den Gewittern fürchten und ſich während eines ſolchen in einem Hauſe befinden, das durch keinen Blizableiter geſchüzt iſt. — Sie ſollen ſich nicht an den Kamin ſtellen; der Bliz fährt allerdings nicht ſelten durch den Rauchfang herab, weil der Ruß mit den Metallen die Eigenſchaft theilt, die elektriſche Materie vorzugsweiſe anzuziehen. Aus demſelben Grunde ſoll man ſich von Metallen, Spiegeln (wegen der Belegung) und Vergoldung möglichſt fern halten. Am beſten hält man ſich mitten in einem großen Zimmer auf, nur darf man keinen Kronleuchter oder Lampe über dem Kopf haben. Je weniger man von der Wand oder dem Boden berührt, deſto weniger iſt man ausgeſezt; am ſicherſten läge man ſomit in einer Hängematte an ſeidenen Schnüren mitten in einem geräumigen Zimmer. Läßt ſich dies nicht machen, ſo iſt es gut, wenn man zwiſchen ſich und den Boden Körper bringt, durch welche der Blizſtoff am ſchwerſten geht, wenn man alſo ſeinen Stuhl auf Glas, Harz oder Matrazen ſezt. Dieſe Vorſichtsmaßregeln werden immerhin die Gefahr verringern, aber nicht ganz entfernen; denn man hat Beiſpiele, daß der Bliz durch Glas, Harz und mehrere Matrazen gefahren iſt. Ferner iſt klar, daß der Bliz, wenn er rings im Zimmer kein fortleitendes Metall findet, gerade gegenüber ſchlagen und auf dieſem Wege einen Menſchen ſelbſt in der Hängematte treffen kann.

Manche Meteorologen, unter andern Balitoro, behaupten, der Bliz treffe niemals die Nordſeite eines Gebäudes; gegen Südoſt ſoll die Gefahr am größten ſeyn. Dieſer Glaube iſt in Italien ſo verbreitet, daß viele Leute während eines Gewitters ſich in die gegen Nord gelegenen Zimmer flüchten. Iſt die Sache gegründet, ſo rühret es wohl nur von der Richtung her, in welcher der Wind in unſern Klimaten bei einem Gewitter faſt immer bläst. Aus ſtark geladenen Wetterwolken, die von Süden heranziehen, muß der Bliz natürlich vorzugsweiſe die zunächſt vorliegende Wand der Häuſer treffen, über die ſie wegziehen. Zudem: es iſt erwieſen, daß ſo hoch oben in der Luft die Streifen der Nordlichter der Inclination der Magnetnadel parallel laufen; ſeit man dies weiß, läßt ſich die Möglichkeit, daß auch die Blize eine gemeinſchaftliche Richtung verfolgen, durchaus nicht beſtreiten.

Nach Nollet werden bei derſelben Höhe und übrigens gleichen Umſtänden mit Schiefer gedeckte Thurmdächer öfter und härter vom Bliz getroffen, als ſteinerne Spizen. Den Grund darf man wohl ſchwerlich in einer ſpezifiſchen Verſchiedenheit zwiſchen dem Schiefer und anderm Geſtein ſuchen; vielmehr ſcheint er nur darin zu liegen, daß das Sparrenwerk, auf dem der Schiefer befeſtigt iſt, leicht durchnäßt wird und ſich zugleich ſo viele Nägel daran befinden.

Je bedeutender die irgendwo zuſammengehäufte leitende Materie nach Maſſe und Umfang iſt, deſto mehr läuft man Gefahr, in ihrer Nähe vom Bliz getroffen zu werden. Da nun der menſchliche lebende Körper ein ziemlich guter Leiter der Elektricität iſt, ſo iſt wohl die Anſicht mancher guten Phyſiker, unter andern Nollets, nach welcher z. B. in einer Kirche die Gefahr, vom Bliz getroffen zu werden, mit der Anzahl der daſelbſt verſammelten Perſonen wächst, nicht ſo geradezu zu verwerfen. Noch kommt ein weiterer Umſtand dazu, der ein Zuſammendrängen von Menſchen und Thieren während eines Gewitters gefährlich macht. Durch ihre Ausdünſtung muß ſich eine aufſteigende Dunſtſäule bilden; nun iſt aber allgemein bekannt, daß feuchte Luft den Bliz weit beſſer leitet als trockene. Demnach iſt es nicht zu verwundern, daß Schafheerden ſo häufig getroffen und auf einen Streich bis zu fünfzig Stücken erſchlagen werden. — In Amerika herrſcht allgemein der Glauben, in volle Scheunen ſchlage es häufiger ein als in andere Gebäude. Auch dies ſcheint nichts Anderem als einem aufſteigenden Strome feuchter Luft zuzuſchreiben; denn im Allgemeinen werden die Früchte eingebracht, ehe ſie ganz trocken ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Fortſetzung.)

Die Hauptverſendungen gehen nach England; für dieſes Land werden die feinſten und beſten Sorten aufbehalten, weil ſie dort am beſten bezahlt werden. Auf Paris wird wenig gerechnet. Die Pariſer wollen wohl Champagner trinken, ihn aber nicht theuer bezahlen; daher wird ihnen allerlei Getränk aus Champagne zugeſchickt, welches die Nichtkenner für zwei oder drei Franks kaufen und als echten Champagner trinken; leztern können aber die Weinhändler unmöglich wohlfeil liefern, aus mehreren Urſachen. Die Bereitung iſt ſehr umſtändlich und koſtſpielig, ein Drittheil der Flaſchen zerſpringt; dazu kommen noch die Steuern u. ſ. w. Seit vielen Jahren macht man auch mouſſirenden Burgunder; dieſer thut aber dem Champagner wenig Eintrag; denn Kenner machen einen großen Unterſchied zwiſchen beiden. Eben ſo groß, wo nicht noch größer, iſt der Unterſchied zwiſchen Champagner und ausländiſchen mouſſirenden Weinen. Mit dem Mouſſiren iſt es nicht gethan. Die theuerſten und köſtlichſten Champagnerweine ſchäumen und ſprudeln gar nicht.

Für das geiſtige Bedürfniß der Reimſer iſt durch eine öffentliche Bibliothek geſorgt, welche im Rathhauſe ſehr gut und bequem aufgeſtellt iſt und einige Merkwürdigkeiten enthält, z. B. das ſlavoniſche Evangelium, auf welches, ſonderbar genug, die Könige Frankreichs bei ihrer Krönung den Eid ablegen, ein mit ſilbernen Buchſtaben auf Purpurvelin geſchriebenes Evangelium aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, noch zwei andere alte Bibeln und ein prächtiges Meßbuch mit Vignetten und Muſiknoten, vermuthlich aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Das Stadtarchiv befindet ſich im obern Stockwerke über der Bibliothek und enthält eine Menge von Dokumenten, welche bereits von einigen Gelehrten benuzt worden ſind. Ein Herr Varin hat die Erlaubniß erhalten, auf Staatskoſten eine Sammlung aller auf die alte Stadtordnung und Munizipaleinrichtungen bezüglichen Dokumente in drei Bänden herauszugeben. Mit dieſem Archiv ſind auch die Archive der aufgehobenen Klöſter der Stadt und Umgegend vereinigt. Leider ſind in der Schreckenszeit von den unwiſſenden Sansculotten viele Urkunden, beſonders ſolche, welche königliche Siegel trugen, verbrannt worden. Die Kloſterurkunden ſind noch nicht geordnet; man iſt aber damit beſchäftigt. Wahrſcheinlich enthalten ſie noch manches erhebliche Dokument. Hier wie faſt in ganz Frankreich herrſcht jezt ein großer Eifer unter den Gelehrten, und mit den 150,000 Franks, welche die Kammern jährlich zur Herausgabe unbekannter Dokumente bewilligen, läßt ſich allerdings viel thun.

Obſchon man die Pariſer Abendzeitungen am andern Morgen in der Frühe bekommt, ſo beſteht hier doch eine eigene Zeitung, außer einem oder vielleicht mehreren Intelligenzblättern. Die Leſecabinette und Buchhandlungen können alle literariſchen Novitäten der Hauptſtadt einen oder zwei Tage nach ihrem Erſcheinen liefern. Was aus den hieſigen Buchdruckereien hervorgeht, betrifft meiſtens Lokalangelegenheiten; manches hat jedoch, da die Stadt bedeutend iſt, auch Intereſſe für Auswärtige.

Die Pariſer Diligencen, welche Morgens zu Reims anlangen, fahren nach einer kleinen Stunde weiter bis Mezières, wo ſie am Abend ankommen. Da lezteres eine Garniſons- und faſt eine Grenzſtadt iſt, ſo trifft man häufig auf dieſen Diligencen Offiziere an, die ſich nach Mezières, Charleville oder Givet begeben. Dies ſcheint auch der kürzeſte Weg, um über Namur und Lüttich nach Aachen zu gelangen; allein ſelten kehren deutſche Reiſende auf dieſem Wege nach ihrem Vaterlande zurück; meiſtens begibt man ſich über Brüſſel nach Niederdeutſchland.

Rethel, welches in der Champagne R'thel ausgeſprochen wird, war ſonſt der Siz der herzoglichen Familie Mazarin; das auf einer Anhöhe gelegene Schloß iſt aber großentheils verſchwunden. Dagegen iſt die Stadt durch ihre Baumwollenſpinnereien und Webereien blühend geworden, welche einer Menge von jungen Arbeitern und Arbeiterinnen Beſchäftigung und Nahrung gewähren. Eine im höhern Stadttheile liegende Kirche zog mich durch ihre gothiſche Bauart an; im Innern überraſchte mich ein ſeltſames Doppelſchiff, wie ich es noch in keiner andern gothiſchen Kirche bemerkt. Als ich jedoch beim Heraustreten das Aeußere rund umher betrachtete, ward es mir leicht, zu entdecken, daß ein Theil der Kirche älter iſt als der andere. Ohne Zweifel beſtand die Kirche urſprünglich aus einem einzigen Schiffe; da dies aber bei der zunehmenden Bevölkerung nicht mehr hinreichte und man die Kirche vergrößern wollte, erweiterte man ſie in der Breite, das heißt man baute neben dem alten Schiffe ein anderes an, nahm bloß die Scheidewand weg und ſtellte Pfeiler ſtatt derſelben hin. Dadurch iſt die ſonderbare Einrichtung entſtanden, daß nicht allein zwei Schiffe, ſondern auch zwei Chöre vorhanden ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

Theaterzuſtände.

So wie die hieſige Bühne in ihrer ältern Blüthenperiode einen nicht unweſentlichen Beitrag zur Charakteriſtik und

Geſchichte des deutſchen Theaters lieferte, ſo auch in neueſter Zeit durch ihren Verfall, in Folge der bereits früher kurz berichteten wirren Zuſtände, veranlaßt durch die eingetretene völlige Inſolvenz des Pächters Haake. Die meiſten deutſchen Journale haben davon mehr oder weniger Notiz genommen, und ſelbſt das „Journal des Debats“ berichtet in ſeiner Nummer vom 1ſten Auguſt von den finanziellen Verlegenheiten Haake's, ſeiner Schuldenmaſſe von 60,000 Thalern und dem unter dieſen Umſtänden gegebenen merkwürdigen Freitheater am 8ten Juli, wegen deſſen die Gläubiger ihn verklagt haben, aber mit der Bemerkung abgewieſen worden ſind, daß kein Geſez einem Theaterdirektor Gratisvorſtellungen verbiete. Man muß Haake die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſeine Pachtzeit nicht eben die artiſtiſch ſchlechteſte Epoche unſers Theaters ausmachte; ja er hob die Anſtalt periodiſch zu einer recht erfreulichen Kunſthöhe, bis unglückliche Operationen, ungünſtige Zeitpunkte, direkte und indirekte Verſchwendung, in Summa aber die Folgen einer übeln Wirthſchaft ihn lediglich auf den Standpunkt der Caſſenſpekulation zurückdrängten. Er ſchob den Ruin mit den äußerſten, unzulänglichſten Mitteln ſo lange als möglich hinaus; er ſchrieb z. B. bei einer Anleihe von 1000 Thalern unbedenklich ſogleich 3000; allein das Schiff war allzu leck, und kein noch ſo angeſtrengtes Pumpen wollte mehr helfen. Der republikaniſchen, ja anarchiſchen Theaterwirthſchaft nach der längſt gefürchteten Inſolvenzkataſtrophe wurde endlich von Seiten der Aktionärs am 4ten Auguſt durch die Wahl eines neuen Pächters ein Ende gemacht. Sie traf Herrn Neumann, einen begüterten, zahlungsfähigen Mann, und man umging vielleicht aus dieſem wichtigen Grunde bei ihm die bisher feſtgehaltene Bedingung, daß der Pächter eine notoriſch bühnenkundige Perſon ſeyn müſſe. Das iſt Neumann durchaus nicht; aber als Beiſtände oder eigentliche Direktoren in dramaturgiſcher und techniſcher Hinſicht erwählte er Dr. Nimbs und Baron v. Perglaß, von deren Eifer und Bühnenkenntniß wohl Gutes zu erwarten war. So lief das neue Theaterſchiff denn vom Stapel, und die Entrepriſe wurde am 8ten Auguſt mit dem „Freiſchüz“ eröffnet, ohne daß das Publikum auf öffentlichem Wege von der Veränderung unterrichtet worden wäre. Das war gar nicht im Geiſte des vorigen Direktors; dieſer liebte es, in den Zeitungen und auf dem Kothurn bei jeder paſſenden Gelegenheit mit oratoriſchem Kraftaufwande dem Publikum gegenüber zu ſtehen, ja er ſcheute die Druckkoſten für ein gratis zu verabreichendes Theaterblatt nicht, um damit ein eigenes Organ für ſein künſtleriſches Gewiſſen zu haben. Die neue Direktion aber, wie angedeutet, ſchwieg, und hätten nicht die hieſigen Theaterreferenten in's Horn geſtoßen, ſo wüßte auch heute noch Niemand, wer jezt den Muſentempel zur kalten Aſche * in Pacht hat. Man hütete ſich wohl, etwas zu verſprechen, und das Publikum kann aus dem Theater wegbleiben, wenn ihm dies nicht gefällt; allein es hat, ſtreng genommen, keine artiſtiſchen Anſprüche zu machen. Der Bühnenzuſtand war ein kläglicher beim Beginn der neuen Entrepriſe, und iſt es noch. Es fehlt an der Seele alles Spiels, an einer guten Beſezung der Hauptfächer, und die Direktion ſcheint ſich damit gar nicht übereilen zu wollen. Wir haben weder eine erſte Sängerin, noch erſte Liebhaberin, weder einen Bariton, noch einen ausreichenden Tenor, weder einen Heldenſpieler, noch Komiker.

(Der Beſchluß folgt.)

* So hieß das alte Haus, welches Franz Schuch, der treffliche Arlequin, der Erſte, der das Ballet mit der deutſchen Komödie verband, gegen das lezte Drittheil des vorigen Jahrhunderts kaufte und zu dem heutigen Theater einrichten ließ.

Florenz, Oktober.

(Beſchluß.)

Literatur.

Von manchen Dingen kann man ſagen, daß ſie durch Gazes Werk erſt jezt ihre Begründung erhalten werden. Eine nicht unwichtige Beilage iſt eine große Anzahl von Facſimile's, von den früheſten Zeiten an. Mehrere vorlängſt begonnene große Werke haben mitlerdeſſen ungeſtörten Fortgang. So Repetti's hiſtoriſch-geographiſches Wörterbuch über das Großherzogthum, ein Muſter von Fleiß, Genauigkeit und Vollſtändigkeit. Der zweite Band iſt der Vollendung nahe; es bleibt dann nur der dritte übrig. Die große Corografia dell' Italia, von A. Zuccagni-Orlandini, beendigt jezt mit dem vierten Bande die ſardiſchen Staaten des Feſtlandes. Sie iſt zu weitläufig angelegt, ſonſt aber ein Monument des Fleißes und gewiſſenhafter Ausführung. — Ein ſprachliches Werk von großer Wichtigkeit iſt Tammaſeo's Nuovo Dizionario dei Sinonimi della lingua italiana, deſſen Erſcheinen bevorſteht. Bereits vor acht Jahren gab der Verfaſſer ein ähnliches Werk heraus, von welchem vier Diebsdrucke erſchienen; zwar ein Beweis ſeiner Brauchbarkeit, aber keineswegs erfreulich für den Autor, der Mühe und Zeit auf ſeine Arbeit verwendet, und ſich nun ſelbſt eines großen Theils der Summe, welche der Druck ihn gekoſtet hatte, beraubt ſah. So geht's in Italien, wo das literariſche Eigenthum ſchuzlos iſt, und Privilegien nur für den Umfang eines Staates gelten. Ein armer Schriftſteller findet keinen Verleger, der ihm etwas Anderes gäbe, als einige Exemplare; läßt er ſein Buch auf eigene Koſten drucken, ſo kann er gewärtig ſeyn, daß Tags darauf in der benachbarten Straße eine neue Ausgabe erſcheint, wenn die Schrift Aufſehen erregt. Es gibt Ausnahmen, aber ſo iſt die Regel. Um auf Tommaſeo zurückzukommen: ſein gegenwärtiges Werk iſt ein völlig neues; die früheren Artikel ſind umgearbeitet, über dreitauſend neue hinzugefügt. Ich bin überzeugt, daß dieſe Arbeit auch außerhalb Italiens bei allen denen, die ſich für Sprachwiſſenſchaft intereſſiren, Aufſehen und Intereſſe erregen wird. Man findet hier einen reichen Sprachſchaz, mit der größten Klarheit und philoſophiſchem Geiſte geſichtet, in das Innerliche des Sprachbaus und ſeiner volksthümlichen, wie wiſſenſchaftlichen Begründung eingehend. Die ausführliche Vorrede ſpricht von dem Reichthum der Sprachen im Allgemeinen, von den Synonymen und dem ideologiſchen, wie dem äſthetiſchen Nuzen des Studiums derſelben, von den Synonymiſten und endlich von den Unterſcheidungen, den Wurzeln, Endſylben u. ſ. w. Eine vollſtändige Geſchichte der italieniſchen Synonymik iſt in ihr enthalten. Es iſt hier wohl der Ort, zu bemerken, wie Tommaſeo (der ſich ſeit einigen Jahren in Frankreich befindet) einen der erſten Pläze unter den jezt lebenden Schriftſtellern ſeiner Nation einnimmt. Sein ſpekulativer Verſtand kommt eben ſo ſehr in Betracht, wie ſeine ausgedehnte Kenntniß der Literatur und ſeine meiſterhafte Handhabung der Sprache. Sein Fleiß iſt dabei erſtaunlich. Kaum iſt ſeine Ausgabe der Divina Commedia mit einem ſehr bemerkenswerthen Commentar erſchienen, ſo gehen aus der königlichen Druckerei in Paris die beiden Quartbände der von ihm herausgegebenen und überſezten Relationen der venetianiſchen Geſandten über die franzöſiſchen Angelegenheiten, und in Venedig der erſte Band ſeiner vermiſchten Schriften hervor, denen jezt das Synonymenwörterbuch folgt. Von ſeinen kleineren Arbeiten (z. B. den hiſtoriſchen Scenen; il Duca d'Atene) und vielen Aufſäzen will ich nicht einmal reden. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 27. Oktober 1838.

— Der Tag zeigt allzuklar,
Was hier der Menſchenhand, der Zeit zerſtörbar war.
Byron.
Childe Harold.

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Fortſetzung.)

Zu Rethel verließ ich die große Landſtraße von Mezières und nahm die Landkutſche, welche die minder befahrene Landſtraße nach Stenay verfolgt. Ich wollte dieſen mir noch unbekannten Theil der Champagne kennen lernen und einen dort wohnenden Freund beſuchen. Hier laſſen die Landſtraßen viel zu wünſchen übrig, ſo wie auch die Fuhren, die hier freilich nicht viel Beſchäftigung haben. Indeſſen hat doch faſt jedes Städtchen ſeine regelmäßige Verbindung mit Rethel, und da hier täglich vier bis fünf Diligencen durchfahren, ſo kann man nie um einen Platz nach Reims, Paris oder Mezières verlegen ſeyn.

Die Landſtraße von Rethel nach Stenay führt durch den ſüdlichen Theil des Ardennendepartements. Von den ehemaligen Forſten, welche in der Geſchichte, wie in der romantiſchen Dichtkunſt des Mittelalters eine ſo große Rolle ſpielen und die ſich von der Maas bis zum Ufer des atlantiſchen Meers erſtreckt haben ſollen, iſt in dieſer Gegend wenig mehr zu ſehen; man ſollte faſt glauben, hier habe nie Wald wachſen können, ſo dürr ſieht das Land aus. Um Rethel iſt der Boden noch kahler als um Reims, und auf dem Wege nach Stenay kommt man durch Dörfer, deren Häuſer wie Zelte mitten auf dem Felde ſtehen, ohne einen einzigen ſchattenden Baum um ſich zu haben. Indeſſen ſind dieſe Dörfer doch nicht elend, man erblickt ziemlich gut gebaute Häuſer, und das Dorf Pauvre ſoll trotz ſeines Namens ziemlich wohlhabend ſeyn. Bauſteine und Waſſer ſind ſo ſelten hier als Gehölz, und doch iſt die Gegend ſehr angebaut. Zum Trinken behilft man ſich mit Regenwaſſer. Auf den Landhöhen hat man Spuren von altrömiſchen Wachthäuſern oder vielmehr Wachtpoſten gefunden, deren Kette ununterbrochen von Reims nach Trier führen ſoll. Die in den Fundamenten gefundenen römiſchen Münzen, wovon ich mehrere bei Privatleuten geſehen habe, laſſen keinen Zweifel über den Urſprung dieſer Poſten. Die Römer hatten zu Rethel ein Lager, Castrum retectum, wovon der jetzige Name herrühren ſoll, und häufig findet man daſelbſt römiſche Kaiſermünzen.

Zwiſchen dem gutgebauten Städtchen Vouziers an der Aisne und Rethel berührt das Flüßchen Aiſne einen hiſtoriſch merkwürdigen Flecken, Attigny, das ehemalige Attiniacum, eine Pfalz der merovingiſchen ſowohl als der karolingiſchen Könige Frankreichs. Ich war neugierig, dieſen Ort zu ſehen, wovon der verſtorbene Pfarrer Hulot eine ſehr ausführliche Beſchreibung herausgegeben hat. Es iſt ſonderbar, daß Hüllmann, welcher in ſeiner

Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland 176 Reichshöfe anführt, gerade Attigny, einen der wichtigſten von allen, mit Stillſchweigen übergegangen hat. Schon Clodowig baute hier eine königliche Wohnung. Chilperich ſtarb zu Attigny im Jahr 727, Pipin hielt hier als Majordomus einen Reichshof, und ſpäter als König einen Reichstag. Der Koncilien ſind mehrere zu Attigny gehalten worden. Karlman hat verſchiedene Jahre in dieſer Pfalz zugebracht. Karl der Große feierte hier ein Weihnachts- und ein Oſterfeſt. Wittekind wurde in der Hofkapelle getauft und endete daſelbſt ſeinen Widerſtand gegen die fränkiſche Zwingherrſchaft. In derſelben Hofkapelle ſoll Ludwig der Fromme oder Schwachköpfige öffentlich Buße gethan haben. So ließen ſich noch mehrere wichtige Begebniſſe anführen, die zu Attigny ſtattgefunden.

Was die merovingiſchen Könige bewogen hatte, hier ſich anzubauen, und die karolingiſchen, den Königſitz zu vergrößern und zu verſchönern, war ein großer Forſt, bedeutende Landgüter, und die Lage des Orts am Uebergange der Römerſtraße über die Aiſne. Die alte Römerſtraße iſt noch vorhanden, aber in ſehr ſchlechtem Zuſtande, denn die Bauern haben die Steine meiſtens zu ihrem Gebrauche aufgeriſſen und weggeſchleppt; man gelangt jezt nur vermittelſt ſchlechter Wege nach Attigny, was wohl die Urſache iſt, daß dieſer Ort wenig beſucht wird. Von dem Forſte iſt faſt nichts mehr vorhanden. Welch ungeheure und uralte Eichen in demſelben mögen geſtanden haben, kann man aus den langen und breiten Tiſchen abnehmen, welche in dem Refektorium der ehemaligen Saint-Remyabtei zu Reims vorhanden ſind, und laut einer Inſchrift vor zwei Jahrhunderten von einem Attignyer Bürger dem Kloſter verehrt wurden. Jezt wird vorzüglich Kornhandel in dem Flecken getrieben.

Wenn man von Vouziers nach Attigny kommt, tritt man zuerſt in eine ſchön gebaute, breite Straße, die gerade zum Marktplatze führt, auf welchem die Halle ſteht, ein bedeckter Ort zum Marktgebrauche. Dieſer Markt bildet beinahe ein großes Dreieck, von welchem die Eingangsſtraße die Spitze iſt; er erweitert ſich immer mehr und endet mit einer langen Reihe Häuſer, welche gleichſam die Baſis des Dreiecks ausmachen, und aus dieſem Marktdreiecke beſteht Attigny beinahe ganz. Mein lebhafter Wunſch war, zu ſehen, was von dem alten Königspallaſte noch übrig iſt; man weiß aber nur ſo viel, daß derſelbe an der Stelle der langen Häuſerreihe hinten auf dem Markte muß geſtanden haben. Es iſt nichts mehr davon vorhanden, außer etwa einigen Mauern, die man im Hintertheil einiger Häuſer erblickt, und die augenſcheinlich weit älter ſind als die Häuſer ſelbſt, denen ſie einverleibt worden. Wenn demnach das archäologiſche Comité im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts unter den alten Gebäuden, für deren Erhaltung es ſorgen will, auch das Palais d'Attigny anführt, ſo ſieht man daraus bloß, daß kein Mitglied des Comité zu Attigny geweſen iſt, denn hier gibt es keinen Pallaſt mehr zu erhalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Blitz.

(Beſchluß.)

Zuweilen wird in einem Menſchenhaufen nur ein einziger getroffen, ohne daß man einen Grund dieſer Wahlanziehung einſieht, ohne daß dieſer Menſch etwa mehr Metall an ſich hatte als die andern, und bei ſcheinbar ganz gleichem Verhalten zu den umgebenden Gegenſtänden. Wir ſagen *ſcheinbar*, denn eine wirkſame Urſache braucht darum nicht auch eine ſichtbare zu ſeyn; eine in der Mauerdicke verſteckte Eiſenmaſſe z. B. wirkt gerade, wie wenn ſie frei läge. Höchſt ſelten wird ſich beſtimmt behaupten laſſen, daß die getroffene und die verſchonte Perſon ſich durchaus in derſelben Lage befunden; die eine kann einer unter dem Fußboden oder in der Wand verſteckten Metallmaſſe oder einer unterirdiſchen Waſſerader näher geſtanden haben als die andere u. dergl.

Auf dieſem Wege iſt wohl nicht auszumachen, ob hinſichtlich der größern oder geringern Anziehung des Blitzes eine ſpezifiſche Verſchiedenheit zwiſchen den Menſchen beſteht. Dieß läßt ſich nur auf dem Wege indirekter Verſuche, d. h. mit künſtlicher Elektricität, ermitteln, und aus dieſen geht allerdings hervor, daß bei einem Gewitter unter völlig gleichen Umſtänden der eine Menſch vermöge ſeiner Conſtitution in größerer Gefahr ſchweben muß als ein anderer. Wir deuten hier dieſe Verſuche mit wenigen Worten an.

Die Materie, welche in Funken aus dem Conduktor einer geladenen Elektriſirmaſchine fährt, iſt derſelbe Stoff, den auch die Wetterwolke enthält und entläßt. Wie der Blitz, ſo läuft auch die Elektricität, faſt ohne eine Schwächung zu erleiden, auf große Strecken durch Metall, Waſſer u. ſ. w. Sie geht auch ziemlich frei durch eine lange Reihe Menſchen, die ſich bei den Händen faſſen. Es gibt indeſſen Perſonen, welche hiebei den elektriſchen Strom unterbrechen und keine Erſchütterung fühlen, ſelbſt wenn ſie das zweite Glied in der Kette ſind. Dieſe Menſchen leiten ausnahmsweiſe das elektriſche Fluidum nicht, gehören alſo ausnahmsweiſe zu den Körpern, welche der Blitz nicht oder doch ſelten trifft. Eine ſo auffallende Abweichung muß aber nothwendig Grade, Abſtufungen haben, und je dem Grade der Leitungsfähigkeit des Menſchen entſpricht in gewiſſem Maße ſeine Gefahr

Digitized by Google

während eines Gewitters. Einer, der ſo ſtark leitet wie Metall, wird auch ſo leicht getroffen werden wie Metall; ein anderer, der den elektriſchen Strom unterbricht, wird nicht viel mehr zu fürchten haben, als wenn er aus Glas oder Harz wäre. Zwiſchen dieſe Extreme nun fallen Individuen, deren Körper wie Holz, wie Stein u. ſ. w. leiten. Beim Blitzſchlage kommt ſomit nicht Alles auf die Stellung des Menſchen an, auch ſeine phyſiſche Conſtitution ſpielt dabei eine gewiſſe Rolle.

Es gilt für gefährlich, während eines Gewitters zu laufen oder ſchnell zu reiten; auch ſoll man nicht gegen den Wind und den Zug der Wolken gehen. Dieſe zwei Verhaltungsregeln laufen darauf hinaus; man ſoll ſich keinem Luftzuge ausſetzen. Sollte nun ein Luftſtrom wirklich den Blitz anziehen? Man wußte keine entſcheidende Antwort auf dieſe Frage und berief ſich daher auf den allgemeinen Brauch, bei einem Gewitter die Fenſter zu ſchließen, als auf ein wirkliches Erfahrungsreſultat. Man meinte, die verſchiedenſten, entlegenſten Völker würden ſich nicht ſämmtlich einſchließen, ſo lange es blitzt und donnert, wenn gar nichts dabei herauskäme. Mit derartigen Schlüſſen könnte man aber jedes Vorurtheil und jeden Aberglauben rechtfertigen. Während eines Gewitters regnet und windet es ſtark, und dies reicht hin, um das Verſchließen von Fenſtern und Thüren auf's Natürlichſte zu erklären. In manchen Ländern hängt indeſſen dieſe Sitte doch mit abergläubiſchen Vorſtellungen zuſammen; ſo verſtopft man in Eſthland jede Ritze im Hauſe, damit der böſe Geiſt, den Gott beim Gewitter verfolgt, nicht hereinfahre. Die Juden aber thun, gleichfalls aus religiöſen Gründen, gerade das Gegentheil; in manchen Ländern wenigſtens ſperren ſie, ſobald es donnert, Fenſter und Thüren auf, damit der Meſſias, der in einem Gewitter kommen ſoll, frei in das Haus eingehen könne, das er auserwählt.

Betrachten wir die Sache aber auch wiſſenſchaftlich. Die Atmoſphäre leiſtet beim Durchgang des Blitzes durch dieſelbe einen gewiſſen Widerſtand. Wahrſcheinlich nimmt dieſer Widerſtand ab, wenn Temperatur und Feuchtigkeit zunehmen und der barometriſche Druck ſchwächer wird. Was alſo die Dichtigkeit der Luft an einem gegebenen Ort vermindert, wird zugleich, bedeutend oder nicht, ein Moment, den Blitz dahin zu locken. Nun läßt ein Menſch, der bei ſtillem Wetter ſich ſchnell bewegt, einen Raum hinter ſich, in welchem, mathematiſch geſprochen, die Luft verdünnt iſt. Unter gleichen Umſtänden wird daher der Blitzſtrahl am eheſten in dieſen Raum fallen. Folgender, vom Admiral Rouſſin mitgetheilte Fall möchte dieſe Schlüſſe einigermaßen unterſtützen.

Die Fregatte Juno wurde auf der Ueberfahrt nach Indien nicht weit von den Canarien am 18ten April 1830 von einem heftigen Sturm überfallen, während deſſen es, trotz des Blitzableiters, an Bord einſchlug. Daß dem wirklich ſo war, iſt wohl nicht zweifelhaft; denn ſogleich nach dem Schlag bemerkte man im ganzen Fahrzeug einen ſtarken Schwefelgeruch; überdem ſahen die eben auf dem Hinterdeck Befindlichen eine Flamme von der Leitungskette des Blitzableiters abfahren. Dieſe Flamme zeigte ſich in der Mitte zwiſchen dem großen Maſtkorb und der Schanze, und fuhr am Backbord in's Waſſer, während das Ende der Wetterableiterkette gerade gegenüber, am Steuerbord in's Waſſer tauchte. Auch wurde ein Matroſe vom Schlag ſo betäubt, daß man ihn für todt hielt. Man überzeugte ſich nachher, daß die Kette, die aus, nach Art der Taue zuſammengedrehten Kupferdrähten beſtand und einen Cylinder von etwa einem halben Zoll Durchmeſſer bildete, nirgends zerriſſen war. Nur die Spitze der auf dem großen Maſt befeſtigten Stange, mit der die Kette zuſammenhing, war verlezt. — Es leidet alſo keinen Zweifel, daß hier der Blitz ſich ſeitlich vom Ableiter entladen; wie iſt dies nun aber zu erklären? Der erſte Gedanke iſt, die Kette möchte viel zu ſchwach geweſen ſeyn; man könnte ferner vermuthen, das Ende der Kette werde im Augenblick des Schlags nicht in's Waſſer getaucht haben. Dieſes Ende iſt gewöhnlich an ein Stück Kupfer befeſtigt und dieſes an die zwei, drei erſten Plankengänge unter der Waſſerlinie angenagelt, und zwar am Steuerbord. Der Steuerbord war eben unter dem Wind, und im Bericht wird der Wind als ſehr heftig angegeben. Allem nach war alſo das Schiff an der Seite, wo das Ende der Kette befeſtigt iſt, ſtark gehoben; leider weiß man nicht, wie ſtark, und dadurch verliert die eben geäußerte Vermuthung viel an Gewicht. — Am Bord der Juno aber war Jedermann überzeugt, der Blitz ſey in Folge des eben wehenden heftigen Windes von der Kette abgeſprungen. Wir ſind weit entfernt, dieſer Anſicht geradezu beizutreten; andernſeits aber verdient ſie doch einige Aufmerkſamkeit. An der Leitungskette, wie am Takelwerk, dem Maſt u. ſ. w. mußte abwärts vom Winde, nach einem bekannten phyſikaliſchen Geſetze, eine Art von leerem Raum ſich bilden, d. h. eine kleine Region, wo der Luftdruck bedeutend geringer war. Dieſer raſchen Aufhebung des Gleichgewichts allen Einfluß geradezu abzuſprechen, wäre nun nicht wiſſenſchaftlich, beſonders da ſo manche Erſcheinungen der künſtlichen Elektricität dafür zu ſprechen ſcheinen.

Dies ſind die Momente, auf welche man ſich berufen kann, wenn man den Rath ertheilt, bei einem Gewitter ſich nicht ſchnell zu bewegen. Nun fragt man ſich aber billig, ob das, was man hinſichtlich der Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, durch das Stehenbleiben oder langſam Gehen gewinnt, vollkommen für die Unannehmlichkeit entſchädigt, von einem Platzregen durchgeweicht zu werden.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Beſchluß.)

Literatur. Induſtrie.

Eines unſerer literariſchen Hauptorgane, die „Breslauer Zeitung,“ von vornehmlich politiſchem Charakter, iſt in andere Hände übergegangen. Sie wurde im Jahr 1821, neben der längſt beſtehenden privilegirten „ſchleſiſchen Zeitung,“ von dem bekannten Luſtſpieldichter und Privatgelehrten Karl **Schall** gegründet, der, eine merkwürdige Volksfigur im edlern Sinne, ſie mehr durch ſeine eigenthümlichen imponirenden Verhältniſſe zur hieſigen Geſellſchaft, als durch Geſchick und überwiegenden Geiſtesreichthum zu heben wußte. Er hatte zwar das Verdienſt, in ihr mehr Mannichfaltigkeit in die gewöhnliche Zeitungslektüre zu bringen; ſonſt aber war das Blatt eine ziemlich platte Compilation fremder Journale, oft faſt nur ein reiner Abdruck der Berliner Zeitungen, und ſank zu gänzlicher Flachheit herab, als es in die Hände eines trägen und talentloſen Polyhiſtors überging, während Schall ſich mehrere Jahre in Berlin aufhielt. Nach deſſen Tode im Jahr 1833 ging die Zeitung als Eigenthum an den Baron Eugen v. **Baerſt** über, der ſich durch ſeine Reiſe zu Don Carlos bekannt gemacht hat, die, wie man ſich zuflüſterte, einen halboffiziellen Charakter hatte. Die Behörde machte ihm mit der Conceſſion im Jahr 1834 ein köſtliches Geſchenk, denn die „Breslauer Zeitung“ bringt durch ihre anſehnliche Abonnentenzahl, wie durch ihre Intelligenzblätter bei gehöriger ökonomiſcher Verwaltung wohl jährlich 4—5000 Thaler reiner Revenuen. Es kam aber auch ein neues Leben in dieß für unſere Provinz bedeutſame Organ, indem v. Baerſt bei ſeinen zahlloſen Bekanntſchaften in allen Richtungen der Windroſe durch angeknüpfte vielſeitige Korreſpondenzverbindungen der Zeitung einen gewiſſen Originalcharakter verlieh. Ganz kürzlich indeß verkaufte er das Inſtitut, mit Genehmigung der Behörde, an die Buchhandlung Graß, Barth u. Comp. für 20,000 Thlr. und eine jährliche Leibrente von 2000 Thlrn. Man ſieht daraus, daß bei der periodiſchen Literatur mitunter noch recht paſſable Geſchäfte gemacht werden können. — An literariſch bekannten Perſonen beſuchten uns dieſen Sommer Raupach und Hertoßjorn. Der Erſtere ging nach Warmbrunn in's Bad; er ſcheint ſich in ſeinen ſchleſiſchen gutsherrlichen Verhältniſſen nicht ſonderlich zu befinden. Der Leztere durchreiste Schleſien, da er deſſen Beſchreibung für das bei Georg Wigand in Leipzig erſcheinende „maleriſche Deutſchland“ ſtatt Raupachs übernommen. — Der Domprediger **Frege** aus Berlin benuzte Anfangs Auguſt ſehr fleißig die hieſige Univerſitätsbibliothek, um ſeinen bereits geſammelten Stoff zu einer brandenburgiſchen Kirchengeſchichte zu vervollſtändigen. Er hatte nicht ſo bedeutende Materialien erwartet, wie er hier für deutſche, namentlich brandenburgiſche und pommerſche Geſchichte fand. Zum Wichtigſten gehören zwei alte Drucke, welche die brandenburgiſchen Synodalſtatuten von Biſchof Dietrich v. d. Schulenburg († 1393) bis zu Biſchof Joachim v. Bredow († 1507) enthalten und zu den größten Seltenheiten gehören. Beide Bücher ſind faſt ganz unbekannt, und von allen bisherigen brandenburgiſchen Geſchichtſchreibern auch gänzlich unbeachtet geblieben. Sie bieten ſo viel Stoff dar, daß Frege nunmehr entſchloſſen iſt, daraus mit Benuzung noch anderer Quellen eine eigene Schrift: „Kirchlicher Zuſtand der Mark Brandenburg im 14ten und 15ten Jahrhundert,“ auszuarbeiten. Wir wünſchen, daß die Herren v. Raumer, Fidicin und v. Ledebur Behufs ihrer ſpeciellen hiſtoriſchen Forſchungen unſerer Oelrichſchen und Steinwehrſchen Bibliothek, die an Büchern und Handſchriften im Fache der preußiſchen Geſchichte ſo reich iſt, auch einmal einen Beſuch abſtatten mögen. — Die philoſophiſche Fakultät der hieſigen Univerſität hat unterm 3ten Auguſt dem berühmten Profeſſor der Sanſkritliteratur zu Oxford und Bibliothekar der oſtindiſchen Compagnie in London, Horace Hayman **Wilſon** (in litoris sanscritis non habitanti, sed regnanti, de iisque immortaliter merito), die Doktorwürde honoris causa ertheilt. — Die Univerſitätsbibliothek erfreute ſich kürzlich der Zuſendung einer werthvollen Sammlung orientaliſcher Werke durch die oſtindiſche Compagnie in London. Wahrſcheinlich verdankte ſie dieſe Begünſtigung jenem berühmten Gelehrten, welcher der Bibliothek der oſtindiſchen Compagnie vorſteht und den orientaliſchen Studien überall förderlich iſt. — Es hat ſich ein **Verein ſchleſiſcher Aerzte für ſpecifiſche Heilkunſt** gebildet, und am 10ten Auguſt zu Ehren Dr. Hahnemanns in Breslau verſammelt, mit der Abſicht: die Wahrheit der homöopathiſchen Heilart durch einleuchtende Thatſachen fortdauernd zu beſtätigen; nach allen Kräften durch wiſſenſchaftliche Hülfsmittel ſie zu vervollkommnen; durch dieſe Mittel die Ausbreitung derſelben zu befördern, und endlich Alles anzuwenden, um ſowohl unter ſich, als mit den allopathiſchen Aerzten das beſtmögliche freundſchaftliche Verhältniß zu unterhalten, und die unangenehme Scheidewand eifrigſt zu entfernen, welche zum Nachtheil der Wiſſenſchaft zwiſchen den beiden Parteien unklugerweiſe aufgerichtet worden. Hiezu ſoll eine fortdauernde ſchriftliche Mittheilung unter einander, Berathung in ſchwierigen Fällen, Umlauf von einſchlagenden Zeitſchriften und vorzüglichen Büchern, ſo wie eine jährliche zweimalige Zuſammenkunft und die Herausgabe einer Zeitſchrift unter dem Titel: „Schleſiſche Jahrbücher der ſpecifiſchen Heilkunſt“ dienen. Vorſtand des Vereins iſt Dr. **Gebel**, Regierungsdirektor a. D., derſelbe, der im Jahr 1833 während der hieſigen Verſammlung der deutſchen Naturforſcher zum erſten Male in Breslau das Wort ſo kräftig für die Homöopathie erhob. — Die belletriſtiſche Literatur endlich betreffend ſcheint eine rechte **Taſchenbuchsmanie** über die ſchleſiſchen Verleger gekommen zu ſeyn, obgleich die Blüthezeit der Herbſtgaben mit Goldſchnitt wohl längſt vorüber iſt. Außer den Taſchenbüchern „Helena“ und „Sileſia“ in Bunzlau und Brieg erſcheinen für 1839 ſo eben: „Schneeglöckchen,“ mit Beiträgen von Julius Krebs, Robert Bürkner, Ladislaus Tarnowski und R. B. Küner. Statt der üblichen Stahlſtiche zieren nur zwölf beſcheidene, aber ausgezeichnete Lithographien das Büchlein.

Der betriebſame Baumwollenfabrikant F. A. **Möckel** in Hirſchberg, der bereits im Jahr 1829 für ſeine Erfindung des Weberblatts mit Doppelriethen von dem Berliner Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen eine ſchwere ſilberne Medaille erhielt, hat im Gebiete der bunten Damaſtweberei, nach vielen fruchtloſen Verſuchen, endlich einen Mechanismus erfunden, mittelſt deſſen er bei der Jaquardsſchen Maſchine die daran befindlichen **neun** Tritte — die bekanntlich wie das Orgelpedal behandelt werden — bis auf nur **einen** reducirte. Statt der frühern Pappmuſter legt er eiſerne Formen an, welche mit der dazu gehörigen Maſchinerie das Deſſin auf der Waare erzeugen. Dieſe Erfindung hat außer dem Vortheile bedeutend minderer Koſten noch den, daß ſie dem Weber bei geringerer Anſtrengung die Arbeit ſchneller fördert, und die feinſten Muſter, ja ſelbſt die nur möglichen kleinſten Schriftarten mit Sauberkeit ausführbar macht. — Der merkwürdige Norweger und Schnellläufer Menſen **Ernſt** iſt jezt hier und hält Rennen und Wettrennen, die indeß nicht mehr den frühern Enthuſiasmus erregen. Von hier will er einen raſchen Spaziergang nach China machen. X.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 29. Oktober 1838.

Lieder ſind wir, unſer Vater
Schickt uns in die offne Welt,
Auf dem kritiſchen Theater
Hat er uns zur Schau geſtellt.

Uhland.

Lieder von Ludwig Seeger.

Wunſch.

Alle Tage, alle Tage
Komm ich zu dem Erdbeerſchlage,
Und ſo viel ich ſchon genoſſen,
Immer neue ſeh ich ſproſſen;
Sind die rothen abgepflückt,
Kommen grüne nachgerückt.

Lieder nur und wieder Lieder
Schüttelt mir der Frühling nieder;
Was ich ſinge, was ich bringe,
Weiß ich, ſind geringe Dinge.
Wollte Gott, es ſchmeckte dir,
Leſer, wie die Beeren mir!

Neue Stärke.

Der Lufthauch zieht, die Welt iſt wach,
Die Stürme balgen ſich draußen,
Und durch's Kamin in's ſtille Gemach
Vernehm' ich ihr Jagen und Sauſen.

Die Sonne wirft einen Blick herein
Und wünſcht mir guten Morgen,
Und warm und zitternd durch Mark und Bein,
Tief hat er in mir ſich geborgen.

Und wie er hin und wieder fuhe,
Beleuchtend jede Stelle,
Da ſprang aus innerſter Natur
Mir auf eine ſprudelnde Quelle.

Recht aufgerüttelt und geſpannt,
So fühlt' ich jede Senne;
Da hab' ich freudig mich ermannt,
Und gejauchzt wie ein Alpenſenne.

Zu bedenken.

Sie ſchelten uns die armen Liederdichter,
Und mahnen uns daran, daß all' die hohen,
Gewaltigen Heroen ſind entflohen:
Wohl flackern da und dort nur echte Lichter.
Doch nur Geduld, es lenzt ja allenthalben,
Und bricht hervor in ſchwellend reichen Keimen;
Die Andern freun ſich deſſen im Geheimen,
Wir aber ſind die lauten Frühlingsſchwalben.

Digitized by Google

Nachts in der Gartenlaube.

Himmel, ſegne dieſe Stille,
Die um Thal und Hügel fließt,
Ruhe du auch, ſtolzer Wille,
Der in's Ungemeſſne ſchießt.
Gerne wär' ich all den bleichen
Mondſcheinweſen gleich geſinnt;
Mit dem Bächlein möcht' ich ſchleichen,
Das vorbei am Garten rinnt.

Möchte mich am Wege ducken
Schuchtern, wie das Veilchen thut,
Das ſich nicht, wie all die ſchmucken
Schweſtern ſpiegelt in der Flut.
Möchte mit dem Vogel raſten,
Der in's grune Hag ſich ſtiehlt,
Und hervor nach der erblaßten
Herrlichkeit verſchlafen ſchielt.

Landleben.

Ich hab' ein luſtig Haus erkoren,
Vom Hügel ſchaut es weit hinaus,
Mir iſt, als wär' ich drin geboren,
Als wär' es meiner Mutter Haus.
Bis an mein Fenſter rankt die Traube,
Melodiſch rauſcht des Springquells Fall,
Und Abends in der Gartenlaube
Beſingt mein Gluck die Nachtigall.

So nah die Stadt, vom Wall umzingelt,
Sammt ihrem öden Zeitvertreib —
Die ſchöne, ſtolze — ſie umringelt
Der Strom mit ſeinem Schlangenleib;
Und doch ſo fern der Schwarm der Leute,
Der nur den eitlen Träumer höhnt;
Ich höre nichts als das Geläute,
Das meinen Abend noch verſchönt.

O dieſe Ruh im Abendſchatten,
Im Garten, unter'm Laubengang,
Weit in die Runde grüne Matten,
Feldheimchen, Droſſeln, Heerdenklang;
Verlorne Laute von Geſprächen,
Durch die der Mädchen Kichern klingt,
Ein rüſtig Volk mit Senſ' und Rechen,
Das auf dem Heimweg lacht und ſingt.

Und wenn die Berge ſich vergolden,
O Zauber, ewig neu erſehnt,
Der, wie das Lächeln einer Holden
Ein liebend Herz erwärmt und dehnt.
O dieſe köſtlichen Minuten!
Ein Feenpallaſt die Alpenwelt,
Und Luft und Wolken, vom Verbluten
Der Sonne triefend, duftgeſchwellt.

Und wenn mit immer ſtillern Wonnen
Des Abends Feier ſich vertauſcht,
Und aus der Nacht geheimen Bronnen
Ein ſeltſam Geiſtesleben rauſcht,
Dann, ob die Augen zu, ob offen,
Die wundervollſten Träume nahn,
Und aller Sehnſucht, allem Hoffen
Iſt Thür und Riegel aufgethan.

O Morgenluft, voll himmelblauen
Gedanken, nach ſo holdem Ruhn,
Du ſchutteſt mir in's Herz Vertrauen
Und Freudigkeit zu wackrem Thun.
Ich ſchlurfe dich in vollen Zügen,
Und Klarheit wird es mehr und mehr,
So geht das innigſte Genügen
Den ganzen Tag mit mir umher.

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Fortſetzung.)

Allerdings befindet ſich mitten in der Häuſerreihe ein gewölbter Bogen, durch den man geht, um zur Kirche zu gelangen, und unter dieſem Bogen ſind einige Zierrathen eingehauen, aber im Geſchmacke des ſechzehnten Jahrhunderts; auch ging ehemals eine Wendeltreppe nach oben. Statt dieſer hat man eine bequemere Treppe angebracht, die nach einem Saale hinaufführet, wo der Friedensrichter ſein Gericht hält. Es kann ſeyn, daß dieſer Bogen zum ehemaligen Pallaſte gehörte; vielleicht trug er einen Thurm und war ein Thor, wodurch man in die Pfalz kam. Seine ehemalige Geſtalt und Bedeutung läßt ſich aber nicht mehr erkennen. Sonderbar genug heißt dieſer Bogen der Dom, ein Name, der in den Provinzen Frankreichs gar nicht üblich iſt und in Paris nur für Kirchen gebraucht wird, deren Decke die Geſtalt einer Kuppel hat, als Dome des Invalides, de l'Ascension, du Pantheon. Dieſe Benennung muß wohl aus der Zeit herrühren, da hier noch der Reichshof war.

So wenig nun von der Pfalz übrig iſt, ſo merkwürdig iſt die Kirche, zu welcher man durch jenen Bogen gelangt; ſie berührt faſt mit ihrem Chore den Hintertheil der Häuſerreihe, von den andern Seiten ſteht ſie frei

und iſt vom Kirchhofe umgeben, welcher dem Dorfe als Gottesacker dient. Offenbar war dies die Hofkapelle und unter ihren Gewölben ſind große Verſammlungen gehalten worden. Kaiſer und Könige, ein glänzender Hof, die Biſchöfe und Aebte des Reichs waren hier mehrmals zu wichtigen Berathſchlagungen verſammelt. Karl der Große, ſeine Vorgänger und Nachfolger haben hier glänzende Kirchenfeſte gefeiert. Aber freilich iſt dies nicht mehr die Kapelle, welche zur Zeit des abendländiſchen Kaiſers daſtand.

Ein Thurm, welcher ſich über der Mitte der Kirche erhebt und oben gerundete Fenſter hat, iſt offenbar älter als das Chor und das Schiff; unter dem Thurme iſt die Kirche auch am engſten. Wahrſcheinlich alſo wollte man dieſen Theil der ältern Kirche oder Kapelle beibehalten, als man ſie etwa im dreizehnten Jahrhundert in größerem Maßſtabe wieder aufbaute. Die Hauptfaçade wurde im vorigen Jahrhundert ſo baufällig gefunden, daß man für nöthig hielt, ſie niederzureißen. Bei dieſer Gelegenheit wurde die Kirche verkürzt, um einen Weg vor derſelben zu gewinnen, und es wurde eine neue Façade erbaut, die zu dem gothiſchen Gebäude gar nicht paßt und überhaupt nichts Kirchliches hat. Ein Pfarrer hat über die Thüre mit goldenen Buchſtaben ſchreiben laſſen, Ludwig der Fromme habe an dieſer Stelle öffentlich Buße gethan. Der jetzige Pfarrer Hulot iſt ein Neffe des vorigen, von welchem, wie geſagt, die Beſchreibung Attignys herrührt. Er war ſo gefällig, uns die Merkwürdigkeiten ſeiner Kirche zu zeigen. Zuerſt machte er uns auf einige groteske Figuren aufmerkſam, welche auf der einen Seite oben an den Dachrinnen angebracht ſind. Dann traten wir in's Innere, welches ſeit zehn Jahrhunderten Heilige und nicht Heilige, Fürſten und Volk, Biſchöfe und Laien betreten haben. Dem kleinen Chore zur Seite befinden ſich zwei Altäre, jeder mit einem hiſtoriſchen mittelmäßigen Gemälde. Auf dem Altar zur Rechten iſt Wittekinds Taufe, auf dem zur Linken das Concilium vom Jahr 765 abgebildet; dieſem Concilium wohnte der Metzer Biſchof Chrodegang, dem der Altar geweiht iſt, bei. In einer Seitenkapelle zur Linken, welche einem Bretagner Heiligen, Namens St. Mevenus, woraus das Volk St. Méen oder Main gemacht hat, geweiht iſt, verrichteten mehrere Bäuerinnen ihre Andacht, da dieſer Heilige ich weiß nicht welche Krankheiten heilen ſoll. Eine grob ausgehauene Bildſäule des Heiligen ſtand am Eingang. In einem Fenſter über der Sakriſtei iſt eine Lilie zwiſchen zwei Adlern künſtlich in Stein angebracht, ſo wie am Gewölbe einige gekrönte Häupter. Auch außen iſt ein Adler in Stein gehauen zu ſehen.

Dem Pfarrer waren kürzlich einige hundert Franken von der Regierung bewilligt worden, um die nöthigſten Reparaturen an dieſer Kirche vornehmen zu laſſen, welche in der That als die einzige, noch vorhandene Hofkapelle der Merovingiſchen und Karolingiſchen Frankenkönige ſorgfältig erhalten zu werden verdient. Von dem Luſtgarten, dem Weiher, der Burg und anderm zur Pfalz Gehörigen läßt ſich nichts mehr erkennen. Das nicht weit von Attigny gelegene Dorf St. Vaubourg, welches ſeinen Namen von der Patronin der Kirche, von der heil. Walpurgis, bekommen hat, deren aus Deutſchland gekommene Reliquien hier aufbewahrt wurden, gehörte ſonſt zu der königlichen Reſidenz. Es entſpringt neben der Dorfkirche eine Quelle, welche ſonſt ihr Waſſer an den königlichen Weiher abgegeben haben ſoll. In den lezten Jahrhunderten war Attigny ein Beſitzthum der Reimſer Erzbiſchöfe, die es aber verſchmähten, hier zu wohnen, und die alte Pfalz ganz verſchwinden ließen. Wenn ſie doch nur für gute Wege dahin geſorgt hätten! Da ſie aber nicht hinkamen, ſo war es ihnen gleichgültig, ob Andere hinkommen konnten. Jezt erſt ſollen gute Landſtraßen angelegt werden.

Dieſen ſchlechten Wegen iſt es zuzuſchreiben, daß im Jahr 1792 das preußiſche Heer, obſchon es zu Grandpré bereits über die Aisne gegangen war und Dumouriez gezwungen hatte, ſein Lager neben Grandpré aufzuheben, den Plan aufgeben mußte, weiter in die Champagne einzudringen. Zwar hat man in der lezten Zeit Muthmaßungen über heimliche Intriguen zwiſchen Dumouriez und dem preußiſchen Lager in einigen geſchichtlichen Werken aufgeſtellt, und es iſt in der That möglich, daß dergleichen ſtattgefunden haben; allein noch ſicherer iſt es, daß damals die Wege in dieſem Theile der Ardennen im Herbſte für ein fremdes Heer ſehr beſchwerlich zu paſſiren waren. Von Vouziers nach Grandpré iſt jezt der Weg ziemlich gut. Lezterer Ort iſt ein recht anſehnliches Dorf, mit einem Schloſſe auf einer Anhöhe, oder eigentlich mit Ruinen eines Schloſſes, denn es iſt vor einigen Jahren abgebrannt und der Beſitzer, Graf v. Semonville, Großreferendär der Pairskammer, hat ſeitdem das Gut verkauft, das nun wahrſcheinlich, wie ſo manche ehemals anſehnliche Güter, unter mehrere Privatleute getheilt werden wird. Vormals gehörte das Schloß der berühmten Familie Joyeuſe; ein Grabmal dieſer Familie mit ſchwarzen Marmorſäulen befindet ſich in der Dorfkirche; die Statuen, welche daſſelbe zierten, ſind aber nicht mehr vorhanden. Dieſe Kirche hat auch einige in Holz geſchnitzte Basreliefs aus der ehemaligen Abtei Belleval bekommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Leben.

Von W.

Lebensbuch.

Es iſt Keiner ſo rein und unbefleckt, daß nicht in ſeiner Kleinenweltsgeſchichte, in ſeiner Lebenschronik einige blutrothe, grelle Striche in die Augen fielen, womit der hinkende Magiſter Satan unſere Lebensböcke zu unterſtreichen geſchäftig iſt. Und wenn uns zuweilen aus der übervollen Feder ein Dintenklecks in's Lebensbuch fällt, will man ihn rein wegſchaben, ſo wird ein Loch, äzt man ihn aus, immer bleibt eine fahle Stelle zurück. Zwar gibt es auch ſchlaue Leute, die gleich alten Handſchreibern aus einem fehlgeſchriebenen Worte oder Dintenflecke irgend eine bequeme Figur, ein Häuschen, ein Bäumchen, ein Blatt, eine Hand, einen Wurfel und ſomit recht eigentlich aus einem Kleckſe eine Hieroglyphe machen. Indeß, wie dem auch ſey, am reinſten und niedlichſten nimmt ſich immer derjenige Theil unſers Lebensbuchs aus, der aus dem Druck und der Preſſe des Amtes und Berufes hervorgegangen iſt.

Erfahrung.

Nicht ſelten geht es uns im Umgang mit Menſchen, wie Leuten, die, durch Pferdeläufe gewitzigt, bei jedem nachzukaufenden Pferde vor allen Dingen die Fehler des frühern zu vermeiden ſuchen und am Ende wenig mehr zum Beſten haben, als mit vielen Untugenden und Unarten des Pferdegeſchlechts vertraut geworden zu ſeyn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Der ruſſiſche Kaiſer. Kunſtausſtellung.

Das erſte Drittel des verwichenen Septembers war für unſere gute Stadt eine Zeit freudiger Aufregung. Der Beſuch des Kaiſers Nikolaus von Rußland, ſeiner Gemahlin und des Großfürſten Thronfolger wird auf lange Zeit ein Gegenſtand lebendigen Andenkens bleiben. Keine glänzenden Feſte, keine Prunkaufzüge bezeichneten die Anweſenheit der Kaiſerfamilie; dies alles unterblieb auf ihren Wunſch. Ihr hieſiger Aufenthalt, dem jede politiſche Rückſicht fern lag, ſollte ausſchließlich ſtillen, geräuſchloſen Freuden und wohlthätiger Erholung im traulichen Familienleben mit dem großherzoglichen Hauſe gewidmet bleiben. Alle Hofetikette, jeder läſtige Zwang war deßhalb während dieſes Zeitraums verbannt. Wenn vorzugsweiſe der Kaiſer Aller Blicke feſſelte, ſo mag dies, ſelbſt abgeſehen von dem unmittelbaren Verwandtſchaftsverhältniß zum hieſigen Hofe, der Umſtand erklären, daß der Monarch durch ſeine Humanität ſich die Zuneigung der ganzen hieſigen Einwohnerſchaft ſchnell und nachhaltig zu erwerben wußte. Das zu ſeiner Aufnahme beſtimmte reizende Luſtſchloß Belvedere unweit der Reſidenz ſah vorher noch nie eine ſo große Menſchenzahl die Umgebungen durchwogen. Einigemal ſoll der Kaiſer ſich der Menge beigeſellt haben und unerkannt unter derſelben umhergewandelt ſeyn. Der Jagd und dem Beſuche mehrerer Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie des Göthe'ſchen und des Schillerſchen Hauſes, der Bibliothek, der Kunſtſammlung, des Leſemuſeums, blieb ein Theil ſeiner Muße gewidmet. Als ihm in lezterem Inſtitut bei Vorlegung des Fremdenbuchs ein beſonderes Blatt darin zum Einſchreiben ſeines Namens bezeichnet ward, ſchrieb er, das Blatt wieder umwendend, ſeinen Namen unter die Uebrigen. Solche und ähnliche Züge waren wohl geeignet, ihm die Herzen zu gewinnen. Auch im Theater zeigten ſich die hohen Gäſte, wo ſie mit Begeiſterung begrüßt wurden. Uebrigens hat man die Kaiſerfamilie, wie es bei ſolchen Gelegenheiten ſelten ausbleibt, auch hier angeſungen, jedoch in ziemlich matten Verſen. — Unſere diesjährige Kunſtausſtellung gehört, der Zahl nach, zu den verhältnißmäßig minder bedeutenden; namentlich vermißten wir manchen ausländiſchen Meiſter, der die früheren mit ſeinen Beiträgen geſchmückt hatte; dennoch enthielt ſie des Werthvollen nicht wenig. Schorns belebender, wohlthätiger Einfluß auf das Inſtitut bewährt ſich fortdauernd in erfreulichſter Weiſe. Im Felde der Hiſtorienmalerei ſind hervorzuheben: ein Bild von Alexander Simon, der Sängerkrieg auf der Wartburg, ein kräftiges, charaktervolles Werk, mit dramatiſcher Scenerie, den Moment darſtellend, wo Heinrich von Oſterdingen, für den Beſiegten erklärt und von ſeinen Mitbewerbern verfolgt, den Schutz der Landgräfin Sophie anfleht; ferner die heilige Eliſabeth, von Luiſe Seidler; ſodann vier, im Wielandszimmer des hieſigen Reſidenzſchloſſes bereits auf's Gelungenſte ausgeführte, geiſtreich componirte Oelſkizzen von dem trefflichen Landſchaftsmaler Preller, Scenen aus Wielands Oberon veranſchaulichend; eine Anzahl Kartons zu Schillers Werken (Huldigung der Künſte, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans), von der kunſtreichen Hand des Malers Neher aus München, für das dem Andenken des Dichters gewidmete Zimmer; endlich fünf Skizzen, Scenen aus dem Leben Herzogs Bernhard des Großen, von Marterſteig aus Weimar, jezt in Düſſeldorf; neben ihrem eigenthümlichen Werthe ſämmtlich von vaterländiſcher Bedeutung und deßhalb doppeltem Intereſſe. Das Fach der Genremalerei fand ſich nur ſparſam bedacht. Marterſteigs Schuſter, in ſeiner Werkſtatt einem Vogel vorpfeifend, erregte durch die Heiterkeit, Gemüthlichkeit und echte Naivetät, die das äußerſt hübſche, lebensfriſche, harmloſe Bild athmet, mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit. Ein kleines Gemälde von Gerhard v. Reutern in Düſſeldorf, eine alte Frau mit einem Roſenkranz in der Hand, iſt den Zierden der Ausſtellung beizuzählen, und noch beſonders dadurch merkwürdig, daß es mit der linken Hand ausgeführt iſt, da der Künſtler, ein ruſſiſcher Offizier, den rechten Arm verloren hat. Außerdem war die Ausſtellung durch eine Reihe werthvoller Aquarellen, meiſt Genrebildchen, von der kunſtreichen Hand dieſes Laien bereichert. Die Landſchaftsmalerei bot, außer einer Anſicht alter Waſſerleitungen in der römiſchen Campagna, einer fleißigen, naturgetreuen Compoſition von Nerly in Rom, wenig von Belang. Mehrere Goldmalereien einheimiſcher Künſtler konnten, der Seltenheit und Neuheit der Erſcheinung halber, welche das ſeit langer Zeit vernachläſſigte Studium eines Kunſtzweigs wieder zur Anſchauung brachte, wenigſtens als gelungene Verſuche nicht unbemerkt bleiben. Unter den mancherlei Porträts, die niemals fehlen, gebührt den beiden, durch ſprechende Aehnlichkeit, wie durch Zartheit und Farbenſchmelz hervorragenden, lebensgroßen Bildniſſen der Prinzeſſinnen Karl und Wilhelm von Preußen, Töchter unſers Fürſtenhauſes, von Begas in Berlin, anerkennende Erwähnung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 30. Oktober 1838.

Steht wohl die Dohle höher als die Lerche,
Weil ſie mit hübſcherem Gefieder prangt?
Und iſt die Otter beſſer als der Aal,
Weil ihre bunte Haut das Aug' ergötzt?

Shakeſpeare.
Der Keiferin Zähmung.

Moden.

Die pensée immuable, welche gegenwärtig, nach Bezwingung der Faktionen und Dämpfung der Emeuten, Frankreich klug und vorſichtig in's Gleichgewicht mit dem übrigen Europa zu rucken ſtrebt, ſcheint ſelbſt auf die Moden ihren Einfluß zu äußern. Alles beſchränkt ſich auch hier auf ein ſachtes, geräuſchloſes Anziehen und Abweiſen, und es gibt faſt keine „Ereigniſſe“ mehr. Selbſt bedeutende Aergerniſſe ſind in der Mode ſo wenig als in der Politik im Stande, den ewigen Frieden definitiv zu ſtören, und die Unterdrückung des engen Ermels gelang durch ähnliche kriegeriſch-friedliche Mittel, wie die Entfernung Louis Bonapartes. Keine elegante Frau in Europa, die das Budjet ihres Putzes mit andern Gewalten zu verabſchieden hat, braucht im Augenblick zu fürchten, daß ihre Toilette durch irgend eine Emeute unter Hüten, Hauben oder Ermeln hinſichtlich der Form völlig hors de combat geſezt werden möchte. Der Haupttyrann für die meiſten, für den Mittelſtand iſt freilich der Stoff in ſeinen Wechſeln. Um dieſen auch nur einigermaßen zu folgen, kann der Takt und Geſchmack des Geſchlechts der Unterſtützung durch materielle Mittel nicht entbehren, und der Luxus iſt in dieſer Beziehung merklich im Steigen. In dieſem Augenblick herrſchen, dem Charakter der Jahreszeit entſprechend, neben der Wollmouſſeline halbſchwere glacirte, ſchillernde Seidenſtoffe mit den mannichfaltigſten Deſſins.

Die Form — und damit verſtehen wir nicht etwa bloß den Schnitt, ſondern auch Anordnung und Haltung — iſt der Geiſt, die Poeſie, das Verbindende, Gleichmachende, Demokratiſche; der Zeug iſt das Reale, die Proſa, das Trennende und Abſchließende, das Ariſtokratiſche. Die ſogenannte franzöſiſche weibliche Tracht greift mit den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts in immer mehr Ländern und Ständen um ſich, und die alten Volkstrachten verſchwinden in dem Maße, in welchem überhaupt in den erſt noch ſo ſtattlichen Ruinen des geſellſchaftlichen Gebäudes des Mittelalters ein Gewölbe um's andere einſtürzt. Die franzöſiſche Tracht iſt die Deklaration der Menſchenrechte in Beziehung auf die äußere Erſcheinung der Weiber: ſie ſind formell alle gleich vor dem Geſetze der Mode, aber materiell unterliegen ſie der allgemeinen bürgerlichen Ungleichheit. Der Mann thut recht, ſcheut Niemand, zahlt ſeine Steuern und iſt für ſeine Handlungen nur vor ſeinem Gewiſſen und vor dem Geſetz verantwortlich, wie jeder; das Weib trägt Hut, Kleid, Mantille, ungefähr wie jede. Aber dort wird das Steuerregiſter zur Skale des ſpezifiſchen bürgerlichen Gewichts, und hier begrundet das Enſemble des Putzes in ſeiner Qualität einen analogen Unterſchied; aber freilich nur

das Enſemble; denn greift man ein einzelnes Stück heraus, betrachtet man z. B. eine Reihe von Mantillen, von der herrlich ſchimmernden atlasnen mit dem koſtbaren Spitzenbeſatz bis zu der trübſeligen, die, aus einem alten ſchwarzen Kleide geſchneidert, in verdächtigen Nüanzen ſpielt, ſo könnte man ſich ſehr täuſchen, wenn man die ſogenannte Reſpektabilität der ſchönen Beſitzerinnen darnach bemeſſen wollte.

Wer in allen Beziehungen den Schwankungen des Modekurſes folgen kann und will, wer ſich geradezu aneignet, was die Laune oder der Eigennutz eines Pariſer Händlers oder Fabrikanten zum Tagesgeſchmack ſtempelt — für ſolche Perſonen fordert jede auftauchende Caprice in der Form einen neuen Stoff. Façon und Zeug bedingen hier einander durch all die Claſſen hindurch, in welche die faſhionable Toilette zerfällt. Haube, Hut, Kleid, Halstuch, Schuh, Handſchuh und Fächer zum Negligé, zum halben und ganzen Anzug, zur Promenade zu Fuß und im Wagen, folgen in jenen beiden Beziehungen ihren eigenen Geſetzen, welche der Idee nach ſehr feſt ſind, während das Material beſtändig wechſelt. Aber eine ſolche Kleiderconſtitution mit ſinnreich abgewogenen Gewalten, dieſe ganze bunte und ſcheinbar willkührliche, aber am Ende doch organiſch in einandergreifende Hierarchie künſtlicher Bedürfniſſe iſt ein ſehr theures Regiment. Nicht immer wird es, wo es ſtandesmäßig beſteht, auch zierlich und ſicher gehandhabt; nicht ſelten wird es da, wo man es vorausſezt, nur geheuchelt, noch öfter da affektirt, wo es gar nicht hingehört. Aber man darf nicht weit in den Ständen herabſteigen, um zu bemerken, wie man jener eleganten Wiſſenſchaftlichkeit immer mehr und immer ehrlicher entſagt und ſich der Routine in die Arme wirft. Das gegenſeitige Fodern von Stoff und Form kann immer weniger beachtet werden und wird im ſelben Maaß auch weniger erkannt; das ſorgfältige, kokette Auseinanderhalten der Anzüge nach Tageszeiten und geſelligen Zuſtänden erſcheint bald dem beſten Willen als etwas Unerreichbares oder mit der Lebensweiſe Unverträgliches. Wie ſich die Reihe der lebendigen Weſen abwärts immer mehr vereinfacht, wie ein Organ um's andere abgeworfen wird, ſo wird auch die laufende Mode auf einen immer kürzeren Ausdruck gebracht. So iſt es dem wahren Weſen, dem Inventar nach; damit iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß das Individuum für einzelne Fälle, namentlich für das öffentliche Auftreten, ſeine Kräfte concentrirt und ſich in eine höhere Ordnung verlarvt, als die, der es nach dem Geſammtſtand ſeiner Toilette angehört. Ja dies iſt der gewöhnliche Fall, und dies macht den Anblick der geputzten Weiberwelt ſo bunt und mannichfaltig und für den Liebhaber ſolcher Beobachtungen ſo unterhaltend.

Es iſt ein angenehmes Schauſpiel, wie die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechts, ſo weit ſie den Geboten der Mode gehorcht, vom Trieb zu gefallen in eine ſo compakte Maſſe vereinigt iſt und doch mit ſo verſchiedenen äußern und innern Mitteln demſelben Ziele zuſtrebt. Dies iſt es auch, was den, der die bezeichnenden Volks- und Standestrachten einer frühern Zeit vermißt, reichlich entſchädigt, wenn er zu beobachten verſteht. Auch hier zeigt ſich wieder, was wir in einem frühern Artikel bei der männlichen Tracht auszuführen verſucht haben, daß das Charakteriſtiſche keineswegs aus der Welt zu verſchwinden droht, wie man ſo oft hören muß, daß dieſe Klagen für unſere Zeit recht eigentlich charakteriſtiſch ſind. Die Politur, der alle Verhältniſſe unterliegen, läßt am Ende immer noch mehr Unebenheiten zurück als zuvor, nur werden ſie immer weniger augenfällig und handgreiflich; es ſind keine Berge und Thäler mehr, wohl aber Ritzen und Striche, die dem geübten Blicke ſo viel ſagen als das plumpſte Relief. Und bei der weiblichen Modetracht iſt dieſes Relief wahrhaftig noch ſtark genug, und die paar Ellen Zeug, die paar Blumen und Schleifen, die um eine weibliche Geſtalt geworfen ſind, in Verbindung mit Haltung und Manier der Perſon, bezeichnen meiſt auf's Schärfſte nicht nur den Stand, nicht nur die wirklichen und vorgeſchüzten Geldmittel, ſondern auch den individuellen Charakter, beſonders hinſichtlich des Talents für Repräſentation. Das ganze Weſen des weiblichen Putzes bringt es mit ſich, daß er, wenigſtens bei nicht ganz oberflächlicher Betrachtung, über die Stellung des Individuums in der Geſellſchaft an ſich weit mehr ausſagt als der männliche; andernſeits aber herrſcht unter den Weibern weit mehr als unter den Männern ein Element der Gleichheit in Beziehung auf den Zweck und Erfolg jedes ſorgfältigeren Anzugs. Jedermann weiß, wie zauberhaft der ärmlichſte Putz durch natürlichen Takt und Geſchmack gehoben wird, während der ſtolzeſte Pomp dieſer Poeſie nimmer entbehren kann. Das Weib fühlt ſo gut, als es der Mann weiß, daß auch in der Toilette der Geiſt über die Materie ſiegt; daß nur durch natürliche Grazie, nur durch das unmittelbare Gefühl für das Anſtändige und Paſſende dem bunten, vielfachen Subſtrat von Wolle und Seide die Kraft eingehaucht wird, zu gefallen oder gar zu bezaubern. Aber die Eitelkeit macht, daß Jede dieſe Eigenſchaften bei ſich geradezu vorausſezt, und daher rückſichtslos auf den Wettlauf des Luxus und der Raffinerie ſich einläßt, während in der Wirklichkeit die Natur ihre Gaben ſo ungleich vertheilt hat, als das Glück.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Beſchluß.)

Man ſprach viel von einem Schatze römiſcher Münzen, die man neulich in einem Topfe in der Erde, eine

Viertelmeile von Grandpré, geſunden hatte. Wir ſahen einige hundert Stück derſelben bei einem Bewohner des Dorfes, welcher ſie angekauft hatte, in der Hoffnung, ſie mit Vortheil wieder zu veräußern; ſo klug ſind die Leute hier ſchon geworden. Die Münzen waren von ungefähr vierzig Kaiſern, ſo daß es ſchien, als habe der ehemalige Beſitzer ein Münzcabinet zum wiſſenſchaftlichen Gebrauche gehabt. Auch waren ſie ſchön erhalten, aber nur wenige ſchienen mir echt; ſie beſtanden nämlich alle, oder faſt alle aus einer Zinncompoſition und ſchienen nicht geprägt, ſondern gegoſſen zu ſeyn, wahrſcheinlich nach echten Münzen. Uebrigens ſammeln manche gebildete Perſonen in dieſer Gegend Münzen, und es würde ein Leichtes ſeyn, in einer Stadt eine Suite derſelben zum öffentlichen Gebrauche anzulegen.

Eben ſo leicht wäre es, ein kleines Naturaliencabinet zu bilden, beſonders für Foſſilien, welche in dieſer Gegend ſo häufig ſind, daß man die Wege mit Steinen ausbeſſert, die großentheils aus Muſcheln beſtehen. Es laſſen ſich ſehr hübſche Stücke ſammeln. Merkwürdig iſt auch die Art, wie hier das Eiſen aus dem Boden gewonnen wird. Es bedarf keiner bergmänniſchen Arbeit, keiner Stollen und unterirdiſchen Werke; die Natur hat den Bewohnern alle dieſe Mühe erſpart. Das Eiſen findet ſich in Körnern im Sande an der Oberfläche des Bodens. Man nimmt dieſen Sand und ſpült ihn aus, wie in Braſilien beim Goldwaſchen. Solcher Wäſchen erblickt man daher auch viele im Felde, wo ſich nur ein kleiner Bach oder ein Quelle findet. Ich beſah zu Chéry eine Eiſengießerei. Man ſah hier große Sandhauſen, wie ſie ſich in der Gegend vorfinden, ſodann die Spülbecken, ferner Hauſen von Eiſenkörnern, wie ſie durch das Spülen gewonnen ſind. Dieſe werden dann ohne allen Verluſt geſchmolzen, und geben ein ſehr gutes geſchmeidiges Eiſen. Es ſollen ſich beinahe hundert Gießereien nur im Arrondiſſement Vouziers, wozu Chéry gehört, befinden. Chéry hatte ſonſt eine Bernhardiner Abtei, aber eine ſehr kleine. Das Abteigebäude, oder was davon noch übrig iſt, wird jezt von dem Eigenthümer der Gießerei bewohnt, deſſen Familie bedeutende Ländereien hier beſizt.

Man befindet ſich hier weit von dem Getümmel von Paris; aber man trifft überall reiche Gutsbeſitzer, Luxus und feingekleidete Leute. Man bleibt mit den großen Städten in beſtändiger Verbindung. Reims iſt für dieſe Gegend, was Paris für ſeine Umgebung auf zwanzig Meilen iſt, der Ort, wo man ſich mit allem verſieht, was man in den kleinen Städten nicht findet, obſchon dieſe wo nicht ein vollſtändiges Aſſortiment von Waaren, doch etwas von allen Gattungen aufzuweiſen haben.

Ich war erſtaunt, in dem Städtchen Vouziers, das nur 2100 Seelen enthält, ſechs Buchhandlungen, freilich keine bedeutenden, eine Druckerei und zwei Zeitungen zu finden, die freilich nur Intelligenzwochenblätter waren; eines derſelben erſchien auf roſenfarbigem Papiere und war lithographirt, oder, wie es hieß, autographirt; die Abonnenten bekommen ſo nicht allein die Gedanken, ſondern auch die Schrift des Redakteurs, und man muß geſtehen, daß er — recht gut ſchreibt. Dergleichen Blätter haben natürlich keine andern Abnehmer, als die Bewohner des Ortes und der Umgegend. Begüterte Einwohner ſind ſämmtlich auf Pariſer Zeitungen abonnirt, die auch im Leſekabinette zu haben ſind, und die Beamten halten außerdem die Zeitung von Mezières, welche die amtlichen Bekanntmachungen der Präfektur enthält. Sonderbar iſt es, zu ſehen, wie die meiſten Beamten, beſonders die höhern, der Gegend fremd bleiben und unter ſich eine Geſellſchaft bilden, beinahe wie die preußiſchen Beamten in Weſtphalen. Sie ſuchen ſtets beſſere Stellen, und können daher nur als Zugvögel angeſehen werden. Die Maires oder Bürgermeiſter ſind natürlich anſäßig, ſo wie ihre Adjunkten und die Mitglieder des Gemeinderaths. Da dieſe keine Beſoldung erhalten und bloß etwas Ehre und Anſehen von all ihrer Bemühung haben, ſo bleiben ſie ziemlich unabhängig, laſſen ſich vom Präfekten und Unterpräfekten nicht gern befehlen, und ſetzen zuweilen allen Verordnungen und Weiſungen die vis inertiae entgegen; geht man ihnen aber zu heftig zu Leibe, ſo bitten ſie um ihre Entlaſſung, und dann iſt die Regierung verlegen, wie ſie dieſelben erſetzen ſoll. Zuweilen iſt der Widerſtand der Munizipalbehörden unvernünftig; zuweilen rührt er aber auch von dem allzu vielen Befehlen und Fordern der Regierungsbeamten her. — Während des lezten Faſchings hatte der Pfarrer des Hauptortes der Gegend gegen die Ballſucht der Damen gepredigt. Die Damen, hatte er geſagt, klagen, daß ſie zu ſchwach ſeyen, um ſich den Faſten zu unterwerfen; aber die ganze Nacht auf einem Balle zuzubringen und in der Morgenluft wieder nach Hauſe zu gehen, dünkt ihnen nicht zu ſchwer für ihre Schwachheit. Dieſe Predigt war, wie ich hörte, vom Oberbeamten ſehr mißbilligt worden. „Soiréen und Bälle,“ hatte er bemerkt, „ſind Mittel, die Familien der Beamten den Bewohnern näher zu bringen und ſie mit einander in gutem Einverſtändniſſe zu erhalten. Die Pfarrer haben daher Unrecht, wenn ſie den Damen dieſe Zuſammenkünfte verleiden.“ Solche tiefliegende politiſche Gründe wollen aber der Geiſtlichkeit ſelten einleuchten.

Die Oppoſitionsblätter, welche unter der Reſtauration und auch noch kurz nach der Julirevolution in mehreren kleinen Städten erſchienen, haben größtentheils aufgehört. Erſtlich iſt nicht ſo viel Grund zum Klagen mehr als ſonſt; denn die Hauptſachen hat ja die Oppoſition durch jene Revolution erlangt; und zweitens können die Herausgeber ſolcher Blätter keinen Drucker

Digitized by Google

finden, da die Buchdruckereien in den kleinen Städten die amtlichen Druckſachen beſorgen und, um dieſe nicht einzubüßen, die Oppoſitionsſchriften abweiſen. Solche Blätter können ſich daher nur noch in größern Städten halten, wo ſie auch mehr Stoff finden. — Eine Nationalgarde findet man uberall, und wenn die Burger in den kleinen Orten auch eben keinen Wachdienſt thun, ſo ſind ſie doch bewaffnet und montirt, werden von Zeit zu Zeit zuſammenberufen, und nöthigenfalls kann in Zeit von vierzehn Tagen ganz Frankreich unter den Waffen ſtehen, wenn es auf die Vertheidigung des Landes ankommt. — Wichtig fur jedes Departement iſt das Conseil général, eine Art von Provinzialſtänden oder eigentlich Provinzialverſammlung; denn von einer Bevorrechtung irgend eines Standes weiß man in Frankreich nichts mehr. In dem Annuaire du Département des Ardennes für 1838 ſah ich die vielen Gegenſtände aufgezählt, womit ſich das Generalconſeil während der vierzehntägigen Seſſion des vorigen Jahres beſchäftigt, die Summen, die es fur gemeinnützige Unternehmungen bewilligt, die Vorſchläge, die es genehmigt, die Wunſche, die es geäußert hat. Dieſe Generalconſeils ſind eine vortreffliche Einrichtung, beſonders mit der Publizität der Ergebniſſe ihrer Berathungen. Alle Mängel der Verwaltung, alle Bedürfniſſe der Völkerſchaften, alle Wünſche des Landes müſſen hier nach und nach zur Sprache kommen, und der Regierung muſſen ſie nothwendig manche Aufklärung geben, die ſie von ihren Beamten wohl niemals erhalten hätte und die ihr in den Oppoſitionsblättern verdächtig vorgekommen wäre. Da die Mitglieder aus allen Gegenden eines Departements von den Bewohnern gewählt werden, ſo haben dieſe im Generalconſeil ihre naturlichen Wortführer und Repräſentanten.

Daß auch in den entfernten Departements die literariſchen Unternehmungen nicht unbedeutend ſind, ſah ich aus den erſten ſchön lithographirten Blättern eines großen Atlas des Ardennendepartements, welchen ein gewiſſer Vendol zu Mezières herausgibt. Jedes Blatt enthält nur einen Kanton; ſomit wird dieſer Departementsatlas ungefähr dreißig Blätter ſtark werden. Wollte man nach dieſem Maßſtabe einen Atlas Frankreichs herausgeben, ſo würden uber fünfzehnhundert Blätter erforderlich ſeyn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

(Beſchluß.)

Kunſtausſtellung. Stadtordnung. Theater.

Die Skulptur war etwas reichlicher bedacht wie früher, wenn auch nicht von den erſten Meiſtern, doch von tüchtigen Talenten. Die große Marmorbüſte des Lukas Kranach von einem Schüler Davids, Adolph Straube von hier, jezt in Paris, die erſte Arbeit des jungen Künſtlers in dieſer Art, iſt nach dem Urtheile bewährter Kunſtrichter ein in allen Theilen eben ſo fleißig, als ſinnig, geiſtreich und naturwahr ausgeführtes Werk. Der gewandten Hand der jungen Angelika Facius aus Weimar, eines der bedeutendſten Talente im Fache der Gravirkunſt, verdankt die Ausſtellung manche Bereicherung; ſo namentlich zwei Bildniſſe Schillers, in Muſchein geſchnitten, zwei Reliefs mit fliegenden Siegesgöttinnen in halber Lebensgröße, mehrere Medaillons und Büſten. Nicht minder Treffliches hatte der Bildhauer Woltreck in Deſſau beigeſteuert. Unter den äußerſt zahlreichen Spenden dieſes achtbaren Künſtlers errang eine kleine Statue: Thorwaldſen im Arbeitskleide, an den Modellirſtuhl ſinnend gelehnt, den Preis. Sämmtliche Arbeiten Woltrecks verrathen ein tiefes, gründliches Studium der Natur, Selbſtſtändigkeit und leichte, glückliche Auffaſſungsgabe. Nicht unwürdig an dieſe Künſtlerleiſtungen reihen ſich die aus Lindenholz geſchnizten Reliefs von Hoſſe in Eiſenach, Geräthe, Thiere, menſchliche Figuren, Pflanzen, Früchte ꝛc., hauptſächlich zu Modellen für Schnitzarbeiter beſtimmt, mit einer Sauberkeit und Eleganz in der Ausführung, die faſt nichts zu wünſchen übrig läßt. Eine Anzahl trefflicher farbiger Lithographien aus der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt zu München (Anſichten aus Tyrol), mehrere Kupferſtiche, worunter Kaulbachs großartige Hunnenſchlacht, von Thäter geſtochen, Overbecks Moſes von Gruner in Rom, Leſſings Huſſitenpredigt von Hoffmann, und endlich Glasmalereien aus der Anſtalt von Wehmeyer in Göttingen, gewannen um ſo lebhaftere Anerkennung, je eigenthümlichere, neuere und kunſtreichere Erſcheinungen an ſich und je erfreulichere Beweiſe raſtloſen Fortſchreitens in der Technik ſie darboten.

Die der hieſigen Stadt vor Kurzem ertheilte neue Stadtordnung, ein für das Gemeinweſen höchſt wichtiges Ereigniß, nimmt die allgemeinſte Aufmerkſamkeit ungewöhnlich in Anſpruch, da ſie weſentliche Veränderungen und Umgeſtaltungen des innern Organismus der ſtadträthlichen Wirkſamkeit, ſo wie der ſtädtiſchen Verhältniſſe überhaupt, im Gefolge hat. Die Ernennung des Oberbürgermeiſters durch die Staatsgewalt, die gleichmäßige Beiziehung der Staatsdiener zu den ſtädtiſchen Leiſtungen, und ſo manche andere an ſich gewiß zweckmäßige neue Einrichtung, über welche ſich indeſſen wohl erſt an der Hand der Erfahrung ein gründliches Urtheil fällen laſſen wird, beweiſen den regen Antheil, den das Gouvernement an den wichtigſten Intereſſen der Hauptſtadt nimmt. — Wenn von Verbeſſerungen die Rede iſt, darf das Theater nicht unerwähnt bleiben, da auch dieſes Inſtitut am Vorabend weſentlicher Umgeſtaltungen zu ſtehen ſcheint. Bereits hat man mit Einſchränkungen begonnen, deren Zweckmäßigkeit ſich nicht verkennen läßt; bei dieſem negativen Verfahren wird und kann aber nicht ſtehen geblieben werden, denn die Anſtalt bedarf neuer, rüſtiger Kräfte, da ſie in manchen Rollenfächern faſt verwaist daſteht. Die Gewinnung tüchtiger Künſtler, die über dem Niveau der Mittelmäßigkeit ſich halten, die ſorgfältige, umſichtige Auswahl der Stücke ſind die der Löſung harrenden Aufgaben. In lezterer Beziehung dürften dann Werke, wie ein neuerlich vorgeführtes ſo genanntes Drama von Friedrich Peucer: „Ueberraſchungen,“ dem Publikum nicht ferner geboten werden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 31. Oktober 1838.

Was ſie verſehen, ihnen nachzuſehn,
Sey unſre Luſt. Was armer, will'ger Eifer
Zu leiſten nicht vermag, ſchätzt edle Rückſicht
Nach dem Vermögen nur, nicht nach dem Werth.

Shakespeare.

Die Kunſt im Gebirge.

Oberaudorf, im Oktober.

Ich erinnere mich nicht, von den hieſigen Leiſtungen in Kunſt und Poeſie, ſo bedeutend ſie ſind, weder in Ihren noch in andern Blättern je etwas geleſen zu haben. Verzeihlich wäre es ſogar, wenn manche Ihrer Leſer um die Stelle auf der Landkarte verlegen wären, wo ſie den Ort, von dem ich ſchreibe, ſuchen ſollen, und indem ich es unternehme, die gedachte Lücke in der Culturgeſchichte unſerer Zeit auszufüllen, will ich vor allen Dingen ſagen, daß ich von einem Grenzdorfe im bayeriſchen Gebirg nahe bei Kufſtein ſpreche, das mitten in einem weiten, von Hügeln und Felshöhen unterbrochenen Thale, umgeben von hohen Gebirgen, mit vortrefflichen Fernſichten, reichen und mannichfaltigen Vorgründen, eine höchſt maleriſche Lage hat. Auf einer Wanderung durch's Gebirge kam ich am geſtrigen Sonntage hier an, und bleibe gern heute und vielleicht länger.

Im ganzen Gebirg, ſo weit ich gekommen, habe ich ein frohbewegtes und eigenthümliches Leben gefunden. Jagd und Scheibenſchießen, Geſang, nämlich geſelligen, weltlichen, wenig Trinkluſt, aber deſto mehr Liebesdienſt; hier von alle dem nichts, kaum Kegelſchieben: wohl aber Dichtkunſt, Malerkunſt, Theater und — in beſonderer Ausbildung — Kirchengeſang und Muſik. Leztere war das erſte, was ich am frühen Morgen aus meinem Stübchen im Wirthshaus vernahm. Es war ein eigenes Gemiſch von modernen und alten Weiſen, geiſtlichen und profanen Sätzen, die Inſtrumente gingen bei untergeordneter Orgelbegleitung gut zuſammen, und ein, wenn auch nicht gut, doch eingeübter Chor, aus dem einige klare weibliche Stimmen vorklangen, wurde von ihnen getragen. Der Geſammteindruck war durchaus erfreulich und in Verbindung mit der Stille des Dorfs und dem Sonnenduft der hohen Berge über demſelben ſogar ergreifend. Ich war auf das ausführende Perſonal begierig, ſah aber nur Bauern mit ihren Angehörigen aus der Kirche treten: Bauern ſind die Muſiker und Sänger und bilden mit Knaben und Mädchen den Sängerchor.

Auf dem Kirchhof, auf den ich gegangen, die Leute näher zu ſehen, fiel mir ſogleich eine zweite Merkwürdigkeit auf. Sie kennen die Verzierungsluſt der Bauern, die ſich an Schränken und Käſten wie an Gräbern und überall offenbart; in roheſter Form, mit ſteifem Reifrock, hoher Krone und langem Scepter geſchmückt, ſizt etwa Madonna und das gleich gepuzte Kind auf einer Wolke; höchſtens ſind Vorbilder aus dem vorigen Jahrhundert mit widerwärtiger oder am Ende mit komiſcher Einfalt wiedergegeben; die Zahl der hiſtoriſchen Gegenſtände iſt äußerſt beſchränkt. Auch hier iſt der Kirchhof voll gemalter

Denkmäler; allein wie mußte ich erſtaunen, mitten unter den charakterloſen Kiſtlerarbeiten einzelne Bilder zu ſehen, deren Geſtalten wie von einer Viſion herzurühren ſchienen, die, wie klar und beſtimmt ſie auch geweſen ſeyn mochte, der Seher die Kraſt nicht gehabt hatte, feſtzuhalten: z. B. Maria als Fürbitterin vor Chriſtus, welcher die Arme liebend ausbreitet, einen von der Erde Geſchiedenen zu empfangen, der, von einem Heiligen geleitet, vor ihm kniet; alle Geſtalten wirklich motivirt, die Anordnung der Aeußerlichkeiten ganz verwandt den ältern Italienern, allein die Arbeit ſelbſt roh, kenntnißlos, ohne Anſchauung der Formen. Die Grabdenkmale beſtehen hier nicht bloß aus einem mit einem Herzblatt verſehenen Kreuz, ſondern der Hügel iſt mit einem Kaſten eingefaßt, deſſen Außenwände mit Bildern und Verſen geſchmückt ſind. Unter den erſtern kehrt nun eine Vorſtellung häufig wieder, die ich ſonſt nirgend geſehen: von einem Schutzengel begleitet, fährt der Verſtorbene in einem Kahn über das Meer (des Todes?) und landet an der Küſte (des Paradieſes), wo ihn Chriſtus empfängt. Außerdem finden ſich noch die unmittelbar auf Erlöſung von Tod und Gebrechen bezüglichen Wunder des Heilands, wie die Erweckung Lazari, die Heilung des Gichtbrüchigen ꝛc. ganz wie auf altchriſtlichen Sarkophagen und zum Theil mit ganz guten Geſtalten untermiſcht, zum Theil ſogar aus einem Guß ganz lebendig componirt. Ich fragte einige der Vorübergehenden nach dem Maler und erfuhr, daß er aus dem Dorfe und noch nicht ſehr alt ſey. Ich ging hierauf in die ganz mit Bild- und Schnitzwerken erfüllte Kirche; aber hier wurde der Ernſt, mit dem ich den räthſelhaften Erſcheinungen einer, wie es ſchien, inſpirirten Kunſt nachgegangen, beinahe lächerlich gemacht. Hoch oben am Gewölb, neben den Evangeliſten Matthäus, Marcus und Lucas ſaß — die Donau von Kaulbach, * durch die Umwandlung der Waſſerurne in's Evangelium und durch Abflachung der Formen zum Johannes gemacht. Zum Glück fiel mir Manches aus alter Zeit ein, der Endymion von heidniſchen Sarkophagen als Jonas auf chriſtlichen, Jupiter als Innocentia an der Kanzel von Piſa u. dergl. mehr, und ich blieb ernſthaft. Aber ich hatte nun auch den Schlüſſel und erkannte auf einmal auf dem Kirchhof meine Leute, nämlich Overbeck, Veit, Eberhard, deren lithographirte Compoſitionen, in Verbindung vielleicht mit einigen handſchriftlichen von ihren Schülern, die Grundlage bildeten; ja an einer der Stationen vor dem Dorfe fand ich nachher ſogar eine ganze Stelle aus Gaſſers Belagerung von Godesberg ** und ſah Herzog Ferdinand von Bayern, als Hauptmann der römiſchen Wache, Chriſtum auf Golgatha führen. Neben dieſer allerdings ſehr zweifelhaften Verbindung mit der neuen Kunſt zeigt ſich indeß hier noch eine ernſthaftere, und mit Vergnügen mache ich darauf aufmerkſam. In derſelben Kirche, wo die Donau als Johannes dient, iſt eine neue Kanzel errichtet worden; die Vorderſeite ziert ein bemaltes Relief in Holz, deſſen Vorbild die Predigt des Johannes von Overbeck iſt. Es iſt dies die Arbeit eines Tyroler Bildſchnitzers, und mit ſo viel Geſchick, Verſtand und Gefühl gemacht, daß es ſelbſt vom künſtleriſchen Standpunkt aus mit der größten Theilnahme betrachtet werden muß. Sogar die Wahl der Farben, wie die Weiſe der Färbung zeigt ein entſchiedenes Künſtlertalent. Wem aber das Verdienſt gebührt, dieſen Gegenſtand für die angeführte Stelle gewählt zu haben, konnte ich nicht ermitteln.

Beim Gang durch's Dorf ward ich faſt vor jedem Haus und deſſen bemalten Außenſeite feſtgehalten, weniger durch die Malereien, in denen ich den Meiſter der Donau nicht mehr fand, als durch die vielen angeſchriebenen Verſe, theils komiſchen, theils ernſten Inhalts. So iſt über des Mezgers Thür der Meiſter ſelbſt abgebildet, im Begriff, einen Ochſen zu ſchlagen; dabei ſteht der Vers: Ich ſchlachte Ochſen, Küh' und Kälber, Was ihr nicht kauft, das eſſ' ich ſelber. — Bei einem Krämer: Wir bauen Häuſer ſtark und feſt, und wohnen darin als fremde Gäſt'. Im Himmel, wo wir ſollen ewig ſeyn, da bauen wir uns wenig darein. — „Wer macht euch die Verſe?“ fragte ich einen Bauer. „Die an den Häuſern,“ ſagte er, „macht der kleine Reimer; aber für den Kirchhof, an die Gräber, was die beſſern ſind, die macht der große.“ — „Sind es Bauern?“ fragte ich. „Freilich,“ war die Antwort. — Da haben Sie Literaturgeſchichte der Naturpoeſie, wenigſtens Beiträge dazu und Andeutungen.

Es konnte mir im Dorf ein Anſchlagzettel nicht entgehen, darauf ein großes Schauſpiel angekündigt war, Trebellio. Wer ſind die Acteurs? Wo wird geſpielt? Was iſt das für ein Stück? — Die Acteurs ſind hieſige Bauern, das Schauſpielhaus haben ſie ſich gebaut und benutzen es Sommer und Winter, die Stücke laſſen ſie ſich eigens zurichten, und alle Zeit und alles Geld, was man in andern Dörfern im Wirthshaus verthut, tragen ſie in's Theater. Vom Felde heimgekehrt, lernen ſie ihre Rollen, und da ſie, wie die Direktoren der italieniſchen Oper, daſſelbe Stück einen Monat lang fortgeben, ſo ſind die erſten Aufführungen ihre Proben. Das Stück, das jezt an der Reihe iſt, ſpielt in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, und die Intriguen der Heiden gegen daſſelbe bilden die Verwicklungen des Stücks. Religiöſe Momente enthält es viele, und wo möglich dürfen dieſe niemals fehlen, wie denn auch nur Sonn- und Feſttags geſpielt wird. Das Glaubensbekenntniß, die Anrufung Chriſti, Gebet ꝛc. kommt wiederholt vor und macht

* In den Arkaden des Hofgartens zu München.

** Gleichfalls in den Arkaden des Hofgartens.

freilich im Munde dieſer Leute und an dieſer Stelle, troz der faſt unwiderſtehlichen Macht des Komiſchen, die in ſo mancherlei, durch Koſtüm, Sprache, Bewegung bewirkten Gegenſätzen liegt, eine ganz andere und beſſere Wirkung als Aehnliches auf unſern Bühnen, wie etwa die Gebete und Choräle in den „Puritanern,“ die keinen andern Weg als den von der Lippenſpitze bis zum Trommelfell im Ohr zurückzulegen haben. Vor Allen freilich iſt, ſelbſt im traurigſten Trauerſpiel, eine luſtige Perſon nöthig, und ſie laſſen ſich's vorkommenden Falls ſchweres Geld koſten, in ein Stück, das ſonſt gefällt, eine ſolche Perſon, wenn ſie fehlen ſollte, einzuſchieben. Dann muß es auch in jedem Stück Prügel geben, ohne die die ganze Geſchichte reizlos für ſie wäre, wie für ſo viele Geſchichtſchreiber die der Welt ohne Schlachten. Nur eine Scene: Der regierende Fürſt iſt zum Heidenthum zurückgekehrt und verlangt den gleichen Schritt von ſeinen Brüdern; er ordnet ein Opfer dem Jupiter an; auf dem Altar ſizt die in einen Mantel gehüllte Statue des Gottes; der Diener des chriſtlichen Bruderpaars kommt herein, nimmt die Bildſäule herunter, threm Mantel um und ihre Stelle auf dem Altar ein. Der Heidenprieſter kommt mit Rauchwerk, das Opfer zu verrichten, und zum Schluß will er den Gott umarmen. Dieſer gibt ihm eine Ohrfeige, ſpringt auf und jagt den erſchrockenen Diener des Götzen zum Tempel hinaus. — Und dieſes Theater iſt nicht das einzige der Umgegend; ſchon das nächſte, nur eine gute halbe Stunde entfernte Dorf Kiefer hat ebenfalls ſein Theater, auf welchem, wie mich einige Kieferer verſicherten, viel beſſer geſpielt wurde. — Was möchte wohl ein Seher der Zukunſt in dieſen Erſcheinungen erkennen?

Moden.

(Fortſetzung.)

Juſt dieſer ewige, Alles durchdringende Conflikt zwiſchen der Naturanlage und den äußern Mitteln macht die Betrachtung der weiblichen Tracht und ihrer Wechſel zu einem Studium, das auch noch andere Leute anziehen kann, als Putzhändler, Schneider und die Weiber ſelbſt. Den Mann in der Geſellſchaft intereſſirt dabei keineswegs das Material an ſich, ſondern der Geiſt, in dem es verarbeitet und zur Schau getragen wird. Wenn man, wie wir in dieſen Blättern ſchon öfter gethan, auf vergangene Zuſtände zurückgreift, iſt man allerdings auf die Betrachtung des Stoffes verwieſen, und muß aus der Beſchaffenheit deſſelben, aus der todten Garderobe Schlüſſe ziehen auf den Geiſt der Tracht, der uns unmittelbar nicht mehr zur Anſchauung kommt. Aber in der lebendigen Gegenwart beſchäftigt uns all der bunte Kram von Zeugen, Federn und Blumen, der vor unſern Augen entſteht und wiederum vergeht, nur als Subſtrat für den Humor des Coſtums, nur ſofern er auf Köpfen und Schultern in Scene geſezt iſt und daſelbſt bedeutſame Pantomimen aufführt. Eine ganze Reihe perſonificirter Tugenden und Schwächen macht hier ihre Evolutionen: naive Grazie und berechnete Koketterie, edle Einfalt und hochmüthige Einfachheit, Abundantia, welche ihr prachtvolles Rad ſchlägt, und Penia, welche die Federn, die jener entfallen, zu einem Afterſtaate aufpuzt. Es iſt unterhaltend, wie die Ausſprüche der Mode, welche, ſo einfach ſie ſcheinen, nicht ſelten ſehr ſibylliniſcher Natur ſind, ſo ſehr verſchieden aufgefaßt, interpretirt und in Ausführung gebracht werden, und es iſt erſtaunlich, wie oft der Buchſtaben der Mode tödtet, während ihr Geiſt nicht ganz ſo oft lebendig macht. Hier erfreut es, wie eine aufgedrungene Form nach dem körperlichen Bedürfniſſe und dem geiſtigen Ausdruck der Perſon gewandt modificirt und geiſtreich angepaßt iſt; dort beluſtigt ein wunderliches Stoffſurrogat im orthodoxeſten Schnitt, das ſich keck zur Höhe der Tagesfeinheit hinaufluͤgt. Hier erſcheint ein Bouquet, eine Schleife, ein Juwel als ein liebliches Epigramm, dort als ein zweideutiges, das heißt unzweideutiges Aushängeſchild. Nicht ſelten bricht der natürliche Liebreiz ſiegreich durch eine Hülle, welche, lächerlich in jedem andern Falle, hier als das rührendſte Mißverſtändniß der Schneiderordnung des Tages erſcheint; ein andermal erregt ein Anzug im correkteſten Styl nur die Vorſtellung, daß dieſer Putz im Schranke ſehr artig ſeyn muß, und dem wahren Freund des ſchönen Geſchlechts thut es immer wohl, wenn der alleinzige Hut beſſer getragen wird, als der, welcher am ſelben Tage Vorgängern und Nachfolgern Platz macht. Immer iſt es aber die Harmonie oder Disharmonie zwiſchen dem natürlichen oder anerlernten Geſchick, der individuellen Eitelkeit, den Standesanſprüchen und Erfoderniſſen und den äußern Mitteln, wirklichen oder creditirten, was bald den befriedigenden Eindruck macht, wie ein gelungenes Kunſtwerk, bald ergözt, wie ein glücklicher Naturalismus, ein andermal den Spott, das Mitleid oder gar den Unwillen herausfordert.

Bekanntlich bietet ein hohes Gebirg in den warmen Landſtrichen gleichſam einen Auszug aus der ganzen Flora der Erde dar: am Fuße wuchert auf dem heißen Boden die ſaftigſte, üppigſte Vegetation in tauſend Formen; aber je weiter aufwärts an den Flanken des Gebirges, deſto ärmer, ernſter, einförmiger wird die Pflanzenwelt, und hoch oben am ewigen Schnee iſt die dürre Flechte am verwitternden Geſtein der verklingende Abſchiedsgruß der belebten Natur. Nach derſelben Abſtufung,

Digitized by Google

nur in umgekehrter Richtung, ſchrumpft, wie ſchon oben bemerkt, die Flora des weiblichen Putzes in den Ständen abwärts zuſammen, aber nur an ſich, keineswegs in der Erſcheinung. Nur etwa für die beiden Endpunkte trifft das Gleichniß in jeder Hinſicht zu. Die Gefährtinnen der Herren dieſer Welt ſind die Lilien, die nicht ſäen und nicht ernten, und ſich doch köſtlich kleiden; ſie bewohnen ein Feenreich, wo die freiwillig aufgeſchoſſene Saat von Sammt und Seide prachtvoll wogt und ſchwankt, Spitzen und Gaze in Caſcaden ſtürzen, Paradiesvögel durch die Wipfel ſchweifen und Juwelenkäſtchen wie reiſe Cocusnüſſe von den Bäumen fallen. Und dort, wo das heitere Reich der Mode an die kalte, farb- und formloſe Maſſe des Pöbels grenzt, nikt eine fahle Blume am Baſthut, wie die Zwergbirke an der Felſenſtirn, und der köſtliche Pekin mit dem ſchimmernden Relief verhält ſich zum Sonntagskleidchen mit dem gedruckten muntern Muſter, wie der Schmelz des ſaftigen Wieſenteppichs zu der Flechte, die die Steinwand wehmütig bunt malt. Aber in allen, zwiſchen dieſen Extremen liegenden Regionen herrſcht der raſtloſe Trieb, ſich zu einer reicheren Vegetation hinaufzuarbeiten, als die relative Höhe über dem Meer, das heißt die Tiefe unter der tonangebenden Salonswelt naturgemäß mit ſich bringt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Mitte Oktober.

Eiſenbahn. Ernte.

An einigen Stellen unſerer Eiſenbahn ſehen wir bereits Schienen gelegt; es ſcheint alſo endlich dennoch Ernſt werden zu ſollen. So läſſig und träge ging es bisher mit den Vorarbeiten, daß Mancher noch an der ganzen Unternehmung zweifelte, als er ſchon ſein ganzes Aktienkapital eingezahlt hatte. Es läßt ſich denken, daß dabei die Aktien im Courſe immer mehr ſanken, und ſie würden unter pari gekommen ſeyn, nachdem man ſie vorher mit 20 pCt. Agio bezahlt hatte, wenn das Verwaltungscomité nicht endlich vernünftigere Maßregeln ergriffen hätte, die darin beſtanden, daß man viele Arbeiter herbeiſchaffte, daß man theilweiſe Schienen legte, daß man die erſten Waggons kommen ließ, und endlich, daß man die Grundſtücke zwiſchen Hochheim und Mainz, die zur Bahn nothwendig ſind, acquirirte. Dies koſtete indeſſen große Opfer; denn in dieſer Gemarkung durchſchneidet die Bahn Grundſtücke, die den Beſitzern höchſt werthvoll ſind, weil auf ihnen ein Wein wächst, den man in guten Jahren faſt mit Gold aufwiegt. Hier wurden einige Strecken nöthig, für die die Beſitzer per Morgen 18,000 fl. forderten und durch eine ſpezificirte Rechnung darthaten, daß hier an eine Prellerei nicht zu denken ſey. Andere forderten Entſchädigung für den Schaden, den ihre Weinberge, die an die Eiſenbahn grenzen, durch den Dampf der Maſchinen erleiden werden. Hier galt es, raſch zuzugreifen und ſich bald zu verſtändigen; denn die ſtolzen Weingutsbeſitzer im Naſſauiſchen hätten ſonſt wohl täglich mehr gefordert, weil das Expropriationsgeſetz hier allerdings nicht gut anwendbar war. Nun iſt bis in die Nähe von Frankfurt faſt aller zur Eiſenbahn nöthige Grund und Boden acquirirt; allein dort ſoll es noch nicht gehen wollen. Die Leute geben dort ihre Felder als Bauplätze für Häuſer aus, und verlangen dafür enorme Summen. Hier ſehen wir nur reine Habſucht. Frankfurt, das ſo großen Nutzen von dieſer Bahn zu erwarten hat, oder vielmehr den alleinigen Nutzen, da die Bahn für Mainz höchſt wahrſcheinlich nur Schaden bringen wird, Frankfurt, oder vielmehr die einzelnen Grundbeſitzer ſollten ſich hier nicht ſo kleinlich-egoiſtiſch zeigen, und den Streifen Frankfurter Gebiet möglichſt billig zur Verfügung des Verwaltungscomités ſtellen. Man glaubt nun allgemein, die Bahn werde zu Ende des Jahrs 1839 ihrer ganzen Länge nach beendet ſeyn. Ich aber glaube, daß man gut thun wird, noch ein Jahr zuzugeben; denn zwiſchen Mainz und Wiesbaden iſt noch kein Anfang gemacht, und ſchon iſt der Winter vor der Thüre. — In unſerer Gegend, wo Feld- und Weinbau ſo blühend und faſt die einzigen Beſchäftigungen und Nahrungsquellen der Landleute ſind, verdient die Ernte vor Allem Beachtung. Was die Weinernte betrifft, ſo wird das Jahr 1838 ein ſchlechter Jahrgang in den Annalen der Weinbauer heißen. Zu wiederholten Malen wurde die Hoffnung getäuſcht: im Frühjahr durch Näſſe, im Sommer durch zu wenig anhaltende Wärme, im Herbſt durch zu früh eintretende Kälte bei mangelndem Regen. Durchgängig trägt der Weinſtock wenig Trauben, und von dem Wenigen iſt ein Theil nicht reif geworden und wird unreif erfrieren. Dasjenige jedoch, was reif geworden iſt, ſoll viel Süße und Kraft beſitzen. Somit dürfte die Qualität zwar beſſer als im vergangenen Jahre, allein die Quantität geringer als ſeit vielen Jahren werden. Im Gefolge dieſer Mißernte werden die vorhandenen Weinvorräthe nun beſſere Preiſe finden, und ſomit werden die Weinbauer theilweiſe für ihren diesjährigen Verluſt entſchädigt werden. Ob aber, wie ſich die Weinbeſitzer ſchmeicheln, dieſes Jahr der Rheinwein ſicherlich 25 pCt. aufſchlagen werde, bezweifle ich; denn noch ſind die Vorräthe von frühern Jahrgängen zu groß, noch immer iſt die Weinconſumtion, beſonders der Rheinweine, eher im Ab-, als im Zunehmen, und die Weinbeſitzer werden wohl thun, ſich mit einem geringen Aufſchlag zu begnügen und nicht eine abermalige Mißernte abzuwarten. — Anders verhält es ſich mit der Getreideernte. Während ganze Länder über das Mißrathen des Getreides klagen und ſich nach Zufuhren aus andern Ländern umſehen, waren wir am Mittelrhein äußerſt geſegnet, und die Scheunen und Speicher der Landleute ſind gefüllt. Weil dieſe jedoch aus der Noth in andern Ländern Nutzen ziehen wollen, zögern ſie mit dem Dreſchen und Verkaufen, und bei allem Ueberfluß ſehen wir oft unſere Märkte leer, oder müſſen Preiſe zahlen, als hätte es wenig gegeben. Der Bauer iſt jezt ſelbſt Spekulant, und er wird von den Getreidehändlern auf Koſten der Conſumenten unterſtüzt. Wirklich wird von unſerm Getreide Vieles nach Holland und England ausgeführt, und es iſt dabei nur das Gute, daß man an dieſen ausländiſchen Märkten unſer Getreide nur conſignationsweiſe zuläßt, ohne feſte Abſchlüſſe zu machen. Dadurch wird Mancher abgehalten, nach Holland und England Getreide auszuführen, und in Folge davon bleiben bei uns die Preiſe noch ſo ziemlich normal.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 40 u. Monatsregiſter Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 1. November 1838.

„Wo war des Kuſſes Boſket? Elyſiums Roſenhain? Wolmars
Fernſchloß? Ach! und wo ruht Juliens heiliger Staub?“
Jüngling, o forſche nicht weiter. Du ſiehſt, wie die Fackel der Wahrheit
Hier auch dem Sylphen des Wahns grauſam die Flügel verſengt!

Matthiſſon.

Reiſe- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

I.

Chillon.

Der Genferſee gleicht einem Janushaupte. Das ältliche Antlitz iſt dem Kanton Genf und dem Ausfluß der Rhone zugewandt, das jugendliche ihrer Einmündung und den durch ſie geſchiedenen Kantonen Waadt und Wallis. In den trotzigkecken Stirnfalten des Jünglings ſpucken allerhand verwegene, freiheitſprühende, kampfglühende, nach Caſemattenluft riechende Ideen; der blühende Teint und das rundliche, doppelkinnige, wohlhäbige Geſicht des Aeltern verkündet dagegen, daß es trotz der ſchwierigen Zeitläufte nicht ſo übel mit ihm ſtehe, daß er vielmehr mit der Welt soweit ganz wohl zufrieden ſey und ſich der jugendlichen Renommage und der damaligen Vergeudung hoher Worte etwas ſchäme. Ich kann mir ganz wohl denken, wie ein Mann in den ſogenannten beſten Jahren, zumal wenn die jährliche Rente ein ſtattliches Convoi von vier Nullen hat, ſich ganz wohl in dem ruhigen, manierlichen, etwas geleckten und prüden Genf oder deſſen Umgebungen befinden mag. Derjenige aber, welchem in beidem noch manches bis dahin abgeht, der Reiſende zumal wird mit mir der juvenilen Frontſeite den Vorzug geben. Von allen liebenswürdigen Zügen derſelben räume ich aber dem ſüßſchwärmeriſchen zwiſchen Vevey und Villeneuve den Vorrang ein.

Die Straße, welche beide Städte verbindet, macht einen Theil der großen, von Genf über den Simplon und großen Sankt Bernhard führenden aus. Der Eilwagen rollt auf der herrlichen Straße längs der Ufer des Sees, durchfliegt das reizende Rhonethal, und der Reiſende ſieht — ſo viel er verdient, d. h. wenig oder nichts, indem ein Theil der Tour bei Nacht durchmeſſen wird: er müßte denn mit Verſtand reiſen wollen und gleich mir jene wenigen Lieues zu Fuß machen.

Vevey ſoll diverſe Merkwürdigkeiten beſitzen, Springbrunnen und Getreidehalle, und Gott weiß was noch. Ich habe nichts von allen dieſen Herrlichkeiten zu ſehen verlangt und mich während meines dortigen Aufenthalts begnügt, mich aus der großen Zauberſchaale des Sees vom Morgen bis zum Abend zu berauſchen. Die Straßen ſind winklicht und eng, welches leztere bei hübſchen vis-à-vis — und an dieſen fehlt es hier gottlob nicht — ſeine Annehmlichkeiten hat. Dergleichen Blüthen ſproſſen aber dem Inquilinen, nicht dem Zugvogel, dem Wanderer. Dieſer freut ſich ſchon, wenn er bald hier, bald dort eine Bergkuppe gleichſam mit verlängertem Halſe über die Dächer hinweg in die Stadt gucken ſieht, oder

Digitized by Google

wenn ſich plötzlich ein Thorweg aufthut und ein himmelblaues Segment Genfer See mit einem dahinſchwebenden Segel zwiſchen Oleanderbluthen durch die ſchwarzen Mauerbogen in die Gaſſe hineinblizt. — Hart an Vevey, faſt Vorſtadt, liegt Tour de Peilz. Hafen, Graben und ein altergraues, im dreizehnten Jahrhundert erbautes Schloß, deſſen Mauertrümmer von den Wellen beſpült werden, hätten mich in ſchönheitsmagern Gegenden auf längere Zeit an den ſonſt inſipiden Flecken ketten können; hier durchſchritt ich raſch das Thor und eilte auf der von weißen Kalkmauern begrenzten Straße über Hügel und Thal in's Ferne. Meiner Ungeduld mochte wohl etwas von jener dunkeln Ahnung, welche die Schwalbe ſüdwärts zieht, zum Grunde liegen; war es doch die Schwelle der ſüdlichen Natur, welche ich hier überſchritt. In dunkler Bläue ſchaukelte ſich der See in ſeiner rauhen dunklen Felſenwiege; die Sonne glühte gegen die ſchimmernden Mauern, an welchen hurtige Eidechſen hinanſchlupften; die breiten Blätter der Maisſtaude ſchwankten glänzend im Winde; Weinreben kletterten die Wände entlang und umſpannen traubenbelaſtet die Spaliere, und Nußbäume breiteten ihre ſchweren Aeſte über die Landhäuſer — die Schweiz italianiſirte. Links vom Wege, am Fuß der höheren Bergkette und noch jezt im Beſitz der gleichnamigen Familie, brüſtet ſich das alte Schloß Chatelard in ſeinem maſſiven, feudalen Stolz, mit Zinnen und Thürmen; weiterhin aus umwaldetem, von Wein bekränztem Hügel die Veſte Blonay, ein rohes, ungeſchlachtes Viereck. Es theilt die Beſtimmung, welche den meiſten mittelalterlichen, ſich überlebenden Ritterſitzen zufiel, nämlich ihre Exiſtenz als Zuchthäuſer, Irrenanſtalten oder Pulvermagazine kümmerlich zu friſten. Blonay zog, ſo viel ich weiß, das leztere Loos. Zu den Fußen des Schloſſes liegt Clarens, das Clarens der ſchönen Julie d'Etanges.

In weſſen Ohr hallten nicht noch die Warnungen vor Rouſſeaus Heloiſe aus der Jugendzeit wieder? Wer hätte nicht gleich mir die älterliche oder vormündliche Douane hintergangen und um Mitternacht mit froſtverklommenen Händen und klappernden Zähnen den verbotenen Apfel verſchlungen, bloß um ſich ernüchtert nach dem Schlußcapitel zu fragen, wo denn eigentlich das Hochgefährliche im verpönten Buche ſtecke? La nouvelle Héloïse iſt auch eine von jenen nutzloſen Warnungstafeln, mit denen Erzieher unſere Jugendpfade bedornen. Ohne jenes Verbot fiele es keinem jungen Mann, keinem Mädchen ein, in den ziemlich gedehnten Roman auch nur einen Blick zu werfen, und das verborgene, tiefliegende Gift gleitet unſchädlich von ſchuldloſen Herzen ab; für diejenigen aber, welche es hieraus zu koſten verſtehen, iſt die Doſis nach den vorhergenommenen doch allzu ſchwächlich.

Clarens iſt einer von denjenigen Namen, welche die ihnen von Poeten gewobene Aureola ſo lange bewahren, bis die Wirklichkeit ihre nüchternen Rechte geltend macht und die ſchöne Fata-Morgana auflöst. Es geht dem ziemlich dürftigen Dörfchen wie den meiſten Gentillâtres der Jeztwelt — der Name iſt an ihnen das Beſte. Bejahrte Leute wollen ſich noch eines ſchönen Kaſtanienwaldes erinnern, welcher vordem das Dorf umgurtete und die ſchöne Folie von Clarens geweſen ſeyn ſoll; jezt iſt er von Weinreben verdrängt. Ausgeſpannte Netze, Fiſchreuſen, an's Land gezogene Kähne bedecken den Strand. Nichts erinnert an die Baronie d'Etanges, an jene glücklichen Unglücklichen, als ein im Winde ſchwankendes Wirthshausſchild mit der Unterſchrift: „Bouquet de Julie. Auberge.“ Darüber iſt zu beiden Seiten der Tafel ein Park mit regelrecht beſchnittenen Hecken gemalt, in welchem Saint-Preux halb auf den Knien vor Julie liegt und ihr mit zugeſpizten Fingern einen Blumenſtrauß überreicht. Weßhalb Rouſſeau demnach Clarens den Vorzug vor ſo vielen ſchöneren Ortſchaften des Genfer Sees gegeben hat, bleibt, ſo lange man nicht den Euphon des Namens in Anſchlag bringen will, räthſelhaft. Nur ein ähnliches Motiv konnte ihn bewogen haben, St. Preux nach Meillerie, von wo aus er auch nicht eine Haarſpitze ſeiner Geliebten erblicken konnte, zu verſetzen. Das einzige vis-à-vis, von welchem aus der Liebhaber allenfalls hätte lorgniren können, wäre le Boveret geweſen; das klang freilich nicht ſo romantiſch. Wie ſchnell aber vergißt ſich jene Myſtifikation über den wunderbaren Bergen, die ſich dem Ufer mehr und mehr nähern, über jener originellen Spitze, la dent de Jaman genannt, welche kauſtiſch wie ein Witzwort aus der Felskette hervorbricht, über den Vorbergen der Tour d'ai, die über Villeneuve und deſſen Pappeln thront, über der ſchneebeladenen Dent de la Cornette auf dem linken Rhoneufer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Wir haben den Putz der modiſchen Welt in ſeinen Abſtufungen mit der Flora eines mächtigen Gebirgsſtocks verglichen und gezeigt, daß die wenigſten Stände mit der natürlichen Vegetation ihrer Region zufrieden ſind, ſondern ſich im Aeußern um jeden Preis das Anſehen größerer Fülle und Ueppigkeit zu geben ſuchen. Dieſer faſt Alle beſeelende Wetteifer im Dienſt des Luxus und

der Mode erſcheint aber als ein Kampf mit der Natur, welcher, ernſtlich und umfaſſend geführt, die meiſten zu ſehr erſchöpfen müßte, und ſo beſchränken ſie ſich für den oſtenſiblen Theil des Putzes auf die künſtliche Blumenzucht. Man wendet den beſten Dünger auf das Treiben von Hüten, Shawls und modiſchen Zeugen, und Frauenzimmer, deren ſonntägliches oder überhaupt öffentliches Auftreten mit ihrem Habitus am Werktag oder im Familienkreiſe in auffallendem Widerſpruche ſteht, gleichen einem Tannengehölze oder Hanfacker, aus dem man unmittelbar in ein Treibhaus tritt, wo die Kinder einer wärmern Zone, Piſang und Mimoſen, hinter Scheiben kränkeln. Unter dieſen Umſtänden muß nicht ſelten die Blumiſtik dem Ackerbau Eintrag thun; über dem Putz, den man haben will, leidet der Stoff, den man haben muß, und der Anſtand, den man ſich geben möchte, verderbt gar oft den, den man hat.

Dieſes raſtloſe Ringen nach Eleganz oder doch dem Schein derſelben äußert ſich nun aber in der großen Mehrzahl der Stände nach ſehr verſchiedenen Graden und Arten. Es kommt dabei darauf an, was man ſich Alles, poſitiv und negativ, erlaubt; ob man geradezu mit dem blindeſten Empirismus aller Methode entſagt hat, oder ſich von einer gewiſſen Philoſophie der Tracht leiten läßt; ob man irgend eine neu aufkommende Form rückſichtslos an ſich reißt, oder ob man ſie, wo nicht prüfend an die eigene Perſönlichkeit hält, was ſo ſehr ſelten geſchieht, ſo doch bedenkt, welche Reformen im übrigen Anzug der Neuerung entſprechen müſſen. Dieſes Moment erklärt beſonders den oft ſeltſamen Weg, auf welchem eine neue Modeordonnanz in den verſchiedenen Ständen zur Ausführung kommt: dies geſchieht oft durchaus nicht gleichförmig von oben nach unten, ſondern in barocken Sprüngen. Nur Ein Beiſpiel. Die Damenhüte ſind gegenwärtig ſehr compendiös: ſchmaler Schild, in Form eines Heiligenſcheins weit herablaufend, niedriger Kopf, wenig Band; Blumen und Federn tief abwärts, zur Seite geſteckt. Als dieſe Form plötzlich aufkam, hatte ſie Hüte von ziemlichem Umfang zu verdrängen. Wer nun, einzig auf die Form erpicht, an ſummariſches Verfahren gewöhnt iſt, hatte ſich raſch einen kleinen Hut aus dem alten großen zugeſchnitten und denſelben ſiegreich aufgeſtülpt. Mancher höher geſtellten Frau war es vielleicht nicht gegeben, ſo flink zu ſeyn, weil ſie ſich nur neue Hüte anſchafft, und ſie überdem nicht nur mit dem Kopf, ſondern auch mit dem übrigen Anzug, ſo weit er um dieſelbe Zeit Modifikationen erlitten, in die Mode kommen wollte. So kann es ſich ereignen, daß eine Mode von den niedrigſten Ständen keck aufgegriffen wird und gerade deßhalb ſchnell wieder verſchwindet, während mittlere Stände erſt noch Anſtalten machen, ihr mit Beſonnenheit zu folgen. Etwas der Art kann im gegenwärtigen Augenblick mit den Seideshawls begegnen. Die vorherrſchend ſchwarze Mantille hatte ſich raſch über die ganze weibliche Welt verbreitet. Die Zähigkeit, womit ſich dieſes Kleidungsſtück geraume Zeit trotz der größten Vulgarität erhielt, war ein Beweis, wie gut es kleidete und wie ſehr die meiſten Geſtalten ihre Rechnung dabei fanden. Die glückliche, graziöſe Form war dabei ſo ſehr das Entſcheidende, daß die ariſtokratiſche Abſtufung nach Koſtbarkeit des Stoffs und der Beſetzung dagegen kaum in Betracht kam. Kommt es aber je einmal vor, wie hier, daß Wohlanſtändigkeit und Bequemlichkeit einer Mode das Leben friſten, ſo bleibt die Reaktion doch nie zu lange aus. Man ſchien ſich indeſſen von dem Bedürfniß einer leichten, nach Umſtänden bloß umſchreibenden, oder auch wärmenden Bekleidung der Schultern und Arme nicht losmachen zu können, und ſo ſchlug die hübſche Mantille, faſt ausnahmsweiſe, nicht in ihre Negation um, ſondern nur in den unſchöneren, platteren Seideſhawl. Vom Spätſommer an galt es für vornehmer, Shawls von Tafft und Atlas, ſchwarz, roſenfarb, weiß, ſtrohgelb, mit Spitzen beſezt, zu tragen, und jezt iſt ein Shawl von glacirtem, ſchillerndem Atlas das „Diſtinguirteſte;“ aber in Paris ſelbſt prophezeit man ihm kaum eine längere Exiſtenz als einem Chriſtiniſchen General. Nun weiß man aber, daß es Leute genug gibt, die ſich haſtig eines ſolchen Modeprachtſtücks bemächtigen und ſich damit ohne Weiteres in den Meridian der Eleganz gerückt glauben, wie der Knabe, der einen Federbuſch aufſteckt, ſich flugs zum Soldaten phantaſirt. Manches Weib dagegen, das denn doch gewohnt iſt, ſich etwas harmoniſcher und vollſtändiger zu equipiren, kommt nicht dazu, dieſes Mittelglied zwiſchen ihrer ehrlichen Mantille und einer künftigen Form, von der die Götter ſelbſt nichts wiſſen, zu berückſichtigen. — Es wird Mode, Fächer und diminutiven Sonnenſchirm, oder Marquiſe zugleich zu führen; und es könnte leicht ſeyn, daß eine Hand, welche mit Federwiſch und Kochlöffel Beſcheid weiß, ſich zu jenem Kunſtſtück befähigter fühlte als manche zartere Hand, die vorzugsweiſe darauf eingeübt iſt, die Blätter eines Romans umzuwenden.

Der Zweck, den jedes Weib mit ihrem Anzug erreichen will, und deſſen ſie ſich nur mehr oder weniger bewußt wird, iſt, in ihrem Kreiſe und über denſelben hinaus zu gefallen. Der Geiſt, welcher das von der Sitte gebotene Material beherrſcht und ordnet, muß dabei das Beſte thun, und bei allem Drängen und Haſchen nach Pracht und Raffinerie ſagt den Meiſten doch der Inſtinkt, daß in den Augen, auf welche die ganze Maſchinerie vorzugsweiſe berechnet iſt, in den männlichen, Alles darauf ankommt, wie dieſer Staat getragen wird. Die Eleganz im weiteſten Sinne iſt kein eſoteriſcher Kultus, zu deſſen

Pontificat nur gewiſſe Kaſten berechtigt und befähigt ſind. Der Sinn für wahre Eleganz und die Befähigung, dieſelbe zur Anſchauung zu bringen, iſt ſicher unter den Individuen ſo ungleich und unter den Ständen ſo gleich vertheilt, als die poetiſche Anlage, und die Fülle der äußern Mittel thut dabei ungefähr nur ſo viel, als beim Genie die Bildung. Dieſen Grundſatz haben wir bei dieſen Betrachtungen über das Coſtum immer feſtgehalten. Es könnte aber doch ſcheinen, als hätten wir im obigen muntern Excurſe in ariſtokratiſcher Geſinnung vorzugsweiſe der Weiber ſpotten wollen, welche nicht im Stande ſind, ſich als geborene Prieſterinnen des Götzen der Mode in behaglichem Luxus zu wiegen und alle eiteln Gelüſte des Herzens zu befriedigen. Allein wenn es uns um Spott zu thun wäre, ſo möchten gerade leztere den paſſendſten, vielleicht ſelbſt den reichſten Stoff bieten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Eiſenbahn. Wein. Bier.

Das fortdauernde, ſichtbare Vorwärtsſchreiten der Eiſenbahn zwiſchen Dresden und Leipzig gehört immer noch zu den gangbarſten Geſprächsgegenſtänden. Der Fahrt mit dem Dampfwagen von Leipzig bis Wurzen iſt nun auch die von hier aus bis nach Oberau bei Meißen gefolgt, wohin der dort beginnende, noch nicht ganz vollendete Tunnel für jezt das Ziel ſezte. Zugleich hat ſich zwiſchen Oberau und Wurzen interimiſtiſch ein Etabliſſement von Stellwagen eingerichtet, ſo daß der Reiſeluſtige, mit Benutzung derſelben und der an den beiden Endpunkten beſtehenden Stücke Eiſenbahn, ſeinen Zweck, Leipzig oder Dresden zu beſuchen, ſchon jezt ſchneller und viel wohlfeiler als früher zu erreichen vermag. Mit der zunehmenden Ueberzeugung des Publikums von der ungemeinen Wichtigkeit des Verbandes der entfernteſten Gegenden durch die Eiſenbahnen verlautet auch der Wunſch immer mehr, daß die möglichſte Wohlfeilheit die ſo wünſchenswerthe Sache befördern möge. Im Allgemeinen iſt wirklich die Wohlfeilheit jeder neuentſtehenden Eiſenbahn ſowohl zu Sicherung ihrer eigenen Exiſtenz, als zu Beförderung des ganzen Eiſenbahnſyſtems, deſſen möglichſt vervollſtändigte Ausführung auf jede einzelne dieſer Bahnen wohlthätig zurückwirken muß, anzurathen. Allerdings gelingt es den Eiſenbahnen leicht, durch eine unbedeutende Herabſetzung der ſeitherigen Preiſe des Fuhrwerks mit Pferden den größten Theil derjenigen Paſſagiere an ſich zu ziehen, denen die Nothwendigkeit das Reiſen auferlegt; allein ſchwerlich dürfte auf allen Eiſenbahntouren der Ertrag aus dieſen nothwendigen Reiſen allein zu Deckung der Koſten und fernern Unterhaltung der Anſtalt fortdauernd ausreichen. Es muß daher bei ſolchen Unternehmungen die Spekulation hauptſächlich auf ſolche Intereſſenten mit gerichtet ſeyn, denen es nicht einfallen würde, eine Reiſe zu machen, fühlten ſie ſich nicht durch die geringen Koſten dazu angelockt. Und der Reiz, entfernte, aber des theuern Fortkommens wegen Vielen ganz unzugänglich geweſene Gegenden in ſehr kurzer Zeit um einen Spottpreis beſuchen zu können, iſt gewiß groß genug, um der Eiſenbahn eine unglaubliche Zahl von Theilnehmern zu erwerben und zu erhalten. — Mit der von hier aus eröffneten Eiſenbahnfahrt hat ſich eine neue Reſtauration in dem vor dem Leipziger Thore gelegenen Bahnhofe ſelbſt gebildet, welche ſich eines ganz ungewöhnlichen Menſchenzuſammenfluſſes erfreut. Beſonders pflegt an Tagen, wo dort Concerte gegeben werden, ſowohl der neuerbaute, ſehr große und geſchmackvoll dekorirte Saal, als auch der daranſtoßende, außerordentlich geräumige freie Platz mit Gäſten überfüllt zu ſeyn. Die neue Anſtalt verdient auch dieſe vorzügliche Gunſt in mehrfacher Hinſicht, weil die immer hinreichend vorhandenen Speiſen, Getränke und Erfriſchungen von empfehlender Qualität zu ſeyn pflegen. Einen beſondern Reiz bietet vielen Theilnehmern die Abfahrt und Ankunft der anſehnlichen Wagenreihen nach und von Oberau. Jede dieſer Wagenreihen, von denen Nachmittags zwei auf Einmal in Gang geſezt werden, enthält acht bis zehn Wagen.

Alle Hoffnung auf eine günſtige Umänderung des Wetters war bereits längſt aufgegeben, als im erſten Viertheil des vorigen Monats doch noch ein gänzlicher Umſchwung plötzlich eintrat. In Folge deſſelben genießen wir nun noch im Herbſte einer Wärme, welche wir den größten Theil des Sommers entbehren mußten. Vor einem Monat noch wäre man ausgelacht worden über den Glauben an die Möglichkeit der Reife der Trauben, und jezt iſt es ziemlich ausgemacht, daß ſogar zu einem guten Weinjahre nichts fehlen wird als — der Wein. Nach der Verſicherung von Weinbergsbeſitzern haben in der That die ſonnigen Septembertage, und beſonders auch die für die jetzige Jahreszeit ungewöhnliche Wärme der Nächte die Trauben, welche die Fröſte im Frühjahr übrig ließen und die kalte Witterung der Sommermonate völlig zurückgeſezt hatte, ſeitdem zum Verwundern vorwärts gebracht. Nur ſind dieſer Trauben leider ſo wenige, daß der Ertrag von keiner Bedeutung ſeyn kann. Schon das aber hat für den ärmern Theil der Weinbergsbeſitzer großen Werth, daß unter ſolchen Umſtänden das neue Holz der Rebe zur Reife gedeihen wird. Wir leben freilich in keinem eigentlichen Weinlande, und Meißens Rebe wird immer nur eine untergeordnete Rolle ſpielen. Deſto breiter aber macht ſich nachgerade das Bier, und gewinnt durch zweckmäßige Bereitung der Herrſchaft des Weins immer mehr Terrain ab. Außer dem Waldſchlößchen, deſſen nach bayerſcher Art bereiteter Gerſtenſaft ungemein gute Geſchäfte macht, gedeiht noch eine ähnliche Brauerei in dem benachbarten Dorfe Medingen, und ſo eben iſt man auf einem vor dem Falkenſchlage gelegenen Grundſtücke, das Feldſchlößchen genannt, mit Anlegung von Felſenkellern zu einem gleichen Unternehmen beſchäftigt. Nebenher hat dieſe neue cerevisialiſche Betriebſamkeit auch mehreren unſerer gewöhnlichen Stadtbrauereien einen Sporn in die Seite geſezt, ſo daß ihr, wenn ſchon ſchwächeres und mithin wohlfeileres, aber verhältnißmäßig ebenfalls gutes Produkt in gleicher Weiſe gerechte Würdigung und Abnahme findet. Wenn uns daher auch die Natur in hieſiger Gegend mit dem Wein im Stiche laſſen ſollte, ſo iſt doch, mehr als je zuvor, Ausſicht vorhanden, daß die Kunſt nicht verſäumen werde, uns mit dem etwas maſſiveren Troſte guten Biers hinreichend unter die Arme zu greifen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. November 1838.

— Desinat
Memorare mores mulierum.
Plautus.

Moden.

(Fortſetzung.)

Bei den wohlhabendſten und materiell eleganteſten Weibern ſtehen die innern und die äußern Mittel ſo häufig und ſo ſtark im Mißverhältniß als im Schooße der Dürftigkeit, nur umgekehrt. Unzulänglichkeit in beiden Rückſichten, Mangel an Takt und Geſchick neben beſchränkten Mitteln bringt, wenn man ſich damit auf das Eis der Eleganz wagt, zu wehmüthige Erſcheinungen hervor, als daß man es über ſich bringen könnte, die Geißel dagegen zu ſchwingen. Das entſchiedene Talent dagegen, durch verſtändig angepaßte Form und glückliche Haltung die Blößen des Stoffs zu decken, aus nichts etwas, und aus wenig viel zu machen, iſt wenigſtens für männliche Augen ſo angenehm, daß es ſchwerlich einer andern komiſchen Behandlung fähig wäre, als einer ſolchen, wobei man dergleichen improviſirende Grazien ſiegreich denen gegenüber ſtellte, welche ihre ganze Kleiderpoeſie gemacht überkommen. Ferner der eitle Leichtſinn bei relativer Dürftigkeit, der keck nach dem ſcheinbar Unerreichbaren greift und im Lügen von Opulenz und Vornehmheit die Meiſterſchaft hat, welche Horaz dem Poeten zuſchreibt, qui pectus inaniter angit; die geniale Koketterie, welche durch tauſend Mittel, erlaubt und unerlaubt, einem zierlichen Körper eine glänzende Hülle zu ſchaffen und ſie mit Vortheil zu tragen weiß — dieſe Erſcheinungen ſind allerdings ſatiriſch zu behandeln, aber am Ende doch nur mit galligter, ſittenpredigeriſcher Laune anzugreifen, die nicht unſer Geſchmack iſt. Aber prahleriſcher Reichthum, der hier mit der innern, dort mit der äußern Bildung in mehr oder minder ſchreiendem Contraſte ſteht; beringte und befiederte Hoffahrt bei einem weniger als mittelmäßigen Antheil von Takt und Geſchmack, dieſer gemeinen Mitgift des Geſchlechts; ein roher, jede Neuerung grell und plump reproducirender, und gelegentlich Farben, Formen und Gattungen barbariſch vermengender Luxus; Perſonen, bei denen auf köſtlicher Seide das köſtlichere Juwel, und das verwunderliche Wort und die befremdende Geberde zuſammen fluchen und ſchwören, wie ſich der Franzoſe ausdrückt; Figuren, um welche, ſo lange ſie ſich nicht bewegen, die Gaze ſo maleriſch geworfen bleibt, wie die Draperie um die Modellpuppe — hier iſt es ſchwer, keine Satire zu ſchreiben. Oder vielmehr, es iſt nur ſchwer, dem Lachen oder dem Unmuth über ſolche Widerſprüche und Sünden zu gebieten, denen man, wohlgemerkt, keineswegs *nur* in den Kreiſen der Geldariſtokratie und der ſogenannten Parvenus begegnet. Das Schreiben der Satire ſelbſt aber möchte ſeine eigenthümlichen

Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten haben, ſofern nicht etwa das Laſter der Koketterie an ſich zu geißeln, ſondern nur die intellektuellen und materiellen Vortheile und Mängel, wie ſie beim öffentlichen Auftreten des Geſchlechts im Conflikt erſcheinen, zu ſchildern wären.

In einem frühern Artikel iſt der Verſuch gemacht worden, einige Phaſen der männlichen Eleganz in Porträts flüchtig zu zeichnen. In dieſer Manier nun auch die Schwächen der weiblichen Eleganz zu behandeln, wäre nicht nur an ſich für einen Mann ungleich ſchwerer, er könnte auch damit ſehr anſtoßen, deſto mehr, je ſorgfältiger er ſeine Farben miſchte und je naturgetreuer die Schilderungen ausfielen. Denn es iſt wohl zu beachten, daß beide Fälle durchaus verſchieden ſind. Beim Weibe iſt die immer wache Aufmerkſamkeit auf Anzug und Haltung, die ſelbſtgefällige Repräſentation ein natürlicher Trieb; es iſt in gewiſſem Maaße eine Tugend des Weibes, ſeine Offenſivwaffe, wie die Schaam ſeine Defenſivwaffe. Beim Mann iſt ſolche Aeußerlichkeit, ſolch ſtetes Bewachen ſeiner ſelbſt zum Zwecke des Imponirens immer eine Schwachheit, es artet oft zum unerträglichen Fehler aus, und durch einen Grad von Koketterie, der manches Weib hebt und verſchönert, wird der Mann, jung oder alt, unausbleiblich geſchändet. Auf die Gecken kann man nicht hart genug ſchlagen: das Individuum, das ſich getroffen fühlt, muß noch ein ſüßes Geſicht dazu machen, weil es den Schluß auf ſich ſelbſt nothwendig ablehnt oder ignorirt. Es könnte aber zur Grauſamkeit werden, wenn man weibliche Figuren, als Repräſentanten gewiſſer Schwachheiten im äußern Auftreten, ausmalen wollte. Hier träfe der Spott meiſtens nicht Unnatur und Narrheit, ſondern innere Beſchränktheit und äußere Beſchränkung. Ob man der einen in dramatiſcher Scenerie gar zu augenfällig vorſtellte, daß ihr koſtbarer Staat das Löwenfell in der Fabel iſt, und etwa der Styl, in dem ſie dieſen Staat beſpricht, oder in dem ſie den Fächer führt, die Rolle der verrätheriſchen Ohrſpitze ſpielt; oder ob man der andern vorrückte, wie aus dem heitern Schmuck, den ſie ſcheinbar mit der leichten, ſichern Hand des Verſtandes und des Geſchmacks um ſich ausgebreitet, gelegentlich die ſaure Mühe ehrgeiziger Armuth blickt — beides und alles Aehnliche thäte gleich wehe: es verletzte das Weib in ſeinem Innerſten, das heißt in ſeinem Aeußern, das der unmittelbare Spiegel ſeines Innern iſt. Wir gehen ſomit der Verſuchung, eine Reihe weiblicher Figuren auftreten zu laſſen, gerne aus dem Wege und wenden uns zu Allgemeinerem.

Doch Ein derber, unmittelbar aus dem Leben gegriffener Zug mag hier ſtehen; im Gemälde ſelbſt wäre er als Pinſelſtrich gar nicht anzubringen, gerade weil es ein Faktum, und als ſolches unwahrſcheinlicher iſt als eine glückliche Fiktion. Eine längſt in Gott ruhende Dame, in niedrigem Stande geboren, aber mit ſeltenem Reize begabt, war die Gemahlin eines hochſtehenden Mannes geworden. Sie hatte ſich ſchon geraume Zeit in dieſen höhern Sphären bewegt, und ſich mit größter Leichtigkeit in das ganze Syſtem der Eleganz eingearbeitet, als ſie eines Tags in eine Modehandlung trat und ſich Putzhüte zeigen ließ. „Befehlen die gnädige Frau,“ fragte der Commis auf der Leiter, „hier den Roſahut, oder dort den Lilahut zu ſehen?“ — „Nein,“ erwiderte die Dame, ihre idiotiſche Form für „geld“ in's vornehme Romaniſche transponirend, „geben Sie mir dort den G e e l a hut.“ Freilich fühlt nur ein ſüddeutſches Ohr die komiſche Kraft dieſer Naivetät.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

An dem Höhenzuge klebt das reizende Pfarrdorf Montreux und lauſcht aus dem üppigen Grün der durch den Felſen vor dem Nordwind geſchirmten Kaſtanienbäume. Gedeiht doch in dieſem begünſtigten Winkel ſelbſt der Mandelbaum, und ſogar die Granatenſtaude, um unter freiem Himmel Blüthen und Früchte zu treiben. Montreux (oder le village des Planches) iſt das liebenswürdigſte Aſyl, welches ich einem glücklichen Brautpaar für ſeinen Honigmonat anempfehlen möchte. Werden ihm dort ſolche halcyoniſche Tage zu Theil, wie mir deren einer bei meiner Fußwanderung zu Theil wurde, wo kein Wölkchen über das transparente Himmelszelt ſchwimmt und die Sonne in breiter Straße auf den Wellen flammt, wo hier und dort ein Kahn luſtig über den See gleitet und große weiße Möven, hier bijoux genannt, ſchaarenweiſe auf den einzeln hervorragenden Klippen ruhen, ſo wird es mir für meinen Rath Dank wiſſen. Dann aber wandle es noch nach der herrlichen, etwas entfernt von Montreux liegenden alten Kirche, deren gothiſcher Chor von üppigem Epheuſchleier verhängt iſt, und ruhe unter den hundertjährigen vollen Nußbäumen, welche das Kirchendach überſchatten. Die Glücklichen mögen über die Azurfläche des Leman auf die ſavoyiſchen Berge hinüberſchauen, oder auf die belebte Straße zu ihren Füßen, auf die reichen Weingärten mit dem gewandten, friſchen, frohen Völkchen ihrer Bebauer, ſie mögen dem Wohlklang ihrer Sprache lauſchen, und ſie werden in Poſas Ausruf: „O Gott, das Leben iſt doch ſchön!“ einſtimmen.

Digitized by Google

Hinter Vevteaux ſenkt ſich die Straße; ſchroffe Felſen, deren Wände dichte Vorhänge von Schlingpflanzen bedecken, verengen ſie zur Linken, der See, welcher ihren Fuß bespült, zur Rechten. Der Schlüſſel dieſes Hohlwegs iſt Schloß Chillon, welches, ſchon von Lauſanne aus ſichtbar, bei den verſchiedenen Krümmungen der Straße hin und wieder hervortaucht, um wieder hinter Stein und Wald zu verſinken. Auf eine in den See vorſpringende Klippe erbaut, hat das Schloß viel Aehnlichkeit mit der Pfalz bei Kaub, und gleich ihr den mächtigen viereckigen Thurm in der Mitte, um welchen ſich die hohen, von Schießſcharten durchbrochenen und von Epheu umrankten Mauern mit ihren Kleedthürmchen reihen. Und wenn gleich der Zutritt weniger erſchwert iſt als derjenige, welcher zu der Kaiſerpfalz führte und durch welchen die deutſchen Kaiſerinnen ſich zwängen mußten, ſo oft ſie ſich, um mit Jean Paul zu reden, in andern Umſtänden als das Reich, in geſegneten nämlich, befanden, ſo iſt er doch auf eine Zugbrücke beſchränkt, welche allabendlich heraufgezogen wird, um die beiden Gensdarmen, Wächter des Schloſſes, die Familie des Kaſtellans und die Pulvervorräthe, welche jezt die obern Stockwerke einnehmen, gegen etwaige ſavoyiſche Flüchtlingsexpeditionen zu ſchirmen.

Es war die Frau des Schloßvogts, eine lebhafte, ſpirituelle Franzöſin, welche ſich der Mühe unterzog, mich mit den Denkwürdigkeiten Chillons bekannt zu machen, und ihrem Munde verdanke ich die hiſtoriſchen Notizen, mit denen ich meine Skizzen ausſtaffire. Eine weitläufige, mit Lithographien geſchmückte Beſchreibung, welche unter ihrer Aegide erſcheinen ſollte, befand ſich leider noch unter der Preſſe, und auf dieſe verweiſe ich meine Nachfolger. Meinem Gedächtniſſe vermochte ich nur die wenigen, im Uebrigen nichts weniger als neuen Notizen einzuprägen, daß das Schloß 1238 von Amadeus IV, Grafen von Savoyen, erbaut worden, daß es im 15ten Jahrhundert von den Bernern erobert wurde und längere Zeit die Reſidenz der Baillis von Vevey war, bis es 1733 zum Staatsgefängniß umgewandelt wurde, zu dieſem Zwecke bis zur Revolution von 1796 diente, und jezt als Arſenal dem Waadtlande dient.

Wir ſtiegen in die unterirdiſchen Gewölbe hinab, zuerſt in die durch fünf Säulen getragenen, gewölbten Kaſematten, und aus dieſen in die vormalige, ſtockfinſtere Richtſtätte. Mein von der Tageshelle geblendetes Auge konnte nichts unterſcheiden; die Kaſtellanin empfahl mir jedoch eine viertelſtündige Geduld, und reichte mir hülfreich ihre leitende Hand durch die Irrgänge. Ich bemerke parenthetiſch, daß die Dame, obwohl, wie bereits bemerkt, aufgeweckt und wohl unterrichtet, doch nichts weniger als verführeriſch war, und ich mich demnach ohne Gefahr mit ihr in das nächtliche Graus wagen durfte. Ich betrat den Kerker. Der Fußboden liegt um mehrere Fuß tiefer, als die Fläche des Sees, und nur durch einige ſchmale, Schießſcharten ähnliche Oeffnungen fällt ein ſpärliches Licht in das alte, von ſieben Säulen getragene Gewölbe. Fortwährend an den Arm meiner Ariadne geklammert, ſtolperte ich über Stein und Trümmer bis in den hinterſten Winkel, ließ mich auf eine Bank ſchieben und wartete, bis ſich meine Pupille allmählich mit der Dunkelheit befreunde. Die Vorausſetzung der Kaſtellanin bewies ſich als begründet. Die gigantiſchen Säulen, die Wölbungen traten gemach aus den Schatten und färbten ſich mit anfänglich blaſſem, allmählich roſiger werdendem Lichte. Der Reflex der im See ſich badenden Sonne ſpiegelte ſich an den Spitzbogen ab, glänzte im minutenſchnellen Wechſel alle die wunderbaren Schimmer der Waſſerfläche nach, ſchwand, ſtrahlte wiederum heller, ſchillerte das tief dunkle Grün des Waſſers, deſſen durchſichtiges Blau Labrador gleich nach. Es war ein wunderherrlicher Anblick, von dem ich das Auge nicht verwenden konnte. Nur die zauberiſche blaue Grotte von Capri bot mir ein ähnliches Schauſpiel dar, und wenn gleich ihre Decke ein tieferes Blau abglänzt, ſo vermag ſie doch nicht den phantaſtiſchen, alle Farben des Regenbogens durchfliegenden Schmelz des Kerkers von Chillon wiederzugeben. Vor einer der Fenſterlucken wurzelte eine Neſſel. Vom Winde bewegt, malte ihr Schatten die groteskeſten Geſtalten auf die graue Folie des Felſens, und erheuchelte ein wunderſames, geſpenſtiſches Leben in der Grabeseinſamkeit. Wenn der See vom Abendroth erglüht, dann färben ſich die Gänge mit Purpurgluth, und jene Neſſel ſcheint einer züngelnden Flamme gleich die Mauer zu lecken. In die Zellen der Gefangenen, welche früher Mauern zwiſchen den Pfeilern ſchieden, fiel nur jener Abglanz der verſinkenden Sonne. Einer der mittleren Kerker wird als das Gefängniß Bonnivards, des edelmüthigen Vertheidigers der Genfer Freiheit, genannt. Noch zeigt man den Eiſenring, an welchem er ſechs Jahre hindurch geſchmachtet, und die in's Geſtein gewezten Spuren ſeiner Ketten. Die Säule iſt mit den Namen der ſpätern Beſucher bedeckt. Unter den bekannten zeichnen ſich die von Alexander Dumas, Cooper und Byron aus. Bonnivards Geſchick war aber dem Sänger der Prisoners of Chillon, troz ſeines mehrtägigen Aufenthalts im Schloſſe, unbekannt geblieben, und die Gefangenen, deren Seufzer er uns vernehmen läßt, ſind nur Kinder ſeiner Phantaſie.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Sommerliche Entvölkerung. Neue Bauten.

Obgleich wir kein Parlament haben, das Sommers aus einandergehen kann, und dem die Stadt auf's Land ſolgt, auch keine pontiniſchen Sümpfe, die uns nach Neapel treiben, greiſt die Sitte doch mehr und mehr um ſich, Berlin im Sommer zu verlaſſen. Wer es möglich machen kann, eilt aus dem Thor zu kommen, und die Sommerwohnungen genügen ſchon nicht mehr. Ich ſchreibe Ihnen da etwas ſehr Altes, mögen Sie ſagen; aber in der Ausdehnung hat ſich die Auswanderung doch ſonſt nicht gezeigt. Bis Frankreich, Italien und Griechenland bringen zwar nur einzelne Beglückte; aber zählen Sie die Fremdenliſten in den deutſchen Bädern und Gebirgen. Die verhältnißmäßig überwiegende Zahl ſind Berliner. Ein Gaſthalter in einem renommirten Wirthshauſe jenſeits des Thüringer Waldes erklärte mir, nächſt den Engländern wären die preußiſchen Beamten, namentlich aus Berlin, ſeine Hauptkunden, und ihr Zug mehre ſich mit jedem Jahre. Nach Norwegen und Schweden ſtrömen alljährig Wißbegierige von hier in nicht kleiner Zahl, beſonders Offiziere unſerer Garde. Das halbe Sommer-Helgoland iſt eine Berliniſche Colonie, obgleich unſer Jordan, der neue Helgolander Maler, noch nicht auf den Einfall kam, ſeine landsmänniſchen Phyſiognomien in Contraſt zu bringen mit den urkräftigen der Inſulaner, wie er ſie uns vorführt. Alle übrigen Nord- und Oſtſeebäder wimmelten von unſern Einzüglingen, zumal vom ſchönen Geſchlecht. Endlich iſt das faſt vergeſſene Freienwalde in den lezten Jahren von Berlin aus nicht allein ſommerlich be- und übervölkert worden, ſondern es haben ſich auch Coloniſten von hier dort angeſiedelt, und bauen ihre Villen auf den grünen Bergen und in den grünen Thälern. Das ſommerliche Dresden galt ſchon vor Jahren als Vorſtadt von Berlin, und vermuthlich nur deßhalb, um unſere Vorſtädte nicht ganz zu ruiniren, hat man die direkte Eiſenbahn dahin verhindert. Wenn ſolche Auswanderung in einem ſo ungünſtigen Sommer, als der verwichene, Platz griff, was ſteht künftig von der Entvölkerung Berlins zu erwarten!

Was könnte ich Ihnen nun von dem todten Berlin melden? — Es wächst und es iſt in dieſem Jahre wieder bedeutend angewachſen: neue Höfe, Häuſer, Straßen, Thürme. Es iſt ſo gewachſen im Stein, daß die Menſchenzahl nicht nachkam, und, etwas Unerwartetes, eine große Anzahl Wohnungen in den neuen Stadttheilen noch leer ſteht. Der neue Anbau am Thiergarten, auf dem Terrain des ehemaligen Schulgartens, entfaltet ſich. Man ſpricht davon, daß die neue Straße daſelbſt den Namen des ſeligen Profeſſors Klenze führen ſoll, durch deſſen Thätigkeit der Plan in's Leben trat. Durch königliche Anordnung werden ihr zu Gunſten mehrerr Reihen Bäume dem Beil erliegen, etwas Befremdendes für den, der die Verhältniſſe kennt, und die ehrfürchtige Liebe, mit welcher von oben herab unſere alten Bäume geſchüzt werden. War indeſſen hier einmal die Anlage einer Straße erlaubt, ſo mußte auch dieſes Opfer gebracht ſeyn, um ihr Ausſicht und Luft zu gewähren. Der Thiergarten verliert an dieſer Stelle wenig, und es iſt neuer Spielraum gewonnen für die Lenné'ſchen Verſchönerungsprojekte. Wenn noch immer im Publikum Zweifel darüber obwalten, ob dies wirkliche Verſchönerungen ſind, ſo hat wenigſtens der feuchte Sommer Partie genommen für den Neuerer. Der künſtliche Raſenteppich grünte, und man ſchwieg. Hätte anhaltender Sonnenbrand ihn gelb gelegt, ſo hätten die zürnenden Stimmen ſich auf's Neue erhoben. (Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Beſchluß.)

Dampfſchifffahrt. Stieler. Das neue Theater.

Die Wärme der Luft verſtattet fortwährend die Flußbaden; doch ſcheint davon nur noch wenig Gebrauch gemacht zu werden. An Waſſer, deſſen Ueberfluß früher ein Gegenſtand der Klage war, iſt jezt eher Mangel eingetreten. Wenigſtens haben die Dampfſchiffe, deren Fahrten nach Pillnitz und weiter gegen Böhmen zu an feſtgeſezten Tagen regelmäßig ſtattfanden, wegen unzureichenden Waſſers ſchon ſeit mehreren Wochen aufgehört. Es iſt dies aber bei den jetzigen ſchönen, ſonnenhellen Tagen ein großer Verluſt, nicht nur für die Unternehmer, ſondern auch für die Naturfreunde, da ſich kaum ein angenehmerer Genuß des heitern Himmels über der hieſigen reizenden Gegend denken läßt, als bei einer Waſſerpartie, wo hauptſächlich auch der Staub vermieden wird, welcher ſo eben den Spaziergänger, wie den Reiter und Fahrenden gewaltig beläſtigt.

Der berühmte bayerſche Hofmaler **Stieler** hat ſich, zunächſt wegen Porträtirung des hieſigen königlichen Hauſes, eine ziemliche Zeit in Pillnitz aufgehalten. Wie man vernimmt, iſt er nunmehr wieder abgereist und hat die von ihm gefertigten Bildniſſe, zu denen auch mehrere andere, namentlich das von **Tieck** gehören, mit nach München genommen, um dort die Gewänder und Nebendinge mit gewohnter Sorgfalt zu vollenden. Wer Gelegenheit hatte, die in der Hauptſache bereits fertigen Porträts zu ſehen, bewundert neben der großen Aehnlichkeit der Dargeſtellten auch ihren Werth als Kunſtwerke. Kenner haben ſich bei dieſen Gemälden, in Hinſicht der Klarheit der Carnation und einer beſondern Farbenanmuth, die Werke des zu Anfang dieſes Jahrs in hohem Alter hier verſtorbenen Profeſſors **Graſſi** vergegenwärtigt. Uebrigens iſt die dabei ſich von ſelbſt aufdringende Vergleichung zwiſchen Stieler und Graſſi ganz zu Gunſten des noch lebenden der zwei Künſtler ausgefallen. Stieler ſoll dasjenige, was hauptſächlich Graſſi's Streben geweſen, wirklich erreicht haben, und in mehreren ſeiner Leiſtungen Meiſtern aus dem goldenen Zeitalter der Malerkunſt an die Seite zu ſetzen ſeyn. Ein großes Uebergewicht über Graſſi wird dem Hofmaler Stieler auch in Anſehung der Correctheit der Zeichnung zugeſchrieben, woran es jenem Verſtorbenen nicht ſelten auffallend gebrach. Beſonders ſoll unter anderm an dem bayerſchen Künſtler die geniale Auffaſſung der Situation zu rühmen ſeyn, durch welche die von ihm dargeſtellte Perſon am glücklichſten charakteriſirt wird, die Miene und Richtung, in der ſolche am vortheilhafteſten erſcheint. — Starren Auges ſenkt ſo eben unſer jeziges, mit allen möglichen Schwächen und Auswüchſen des Alters behaftetes **Theater** ſeine Blicke in den dicht neben ihm gähnenden, weiten Schlund. Der aus dieſem fortdauernd aufſteigende Staub iſt wahrlich keine Weihrauchwolke für daſſelbe, ſondern ein ſicheres Zeichen, daß es bald von dieſem Schlunde verſchlungen ſeyn werde. Der Keim eines neuen, würdigeren Tempels für die Muſen der Schauſpielkunſt ſprießt bereits kraftvoll aus dem Boden hervor. Bis jezt iſt erſt für die mannichfachen unterirdiſchen Bedürfniſſe, die Wohnungen der aufſteigenden Geiſter u. ſ. w. geſorgt, aber die Sache erforderte auch ungemeine Vorarbeiten, Sprengungen und dergleichen. Bei der großen Thätigkeit einer Menge von Werkleuten darf man nunmehr auf ein ſchnelles Wachsthum und baldige Vollendung des vielverſprechenden Werkes rechnen. Uebrigens verrichtet das alte, gebrechliche Weſen von einer Bühne ſeine Dienſte noch immer nach Kräften.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. November 1838.

Hart am Borde des Pfads der Sturz der Dranſe,
Hochauf ſiedet der Schaum, dumpf brüllt der Klüfte
Donnernder Aufruhr.

Matthiſſon.

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

An der Wand der erſten Zelle, vom Eingang an gerechnet, ſind noch von der Hand eines Gefangenen Spuren der Zeichnung eines Chriſtusbildes, der Mater Doloroſa und mehrerer Heiligen in freien, klaren Umriſſen zu ſehen. Einer der Nachfolger des Künſtlers hatte mit unglaublicher Anſtrengung die Kerkerthür durchſägt und eine der Schießſcharten mühſam hinreichend erweitert, um ſich durchzwängen zu können. Er ſtürzte ſich durch die Oeffnung herab, in der Hoffnung, von freundlichen Wellen aufgenommen zu werden, und zerſchellte das Haupt auf der Klippe.

Das obere Stockwerk enthält den räumigen, auf hölzernen Pfeilern ruhenden Ritterſaal mit dem hölzernen Tiſch des Herzogs Amadeus und der Truhe ſeiner noch jezt in dankbarem Andenken ſtehenden Gattin, des Fürſten einſt mit goldenen Lilien und Jagdfresken verziertes Gemach, deſſen einziges vergittertes Fenſter auf den engen Schloßhof hinausführt und in deſſen Boiſerie noch fünfzig Jahre nach der Erſtürmung durch die Berner beträchtliche Schätze gefunden wurden, und den von drei Granitſäulen getragenen Gerichtsſaal, in welchem jezt die ſchuldloſen Kanonen der Waadtländer, neben einander gereiht, dem Poſaunenruf des Gerichts, der ſie zum Leben erwecken ſoll, geduldig entgegen harren. Noch wies mir die Frau des Kaſtellans die Oubliettes und flüſterte mir geheimnißvoll die alte Schauermähr von der eiſernen Jungfrau, deren ſchneidende Umarmung die Gefangenen zerfleiſcht haben ſoll, in's Ohr. Ein Blumenflor ſproßte im Schloßhof in reicher Fülle und ſeltener Farbenpracht; es waren Stiefmütterchen. Die Frau des Kaſtellans überreichte mir einige dieſer Blüthen und rief mir, mit deren franzöſiſchem Namen ſpielend, ein: Pensez à Chillon nach. Dieser freundlichen Mahnung aber bedurfte es nicht, um das Andenken an den herrlichen Solitair des Genferſees in mir wach zu erhalten.

II.

Der große Sankt Bernhard.

Wenn man gleich in den lezten Jahrzehnten angefangen hat, ſich um ein Weniges von dem althergebrachten Reiſeſchlendrian und dem Deſpotismus der lebenden wie der gedruckten Wegweiſer zu emanzipiren, ſo dürfen die herrlichſten Gegenden ſich noch immer mit Recht über ungerechte Vernachläſſigung beklagen, Gegenden, welche um nichts entfernter als die beſuchteſten, um nichts

Digitized by Google

beſchwerlicher zu durchwandern ſind, und welche ſich höchſtens von jenen allgemein frequentirten und geprieſenen nur durch doppelte Preiſe und die größere Unverſchämtheit der Bewohner übertreffen laſſen. Zu dieſen, von den Touriſten und Paſſagiſten im Verhältniß zu andern Gegenden und Ländern nur ſtiefmütterlich behandelten rechne ich, außer einzelnen verſteckten Partien des Waadtlands, den Kanton Wallis und vor allem Savoyen; in dieſem aber beſonders die wunderbaren romantiſchen Thäler der Rhone und Dranſe. Das erſtere derſelben wird wohl noch, wenn auch nur ſelten, vom Fuß des Botanikers betreten, während die Mehrzahl der Reiſenden es in der Diligence durchfliegt, um über den Simplon nach Italien einzugehen. Das Thal der Dranſe hingegen und der Uebergang des großen Bernhard, der mit Unrecht als allzu beſchwerlich verſchrieen iſt, ſieht unter den Acht- bis Zehntauſenden, welche ihn jährlich machen, kaum Hunderte, die ihn aus eigener Wahl unternehmen und ſich von der Großartigkeit der Natur übereich für die geringe Mühſeligkeit belohnt fühlen.

Unterhalb der alten Burgruine von Martigny trennen ſich die Straßen. Während die linke den Lauf der Rhone verfolgt, führt die rechter Hand abgehende durch den Flecken Martigny und längs der Ufer der jäh herabſtürzenden Dranſe. Mit heimlicher Scheu betrachtet man den geringfügigen Waldbach, wenn uns des Führers Bericht von den Verheerungen, welche er anrichtete, Kunde gibt. Ganze Dörfer ſind ſpurlos in ſeinen Fluthen verſchwunden, die Stellen, wo einſt weitläuftige Fabriken ſtanden, wo Fruchtgärten und Felder grünten, durch koloſſale Felsſtücke verſchüttet; auch nicht einmal Ruinen hat der tückiſche Strom hinterlaſſen; ſpurlos hat er die Gebäude der Menſchen geſchleift, die aufgezwungenen Joche geſprengt, um ſeinen Thälern die alte Urfreiheit wiederum zu erobern.

Ich gebe den franzöſiſchen Kantonen der Schweiz und dem angrenzenden Savoyen in den meiſten Stücken den Vorzug vor der deutſchen Schweiz. Ihre Bewohner, und namentlich im Sardiniſchen, ſind freilich ein unanſehlicher, unſchöner Menſchenſchlag; die Feſttracht derſelben iſt nicht ſo zierlich als die der Oberländer: dafür wiſſen ſie aber nichts von jener mit der Art zugehauenen ſchweizeriſchen Biederkeit, welche der Flegelei wie ein Waſſertropfen dem andern gleicht, noch weniger aber von jener treuherzigen Impudenz, mit welcher die Patriarchen der beſuchteren Kantone die doppelte und vierfache Rechnung zu führen wiſſen, eine Kunſtfertigkeit, in welcher ſelbſt die italieniſchen Wirthe — wie ich dies aus vielfacher, in beiden Ländern geſammelter Erfahrung bekräftigen kann — gegen die erwähnten Biedermänner noch Schüler ſind. Die Gegend ſelber iſt um Vieles romantiſcher und grotesker. Da der Weg ſich meiſtens längs des Fußes der Berge hinzieht, ſo genießt der Reiſende den Vortheil, die Koloſſe in ihrer ganzen Größe anzuſtaunen, während auf dem Plateau des Oberlandes nur die Heroen unter den Bergen als imposante Maſſen erſcheinen. Die Conturen der Walliſer und Savoyer Höhenzüge ſind bei weitem charakteriſtiſcher und origineller, ſchon weil ihr Gerippe aus Schiefer beſteht. Freilich entbehren mitunter auch noch die bedeutenderen unter den Zacken des Felsadels eines ihnen zugetheilten Namens, weil es kein Touriſt der Mühe werth hält, nach ihnen zu fragen und die Pergamentblätter ſeines Portefeuille mit einer Nomenklatur von Höenern und Dents zu bekritzeln; und ſo ſtürzen auch hunderte von Cascaden und Cascatellen namenlos in die Schluchten, nach denen, wenn ſie von Berner Höhen zu rieſeln geruhten, meilenweite Excurſionen zum Frommen der Pferdeverleiher, wie zur Verzweiflung blaſirter Reiſender unternommen werden würden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Zur Zeit, da man in Frankreich mit der nächſten Vergangenheit auf ewig gebrochen zu haben meinte, glaubte man auch die äußere Sitte revolutioniren zu können, und entlehnte die Motive für die weibliche Tracht aus dem claſſiſchen Alterthum, von deſſen Coſtum man doch nur die verworrenſten Vorſtellungen hatte. In ganz Europa bekleideten ſich die Weiber mit etwas, was, ernſtlich oder ungefähr, eine römiſche Tunica vorſtellen ſollte; ſie krönten ſich mit dem Diadem der Königin Juno und wölbten den Seidenhut zum befiederten Helm Minervens. Es war natürlich, daß ſich die Göttin Mode, nachdem aus dem kaiſerlichen Frankreich wieder ein königliches geworden war, vom Rom der Imperatoren ab und wieder den Grazien zuwandte, welche ſo luſtig, den Schäferhut auf den gepuderten Locken und die Roſenguirlande quer über den Reifrock gezogen, dem Abgrund der Revolution zugetaumelt waren. Seitdem mußten alle Formen, die ſeit Catharina von Medicis einander abgelöst hatten, Muſter leihen, und wenn ſchon die Erfinder der Compoſition eines Anzugs nicht ſelten verſchiedene Perioden wunderlich vermiſchten, ſo wurde in der Pearis, welche die Moden immer nur ſtückweiſe honorirt, die Verwirrung noch ärger. So, ſollte man glauben, hätte die Tracht völlig in's Charakterloſe verſchwimmen

müſſen, und doch iſt dem nicht ſo. Eine Zeit kommt, ſie mag ſich geberden wie ſie will, in keiner Beziehung aus ſich ſelbſt hinaus, weder in Kunſt noch in Poeſie, weder in transcendentaler noch in Schneiderphiloſophie; ſie mag noch ſo gierig und ſcheinbar ohne Wahl nach ſchon Dageweſenem greifen: einmal unterließe ſie es, wenn es ihr nicht Bedürfniß wäre, und dann unterläßt ſie nie, in der Nachahmung und Combination etwas Eigenes hervorzubringen, das ſie wenigſtens für die Nachwelt, im Guten oder im Schlimmen, charakteriſirt. So iſt es auch mit der weiblichen Tracht. Wie viel man auch frühern Jahrhunderten abborgen mochte, der Genius des neunzehnten führte die Scheere, und der keckſte antiquariſche Schneider opferte mit dem coup de main, den er am Ende dem Balg, zarter der „Dépouille“ einer Pompadour oder Ninon de l'Enclos gab, dem Geſchmack ſeiner Zeit, der alles durchdringend und unvermeidlich in der Luft ſitzt. Und ſo war es von jeher.

Durch das ganze Mittelalter war der Modenwechſel raſch und bunt genug; die Texte der ſich immer wiederholenden Verordnungen gegen den Kleiderluxus, in Verbindung mit den Monumenten ſelbſt, beweiſen, daß zu allen Zeiten Fremdes mit Begierde herbeigezogen, daß nicht nur die Muſter des Landes, welches gerade im Geſchmack den Ton angab, ſey es nun Spanien, oder Italien, oder Frankreich, aller Orten nachgeahmt, ſondern vielfältig ſelbſt orientaliſche, ja ſarmatiſche Formen vermiſcht wurden. Trotz dem vermag man eine geputzte weibliche Figur aus irgend einer Zeit nach dem ganzen Typus der Tracht ſo beſtimmt in ein gewiſſes Jahrhundert, ja in den Bruchtheil eines ſolchen zu verſetzen, als man das Alter von Abteien und Thürmen nach dem Bauſtyl ſchätzt. Auch wir, ſeit zwanzig und mehr Jahren, haben mit allem Cinquecentismus u. ſ. w. doch immer nur Novecento gemacht, und eine Folgezeit wird, wenn ſie es der Mühe werth hält, das Coſtüm der Ehebrecherinnen Monſieur Scribes in ſeinem Geſammtcharakter beſſer als wir und ſo zu faſſen wiſſen, wie etwa das Coſtüm der Gemahlin Orgons im Tartüffe vor unſerm innern Auge ſteht. So wenig dereinſt ein Antiquar gewiſſe antikiſirende und gothiſirende Palläſte und Kirchen einer andern Zeit aufbürden wird als eben der unſern, ſo ſicher ſetzt er irgend ein Porträt von Lawrence oder Stieler gerade dahin, wo die Eiſenbahnen in die Welt kamen und dafür ſo Vieles Abſchied nahm.

Das nosce te ipsum iſt den meiſten Menſchen umſonſt gepredigt; aus denſelben Gründen erkennt die ideale Perſönlichkeit einer Zeit ihre eigenen Entwickelungen nur in ſehr verſchwimmenden Umriſſen: ſo iſt es auch beim Gegenſtand, den wir hier beſprechen. Wir ſehen den Wald vor Bäumen, das abſtrakte Weib unſerer Generation, nach Coſtüm, wie nach Geiſtes- und Gemüthsrichtung, vor lauter Weibern nicht. Ueber dem ewigen Wechſel im Zufälligen, das ſich als Hauptſache aufdrängt, entgeht dem gemeinen Blick das Bleibende, das Gemeinſchaftliche; der unaufhörliche Strudel einander ablöſender Farben und Formen, Federn und Bänder, Spitzen und Blumen läßt uns die Knoten überſehen, welche in der Bewegung ruhen, und an dieſen Knoten halten eben die allgemeinen Begriffe des Zeitalters von Anſtand und Grazie und verrücken ſich nur ſehr allmählich. Durch dieſe Punkte nun, deren es immer viele, groß und klein, gibt, geht jedesmal die Linie, welche ein Coſtüm in ſeiner Abſtraktion wie ein Sternbild abreißt. Dieſer Umriß wird aber immer erſt dann recht deutlich, wenn er keine Geltung mehr hat, und ſo werden erſt unſere Enkel und Urenkel von unſerer Tracht, in ihrem Gemeinſamen und Bezeichnenden, ein ſo ſcharfes Bild bekommen, wie wir eines vom Coſtüm zur Zeit Eliſabeths von England und Heinrichs IV., oder im Jahrhundert Ludwigs XV. haben.

Es iſt uns ſchon oft ſo vorgekommen, als ob einem dieſe Fundamentalpartien der gegenwärtigen weiblichen Tracht am deutlichſten würden, wenn man genau beobachtet, wie Schauſpielerinnen Coſtume ferner Länder und Zeiten an ſich reproduciren. Die Männer ſchlüpfen ganz ehrlich in ihre Masken, binden ihre Bärte um und ziehen ihre Pluderhoſen an; aber die Weiber auf den Brettern kommt es gar zu ſauer an, eine Hülle überzuwerfen, welche die Grazie entweder geradezu tödten oder doch die freie Entwicklung derſelben beeinträchtigen könnte; der Inſtinkt ſagt ihnen aber ganz richtig, daß, wie die Mimik überhaupt, ſo namentlich die Grazie in fremdartigen Formen gar leicht erſtickt, daß ſie dagegen bei weitem das vortheilhafteſte Spiel hat, wenn ſie die Linien und Falten der allgewohnten Tracht in Bewegung ſetzen darf. Sie thun daher das Gehörige für Flitter und Farbenſpiel, laſſen es ſich aber nie nehmen, die verſchiedenſten Masken im Weſentlichen möglichſt dem Tagesgeſchmack zu nähern. Sie wiſſen dabei ihre koketten Anachronismen nicht ſelten auf's Anmuthigſte und Sinnreichſte zu maskiren, und der Zuſchauer wird es nicht inne, daß die Mimik, welche dieſen mittelalterlichen, orientaliſchen, Bauern- und Feentrödel beſeelt, ihm beſonders durch Linien und Formen gefällt, die er an ſeiner Frau oder ſeiner Geliebten gewöhnt iſt. Jedes Weib weiß, was wir hier meinen, und die Männer, die es nicht auch wiſſen, mögen ſich darnach umſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortſetzung.)

Verſchönerungen. Semmler. Chamiſſo. Die hohen Gäſte.

Die mit der großen Friedrichsſtraße parallel laufende Charlottenſtraße wird durch einen Durchbruch in der Kochſtraße verlängert; und um dieſem Stadttheil eine neue Zier zu geben, ſezt man der Jeruſalemer Kirche einen mit Schiefer gedeckten Spitzthurm auf. Berlin hat verhältnißmäßig ſo wenig Thürme, daß dieſer ſowohl, als der auch in Reparatur befindliche Thurm der Parochialkirche die Phyſiognomie der ganzen Stadt verändern kann. An gut gemeinten Vorſchlägen zu Verbeſſerungen und Verſchönerungen fehlt es außerdem nicht. Dr. Karl Seidel läßt in der Voſſiſchen Zeitung eine Reihe von Vorſchlägen drucken, beſonders zur Cultur der Umgegend, denen man nur wünſchen kann, daß ein thätiger, mittelreicher Mann ſie auffaſſe. Auch der lang gehegte und vielfach ausgeſprochene Wunſch, daß unſere ſtehenden und ſtinkenden Rinnſteine durch Bewäſſerung mit fließendem Waſſer unanſtößig gemacht werden, findet neue Vertheidiger. Der Major Bayer hat einen Plan drucken laſſen, vermöge eines Waſſerthurms am Halleſchen Thore, eines Druckwerks durch Dampf und eiſerner Röhren, die Friedrichsſtadt mit Gußbrunnen zu verſehen, welche alle Rinnenzüge ausſpülen ſollen. Die Realiſirung des guten Plans dürfte noch im weiten Felde ſeyn, wenn nicht die Naſen einflußreicher Perſonen vom Geſtank unſerer Rinnſteine allzu ſehr verlezt werden. Denn unſere ſtädtiſche Polizei, Magiſtrat und Stadtverordnete haben zur Zeit zu viel andere Sorgen, um die ihrigen zur Prüfung der ſtinkenden Goſſen zu verwenden. Iſt man doch noch immer nicht wegen Unterbringung der Einquartirung im Reinen. Auch beſchäftigt der Bau des Nikolausſpitals, als etwas Nächſtes, Dringendes und Erfreuliches, die Gemüther. Die kleinen Geſchenke und Anerbietungen dauern noch ununterbrochen fort.

Aus dieſem todten Sommer-Berlin iſt inzwiſchen mancher Mann, dem wir ein längeres Leben gegönnt, auf den grünen Gottesacker hinausgetragen worden. Der geheime Ober-Finanzrath **Semmler**, obwohl er auch als Schriftſteller thätig geweſen, und eine kurze Zeit ein obrigkeitliches Wächteramt über die königlichen Theater, was deren Oekonomie anlangte, üben mußte, gehört doch hieher nur in ſeiner ausgezeichneten Thätigkeit bei der Armenverwaltung, welchem Geſchäft er, nach einem vielſeitig bewegten Leben, ſeine lezten, noch vollen Manneskräfte widmete. Ein unerwartet raſcher Tod riß ihn, der kaum noch auf's Neue Vater geworden, aus dem glücklichſten Familienkreiſe, und aus einem unendlich größern, wo er Vaterſtelle vertrat. Der Verluſt ſolcher Männer, welche ihr ganzes Wirken freiwillig der Noth Anderer widmen, iſt in unſerer Zeit, wo ihre Zahl gering iſt, doppelt fühlbar. — Adalbert v. **Chamiſſo** meldete ich Ihnen, wenn ich mich recht entſinne, ſchon vor Jahren als einen Sterbenden. Ein wunderbares Spiel des Schickſals: tödtlich an der Bruſt verwundet, ſelbſt ſchon in heiter klarem Bewußtſeyn vom Leben Abſchied nehmend, mußte er geneſen, um noch den Schmerz zu erleben, ſeine blühende, jugendliche Gattin raſch dem Grabe entgegen eilen zu ſehen. Da ſagten die Aerzte: er iſt gerettet, ſein Uebel iſt ein chroniſches geworden, er wird huſtend ein hohes Alter erreichen. Und eine heftige, raſche Krankheit mußte ihn, jezt ganz unerwartet, ſeinen Freunden, der Poeſie, ſeinem zweiten Vaterlande entreißen. Es iſt ſo viel ſchon über den merkwürdigen, trefflichen Mann, über dieſen ausgezeichneten Dichter geſchrieben worden, es waren ihm ſchon Leichenſteine geſezt, als er noch lebte, daß wir füglich hier einen Nachruf ſparen, der nur Wiederholung wäre. Er hat das eine Glück des Dichterlebens geerntet: ſein Werth war ſchon bei ſeinen Lebzeiten vollauf erkannt, ſein Name wurde mit Ehren genannt, und die allgemeine Liebe Aller, die ihn kannten, folgte ihm in's Grab. Wäre ſein Begräbnißtag bekannter geweſen, und hätten nicht zufällige Umſtände die Beſchleunigung deſſelben gefordert, würde ſein Leichengefolge ſehr groß und ehrenvoll geweſen ſeyn. Nur wenige der allernächſten Freunde begleiteten ſeine Bahre. In ſeiner ſelbſtgeſchriebenen Biographie, welche damals ſchon als ein leztes Vermächtniß galt, hat er ſich ein ſchönes Denkmal geſezt. — Unſerm berühmten Reiſenden und Naturforſcher, dem Profeſſor Ehrenberg, drohte vor Kurzem auch der Tod, und zwar in einer furchtbaren Geſtalt in der Fremde. Eine überfüllte Stage coach, auf der er in England fuhr, ſtürzte. Viele der Inſitzer wurden zerquetſcht, Einer blieb auf der Stelle todt. Unſer Landsmann, der auf der Imperiale ſeinen Sitz gefunden, wurde glücklicherweiſe von da herab auf eine Strauchhecke geſchleudert und kam mit leichten Verletzungen davon.

Was noch von „Fröhen und Hochgeziten“ ſich zugetragen bei Gelegenheit der hohen Beſuche, gehört nicht in meinen nachträglichen Bericht. Unſere magern Zeitungen haben wochenlang davon geſchwelgt und andere Zeitungen die Nachleſe gehalten. Auf Vermuthungen, was dieſe Beſuche bezweckt, ob außer der Herzlichkeit eines Familienzuſammenkommens und andern Familien- auch noch politiſche Zwecke dabei geweſen, haben deutſche Zeitungen ſich nicht eingelaſſen, und auch unſere Kaffeehauspolitik kümmerte ſich diesmal nicht viel darum. Man ſprach lieber von den reichen Gaben der kaiſerlichen Huld; und es iſt nur zu bedauern, daß manche pikante Geſchichte nicht zum Druck ſich eignet, die doch ſonſt zur nationellen Charakteriſtik einen vollen Beitrag liefert. Es iſt gewiß, daß die kaiſerlichen Gäſte ihre Huld mit vollen Händen ſpendeten; da es aber nicht immer aus Hand in Hand ging, ſondern viele Zwiſchenhände dabei im Spiel waren, ſo ſoll es wohl gekommen ſeyn, daß Uhren, die urſprünglich von Gold waren, bis ſie in die der Empfänger kamen, zu Tombak wurden.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Was ohne Füße läuft.

Ohne Füße trägt er ſchwere Laſten,
Wenn er läuft, ſo darf ein Anderes raſten,
Das, ſo lang es läuft, ihn tragen hilft,
Bis er ſelbſt trägt, und als Träger gilft.*

J. G. M.

* Schwäbiſch, für: einen Leidenston von ſich gibt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 5. November 1838.

Take physic, pomp!
Shakespeare.

Moden.

(Fortſetzung.)

Wenn wir, mitten in das Leben unſerer Zeit geſtellt, über die hiſtoriſche und maleriſche Bedeutung unſerer Tracht kein rechtes Urtheil haben, und am Ende weniger wiſſen, wie ſich unſere Weiber ausnehmen, als wie ſich unſere Urgroßmütter ausnahmen, ſo entſchädigt dafür reichlich der Genuß, das unmittelbare Werden und Blühen zu beobachten; dabei zu ſeyn, wie Tag für Tag die glänzenden Blüthen der Induſtrie von tauſend zarten Händen auf tauſendfache Art, und doch nach Einem Muſter, zu einem Selam gewunden werden, der am Ende immer daſſelbe ſagt, aber im mannichfachſten Ausdruck von der platten Proſa bis zum ſinnigſten Reimſpruch; es mit anzuſehen und zu genießen, wie ſo viele leichte, heitere, liebenswürdige Geiſter die Kunſt des Gefallens treiben, ut apes geometriam; es zu verfolgen, wie eine Mode, ſtolz, reformatoriſch, wie ein junger Regent, auftritt, wächst, auf Millionen Füßen ſchreitet, aber ihr Ziel findet, wie alles Leben, und verſcheidend, gleich dem ſterbenden Delphin, noch in den bunteſten Farben aufflackert und mit ihrem Tode ſo wenig eine Lücke in der Welt läßt, als der einzelne Menſch, wenn er heimgeht. Laſſen wir uns dagegen durch Bilder oder Schilderungen in verſchwundene Zuſtände verſetzen, ſo faſſen wir wohl den Geſammthabitus in ſcharfen Umriſſen, aber ſie ſind ſteif und todt. Die Conturen mit ihren Falten, Schnörkeln und Schleifen, die einſt, vom Puls des Lebens gehoben, eine ſo beredte Sprache führten, die Kleinode und Beiwerke alle, einſt die Freude der Beſitzenden und Sitzenden, die kleinen Koketterien, einſt das Entzücken des liebevollen Beſchauers — Alles hat für uns den wahren Sinn, die eigentliche Bedeutung verloren, und dieſes ganze erſtarrte Leben blickt uns unbeſchreiblich wehmüthig, oder nach Umſtänden und Stimmung abgeſchmackt an. Man gedenkt faſt mit Grauen der Zeit, wo die muntere Flora unſerer Lebensſitte auch ſo dürr im Herbarium der Geſchichte liegt, wo dieſes volle, reizende Leben im mit uns verwachſenen heitern Schmucke der Zeit, geſpenſtiſch, unverſtanden nur an Papier und Leinwand klebt. Ob dann die glänzende Madame O. und das reizende Fräulein B., deren Porträts die lezte Kunſtausſtellung ſchmückten, auch ſo nichtsſagend und ein Spott der Albernen und Leichtſinnigen aus ihren Rahmen blicken, wie dort beim Trödler oder in der Familiengallerie die Frau in der hohen Friſur mit Schönpfläſterchen und dem ungeheuern Blumenſtrauß am breitgeſtreiften ſeidenen Caraco, oder das Mädchen mit Schäferhut, Chignon und bauſchigtem Halstuch, das ein Körbchen mit Täubchen im Arme hält?

Digitized by Google

Was für prächtige Frauenbilder auf jener Ausſtellung! Es war, als hörte man überall den Atlas rauſchen und die Fächer klappern; man ſah die Federn nicken und die Caſhemirs ſtolze Wellen ſchlagen, man roch die Blumenſträuße und parfumirten Handſchuhe. Wie anmuthig und natürlich ſchwingen und verbinden ſich die Linien zum Kopfputz über den lieblichen Geſichtern, und darunter zur Umſchreibung der Büſte, der Arme, der ſchmalen, oft wie ſchmalen! Taille! Und Alles das, als könnte es gar nicht anders ſeyn, als verſtände es ſich von ſelbſt, wie die Bergconturen am Horizont unſeres Geburtsorts.

O wonder!
How many goodly creatures are there here!
How beauteous mankind is!

Man könnte wahrhaftig wünſchen, unſer Herrgott möchte dieſen Gräfinnen, Geheimehofräthinnen und Bankiersweibern lieber gleich das geſchmackvolle Gefieder feſtwachſen laſſen, damit ſie es für alle Zeiten ihrer Deſcendenz als organiſche Mitgift überlieferten. Es thut ordentlich wehe, wenn man ſolche Bilder aus der Gegenwart um wenige Generationen in die Zukunft hinaufrückt und ſich den kalten, profanen Blick einer in andere Formen eingelebten Zeit darauf gerichtet denkt. Was jezt an Farbe, Form und Gruppirung im Organismus der gebieteriſchen Sitte nicht nur gerechtfertigt, ſondern gefordert iſt, erſcheint dann dem fernſtehenden, uneingeweihten Auge als freie Wahl des Individuums, und ein anderer gebildeter Geſchmack verurtheilt geradezu als abgeſchmackt, was nur nothwendig war. Der bedeutſamſte Schmuck wird zur kindiſchen Spielerei, Diſtinktion wird zur Grimaſſe, Feinheit zur Albernheit, und die naſeweiſe Enkeltochter vergibt der Eltermutter ihren grotesken Ungeſchmack nur wegen des unverkennbaren, intereſſanten Familienzugs im jugendlichen, liebenswürdigen Geſichte.

Ich war einmal veranlaßt, mit einigen Frauenzimmern bei einer berühmten Modiſtin in einer bedeutenden Stadt Deutſchlands einzuſprechen, und dort drängte ſich mir noch ein anderer Gedanke auf. Noch im vorigen Jahrhundert hatte auch die weibliche Tracht ihre Claſſen und Stufen, und die größere oder geringere Vornehmheit ſpricht ſich auf den Familienbildern jener Zeit deutlich genug aus. Dem iſt jezt nicht mehr ſo, und am allerwenigſten bei Porträts. Wer einmal die Koſten für ein ſolches aufwendet, ſizt in ſeinem beſten Staat, und der Maler weiß wohl, daß die Koketterie, welche ſeine Technik mit Stoffen und Kleinoden treibt, noch lohnender für ihn iſt, als die Galanterie, mit der er die Perſon ſelbſt behandelt. Der Takt der Zeitgenoſſen läßt ſich durch Glanz und Luxus der Lebenden nicht blenden: tauſenderlei, Sprache, Haltung, Umgebung u. ſ. w. belehrt ihn raſch über die Stellung eines Weibes, wenn es ihm noch ſo imponirend entgegentritt. Aber im Gemälde iſt nur Ein Ausdruck feſtgehalten, und zwar, im Intereſſe des Malers und der Abgebildeten, der vortheilhafteſte und nobelſte. — Wenn einmal, dachte ich, die Bilder unſerer Weiber dem Kunſtrödel verfallen ſind, ſo kann die Kritik im einzelnen Falle ſtarke Mißgriffe kaum vermeiden, wenn es ſich davon handelt, über die Identität einer abconterfeiten Perſon zu entſcheiden, weil Coſtüm und Beiwerk über Rang und Stand ſo gut wie nichts ausſagen werden. Ich erblickte nämlich, in das Beſuchzimmer der Modiſtin getreten, über dem Sopha ein glänzendes Gemälde: ein weibliches Porträt, Knieſtück, die Effekte von Atlas, Spitzen und Gold ſehr gut wiedergegeben, ein rother Shawl als obligate Folie nachläſſig umgeworfen, das von dunkeln Locken umſpielte, mit Perlen geſchmückte Haupt ſanft auf die Hand und der Ellbogen auf eine Conſole mit prächtiger Blumenvaſe geſtüzt, das Ganze herausfodernd, mit brillanter Technik hingeworfen, und der Ausdruck der ganz hübſchen Perſon vornehm genug. Die ehemalige Putzmamſell und jetzige Marchande de modes bemerkte meinen prüfenden Blick und ſagte, das Geſpräch mit meinen Begleiterinnen unterbrechend, leichthin: „Mein Porträt! Wenn ich angezogen bin, bin ich's ganz!“ — Welch tiefes Wort, ſowohl in Bezug auf den Maler als auf ſie ſelbſt und ihr Geſchlecht! Wenn ſie angezogen ſind, ſind ſie's ganz! Ich dachte nun aber: ſchwimmt dieſes Bild auf dem Zeitſtrom zufällig weit hinab, viel weiter als ſo viele tauſend andere, und wird von einem Kunſtkenner an's Licht gezogen, ſo erkennt er wohl ſicher an Pinſel und Coſtüm das Zeitalter, dem es angehört, aber nimmermehr, wen es vorſtellen ſoll. Nun entdeckt er aber in der Ecke den Namen des Malers; er ſchlägt, wenn ſie glücklich erhalten ſind, die monſtröſen Kunſtregiſter des neunzehnten Jahrhunderts nach und findet richtig den Mann, mit der Notiz, derſelbe habe im Schloſſe zu N. mehrere Zimmer mit Fresken geſchmückt und dabei „bedeutſame Scenen aus deutſchen Dichtern in ebenſo tiefer, ſinnvoller Auffaſſung als anſprechender, von ſeinem ſchönen Talente das erfreulichſte Zeugniß ablegender Ausführung zur Anſchauung gebracht.“ — Nach dieſem Wink und andern ſcharfſinnig hervorgezogenen Umſtänden wird vielleicht der Kenner beweiſen, daß das Bild eine Prinzeſſin Tochter des hochfürſtlichen Hauſes, dem der Meiſter attachirt geweſen, darſtellen muß, und wenn dieſes Haus dann noch nicht ausgeſtorben iſt, ſo mag der Mann für die Umwandlung einer Putzmamſell in eine fürſtliche Ahnfrau einen Brillantring erhalten, wenn anders dergleichen huldvolle Anerkennung des Verdienſtes noch Mode iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

Die Straße, welche über den großen St. Bernhard führt, iſt nur zur Hälfte fahrbar, und auch dieſe leztere läßt noch gar Vieles zu wünſchen übrig. Der Weg führt an ſchwindelerregenden Abgründen vorüber, in deren Tiefe der dunkelgrüne Waldſtrom zwiſchen Lerchen und Tannen über die Klippen dahinſtrudelt. Kaum eine Handbreite ſcheidet das Radgleiſe vom Sturz; Geländer oder ſonſtige Schutzwehren ſind dort eben ſo wenig als in der übrigen Schweiz zu finden. Nichtsdeſtoweniger rollt das Wäglein pfeilſchnell an den halsbrechenden Stellen vorüber, und die tröſtende Betheurung des Fuhrmanns, wie man ſeit Menſchengedenken von keinem Unglücksfall vernommen habe, verliert bei dem ſchwindelnden Flachländer an Glaubwürdigkeit; vermag doch ſogar der Hinblick auf andere Fuhrwerke, deren Lenker ſchlafend den Berg hinunterjagen, ſeine Beſorgniß nicht völlig zu beſchwichtigen.

Vor Saint-Branches führt eine kurze Galerie durch den Felſen. Unmittelbar hinter derſelben liegen die Ruinen eines frühern Trappiſtenkloſters: Rancé ſelber hätte keine melancholiſchere Stelle ausfindig machen können. Glühend prallt die Sonne von den Schieferplatten der engen Felsſchlucht ab. Kaum ein Hälmchen vermag auf dem ſteinigen Boden zu wurzeln, und nur das Murmeln des Stroms in der Tiefe unterbricht das Schweigen der Einöde. Saint Branches iſt gleich allen im Val d'Entremont gelegenen Flecken ein triſtes, unheimliches Neſt. Die Häuſer ſind ſämmtlich von rohen Bruchſteinen, welche in der ſcharfen Bergluft ſchnell verwittern und den Wohnungen ein finſteres, verräuchertes Anſehen verleihen. Die ſchweren Steine, welche alle Dächer als Schirm gegen die Stürme belaſten, dienen ebenfalls wenig dazu, die Häuſer zu verſchönern. Die von Balken roh zuſammengefügten Hütten der Dörfer ruhen auf tellerförmigen Schieferplatten, welche den Mäuſen das Eindringen verwehren, und dieſe Platten wiederum auf freiſtehenden plumpen Klötzen. Hohe Gerüſte, auf denen Saubohnen in endloſen Reihen trocknen, umgeben jede dieſer ärmlichen Wohnungen. Das ſchöne Schweizervieh verkruppelt auf der weideloſen Höhe; nur lebensſatte Eſel graſen hin und wieder in den Umzäunungen und provoziren mit wüſtem Geſchrei die elegiſchen Reſponſorien der entfernt hauſenden Sippſchaft. Man kann ſich nichts troſtloſeres als jene armſeligen Dorfſchaften denken. Froh athmet man auf, ſo oft wieder eine derſelben durchmeſſen iſt und das Auge in dem Anblick der ewigen Gletſcher, Felſen und zackigen Schluchten ſchwelgen darf.

Von Liddes an muß man das Cabriolet mit dem Saumthier vertauſchen. Der Weg führt durch den kleinen Flecken St. Pierre, der lezten dieſſeitigen Ortſchaft, auf halb zertrümmerten Brücken über den Wildbach von Cordogne und im Angeſicht des höchſten der Schneeberge, des Mont-Velan, an einer alterthümlichen Warthe vorüber. Die Berge werden ſchroffer und kahler; ſelbſt das Knieholz gedeiht in dieſen Regionen nicht mehr. Einzelne, ſteinerne, plump gebaute Sennhütten liegen im Grunde, und das Geläute der Kuhglocken miſcht ſich einförmig mit dem Rauſchen der in Schlangenwindungen hin und wieder irrenden Dranſe. Ein einzelnes Haus ſteht in der Ebene: es iſt das Wirthshaus von Proz; hinter demſelben ſtürzt die gleichnamige Cascade vom Felſen. Der Hauptbach iſt nur unbedeutend, aber links und rechts von ihm werfen ſich einige zwanzig kleine, ſich oft durchkreuzende Bächlein herab, und bilden auf der ſchwarzen Steinſohle das wunderſamſte Gewebe von Silberfäden.

Die Sonne ſank hinter die Berge. Die Gipfel derſelben flammten noch einmal in roſig goldener Gluth und erblaßten allmählich. Kein Laut war weit und breit außer dem Rauſchen des Waſſers, dem dumpfen Dröhnen der Hufſchläge auf der Schneedecke zu hören. Das Kreuz auf der Spitze des Montmaure verſchwamm in den Schatten. Das lezte Tageslicht erloſch, und nur beim Schimmer der Sterne ließ ſich der ſteile Pfad und die einzelnen Stangen erkennen, welche dem Wanderer zur Winterszeit als Wegweiſer dienen. Schwerfällig zog ein Raubvogel wie eine ſchwarze Wolke über das Thal. Ein einzelner heiſerer Schrei tönte in der Höhe; es war der Ruf der wilden Katze, welche, nach Ausſage des Führers, in dieſen Gebirgen ein eben ſo häufiger, als gefährlicher Feind der Gemſen iſt. Dann trat das alte, feierliche Schweigen wieder ein — es ward finſtere Nacht. Und immer jäher ſtieg der oft vom Waſſer zerriſſene Pfad bergan; ſchon begann das ermattete Maulthier zu ſtraucheln, da tönte der feierliche Klang der Glocken durch das Dunkel: das Hoſpiz des St. Bernhard war erreicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die italieniſche Oper.

Nun herrſcht in den hieſigen Schauſpielen große Thätigkeit. Die Reichen kommen wieder in die Stadt, die Herbſtwitterung erlaubt keine abendlichen Spaziergänge mehr, und die Theaterdirektionen thun alles Mögliche, um ein volles Haus zu bekommen. Die italieniſche Oper hat ſo pünktlich

Digitized by Google

wie immer zu Anfang dieſes Monats ihre Darſtellungen begonnen; in Ermangelung eines eigenen Schauſpielhauſes hat ſie für dieſen Winter ſich im Odeon angeſiedelt. Bekanntlich iſt dieſe Oper der Sammelplaz der reichen Welt. Es gehört zu den vorzüglichen Genüſſen derſelben, hier dreimal in der Woche prächtig geſchmückt zu erſcheinen. Manche laſſen ihre Logen koſtbar tapezieren und möbliren, und Teppiche ſind überall, ſogar auf den Treppen ausgebreitet. Der Odeonſaal eignet ſich für muſikaliſche Aufführungen vortrefflich; in keinem Pariſer großen Schauſpielſaal thun die Stimmen eine ſo ſchöne Wirkung, weßhalb auch ſchon einige Theaterkritiker die Baukünſtler auf die Einrichtung des Odeonſaals aufmerkſam gemacht haben, damit ſie unterſuchen, worin dieſe Eigenſchaft liegt. Das Odeon iſt vom Mittelpunkt der Stadt zu weit entfernt, als daß darin eine gewöhnliche Truppe das große Publikum herbeiziehen könnte; mit der italieniſchen Oper iſt es nun freilich etwas Anderes. Wer eine Loge in dieſer Oper miethet, hat ſeine eigene Equipage, und diejenigen, welche das Parterre dieſer Oper ausmachen, ſind meiſtens leidenſchaftliche Dilettanti, die gerne eine halbe Meile gehen, um eine Roſſiniſche oder Donizettiſche Oper in ihrer höchſten Vollendung von Dlle. Griſi, von Rubini, Lablache, Tamburini ſingen zu hören. Es bedarf dazu weder eines neuen Stückes, noch eines neuen Schauſpielers. Die italieniſche Oper beſchränkt ſich ſeit einigen Jahren auf eine geringe Anzahl neuerer Opern; höchſtens gibt ſie im Laufe des Winters einige ältern Opern von Cimaroſa und Mozart; die Opera buffa oder komiſche Oper, welche ſonſt ſo beliebt war, wird faſt ganz bei Seite gelaſſen, und das Publikum ſcheint nur an der Opera seria Geſchmack zu finden, weil Roſſini und Donizetti hauptſächlich nur ernſthafte Opern geſezt haben. Roſſini's Barbiere di Seviglia macht hievon natürlich eine Ausnahme, und dieſes Stück gehört mit zu den beliebteſten des italieniſchen Opernrepertoires in Paris und in London. Da nun die Sänger und Sängerinnen einen geringen Kreis von Opern im Laufe der Jahreszeit durchzugehen haben, ſo verlangt man auch mit Recht von ihnen, daß ſie dieſe wenigen Stücke meiſterhaft darſtellen; und ſo wie die Truppe ſeit einigen Jahren zuſammengeſezt iſt, läßt ſie auch nichts zu wünſchen übrig; gibt es Nüancen in den Darſtellungen, ſo rühren ſie von der beſſern oder ungünſtigern Stimmung der Darſtellenden her. Es gibt aber auch wohl in der ganzen Welt keine reichlicher beſoldeten Schauſpieler, als die Hauptſänger an der italieniſchen Oper. Zwanzig- bis vierzigtauſend Franken für die ſechsmonatlichen Darſtellungen in Paris, eben ſo viel und wohl noch mehr in London, daneben die vielen Soiréen, der Singunterricht bei Hofe, bei den Geſandten, bei den Reichen in den beiden Hauptſtädten, ſo daß Dlle. Griſi, Rubini und Lablache ungefähr hunderttauſend Franken einnehmen. Dies dauert freilich nicht die ganze Lebenszeit; ihre Virtuoſität wird nur ſo lange, als ihre Stimme ihre völlige Kraft behält, hoch geſchäzt. Sind ſie daher verſtändig, ſo benuzen ſie die reichliche Ernte und ſparen für die ſpätern Jahre, damit ſie ſich bei Zeiten zur Ruhe begeben können und nicht zu warten brauchen, bis ihnen die Zuhörer zu verſtehen geben, daß ſie nicht mehr das ſind, was ſie waren.

(Die Fortſezung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Beſchluß.)

L. Löwe. Die Eiſenbahn.

Das Theater belebte einige Zeit lang ein ſeltener Gaſt. Ludwig Löwe aus Wien gab Gaſtrollen. Zur Ehre Berlins fand dieſer ausgezeichnete Mime diesmal die volle Anerkennung, welche ihm bei ſeinem frühern Beſuche unſer Publikum ſchuldig blieb. Ich kann mir keine Verſammlung gebildeter oder ungebildeter Zuſchauer denken, die nicht durch Natur und Kunſt dieſes Darſtellers gerührt, befriedigt werden müßte. Wo ſein Naturell ſich einigermaßen mit der Aufgabe der Rolle verträgt, wird dieſe volle Durchbildung geiſtiger und phyſiſcher Mittel, dieſe weiche, harmoniſche Fülle ſeiner zur Seele dringenden Sprache, dieſe höchſte Kunſt, die in der Erſcheinung eben nichts davon merken läßt, hinreißen und feſſeln. Warum nun aber keine andern Effekte, als daß Jeder, der ihn ſah, mit Vergnügen ſich daran erinnert, gern und willig ſeine künſtleriſche Vollkommenheit anerkennt, und von keinen Mängeln weiß? — Weil er kein junges, hübſches Mädchen iſt, ſondern ein gereifter Mann? — Vielleicht, aber auch das thut es nicht mehr. Die Zeiten ſind andere geworden, und wir bedauern für Ludwig Löwe, daß er nicht um zehn Jahre früher in Berlin die Würdigung ſeiner Verdienſte fand, wenn nicht eben ein künſtleriſches Verdienſt wie ſeines auf das Furoremachen gern verzichtet.

Wir haben eine Eiſenbahn! Eine Eiſenbahn in Berlin, und es ſpricht Niemand davon! Unter „ſprechen" bei neuen Dingen, die unſer Publikum aufgefaßt hat und die es intereſſiren, verſtehe ich nämlich ein lautes Sprechen, oder ein Converſationsthema, das man umwälzt, drehet nach allen Seiten, mit dem Vergrößerungsglas anſieht und zugleich zerſtückt, zerreißt und, nachdem man es bewundert, die lächerliche Seite ausfindet. Eine eröffnete Eiſenbahn, und ſie iſt zu einer gleichgültigen Sache geworden! Schon ſeit vier Wochen eröffnet, und kaum der Zehnte, den wir anreden, iſt darauf gefahren. Nichts von Eiſenbahn-Beinkleiderzeugen, Hüten, Bonbons, höchſtens eine Eiſenbahn-Galoppade im Muſikladen. Glauben Sie nicht, daß unſer Publikum aus ſeiner Art geſchlagen iſt, auch nicht, daß es ſich bethören ließ von den Retrograden und gegen das Princip eingenommen wurde. Nur und allein für dieſe Potsdamer Eiſenbahn iſt ſein Eifer abgekühlt, was ſo viel Gründe hat, als Brombeeren an dem Wege wachſen. Ich übergehe die andern, vielbekannten, und hebe nur den nächſten hervor, daß die Eiſenbahn, um von Berlin nach Potsdam zu kommen, zwei Meilen von Berlin beim Dorfe Zehlendorf anfängt, man alſo erſt zwei Meilen mit der Poſt oder einem Fuhrmann fahren muß, um das Vergnügen des Rutſchens zu haben, und die Fahrt, ſtatt bequem und ſchnell zu ſeyn, ſolche Koſten und Weiterungen fordert, daß die Mehrzahl gern davon abſteht. Freilich wird ſie in nicht zu langer Zeit ganz fertig werden; aber das wie bei Seite geſezt, ſchließt man daraus, wie etwas angefangen wurde, gern auf den Ausgang. Die Berliniſchen Wizigen möchten das alte Sprüchwort: „Ungeſchickt läßt grüßen," auf Alles anwenden, was von dem Potsdamer Aktiencomité unternommen iſt. Möglich, daß es hie und da unſchuldig leiden muß, was aber die vox publica beſtreitet. Ein Odium, das ſich nicht weglöſchen läßt, laſtet einmal auf den Unternehmern und Dirigenten, was ſeit den Diatriben, welche die Rieſaer Bahn nach Leipzig untergruben, nur noch feſtere Baſis gewonnen und ſich weiter verbreitet hat. Der lange Durchſtich durch den Lehmberg bei Schöneberg iſt übrigens eine Sehenswürdigkeit für Berlin geworden; aber auch hier wird behauptet, er ſey unnöthigerweiſe gemacht. Wenn man das Terrain vorher gründlich unterſucht, hätte man mit geringern Koſten einen Tunnel durch den ſehr feſten Lehm graben können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 6. November 1838.

Barmherz'ge Brüder, die um Gottes willen
Dem Wandersmann ſo Durſt als Hunger ſtillen.

Wieland.

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

Ein reges Leben wogte noch in den erleuchteten Gängen des Kloſters. Landleute und Maulthiertreiber drängten ſich in der Kuche, um der reichlichen Spenden, welche die Hoſpitalität des Convents jedem Wanderer reicht, theilhaftig zu werden. Ein Jeder empfängt ein Brod, Käſe und Fleiſch, und eine halbe Flaſche Wein. Mich führte der freundliche Geiſtliche, welchen ich um ein Nachtlager anſprach, zuvorkommend in das Tafelzimmer, wo bereits ein halbes Dutzend Reiſender von allen Nationen ſich um das wohlthätige Kaminfeuer gereiht hatten. Die Tafel, welche unmittelbar darauf ſervirt wurde, war vorzüglich und reichlich beſtellt, und auch ohne die Fatiguen des Bergſteigens hätte der Wein dem Verwöhnteren behagen können. Ein gleiches Lob gebührt den Betten.

Ich erwachte mit den erſten Sonnenſtrahlen. Es war ein Sonntag. Noch herrſchte in der Einöde, welche ich von meinem Fenſter aus überſehen konnte, eine ſchwermüthige Stille. Dann und wann klang eine Kuhglocke vom Abhang herauf; ein Eisvogel ſchwebte über den kleinen See, welcher hart am Kloſter liegt. Bald aber begann ſich die Landſchaft zu beleben. Zahlreiche Haufen von Landleuten zogen den gewundenen Pfad herauf, um die Meſſe im Kloſter zu hören; die Glocken riefen in die Kirche und der Geſang der Geiſtlichen verkündete den Beginn des Gottesdienſtes. Ich folgte dem Rufe.

Die Kirche ſelber bietet nur wenig Denkwürdiges dar. Die Gemälde ſind noch unter der Mittelmäßigkeit, eine Copie der Sixtiniſchen Madonna miſerabel, und das Bild des heiligen Bernhard von Menthon, des Stifters dieſes wohlthätigen Hoſpizes, dieſes heiligſten Heiligen von allen, deren die Legende Erwähnung thut, wie er von zwei Hunden begleitet wird, nur des Gegenſtandes halber dem Auge erträglich. Deſair's Denkmal iſt unvortheilhaft in einem Winkel aufgeſtellt. Das Basrelief allein, welches den vom Pferde geſunkenen Feldherrn zeigt, würde ſchwerlich hinreichen, den Namen des Freiheitshelden zu verewigen. Dicht daneben ſteht der Opferſtock, in welchen die freiwilligen Gaben der Wanderer niedergelegt werden. Dieſe ſind es, verbunden mit einigen jährlichen Kollekten und dem Ertrag von wenigen auf dem Berge verſtreuten Sennereien, von welchen die Wohlthaten des Kloſters beſtritten werden, eine ſcheinbar geringfügige Einnahme, wenn man die gewaltige Anzahl der die Gaſtlichkeit in Anſpruch Nehmenden erwägt. Wenige Tage darauf ſollte das Feſt der Schutzpatronin

Digitized by Google

begangen werden. An dieſem Tage ſtrömen allein drei- bis viertauſend Landleute aus den Thälern hier oben zuſammen.

Noch gewaltigere, wenn gleich weniger andächtige Maſſen uberſchritten den großen Bernhard in den Tagen vom 18ten bis 21ſten Mai im Jahr 1800. Es waren die Sechzigtauſende der Diviſion Gardanne, welche Bonaparte uber dieſen Paß nach Italien fuhrte. Oft genug drängte ſich mir bei dem, ſchon mit dem einzelnen Maulthier muhſamen Erſteigen die Erinnerung an den heroiſchen Gedanken auf, uber dieſe Schnee- und Eisfelder ein Heer und deſſen Geſchutze zu leiten. Nur wer ſelber die Tour gemacht hat, wird die Größe der Unternehmung zu wurdigen wiſſen. Die Geiſtlichen waren auch hier unermudet, den Kriegern Wein und Brod zu reichen, bis der Vorrath völlig erſchöpft war. Bonaparte befahl, dem Kloſter eine Gratifikation von 32,000 Franks auszuzahlen. Ein Kriegscommiſſär unterſchlug die Summe. Erſt nach Jahren kam der Betrug durch einen durchreiſenden franzöſiſchen General zur Sprache; die Unterſuchung ward gegen den Schurken eingeleitet, während der Kriegswirren läſſig genug. Das Reſultat derſelben war, daß dem Kloſter noch nachträglich das Viertel der urſprunglichen Summe gezahlt wurde. Eine ſchwulſtige lateiniſche Goldinſchrift auf ſchwarzer Marmortafel, welche vor dem Tafelzimmer aufgeſtellt iſt, wurde dem Kaiſer Napoleon (semper optimo, wie er unter andern genannt wird) im December 1804 von dem Kanton Wallis geweiht.

Das Kloſter beſitzt eine kleine Sammlung römiſcher Bronzen, antiker und moderner Munzen, von denen die erſteren ſämmtlich auf der Stelle gefunden worden waren, wo der Tempel des Jupiter Penninus ſtand. Die ſpäteren Ausgrabungen haben indeſſen wenig Bedeutendes mehr geliefert. Es befinden ſich unter den Bronzen mehrere Votivtafeln dankbarer Reiſenden. Auch die Gemälde und Kupfer, welche unmethodiſch genug im nämlichen Zimmer durch einander hängen, ſind Zeugen der Erkenntlichkeit ſpäterer Wanderer. Der junge Geiſtliche, gebildet und unterrichtet wie alle Bewohner des Kloſters, wies uns die Sammlung mit der freundlichſten Zuvorkommenheit. Unbegrundet iſt es übrigens, wie öfter behauptet wird, daß der beſchwerliche Dienſt, Verunglückte aufzuſuchen, dem die Conventualen ſich mit immer regem Eifer unterziehen, ihre Lebenskräfte ſchon nach wenigen Jahren aufzehrt. Einige Mitglieder befanden ſich ſchon ſeit zwanzig und mehr Jahren im Kloſter. Die Aelteren ziehen ſich, wenn ſie ſich unfähig fuhlen, ihrem Amte ferner vorzuſtehen, entweder in das Kloſter von Martigny zuruck, oder werden auch ſchon fruher, wenn ſie den Wunſch äußern, durch Pfarrſtellen in der Ebene entſchädigt.

Wenige Schritte von dem Kloſtergebäude ſteht die Morgue, in welcher die Leichen der unter Lawinen oder in den Schluchten Verunglückten aufgeſtellt werden und bis zu ihrer völligen Auflöſung bleiben. Ich hatte oftmals Beſchreibungen von dieſem Leichenhauſe geleſen; alle ſtimmen in der Schilderung des feierlichen Eindrucks uberein, welchen die Reihen der aneinander gelehnten Todten, die ſo ſchweigſame Verſammlung von Leidensgefährten machen ſollte. Mögen meine Vorgänger die Todtenkammer vollſtändiger beſetzt und die Leichen ſelber neuer und beſſer erhalten geſehen haben, oder hat ſie das trugeriſche Licht, welches ſpärlich durch die Holzgitter fällt, getäuſcht — genug, ich kann ihre Anſicht nicht theilen: ich habe nur den Tod in ſeiner widerwärtigſten Geſtalt erblickt und mag nur ungern an jene halb von Fleiſch entblößten, halb noch mit Muskeln und Haut bekleideten Gebeine zuruckdenken. Einzelne Körper ſind umgefallen und liegen in wilder Unordnung auf der Erde. Das ſchwarze Haupthaar wallt verworren über die leeren Augenhöhlen; im Hintergrunde ſtand eine lange Mannsgeſtalt mit verzweiflungsvoll gerungenen Händen; auf der andern Seite ein Weib, welches den Säugling an die Bruſt preßte. Zerfetzte Leichentücher waren über die Gerippe gehangen. Die anſtoßende Kammer enthält nur morſche Schädel und Todtengebeine. — Einen freundlicheren Anblick gewährten die kräftigen Doggen, welche bei Sturm und Schneegeſtöber den Geiſtlichen als Fuhrer dienen und jetzt, von Jedermann geliebkoſt, luſtig bellend unter der Menge herumſprangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Wir haben ſchon früher einmal ausgeführt, daß Tracht des Zeitalters und herrſchende Mode zwei ſehr verſchiedene Dinge ſind, daß jene ebenſo zäh und beſtändig iſt, als dieſe fluchtig und launenhaft, und daß der aufdringliche Reiz der Mode unſern Blick vom Weſen und der ſtetigen Entwicklung der Tracht abzieht, gerade wie der eifrige Zeitungsleſer, vom unmittelbaren Eindruck der Tagesbegebenheiten befangen, nicht dazu kommt, ſich von der gemeinſchaftlichen Richtung aller Bewegungen Rechenſchaft zu geben. Das Coſtum, in dem Sinn des Worts, der die ganze äußere Sitte umfaßt, iſt ein immer gruner Baum, der fortwährend einzelne Blätter abwirft, und neue, etwas anders geſtaltete nachtreibt. So arbeitet er beſtändig an der Umgeſtaltung ſeines Charakters, aber im Großen bleibt ſein Anblick derſelbe,

Digitized by Google

und erſt nach langer Friſt iſt eine bedeutende Veränderung bemerkbar. Die Zeiten überliefern einander die jedesmalige allgemeine Geſtalt des Baums, aber die abgeworfenen Blätter, die Moden, verweht der Wind der Geſchichte, und wenn auch auf ein ſpäteres Zeitalter von einzelnen die Kunde gelangt, wie ſie ausgeſehen oder geheißen, ſo begreift man doch nicht mehr ihren organiſchen Zuſammenhang mit dem damaligen Zuſtande. Daſſelbe gilt von der ganzen Sittengeſchichte, und dies iſt es vorzüglich, was die Zeitalter einander entfremdet; ſie begreifen ſich in der allgemeinen Tradition des Geiſtes, der Sprache, der Sitte, des Glaubens und Wiſſens; aber der Kleingeiſt, der Tag für Tag mit Luſt und Laune an den Lebensformen mäkelt, der Detailgeſchmack mit ſeinen Liebhabereien und Averſionen, die Begriffe von Anſtand und Würde, von Ehrbarkeit und Zucht, die Formen der Höflichkeit und Galanterie, das humoriſtiſche Spiel mit der Sprache, das Menſchen und Dinge, Tugenden und Schwächen, Ereigniſſe und Moden charakteriſtiſch tauft — Alles dies überliefert ſich nur ſtückweiſe und iſt häufig als aus dem Zuſammenhang geriſſenes Fragment unverſtändlich. Wenn uns die verfloſſenen Jahrhunderte in dieſen Beziehungen ſo fremd und ſonderbar, und oft ſo roh anblicken, ſo dürfen wir uns wohl zuweilen vorhalten, daß in gleicher Weiſe ſo Manches, was uns in unſerem Leben ſo ſinnreich und geſchmackvoll dünkt, unſere ganze Koketterie und Raffinerie, einer noch ausgebildeteren Zeit als ein Räthſel, als eine Thorheit oder plumpe Geſchmackloſigkeit erſcheinen wird.

Es iſt natürlich, daß mit einer Mode bald auch die Bedeutung ihres Namens verſchwindet. So weiß jezt, nach dem Verfluß von kaum einer Generation, kein Menſch mehr genau anzugeben, was es eigentlich für Zeuge waren, welche der Franzoſe in ſeiner albern witzigen Manier souris effrayée, araignée méditant un crime, crapaud amoureux, puce en couches u. ſ. w. nannte, und der modiſche, ſchwarz und weiß melirte Beinkleiderzeug, der gegenwärtig barbe d'Ab-del-Kader heißt, wird in Kurzem eine Antiquität ſeyn. Die älteren Schriftſteller, welche uns die meiſten Züge aus der Sittengeſchichte ihrer Zeit überliefert haben, wie z. B. Shakeſpeare und die ſpätern engliſchen Romandichter, Leſage und Molière, ſind voll von Anſpielungen auf Gegenſtände des Coſtums, die wir nicht mehr beſtimmt zu deuten wiſſen. Man ſollte glauben, dies gelte in noch weit höherem Maße von der weiblichen Tracht als von der männlichen; es iſt aber wohl gerade umgekehrt. Das weibliche Coſtum hat ſich im Lauf der chriſtlichen Jahrhunderte weit weniger weſentlich verändert als das männliche, wie der flüchtigſte Blick auf die nächſte beſte Ahnenreihe zeigt. Denkt man ſich vollends die beiderſeitigen Typen der verſchiedenen Jahrhunderte im Schattenriß, ſo ſind die weiblichen Figuren weit gleichartiger als die männlichen. Dort weit mehr als hier läuft Alles darauf hinaus, daß das unveränderliche Subſtrat, wie es, im Gegenſatz zur antiken Welt, im chriſtlichen Abendland ſich gebildet hat, nämlich die Haube oder der Hut, der unvermeidliche Ermel, die feſte Taille, von welcher das Kleid weit herabfällt, vom Modegeſchmack launiſch umſpielt wird. Hiebei kann es nun nicht fehlen, daß vielfach analoge Formen in den verſchiedenen Zeitaltern ſich wiederholen, und man darf darauf rechnen, daß man bei den Schilderungen der Schriftſteller ſehr oft nur verſchollene Bezeichnungen für wohlbekannte Dinge vor ſich hat. Und wie oft paßt die Beſchreibung buchſtäblich in unſere jetzige Welt! Die folgenden Worte Shakeſpeare's könnten geſtern geſchrieben ſeyn:

— Komm, Schneider, laß uns ſehn!
Barmherz'ger Himmel! was für Maskenzeug!
Dies iſt ein Ermel? 'ne Karthaune iſt's!
Wie? auf- und abgekerbt wie Apfelkuchen!
Geſchweift, gekneift, geſchlizt, gezwickt, gezwackt,
Als wie das Rauchfaß in der Baderei!

Oder:

Putzhändler. — Der Hut, den Ew. Gnaden jüngſt beſtellt.
Petruccio. — Wie? was? nach einem Suppentopf geformt?
Ein Napf von Sammt! pfui! elend! abgeſchmackt!
Ein Schneckenhaus iſt's! eine Wallnußſchaal'!
Ein lumpigt Ding! ein Bettel! Kinderputz!
Hinweg damit! ſchafft einen größern her!
Katharina. — Nur ja nicht größer! Juſt ſo hat man's jezt,
Und feine Damen tragen ſolchen Hut.
Petruccio. — Seyd Ihr erſt fein, kriegt Ihr dergleichen auch,
Doch früher nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Humanität.

Nach einem alten juriſtiſchen Spruche ſollte Jeder ſo lange für gut genommen werden, bis er des Gegentheils überwieſen wurde. Wenn nun dieſe menſchlich milde Maxime in Sachen von Belang weder bei den Zeiten der Väter, deren Verträge gleich als zwiſchen Schelmen und Gaunern mit hundert Vorbehalten und Einſchränkungen verklauſelt waren, noch bei unſern gewiß nicht unredlichen Zeiten Anwendung fand und findet, ſo ſollte man doch im täglichen Verkehr, wo es ſich bloß um das Mein und Dein der Gedanken und Meinungen handelt, jenen Grundſatz in freieſter Ausdehnung vorwalten laſſen. Jeder Unbekannte, mit welchem wir zum erſten Mal zuſammentreffen, iſt für uns gleichſam erſt jung geworden und auf die Welt gekommen; und man ſollte ihm als ſolchem, damit unverdacht in

Digitized by Google

reinem Verhältniſſe Menſch dem Menſchen gegenüber ſtände, für ſich im Innern einen Ablaßbrief ertheilen, wie Tripontinus, nach welchem er in den Stand der Unſchuld und Reinheit bei ſeiner Taufe zurückverſezt, der Himmel der Liebe ihm aufgethan und die Pforten des Haſſes ihm verſchloſſen würden. Jeder Unbekannte iſt für uns auf den Wegen des Lebens ein Findelkind, das man, wie ehedem in Portugal, für einen Edelmann aufheben ſollte, um nicht Gefahr zu laufen, ſich an einem gebornen Edelmanne zu verſündigen.

Perſönliches.

Zu einem vollkommenen und von Grund aus vollſtändigen Wohlgefallen an einer Perſon iſt ihr Selbſt nicht zureichend. Ein Mann von Welt- und Menſchenkenntniß, der auf dem Geſichte zu leſen verſteht, was Natur und Schickſal auf dieſes allzeit aufgeſchlagene Buch eingeſchrieben, würde ſeine Geliebte, die er zuerſt allein außer allem Familienzuſammenhang liebgewonnen, mit ganz neuen Augen anſchauen bei einer plözlichen Bekanntſchaft mit der ihr halb ähnlichen Schweſter, bei welcher die auf dem vollen Geſichte ſeiner Erwählten noch unleſerlichen Züge von dem tiefen Grabſtichel der Zeit deutlich tattowirt, wo die an jener noch lebendig beweglichen Mienen an dieſer zu markirten Furchen, zu Geberdenverſteinerungen geworden wären. Daſſelbe gilt von der ganzen Umgebung einer durch Reiz, Schönheit oder Gewohnheit uns lieb gewordenen Perſon. Die nachherige Bekanntſchaft mit Vater, Mutter, Schweſter, Bruder, Geſpielin, ja mit Haus und Gemach wirkt auf unſer früheres Urtheil corrigirend und reformirend zurück. Aber zum Glücke für die Menſchheit beruht Alles dies auf einer Art Inſtinkt, ſo wie die ganze Phyſiognomik.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſezung.)

Die franzöſiſche Oper.

Seitdem die italieniſche Oper den Pariſern gezeigt hat, was vollendeter Geſang iſt, wie ihn wenigſtens der jezige Kunſtgeſchmack fordert, kann auch die franzöſiſche große Oper nicht ohne einige Geſangvirtuoſen erſten Ranges mehr fortkommen. Einen beſizt ſie an Dupré; ein zweiter, Nourrit, hat nicht bleiben wollen, als Dupré auftreten ſollte, weil er fürchtete, von demſelben verdunkelt zu werden, und iſt ſeitdem der erſte zu Neapel. Jezt geht man damit um, einen andern Virtuoſen zu bilden, von dem man erwartet, daß er großes Aufſehen erregen werde. Bereits haben die Zeitungen viel von dieſem aus Piemont gebürtigen und Candia heißenden Sänger geſprochen, Wahres und Unwahres von ihm erzählt und das Publikum auf ſein Erſcheinen höchſt begierig gemacht. So viel iſt gewiß, daß er von Natur furchtſam iſt, und daß man viele Mühe gehabt hat, ihm das Zutrauen zu ſich ſelbſt einzuflößen, ohne welches man auf der Bühne nicht fortkommt. Er ſoll von der Natur eine ſo ausgezeichnet ſchöne Stimme erhalten haben, daß die, welche ihn zuerſt hörten, in Erſtaunen geriethen und ſogleich dachten, daß die Pariſer Oper an einem ſolchen Sänger eine vortreffliche Acquiſition machen würde. Obſchon er ſich nie von ſelbſt getraut hätte, vor einem großen Publikum aufzutreten, hat ihn doch die Ausſicht auf eine ſo glänzende Laufbahn bewogen, ſich dem Theater zu widmen; zwar iſt er ein Gentilhuomo; allein, Alles reiflich bedacht, iſt es doch beſſer, ein reichlich beſoldeter und gefeierter Opernſänger zu werden, als ein armer Edelmann zu bleiben. Er wird alſo nun von ganz Paris erwartet. Man macht viel Rühmens von dem Geſange, den er neulich in einer zahlreichen Privatgeſellſchaft hören laſſen; vielleicht war es mit Abſicht ſo veranſtaltet worden, um ihn allmählich an das Auftreten vor vielen Leuten zu gewöhnen. Dr. Veron, der vormalige Operndirektor, vielleicht der Einzige, welcher durch kluge Leitung dieſes Theaters ſich bereichert und daſſelbe in Flor gebracht hat, gab nämlich eine glänzende Soirée, wie ſie nur ein ſo geſtellter Mann geben kann. Zuerſt Muſik im Freien von den ausgezeichnetſten Tonkünſtlern, dann Candia's Geſang, ein Vorgeſchmack des künftigen Entzückens des Pariſer Publikums, und zulezt ein Ball, auf welchem die vorzüglichſten Operntänzerinnen, z. B. die beiden Schweſtern Elsler, all ihre Kunſt, all ihre Anmuth entfalteten. Wenn nur Dupré nicht bei Candia's Auftreten auch nach Neapel geht! In Berlioz's Benvenuto Cellini wollte Dupré nicht mehr ſingen, weil er ſich bei der zweiten oder dritten Vorſtellung überzeugte, daß das Publikum nie Behagen an dieſer ſonderbaren Oper finden werde, in welcher jedoch einige Nummern Genialität verrathen, z. B. der Chor der Erzgießer, obſchon einige Kunſtrichter auch hiebei zu tadeln gefunden haben, daß der Tonkünſtler das Sieden und Brauſen des kochenden Metalls nachahmen will, was doch außerhalb der Bühne vorgeht und mit der gegenwärtigen Situation der Leute nicht in unmittelbarer Verbindung ſteht. Vermuthlich werden ſich einige Nummern der Oper in den Concerten fortpflanzen und das Uebrige vergeſſen werden. Ueber die Trivialität des Textes dieſer Oper, von Wailly und Barbier, iſt man allgemein einverſtanden. Wahrſcheinlich haben beide Dichter ſich die vielen Spöttereien über die hochtrabenden Verſe älterer Opern zu Gemüthe geführt und dieſe Klippe zu vermeiden geſucht. Dafür ſind ſie in den entgegengeſezten Fehler verfallen. Einige Kunſtrichter behaupten auch, die in Benv. Cellini's Memoiren enthaltenen vielen Schlechtigkeiten ſeyen ein fataler Operntext; ich glaube jedoch, es kommt auf die Behandlung an; ſogar aus einem Cartouche oder Mandrin läßt ſich ein Opernheld machen, wenn man das Geſchick dazu hat. Berlioz wird nun ſchwerlich Luſt haben, ſich an eine neue Oper zu wagen, es müßte denn ſeyn, daß er das Publikum allmählich an ſeinen ſehr ſonderbaren muſikaliſchen Styl gewöhnte. Zuweilen kommt das Publikum von ſeiner erſten Abneigung oder Gleichgültigkeit zurück, obſchon weit öfter gar kein Widerruf ſeines erſten ſtrengen Urtheils ſtattfindet. Niedermayers Oper Stradella war vom Publikum auch ziemlich ſchnöde behandelt worden; allein einige Singſtücke aus derſelben ſind in Concerten oft wiederholt worden, das Publikum hat allmählich Geſchmack an denſelben gefunden, und jezt heißt es, Candia werde gerade dieſe Oper zu ſeinem Debût wählen, wodurch ſie dann vielleicht bis in den Himmel erhoben wird. Aber freilich will man die Vorſicht gebrauchen, ſie um zwei Aufzüge zu verkürzen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. November 1838.

Wer von der Kleidung der römiſchen Damen handeln will, thut wohl, ſich auf das Allgemeinere zu beſchränken, und es iſt dies um ſo ausreichender, als in der Hauptſache die einzelnen Kleidungsſtücke immer dieſelben blieben, und die Mode ſich meiſtens nur auf die Stoffe und deren Farbe, oder im Ganzen nichts verändernde Acceſſorien erſtreckt zu haben ſcheint.

W. A. Becker.

Moden.

(Fortſetzung.)

Wie geſagt, durch die ganze chriſtliche Entwicklung des Abendlands hinauf, bis dahin, wo das Mittelalter rückwärts im Nebel verſchwimmt und die Denkmäler uns faſt ganz verlaſſen, befinden wir uns in Beziehung auf Coſtum auf einem Boden, deſſen Produkte uns nicht ſelten exotiſch ſeltſam, aber doch ſämmtlich als Gebilde Einer Natur, Einer Welt anſprechen. Die fleißigſte Zuſammenſtellung der weiblichen Trachten aller Jahrhunderte zeigte am Ende nicht viel mehr disparate Formen, als ſich dem Beobachter auf einem Streifzug über den Boden von Europa in der Gegenwart darböten. Ganz anders iſt es aber, ſobald wir die Schwelle des Alterthums betreten. Die finſtern Jahrhunderte nach dem Fall des Römerreichs bilden eine Kluft zwiſchen der antiken und der chriſtlichen Welt, jenſeits welcher die ganze äußere Sitte des Alterthums in verworrenen, völlig fremdartigen Bildern vor uns ſteht. Das Imperium, und damit auch die Diktatur im Coſtüm ging an die Germanen über, und es entgeht uns völlig, in welchem Verhältniſſe ſich römiſche und barbariſche Elemente in der Tracht gemiſcht haben, wie ſie uns auf den älteſten Denkmälern des Mittelalters entgegentritt. Die zahlreichen antiken Monumente, die vielen Andeutungen der Schriftſteller reichen kaum hin, uns einen oberflächlichen Begriff vom Weſen auch nur der römiſchen Kleidung im Auguſtiſchen Zeitalter zu geben, und trotz den vielſeitigſten gelehrten Forſchungen, trotz den praktiſchen Verſuchen einer Madame Händel-Schütz und eines Talma, weiß Niemand beſtimmt, wie der Römer und die Römerin ihr charakteriſtiſches Kleidungsſtück, die Toga und Palla, umwarfen.

Es iſt bekannt, daß die heutige Feinſchmeckerei vom Tafelluxus der alten Herren der Welt, nicht nur was die Menge der zum Genuß herbeigezogenen Gegenſtände, ſondern auch was die Verfeinerung betrifft, weit überwogen wird. Wenn es auch zweifelhaft ſeyn möchte, ob es einem Großen der jetzigen Welt, der zugleich ein großer Gaſtronom iſt, auf dem Triclinium vor einer echten römiſchen Cöna viel anders erginge als den Gäſten des antiquariſchen Arztes in Smollets Peregrine Pickle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß Eſſen und Trinken, und was damit zuſammenhängt, zur Zeit der Blüthe des Reichs und des beginnenden Verfalls in ein durchdachtes Syſtem gebracht war, von deſſen Raffinement unſere Zeit keinen Begriff hat. Daſſelbe ſcheint nun auch von der Kleidung zu gelten. Die römiſchen Schriftſteller ſind voll von Anſpielungen auf den Kleiderluxus, und der eleganteſten Dame in London, Paris oder Wien ſteht vielleicht keine

Digitized by Google

ſo reiche Auswahl von Stoffen und Geſchmeide zu Gebot als der vornehmen römiſchen Matrone. Ob erſtere im Putze der leztern ſich ſelbſt und Andern gefiele, iſt eine andere Frage.

Die Mehrzahl der gelehrten Ausleger iſt der Anſicht, die einzelnen Stücke des Anzugs ſeyen ſich faſt unverändert gleich geblieben und der Modewechſel habe ſich auf die Stoffe, die Farben und ganz unbedeutende Nebendinge beſchränkt. Dieſe Meinung ſtüzt ſich vorzüglich auf die zahlreichen weiblichen Statuen und Denkmäler überhaupt, auf welchen weibliche Figuren abgebildet ſind: hier zeigen ſich zwar die Gewänder, je nach dem Ausdruck der Geſtalten, ſehr verſchieden drapirt, beſtehen aber faſt immer aus denſelben Hauptſtücken. Doch dies beweist in ſo fern nicht viel gegen einen formellen Wechſel der Mode, als wir hier gar nicht wiſſen, ob nicht die römiſche Skulptur einen allgemeinen Typus der Nationaltracht feſthielt und die Modedetails als zufällig und der Kunſt unwürdig in den meiſten Fällen ignorirte, und es gibt denn doch auch Denkmäler, auf denen die Gewänder Abweichungen zeigen, vom Haarputz und Geſchmeide nicht zu reden. Wie dem ſey, es gab ſchon in den blühenden Zeiten der Republik eine Menge Ausdrücke für weibliche Moden, die größtentheils gar nicht mehr zu deuten ſind. Natürlich geben die komiſchen Dichter in dieſem Punkte die reichſte Ausbeute. Wenn man die folgende merkwürdige Stelle des **Plautus** (Epidicus II. Akt) liest, ſo wird einem, als wäre der abgeſchmackte Jargon einer Pariſer Modezeitung in die rauhe römiſche Mundart zur Zeit des zweiten puniſchen Kriegs übertragen.

— Quid istuc est mirabile?
Quasi non fundis exornatae multae incedant per vias. —
Quid istae, quae vesti quotannis nomina inveniunt nova:
Tunicam rallam, tunicam spissam, linteolum caesitium,
Indusiatam, patagiatam, caltulam, aut crocatulam,
Supparum, aut subminiam, ricam, basilicum aut exoticum,
Cumatile aut plumatile, cerinum aut melinum; gerrae maxumae.
Cani quoque etiam ademtum'st nomen. —
Haec vocabula auctiones subigunt ut faciant viri.

Dieſe wunderlichen Worte mögen ſich allerdings größtentheils auf Farben und Zeuge beziehen, aber gewiß nicht alle. Sicher ſind hier und an andern ähnlichen Stellen mitunter auch eigenthümliche **Formen** gemeint, wobei nicht Alles auf die Art der Drapirung derſelben unveränderlichen Nationalgewänder hinauslief. Wir werden aber ſogleich darauf zurückkommen, daß das römiſche Modeweſen, ſoweit es von Stoff und Farbe unabhängig war, uns allerdings vorzugsweiſe im leztern Momente, nämlich in der Drapirung beſtanden zu haben ſcheint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

Das Geſtade des Sees iſt mit Veilchen bedeckt. Wunders genug, daß noch kein Schmeichler dieſe Blumen mit Napoleons Uebergang in Verbindung gebracht hat und ſie unter den Füßen des Heroen ſprießen ließ. Fällt doch gemeinhin der Menſch zuerſt auf das Abgeſchmackte, und beſonders wenn es der Größe zu huldigen gilt. Mit einer dieſer Blüthen im Knopfloch beſtieg ich mein Saumthier, ſagte den würdigen Prieſtern mein herzlichſtes, gerührtes Lebewohl und ritt auf dem jähen Pfade herabwärts.

Die ſavoyiſche Seite iſt ſteiler noch als die Schweizer, oder däucht dem Herabſitzenden mindeſtens ſo. Auf jeden Fall iſt etwas mehr Gefahr damit verknüpft. Der Weg iſt ſchmal, mit kleinen, loſen Steinen überſät und führt hart an den jähſten Abgründen vorüber, und die zahlreichen Kreuze, welche an der Stelle errichtet wurden, an denen ſich Unglücksfälle (freilich durch Schnee- oder Steinſtürze) ereigneten, krächzen dem Reiſenden melancholiſch genug ihr Memento mori zu. Mein Maulthier kam an den bedenklichſten Stellen mehrere Mal in's Stolpern, und rutſchte ſechs bis acht Schritte auf den Knieen bis hart an den Abſturz. Aber wie geſagt, ſeit Menſchengedenken iſt noch Niemand zu Schaden gekommen. Wenigſtens beſchwur es der Treiber auch hier, und ſo will ich denn meinen Nachfolgern auch dieſe tröſtliche Betheurung zu ihrer Beruhigung nicht vorenthalten.

In Saint-Remy iſt die erſte ſardiniſche Douane. Die Zollbedienten waren ziemlich genau, obwohl weder unfreundlich noch unbillig. Mit der Art, italieniſche Barrieren zu paſſiren, bereits ſattſam vertraut, wagte ich auch hier, als prophylaktiſches, ſonſt unfehlbares Mittel dem Contrebandeſpürer einen halben Frank in die Hand zu drücken. Wunderbar genug verſchmähte er meine Münze und wollte ſie ſogar nach vollbrachter Viſitation nicht einmal als don gratuit aus der Hand des Dankbaren annehmen. Hoffentlich der einzige Unbeſtechliche in Italien! war der erſte Stoß ſeufzer, der aus meiner, von Staunen beklommenen Bruſt aufſtieg. — Im raſchen Trabe führte mich das Cabriolet über Saint-Ouen, wo meinem bisher jungfräulichen Paß der erſte Stempel aufgedrückt wurde, nach Etroublee. Das Wirthshaus an der Straße führte die pomphafte Inſchrift: „Première halte d'Annibal lors de sa descente des Alpes. Auberge. Bon vin.“ Ein von den Bergen ſich herabwindender Ameiſenhaufen verſinnlichte den Heldenzug und bezeugte, daß Bonapartes Uebergang die Großthat des puniſchen Helden auch hier nicht habe gänzlich verdunkeln können. Ohne

Digitized by Google

mich jedoch van dem claſſiſchen Vorbilde beſtechen zu laſſen und zu raſten, fuhr ich auf der trefflich unterhaltenen Kunſtſtraße im Fluge weiter und durch Gignad mit ſeinem altrömiſchen Thurm, an deſſen Seite Napoleon, auf den Schauplatz ſeiner zukunftigen Siege herniederſchauend, ſeine Dispoſitionen ertheilt haben ſoll.

Die ſchroffen, gigantiſchen Berge ſind hier bis an den Gipfel bebaut. Kaum begreift man, wie Menſchen und Thiere die Höhe erklimmen können. Der Nußbaum wölbt ſich wieder mit ſeiner hellgrünen Krone über die Häuſer und Straßen. Holz- und Steinpfeiler ſteigen zu freundlichen Veranden neben den Hütten auf und werden von traubenſchweren Weinreben umarmt. Blickt gleich der eiſige Mont-Velan noch froſtig in das Thal herab, ſo fuhlt man ſich doch ſchon in ſüdlicher Atmoſphäre. Die Kaſtanie und der Mandelbaum ſprießen wild und ohne Pflege. Vorwärts Italien, rückwärts die Schweiz, und das Herz ſchlägt freudig dem holden Heſperien entgegen. Wenn aber etwas im Stande iſt, den aufquellenden Enthuſiasmus zu Boden zu ſchlagen, ſo iſt es der Hinblick auf das jene ſchönen Thäler bewohnende Geſchlecht. Eine häßlichere Race als die Bergſavoyarden kann weder Lappland noch Feuerland hegen. Kleine, krummbeinige, kaum vier Fuß hohe Figuren mit ſonnenverbrannten, ſonderbar alten Geſichtern, ſtruppigem, rabenſchwarzem Haar, mit doppelten und dreifachen Kröpfen lauſchen aus den Weinlaubgängen, kauern am Wege, drehen die Spindel: nicht ein erträgliches Geſicht iſt unter jenen Gnomen zu finden. Die Tracht des Landvolks iſt ein klägliches Gemiſch von Bettelhaftigkeit und Prunkſucht. Ich kenne keinen poſſierlicheren Anblick, als einen ſavoyiſchen Bauer gravitätiſch auf ſeinem Eſel einhertrotten zu ſehen. Ein zerlumpter Bube führt das Thier am Zaum. Der Vater ſizt, den franzöſiſchen dreieckigen Hut verwegen auf das Ohr gedrückt, im ſcharlachrothen oder braunen Fracke, der ſchon drei Generationen uberlebt hat, und mit Escarpins auf dem Packſattel, ſo daß ſich die Knie faſt in gleicher Höhe mit dem Kinn befinden; der geſteifte Hemdkragen iſt von unnatürlicher Größe, reicht bis an die Augen und iſt vorn offen, um dem Doppelkropf Raum zu gönnen. Die Cretins oder Cagots, welche in jenen Thälern, in Vergleich zu dem der obern Rhone, nur in geringer Zahl ſind und mich mit widrigem Geheul anbellten oder mir mit entſetzlichen Grimaſſen nachheulten, ſo oft ſie ſich in ihren Erwartungen getäuſcht fanden, erregten in mir den Wunſch, daß die Behauptung, wie auch ihre Zahl ſich jährlich verringere, eine begründete ſeyn möge.

Aber jezt führt der Weg durch üppigvolle Weinſtöcke, durch Mandel- und Feigenbäume. Er wendet ſich plötzlich, und vor mir öffnet ſich das Thal der Dorea Báltea, und Aoſta mit ſeinem alten Sarazenenthor, dem Thurm Brahmaſam und ſeinen alten Römerbogen liegt zu meinen Füßen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Oktober.

Die verfloſſene Saiſon.

Die edelſte Frucht des Jahres, die ſegenreiche Traube, wird eingeheimst, von den Bäumen fällt das in allen Farben ſpielende Laub, der Winter klopft mit rauher Fauſt an die Pforte, und wiederum liegt die Zeit der bunten, bewegten und rauſchenden Badeſaiſon hinter uns, gleich einem flüchtigen Traum. Und da nun im Ofen die trauliche Flamme kniſtert, willkommene Wärme ſpendend, und der verſpätete Gaſt den Wenigen ein „Fahre wohl!“ ſagt, welche hier an ſtillem Heerde das Erwachen des Lenzes abzuwarten gedenken, ſo ſcheint es der Mühe werth, vor dem Scheiden noch einen lezten Blick auf den vergangenen Sommer zurückzuwerfen, der an Glanz und Leben manchen frühern noch übertroffen hat, und namentlich in dem weſentlichen Punkte einer ungezwungenen und anmuthigen Geſelligkeit, ſo daß, diesmal mehr als je, derjenige, welcher die reizende Umgegend allein durchwanderte und den Abend bei der traurigen, geiſttödtenden Unterhaltung des Hazardſpiels ausſchließlich zubrachte dies nur aus freier, ſelbſteigener Wahl that. Und dieſe Bemerkung, ich ſage es mit Vorbedacht ausdrücklich, bezieht ſich nicht nur auf jene, die gewohnt ſind, ſich nur in den Kreiſen der eleganten Welt zu bewegen, ſondern auch auf den deutſchen Mittelſtand, der überall gern ſeiner Bequemlichkeit pflegt und ſeinen alten Gewohnheiten fröhnt, und über deſſen vorgebliche Hintanſetzung mancherlei unbegründete Klagen laut wurden. Dieſe Klagen rühren meiſtentheils aus dem Nichtverſtändniß der Thatſachen her; ſo Manche, die hieher kommen, begehren ein allgemeines Zuſammenhalten der Geſellſchaft, wie es ſich nur in ganz kleinen Bädern geſtalten mag, wo eine Tafel die Gäſte vereint, den Cavalier tagtäglich neben den Kaufmann, den Schriftſteller, den Gelehrten neben den Bürgermeiſter einer kleinen Landgemeinde führt, während hier Stände, Neigungen und ſelbſt eigenthümliche Launen die Leute auch da noch von einander ſondern, wo das Bedürfniß oder der Zufall ſie auf Augenblicke zuſammenführt. Iſt doch Jeder ſicher, in der nächſten Stunde leicht zu finden, was ihm paßt, ſey es nun im Converſationsſaal oder in dem hellen Salon irgend einer Privatwohnung, in den zahlreichen Vergnügungsorten der Umgegend, in dem Kaffeehaus zum goldenen Lamm, im Theater, oder in einem der vielen Wirthshäuſer von allen Abſtufungen der Eleganz und des Preiſes. Wer ſucht, und nicht findet, ſchreibe ſich die Schuld ſelber zu. Bei alle dem iſt es jedoch natürlich, daß ſehr viele neue und koſtſpielige Veranſtaltungen vorzugsweiſe auf diejenigen berechnet ſind, welche dieſelben mittelbar oder unmittelbar zu bezahlen haben; denn der Vortheil regiert die Welt, und es iſt eine allem Hergebrachten zuwiderlaufende Erwartung, wenn manche Badegäſte meinen, daß ſo Vieles, was von allen Seiten geſchieht, gerade nur um ihrer ſchönen Augen willen geſchehen ſolle. Eben ſo natürlich iſt es und dem Herkommen gemäß, daß von den Beziehungen der eleganten Welt unter ſich der Maßſtab der Badegeſelligkeit genommen wird; denn dieſe iſt es, welche vorzüglich Badens europäiſchen Ruf gründete und erhält, und zu der eleganten Welt gehört unter

Digitized by Google

andern auch gewöhnlich die vornehme. — Der Verkehr an öffentlichen Orten war häufig und lebhaft; in dem großen Spielſaal bildeten ſich ſchier jeglichen Abend Gruppen, deren Platz der Kundige ſo ziemlich ſchon im Voraus wiſſen konnte, ſo daß es ihm leicht war, den Ort zu finden, wo dieſer oder jener ſchönen Frau ein zahlreicher Hofſtaat ſeine Huldigungen zu Füßen legte, und dem auszuweichen, wo, wie die Spinne im Netz lauernd, die verſchrieenſten der Läſterzungen beiſammen ſaßen. Die Bälle und Reunions im Promenadehaus waren nicht minder glänzend, ſobald nur die erſten einmal vorübergegangen; ſo war es ſchier in jedem Jahre, und die neue Verwaltung ſoll allen Ernſtes auf Mittel ſinnen, im nächſten Sommer gleich mit dem dritten Bal paré zu beginnen, wie ſo oft ſchon gewünſcht worden. Die Elemente der Geſellſchaft ſchmolzen diesmal noch weniger als je ineinander, und ihre Trennung war ſogar für das ungeübteſte Auge bemerkbar, ſo daß es kaum der vielen Juwelen und der unbekümmerten türkiſch-bequemen Haltung bedurft hätte, um die Ruſſinnen von den Engländerinnen zu unterſcheiden. Franzöſinnen fehlten diesmal faſt ganz. Die erwähnte Trennung erſchien jedoch in den Abendgeſellſchaften J. k. H. der Großherzogin Stephanie viel milder, obſchon außerhalb derſelben, aber in Beziehung auf ſie, hie und da manche Aeußerung einer gewiſſen Eiferſucht nicht ganz unterdrückt ward; denn viele Engländer haben ſich angewöhnt zu glauben, die Eigenſchaft eines Unterthans Ihrer großbritanniſchen Majeſtät berechtige zu **allen** Anſprüchen auf dem Feſtlande, und ſo waren ſie ſchon deßhalb mißmuthig, weil ſie nicht ſichtlich vorgezogen wurden. — Ein paar der ausgezeichnetſten ruſſiſchen Damen öffneten ihre Salons einer auserleſenen Geſellſchaft, und trugen dadurch nicht wenig bei, den Sommeraufenthalt denjenigen angenehm zu machen, welche auch auf dem Lande nicht gern einen abgeſchloſſenen Kreis vermiſſen. — Es gehörte zum guten Ton, das deutſche Theater zu beſuchen und, gegen die ſonſtige Gewohnheit, ſeinen Platz im Parterre zu nehmen. Auch die Vorſtellungen der franzöſiſchen Truppe waren ſelten ganz leer, obſchon ſie unter der Mittelmäßigkeit blieben.

Eine im Badeleben ganz neue, aber mit dem größten Erfolg auftretende Erſcheinung war die Ausſtellung einer werthvollen Gemäldeſammlung, bekannt unter dem Namen des „Salon des arts," dem Herrn von Metzler zugehörig. Schwerlich wird ſich ſo leicht in den Händen eines Privatmanns eine ähnliche Sammlung wiederfinden, ſowohl in Hinſicht auf die großen Galerieſtücke, von eben ſo hohem kunſtgeſchichtlichem, wie künſtleriſchem Werth, als auch in Betreff der minder wichtigen Gemälde, unter denen keines ohne Werth und Bedeutung iſt. Viele davon, darunter mehrere der wichtigſten, hat im Verlauf des Sommers ein ausgezeichneter Kunſtkenner aus England an ſich gebracht, den ſeine Berufspflichten für jezt in Ihrer Stadt wohnen laſſen; doch kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, ob er die Bilder nach Stuttgart gebracht oder in ſeine Heimath geſendet hat. Im nächſten Jahr ſoll der Salon des arts eine größere Ausdehnung erhalten, wozu den Beſitzer, außer den im Rückhalt vorräthigen Gemälden, auch noch neue Ankäufe von großer Bedeutung in den Stand ſetzen.

Der neue Spielpächter, Benazet, iſt bereits ſehr thätig in den Vorbereitungen für die nächſte Saiſon. Aus dem Boden erheben ſich ſchon hoch die Stockmauern der neuen Säle, die (vier an der Zahl, wenn ich nicht irre) ſich an die ſchon vorhandenen weiten Räume des Converſationshauſes anſchließen ſollen. Die Ausſchmückung des großen Saals wird ebenfalls begonnen; jezt bietet er, beraubt ſeiner Zierden, einen traurig öden Anblick dar.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

R a ch e l.

Die langen Opern wollen nicht mehr gelingen; ſogar einige für die franzöſiſche Bühne geſchriebenen Roſſiniſchen Opern haben ſich der Verkürzung unterwerfen müſſen. Alle italieniſchen Opern ſind in zwei Aufzüge abgetheilt. Wahrſcheinlich hat Erfahrung gelehrt, daß dies für das muſikaliſche Publikum am beſten paßt. Es entſtehen dadurch zwei fünfviertelſtündige muſikaliſche Genüſſe und ein Ruhepunkt von einer halben Stunde dazwiſchen. — Am Théâtre français iſt eine auffallende Erſcheinung Gegenſtand des Tagsgeſprächs geworden. Schon lange war keine Tragikerin erſten Ranges mehr vorhanden; Dlle. Duchesnois und Dlle. Georges waren nicht erſezt worden, und mehrere Tragödien Corneille's und Racine's, in welchen die Hauptrolle eine weibliche iſt, konnten daher nicht in der Vollkommenheit gegeben werden, welche das ſtrenge Parterre dieſes Theaters fordert. Auf einmal erſcheint ein ſiebzehnjähriges Judenmädchen, Namens Rachel, übernimmt die ſchwierigſten Rollen, erregt durch ihr energiſches, ihr ganz eigenes und Niemanden nachzuahmendes Spiel allgemeines Aufſehen und enthuſiaſtiſchen Beifall; ſo oft ſie auftritt, iſt der Saal voll, die Theaterkaſſe füllt ſich natürlich ebenfalls, und ſeit langer Zeit hat das Théâtre français keine ſo glänzenden Einnahmen gehabt, als ſeitdem Rachel ſpielt. Nun will Jedermann wiſſen, wo das Mädchen herkommt und wie ſie ſich zur tragiſchen Schauſpielerin gebildet hat. Es werden abenteuerliche Geſchichten von ihr erzählt. So viel weiß ich beſtimmt, daß ſie die Tochter eines armen Schacherjuden iſt und in ihrer Kindheit Bänder und Schnüre auf dem großen Pariſer Markte feilgeboten hat. Dem Journal de Paris zufolge ſoll ſie hernach etwas Muſik gelernt und ſich in Kaffeehäuſern und Reſtaurans haben hören laſſen, um etwas zu verdienen. Bei dieſem Wanderleben ſoll ſie die Aufmerkſamkeit des Muſiklehrers Choron auf ſich gezogen und von ihm Unterricht genoſſen haben. Nun war ihr ganzer Sinn dem Theater zugewandt, aber nicht um zu ſingen, ſondern um tragiſche Rollen zu übernehmen. Das arme Mädchen konnte leider ſich nicht einmal correct ausdrücken, viel weniger Tragödie ſpielen. Es fanden ſich jedoch gutherzige Leute, welche ihr Unterricht und Rath ertheilten und ihr auch Gelegenheit verſchafften, ſich auf der Bühne zu verſuchen. Sie ſpielte zuerſt auf dem Privattheater des Herrn v. Caſtellane, auf welchem bekanntlich auch die beiden Schriftſtellerinnen Herzogin v. Abrantes und Madame Gay ſpielten. Hier erhielt ſie vielen Beifall, und dies verſchaffte ihr eine günſtige Aufnahme bei dem Direktor des Theaters Gymnase dramatique, wo nur Vaudevilles aufgeführt werden. Die junge Debütantin wurde hier aber nur kalt empfangen und ſezte ihre Debüts nicht fort. Es ſah nun mißlich mit ihr aus. Der Direktor Poirſon ſoll aber ihr Verdienſt erkannt und ſie dem Théâtre français empfohlen haben, mit der Ueberzeugung, daß das tragiſche Fach ihr wahrer Beruf ſey. Somit trat ſie denn vor wenigen Wochen zum erſten Male auf und erregte, wie geſagt, ein ſolches Aufſehen, daß es ſeitdem immer voll im Theater wird, wenn ſie eine Rolle übernimmt. Sie ſoll außerordentlich reizbar und empfindlich ſeyn, und dies kommt ihr in Rollen, wo ſolche Eigenſchaften dem Charakter der darzuſtellenden Perſon angemeſſen ſind, vortrefflich zu ſtatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 8. November 1838.

'Sblood, do you think I am easier to be played on than a pipe? Call me what instrument you will, though you can fret me, you cannot play upon me.

Shakespeare.

Was ſie Alles meinen. *

Naſen kluzer Philoſophen!
O wie fein ihr ausgewittert,
Daß der Hölle Feueroſen
Und die Geiſter mich zerſplittert;

Daß ich irre ſchmerzzerriſſen
Durch die Flur ein armee Greiner,
Wie von einer Katz gebiſſen,
Die man magiſch trieb aus Einer;

Daß ich ſehne mich vergebens
In den Jubel ſonn'ger Tage
Aus der Nacht des Geiſterlebens —
Daher meines Liedes Klage. —

Feine philoſoph'ſche Naſen! —
Schmerz iſt Grundton meines Herzens,
Von Natur ihm eingeblaſen,
Schmerz der Grund ſelbſt ſeines Scherzens.

Jener Schmerzenslieder viele
Hat dee Knabe ſchon geſungen.
Die ihr in der Geiſterſchwüle
Mannesherzen meint entſprungen.

Was ich ſchau' im Geiſterreiche,
Kann mich nicht zur Klage ſtimmen:
Das Geipenſt, das ernſte, bleiche,
Macht nur dem, der's nicht glaubt, Grimmen.

Schrecklicher als irre Schatten
Sind mir irre Menſchenbengel,
Die, weil *hier* Verſtand ſie hatten,
Glauben *dort* ſich flugs als Engel.

Liegt mein Körper eine Leiche,
Iſt mein Geiſt noch nicht am Ziele:
„Denn in meines Vaters Reiche
Sind der Wohnungen gar viele."

Einſt aus Vaters Hand will nehmen
Ich mein Loos demüthig, ſtille,
Schweb' ich auch mit irren Schemen —
„Vater, es geſcheh' dein Wille!"

* S. Athenäum für Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben. Juli 1838, Seite 57. „Ueber Juſtinus Kerner, den Dichter und den Gläubigen."

Gottes Liebe tief im Buſen,
Lieb' ich, die er ſchuf, die Erde,
Lieb' ich Liebe, Wein und Muſen,
Bis ich Geiſt bei Geiſtern werde.

Juſtinus Kerner.

Moden.

(Fortſetzung.)

Den allgemeinen Sinn der obigen Stelle hat der deutſche Ueberſetzer des Plautus, Danz, ſo wiedergegeben:

Was iſt dabei zu wundern? als ob nicht
Gar viele durch die Straßen zögen, ganze
Grundſtücke auf dem Leibe! — Vollends die,
Die alle Jahr den Kleidern neue Namen
Erfinden: da gibt's dünne, dicke Kleider,
Von Mouſſelin, Battiſt, Kalmuck und Biber,
Da gibt es ausgeſchnittne zum Skandal,
Chemiſen, Roben, Jäckchen, und was weiter
Dergleichen Poſſen mehr ſind; ſelbſt die Hunde
Sind ihres Namens nicht mehr ſicher! — Die Namen
Sind an den vielen Auctionen ſchuld,
Die jezt die Männer machen.

Der Ueberſetzer hat ſich darauf beſchränkt, willführlich einige wenige heutige Modeartikel an die Stelle der vielen römiſchen zu ſetzen; und er konnte nicht anders, denn von der eigentlichen Bedeutung der meiſten dieſer Ausdrucke wußte ſelbſt der ſelige Böttiger gerade ſo viel als die Leſerinnen dieſer Blätter. Man denke ſich eine ſpäte Nachwelt mit ähnlichen, in der Literatur aufbewahrten Fragmenten unſerer Sittengeſchichte beſchäftigt; man denke ſich einen Antiquar, der etwa über der folgenden Beſchreibung eines faſhionablen Anzugs grübelt: „Robe en foulard broché à raies en zig-zag, giroflée sur blanc, garnie de deux volans; col de mousseline brodée garnie de Malines; châle de mousseline carré garni d'Angleterre; capote de crep blanc à coulisses, bordée d'une ruche et couverte par de dentelles, d'où sortent deux branches de capucines; gants abricot; souliers guêtre en maroquin anglais et gros de Naples poussière; eventail d'ivoire uni et feuille ancienne; ombrelle Marquise à monture de nacre etc." Wie wird man dies in zweitauſend Jahren überſetzen, wenn dann ein neuer Böttiger alle zerſtreuten Züge unſerer heutigen weiblichen Sitte in einer neuen Sabina ſammelt?

Es wird wohl nicht unwillkommen ſeyn, wenn wir die weibliche römiſche Kleidung mit Rückblicken auf die unſrige im Allgemeinen kurz beſchreiben. Wir wählen dabei als Führer ein Buch, in welchem verſchiedene Seiten des römiſchen Lebens kritiſch entwickelt werden, und das ſich nicht nur durch Scharfſinn und Gelehrſamkeit, ſondern auch durch angenehme Form auszeichnet: W. A. Beckers Gallus, oder römiſche Scenen zur Zeit Auguſts.

Die vollſtändige Kleidung der römiſchen Matrone beſtand aus drei Hauptſtücken: tunica interior, stola und palla. — Die tunica interior, auch indusium genannt, war nichts als ein Hemd, das wenigſtens in älterer Zeit keine Ermel hatte und etwa nur dann gegürtet wurde, wenn man es im Hauſe allein trug. Vorder- und Hintertheil wurden über der Achſel mittelſt einer Fibula zuſammenhalten, und das Kleidungsſtück reichte nicht viel über das Knie herab. — Der weſentliche Unterſchied zwiſchen der antiken und der modernen Tracht beginnt nun aber damit, daß die Römerin vom Schnürleib, der unnatürliche Schlankheit lügt, oder doch die Taille feſt umſchreibt, nichts wußte. Wenn es beim Luſtſpieldichter Terenz (Eunuchus II. Akt) heißt:

Nicht gleicht die Jungfrau unſern Mädchen, welche die Mütter tief herab
Die Schultern ſenken, den Buſen ſchnüren heißen, daß ſie ſchmächtig ſind.
Iſt eine voller, heißt ſie Fechtergeſtalt; dann wird die Koſt
Verkürzt. Iſt die Natur auch gut, durch Zucht macht man ſie binſengleich,

ſo ſieht man leicht, daß hier der Hauptaccent nicht auf dem Schnüren (vincto pectore), ſondern auf der ſchlank erhaltenden Diät liegt, während bei uns das Märtyrthum des Schnürneſtels das der Caſteiung überflüſſig macht. Aber auch unter dem vinctum pectus darf man ſich kein Einſchnüren in unſerem Sinn denken, und die oft vorkommenden fasciae und strophia hatten eine ganz andere Beſtimmung.

Ueber die tunica interior wurde die stola gezogen; dies war auch eine Tunica, aber meiſtens, jedoch nicht immer, mit Ermeln, die jedoch in der Regel nur zur Hälfte des Oberarms reichten. Sie waren nicht zuſammengenäht, ſondern wurden außen durch Agraffen zuſammengehalten. Das charakteriſtiſche Stück an dieſer obern Tunica, dem Analogon deſſen, was wir Kleid, robe nennen, war die instita, die Faldel am untern Rande. Ueber die Beſchaffenheit dieſer Falbel, über etwaige Wechſel in der Form derſelben läßt ſich nichts ermitteln. — Die Stola war nun länger als der ganze Körper und wurde daher ſo aufgegürtet, daß unter der Bruſt ein Faltenbauſch entſtand und die Inſtita auf die Füße herabreichte. — Hiezu kam endlich die palla; ſie war für die Frauen das, was für die Männer die Toga, und wurde im Allgemeinen auch getragen wie dieſe; ſie wurde auch nur beim Ausgehen umgenommen und vertrat daher gewiſſermaßen die Stelle unſerer Umſchlagtücher aller Art, nur daß ihr in Beziehung auf Repräſentation und wahrſcheinlich auch auf Modewechſel eine weit höhere

Digitized by Google

Bedeutung zukam. — Bei ſchlechtem Wetter und auf der Reiſe wurden von Weibern wie von Männern Mäntel getragen, paenula, amiculum, mit oder ohne Kapuze (cucullus).

Wir haben eben geſagt, die Palla ſey behandelt worden wie das bezeichnende Kleidungsſtück des Römers, die Toga. Dieſe Toga nun hat unter allen Stücken der antiken Toilette der Kritik am meiſten zu ſchaffen gemacht. Wie war ſie geſtaltet? wie wurde ſie umgeworfen? wie war ſie nach Stoff und Farbe beſchaffen? Ueber dieſe Fragen beſteht eine ganze Literatur. — Die klarſten Zeugniſſe ſcheinen es außer Zweifel zu ſetzen, daß die Toga nicht etwa viereckig, ſondern halbrund war; ſie konnte aber, um den reichen Faltenwurf hervorzubringen, der von Auguſts Zeit an immer verwickelter wurde, kein bloßer Kreisabſchnitt, ſondern mußte noch bedeutend weiter ſeyn. Die Weiſe, ſie umzuwerfen, war nun Allem nach im Allgemeinen die: das Gewand wurde von hinten nach vorn über die linke Schulter geſchlagen, ſo daß der eine Zipfel am linken Arm mehr oder minder weit herabhing; dann zog man es hinter dem Rücken weg nach vorne und faßte es etwa in der Mitte ſeiner Weite faltig zuſammen, ſo daß der obere Theil als ſogenannter Sinus herabfiel, der untere Leib und Schenkel bedeckte. So entſtand der unter dem rechten Arm hervor ſchräg über die Bruſt ſich ziehende Faltenbauch, der umbo. Der Reſt des Gewands wurde ſofort über die linke Schulter und den Arm geſchlagen, der ſomit doppelt bedeckt war. Die Sache hat übrigens ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, und man kommt häufig nicht zu Stande, wenn es ſich darum handelt, die Toga von antiken Statuen in Gedanken abzuwickeln.

Aus zahlreichen Winken der Autoren geht hervor, welche Sorgfalt auf den Wurf der Toga verwendet wurde; ja der elegante Römer ließ die Toga ſchon vorher künſtlich in Falten legen und dieſe Operation jeden Abend wiederholen. Man ſchob dünne Bretter zwiſchen die Falten, und der künſtlich gefaltete Bauſch wurde durch Zangen (custodibus forcipibus) zuſammengehalten, bis man das Gewand umlegte. Wenn nun ſchon die Männer mit der Toga ſolche Koketterie trieben, ſo läßt ſich leicht denken, daß die Weiber mit ihrer Palla noch viel weiter gingen, und daß von ihnen auch ſchon der Faltenwurf des eigentlichen Kleides, der Stola, mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt wurde. Und hierin nun, in der verſchiedenen Art der Drapirung, ſcheint uns das Hauptelement der antiken Moden zu liegen, ſoweit nur von der Form die Rede iſt. Eine an verſchiedenen antiken Statuen uns jezt kaum merkliche Abweichung in der Art, wie der Faltenbauſch der Stola ſich entwickelt und fällt, war vielleicht eine markirte Mode, war ſo hoch wichtig und entſcheidend, als bei uns ein Herauf- oder ein Herabrücken der Taille. An der Palla vollends laſſen ſich unzählige Modifikationen denken, je nachdem der rechte Arm mehr oder weniger bedeckt wurde, der Sinus ſich weiter oben oder weiter unten bildete u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Fremde Celebritäten.

Neulich ſprach ich von den zahlreichen Fremden, welche nach der Mailänder Krönung Florenz beſuchten. Dieſe Fluth hat ſich unterdeſſen verlaufen, aber die Stadt iſt keineswegs leer. Ankömmlinge von allen Seiten; namentlich iſt eine Fülle von Literaten über uns hergekommen, vorzugsweiſe Franzoſen. Bekannte und berühmte Namen ſind darunter. Da iſt L. Vitet, der Verfaſſer lebendiger hiſtoriſcher Dramen, wenn man ſeinen dramatiſchen Scenen der Barrikaden, der Stände von Blois u. ſ. w. dieſen Namen geben kann, doktrinäres Mitglied der Kammer, und Generalinſpektor der mittelalterlichen Denkmale Frankreichs, bevor Merimée die Stelle übernahm. Dort der jüngere Ampère, eifriger Forſcher der Literatur des Nordens. Er befindet ſich nicht zum erſten Mal in Italien: vor einigen Jahren, als das Schickſal den Dampfſchiffen den Garaus machen zu wollen ſchien, ſtrandete er an der Küſte der Maremma, ich glaube auf dem Sully; Leſer der franzöſiſchen Revues werden ſich ſeiner hübſchen Erzählung dieſes Ereigniſſes noch entſinnen. Zugleich mit ihm kamen die beiden Archäologen Ch. Lenormant und J. de Witte, wie in der Herausgabe der Monumens céramographiques und der mit den römiſchen rivaliſirenden neuen Annalen des Inſtituts für die archäologiſche Korreſpondenz, ſo auch auf der Reiſe vereint. Endlich traf ganz kürzlich Thiers ein, Thiers, um den die Florentiner Geſellſchaft ſich reißen wird, wie früher. Es iſt ein gewiſſes Nationalgefühl dabei: Thiers ſchreibt, oder ſtellt ſich als ſchriebe er die Geſchichte von Florenz. Ein Florentiner Antiquar hat zwar vor einiger Zeit mit großen Lettern drucken laſſen: es ſey den Fremden huldreich geſtattet, über Italien zu ſchreiben, die Italiener könnten indeß nur mit einem sorriso d'indulgenza auf dieſe Leute herabblicken, welche im Grunde nichts thäten, als italieniſche Gedanken ſtehlen und wiederkauen. (Nur Niebuhr und Ottfried Müller finden Gnade, und auch auf dieſe hat der Ariſtarch eine geheime Pique.) Ich kann aber doch verſichern, daß die Florentiner — bei der Menge ungewaſchenen Zeugs, das täglich über ſie gedruckt wird — dem Fremden dankbar ſind, der ihrem Lande, ihrer Geſchichte, ihrer Literatur eine ernſtliche und wahre Theilnahme widmet. Ich wenigſtens habe kaum irgend einen gefunden, der nicht ihr freundliches Entgegenkommen und ihre Dienſtfertigkeit gerühmt hätte. Wo es anders war, lag die Schuld ſicherlich nicht an den Italienern. Doch um auf Thiers zurückzukommen: bisweilen paſſirt's ihm, daß er Florenz mehr gibt, als billig iſt. So ſuchte er einmal, nach ſeinem Aufenthalt in Rom, von Paris aus hier den Moſes des Michel Angelo. Ich kann dabei nicht umhin, an die Büſte Marc Aurels zu denken. Im Jahr 1796 ſandte das Directorium dem Citoyen général Buonaparte (damals

Digitized by Google

war der Name noch nicht franzöſirt) eine Depeſche: zuverläſſigen Nachrichten zufolge befinde ſich in Pavia die marmorne Büſte dieſes Imperators. Es ſey von großem Intereſſe für die Kunſt, dieſe nach Paris zu ſchaffen, und er habe alle Anſtalten zu treffen, daß ſie nicht beſchädigt werde. Eine große Rarität, die Büſte Marc Aurels! Waren 1796 Carnot und ſeine Collegen ſo ſtark in antiquariſchen Kenntniſſen, weßhalb ſollte nicht 1837 ein ehemaliger franzöſiſcher Conſeilspräſident, der wieder auf die Präſidentſchaft hofft, den Buonaroti eben ſo genau kennen? — Die franzöſiſchen Zeitungen ſind zwar gewöhnlich von dem, was im Auslande vorgeht, auf's Erbärmlichſte unterrichtet, aber hie und da haben ſie nun doch eigene Korreſpondenten. Von Volontären, wie Anatol v. Demidoff, will ich gar nicht reden. Die Débats ſandten Guéroult erſt nach Spanien, dann nach Mailand, und man muß geſtehen, daß ſeine Berichte die allerbeſten waren. Chevalier ſchrieb über Nordamerika und Mexiko, Andere über die Schweiz u. ſ. w. Hier iſt jezt ein Herr Cavel, der mit dem National in Verbindung ſtand oder ſteht, und ſeine Zeit auch wohl nicht verlieren wird. Von Jules Janin und ſeinen claſſiſchen Briefen über Italien ſprach ich bereits. Ihm ſcheinen die gebratenen Tauben in den Mund zu fliegen. Ein Landhaus bei den Bädern von Lucca wird in einer Lotterie ausgeſpielt: man beredet den Verfaſſer des todten Eſels, ein Loos zu nehmen, und beſagter Verfaſſer gewinnt die Villa. Unter der Aufſchrift: „La Palazzina Lazzarini," hat er ſelber im Feuilleton des Journal des Débats die Geſchichte erzählt. Napoleon war „plus grand que son malheur," aber Jules Janins Glück iſt größer denn er. Es geht ihm damit, wie Victor Couſin mit ſeinem Ruhm.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Rachel. A. Dumas. Delavigne.

Natürlich kann Rachel noch nicht als vollendete Schauſpielerin gelten, und bis jezt ſind ihr auch nicht alle Rollen gelungen. An Neidern und Tadlern fehlt es ebenfalls nicht, welche behaupten, das Publikum habe ſich durch den Schein von großen Eigenſchaften hinreißen laſſen; das Mädchen beſitze aber gar nicht, was zu einer vollkommenen Schauſpielerin gehöre. Auch läßt ſich denken, wie ſich die mittelmäßigen Schauſpielerinnen gegen ſie auflehnen. Indeſſen ſieht doch die Direktion troz dem Geſchrei des Neides und der Eiferſucht, daß eine Schauſpielerin, welche vermögend iſt, die Theaterkaſſe zu füllen, eine gute Acquiſition ſeyn muß, und es iſt die Rede davon, ſie ſogleich zu einer Actrice sociétaire zu machen. Dies iſt gewaltig viel, beinahe ſo viel, als ob man eine Staatsräthin aus ihr machte; denn eine Actrice sociétaire bekommt 20,000 Fr. Gehalt, kann in der Provinz durch Gaſtrollen noch halb oder ganz ſo viel dazu verdienen, hat Anſpruch auf eine Penſion in ſpätern Jahren und Siz und Stimme im Schauſpielerrathe, welcher über die Aufnahme neuer Stücke entſcheidet. Das Schickſal des Mädchens erregt nun ſolche Theilnahme bei Allen, welche das Verdienſt zu würdigen wiſſen, troz aller Hinderniſſe ſich empor zu ſchwingen, daß man ihr alles Gute wünſcht und hofft, daß ſie ſich noch vervollkommnen und bald durch ihr vortreffliches Spiel Neid und Eiferſucht zum Schweigen bringen werde. Es haben ſich bereits in den Tageblättern warnende Stimmen hören laſſen, welche ihr wohlmeinend rathen, ſich durch den erſten rauſchenden Beifall nicht betäuben zu laſſen. — Als Gegenſaz zu dieſem Emporkommen einer unbekannten Künſtlerin iſt leider das Sinken eines berühmten tragiſchen Dichters, des Alexander Dumas, zu erwähnen. Man erinnert ſich noch der Zeit, als er am Théâtre français ſeinen König „Heinrich III. und die Ligue" gab, und ſpäter ſein Talent durch ſeine „Königin Chriſtine" auf der Odeonbühne bewährte. Dies war der Culminationspunkt ſeines Rufes. Seitdem bringt er abſcheuliche Helden auf die Bühne des Porte St. Martintheaters, und dieſe werden noch auf den Provinzialtheatern als etwas gar Schönes gegeben. Einen Verſuch machte der Dichter noch, am Théâtre français wieder emporzukommen, indem er dort Caligula mit großem Gepränge aufführen ließ, wozu er nicht allein ſein Manuſcript, ſondern auch ſeine Geliebte, die Schauſpielerin Ida vom Porte St. Martintheater, mitbrachte. Aber Caligula wollte dem Publikum troz alles Pomps nicht gefallen, und das Stück ward zurückgezogen. Seitdem trieb ſich der Dichter, welcher zu ſeinem flotten Leben viel Geld nöthig hat, bei den Direktionen der Boulevardtheater umher, und zulezt hat er einer ganz kleinen Bühne, dem Pantheontheater, von welchem die Kunſtrichter in den großen Tageblättern kaum Notiz nehmen, ein Stück gegeben, welches wahrſcheinlich von größern Bühnen abgewieſen worden war. Es kamen dabei einige eben nicht rühmliche Umſtände an's Tageslicht. Dumas hatte zuerſt einen Roman über den berüchtigten Paul Jones geſchrieben; dann hatte er aus dieſem Roman einige Zeitungsartikel gemacht, und endlich ein Theaterſtück, oder umgekehrt, und ſich alſo für ſeine dreimalige Bearbeitung eines und deſſelben Gegenſtandes dreimal bezahlen laſſen. Das Theaterſtück trat er gegen eine baare Summe ab, was in Paris etwas Seltenes iſt, da das Geſez dem Dichter einen Antheil an der Einnahme jeder Vorſtellung ſeines Stücks zuſichert; ihm aber ſcheint es um baares Geld zu thun geweſen zu ſeyn. Einige Tageblätter behandeln den Dichter mit großer Verachtung; es ſchmerzt wirklich, zu ſehen, daß ein unſtreitig talentvoller Mann durch ſeine Verſchwendung ſich ſelbſt in die Nothwendigkeit verſezt, ſeine Naturgaben ſo herabzuwürdigen, und von Andern noch tiefer heruntergeſezt wird, als er bereits ſteht. Wie ganz anders iſt es mit Caſimir Delavigne! Dieſer hat ſich durch ſeine Theaterſtücke ein reichliches Einkommen geſichert, iſt ein glücklicher Ehemann, genießt ſein häusliches Glück meiſtens auf ſeinem Landgute, arbeitet nur, wenn er ſich dazu aufgelegt fühlt, iſt ſparſam mit neuen Theaterſtücken und ſteht hoch in der öffentlichen Achtung. Schon ſeit einem Jahr wird von ſeinem neuen Stücke la Popularité geſprochen, und doch iſt es noch nicht auf die Bühne gekommen; jezt aber ſoll es doch Ernſt damit werden. Der Dichter hat es vor einiger Zeit der Schauſpielerverſammlung vorgeleſen, und dieſe hat es, wie Alles, was Caſ. Delavigne für die Bühne dichtet, ſchnell angenommen, und das Stück ſoll ſogleich einſtudirt werden. Im folgenden Monat wird es wahrſcheinlich auf die Bühne kommen. Diejenigen, welche der Vorleſung beigewohnt haben, verſichern jedoch, dies neue Luſtſpiel ſey zwar gut geſchrieben, aber nicht ſehr luſtig.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. November 1838.

— En quel lieu sommes nous?
De quelque part qu'on tourne, on ne voit que des fous.

Molière.
Les fâcheux.

Patience.

Eine Charakterſkizze von A. v. Sternberg.

Ich beſuchte in den ſchönen Herbſttagen des Jahres 18** einen Freund auf ſeinem einſamen Landſitze, wohin er ſich zurückgezogen, weil es ihm ſeit einiger Zeit, wie er bemerkte, in der Welt zu weltlich herging. Ich fand ihn unter einer Linde ſitzend und in einem Kapitel des Thomas a Kempis leſend. Sein erſter Anblick gewährte mir keinen ſonderlichen Troſt; lag nun die Schuld an der ſehr warmen Nachmittagsſonne, die einen Theil der gegenüberliegenden weiß getünchten Wand grell erleuchtete, oder war es die Erſchlaffung einer momentanen Stimmung, mein Freund zeigte etwas Mattes, Schüchternes, Abgeſpanntes, das zu ſeinem ſonſtigen Weſen nicht paßte. Er hielt öfters die Hand vor die Augen, als blendete ihn etwas, er huſtete im Geſpräch, und ſehr zur ungelegenen Zeit ſtellte ſich ein Lächeln ein, das von Abweſenheit des Geiſtes zeugte. Man brachte uns Erfriſchungen, und bald gelang es mir, folgendes Geſpräch in Gang zu bringen:

„Wie biſt du mit deinem Landaufenthalt zufrieden?“ — „Gut; du kommſt wohl, um mich zu überreden, wieder in deine verdammte Stadt zurückzukehren?“ — „Das iſt der Grund meines Erſcheinens. Ich dächte, du könnteſt es jezt müde ſeyn, ſo einſam und müſſig zu leben.“ — „Einſam — allerdings, aber müſſig? Das iſt wiederum einer deiner verkehrten Begriffe über den Zweck menſchlicher Thätigkeit. Bin ich deßhalb müſſig, weil ich mich nicht mit Dingen und Perſonen herumhetze, die mich nur peinigen, ohne mich dabei zu fördern? Ihr Weltmenſchen denkt ſehr verworren über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen. Du glaubſt nicht, welche Betrachtungen ich anſtelle, wie gründlich ich die Welt durchſchaue, ihre Nichtswürdigkeit und Frivolität verabſcheue. Eben als ich dich kommen ſah, beſchäftigte ich mich, Mittel aufzufinden, durch welche man gewiſſen Uebeln in unſern Tagen Schranken ſezte, ſo zum Beiſpiel der immer weiter um ſich greifenden Schreibewuth.“

Ich erſchrack und ſezte das Glas Madeira, das ich eben an die Lippen bringen wollte, ſchnell wieder auf den Tiſch. „Um's Himmels willen!“ rief ich, „und eben komme ich, um dir den Plan zu einem neuen Roman mitzutheilen, den ich unter der Feder habe.“ — „Das thut mir herzlich leid. In der That, ich kümmere mich jezt um keine Romane mehr.“ — „Und doch gab es eine Zeit, wo du ſelbſt welche ſchriebſt.“

Er antwortete nicht und brachte ſtatt deſſen nur jenes zerſtreute Lächeln auf ſeine Lippen, das mir ſo widerwärtig war; zugleich verſchlang er ein großes Stück Aalpaſtete. Nach einer Weile fragte ich: „Aus welchen

Digitized by Google

Perſonen beſteht hier dein Umgang?“ — „Wenn ich hierüber gebieten könnte, ſo würde ich Niemanden weiter geſtatten, vor meinem Antlitz zu erſcheinen, als meinem Pudel und meinem Bedienten; ſo aber kann ich nicht verhindern, daß ein halbes Dutzend unleiblicher Menſchen mir mit ihren Nachbarſchaftsanſprüchen zur Laſt fällt.“ — „Wer ſind dieſe Menſchen?“ fragte ich, froh, das Geſpräch von der Frömmigkeit ablenken zu können. Er frühſtückte unterdeſſen fort und zeigte dabei mit der Gabel rückwärts. „Dort,“ ſagte er, „in dem Hauſe, deſſen balkonartiges Dach du über meine junge Akazienpflanzung ragen ſiehſt, wohnt der widrigſte und beſchwerlichſte dieſer ſechs Plagegeiſter; du kannſt dir ſchon denken, daß es ein Weib iſt. Wie ich ſie zum erſten Male im Frühjahre auf dem Dache, zu mir herabſchauend, erblickte, fragte ich meinen Gärtner, welche Gattung Bäume wohl am ſchnellſten wüchſe. Der Schelm hat mich betrogen: er rieth mir zu dieſer Akazienpflanzung, und jezt, im Herbſte, ſind die Gipfel der Bäume erſt bis zur Taille meine Landkokette gekommen; ich muß den ganzen künftigen Sommer noch dazu rechnen, ehe ich mir Hoffnung machen kann, daß ſie ganz vor meinen Blicken verſchwindet.“ — „Ich errathe, und unterdeſſen hat der Teufel gewonnenes Spiel.“ — „Die andere Nachbarſchaft beſteht aus einem Arzte, ſeiner Frau und Tochter. Dieſe Menſchen ſind wieder auf ihre Weiſe unausſtehlich. Der Vater und die Mutter ſchreiben Bücher.“ — „Alſo wieder Jemand, der Bücher ſchreibt!“ — „Und wie es mir ſcheint, haben beide das Feld ihrer Talente gegen einander ausgetauſcht. Die Frau hat über die Behandlung der Pferde und er über das Säugen und Entwöhnen der Kinder geſchrieben. Die Tochter lernt alle Räthſel aus dem Charivari auswendig. Erſt ſeit vergangenem Herbſte haben ſie ſich hier angeſiedelt.“ — „Und ſind dir zur Laſt gefallen?“ — „Oft in den heißeſten Tagen. Allein ich ſehe das Alles für eine ſehr nöthige Prüfung meiner chriſtlichen Geduld an und klage auch nicht. Auch mußt du nicht glauben, daß ich dir dieſe Dinge erzähle in der Abſicht, wie ich ſie wohl früher gehabt, damit du daraus eine Geſchichte zuſammenſetzeſt; durchaus nicht. Wüßte ich, daß du in dieſem Sinne an meinen Mittheilungen Intereſſe nähmeſt, ſo würde ich mich wohl hüten, dir meine Originale vor die Augen zu bringen. Ich haſſe, wie ich dir ſchon geſagt habe, alle Erfindungen der Poeten. Sie ſind, auf den Grund gegangen, doch immer nur ſchöne Lügen, und wir müſſen uns in allen Dingen der Wahrheit befleißigen.“

Während dieſer Rede meines Freundes wurde ich die Landkokette anſichtig, die ſich auf dem Balkon ihres Daches zeigte und Blicke zu uns herüber ſandte. Sie war, dem Anſcheine nach, eine noch junge Frau von höchſtens neun-und-zwanzig Jahren, ſtark brünett, mit äußerſt lebhaften Bewegungen. Während ich mir die Miene gab, ſie nicht zu bemerken, lief ſie unausgeſezt an der Bruſtwehr auf und ab, indem ſie ſich dabei mit einem großen Fächer Luft zufächelte und mit einem Sonnenſchirm manövrirte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Was ſind unſere Moden im Schnitt anders als erſtarrte Ideen, als zugeſchnittene und feſtgenähte Draperie, die am Ende doch das Freie und Phantaſtiſche in den Brechungen der Stoffe heucheln ſoll? Das Verfahren der Römerin iſt nun gewiß natürlicher und künſtleriſcher zugleich. Sie gehorchte vielleicht der Mode in der Art, wie ſie den Faltenwurf an gewiſſen Stellen abſichtlich herbeiführte; aber ſie und das Gewand behielten dabei den größten Theil ihrer Freiheit: das Gewand fiel, wie es ein einziger künſtleriſcher Griff mit ſich brachte, und ſie hatte es beſtändig in ihrer Gewalt, durch leiſes Hin- und Herrücken den Geſchmack des Tages mit den Bedürfniſſen oder Anſprüchen ihrer Körperlichkeit in Einklang zu bringen. Bei dieſem Syſtem konnte eine Mode weit weniger, als bei uns, Weiber von gewiſſer körperlicher Beſchaffenheit, die großen oder die kleinen, die vollen oder die zarten, in offenbaren Nachtheil ſetzen. Wenn aber eine Draperie, welche für Eine componirt und feſtgenäht worden, von Allen auf gut Glück übergeworfen wird, ſo kann es unmöglich fehlen, daß ſich viele compromittiren.

Was den Stoff betrifft, ſo trug man lange nur Gewänder aus ſelbſtgewobener, naturfarbiger Wolle; man hatte ſchwerere (toga densa, pinguis, hirta) und leichtere (t. rasa) Zeuge, leztere zur Sommerkleidung. Mit dem Waſchen der Kleider gab ſich die römiſche Matrone nicht ab; ſie wurden, wenn ſie unrein waren, dem Walker (fullo) übergeben. In Pompeji ſind die Ueberreſte einer fullonia aufgedeckt worden, deren Wände mit Gemälden verziert waren, die ſich auf die Walkerei beziehen und uns vollſtändiger belehren als alle zerſtreuten Winke der Schriftſteller. Man ſieht hier, wie die Kleider in der Lauge mit den Füßen (alternis pedibus) getreten werden; weiterhin iſt eine weiße Tunica an einer Stange ausgeſpannt und wird von einem der Walker mit einer Karde in Geſtalt eines Pferdeſtriegels bearbeitet; ein anderer bringt ein rundes Geſtell herbei, das einem weitläuftig

Digitized by Google

geflochtenen Hühnerkorb gleicht, und über deſſen Beſtimmung man nicht im Zweifel ſeyn kann: die weißen Kleider wurden nach dem Waſchen geſchwefelt, und das Geſtell diente dazu, die Gewänder darüber zu breiten, während darunter die Schwefeldämpfe entwickelt wurden. Man erblickt ferner die Preſſe mit Doppelſchraube, in welcher das gereinigte Zeug die lezte Appretur erhielt. Das Kleid verlor natürlich durch das Waſchen an Werth. Von Heliogabalus wird erzählt, er habe nie etwas Gewaſchenes getragen, weil dies bettelhaft ſey; er wird hierin, wie in manchem Andern, nur der Praxis luxuriöſer Weiber gefolgt ſeyn, wie es ja auch unter uns manche gibt, welche ein farbiges koſtbares Gewand kaum ſo lange tragen, als ein weißes braucht, um ſeine erſte Friſche und Unſchuld zu verlieren.

Nach der gewöhnlichen Annahme kamen die Kleider fertig vom Webeſtuhl und hatten alſo keine Naht. Dies ſcheint aber keineswegs ohne Einſchränkung zu gelten; ſchon bei der Toga ſprechen ausdrückliche Zeugniſſe dagegen, und beim Mantel, der paenula, ſcheint es vollends gar nicht möglich. Die Stücke wurden vielleicht für jedes einzelne Kleid beſonders gewoben, und ſofort von den Hausſchneidern (vestiarii, vestifici, paenularii) zuſammengeſezt, deren Namen in den Sklavenliſten häufig vorkommen. Ob dieſe bloß Leute von der Nadel waren, oder ob ſich unter ihnen Genies befanden, welche neue Schnitte erfanden, ſteht dahin. Es iſt, wie ſchon oben bemerkt, nicht wahrſcheinlich, daß in einer ſo raffinirten Welt nicht auch hierin ſollte gekünſtelt worden ſeyn; ſo viel iſt indeſſen gewiß, der allgemeine, durchgreifende Charakter der Tracht war der Art, daß die Dame nicht, wie es bei uns iſt, einen Schneidergedanken fertig und ohne Weiteres um ſich werfen konnte: ſie mußte, mit Beiſtand ihrer Zofen, Tag für Tag ihren Gewändern den Pli der Mode geben; ſie mußte gleichſam ihr ganzes Aeußeres friſiren, während gegenwärtig im Grund nur das Haar drapirt wird, und bei jenem Verfahren begreift ſich auch eine lange Toilette ungleich leichter als beim unſrigen.

Seidenſtoffe kamen erſt im Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung auf, und auch dann ſind unter serica meiſtens nur halbſeidene Zeuge (subserica) zu verſtehen, wobei der Aufzug Lein und nur der Einſchlag Seide war. Ganz ſeidene Kleider (holoserica) galten wegen ihres ſehr hohen Preiſes immer als Verſchwendung; auch hierin erſcheint Heliogabalus, der zuerſt ganz ſeidene Kleider getragen haben ſoll, nur als weibiſch; denn die holoserica stola mulierum kommt ſchon weit früher vor. Aber eben wegen der großen Koſtbarkeit der Seide wurden dieſe Stoffe ſehr dünn, florartig gewoben, und es iſt bekannt, wie oft die berüchtigten Coa von den Sittenrichtern gerügt worden ſind.

Unter den erſten Kaiſern, ja ſchon früher, wurden die Männer häufig und immer mehr dem eigentlichen Nationalkleide, der weißen Toga, ungetreu. Man trug die Paenula und die Lacerna, einen dem griechiſchen Pallium ähnlichen offenen Mantel, wahrſcheinlich in allen Farben. Aber lange noch blieb die weiße Toga das eigentliche Staatskleid, ohne das man nicht anſtändig im Theater, bei öffentlichen Spielen, vor dem Kaiſer erſcheinen konnte. Wenn Kaiſer Commodus einmal „gegen die Sitte“ die Zuſchauer in Mänteln (paenulatos) ſtatt in der Toga erſcheinen hieß, ſo war dies ſchon ein Vorbote vom Verfall der Etikette, wie wenn es in unſern Tagen in einem Circular des Hofmarſchallamts heißt: Se. Hoheit haben zu beſtimmen geruht, daß die Herren in langen Beinkleidern und Stiefeln erſcheinen dürfen. Wie weit von den Matronen etwas Aehnliches gilt, ob auch bei ihnen unter gewiſſen Umſtänden die Schicklichkeit das nationelle Weiß gebot, iſt wohl nicht zu beſtimmen, jedenfalls aber wurden von ihnen farbige Gewänder ſchon frühe getragen. Pallae purpureae, coccineae, amethystinae, canthinae u. ſ. w. werden häufig genannt, und auf den Gemälden in Pompeji und Herculanum tragen ſelbſt die edelſten Geſtalten weit weniger weiße, als farbige, namentlich himmelblaue und veilchenblaue Gewänder; bei einer Figur iſt Tunica und Palla himmelblau, mit goldenen Sternen beſäet. Wir haben hier freilich keine Abbildungen römiſcher Matronen vor uns, allein auf den Zeitgeſchmack ſcheint man daraus doch ſchließen zu können.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Beſchluß.)

Literatur. Oktoberluſt. Theater.

Mich dünkt, ich habe von den franzöſiſchen Gäſten genug berichtet. Die Zahl der italieniſchen iſt nicht gering, aber ihre Namen haben meiſt wenig oder gar keinen Klang im Auslande. In Deutſchland lieſt gewiß unter Tauſend nicht Einer die Journale, welche ſie redigiren oder an denen ſie Theil nehmen: den Subalpino, den Progresso, das Giornale arcadico u. ſ. w. So nenne ich denn nur Maſſimo d'Azeglio, Manzoni's Schwiegerſohn, Maler und Dichter, und in lezterer Eigenſchaft bei uns durch den Ettore Fieramosca bekannt, zwar kein Meiſterwerk, aber voll ſchöner und rühmenswerther vaterländiſcher Geſinnung, die über manche Schwächen der Erzählung hinwegblicken läßt. Es heißt, er beſchäftige ſich mit einem Gegenſtande aus der florentiniſchen Geſchichte und wolle erſt die Lokalitäten genau ſtudiren und ſich einprägen, welche den Schauplaz der Vorgänge bilden ſollen, die er zu ſchildern beabſichtige. Wir können alſo wieder einem hiſtoriſchen Roman entgegenſehen; ein anderer

erſchien neulich in Mailand, Margherita Puſterla, aus der Geſchichte der Visconti, von Ceſare Cantu, welcher eine Univerſalgeſchichte in einigen zwanzig Bänden herausgibt, aber dabei noch Zeit und Laune findet, Romane und Journalartikel zu ſchreiben. Roſini läßt dagegen lange warten auf ſeinen Grafen Ugolino, den er ſchon vor fünf Jahren angekündigt hat. — Wir Deutſche ſind, was nicht häufig, diesmal ganz leer ausgegangen. Nicht Ein deutſcher Autor, und doch iſt im lieben Vaterlande eben kein Mangel daran! A. Lewald ſoll hier geweſen ſeyn, aber Niemand hat ihn geſehen.

Man benuzt nun noch den lezten ſchönen Monat, der uns bis jezt faſt immer einen tiefblauen Himmel und köſtliche Abende gegeben hat. In den Caſcinen fanden Wettrennen ſtatt; der Raum iſt zwar etwas beſchränkt, wenn man an engliſche Races denkt, aber dieſe ſchönen, grünen Wieſen, von den herrlichſten Bäumen und ſchattigen Bosketts eingeſchloſſen, machen dabei eine ſehr gute Wirkung. Die Pferde waren meiſt engliſche; das Intereſſe ſchien nicht beſonders lebhaft, obgleich mehr denn einer beim Wetten mehr Geld verlor, als ihm für den Augenblick bequem war. Im benachbarten Fieſole war Jahrmarkt am St. Franciskusfeſte. Die Straßen dahin waren von der Stadt an mit Menſchen beſäet. Blickte man von oben hinab, von der Höhe, wo das Franciskanerkloſter liegt, der ehemaligen Akropolis, ſo ſah man's ſchwarz wimmeln wie Ameiſenhaufen. Nicht bloß die untern Stände und das Landvolk, auch der beau monde waren dort und erwieſen der alten Mutterſtadt, mit ihren etruskiſchen Mauern, ihrer Baſilica und ihrem mittelalterlichen Dome, mit ihren heitern, hiſtoriſch wie poetiſch berühmten Villa's und ihren wundervollen Ausſichten, die verdiente Ehre. — Vom Theater iſt jezt nichts zu ſagen. Man erwartet die nächſte Saiſon, während welcher Dlle. Franzilla Piris auf der Pergola, Dlle. Ungher in Alfieri ſingen wird; denn leztere Bühne, obgleich eigentlich zweiten Ranges, iſt jezt eine mächtige, eigentlich ſiegreiche Rivalin der erſtern. Ricci's neue Oper: La prigione d'Edinburgo, und Donizetti's Marino Faliero oder Roberto Devereux ſollen verſucht werden. Man kann immer ſchon im Voraus ſo ziemlich wiſſen, welche Componiſten man zu hören bekommt. Unterdeſſen ſingt, oder vielmehr ſchreit man auf zwei Winkelbühnen die Puritani und Beatrice Tenda, zu zwei Groſchen Entrée, und auf der Pergola produziren ſich ſpaniſche Tänzer, Zuſchauer anzulocken, da das Elisir d'amore ſeine Attractionskraft verloren zu haben ſcheint. Rt.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Poeten beiderlei Geſchlechts. Der Schriftſtellerverein.

An unglücklichen Schriftſtellern beiderlei Geſchlechts fehlt es leider hier nicht; manche freilich ſind es durch ihre Schuld. Die unglücklichſte iſt wohl Flora Triſtan, welche das Publikum bereits in das Geheimniß ihrer unglücklichen Ehe eingeweiht hatte, und zwar in ihrem Werke Pérégrinations d'une Paria, worin ſie ſich als eine Verſtoßene, unwiderruflich Unglückliche, als eine Paria ſchilderte. Damals aber, als ſie dieſes ſchrieb, war das Maß ihrer Leiden noch nicht voll; das Härteſte ſtand ihr noch bevor. Sie war von ihrem Manne getrennt und lebte mit ihrem Kinde allein, als neulich der Mann ihr am Eingang ihres Hauſes aufpaßte, und ſobald ſie aus dem Hauſe getreten war, von hinten auf ſie ſchoß. Man glaubte Anfangs, der Schuß ſey tödtlich; jedoch ſcheint ſie ſich zu erholen, und in der lezten Nummer der Zeitſchrift l'Artiste ſteht ſogar ein Aufſaz von ihr über die Geſchichte der Kunſt. Hat ſie dieſen ſeit jenem Vorfall geſchrieben, ſo muß ihre Wunde bei weitem nicht ſo gefährlich geweſen ſeyn, als man in den Zeitungen geſagt hatte. Aus dem Criminalproceſſe, der nun gegen den Mörder eingeleitet wird, müſſen ſich die Beweggründe ergeben, die ihn zu dieſem Verbrechen beſtimmt oder verführt haben. — Daß die berüchtigte Madame Poutret de Mauchamp, die Verfechterin der Rechte des Weibes, nebſt ihrem Manne wegen Verführung und ſchändlichen, ſkandalöſen Lebenswandels von den Gerichten zur Gefängnißſtrafe verurtheilt worden iſt, haben die Zeitungen umſtändlich berichtet. Dadurch iſt die Gazette des femmes, an welcher jene Frau Mitarbeiterin war, ſehr übel berüchtigt worden, und die Herausgeber oder Herausgeberinnen werden viele Mühe haben, dieſe Frauenzeitung wieder in guten Ruf zu bringen. — Eine merkwürdige ſchreibende Familie iſt die der weiland Herzogin von Abrantes. Ihr älteſter Sohn hat ein Melodram und einen Roman geſchrieben; eine ihrer Töchter, welche eine Zeitlang barmherzige Schweſter geweſen iſt, den Namen Madame Junot d'Abrantes führt, ſich aber in dieſen Tagen verheirathen und alſo ihren Namen ändern wird, ſchreibt höchſt religiöſe Romane, und die zweite Tochter, Madame Conſtance Auber, Frau eines vormaligen Offiziers, verfertigt die Modenartikel im Temps. Kein Mitglied dieſer ſchreibenden Familie hat ſich jedoch bisher durch die Schriftſtellerei bereichert, der Sohn am allerwenigſten; er beſizt aber auch weniger Schriftſtellertalent, wenigſtens nach dem von ihm Herausgegebenen zu urtheilen, und führt ein unruhigeres Leben, als ſeine Schweſter, die Romanſchreiberin. — Der Schriftſtellerverein hat ſeinen erſten Proceß gegen das Plagiat verloren. Das Gericht hat ſich darauf geſtüzt, daß es nicht ausgemacht ſey, ob die Schriftſteller, deren Aufſäze man in andern Zeitungen nachgedruckt hat, auch wirklich ihre Einwilligung zu der gerichtlichen Klage gegeben haben, woraus alſo folgt, daß das Gericht den berüchtigten Artikel der Statuten des Vereins, wornach gegen das Plagiat Klage geführt werden ſoll, die beeinträchtigten Schriftſteller mögen dies wollen oder nicht, keineswegs als rechtlich gültig anerkennt. Gegen dieſen Paragraphen hatten ſich bereits mehrere Journaliſten, beſonders Jules Janin, erhoben, und in der That läßt er ſich nicht wohl rechtfertigen. Man hat der Verein zwar vom Urtheile erſter Inſtanz appellirt, wahrſcheinlich aber wird dieſes Urtheil beſtätigt werden. — Einigen Schriftſtellern, welche in Paris ihr Fortkommen mit Mühe fanden, obſchon ſie ſich bereits in der gelehrten Welt einen Ruf erworben hatten, iſt durch die Errichtung neuer Profeſſorate für die ausländiſche Literatur ein großer Dienſt erwieſen worden; bekanntlich haben Edgar Quinet und Guſtave Planche zu Lyon und Bordeaux dergleichen Lehrſtühle bekommen. Guſtave Planche ſieht aus, als ob er von einem Handwerke, nicht von der Schriftſtellerei lebte, und man hält ihn für einen Cyniker; er hat ſich in den Zeitſchriften Revue de Paris und Revue des deux mondes durch ſeine kritiſch literariſchen Aufſäze ausgezeichnet. Leztere Revue, welche auch politiſche Ueberſichten im Sinne des jezigen Miniſteriums gibt, iſt neulich von den Miniſtern ſehr begünſtigt worden, und die unabhängigen Tageblätter haben in dieſen Tagen alle die Ehrenſtellen angegeben, welche den Mitarbeitern zur Belohnung ertheilt worden ſind. Um das Ganze zu krönen, hat der Miniſter des Innern ſo eben den Herausgeber der Revue des deux mondes, Namens Büloz, zum königlichen Commiſſär am Théâtre français ernannt. Natürlich wird darüber in den Tageblättern gemunkelt; Büloz iſt aber nichtsdeſtoweniger wohl beſoldeter Commiſſär. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. November 1838.

C'est faire à notre sexe une trop grande offense,
De n'étendre l'effort de notre intelligence,
Qu'à juger d'une jupe, ou de l'air d'un manteau,
Ou des beautés d'un point, ou d'un brocart nouveau.

Molière.
Les femmes savantes.

Moden.

(Fortſetzung.)

Daß die Römerinnen, was den Farbenglanz einfacher Stoffe betrifft, unſern Damen nichts zu beneiden gehabt hätten, geht zwar aus jenen Gemälden nicht unmittelbar hervor, iſt aber an ſich ſehr wahrſcheinlich. Es bleibt dahingeſtellt, ob die Produkte der Handſtickerei mit den Wundern unſerer automatiſchen Webſtuhle einigermaßen wetteifern konnten; aber das Allermerkwürdigſte iſt, daß man bereits vielfarbige, durch ein unſerem Kattundruck ähnliches Verfahren producirte Zeuge kannte. Sie ſcheinen zur Zeit des Plinius eingeführt worden zu ſeyn, und dieſer kann ſich ſelbſt nicht genug darüber wundern. Er ſagt (XXXV. 11. 42): „In Egypten färbt man (pingunt) Kleider auf ganz wunderbare Art: man trägt nicht Farben auf die weißen Zeuge auf, ſondern verſchiedene Säfte (medicamenta), welche die Farben anſaugen. Iſt dies geſchehen, ſo ſieht man auf den Zeugen nichts, taucht man ſie aber ſofort in eine Kufe mit heißer Farbe, ſo werden ſie alsbald gefärbt herausgezogen. Und das Wunderbare dabei iſt nun das: in der Kufe iſt nur Eine Farbe, aus dieſer werden aber auf dem Zeuge mehrere, je nach der Qualität des aufnehmenden Stoffs.“ Darf man hiebei an eigentlichen Kattundruck denken? ahmte man damit vielleicht geſtickte Stoffe nach, wie unſer vielfarbiger Druck auf Baumwolle und Wolle ein wohlfeiles, ſpecioſes Surrogat für gewobene Deſſins iſt?

Zum Beweiſe, wie viele Luxusgewerke es ſchon während der Republik gab, und wie viele „Faiſeurs“ eine elegante Dame hatte, mag hier noch eine Stelle aus Plautus ſtehen (Aulularia III. Akt. Ueberſetzung von Köpke).

> Da ſieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter ſtehn,
> Putzhändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut'
> Und Schleierweber, Färber in violett und gelb;
> Dann Ermelmacher, Spezereihändler auch,
> Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen ſtehn;
> Dann ſitzend Schuſter- und Pantoffelmachervolk;
> Es ſtehen Sohlenmacher, Malvenfärber da,
> Haarlockenkräusler, Schneider — Alle fordern Geld.

Wir finden wohl ein andermal Gelegenheit, römiſchen Kopfputz, Geſchmeide, Beſchuhung in ähnlicher Weiſe zu beſprechen, wie diesmal die eigentliche Kleidung.

Die höhere Bildung des Mannes wird ſich immer auf die Geſchichte der Menſchheit ſtützen müſſen, ſie iſt die Mutter aller Weltweisheit, und wem der Geiſt derſelben ganz fremd iſt, wird in allen Beſtrebungen, die über das Gewerbe und die Detailkrämerei in der Wiſſenſchaft ſich erheben, ewig ein Stümper und Naturaliſt bleiben. Das verſtändige Weib mag ſich auf ein ſummariſches Bild der Vergangenheit und der Phaſen der

Digitized by Google

geſchichtlichen Entwicklung beſchränken; man ſollte aber meinen, die Einzelnheiten der Sittengeſchichte wären ein deſto erſprießlicheres Bildungsmittel für die höhern des Geſchlechts. Beim hiſtoriſchen Unterricht in weiblichen Erziehungsanſtalten muß man immer an den Acker im Trinummus des Plautus denken, auf dem man höchſtens den dritten Theil der Ausſaat wieder bekommt. Der alte Philto räth, auf dieſes Feld die böſen Sitten zu ſäen, ob man ſie nicht vielleicht durch Säen gänzlich wegbringen könnte; wir möchten aber allen Ernſtes rathen, Sitten und Gebräuche, häusliche und öffentliche, aller Völker, Trachten und Lebensformen aller Art, Geräthe, Geſchirre, Hauben, Schnürleiber, Geſchmeide, kurz alle weiblichen Waffenſtücke auszuſtreuen, und von Dynaſtien, Schlachtfeldern, Eroberungen, gefallenen Reichen, Concilien und Friedensſchlüſſen nur das Unentbehrlichſte darunter zu miſchen. Ob nicht die Ernte beſſer ausfiele? Das höher ſtehende Weib erwürbe ſich dadurch im Bereiche des äußern, geſelligen Lebens, wo ſie als Meiſterin walten ſoll, ein Analogon jener Philoſophie, deren der Mann, welcher in das Getriebe des Staats oder der Wiſſenſchaft eingreift, nicht entbehren kann. Allerdings wird hiſtoriſches Wiſſen und ſelbſtbewußtes Handeln durch glückliches Naturell und die Tagesbildung dort mehr und beſſer erſetzt als hier; aber eine Behandlung der Geſchichte, wie wir ſie für's weibliche Geſchlecht im Sinne haben, könnte doch immer den Kreis derjenigen erweitern, welche ſich in ihrer eigenthümlichen Sphäre mit ſchönem Maaße, mit Sicherheit und Anmuth bewegen. Manche junge Dame hat die Weltgeſchichte nach ihren Perioden an der Schnur, und behält ſie auch, ſo lange ihr Herz noch keine eigene Geſchichte hat. Sie weiß, wodurch die römiſche Republik geſtürzt worden und was alles den endlichen Sturz des Reichs verurſacht; ſie kennt die Quellen der franzöſiſchen Revolution, und wie Mißbrauch der Freiheit zum Deſpotismus geführt. Es ging ſchrecklich durcheinander in der Welt, aber am Ende doch ſo natürlich, daß es ſchier nicht anders ſeyn konnte. Dagegen fällt ein neuer Ermel, eine neue Haube wie ein Wunder in ihr Leben, wie ein Ereigniß ohne Zuſammenhang, und es wird nur zu oft auch ſo ergriffen, als ob es mit nichts zuſammenzuhängen brauchte.

Die umfaſſende hiſtoriſche Bildung gibt dem Mann Gleichgewicht und Haltung im Handeln wie im Urtheil; ſie zeigt ihm, wie immer und überall aus dem Conflikt derſelben gemeinſchaftlicher Kräfte dieſelben Erſcheinungen hervorgehen, nur in verſchiedener Potenz; ſie beſchränkt den Flug thörichter Wünſche und Erwartungen und kräftigt den Zug ſchöner, gerechter Hoffnungen. Derſelben Vortheile genießt in ihrer Art die Frau, welche ſich bei den Ereigniſſen und Reformen in der Sitte des Tages die Entwicklungen der Sittengeſchichte vorzuhalten vermag. Sie weiß, was von Verſuchen, das Leben zu verſchönern, in der Welt ſchon dageweſen iſt, und wie es dageweſen iſt; ſie weiß, daß die Formen, in welche der Schönheitstrieb des Menſchen ſeine Bedürfniſſe gießt, ſich immer wiederholen, nur in anderem Zuſammenhang, und ſo läßt ſie ſich nicht von der nächſten beſten Mode erſchrecken oder blenden; ſie unterſcheidet die todtgebornen Neuerungen von den lebensfähigen, ſie fühlt, welcher ſie mit Vortheil folgen kann und durch welche ſie und Ihresgleichen an bedenkliche Abgründe geführt würden; ſie ſieht mit geübtem Scharfblick voraus, wie ſich diplomatiſche Verwicklungen zwiſchen dem Anhang verſchiedener Ermel oder Umſchlagtücher löſen werden, und ſo verzweifelte, troſtloſe Händel, wie der mit dem Erzbiſchof von Köln, ſind zum Glück in der Welt der Moden noch viel ſeltener als in der politiſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Patience.

(Fortſetzung.)

Bei aller Mühe konnte ich den Eindruck, den dieſe Bekanntſchaft auf mich machte, nicht ganz verbergen, und mein Freund war eben willens, mich um die Urſache meiner ſeitwärts nach oben gewandten Blicke zu befragen, als an der Gartenthüre ein Jokei erſchien, der ein Briefchen abgab. Es enthielt eine Einladung des Arztes zum Mittag. Mein Freund gerieth in Verlegenheit, ob er ſie annehmen ſolle, fand jedoch bald, daß er dieſer erneuten Prüfung nicht aus dem Wege gehen dürfe. Er ſagte zu, und um halb fünf Uhr befanden wir uns auf dem Wege zu der Wohnung des Arztes, die nur einen Büchſenſchuß weit vom Landhauſe entfernt war.

Ich fand die Familie des Arztes beiſammen, gerade ſo, wie ſie mir mein Freund geſchildert hatte. Die Frau, eine große, corpulente Blondine, war durch die Maſſenhaftigkeit ihres Körpers verhindert, ſelbſt das Pferd zu beſteigen, doch gab ſie vortreffliche Anweiſungen; die Tochter war ein blaſſes, ſchmächtiges Geſchöpf. Als wir eben zur Tafel gehen wollten, erſchien ein langer, dürrer, in Schwarz gekleideter Mann, den man den polniſchen Grafen nannte. Gleichwohl war er nie in Polen geweſen. Sein Zuname war in dem Landesdiſtrikt, wo die Familien zuſammenwohnten, lediglich durch den langen, dunkeln Bart des Mannes und durch ſeinen eigenthümlich geſchnittenen, mit Schnüren beſetzten Rock, den man einen polniſchen Rock nannte, entſtanden. Dieſes Alles war ganz in der Ordnung.

Digitized by Google

Bei Tiſche ruhte das Geſpräch einſeitig auf der Dame des Hauſes; Niemand anders bezeigte Luſt, viel zu ſprechen, mein Freund aus Grundſatz, ich aus Ermüdung von der Reiſe, der Arzt und der Graf, weil ſie ſich unvermerkt in Gedanken verloren und ganz zu vergeſſen ſchienen, daß wir alle gegenwärtig waren. Zum Nachtiſch gab die Tochter einige Räthſel auf, da ſie aber Niemand löste, that ſie es ſelbſt mit einem verzeihenden Lächeln. Gleich darauf ging die Geſellſchaft auseinander.

Der Arzt und der polniſche Graf begleiteten uns auf dem Heimwege. Die Wärme hatte ſich gemildert; während ein kühler Abendwind wehte, blieben wir in der Nähe des Hauſes vor einem bunten Aſternflor ſtehen, und es entſtand eine ziemlich lebhafte Unterhaltung. Ich hatte von meinem Freund erfahren, daß der Graf eine Pflegetochter habe, die er auf eine höchſt ſonderbare Weiſe erziehe, oder eigentlich verziehe, und brachte das Geſpräch darauf. Der Graf führte nach einigen Gegenreden lange Zeit allein das Wort. Da ich ihn neugierig beobachtete, entging mir keine Eigenheit ſeiner ſonderbaren Redeweiſe. Er ſtieß die Worte öfters polternd heraus, wie im Zorne, dann liſpelte er wieder, gleichſam wie ſchüchtern, ſeine Gedanken laut werden zu laſſen, endlich warf er kurze, verwegene Sätze in einem ſchmetternden Tone aus, daß man glauben konnte, man befinde ſich in einem Schlachtgewühle und höre die Lärmtrommel. In dem Kopfe dieſes Mannes mußte es allerdings ſonderbar ausſehen.

„Es wollen unſere Frauen nicht allein den Rock, ſondern auch die Seele des Mannes uſurpiren,“ rief er; „mögen ſie es doch! Es kommt darauf an, das die Geſchlechter ſich mit einander verſtändigen. Catharina die Zweite zog Männerkleidung an und ſchmückte ſich mit dem großen Bande ihres Hausordens, als ſie in der Nacht ihrer Thronbeſteigung an der Spitze ihrer Garden erſchien. Zenobia, Semiramis gingen als Männer einher. Erinnern wir uns an den Ritter d'Eon, rufen wir uns das Bild Jeanne d'Arc's in's Gedächtniß, in neuerer und neueſter Zeit ein paar deutſche Frauen. Mögen ſie doch! Es kommt auf einen Verſuch an. Man laſſe ſie gehen; iſt ihnen ſpäter der Weg verbaut, ſo werden ſie ohnedies umkehren.“

„Die antike Welt verachtete die Frauen. Man wollte nur Aſpaſien und Phrynen gelten laſſen. Aus den Theatern und dem öffentlichen Leben blieben ſie verbannt. Das Chriſtenthum macht keinen Unterſchied, ja es verſtattet der Frauenſeele zuerſt die entſchiedenſte Annäherung an die Gottheit. Magdalena waſcht Chriſtus die Füße. Das weiche, ſchöne Haar einer bekehrten Sünderin legt ſich liebkoſend um die wunden Füße des ermüdeten Gottes. Später predigt er zweien Schweſtern, von denen die eine ihn verſteht, die andere, ruhelos ſorgend, ſeine ſanften Vorwürfe erhalten muß. Derſelbe milde Gott vergibt einer Ehebrecherin, die ihm ein roher Hauſe drohend entgegenführt. Das alles iſt gewiſſermaßen ſchon Emanzipation des Weibes. Wie berühren nicht einmal die Erwählung Maria's zur Mutter Gottes. Das Chriſtenthum hat in ſeiner Grundidee etwas weiblich Rührendes, Thränen ſind ſein Motto, und wer vergöſſe dieſe lieber und öfter, als Weiber? Eben ſo ſind die Künſte, die es vorzugsweiſe hervorrief und begünſtigt, weiblich: die Malerei, die Muſik. Die Tapferkeit iſt männlich und heidniſch; darum verdammt ſie indirekt der Gott, deſſen Reich die Liebe, die Verſöhnung, der Friede iſt. Die ſtolze Männerſchönheit der antiken Welt ſchmolz in eine reuige Magdalenenthräne der modern-chriſtlichen.“

„Das alles darf uns dennoch nicht irre machen. Zwar wollen wir keineswegs aus unſern Frauen Amazonen ſchaffen: wer den Frieden findet in ſtiller Weiblichkeit, der bleibe darin; unſere Wohnſtuben und Küchen bedürfen deſſen; aber wo wir ein Weib finden, eigenſinnig und kühn, eine ſeltſame Natur, einerſeits ein Halbgott, andererſeits nicht einmal fähig, die Maſchen eines Strumpfes zuſammenzuzählen, ein unbegreifliches Geſchöpf, das, anſtatt das Mahl zu bereiten und nach Feuer und Töpfen zu ſchauen, zu den Füßen eines Philoſophen ſizt und in göttlicher Weisheit träumt, ſelber die Güte, den Wegen der ewigen Güte forſchend nachgeht — da laßt uns im Stillen und ohne daß die andern Weiber es ſehen, denn ſie möchten ſonſt ſtolz und übermüthig werden, die Hände falten und Männer zu den Männern ſprechen: Ach, hätten wir das feine, ſtille Herz dieſes Weibes! hätten wir den klugen Geiſt dieſer Erwählten, die ſichtbar das Manna einſammelt, nach dem wir vergeblich in der Finſterniß greifen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, Oktober.

Klagen. Kirchweihen.

Unſer Sommer war dieſes Jahr ſehr karg mit günſtigem Wetter; einer lang anhaltenden ſtürmiſchen, rauhen Zeit folgte plötzlich in raſchem Uebergange die drückendſte Hitze, und dieſe ſchwand eben ſo ſchnell, um der erſtern wieder Platz zu machen. Herrliche Herbſttage entſchädigen uns jedoch für den kurzen Sommer, obgleich auch ſie durch kalte Winde zuweilen unterbrochen werden. Getroſt würden wir dem Winter entgegenſehn; gar manches Gewerk, das im Sommer ſchlummert, erwacht bei ſeinem Scheiden, die Weihnachtszeit mit ihren altherkömmlichen Gebräuchen beſchäftigt viele Hände; allein der enorme Preis des Holzes und der Kohlen gießt

Digitized by Google

Wermuth in den Becher der Freude, und es wäre traurig, wenn der kommende Winter ſo anhaltend und ſtreng wie der vorige würde. Mußte doch in demſelben vermittelſt einer Collecte das nöthige Holz für die Armen herbeigeſchafft werden, da die Mittel des dazu beſtimmten Fonds nicht ausreichten. Der Wohlthätigkeitsſinn hat ſich auch bei dieſer Gelegenheit bewährt, denn in kurzer Zeit war die Summe von faſt 2000 fl. beiſammen; eben ſo kam eine Summe von mehr als 5000 fl. ein, als für die Beſitzer der eingefallenen Häuſer geſammelt wurde; gewiß das ſchönſte Zeugniß, wie gern man hier den Unglücklichen unterſtüzt. Ein trauriges Zeichen der Zeit bleibt aber immer die zunehmende Arbeitsloſigkeit und ihr Gefolge, Mangel und Armuth. Leider war auch bei uns der Armenpflegſchaftsrath gezwungen, ſich nach Mitteln zu Vermehrung ſeines Fonds umzuſehen, und es iſt deßwegen eine Armenſteuer vorgeſchlagen, jedoch bis jezt noch kein förmlicher Beſchluß hierüber veröffentlicht worden. Genug von dieſen trüben Bildern; wann gab es eine Zeit ohne Klagen? Wenn ich vom Sommer des Nürnbergers rede, ſo verſtehe ich darunter die Zeit vom Anfang des Mai bis in die Mitte des Oktobers, d. h. die Zeit von der erſten Kirchweihe bis zur lezten, denn dieſe ſind es, wornach man hier den Sommer eintheilt; man ſpricht nie vom ſo und ſovielſten Juni, Auguſt, ſondern es heißt: acht Tage vor der Johannis-, oder am Montag nach der Lorenzer Kirchweihe, und ſo findet Jeder mit Leichtigkeit den bezeichneten Tag, und viel ſchneller, als durch Angabe des Datums. Obgleich wir nur fünf proteſtantiſche Kirchen in der Stadt beſitzen, ſo werden doch ſieben Kirchweihen in denſelben gefeiert. Den Reigen eröffnet die Veſtner Kirchweihe, gewöhnlich die Deubenkirchweihe genannt: der heil. Walburgis iſt in den Räumen des Schloſſes eine Kapelle erbaut; in derſelben wird zwar ſeit geraumer Zeit nicht mehr gepredigt und ſie iſt zu andern Zwecken verwendet; dies hindert aber keineswegs die jährliche Kirchweihfeier. So haben wir ſonderbarerweiſe auch noch eine ſogenannte Weberkirchweihe; ein großer Theil der Meiſter dieſes Gewerbs wohnt nämlich auf einem Platze, der in neuerer Zeit auch nach ihnen genannt wird, und nun feiern dieſelben jährlich auf demſelben ein Feſt, dem ſie den Namen Kirchweihe geben. Es iſt hieraus leicht abzuſehen, daß die Hauptſache bei dieſen Feſten die Wirthshäuſer ſind; ja es werden ſogar vor der Stadt in einzelnen Gärten Kirchweihen gehalten; doch hat die Cultur auch auf die Wirthe ſich erſtreckt: ſie verbannen in neuerer Zeit jenes alte Wort und ſprechen vornehm von einem Jahresfeſte. Die ſchönſte und ſinnigſte aber iſt die Kirchweihe zu St. Johannis; da ruft ſich Alles zu: „Vergeßt die treuen Todten nicht!“ und Jung und Alt eilt in der heiligen Stille des Sonntag Morgens hinaus auf den Friedhof, der das Kirchlein umgibt, mit Blumen die Ruheſtätte hingegangener Lieben zu ſchmücken. Keine rohe Hand wagt es, auch nur ein Blümchen aus dem Kranze zu rauben, den dankbare Erinnerung um das Grab geflochten. Das Grab Albrecht Dürers ziert an jenem Tage ein Kranz von Eichenlaub. Auch für die Kinder des Waiſenhauſes iſt der Johannistag ein Feſt: ſie ziehen hinaus zum Grabe der Stifterin und gedenken ihrer durch ein frommes Lied. Die Kaufmannsfrau Eliſabetha Krauß (geb. 1569, geſt. 1659) war es, welche durch bedeutende Stiftungen dieſe Anſtalt auf den jezigen Standpunkt erhoben; ihr zu Ehren zogen ſonſt am Johannistage Mittags zwölf Uhr die mit Roſen bekränzten Waiſenkinder in ihrem rothen Feſtſchmucke ſingend durch die Straßen bis zu dem Hauſe der Stifterin, wo ein Feſtmahl ſie erwartete, das aber nun im Waiſenhauſe ſelbſt gehalten wird, ſo wie auch in neuerer Zeit der genannte Umzug unterbleibt. Der Buch- und Kunſthändler Dr. Campe, ehemals Magiſtratsrath, hat ſich manche Verdienſte um die Anſtalt erworben, und durch ſeine Uneigennützigkeit den Dank der verſorgten Waiſen verdient. Die faſt vierzehn Tage dauernde Kirchweihe in dem benachbarten Fürth ſchließt die Vergnügungen des Sommers, und iſt einträglich für die Ludwigs-Eiſenbahn, die an dieſen Tagen nicht Wagen genug beſizt, die zuſtrömende Menge zu befördern; um an den Haupttagen einen Platz zu erhalten, muß man das Billet wenigſtens am Tage vorher löſen. — Das Hauptvergnügen der Nürnberger jedoch bleibt immer das Volksfeſt; da wallt denn jeden Tag — ſchlechtes Wetter hält die Wenigſten ab — ein großer Theil der Einwohner der Stadt und der Umgegend hinaus auf das Ludwigsfeld, wo bequem eingerichtete Wirthſchaftsbuden die Menge erwarten. Am 20ſten Auguſt begann das Feſt und endete am 2ten September; Pferderennen, Waffentänze, Carrouſſel, Feuerwerk u. ſ. w. wechſelten ab, die Beſucher zu unterhalten; aber dennoch ſind es am Ende dieſe ſelbſt, welche ſich das Feſt bereiten, denn nur dem kleinſten Theil derſelben iſt es möglich, die genannten Herrlichkeiten in der Nähe zu ſchauen. Das fröhliche Treiben, die Töne der vielen Muſikchöre, die Orgel und der eintönige Geſang des Bänkelſängers, die ſchmetternde Trompete des Ausrufers am Wachsfigurenkabinet, die unzähligen Lampen und Feuer, wenn die Nacht eintritt, der nie endende Fackelzug der Heimkehrenden vom Feſtplatze bis zum Frauenthore — das iſt es eigentlich, was dem Beſucher die wahre Luſt gewährt. Das anweſende kleine Polizeiperſonal verſchwindet in der Menge, und dennoch iſt, troz des ungeheuern Zuſammenfluſſes von Menſchen, nie die Ruhe im Geringſten geſtört worden. Sehr viele Unterhaltung gewährt ſchon der Morgen des Haupttages (25ſten Auguſt): das gut organiſirte Bürgermilitär macht Parade, die Preisfahnen werden am Rathhauſe aufgeſteckt, und am Nachmittage iſt die Stadt eigentlich verödet; der Fußtritt widerhallt in den ſtillen Gaſſen, nur auf Patrouillen ſtößt man, die die Stadt durchſtreifen; ſo ungefähr muß es in einem Orte ſeyn, in dem die Peſt gewüthet. — Das Volksfeſt iſt zu Ende, und die dritte unſerer jährlichen Meſſen beginnt; keine derſelben iſt jedoch von großer Bedeutung. Unter den Sehenswürdigkeiten zeichnete ſich das herrliche Panorama von Salzburg von Sattler aus Wien aus, welchem auch, nebſt den trefflichen Cosmoramen, allgemeine Anerkennung zu Theil wurde. Eben ſo verdient das Sonnenmicroscop des hieſigen Mechanikers Bauer Erwähnung; leider wurde daſſelbe von der Witterung nicht ſehr begünſtigt.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 264.

Der Radſchuh.

Räthſel.

Was ohne Füße läuft.

Ein Geſandter, über Land und Meer
Läuft er oft aus weiter Ferne her;
Wenn auch Hand und Fuß ihm nicht gebricht,
Beine hat er doch gewißlich nicht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. November 1838.

Weiß ein Mann, was eines Weibes Seele faßt? oder kümmert er ſich auch nur darum? Könnt ihr mehr, als uns verkennen und verderben?

George Sand.

Patience.

(Fortſetzung.)

Der Arzt ſchüttelte zu dieſer Rede den Kopf. „Es iſt nur ſchlimm,“ ſagte er, „daß die Frauen ſich nothgedrungen dem Staate ſo oft entziehen müſſen. Und überhaupt, eine Frau ſollte ſich damit begnügen, Helden zu gebären und ſelbſt keiner ſeyn wollen.“ — „Das iſt eine antike Vorſtellungsweiſe und paßt keineswegs mehr zu unſerm Leben,“ rief der Graf. „Es gilt keine wüſten Steppen zu bevölkern, keine entfernten Länder zu coloniſiren; wir haben den biegſamen, ſüßen und doch ſo ſtarken Frauengeiſt zu Zwecken nöthig, die nicht minder edel ſind, als einen Diſtrikt Landes mit Soldaten und Bauern zu füllen. Ich für meinen Theil will gerne nicht geboren ſeyn, wenn ſtatt meiner eine Idee von dem Weibe, das ich Mutter nenne, kühn und göttlich in die Welt hätte treten können. Für die Materie arbeiten Tauſende, warum wollen wir die Wenigen, die für den Himmel ſchaffen, läſtern? Laſſen wir einem Weibe die einſame Krone, ſie trägt ſie doch mit Schmerzen. Wir wollen uns vor ihr beugen ſo tief, als dem eitlen, prahleriſchen und dünkelvollen Männergeiſte nur möglich iſt. Wiſſen wir denn, was in der Seele eines ſolchen Weibes vorgeht? Wir haben nur immer unſern dürftigen und kindiſchen Stolz.“

Der Graf hatte ſich niedergebückt, eine Aſter vom Strauche gelöst und hielt jezt die Blume vor ſich. „Warum blüht dieſe Blume im Herbſte?“ rief er; „warum nicht im Frühling, im Sommer, wie ſo unzählige andere Blumen? Ohne Zweifel hätte ſie es dann beſſer, der Sonnenſchein iſt wärmer und bleibender, der Boden noch in friſcher Kraft — aber ſie blüht im Herbſte. Wir wollen ſie nicht tadeln. — Und übrigens,“ ſezte er mit ſehr weicher Stimme hinzu, indem er unverwandt in die Blume ſchaute, „ein Weib, das zugleich das Wohl eines ganzen Staates am Herzen und ein Kind unterm Herzen trägt, iſt ſie nicht doppelt geſegnet? Müſſen wir nicht unſere Knie beugen vor der, die zweifach gibt, beides mit Schmerzen und beides mit Verleugnung ihres eigenen Lebens? Dahinauf reicht kein Mann.“ — „Ja, aber —“ hob der Arzt wieder an. — „Still!“ rief der Graf mild; „wozu überhaupt ſtreiten? Es kommt ja nur auf einen Verſuch an, hab ich gleich Anfangs geſagt. Man laſſe ein Weib gewähren und ſehe zu, wie weit ſie kommt; doch werfe man ihr keine Störung in den Weg, weder in Lob noch in Tadel. Geben Sie Acht, meine Herrn; wir werden ſie wie eine Somnambule auf den Dächern, ſpitzigen Ecken, kantigen Abdachungen und ſchiefen Lagen unſerer Kultur herumwandeln

Digitized by Google

ſehen; wenn der Mond, das heißt der Geiſt, ſie nicht verläßt, fällt ſie nicht. Nur nicht ſie am Namen: Weib! gerufen, ſonſt ſtürzt ſie in unſere kleinen Hofräume und engen Stubenverhältniſſe herab.“ Als der Graf ſo geſprochen hatte, ſchüttelten wir Alle wie die Chineſen die Köpfe.

Spät am Abend, wie ich mit meinem frommen Freunde wieder allein war, ſagte dieſer: „Ich ſehe es deinem Weſen an, die Erſcheinung und die Reden unſeres Grafen haben dich angeregt; jezt mußt du nothwendig das ſonderbare Geſchöpf ſehen, welches nach dieſen Grundſätzen erzogen worden iſt. Ich und der Doktor geben es für verloren.“ — „Es iſt ein Mädchen?“ fragte ich. „Ja, obgleich ſie hier in der Gegend allgemein für einen Knaben gilt. Sie iſt ſogar ſo wild und gefährlich, daß mancher Dorfburſche, der ſich doch etwas zutraut, ihr aus dem Wege geht. Man ſieht ſie auf den Pferden der Frau Doktorin in Nacht und Nebel gleich der verrückten Phantaſie eines Dichters durch die Fluren jagen.“ — „Das iſt etwas für mich!“ rief ich erfreut. „Nenne mir nur geſchwind den Namen dieſes mährhaften Weſens.“ — „Sie heißt Patience,“ erwiderte mein Freund; „wahrſcheinlich,“ ſezte er mit Lächeln hinzu, „weil man chriſtliche Geduld braucht, um ſolche Geſchöpfe um ſich zu dulden. Ihre Abſtammung iſt dunkel; einige ſagen, der polniſche Graf habe ſie Zigeunern oder Juden abgehandelt, andere, ſie ſey ſein Kind. Gewiß iſt, daß der Alte nie verheirathet war, aber in ſeiner Jugend wild genug gelebt hat. Er iſt dabei, wie du bemerkt haben wirſt, nicht ohne Intelligenz, und ſeine Bildung und ſeine Ideen haben ihren eigenthümlichen Weg genommen. Das iſt immer anzuerkennen; man hört und ſieht heutzutage ſo viel Abgelerntes und Angewöhntes; eine Beſonderheit, ſollte ſie auch an Verſchrobenheit grenzen, behält in den Augen des Kenners ihren Werth.“ — „Das iſt Alles ganz unzweifelhaft,“ rief ich; „aber ſage mir jezt, wo ich Patience finden kann?“ — „Wir werden morgen zu der Landkokette gebeten werden, es iſt ihr Wochentag; dort findeſt du dieſes kleine Ungeheuer, auf deſſen Bekanntſchaft du ſo neugierig biſt. Du wirſt es erkennen an einem paar großen ſchwarzen Augen, die es bei jedem neuen Gegenſtand über alle Gebühr aufreißt. Ihr Mund und ihre Zähne ſind ſchön. Ich finde aber im Ganzen keinen Geſchmack an ſolchen Zwittergeſchöpfen.“

Den Tag darauf lud uns die Landkokette ein, den Thee bei ihr zu trinken. Sie war in nicht geringer Aufregung; von meiner Ankunft unterrichtet, wußte ſie nicht, wie gerade jezt die Moden in der Reſidenz ſich geſtaltet hatten. Um alle Schätze in der Welt wollte ſie nicht unmodiſch vor mir erſcheinen. In der Verlegenheit hierüber hatte ſie ſich ſo geſchmacklos und ſo auffallend gekleidet, daß mein frommer Freund erſchreckt und geärgert ſogleich wieder umkehrte und mich allein den Verführungen der Circe gegenüber ließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Beſchluß.)

Es iſt etwas Schönes um ſolche Geiſtesfreiheit, wie wir ſie recht vielen unſerer Frauen wünſchen, wenn auch nur im Urtheil und in der Wahl; denn freilich, wenn es ſich vom ſelbſtſtändigen, poſitiven Schaffen handelte, müßten ſie noch viel früher als der Mann dem Schmerze begegnen, daß man ſeinem Geſchicke nicht entflieht und thun muß, was man nicht laſſen kann. Sind und bleiben wir doch faſt im ganzen Bereiche der äußern Sitte ein erobertes Land, und die Aufgabe unſerer Frauen beſchränkt ſich weſentlich darauf, daß ſie ihre Ketten mit Anſtand tragen und harmoniſch damit raſſeln.

Deutſchland hat ſich bei ſeinen Nachbarn Achtung zu verſchaffen gewußt; die Franzoſen fangen an zu fühlen, daß der Spott, den ſie in gewiſſen Beziehungen über uns auszugießen gewohnt waren, auf ſie ſelbſt zurückfällt. Aber noch gibt es Seiten des Lebens, in denen ſich Frankreich beſonders ſtark fühlt, und dieſe greift es fortwährend mit Behagen auf, um uns, gleich trunkenen Heloten, ſeinen Kindern zum Spaß und zur Abſchreckung vorzuführen; hieher gehört die grace allemande, und Demoiſelle Fanny Elßler iſt ein doppeltes Mirakel, weil ſie eine Deutſche iſt. — Die franzöſiſche Wiſſenſchaft greift bei Namen wie Humboldt und Niebuhr an die Mütze; die ſchöne und geiſtreiche Welt beugt ſich vor den Schatten Goethes und Beethovens und dechiffrirt die Späße Jean Pauls und Hoffmanns ſo ernſthaft als Champollion die Hieroglyphen; aber für dieſe aufgedrungene Achtung rächen ſie ſich durch impertinente Erfindungen, wie folgende Geſchichte, welche vor wenigen Tagen in Pariſer Blättern zu leſen war.

„Vieux habits, vieux galons. — Ein franzöſiſcher Reiſender iſt kürzlich in einem Städtchen im Hanauſchen Zeuge eines hochkomiſchen Auftritts geweſen. Wie meiſt in Deutſchland, zerfällt die Bevölkerung daſelbſt in drei Claſſen: Adel, Bürgerſchaft, höherer Handelsſtand. So ſtreng dieſe drei Kaſten umſchrieben ſind, kommt man nichts deſtoweniger zuſammen, beſucht ſich gegenſeitig, und bei den gemeinſchaftlichen Feſtlichkeiten wetteifert Alles in franzöſiſchen Moden. Was aus Paris kommt, wird mit Jubel aufgenommen, was in Paris gemacht iſt, ergreift man, auf den Frachtbrief hin, mit Entzücken.

Digitized by Google

Der Reiſende wurde zu Gaſtmälern, zu Abendgeſellſchaften eingeladen, und er ſtuzte ein wenig über den Anzug der Damen und Fräulein, zumal man ihm von ihrem Geſchmack und ihrer Eleganz viel Rühmens gemacht; aber welche Ueberraſchung, als er zum erſtenmal einen Ball beſuchte! Adelige Damen, Bürger- und Kaufmannsweiber wetteiferten an Pracht und Lächerlichkeit: ihr Anzug war ein fabelhafter Miſchmaſch von Moden aus den lezten Jahren der Napoleonſchen Zeit und vom Anfang der Reſtauration. Als Mann von Welt benüzte ſich unſer Franzoſe, in die Fauſt zu lachen; indeſſen bewegten ſich die Tänzerinnen vor ihm mit ſolcher Sicherheit und Selbſtzufriedenheit, ſie waren ſichtbar ſo ſeelenvergnügt, daß ſie vor einem echten Pariſer ſo ganz franzöſiſch, ſo ganz pariſiſch auftraten, daß er nicht umhin konnte, auf den Buſch zu klopfen. Man denke ſich ſein Entſetzen, als er hören mußte, die Stadt, wo er ſo freundlich aufgenommen worden, ſey ſeit länger als einem halben Jahr auf's Kläglichſte myſtificirt! — Der Polizeidirektor, in deſſen Sprengel das Städtchen gehörte, war nämlich zugleich Buchhändler; er hatte gelegentlich eine Menge Kupferplatten gekauft, die zu einem längſt eingegangenen Modejournal gehört hatten, und nun verbreitete er Abzüge davon mit bedeutendem Profit auf dem platten Lande weithin im deutſchen Bund. — Kaum war jezt der Betrug enthüllt, ſo erhob ſich ein furchtbares Geſchrei. Erſt wollte man alle neueſten Moden in einem allgemeinen Auto-da-fé opfern; aber man beſann ſich, löſchte die Brandfackeln, und durch die Gefälligkeit des Reiſenden, welcher der weiblichen Welt in *** einen ſo weſentlichen Dienſt geleiſtet, ſah man ſich bald auf das Laufende der Pariſer Moden geſezt, welche durch die Habſucht eines Spekulanten ſo ſchmählich compromittirt worden waren."

Dieſer Hohn ärgert uns, gerade weil uns damit recht geſchieht. Es klingt nun ſonderbar, und doch iſt es ſo: wenn dieſem Mißbehagen etwas das Gleichgewicht hält, ſo iſt es unſere Schadenfreude darüber, daß die ganze große Nation in ihrer Niaiſerie ſolche Albernheiten ihren Zeitungsſchreibern auf's Wort glaubt.

Zum Schluß nur ein paar Worte vom erſten Mantel, den der Anfang des Winters geboren, weil er an antike Sitte erinnert und Gelegenheit geben wird, ſich im Tragen von nicht feſten Falten etwas zu üben. Er iſt aus den franzöſiſchen Beſitzungen in Afrika herübergekommen und einem Volk entlehnt, das ſeit Jahrtauſenden ſein Coſtüm unverändert beibehalten hat: er gleicht faſt ganz dem arabiſchen Burnous und hat eine Kapuze, welche, gleich den vordern Zipfeln, in eine große Eichel ausläuft. Dieſes Kleidungsſtück iſt leicht, von warmem und feinem Stoff; es liegt aber nicht ſteif, ſymmetriſch auf den Schultern, wie die gewöhnlichen Mäntel, ſondern man hüllt ſich nachläſſig darein, und es wird darauf ankommen, daſſelbe verſtändig zu drapiren und mit Grazie zu tragen. Die Pänula der Römerin mag etwas ſehr Aehnliches geweſen ſeyn.

Der Eintritt der kalten Jahreszeit führt immer die meiſten Modewechſel herbei, und was hier zum Vorſchein kommt, entſcheidet in der Regel über den Charakter des ganzen Winterhalbjahrs. Gewandte Frauenzimmer, bei denen die geniale Natur die Wiſſenſchaftlichkeit erſezt, welche wir eben dem Geſchlecht empfohlen haben, wiſſen jezt ſchon ungefähr, wie ſie nach Neujahr ſeyn werden, und die Klugſten ſehen oft am längſten zu, bevor ſie mit friſchem Material einen neuen Feldzug eröffnen. Wir hatten im Sinne, die Formen zu bezeichnen, welche ſchon jezt den Habitus der eleganten Welt im bevorſtehenden Winter vorherverkündigen; aber dieſer Artikel iſt ohnehin ſchon zu lang und wir werden daher das Wichtigſte in einer nächſtens mitzutheilenden Notiz zuſammenfaſſen. Belehrung im Detail kann natürlich Niemand in dieſen Blättern ſuchen; den Meiſten wäre aber beſſer, ſie fänden ſie gar nicht, als da, wo ſie von ihnen geſucht wird — in deutſchen Modejournalen. H. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lauſanne, November.

General de la Harpe.

Ich habe vor Kurzem (ſ. Nr. 224 — 227) eine Ueberſicht von General de la Harpe's Lebensgeſchichte bis zu ſeiner Rückkehr aus Rußland gegeben. Erſt mit dieſem Zeitpunkt beginnt ſeine eigentliche politiſche Wirkſamkeit, und die Leſer werden wohl nicht ungern die Schickſale des merkwürdigen Mannes weiter verfolgen.

Von Rußland ging de la Harpe nach Genf und kaufte da ein Landhaus in Genthod mit reizender Ausſicht auf den See und nahe der waadtländiſchen Grenze. Hier wohnte er 1795 und 1796. Von hier aus hoffte er manchmal ſein ihm durch Jugenderinnerungen liebes Rolle, ſeine Familie und ſeine Freunde wiederſehen zu können: denn ſeine Heimath war ihm ſo lieb, daß er ſich ſtundenlang auf den Grenzſtein ſezte, der Genf von Waad trennte. Damit war aber die Berniſche Regierung gar nicht einverſtanden und erklärte, ſie werde ihn gefänglich einziehen laſſen, wenn er den Fuß auf ihr Gebiet ſezte. Dieſe Härte und die Berniſchen Spione, die er in ſeiner Nähe bemerkte, erbitterten ſein Gemüth auf's Heftigſte und machten ihm den Aufenthalt in Genthod peinlich. Von nun an erklärte er auch der Berniſchen Regierung Krieg auf Tod und Leben, worin er allerdings zu weit gegangen iſt. Sein in dieſer Zeit erſchienenes Buch: Essai sur la constitution du pays de Vaud in zwei Bänden war ein offener Angriff, aus dem Diskuſſionen und Vorwürfe hervorgingen, die ſpäter zu Handlungen und Thätlichkeiten wurden. De la Harpe war indeſſen nach Paris

Digitized by Google

gegangen, und als Bern nach dem Tod des in franzöſiſchen Dienſten in der Schlacht von Codogno 1796 gebliebenen Generals Amadeus de la Harpe, ſeines Vetters und Jugendfreundes, deſſen Vermögen confisciren ließ, nahm unſer de la Harpe die Richtung an, die ſpäter noch mehr hervortrat, nämlich das Streben, das revolutionirte Frankreich in die Schweizer Angelegenheiten zu miſchen und deſſen Einfluß darauf zu begründen. Die franzöſiſche Regierung verkannte auch die aus dieſer Wendung für ſie hervorgehenden Vortheile nicht, trat entſchieden vermittelnd auf und Bern nahm jene harten Maßregeln, ſo wie die gegen die verwieſenen Waadländer zurück, ausgenommen diejenigen, die durch ihre Schriften im Waadland Bewegungen erregt hätten: damit war de la Harpe gemeint. Sein Unwille ſtieg nun auf's Höchſte, ſeine Pamphlets und Journalartikel wurden immer heftiger und ſelbſt drohend beim Beginn der Revolution in der Schweiz. In Paris war Alles vorbereitet zu der Einmiſchung Frankreichs, vorher aber wollte de la Harpe noch einen friedlichen Verſuch machen. Daher überſendete er der Berner Regierung eine Denkſchrift über die Beſchwerden des Waadlands mit dem Verlangen, deſſen alte Rechte anzuerkennen. Die Freiheiten und politiſchen Rechte des Waadlands waren in dem Lauſanner Traktat vom 30ſten Oktober 1564 vorbehalten worden, als der Herzog von Savoyen das Waadland an das erobernde Bern abtrat und Frankreich am 30ſten April 1565 die Garantie dieſes Traktats übernahm. Bern hatte das Daſeyn deſſelben ganz geleugnet, de la Harpe ihn aber in den Archiven aufgefunden. Deſſenungeachtet erwiderte Bern nichts auf dieſe Denk- und Bittſchrift. Darauf wendeten ſich zwei-und-zwanzig waadländiſche und freiburgiſche Patrioten im November 1797 durch de la Harpe an das franzöſiſche Direktorium und baten um deſſen verſprochene Garantie, und ſchon am 6ten Nivoſe erfolgte deſſen bekannter Entſchluß, wodurch Frankreich die Rechte der Waadländer unter ſeinen unmittelbaren Schutz nahm. Dies war die von de la Harpe hervorgerufene revolutionäre Maßregel, bei der alle bisherigen Formen des Staats- und Völkerrechts übergangen wurden, weil Frankreich vor ſeinem Einſchreiten bei Bern nicht auf Vollziehung des Traktats drang und deſſen Antwort nicht abwartete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nürnberg, Oktober.

(Beſchluß.)

Allerlei. Pfarrer Lützelberger. Theater.

Einen ſchönen Herbſttag benuzte ich zu einem Ausfluge nach dem vier Stunden von hier entfernten, zwiſchen der Regensburger und Ingolſtädter Straße liegenden Oertchen Steinach, unterhalb welchem eines der großartigſten Werke des Donau-Mainkanals ausgeführt wird: eine Brücke, welche den Kanal über die Schwarzach führt. Dieſelbe wird, nach Angabe des Werkmeiſters, 240 Fuß lang und erhebt ſich 70 Fuß über den Spiegel des Fluſſes. Das Werk iſt auf 61,000 fl. veranſchlagt. Eine Schwierigkeit bietet ſich den Arbeitern dadurch, daß ſie die acht Fuß tiefen Ausgrabungen auf dem Boden des Thales immer durch mächtige Pumpen von dem eindringenden Waſſer befreien müſſen, das nöthige Material jedoch finden ſie ganz in der Nähe, ſo wie es auch von Vortheil ſeyn mag, daß die Ufer des Fluſſes Felſen ſind. — Das projektirte Fußgeſtell von Bronze zur Bildſäule Albrecht Dürers kommt leider nicht zu Stande; zwei mächtige Steine, von denen der eine 275 Ctnr. wiegt, ſind angekommen, dieſe werden das Meiſterwerk tragen. — Die Prüfungen der polytechniſchen, ſo wie der Kreis-Gewerbs- und Landwirthſchaftsſchule wurden im Laufe des Monats Auguſt unter der Leitung des Profeſſors Herrmann aus München abgehalten, und haben die genügendſten Reſultate geliefert. In den Oberklaſſen arbeiten mehrere tüchtige Köpfe im mathematiſchen Fache, die bei fortgeſetztem Fleiße zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen. — Eine rühmliche Erwähnung verdient auch der hieſige Albrecht-Dürers (ſonſt Kunſt-) Verein, deſſen neuer Direktor, der Graf von Pückler-Limburg, große Thätigkeit entwickelt. Die von dem Vereine veranſtaltete Kunſtausſtellung erhielt ſowohl von hieſigen, als auch auswärtigen Künſtlern ausgezeichnete Beiträge. — Der ehemalige Pfarrer Lützelberger, deſſen ich in einem frühern Berichte erwähnte, hat nun ein Buch erſcheinen laſſen, in welchem er die Gründe ſeiner freiwilligen Amtsniederlegung entwickelt. Er ſagt darin: „Ich habe mich überzeugt, daß die chriſtlichen Bekenntnißſchriften mehrfach nicht übereinſtimmen mit der Bibel; von der kirchlichen Oberbehörde wird aber die Feſthaltung an den Bekenntnißſchriften neuerdings ernſtlich gefordert. Meine frühere Ueberzeugung von der göttlichen Autorität der Schrift vermag ich nicht mehr feſtzuhalten, d. h., ich kann nicht mehr Alles, was die Schrift erzählt und lehrt, für wahr und richtig anſehen, und ſie daher auch nicht mehr für eine göttliche und heilige Schrift annehmen, deren Wort ich verpflichtet ſeyn und unbedingt vertrauen könnte; ich kann den Gedanken nicht mehr von mir abwehren, die Meſſiasidee des alten und neuen Teſtaments ſey überhaupt keine göttliche, ſondern nur eine menſchliche, und habe deßwegen nie Realität gewonnen und werde ſie nicht gewinnen." Er ſelbſt geſteht, daß er nicht ohne Angſt und Noth zu dieſer Ueberzeugung gelangt ſey, und dies iſt ihm ſehr zu glauben; früher Myſtiker, hatte er die Lehren der heiligen Schrift für die allein ſeligmachende Wahrheit gehalten und ſie mit Feuereifer ergriffen und vertheidigt, und nun iſt das, was ihm als einziges Heil erſchienen, unwahr und nicht göttlich. Ob nun Friede und Ruhe bei ihm eingekehrt, ob er durch ſeine gewonnene Ueberzeugung glücklich iſt, wage ich nicht zu entſcheiden. — In literariſcher Hinſicht begibt ſich hier wenig. Die ſüddeutſchen Blätter für Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt haben ſich in Monatshefte unter dem Titel Athenäum verwandelt, von welchen das erſte bereits erſchienen iſt. Näheres hierüber vielleicht in der Folge. — Unſer Theater bewegt ſich immer auf dem Wege der Mittelmäßigkeit; neben manchem Gelungenen ſteht leider vieles Schlechte. Die Einnahmen fallen immer ſpärlich aus; ob die Lauheit des Publikums daran ſchuld iſt, oder ob die Fehler der Direktion die Lauheit hervorgebracht haben, kann ich hier nicht unterſuchen; daß man aber hier in das Theater geht, wenn etwas Gutes oder Neues geboten wird, iſt ausgemacht. Eßlair gab vor Kurzem wieder zwei Gaſtrollen (König Lear, mit der alten Kraft), der Komiker Weiß aus Wien gaſtirte ebenfalls, und jedesmal war das Haus gefüllt. Neu für uns waren dieſen Sommer: Töpfers Zurückſetzung, welche öfters mit großem Beifall gegeben wurde, Raupachs Kaiſer Friedrich und ſein Sohn, der Reiſewagen des Emigranten, der Bauer als Millionär, und die Opern Tell, Poſtillon von Lonjumeau und das Nachtlager von Granada. Leztere war das Benefice für unſern Muſikdirektor Bach, der nun einem ehrenvollen Rufe nach Leipzig gefolgt iſt; unſer Theater hat dadurch viel verloren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 13. November 1838.

— There is boundless theft
In limited profession.

Shakespeare.

Der italieniſche Buchhandel.

Man fällt im Auslande gar zu häufig und leicht harte Urtheile über die literariſchen Verhältniſſe in Italien und den Mangel an Thätigkeit, ohne die geringſte Kenntniß und Berückſichtigung der lokalen Zuſtände. Jenſeits der Alpen hat man gut eeden und tadeln. Die bürgerliche Geſetzgebung hat ſich längſt mit der Sicherung des liteeaeiſchen Eigenthums beſchäftigt, und wenn der Mangel an Uebeeeinſtimmung in den legislativen Grundſätzen der einzelnen deutſchen Bundesſtaaten eine gleichmäßige Anwendung derſelben Maßeegeln früher unmöglich und manche gute Vorkebeung zu nichte machte, ſo verſpeicht die neuerdings zu Stande gekommene Vereinbarung dem, was noch vom Uebel da wae, den Reſt zu geben. Moral und Recht mußten endlich den Sieg eeringen. In Italien abee ſieht es in dieſer Hinſicht uneefreulich aus. Die Schutzloſigkeit des liteeariſchen Eigenthums ſteht in Verbindung mit der kläglichen Veefaſſung des Buchhandels. So lange diee nicht abgeholfen wird, iſt auch fue die literariſche Thätigkeit kein Heil zu erwarten. Nicht etwa, als würden plötzlich geoße Schriftſteller in Menge erſtehen, ſobald dem Nachdeuck geſteuert wäre; abee die jezt in der liteeariſchen Welt herrſchende allgemeine Entmuthigung wuede ſchwinden. Seit mehreren Jahren ſieht man, welchen Lärm die Pariſer Autoeen und Buchhändler gegen die Brüſſeler Nachdeucker ſchlagen, wie ſie (mit geringem Erfolge) zu dem Mittel wohlfeiler Editionen für das Ausland geeifen, um den Ruin des Buchhandels aufzuhalten. Doet aber iſt das Uebel unbedeutend im Vergleich mit dem, was wie in Italien finden. Es iſt eine Tragödie von Anfang zu Ende.

Ein armer Autor verwendet jahrelangen Fleiß auf ein Werk. Es iſt vollendet, er bietet es einem Buchhändler nach dem andeen an: keiner will ihm einen Soldo dafüe geben. Nun gibt es zwei Auswege fue ihn. Er bittet ſo lange, bis irgend Einee mit mürriſchem Geſicht, und als vereichte er ein Werk der Barmherzigkeit, die Schrift druckt und ihm ein für allemal ein Dutzend Eeemplaee als einzigen Lohn gibt; odee aber ee beſtreitet den Druck aus eigenen Mitteln, wenn ee dies vermag. Im erſtern Falle ſieht er ſich im Beſitz von zwölf Exemplaren: dieſe kann er ſchön binden laſſen und Gönnern und Freunden vereheen, auch einige andeee dazu kaufen, wenn ſie nicht eeichen. Im andern Falle geht's ihm, zehn gegen eins gewettet, noch ſchlimmer. Eeſt gibt er ſein baares Geld aus, denn der Deucker boegt ihm gewiß nicht. Macht das Buch kein Glück, ſo bekommt er davon nichts wieder. Reüſſirt es, ſo wäee ee ein Narr, wenn er ſich darübee wundern wollte, daß einee von denſelben Buchhändleen, die das Manuſcript zueückwieſen,

Digitized by Google

es nachdrucken läßt und wohlfeiler gibt. In beiden Fällen ſizt der Autor da und mag, wie der Bär, an ſeinen Pfoten zehren, wenn er kein Brod hat.

So iſt das Verhältniß des Schriftſtellers zum Verleger. Das zwiſchen den Buchhändlern ſelbſt beſtehende iſt um nichts beſſer. Vorerſt iſt der ganze Buchhandel nur Krämerei. Eine ordentliche, regelmäßige Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Städten findet gar nicht ſtatt; an einem Centrum fehlt's begreiflicherweiſe ebenfalls. Gewöhnlich kann man ſich nur mit der unſäglichſten Mühe das verſchaffen, was in einer andern Stadt (nicht zu reden von einem andern Staate) gedruckt worden iſt. Habe ich in Perugia u. ſ. w. nicht etwa einen Bekannten, der das Verlangte zur Poſt ſendet, ſo muß ich in den meiſten Fällen ohne Weiteres Verzicht leiſten. Ein italieniſcher Verleger kann einem Schriftſteller vernünftigerweiſe kein Honorar anbieten, denn er iſt ja nicht ſicher, daß ſein College das Buch ihm morgen nachdruckt. In Toscana hat die Ausdehnung des Prinzips der Gewerbefreiheit über ſeine natürlichen und rechtmäßigen Grenzen hinaus die ſchlimmſten Früchte getragen. Denn dort iſt ſelbſt der Nachdruck des im Großherzogthum Erſchienenen geſtattet, wenn man ſich nicht durch ein ſpezielles Privilegium dagegen geſichert hat, deſſen Ertheilung überdies von Umſtänden abhängt. In Florenz erſchien eine Geſammtausgabe der Werke Romagnoſi's, bei welcher der Verleger manche Unkoſten gehabt hatte; wenige Monate darauf wurde ſie in dem zehn Miglien entlegenen Prato nachgedruckt. Tommaſeo's Synonymenwörterbuch wurde in Florenz ſelbſt, wo die erſte Auflage erſchienen, zweimal nachgedruckt. Woran der Nachbar ſich nicht wagt, darauf macht man main basse jenſeits der Grenze, wo kein Privilegium mehr ſchüzt. Von Roſini's Monaca di Monza erſchienen, ſo viel mir bekannt, acht Diebsausgaben, von ſeiner Luisa Strozzi fünf. In Florenz allein ſind mindeſtens ein Duzend Ausgaben von Manzonis Promessi sposi erſchienen. In Mailand druckte man Micalis Storia degli antichi popoli italiani nach, in Rom das Museo Borbonico. So geht's überall und in einem fort. — Dies geſezloſe Treiben hat noch einen andern großen Nachtheil. Der Buchhändlerſtand wird dadurch herabgewürdigt. Es gibt in Italien einige große und angeſehene Handlungen, Pomba in Turin, Bettoni und Fontana in Mailand, Molini und Piatti in Florenz, de Romanis in Rom; faſt alle andern ſind Krämer. Jeder kleine Buchdrucker, der eine oder zwei Preſſen hat, wenn er nicht gerade im Auftrage Anderer beſchäftigt iſt, druckt auf ſeine eigene Rechnung und druckt natürlich dasjenige nach, was eben en vogue iſt. Nach ſechs Monaten iſt gewöhnlich die Hälfte dieſer kleinen Lumpen bankerott; da es nun bei ihnen aus der Hand in den Mund geht, ſo wird der Vorrath des Gedruckten dem Erſten Beſten zu einem Drittel, einem Viertel, bisweilen einem Sechstel des urſprünglichen Preiſes verkauft, und was ein halb Jahr zuvor einen Scudo koſtete, kann man nun an allen Straßenecken für ein paar Paul erſtehen. Der Sortimentshandel muß natürlich darüber zu Grunde gehen. — Wie dieſe Ausgaben beſchaffen ſind, mit einer Legion von Druckfehlern und oft ſeitenlangen Auslaſſungen, brauche ich hier kaum in Erinnerung zu bringen.

(Der Beſchluß folgt.)

Patience.

(Fortſezung.)

Wir ſezten uns und ſprachen eben von den Romanen von Paul de Kock, als die Glasthüre ſich öffnete und ein junger Burſche hereintrat, der ſehr sans façon den Hut auf dem Kopfe behielt und durch ein Salutiren mit der Reitpeitſche grüßte. Er ſchien auf's Aeußerſte verwundert über meine Gegenwart, ſah mich lange mit großen Augen an, nahm dann, zögernd und mich immer im Auge behaltend, einen Stuhl und ſezte ſich mit einer gewiſſen Förmlichkeit, die ein ſonderbares Gemiſch von Unverſchämtheit und Blödigkeit war. Nach dieſen Anzeichen hätte ich ihn für einen bübiſchen jungen Flegel gehalten, ſo aber wußte ich, daß ich Patience vor mir habe.

Wir ſezten unſer Geſpräch fort, immer unter bezauberndem Lächeln und ſüßlichem Flüſtern von Seiten der Wirthin. Sie reichte Patience eine Taſſe; der heiße Thee überſchüttete ſeine Finger, ſogleich ſprang er auf, feuerfarb im Geſichte und die Lippen zum Weinen verzogen. Eine Weile hüpfte er im Zimmer umher, die beſchädigte Hand ſchwenkend, dann trat er zu der Dame, hielt ihr die Finger hin und ſagte mit einem eigenthümlichen Ausdruck von graziöſem Muthwillen: „Küſſen Sie, Madame! Wunden, die Sie ſchlagen, können auch Sie nur wieder heilen.“ — „Sie ſind ein Kind!“ ſagte ſie und ſchlug ihn auf die Hand. In dieſem Allen lag nichts Beſonderes. Es waren die Unarten eines Knaben, aber mit einer Heiterkeit und Anmuth, die auf das wahre Geſchlecht dieſes ſeltſamen Geſchöpfes hindeuteten.

Wir machten nach dem Thee einen Spaziergang im Garten. „Wiſſen Sie wohl,“ ſagte Patience, indem ſie ſich an meinen Arm hing, „daß Sie mir gefallen? Das iſt bei Gott keine ſo ſehr gewöhnliche Sache bei mir.“ — „Vielleicht weil ich Bücher ſchreibe?“ — „Die habe ich nicht geleſen; überhaupt leſe ich nicht viel; allein ich lebe in manchen Stunden ganze Bücher zuſammen. Wenn ich

Digitized by Google

in der Stille, in der Dämmerung im Walde ſitze, geht der Inhalt ganzer Bibliotheken durch meinen Kopf. Unſere Zeit iſt ſelbſt ein Buch; aber der Autor iſt feig. Da er gemerkt hat, daß manche ſeiner Ideen Aufſehen erregen könnten, hat er ſie für Druckfehler ausgegeben. Aber man muß ſich nur nicht irre machen laſſen. Die Feigheit des Autors muß durch deſto größere Kühnheit des Leſers wieder ausgeglichen werden.“ — „Dieſer Gedanke iſt nicht übel,“ ſagte die Kokette, indem ſie den Kopf ſenkte und mit einem kleinen Myrthenzweige ſpielte. — „Ich habe mehrere dergleichen,“ ſagte Patience und fuhr dabei der Dame ſchmeichelnd um's Kinn. „Wie alt ſind Sie?“

Dieſe plötzliche Frage erſchreckte die Circe. Sie ſezte ſich in einiger Verſtimmung auf eine Bank, indem ſie ſeufzte: „Es iſt ſo warm!“ — „Wie alt?“ wiederholte Patience die Frage. — „Wiſſen Sie nicht,“ entgegnete ſie, „daß man ſo etwas eine Dame nie fragen darf?“ — „Und weßhalb nicht? Wäre ich eine Frau, ſo würde ich offen bekennen, daß ich ſiebzehn Jahre zähle.“ — „Ach! aber man bleibt nicht bei ſiebzehn Jahren ſtehen.“ — „Ganz recht, man wird älter; aber ich ſehe darin kein Unglück. Nicht die Jahre, ſondern die Erfahrungen unſeres Herzens beſtimmen unſer Alter, und da ſind die älteſten Frauen immer die liebenswürdigſten.“

„Aber, Patience,“ ſagte ich, „es gibt Herzen, die noch unberührt ſind, und gerade in dieſer Unberührtheit unendlich verführeriſch.“ — „Das verſtehe ich nicht; ich habe keine Bekanntſchaft unter Engeln. Mein Herz wurde ſchon berührt, als ich zum erſten Male eine Blume im Morgenſtrahle ihren Kelch öffnen ſah. Dies war für mich eine Erfahrung, über die ich Tagelang nachdachte und die mein ganzes Weſen umgeſtaltete.“ — Die Kokette ſeufzte. „Was werden Sie erſt empfinden, wenn Sie lieben!“ ſagte ſie und ſah mit einem lächelnden Blick zu ihm hinauf. — „Das weiß ich nicht. Es kann ja auch ſeyn, daß ich gar nicht liebe, oder daß ich auf eine Stunde, einen Sommernachmittag liebe.“ — „Ach nein, die Liebe nimmt unſer ganzes Leben hin, und ach, wir wiſſen nicht einmal, ob wir jenſeits des Grabes von ihr frei ſind.“ — „O das wäre zum Todtſchießen! — Nein, Madame, da verſpreche ich Ihnen, mich kürzer zu faſſen.“

Ich mußte an dieſe Worte zurückdenken, als ſpäter Patiences Leben in ſeinen bedeutenden, aber unglücklichen Momenten mir vorlag. Ihr kurzes Daſeyn war der ſchwüle Sommernachmittag einer peinvollen Liebe. Es lag eine düſtere Prophezeiung in dieſen kindiſchen Worten.

Als der Arzt, ſeine Frau und Tochter in den Garten traten, verließ ich ihn mit Patience. Wir ſchlugen einen abgelegenen Pfad ein, der uns bald in das Dickicht eines Wäldchens führte. Während ſie, ein Liedchen trillernd, vor mir herging, fiel mir das Sonderbare und Fremdartige der ganzen Erſcheinung recht in die Augen. Weiß ſie um das Geheimniß ihres Geſchlechts? fragte ich mich. Und wie iſt es möglich, dieſe Unbefangenheit zu behaupten, wenn ſie darum weiß? Nein, nein, ſie fühlt nicht, ſie ahnt nicht, in welche falſche Stellung der Eigenſinn ihres alten Erziehers ſie gebracht hat. Es iſt ihr völlig unbekannt, daß ſie ihre Gedanken, ihre Gefühle auf einen trügeriſchen Grund baut, und daß ſie über kurz oder lang das ganze Gebäude mit eigenen Händen wird einreißen müſſen. Der Alte iſt toll, daß er an einer Seele Experimente macht. Gibt es keine Strafe für mediziniſche Verſuche mit pſychologiſchem Gifte?

Wir waren auf einem anmuthigen Raſenplatz an einer Waldquelle angelangt. Sie warf ſich auf das Gras und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Ich gehorchte ihr, denn ich hatte nicht den Muth, ihr in irgend einem Dinge den Gehorſam zu verweigern. Als wir eine Zeitlang ſchweigend einander gegenüber geſeſſen, rief ſie: „Erzählen Sie mir eine Geſchichte, gleichviel, ob wahr, ob erfunden. Ich denke mir, es müſſen durch Ihren Kopf eben ſo viel tolle und wunderliche Hiſtörchen laufen, wie ſtündlich durch den meinigen. Zudem hat man mir geſagt, daß Sie ein Schriftſteller ſind.“ — „Haben Sie auch Luſt, einer zu werden?“ — „Das könnte ſeyn, zuerſt aber muß ich leben. Bücher ſind Beweiſe, daß der, der ſie geſchrieben, gelebt hat. Bei mir iſt aber noch Alles Zukunft. Nun, erzählen Sie; oder fällt Ihnen nichts bei?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Eine Vorſtellung im Gymnase dramatique.

Die Pariſer Theaterdirektoren ſind wahrlich gute Leute. Die kleinern Theater geben an einem Abend drei bis vier Stücke, welche auch den ſchauluſtigſten Zuſchauer zufriedenſtellen müſſen, wenigſtens was die Quantität betrifft; die Qualität freilich läßt oft Vieles zu wünſchen übrig. Ich wohnte neulich einer Vorſtellung im Gymnase dramatique bei, die um 6½ Uhr anfing und um halb zwölf endigte. Ich verſichere Sie, als ſie zu Ende war, hatte Niemand mehr Luſt, noch ſetwas zu ſehen. Das thut aber die ſtarke Concurrenz. Das Gymnase dramatique war vor zehn oder zwölf Jahren ein ſtark beſuchtes Schauſpielhaus. Damals that die Direktion ſehr vornehm, und gab oft Anlaß zu gerechten Klagen; denn man hatte wenig Aufmerkſamkeit für das Publicum und behandelte es ziemlich unſanft. Das Publicum ſah aber darüber weg, weil die Scribe'ſchen Vaudevilles

Digitized by Google

im Grunde doch ſehr beluſtigten und Jedermann ſie ſehen wollte. Dies iſt nun vorbei; Scribe liefert nur noch wenig Neues im Fache des Vaudeville; er hat genug Vaudevilles zu ſeinem Ruhme und zu ſeiner Bereicherung geſchrieben, und die es ihm nachmachen wollen, zeigen doch nur, wie weit ſie ihm nachſtehen. Hie und da erſcheint wohl ein Vaudeville, das, weil es unterhaltend iſt und gut geſpielt wird, auch das Publikum herbeizieht. Indeſſen iſt doch immer Platz genug im Gymnase dramatique, und man wird nicht mehr gedrängt, wie ehemals. So war es auch bei der vorhin erwähnten Vorſtellung. Anfangs war es ſogar ziemlich leer; kurz nach ſechs Uhr iſt die große Welt noch nicht zum Beſuche des Schauſpiels fertig; ſie kam erſt nach und nach. Deßhalb beginnen die Vorſtellungen in der italieniſchen Oper erſt um acht Uhr; dies iſt die Zeit, wo die Reichen mit ihrem Eſſen und Kaffee fertig ſind. Zuerſt wurde ein kleines Stück gegeben: l'Autorité paternelle, worin Ferville einen Vater ſpielt, der, oft zur Unzeit, ſeine väterliche Autorität fühlen laſſen will, und daher auch immer die Worte autorité paternelle im Munde führt. Er hat einen eben von der Akademie zurückgekommenen Sohn, und verlangt, dieſer ſolle eine alte Jungfer heirathen, die ſeinem Hauſe gegenüber wohnt und reich zu ſeyn ſcheint. Der Sohn will nicht, der Vater wird böſe und verlangt, die Heirath ſolle in vierundzwanzig Stunden vor ſich gehen. Darüber geräth der Sohn in Verzweiflung, zumal er zu Dijon, wo er die Rechte ſtudirte, ein Mädchen geſehen, aber auch nur geſehen hat, das er nicht wieder vergeſſen kann. Mit Widerwillen nähert er ſich der alten Jungfer, ſie weiß ſein Zutrauen zu gewinnen, entlockt ihm das Geheimniß ſeiner Liebe, und es ergibt ſich, daß ſie, unter einer Verkleidung, eben jenes nur im Vorbeigehen geſehene Mädchen iſt. Unterdeſſen hat der Vater erfahren, daß die vorgebliche alte Jungfer 40,000 Fr. Renten hat, und will ſie nun ſelbſt heirathen. Als daher der Sohn ganz freudig verſichert, er wolle die vorgeſchlagene Jungfer gerne heirathen, gebietet ihm der Vater wiederum kraft ſeiner väterlichen Autorität, nicht mehr an ſie zu denken. Nun iſt der Sohn wiederum in Verzweiflung; der Vater wird aber mit ſeinem Antrag abgewieſen und ausgelacht, und gibt endlich die Einwilligung zur Heirath. Sehr komiſch nimmt es ſich aus, wenn der Vater ſeinem Sohne kraft ſeiner väterlichen Autorität gebietet, in ſeiner erſten Unterredung mit der Jungfer außerordentlich geiſtreich und witzig zu ſeyn. — Nach dieſem wurde die dritte oder vierte Vorſtellung eines neuen Stückes gegeben, Namens „Mademoiſelle," deſſen Inhalt aus irgend einer Memoiren- oder Anekdotenſammlung gezogen iſt. Es ſoll nämlich unter der Regierung Ludwigs XVI. einige Spannung zwiſchen den Höfen von Verſailles und Neapel ſtattgefunden haben, dieſe aber dadurch gehoben worden ſeyn, daß die Königin von Frankreich der modeſüchtigen Königin von Neapel die von Vaucanſon ſo kunſtreich verfertigte Puppe in dem neueſten Modeanzuge durch einen Kourier überſchickte. Dieſe wahre oder falſche Thatſache haben die Verfaſſer des neuen Vaudevilles in zwei Aufzügen ausgeſponnen, und zwar auf ziemlich luſtige Weiſe. Wir ſehen Anfangs den Putzladen, welchen die berüchtigte Dlle. Bertin, Modenhändlerin der Königin Marie Antoinette, hielt. Alle hier auftretenden und handelnden Mädchen waren in der jetzt wieder aufgekommenen Tracht jener Zeit gekleidet; die eine, welche die Hauptrolle ſpielte, hatte ſogar hoch friſirtes und gepudertes Haar, was ſich ſehr ſonderbar ausnahm, aber den Zuſchauern keineswegs aufzufallen ſchien. Ich glaube jedoch nicht, daß ſich die Mädchen in den Putzladen zur Zeit Ludwigs XVI. jemals gepudert haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lauſanne, November.

(Fortſetzung.)

General de la Harpe.

Dieſe Erklärung Frankreichs war der Funke, der eine Mine ſpringen ließ, denn mit ihm begann die Revolution der Schweiz. De la Harpe erkannte lebhaft die Mängel des ſchweizeriſchen Bundesſyſtems, des Föderalismus, und ſah dagegen kein anderes Heilmittel, als das Unitarſyſtem. Darum machte er den Plan einer Centralorganiſation, und rief die franzöſiſche Regierung auf, dieſe Centralität in der Schweiz geltend zu machen. Unbegreiflich iſt dieſer doppelte Mißgriff de la Harpe's in Behandlung der ſchweizeriſchen Angelegenheiten; in Kurzem ſollte er ihn ſelbſt bereuen. Im Anfang hatten die Diktatoren des Pariſer Luxemburgs ſeinen Antrag nur gleichgültig aufgenommen, bald aber ſahen ſie ein, welch großes und herrſchendes Uebergewicht ſie dadurch in der Schweiz mit geringer Mühe bekommen konnten. Gleich wurde eine unitariſche Conſtitution in Paris fabrizirt und die franzöſiſche Armee rückte in der Schweiz ein, um ihren Einwohnern die Freiheit zu demonſtriren. Die alte Conföderation wurde aufgelöst; aber Frankreich, das eine Centraliſation der Schweiz für beunruhigend hielt, weil ſie ihr mehr Kraft geben würde, dachte nach General Brune's Idee auf eine dreifache Republik. Glücklicherweiſe gelang es de la Harpe, dies Projekt zu hintertreiben, ſo daß es bei der von Frankreich proklamirten einigen und untheilbaren Schweizerrepublik blieb. Sein bedeutender Einfluß in Paris war um ſo mehr zu verwundern, da man ihn für einen geheimen ruſſiſchen Agenten hielt.

Bald fühlte ſein edles Herz gar ſchmerzlich, daß die Franzoſen nicht daran dachten, der Schweiz echte Freiheit zu bringen; denn für's Erſte dachten dieſe Befreier der Völker nur an Unterdrücken und Plündern. Er ſuchte auf's Thätigſte und Menſchenfreundlichſte ſeinen Mitbürgern die Laſt zu erleichtern, ohne dabei auf politiſche Parteien und perſönliche Abneigung oder Feindſchaft zu ſehen. Davon nur einige Züge. Pillichody und Muſillon, ſeine erklärteſten Feinde bei der Berner Regierung, waren nach Paris gekommen, dort aber verhaftet und in den Tempel geſteckt worden. De la Harpe verwendete ſich ſo dringend und thätig für ſie, daß ſie freigelaſſen wurden. Das franzöſiſche Direktorium hatte von Bern eine Kriegscontribution von ſechs Millionen verlangt; de la Harpe brachte es durch unermüdliche Schritte dahin, daß dieſe Contribution auf zwei Millionen herabgeſezt wurde. Bei dieſer Gelegenheit ſprach der in dieſer Sache nach Paris geſchickte Berner Deputirte im helvetiſchen Senat am 24ſten Januar 1800 folgende merkwürdige Worte aus: „Perſönliche Neigung brachte mich gewiß nicht dazu, la Harpe aufzuſuchen, ſondern nur die Politik; denn ich wußte, daß er großen Einfluß in Paris hatte. Wie groß war mein Erſtaunen, als mich der Bürger la Harpe mit aller nur möglichen Freundſchaft empfing. Ich fand in ihm einen ſanften, liebenswürdigen Mann, der es bedauerte, daß unſere Revolution dieſe Wendung genommen habe. Sogleich unterſtüzte er uns, um eine bedeutende Verringerung der aufgelegten Kriegscontribution zu erhalten; zu dieſem Zweck verfaßte er ſelbſt eine Denkſchrift, die ſogleich der franzöſiſchen Regierung übergeben wurde; ſeine große Thätigkeit in dieſer Sache hat ihm meine ganze Achtung und Anhänglichkeit erworben."

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 14. November 1838.

Yet, yet protected from the blast,
Thy leaves in beauty blow:
Ah! soon the halcyon days are past,
Stern winter lays thee low.

English Anthology.

Patience.

(Fortſetzung.)

„Eigenes,“ ſagte ich, „wüßte ich nichts; aber ich will Ihnen eine hübſche Dichtung nacherzählen.“

Ich wählte aus meinen Erinnerungen ein Mährchen, das auf mich, als ich ſo alt war wie Patience, einen lebhaften, einen nie zu verlöſchenden Eindruck gemacht hatte: Undine. Aber ich hatte Patience wiederum falſch beurtheilt; ſie war eben etwas völlig Verſchiedenes von jeder gewöhnlichen Erſcheinung. Was einen jungen Burſchen von ſiebzehn Jahren entzückt hätte, davon wandte ſie ſich mit einer mädchenhaften, weit über ihr Alter gehenden Klugheit ab. Ihre Phantaſie war ſo über alles Maaß hinaus gereift und ſelbſtſtändig, daß ſie in jedem Gebilde, das ihr vorgeführt wurde, auf den tiefen Grund ſah, wo Phantaſie und Weltanſchauung zuſammentreffen. — „Sonderbar!“ rief ſie, als ich mit meinem Mährchen zu Ende war, „die Seele? durch die Liebe zum Manne ſoll die Frau erſt ihre Seele bekommen? O das iſt falſch! Die Frauen wären beſeelt, wenn es auf der Welt keine Männer und keine Liebe gäbe. Geſezt, ich wäre eine Frau, ſo würde ich Gott lieben, die Wahrheit lieben, mich ſelbſt lieben; und das Alles würde mir Seele genug verſchaffen, wenn ich auch keine, oder nur eine mangelhafte bekommen hätte.“

Wie wir wieder zur Geſellſchaft kamen, waren mehrere junge Mädchen gegenwärtig. Unter dieſen galt Patience ganz unbezweifelt für einen tollen Burſchen. Er ſcherzte und ſpielte mit ihnen, er trieb ſie in den Zimmern herum, er ſagte ihnen tauſend ausgelaſſene Späßchen und brachte die Schüchternſten zu einer maßloſen Luſtigkeit. Bei allen ſeinen Scherzen bemerkte ich jedoch nicht die leiſeſte Anſpielung auf das Geſchlechtliche. Kein Kuß, keine Galanterie, kein halbes Lächeln, kein Wink, kein zum Erröthen treibendes Wörtchen, aber ausgelaſſene Tollheit. Er war unſchuldig wie ein Engel, aber dabei wild wie eine junge Katze. Man konnte nicht müde werden, dieſen geſchlechtsloſen Elfen, aus irgend einem Sommernachtstraum herausgeſtohlen, zu beobachten, zu belächeln, zu bewundern.

Ich kam voll von Patience nach Hauſe. Mein Freund verlor die Patience, indem er immer wieder von ihr hören mußte. Endlich verließ ich die glückliche Gegend, mit dem Zauberbilde meiner kleinen Göttin im Herzen. Ich hatte Abſchied genommen von dem Arzte, von ſeiner corpulenten Frau, ich hatte der Landkokette die Hand gedrückt, ich hatte Patience zum lezten Male geſehen, zum lezten Male als Kind, als Blume, als Engel, als Traum, als Menſch gewordenes Mädchen; ich ſollte ſie wiederſehen,

wie dieſes Kind gereiſt, dieſe Blume geknickt, dieſer Engel ſeiner Fittiche beraubt, dieſer Traum verwandelt, dieſes Mährchen in proſaiſchen Ernſt aufgelöst war.

Zwanzig Jahre waren vergangen, als ich Patience wieder ſah. Sie war eine Frau, kränklich, bleich, in ſchwarze Gewänder gehüllt. Sie war Schriftſtellerin. Ihr Leben hatte einen ſeltſamen Weg eingeſchlagen. Sie ſtand jezt allein in der Welt; man haßte ſie, man ging ihr kalt aus dem Wege, ihre Seele war voll Bitterkeit. Arme Patience, welch eine Veränderung! Aber welche Fülle von Begebenheiten drängte ſich auch für ſie in dieſe Spanne Zeit. Wir wollen ſie ſummariſch zuſammenfaſſen: Liebe, Verrath, erſter Bruch mit der Welt, Fluch, ein fremder Welttheil mit ſeinen Schönheiten und Schrecken, Einſamkeit, Kampf, Reſignation! O das iſt viel! genug, um eine Wange bleich zu machen, genug, um ein Herz zu brechen, um einem Engel die Fittiche zu rauben. Wir wollen jezt dieſe Schickſale näher in's Auge faſſen. Es fehlt uns zum Glück kein Umſtand, der uns Belehrung ſchaffen kann, zwiſchen welche Felſen und über welche Abgründe der Weg der Unglücklichen führte. Ich ſelbſt hörte aus Patience's Munde einen Theil ihrer Schickſale, einen andern Theil enthielt ein Tagebuch, das mir ſpäter, als ſchon die Kämpfende zum Frieden eingegangen war, zu Geſicht kam.

In jenen Jahren waren Individualitäten, wie die einer Rahel und Bettina, noch nicht dageweſen; der St. Simonismus und die Emanzipation der Frauen waren noch nicht im Kreis der Tagesideen eingeſchloſſen, Georg Sand hatte noch nicht die Weltbühne betreten. Damals war eine Erſcheinung wie die der armen Patience etwas Neues, Beſonderes, aber keineswegs etwas Anziehendes. Frauen, die auch männlich dachten, wie Frau von Staël zum Beiſpiel, hüteten ſich gleichwohl, die kecken Formen, die Ungebundenheit, die ſtolze Freiheit zu uſurpiren, die eine Madame Dudevant zur Schau trägt. Man fürchtete, mit der Geſellſchaft zu zerfallen, denn dieſe Geſellſchaft war damals, was ſie vielleicht wieder werden wird, ein allgemein in Anſehen ſtehendes Inſtitut, ein Gerichtshof der Sitte, vor dem ſelbſt die Intelligenz ſich beugte.

Man kann unſerer Poeſie den Vorwurf machen, daß ſie uns noch nicht den Seelenzuſtand eines Weibes auf der einſamen Höhe einer finſtern Weltanſchauung im Bilde gegeben habe. Und doch ſind dieſe Zuſtände bei Frauen nicht eben etwas nie Dageweſenes. Die kühne Forſchung, die nächtliche Reſignation, der kalte Ueberdruß und der ewig wache Schmerz des Zweifels, ſollte er nie in den Buſen eines Weibes eingekehrt ſeyn? Gibt es nicht, oder gab es nicht einen weiblichen Hamlet, einen weiblichen Fauſt? Es liegt ſcheinbar in dieſer Zuſammenſtellung ein Widerſpruch, wo aber liegt in den Ideen etwas Widerſprechendes? Wenn wir annehmen, daß der Geiſt des Weibes fähig iſt großer Gedanken, kühner Träume, ſelbſtſtändiger und tiefer Ideen, iſt dann nicht ſchon der Mißbrauch dieſer Kräfte, oder die Lenkung derſelben auf das Zerſtören mit zugegeben? Aber hier höre ich den alten Grafen erwidern: der Stolz der Männer lehnt ſich gegen dieſe Annahme auf. Es iſt die alte Fabel von der Undine: der Frauen Geiſt nimmt nur durch die Liebe und in der Liebe Selbſtſtändigkeit an.

(Die Fortſezung folgt.)

Der italieniſche Buchhandel.

(Beſchluß.)

Am gewiſſenloſeſten wird mit den Subſcriptionen verfahren. Jeden Augenblick werden neue angekündigt; doch ſcheint die Langmuth des Publikums endlich ſich zu erſchöpfen. Daß die im Voraus angegebene Bände- oder Heftezahl immer überſchritten, oft verdoppelt wird, rüge ich deßhalb nicht ſtärker, weil man anderwärts daran gewöhnt wird. Aber die Hälfte dieſer Unternehmungen wird nimmer zu Ende geführt, und im glücklichſten Falle genießt der Sudſeribent den beneidenswerthen Vorzug, das Werk ohne Vergleich theurer zu bezahlen, als die nachmaligen Käufer. Ich habe Bücher in der erſten Woche nach ihrem Erſcheinen im Laden mit zwei Fünfteln des Preiſes bezahlt, den ſie diejenigen gekoſtet, welche darauf unterzeichnet hatten. Ueberhaupt ſind die wechſelſeitigen Verhältniſſe nicht im Geringſten geordnet, und wie der Buchhändler nichts von Verpflichtungen gegen Schriftſteller und Publikum weiß, ſo vergißt auch wohl der Autor ſeine Verpflichtungen gegen den Buchhändler. Mir ſind Fälle bekannt, wo der Autor, mirabile dictu, Honorar erhalten und kurz darauf für den Diebsdrucker, welcher ihn darum anging, eigenhändig Verbeſſerungen an ſeiner Arbeit vorgenommen hat. Glücklicherweiſe iſt ſo etwas ſelten. Der rechtmäßige Verleger konnte nun zuſehen, wie er zu ſeinem Gelde kam, und zahlte gewiß nie wieder in ſeinem Leben Honorar. So gebiert ein Uebel das andere.

In der Lombardei, den ſardiſchen Staaten, dem Kirchenſtaat und Neapel wehren die Geſetze zum wenigſten dem Diebsdruck und Verkauf des Diebsdrucks einheimiſcher Produktionen. Da aber die einzelnen italieniſchen Staaten einander ſo fremd ſind, wie Frankreich und England, ſo wird in Florenz nachgedruckt, was in Mailand erſcheint und umgekehrt. Wo alſo die Umſtände

Digitized by Google

am wenigſten ungünſtig ſind, kann der Verleger nur auf den ziemlich beſchränkten Umkreis des einen Staates rechnen, und auch dies nicht mit Gewißheit, da, des Verbotes ungeachtet, der Schleichhandel immer Mittel und Wege findet, ſeinem Bruder, dem Nachdruck, hülfreiche Hand zu bieten und hie und dort einen Ballen mit wohlfeilen Ausgaben einzuſchwärzen. Auf Frankreich und Deutſchland können die italieniſchen Buchhändler eben ſo wenig rechnen: einmal, weil ihre Literatur dort im Ganzen nicht ſehr viel Verbreitung findet; ſodann, weil Baudry in Paris den ganzen Weſten und Norden mit ſeinen Nachdrücken der gangbarſten Werke Manzoni's, Colletta's, Roſini's, Rota's, Groſſi's, Pellico's, d'Azeglio's u. A. verſorgt. Wahrlich, auch ein international law thäte hier Noth.

So iſt der Zuſtand des Schriftſtellerthums und des Buchhandels in Italien. Die Schilderung iſt nicht übertrieben: wir Deutſche, die wir, Dank ſey den vorſorglichen Regierungen, eine erträgliche Gegenwart haben und eine beſſere hoffen, können dabei an die jüngſte Vergangenheit denken, wo die Mäcken, Macklot, Spitz, Grund und wie die ſaubere Genoſſenſchaft ſonſt noch Namen haben mag, im Flor waren. Bei uns iſt's indeß nie ſo ſchlimm geweſen, wie hier. Die Zahl der rechtlich denkenden, ehrlichen Leute war immer die größere. Die italieniſchen Verleger ſehen indeß endlich auch ein, daß der Buchhandel ſeinem völligen Untergange entgegen geht, und ſinnen auf Abhülfe. Bei dem Mangel an Nationalſinn, und bei der Eiferſucht, womit manche der Staaten Italiens einander noch jetzt gegenüberſtehen, wird ſie ſchwer ſeyn: indeß muß man nicht verzagen. Bei Gelegenheit der Anweſenheit Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich in Mailand haben die lombardiſchen Buchhändler eine Bittſchrift eingereicht, welche eine allgemeine Vereinbarung der italieniſchen Regierungen zum Schutze des literariſchen Eigenthums bezweckt, „das heilig iſt wie jedes andere.“ Sodann haben die toscaniſchen Buchhändler eine ähnliche Supplik an Se. K. K. Hoheit den Großherzog gerichtet, und wenn ſie zunächſt auch nur den Wunſch ausſprechen, ebenſo geſtellt zu werden, wie die Verleger in den übrigen italieniſchen Staaten, wo der Nachdruck und Verkauf des Nachdrucks einheimiſcher Werke verboten iſt, ſo ſind doch die Blicke weiter hinaus und auf ein gleiches Ziel der Ausdehnung ſchützender Geſetze und Maßregeln gerichtet. Wer die italieniſchen Verhältniſſe kennt, wird einſehen, wie manche Hinderniſſe einem ſolchen allgemeinen Zuſammenwirken ſich in den Weg ſtellen. Leichter zu erreichen iſt der Zweck der toscaniſchen Verleger, bei dem ſchönen Sinne für ein ruhiges, geregeltes, allſeitig die erworbenen Rechte ſchonendes Fortſchreiten, der ſich täglich mehr in dieſem Lande kund gibt. Die Italiener werden aber, wenn es einmal zu allgemeinen Maßregeln kommt, die Sache mit den Folgen annehmen müſſen. Manchem Bücherfreunde dürften dieſe unbequem ſeyn. Wie entſetzlich theuer ſind eure deutſchen Werke! höre ich täglich ſagen. Anderthalb Scudi für einen Octavband, der bei uns nicht mehr als fünf Paul koſten würde! — Meine Antwort iſt ſtereotyp: „Lieben Freunde, für einen Bogen von dieſem Werke hat der Verleger zwei Louisd'or gezahlt; jener Autor hat vier, der da ſechs Louisd'or erhalten. Machet den Ueberſchlag und ſaget mir, ob unſere Bücher mehr koſten als die eurigen.“ Rt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, November.

(Fortſetzung.)

General de la Harpe.

Bisher hatte de la Harpe nur indirekt durch ſeinen reinen und kräftigen Charakter, ſeine Einſicht und Sachkenntniß auf das Schickſal der Schweiz Einfluß geübt. Von nun an ſollte er ſelbſt ſprechend und handelnd auf die politiſche Bühne treten. Der geſetzgebende Körper der Schweiz hatte ſo volles Vertrauen in ſeine Grundſätze und Talente, ſo wie in ſein Anſehen bei der franzöſiſchen Regierung, daß er ihn am 19ten Juni 1798 an die Spitze des neuen vollziehenden Direktoriums ſtellte. Er nahm mit der Bewilligung Frankreichs die Stelle an, ſprach ſich aber vorher ſehr würdig über die nothwendige Unabhängigkeit der Schweiz von jeder fremden Regierung aus. Als er ſo Paris verließ und in die Schweiz ging, war ſein Gemüth voll großer, im Alterthum geſchöpfter Ideen und Vorſtellungen, voll edler Hoffnungen, von denen aber nur ſehr wenige in Erfüllung gehen ſollten, theils aus eigener Schuld de la Harpe's, theils weil ſeine unitariſchen Ideen vom Anfang an keinen Anklang fanden und ihnen von anderer Seite in der Schweiz, im Ausland, ja in Frankreich ſelbſt entgegen gearbeitet wurde, wobei die Agenten des Auslandes und die ausgewanderten Schweizer ſich bemühten, die Alpenthäler in eine neue Vendée zu verwandeln.

Es liegt außer dem Kreis dieſer Blätter, in die politiſchen Phaſen einzugehen, welche von nun an die Schweiz zu durchlaufen hatte, und an denen de la Harpe handelnd und leidend Theil nahm. Immer waren dabei ſein Wille und ſeine Abſichten edel und rein, ſeine Maßregeln aber oft verkehrt und ungeeignet, manchmal wurden ſie ſogar crânerie insigne genannt, weil ſie wenigſtens zu viel jugendlich Schwärmiſches an ſich hatten. Das Directorium löſte ſich auf, beſonders weil deſſen Mitglieder in de la Harpe einen Mann zu ſehen glaubten, der ſich zum Diktator in der Schweiz aufwerfen wolle, ein Irrthum, von dem ſie ſpäter zurückgekommen ſind und es bereut haben, daß ſie den Ehrenmann nicht in ſeinen redlichen Bemühungen zur Aufrechthaltung und Rettung des Vaterlandes unterſtützten, als es noch Zeit war. Durch das Entgegenwirken der beſten Schweizer und Frankreichs mußte es ſinken. Uſteri, Zellweger und mehrere der achtungswürdigſten Schweizer haben ſpäter ihren Irrthum bitter bereut. Ja, einer der geachtetſten Männer geſtand ſpäter, wenn er in damaliger Zeit de la Harpe begegnet

Digitized by Google

hätte, ſo würde er ihn ermordet haben, in der gewiſſen Meinung, damit die Schweiz zu retten. So arg war die Aufregung gegen ihn, ſo gewiß glaubte man, er ſey nur ſo überaus thätig, eifrig und feurig in den Schweizer Angelegenheiten, weil er die Diktatur an ſich reißen wolle. Iſt es bei dieſer Stimmung der Beſten im Lande zu verwundern, daß er mit zwei andern Direktoren am 14ten Januar 1800 des Hochverraths beſchuldigt wurde? Indeſſen wagte die an die Stelle des Direktoriums getretene Exekutivcommiſſion der Zehn die Angeklagten weder zu verdammen, noch loszuſprechen, ſie ſtellte ſie nur unter oberpolizeiliche Aufſicht.

Von Bern zog de la Harpe mit ſeinem Freund und Unglücksgefährten Secretan nach Lauſanne, und da man ihm auch hier mit Anfeindungen und Beſchuldigungen keine Ruhe ließ, ſo beſchloß er nach Paris zu gehen. Damals gerade ging Bonaparte über den großen St. Bernhard nach Italien und hielt ſich etwas in Lauſanne auf. Wiewohl nun de la Harpe gar nicht daran dachte, ihm einen Beſuch zu machen, was ſeinen politiſchen Grundſätzen widerſprochen hätte, ſo ließ doch die Exekutivcommiſſion in Bern in den Zeitungen bekannt machen, Bonaparte habe de la Harpe nicht vorlaſſen wollen. Am Vorabend ſeiner Abreiſe nach Paris theilte man ihm einen Brief mit, der als Beweis für eine Berneriſche Verſchwörung im Rücken der franzöſiſchen Armee große Wichtigkeit zu haben ſchien. Es war vielleicht ein Irrthum, aber gewiß ein Verdienſt um die franzöſiſche Regierung, daß de la Harpe dieſe Sache in Bern zur Unterſuchung bringen wollte. Die dortige Exekutivcommiſſion handelte in ihrem Intereſſe, wenn ſie de la Harpe unſchädlich zu machen ſuchte; daher verfügte ſie ſeine Verhaftung, zumal bei dieſer Gelegenheit ſeine für die ſchweizeriſchen Ereigniſſe ſehr wichtigen Papiere in Beſchlag genommen und unſchädlich gemacht werden konnten. Glücklicherweiſe erhielt er noch ſchnell genug davon Kunde und eilte auf der Stelle nach Rolle zu ſeiner Mutter, die ſeine wichtigſten Papiere in Verwahrung hatte. Hier nahm er ſchnell die bedeutendſten, gab ſie ſeiner Frau aufzuheben und kehrte ſogleich nach Lauſanne zurück. Schon am Abend wurde ihm Hausarreſt angekündigt und ſeine Papiere unterſucht. Den 2ten Juli wurde er nach Bern abgeführt, wo er Alles von ſeinen Feinden zu fürchten hatte, vielleicht ſelbſt für ſein Leben; er beſchloß daher, wo möglich zu entfliehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Eine Vorſtellung im Gymnase dramatique.

In dieſem Modemagazin macht man die Puppe zurecht, welche das gute Einverſtändniß zwiſchen zwei Höfen wieder herſtellen ſoll. Eine förmliche Geſandtſchaft ſoll die Puppe begleiten, die außerdem ihre Kammerjungfer und ihren Friſeur haben ſoll. Wo hat man je ſo etwas Abgeſchmacktes gehört? Allein der Friſeur wird durch Bernard Leon dargeſtellt, einen Komiker, der in dergleichen Rollen Leben und Bewegung zu bringen weiß. Er hatte eine Zeitlang das Gymnase dramatique verlaſſen und die Direktion des Gaîtétheaters übernommen. Dies iſt ihm aber ſchlecht gelungen; er iſt bankerott geworden, und hat ſich glücklich ſchätzen müſſen, daß er nach wie vor die komiſchen Rollen auf der Bühne des Gymnase dramatique ſpielen kann. Ohne ſeine Rolle wäre das Stück Mademoiſelle nicht viel werth, obſchon die Verfaſſer ſich Mühe gegeben haben, es durch eine Intrigue des nach Neapel beſtimmten Geſandten zu beleben, welcher die junge Frau ſeines Kammerdieners entführen laſſen will und von ihr hinter's Licht geführt wird. Nachdem nun die beſagte Mademoiſelle glücklich nach Neapel geführt, das Einverſtändniß zwiſchen beiden Höfen wieder hergeſtellt und die Ehre der Frau des Kammerdieners gerettet war, ſchickten ſich die Schauſpieler des Gymnase dramatique zur Darſtellung des dritten Stückes: Clermont, an. Dieſes Scribe'ſche Vaudeville in zwei Aufzügen, in welchem Bouffé die Hauptrolle meiſterhaft ſpielt, mag wohl ſchon fünfzigmal gegeben worden ſeyn und wird gewiß noch eben ſo oft aufgeführt werden, wenn Bouffé fortfährt, den Maler darin zu geben. Mich wundert, daß Bouffé nicht ſchon längſt vom Théâtre français aufgefordert worden iſt, auf dieſer Bühne aufzutreten; wahrſcheinlich fürchtet man eine Wiederholung desjenigen, was ſich vor zwölf oder fünfzehn Jahren ereignete. Damals behauptete das Théâtre français das Recht zu haben, diejenigen Schauſpieler kleinerer Theater, welche große Anlage zeigten, für ſich in Anſpruch zu nehmen, und forderte gleichſam die Auslieferung eines ſehr guten Komikers des Gymnase dramatique, Namens Perlet. Dieſer aber, entrüſtet darüber, daß man ſich erkühne, über ſeine Perſon ohne ſeine Einwilligung zu verfügen, weigerte ſich, der Forderung Genüge zu leiſten, und trat lieber ganz vom Theater ab, nachdem er noch eine Zeitlang auf den Provinzialtheatern gaſtirt hatte. Vielleicht würde es Bouffé auch ſo machen, und wohl deßhalb läßt man ihn in Ruhe; aber ſicher iſt er der größte Schauſpieler, den die Pariſer kleinern Theater aufweiſen können. Im erſten Aufzug des Stückes Clermont hat er ganz das elegante, ſorgloſe Aeußere eines Pariſer Künſtlers, der an Beifall gewohnt iſt, mit den Großen vertraulich umgeht, und das ihm ſo reichlich zufließende Geld auch mit freigebiger Hand wieder ausſpendet. Man kann ſich recht gut unter ſeiner Perſon einen Gérard, einen Girodet, einen Horace Vernet denken. Scribe hat dieſen Maler Clermont noch dazu mit großem Zartſinne ausgeſtattet. Clermont hat nämlich die Tochter eines Mannes von hoher Abkunft geheirathet, und hält ſich für verbunden, ſeiner Frau das üppige Leben zu verſchaffen, das ihr zu Theil geworden wäre, wenn ſie einen Mann ihres Standes geheirathet hätte. Durch dieſen gewandten Zug hat der Dichter das Hochtragiſche in dieſem Stücke vorbereitet. Der Maler macht Ausgaben, die ſein Einkommen weit überſchreiten, und geräth dadurch heimlich in große Verlegenheit, die er ſeiner Frau ſo lange als möglich verbirgt, und deßhalb in ihrer Gegenwart eine Heiterkeit und Seelenruhe annimmt, die ſeiner wahren Stimmung nur zu ſehr widerſpricht. Dieſelbe Delikateſſe läßt ihn mit anſehen, daß ſeine Frau, die er innig liebt, die Beſuche eines jungen und reichen Grafen annimmt, welcher ein Freund ihrer Familie war. Er macht dieſem jungen Manne kein Geheimniß aus ſeiner Geldverlegenheit und nimmt ſogar ſeine Hülfe an. Als er aber entdeckt, daß dieſer Graf in ſeine Frau verliebt iſt und ſie zur Untreue verführen will, bricht ſein Unwille los, und er verbietet dem jungen vornehmen Verführer ſein Haus. Unglücklicherweiſe aber iſt dieſer der Beſitzer der gerade zu dieſer Zeit fälligen Schuldverſchreibungen des Malers. Dieſer weiß, daß er jeden Augenblick verfolgt werden kann, und macht ſich auf's Schlimmſte gefaßt. Aber der junge Mann, in deſſen Macht es ſteht, den Künſtler unglücklich zu machen, zerreißt die Schuldverſchreibungen, wirft ſie ihm zu und verläßt das Haus.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 15. November 1838.

> Im Kerne Bürger-Nahrungsgraus,
> Und draußen, wo kein Thor beſchränkt,
> Vorſtädte grenzenlos verlängt.
>
> Goethe.

Ferienwochen.

Es regnete gerade, als wir in Genf über die große Rhonebrucke fuhren; die Regenſchirmleute, beſonders die eiligen Mädchen, wurden hin und her getrieben; ja, auf den Höhen des Jura und der ſavoyiſchen Berge war in der vergangenen Nacht friſcher Schnee gefallen. Dies Alles waren ſchlimme Ausſichten fur eine Luſtreiſe, denn zu dieſer ſaßen wir drei im Coupé der Lyoner Diligence, bei allem Ungemach wohlgemuth und vertrauend auf die Zuſage, daß die, welche mit Thränen ſäen, mit Freuden ernten ſollen. Mit mir waren zwei junge Engländer, Henry und John, die ſeit einem Jahr zu ihrer Ausbildung bei mir leben; jeder in ſeiner Art recht wacker, an Herzen und Geiſt geſund, aber nicht ohne brittiſche Eigenheiten.

Der Weg ging an den ſchönen neuen Häuſern vorüber, die der Servette angehören, einer der Anlagen, die ſich ſchnell gebildet haben, ſeit in Genf die beengende Feſtungsordnung und Thorſperre aufgehört hat und man zu jeder Nachtſtunde aus und ein kann. Ständen die hübſchen Häuſer nur in beſſerer Ordnung da! Daran iſt aber nicht zu denken, zumal Jeder einen größeren oder kleineren Garten um ſich herum haben will. Das ſonſt ſo kleine und enge Genf wird durch dieſe äußern Bauanlagen jezt zur bedeutenden Stadt, denn ähnliche bilden ſich auf allen Seiten. Dies hat weſentlichen Einfluß auf die nun erſt entſtehende Lebensgemächlichkeit des Mittelſtandes, der ſonſt in engen, dunkeln Straßen, in düſtern, unbequemen und oft gar unreinen Wohnungen zuſammengedrängt war, nun aber ſich ausdehnen, freier und geſunder athmen und den Kindern volle Entwicklung geben kann. Schon in der künftigen Generation wird dies augenſcheinlich an dem phyſiſchen Habitus der Genfer zu ſehen ſeyn, die jezt, wie alle ſitzenden Induſtrie- und Stubenleute ein bleiches, ſchwächliches und ungedeihliches Völkchen ſind, das ſich mit ſeinen Nachbarn, den Acker- und Weinbau treibenden Waadtländern, Franzoſen und Savoyern an Geſundheit, Kraft und fröhlicher Waidlichkeit gar nicht meſſen kann.

Der Weg nach Lyon geht Anfangs dem langen Herrn Philiſter, dem Jura, gerade entgegen. Erſt ſieht er ganz düſter, dunkel und einförmig aus, wie eine lange Mauer mit geringer Höhenverſchiedenheit. Kommt man ihm aber näher, ſo tritt das Einzelne hervor, es zeigen ſich Abſtufungen, Vortritte mit hellgrüner Laubwaldung, darüber dunkle Tannen und zwiſchendurch Felſen mit gewaltigen Waſſerriſſen. Nirgends zwar wird dies Gebirg in dieſer Richtung großartig oder reizend, wie die vielgeſtaltigen Alpen der Schweiz und Savoyens; es verliert aber doch in der Nähe ſeine mürriſche und langweilige Einförmigkeit.

Digitized by Google

In St. Genis, wo Frankreich beginnt, wendet ſich die bisher von Genf in gerader Linie gegen den Jura gehende Straße weſtlich und läuft nun an ſeinem Fuße weg, bis an das Felſenthor, wo die Rhone aus der Ebene einen Ausweg ſucht und ſich durch eine enge Berglucke mühſam aus der Schweiz zwiſchen Frankreich und Savoyen durchwindet. Hier ſteht das Fort de l'Ecluſe auf dem ſteilen rechten Ufer und erhebt ſich mit ſeinen innern, in den Felſen gehauenen Werken ungefähr 1800 Fuß hoch. Seit Alles im Innern und die Kaſernen und Böſchungen oben vollendet ſind, iſt das Fort nur noch mit Erlaubniß des franzöſiſchen Kriegsminiſters für Fremde zugänglich. Voriges Jahr konnte ich es noch mit Muße von unten bis oben in allen ſeinen Theilen beſchauen, mußte aber dabei verſchweigen, daß ich ein Deutſcher ſey. Aus zahlreichen, halbcirkelförmigen, in den Felſen gehauenen Böſchungen beſtreichen Kanonen die öſtliche und weſtliche Straße. Dies Fort würde aber ſehr leiden, ja in allen ſeinen, nicht in den Felſen gehauenen Theilen in den Grund geſchoſſen werden können, wenn Sardinien auf dem dicht gegenüber auf dem linken Rhoneufer liegenden viel höheren Berge Vuache (3250') auch ein Fort anlegte. Die franzöſiſchen Genieoffiziere beſtreiten zwar die Möglichkeit, weil der Berg nicht für Kanonen zugänglich ſey; darüber aber lächeln die ſardiniſchen Offiziere und mögen Recht haben, da mit einigen Arbeiten und Sprengungen eine ſehr bequeme, vom Fort l'Ecluſe ganz abgewendete und unabhängige Straße hinauf geführt werden könnte. Läge aber da ein ſardiniſches Fort, ſo beherrſchte es in Kriegszeiten nicht nur die Heerſtraße nach allen Seiten, ſondern machte es auch den Franzoſen unmöglich, einen Mann außer dem Felſen blicken zu laſſen, ja ein Theil ihrer Artillerie in den Böſchungen ſelbſt könnte demontirt, ſo wie alle obern und untern äußern Bauwerke zerſchoſſen werden. Noch prekärer wäre dann die Exiſtenz der Eiſenbahn, welche nächſtens am Felſenfuß des Forts, dicht am rechten Rhoneufer weg angelegt werden ſoll, um mit den Dampfſchiffen zwiſchen Lyon nach Seyſſel und von Collonge in den Genfer See als Mittelglied in Verbindung zu treten. Wenn ſie zu Stande kommt, wird ſie ſchon genug von dem Austreten und den Ueberſchwemmungen der Rhone zu leiden haben. Dieſer Strom, der nach ſeiner Vereinigung mit der Arve oft bedeutend breit iſt und bis zum Fort noch gar manches Waſſer aufnimmt, wird hier in ein vierzig Fuß breites Felſenbett von ungeheurer Tiefe zuſammengedrängt. Bei den Felſenſprengungen und Bauten des obern Forts rollten mehrere Jahre lang ungeheure Steinmaſſen, wohl einen kleinen Berg bildend, in das Bett, ohne es im Geringſten zu verändern, denn der Waſſerſtand blieb ganz derſelbe. Nur im Juni und Juli, wenn faſt aller Gebirgsſchnee in den Hochalpen ſchmilzt, wenn der Genfer See anſehnlich ſteigt, wird auch die Rhone hier bedeutend höher und dürfte die neue Eiſenbahn unter Waſſer ſetzen. — Der überall vorkommende Seeboden beweist, daß einſt das ganze Becken, das ganze Flachland zwiſchen den beiden Salève's, dem Piton, dem Vuache und dem Jura ein großer See, eine Fortſetzung des Leman war, ehe ſich die Rhone zwiſchen beiden leztern hindurch einen ſchmalen Weg brechen konnte, den dann ihre Gewalt immer tiefer gemacht und in der Nähe eine Menge unterirdiſcher Gänge und Höhlen gebohrt und weiter ausgebildet hat, was ſich weiterhin deutlich bei der Perte du Rhone zeigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Patience.

(Fortſetzung.)

Es iſt eine ſchwere Aufgabe, die Liebe zu ſchildern bei einem ſo ſonderbaren Weſen, wie es Patience war. Vielleicht war es nicht einmal das, was man bei gewöhnlichen Frauen Liebe nennt, vielleicht nur ein Augenblick der Schwachheit, der Hingebung an das Geſetz alles Erſchaffenen, und dann wieder ein ſchnelles Zurückziehen der Seele, gleichſam wie berührt durch eine dämoniſche Einwirkung. Doch dem ſey wie ihm wolle, gewiß iſt es, daß Patience den Mann, den ſie liebte und der ſie beleidigte, nur einen Sommernachmittag geſehen und geſprochen hat.

Man tadelt dieſe ſchnell erwachſene Leidenſchaft, dieſe plötzliche und unwiderſtehliche Gefangennehmung des Herzens, als etwas, das ſehr wenig mit dem Laufe der Natur zuſammenſtimmt, und dennoch iſt dies das ſicherſte Zeichen des dämoniſchen Charakters einer Seelenthätigkeit, die zu erforſchen mit allen unſern Combinationen uns noch ſo wenig gelungen iſt. Warum ſoll es nicht möglich ſeyn, daß das Auge allein dem Sitz der Empfindung jene deſpotiſchen Eindrücke zuführt, die über unſer ganzes Leben beſtimmen? Warum mißtraut man hierin jenen wunderbaren Einflüſſen, denen man ſich bei anderer Gelegenheit mit ſo vielem Glauben hingibt, bei der Andacht zum Beiſpiel, bei den religiöſen Sympathien? Hier wie dort gibt es Myſterien, die wir nie enthüllen werden. Die nähern Umſtände, die dieſe Neigung ſo ſchnell herbeiführten und ſo langſam wieder zerſtörten, ſind von keiner Wichtigkeit. Man kann ſie in einer Menge Schilderungen der Leidenſchaft mit aufgezeichnet finden; nur die Folgen, die dieſer gefährliche und erſchütternde Zuſtand auf Patience's Seele hatte, ſind beſonderer Art und gehören hieher. Von dem

Digitized by Google

Augenblick an, da ſie ſich verrathen ſah, da ſie der verließ, den ſie liebte, ſtürzte ſie von der eingebildeten Höhe ihres Stolzes und ihrer kühnen Hoffnungen herab. Sie hörte auf, ein Mann ſeyn zu wollen, da ſie die volle und bleibende Schwäche des Weibes einmal an ſich verſpürt hatte. Sie glich jener ſchönen ſterbenden Amazone in Raphaels Gemälde, die, den Pfeil im Buſen, einen ſchmerzlichen Blick des Vorwurfs voll Zärtlichkeit auf den Mann heftet, der ſie gemordet hat. So war auch Patience beſiegt. Sie legte die männliche Kleidung ab und erſchien als ein bleiches, junges Mädchen, mit ſchwärmeriſchem Ernſt in den dunkeln Augen. Nie beſtieg ſie wieder ein Pferd, nie ſah man ſie durch den Forſt jagen oder ſich mit ſtolzer Selbſtgefälligkeit in die Spiele der jungen Männer miſchen. Sie bewohnte mit dem alten Grafen, ihrem Pflegevater, ruhig und in der Einſamkeit das Landhaus, das jener vom Arzte gekauft, der, unwillig über die Stille und Einförmigkeit des Landlebens, ſich entfernt und in eine nahgelegene große Stadt begeben hatte, wo ſeine Talente und die ſeiner Frau mehr Anerkennung fanden. Man muß eine große Leidenſchaft überwunden haben und jezt der Natur nah am Herzen ſeyn, um die Erfahrung zu machen, daß dann die zarteſten und verſteckteſten Keime unſeres Empfindens erwachen und unſer Geiſt auf eine unmittelbare Weiſe von Gott berührt wird. Das iſt der Zeitpunkt, wo ſich Geſtaltungen in uns drängen, die an's Licht treiben, wo Ideen und Bilder in uns jählings reifen wie die Blüthen des Frühlings in einer ſchwülen Gewitterſtille. Patience dichtete hier ihre erſten Verſe, ſchrieb zum erſten Mal in zuſammenhängender Folge ihre Gedanken über Welt und Leben nieder. Wer jene Gegend kennt und das einſame Haus mit dem dunkeln Rebengeländer, der hat das eigenthümlichſte Bild vor der Seele. Er denke ſich den nächtlichen Wanderer, der die Straße einherzieht und zu ſpäter Stunde noch Licht in dem kleinen Fenſter ſieht, das ſich nach dem Garten zu öffnet. Er denkt, wer wohl hinter dem röthlichen Vorhang, in deſſen Falten der Nachtwind ſpielt, arbeiten möge. Ein Geſchäftsmann etwa, ein ſtrenger Haushalter, der am Schluß des Tages noch ſpät die Rechnung des Hauſes ſtellt? — Er läßt ſich's nicht träumen, daß es ein junges Mädchen ſey, das die Empfindungen ihres verwundeten Herzens aushaucht, gleich wie von den Blumen unter dem Fenſter das Opfer ihrer ſüßen Düfte, ein Raub des Nachtwinds, ſchmerzlich dahingegeben wird.

Die erſten Erfolge ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit waren glänzend. Der erſte Lorbeer, den die Muſen ſpenden, iſt immerdar der friſcheſte und grünſte; die ſpäteren Zweige leiden entweder durch den kalten Anhauch des Neides, oder durch die zu jähe Gluth der Bewunderung. Patience nahm das Glück, das man ihr bot, mit jenem ſchmerzlichen Wohlgefallen hin, wie man ſchöne Blumen von einem Grabe pflückt. Sie hatte jene ewig unvergeßlichen Stunden zu Gedichten gemacht, ſie hatte jene ſchmerzvollen Seufzer, die todesbangen Erinnerungen, unter denen ihre junge Seele beinahe erlegen war, in die künſtliche und einſchmeichelnde Form eines Romans gebracht. Man las und ſtaunte, man bewunderte und vergoß Thränen der innigſten Rührung. Nicht leicht konnte ſich ein Schriftſteller ſchmeicheln, mit ſo großer Wirkung auf die Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen ſeine ehrenvolle Laufbahn betreten zu haben. Aber der Ruhm dauerte kurz, die Bewunderung verlor ſich, die Theilnahme wurde kühl. Patience ſchrieb nur Einen Roman, und das Publikum hoffte deren ein halbes Dutzend in den zwei Meſſen des Jahres zu erhalten. Sie hatte geſagt, was ſie zu ſagen hatte; ihre Miſſion des Gefühls war vollendet, jezt kam die Miſſion des Gedankens an die Reihe, und hier verließen ſie alle jene lärmenden Haufen, die ſie mit den heftigſten Zeichen des Beifalls umgeben hatten. Ein Schriftſteller von Bedeutung kann ganz genau die Gewichte ermeſſen, die die Wagſchale ſeines Ruhms ſteigen oder fallen machen. Er iſt vollkommen Herr ſeines Geſchicks. Mit dem erſten philoſophiſchen Werk, das die Menge nicht verſteht, iſt das Mißtrauen erweckt und der flüchtige Ruf in alle Winde verſprengt. Je reiner und unvermiſchter er das Gold gibt, deſto untauglicher wird es, um daraus Münzen und die kleinen Schmuckzierrathen für den täglichen Gebrauch zu formen. Gegen eine Frau beſonders erhebt ſich raſch die Stimme des öffentlichen Urtheils. Man geſteht ihr das Recht zu, unſer Herz zu bilden, unſere Empfindung zu verfeinern und zu erhöhen, allein man geſteht ihr nicht das Recht zu, unſern Verſtand zu vervollkommnen. Hier wollen wir Männer hören.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Eine Vorſtellung im Gymnase dramatique.

Hier mußte der Dichter eine neue Peripetie erfinden, um das Stück fortſetzen zu können. Schon in den erſten Auftritten hatte der Maler die Furcht geäußert, blind zu werden, da er an den Augen leidet. Dieſe Blindheit tritt plötzlich ein; dadurch wird ſeine Künſtlerlaufbahn unterbrochen, und da ihm von ſeinem Erwerbe nichts übrig geblieben iſt, ſo geräth er dadurch in's Elend. Hiemit ſchließt der erſte Aufzug. Im zweiten erblicken wir ihn blind und überwältigt von Geiſtesunruhe; jedoch ſtellt er ſich heiter in Gegenwart ſeiner Frau. Dies gibt Bouffé vortrefflich. Aber

das Maß der Leiden Clermonts iſt noch nicht voll. Er wünſcht, ſeine Frau möchte ihm den Abend Geſellſchaft leiſten; ſie aber ſchüzt dringende Geſchäfte vor, und troz aller ſeiner Bitten geht ſie fort. Er erfährt, daß ſie oft Abends ſich entfernt, und was ihn vollends außer Faſſung bringt, iſt die Nachricht, daß der junge Graf ſie beim Ausgehen begleitet. Hier folgt eine ſehr rührende Scene, wo er ſein Unglück tief betrauert, daß er nicht einmal durch einen Zweikampf ſeine Ehre rächen könne. Ein Brief des Grafen fällt in ſeine Hände; er hat die größte Begierde, deſſen Inhalt zu erfahren; er iſt aber blind und kann den Brief nicht leſen. Die Verzweiflung Bouffé's war hier höchſt ergreifend. Zulezt kommt heraus, daß die Frau, um ihrem Manne die Mittel zu verſchaffen, eine Reiſe nach Deutſchland zu unternehmen und ſich von einem geſchickten Augenarzt operiren zu laſſen, Vortheil von ihrer ſchönen Stimme gezogen und in der italieniſchen Oper geſungen hat, bis ſie 50,000 Fr. erworben, was nur in der italieniſchen Oper möglich war. Der junge Graf, welcher von ſeinen frühern Geſinnungen zurückgekommen iſt und die größte Hochachtung für ſie hegt, war ihr dazu behülflich geweſen. Die 50,000 Fr. (Scribe ſcheint den deutſchen Augenärzten ſtarke Prätenſionen beizulegen) ſind nun da und die Reiſe nach Deutſchland ſoll ſogleich unternommen werden. Damit hört das Stück auf. Wahrſcheinlich iſt es nur deßhalb gedichtet, um Bouffé Gelegenheit zu geben, ſein großes Talent in den ſchwierigſten Rollen an den Tag zu legen; denn auf ihm ruht die ganze Handlung. Man laſſe Clermont durch einen mittelmäßigen Schauſpieler darſtellen, und weg iſt alle Theilnahme, welche die Lage des zartſinnigen, unglücklichen Malers bei den Zuſchauern erregt. Man hat es in den Theaterkritiken den Dichtern vorgeworfen, daß ſie in ihren Rollen für Bouffé ihm allerlei Naturgebrechen mit freigebiger Hand zutheilen, und ihn bald blind, bald taub, bald lahm ſchildern, und man fragt, ob es äſthetiſch ſey, dieſe Naturgebrechen zur Rührung der Herzen der Zuſchauer zu benutzen. Natürlich kümmert ſich die Theaterdirektion und auch das Publikum um die Löſung dieſer Frage wenig, und ſo lange Bouffé den blinden Maler ſpielen wird, kann es an Zuſchauern nimmer fehlen. Da aber eine Pariſer Theaterdirektion ihr Publikum ſelten mit einem traurigen Eindruck aus dem Schauſpielhauſe treten läßt, ſo folgte auf dieſes ergreifende Stück eine Poſſe: die Cachucha. Bekanntlich hat dieſer ſüdliche Tanz, welcher in keiner Schule der Züchtigkeit erfunden worden iſt, großen Beifall in Frankreich erhalten, und ſo ſehr auch gegen ihn geſchrieen und geeifert wird, iſt er doch beinahe einheimiſch geworden. Sogar die ernſthafte Oper hat nicht verſchmäht, ihn aufzunehmen und durch die Geſchwiſter Eisler darſtellen zu laſſen, freilich ſo züchtig, als es nur immer gehen wollte. Da nun die kleinern Theater die größern gerne nachäffen, ſo haben auch ſie ihre Cachucha haben wollen. Das Gymnase dramatique hat dieſen Tanz in eine Poſſe eingekleidet. Ein alter Tanzmeiſter, der nur franzöſiſche Tänze leiden kann, hat drei Töchter, die er recht national zu erziehen ſucht, das heißt, die er nur franzöſiſch tanzen lehrt. Die Mädchen ſind aber raſend auf die Cachucha erpicht, und als drei Freier kommen und der Vater denſelben das Talent ſeiner Töchter im franzöſiſch Tanzen zeigen will, brechen ſie zum großen Aergerniß des Vaters in die tolle Cachucha aus, ziehen die drei Freier mit hinein und nun geht es wild zu. Werther, welcher ſeiner Geliebten nicht einmal das Walzen mit einem Andern erlauben will, würde ihr ſicher nicht verſtatten, die Cachucha zu tanzen. Aber die Poſſe war doch drollig und beſchloß ſehr gut den langen Schauſpielabend, welcher, wie geſagt, um halb zwölf endigte.

Dg.

Lauſanne, November.

(Fortſetzung.)

General de la Harpe.

So führte man de la Harpe Nachmittags um vier Uhr aus Lauſanne weg. In den Straßen drängten ſich Tauſende von Menſchen und alle Fenſter waren voll Frauenzimmer, was eben nicht zum Vortheil ſeiner Landsmänninnen ſpricht. Tiefe Stille herrſchte, als der Gefangene erſchien und unter das Volk trat, das de la Harpe's Muth und Anſtrengungen ſeine Freiheit verdankte. Er nahm Abſchied von ſeinen Freunden, empfahl ihnen ſeine Mutter und ſeine Gattin, dann ſtieg er in den Wagen. Zwei Offiziere ſezten ſich neben ihn, zwei Unteroffiziere ſtiegen hinten auf und vier Huſaren ritten neben her. Wie war es möglich, bei ſolchen Anſtalten zu entkommen? Dies iſt nicht ohne Intereſſe. Die Offiziere waren ſehr artig gegen ihn, drückten ihm aus, wie leid es ihnen thue, eine ihnen ſo peinliche Pflicht erfüllen zu müſſen; einer erbot ſich ſogar, de la Harpe's Gattin Alles richtig zu überbringen, was er ihr ſchicken wolle. Der Gefangene dankte aber und nahm es nicht an. Viele haben geglaubt, er habe dieſe Offiziere oder die andere Begleitung gewonnen, dem iſt aber nicht ſo. Allerdings bewachten ſie ihn mit weniger Aufmerkſamkeit, als Andere gethan haben würden, und wollten ihm vielleicht ſelbſt Gelegenheit zum Entkommen geben. In Moudon war gerade Jahrmarkt. Die Bauern drängten ſich in Maſſe vor das Wirthshaus, wo der Wagen hielt, riefen ihm Vivats zu und hatten nicht übel Luſt, ihn zu befreien; er aber ſagte zu ihnen: „Citoyens! macht keinen Lärm! Es lebe die Republik, es lebe die Gerechtigkeit!“ Durch dies Benehmen flößte er ſeinen Begleitern noch mehr Muth ein. In der Nacht ſchliefen die Offiziere neben ihm im Wagen, und nun dachte de la Harpe erſt daran, wo möglich auf der nächſten Station in Payerne beim Pferdewechſeln zu entkommen. In dieſer kleinen Stadt wurde am Gaſthofe zum Bären gehalten, wo de la Harpe ſeit einigen Wochen dreimal geweſen war, alle Lokalitäten und alle Perſonen des Hauſes kannte. Er wurde oben in ein Zimmer geführet und eine Schildwache vor die Thüre geſtellt; indeſſen gingen die Offiziere, um nach Pferden zu ſehen. Mehrere angeſehene Leute beſuchten den Gefangenen und unter andern ein Ehrenmann, dem er vor Kurzem eine Gefälligkeit erzeigt hatte. Dieſen fragte er, ob es möglich wäre, nach Eſtavayer zu entkommen. Er bejahte es, und erbot ſich ſogar, ihm den Weg zu zeigen. Nun kam es nur darauf an, unbemerkt aus dem Wirthshauſe zu entſchlüpfen. Die Schildwache, nichts ahnend, oder nichts ahnen wollend, ging immer vor dem Zimmer auf und ab. In einem Augenblick, wo ſie der Thüre den Rücken zukehrte, wiſchte de la Harpe aus dem Zimmer und eine Treppe hinab, wo ihn ſein Führer unten erwartete. Mit ihm eilte er zum Thor gegen Eſtavayer hinaus. Aber ſchon an den äußerſten Häuſern hörten ſie Lärm hinter ſich; der Führer gab ihm ſchnell noch die Richtung an, nach der er zu gehen habe, und verſchwand. Glücklicherweiſe wurde der Flüchtige nicht verfolgt, wenigſtens nicht in der genommenen Richtung; er wäre ſonſt verloren geweſen, denn ſeit einer Woche war er kränklich und ſchwächlich, und überdies nüchtern ſeit zwei Tagen. In einem gefühlvollen, heitern und anmuthigen Brief beſchreibt er ſeine Flucht über den See nach Vaumarcus, in das Val de Travers, über die franzöſiſche Grenze und von da nach Dijon zur franzöſiſchen Reſervearmee.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. November 1838.

— Wie hart
Wird ſo der Tod, der Seele Himmelfahrt!
Ben Johnſon.

Johannes.

(Serbiſch.)

Auf dem Schlachtfeld lag der Heldenjüngling,
Todesmüd drei lange weiße Tage;
In der Seite brannten heiß die Wunden.
Aber als der vierte Morgen anbrach,
Da erſeufzt' im Herzen tief Johannes:
„Warum muß ich in der Fremde ſterben!
Will der Vater meinen Fall einſt rächen,
Kennt er nicht den Säbel, der mich fällte;
Will die Mutter gehn zu meinem Grabe,
Mag ſie dieſe Stätte nicht mehr finden,
Daß ſie mir ein ſchlichtes Kreuzlein ſetze.“

Aber als er traurig alſo klagte,
Schwang ſich über ihm ſein grauer Falke.
Hocherfreut rief da der Heldenjüngling:
„Gott mit dir, du treuer, grauer Falke!
Kannſt von Hauſe du mir Botſchaft bringen?“
Und es ſprach der ſchwarzgeaugte Falke:
„Aus der Heimath komm' ich, o Gebieter,
Suchte dich auf einem wilden Roſſe,
Suchte dich, den Feind zu Grunde reitend:
Aber weh mir, daß ich dich getroffen
Mit den rothen Wunden in der Seite,
Hülflos auf dem Felde und verſchmachtend!“

„Sprich,“ entgegnet ihm der Held Johannes,
„Was begann mein Vater, da du gingeſt?“
Sprach der Falk: „Ich ſah ihn Bären hetzen,
Hörte zu den Dienern ſo ihn ſprechen:
Nimmer kehre mir der Sohn Johannes,
Reitet er die Roſſe nicht des Feindes.“ —
„Und was that die Mutter, da du gingeſt?“ —
„Eine Tochter hat ſie jüngſt geboren,
Wiegt ſie, ſingt ihr, gibt ihr Milch zu trinken.“
„Aber ſprich, du treuer, grauer Falke,
Was begann mein Liebchen, da du gingeſt?
Sitzt ſie bei der grünbelaubten Pappel,
Schauet aus, ob ich nach Hauſe kehre?“
Sprach der Falk: „Ja, bei der Pappel ſaß ſie,
Neben ihr dein Bruder Nikolaus,
Und ſie wand ihm einen Kranz von Pappeln,
Und er nannte ſeine liebe Braut ſie.“

Da erſeufzt' im Herzen tief Johannes:
„Weh mir, meine Wunden brennen ſchmerzlich!
Iſt es doch, als träufle Gift in dieſe,
Da ich deine ſchlimme Botſchaft höre.“
Und er riß vom Haupt ſich eine Locke,

Digitized by Google

Zog ſie durch das Blut in ſeinen Wunden,
Reichte ſie dem treuen, grauen Falken:
„Sag dem Vater auf der Bärenhetze,
Daß du auf dem Schlachtfeld mich getroffen;
Geh und ſage meiner guten Mutter,
Daß ihr Kindlein in der Wieg' ich küſſe;
Reiche meiner Braut die blut'ge Locke,
Damit ſoll den Parpelkranz ſie binden.“
Alſo ſprach er, hauchte aus ſein Leben.

Sigmund Schott.

Patience.

(Fortſetzung.)

Patience fühlte ſich durch den geringen Erfolg eines Werkes, auf deſſen Wahrheiten und Ideen ſie ſtolz ſeyn durfte, verſtimmt; das zweite Buch, das ſie in dieſer Art ſchrieb, zeigte ſchon Bitterkeit und wurde daher noch kühler aufgenommen; ein drittes war für jeden Mann verwundend, und da Männer die Kritiken ſchreiben, ſo mußte Patience den Stachel der beleidigten Männereitelkeit empfinden. Sie lernte dieſes Geſchlecht durch ſeine kleinliche Rache, die es einer Frau gegenüber in ſolchem Falle zu nehmen pflegt, verachten; die Liebe und Bewunderung weniger ausgezeichneter Geiſter drang nicht zu ihr, ſie vernahm die Stimmen nicht, die Balſam auf ihren Wunden hätten ſeyn können. Es iſt dieſes überhaupt die Schattenſeite der literariſchen Thätigkeit. Diejenigen aus der Menge, die ſich anmaßen, über einen Schriftſteller ein Urtheil auszuſprechen, ſind immerdar einſeitig und geben im Namen der Menge ihre perſönliche Meinung. Das fein hinhorchende Ohr des Autors hört in der Brandung der allgemeinen Abſtimmung nichts, was ihm über den wahren Werth ſeines Werkes Aufſchluß geben könnte; nur ein einzelner lauter Schrei macht ſich Bahn, und dieſer wirft eine Läſterung oder ein Lob in ſein Ohr, woran die allgemeine Stimme ſehr wenig Theil hat. Oft muß der Autor den Kreis ſeines Publikums weit über die Grenzen der Gegenwart hinaus erweitern, er muß ſeine Geſchlechter der Zukunft anrufen, er muß andernſeits im Zuſammenſtimmen mit den Geiſtern, die ſchon da geweſen, ſich beruhigen, und ſo ein Janusantlitz nach dem vergangenen Morgen wie nach dem noch kommenden Abend richten, wenn die dürre Mittagsſtunde der Gegenwart ihm nichts bietet. Mit dieſer Ausſicht auf weite Ferne der Ernte kann ein Mann ſich eher zufrieden ſtellen als eine Frau, die immer mehr an die Gegenwart gebunden iſt. Patience wurde müde, um die Gunſt des Publikums zu buhlen, da ſie ſich dieſelbe zu erobern zugetraut hatte. Sie zog ſich mit Stolz und Unwillen zurück. Eine herzliche Verachtung nahm in ihrem Innern Platz; es überfiel ſie jener bleierne Ueberdruß, der auf edlen Seelen laſtet, die im Kampf mit dem Beſtehenden eine Zeitlang die edelſten Kräfte fruchtlos daran geſezt haben. Sie ſah die Kühnheit des Gedankens unter kleinlicher Convenienz zerſplittert; ſie ſah den Muth und die Energie, mit dem das Jahrhundert prahlte, unter einer Philoſophie erlahmen, die mit nur wenig veränderter Form wieder das Alte, das Bequeme predigt; ſie ſah die Behaglichkeit und den Egoismus eine breite Exiſtenz gewinnen, und immer weiter zurückgedrängt den Stolz und die Hoffnung der Wenigen, die das Höchſte ſuchten und wollten.

Hier nun lös'te ſie die Feſſel; es trieb ſie die Sehnſucht, fremde Welttheile zu beſuchen, die Ferne lockte ſie in ihr ſchönes Zauberreich. Sie betrat das Schiff, das ſie über den Ocean brachte, allein, von Jedermann verlaſſen, von Niemanden beklagt, einſam in den duſtern Mantel philoſophiſcher Reſignation gehüllt. Aber ſiehe da, zum zweiten Mal trat ihr die Natur nahe und heilte, was Menſchen verlezt hatten. Man betritt nicht unberührt die weite Einſamkeit der Waſſerwelt. Es gießt dieſes ewige Element in die Seele des Leidenden eine Fluth großer und erhebender Gedankenbilder. Wenn Patience einſam am Bord ſtand, übergelehnt über die Brüſtung, und ihr Ohr lauſchte dem Spiel der Wellen, ihr Auge verfolgte die tanzenden Goldfunken des Mondenſchimmers, dann trank ihr ruhebedürftiger Geiſt jenes ewige Genügen, das uns die höchſte Weisheit durch ein inniges Zuſammenleben mit der Natur zuſendet.

Wenn wir unſere Leidende in Europa von einer Stadt in die andere, und hier von einer Kunſtausſtellung in die andere, jachend, urtheilend und durch Rede und Gegenrede aufgeregt und beleidigt eilen; wenn wir ſie, an ihren Schreibtiſch gefeſſelt, kummervolle Nächte durchwachen ſehen, während ſie der innere Gott treibt, immer wieder zu denken, zu empfinden und auszuſprechen, was Tauſende beleidigt und den Haß und den Troz der Gemeinheit aufregt, ſo erblicken wir ſie hier auf einer kühnen Wanderung über das Andesgebirge, auf den fruchtbaren Höhen Columbiens, getragen von einem jener unermüdlichen und dienſtfertigen Peonen, mit deren Hülfe allein dem Reiſenden es möglich wird, die maleriſchen und gefährlichen Partien eines Landes zu durchreiſen, das noch nicht die mindeſte Annäherung an die europäiſche Kultur zeigt.

Hier iſt die Arme frei. Bis hieher tönte keine der widerwärtigen Stimmen herüber, die das Ohr und die Seele zerreißen. Hier ſchwelgt die Natur in den ewigen Akkorden der Weltharmonie, und in dieſe erhabenen Klänge muß der Menſchengeiſt mit einſtimmen. Patience

fand hier den erſten Mann, dem ſie ſich ohne Furcht, getäuſcht zu werden, hingeben konnte; es war ihr rieſengroßer Indianer, der ſie auf ſeinen Schultern durch Sümpfe und über pfadloſe Stellen trug, immer bedacht, ihr zugleich als Pferd, Wegweiſer, Begleiter, Haushofmeiſter, Koch und Bedienter zu dienen. — Die Treue dieſer Menſchen iſt exemplariſch. Man kann ihnen ſicher die größten Koſtbarkeiten anvertrauen; nie trübt Eigennutz und Begehrlichkeit die ruhige Gleichgültigkeit ihrer Exiſtenz. An dem Orte angekommen, wo eine Raſt gehalten wird, endigt er die langen unterhaltenden Erzählungen von den Merkwürdigkeiten der Gegend, um an die Bereitung des einfachen Mahles zu gehen, mit dem er ſeinen Herrn zu erfreuen gedenkt. Er breitet einen Teppich aus, legt die Früchte in Ordnung und ſtellt ſich dann mit der beſcheidenen Frage: Quiere su Merced comer un poquito? (Wollen Sie ein wenig eſſen?) hinter den Polſterſitz des Reiſenden. Nie mißmuthig, nie durch Grillen geplagt, hat er nach Ablauf eines langen, unter drückendem Dienſte verfloſſenen Tages noch Zeit und Luſt, eines jener melancholiſch heitern Volkslieder zu ſingen, die in der Nähe von Bogota wiederhallen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

Schon in Collonge, jenſeits des Forts, hatte die franzöſiſche Paßfiskalität und Inkonſequenz begonnen. Wir mußten nicht nur zwei Franken für jeden Paß bezahlen, ſondern es ward uns auch als eine beſondere „Faveur“ angerechnet, daß unſere Päſſe in unſern Händen blieben und nicht nach Paris geſchickt wurden, von wo wir ſie nicht vor acht Tagen wieder erhalten hätten, was die Regel dieſer löblichen Centralität iſt und zugleich eine indirekte Nöthigung des Fremden, ſo lange wenigſtens in Frankreich zu verweilen, wenn er auch nur einige Stunden in einer kleinen Grenzſtadt zu thun hätte. Welche Einrichtung für Induſtrie und Handel! Jenſeits des Forts in Bellegarde entwickelte die königlich franzöſiſche Zollviſitation ihre ganze poſſierliche Würde, wiewohl wir uns perſönlich nicht über ihre Strenge zu beklagen hatten. Aber es ging wieder nicht ohne eine kleine Fiskalität ab: diesmal nur ein halber Frank für's Plombiren bis Nantua. Da ſich dies bei jedem Fremden auf der vielbefahrenen Straße wiederholt, der in einer Diligence — täglich wenigſtens vier — oder mit eigenem Wagen kommt, ſo muß dieſe indirekte Abgabe den Douaniers eine gar artige jährliche Revenue abwerfen. Wahrſcheinlich theilen ſie dieſelbe mit den Zöllnern in Nantua, der zweiten Douanenlinie, denn dieſe viſitiren wegen des halben Franken nicht zum zweiten Male, wie ſie eigentlich ſollten. Die Plombirung in Bellegarde hat alſo gar keinen Sinn. Beide Douanenlinien ſollten ſich gegenſeitig controlliren, remuneriren ſich aber lieber auf Koſten der Reiſenden.

Schon bei St. Genis hatte ſich der Himmel aufgeklärt und war ſeitdem immer blauer, immer lichtvoller geworden. In Bellegarde, wo in Gründen und Höhen eine ſchönere und mannichfaltigere Natur beginnt, hätte ich meinen jungen Leuten gerne das merkwürdige Felſenbett der intermittirenden Valorſine und die Stelle der Perte du Rhône gezeigt, wenn uns die Zeit wegen des langen Aufenthalts bei der Douane nicht ſo kurz zugemeſſen geweſen wäre; auch ſah ich die Valorſine gerade angeſchwollen und unter der Brücke herunterſchäumen; bis zu ihrem Zurücktreten in die enge Wiege vergehen aber immer zwei Stunden. Es iſt dies eine gar intereſſante Erſcheinung. Der wild aus dem Jura kommende Bergſtrom füllt oberhalb Bellegarde bald ein hundert Fuß breites, vielfach ausgewaſchenes und durchfreſſenes Felſenbett aus, bald verſiegt er faſt ganz und läuft nur in einer tiefen Felſenrinne, über die ein Knabe bequem wegſchreiten kann. Gibt man aber nicht auf die Zeit Acht, ſo kommt auf einmal das Waſſer geſchoſſen, und es braucht dann Anſtrengung, nicht fortgeriſſen zu werden; denn das breite Bett iſt nun voll ſchäumender und ungeſtüm brauſender Brandung. Darüber weg, von einem hohen Felſenufer zum andern, ſpannen die Schmuggler ihre Seile und treiben darauf ihre halsbrechenden Künſte mit ſchweren Waarenballen auf dem Kopf. Die ganze Waſſer- und Felſennatur iſt hier ſchön und kühn.

Iſt man die Höhe hinter Bellegarde hinauf, ſo zeigt das Land einen ganz andern Charakter. Die Juramauer hört nun ihrer Länge nach auf und man ſieht ihren Querdurchſchnitt mit einer Menge grüner Berge und waſſerreicher Thäler. Dies dauert ſo fort, oder wird vielmehr immer anmuthiger bis gegen Nantua hin, wo zwei kleine Seen, erſt der Syllam vor der Stadt und dann der Nantuaer hinter ihr, auf der linken Seite der Straße liegen, und aus ihrer ſtillen Fluth die umſtehenden und überragenden Wälder und Höhen mit dem abendlichen Mond zauberiſch bis in's geringſte Einzelne zurückſpiegelten.

Die kleine Stadt Nantua hat vielleicht den alten, von Julius Cäſar und Strabo beſprochenen galliſchen Nantuaten ihren Namen gegeben; denn dies Völkchen mag ſich damals von hier bis an den Lemanſee ausgedehnt haben, vielleicht auch gewandert ſeyn. Alles in den Straßen war, der Hitze ungeachtet, in lebhafter Converſation begriffen, im Staub der Landſtraße promenirend, die Cafés gedrängt voll ſchnurrbärtiger junger

Digitized by Google

Leute mit den obligaten Cigarren, haranguirend und geſtikulirend. Nach dem Nantuaer See wird die Gegend flacher und immer flacher: man kommt wieder in die Nähe der Rhone. Alles dies ſahen wir bald in der Nacht nur noch in unbeſtimmten Umriſſen, und ſchlieſen darüber ein. Erſt in Miribel, der lezten Station vor Lyon, erwachten wir und ſahen bald darauf die große Stadt auf den fernen Anhöhen ſich ausdehnen. Links macht die in's Breite gehende Rhone eine Menge Biegungen, Untiefen und Inſeln, und ich begreife nicht recht, wie man in dieſen Lagunen immer mit Dampfſchiffen fahren will.

Es war friſcher Morgen, und viele hübſch gekleidete, ſchmucke und frohe Mädchen ritten auf ihren mit zwei Körben beladenen Eſeln mit Milch, Gemüſe und anderm Vorrath in die Stadt. Wir hörten oft, wenn der Weg aufwärts ging und unſer Wagen langſam fuhr, ihrer durch Laune und natürlichen Wiz gar anmuthigen Converſation mit Vergnüzen zu. Wenn jenes Sieniſche Bauernmädchen den zweifelnden Römer durch die Schönheit und den Wohllaut ihrer dichteriſchen Antwort in Erſtaunen ſezte und ihm von dem toskaniſchen Volk eine große Idee beibrachte, ſo hätten dieſe franzöſiſchen Bauernmädchen ähnliche günſtige Meinung einflößen können, wenn in Frankreich nicht überhaupt das weibliche Geſchlecht weit über dem männlichen ſtände. Zwei Mädchen erhoben gegenſeitig ihre Eſel nach deren Aeußern, Kräften, Leiſtungen und ſittlichen Eigenſchaften. Apulejus hätte bei ihnen Anmuth lernen können.

Endlich entzog uns das holperige Pflaſter der Lyoniſchen Croix-Rouſſe die angenehme Begleitung und Unterhaltung. Nach den freundlichen und blühenden Mädchengeſichtern waren die ſchmuzigen Häuſer mit ihren Kugelnarben oder zerſchoſſenen Wänden traurig anzuſehen. Der ſchöne Kay St. Clair entſchädigte uns jedoch bald bis zum Pont Morand, wo wir nicht weiter an der Rhone blieben, ſondern einwärts in die Stadt lenkten, und bald darauf im Hotel de Milan auf dem ſchönen Plaz Terreaux unſer Standquartier aufſchlugen.

Ich kannte Lyon ſchon lange und ziemlich genau, mußte aber wegen meiner jungen Freunde den Curſus von Neuem ſyſtematiſch durchmachen, und es reute mich nicht; denn ſeit einigen Jahren hat ſich in dieſer Stadt Vieles zum Vortheil geändert, verſchönert und anders geſtaltet. Was vom Morgen noch übrig war, wurde dem Einkauf von Planen und Guides, ſo wie einem Spaziergang an dem nächſten Saonekay gewidmet. Das treffliche Diner, bei dem meinen jungen Engländern die ganz franzöſiſche Artigkeit gegen Fremde, ſelbſt gegen fremde junge Leute gefiel, die franzöſiſche Eßpräzipitation aber mißfiel, war noch nicht zu Ende, als ſich unſer Lohnbediente meldete. Ich thue des Mannes Erwähnung, weil ich in Frankreich noch keinen ſo unterrichteten, gewandten, angenehmen, treuen und unermüdlichen geſehen habe.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, November.

(Beſchluß.)

General de la Harpe.

Auf ſeiner Flucht hatte de la Harpe ſeine Kleider ablegen und ſich wie ein Handwerker kleiden müſſen. In dieſem unſcheinbaren Aufzug ging er zum General Brune, der ihn ſogleich erkannte und zu nicht geringem Erſtaunen ſeines Generalſtabs und der Offiziere mit aller ihm gebührenden Auszeichnung behandelte. Von ihm empfing er ein Anlehen von vierzig Louisd'or, eine Poſtchaiſe, Päſſe und Empfehlungsbriefe, unter andern auch an den erſten Conſul Bonaparte, der eben von ſeinem Sieg bei Marengo zurückgekehrt war. Er reiste voll Dankbarkeit ab und war ſechsunddreißig Stunden darauf in Paris, wo die Nachricht von ſeiner Flucht erſt am Tage vorher eingetroffen war.

De la Harpe hatte vom General Brune zwei Briefe empfangen, einen an Bonaparte ſelbſt, den andern an Murat, der darin gebeten wurde, de la Harpe bei dem erſten Conſul einzuführen, welcher damals in Malmaiſon wohnte. Der General Murat empfing ihn auf's Beſte und ging ſogleich zu ſeinem Schwager, der allein im Park ſpazierte; darauf holte er ihn zum erſten Conſul ab. Alle Umgebungen, unter andern Junot, ſpäter Herzog von Abrantes, zogen ſich bald darauf zurück, als ſie ſahen, daß die Unterhaltung ſehr lebhaft wurde. Sie dauerte faſt zwei Stunden, bis die zwei Conſuln Cambacerès und Lebrun kamen, die Bonaparte de la Harpe'n vorſtellte. In jener Unterhaltung iſt Einiges intereſſant. Bonaparte hatte dem Ex-Direktor vorgeworfen, er habe die Schweiz gegen Frankreich waffnen wollen. „Ja,“ antwortete dieſer, „ich habe mein Möglichſtes gethan, damit unſer Militär ſo ſchnell und kräftig wie möglich wieder organiſirt werde, um bei dem nahen Wiederausbruch der Feindſeligkeiten unſere Unabhängigkeit zu bewahren. Ich wollte meinem Vaterland die Schande erſparen, noch eine ſolche Desorganiſation unſerer Militärmacht zu erleiden, wie die im Mai, Juni und Juli 1799. Unſere Sache iſt dieſelbe, wie die der Franzoſen, und wir wollen gerne ihre Freunde bleiben, aber ihre Sklaven wollen wir nicht ſeyn; ja, wenn die Franzoſen noch einmal zu wiederholen gedächten, was ſie 1799 gethan haben, ſo war ich entſchloſſen, es nicht zu leiden und ſie als Feinde zu behandeln. Unwürdige Schweizer haben mich bei Ihnen verleumdet. Ueberdies bin ich nur meinem Vaterland Rechenſchaft über mein Betragen in dieſer Sache ſchuldig. Ich handelte, wie es in dieſer Lage der erſten Autorität der Schweiz zukam.“ Bonaparte hörte ihn ruhig an, heftete aber dabei ſeinen Adlerblick auf ihn und ſprach: „Sie ſagen, die Hülfe der Schweiz hätte Frankreich von einigem Nuzen ſeyn können? Sie vergeſſen aber dabei, daß die Schweiz erobert worden iſt, und daß ſie nichts für uns gethan hat.“ Da ſtand la Harpe auf einmal ſtill und ſagte mit raſcher Bewegung: „Die Schweiz erobert! Nie iſt ſie erobert worden; die Franzoſen kamen nur, um bei uns die Freiheit zu ſchüzen, in ein Freundesland.“

Ich breche hier ab, um dieſe Notizen über de la Harpe ein andermal fortzuſezen und zu beſchließen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 17. November 1838.

Ein ſtarker Geiſt in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwiſchen Mann und Weib;
Ein Kind mit eines Rieſen Waffen,
Ein Mittelding von Weiſen und von Affen.

Schiller.

Patience.

(Beſchluß.)

Man mußte Patience von den Tugenden ihres Peonen reden hören, um die poetiſche Situation ganz ſo zu verſtehen, wie ſie in der Natur war. Sie ſtellte ſie, freilich auf eine für die Männer nicht ganz ſchmeichelhafte Art, als Bild der Ede auf: die Frau, von dem ſtarken Gefährten durch die Einöden und gefährlichen Päſſe des Lebensweges getragen; die phyſiſche Kraft, geleitet, was die höhere Richtung der Bahn betrifft, durch das geiſtigere Auge des Weibes; er für ihre Sicherheit ſorgend, ſie für den Glanz, die Lieblichkeit, die Bedeutſamkeit ſeiner Tage. Denn ſehr oft bemerkte Patience, daß ihr treuer Indianer ſorgenvoll und mißmuthig wurde, wenn ſie ihm nicht mit dem gewohnten freundlichen und zutraulichen Lächeln dankte, wenn ſie ihn nicht empfinden ließ, daß eine ſcherzhafte Geſchichte ihr Freude machte, ein merkwürdiges Ereigniß in ſeiner Erzählung ihr Staunen erregte. Dieſe Zeichen der Theilnahme waren die Vermittler zwiſchen der gebildeten Europäerin und dem Sohne der Wildniß, es waren die unmittelbaren Boten der Intelligenz an die rohe, aber lernbegierige Naturempfängniß. Patience merkte hier, wie fehlerhaft jene Compoſitionen ſeyen, die ſich zum Ziele ſetzen, poetiſche Gemälde freier Naturzuſtände zu liefern; ſo die Romane Marmontels, Rouſſeaus, Chataubriands. Hier war nun ein faſt an Liebe, an Zärtlichkeit rührendes Verhältniß, und welche Nüancen für den Seelenmaler boten hier die Contraſte von Wahrheit und conventioneller Lüge, von der Klarheit und Friſche des Gefühls an ſeiner Quelle, und ſeiner trüben Beſchaffenheit, wenn es alle Grotten und Brunnenhöhlungen unſerer Civiliſation durchgegangen iſt!

Ihr weiterer Aufenthalt, die Gefahren, die ſie im Zeitraume mancher Jahre zu beſtehen hatte, während ihrer wilden, abenteuerlichen Züge in Amerika und Aſien, gehören nicht hieher. Was ſie darüber aufgeſchrieben hat, iſt im Beſitz meines frommen Freundes, und dieſer findet bei ſeinem Abſchen vor allem Gedruckten es völlig zwecklos, ja ſogar gefährlich, das Publikum mit den Abenteuern eines weiblichen Gil Blas bekannt zu machen. Denn allerdings, Patience hatte in der Wildniß auch ihre wilden Sitten und ihre aufrühreriſche Denkungsart wieder angenommen. Sie lebte und urtheilte wie ein Mann und gefiel ſich in den keckſten Schilderungen ihrer Schickſale.

Bis hieher hat ſie ſelbſt uns geleitet; es kommen nun die wenigen Jahre, die ſie nach Vollendung ihrer Streifzüge in einer kleinen Stadt Deutſchlands zubrachte.

Digitized by Google

Wie gerne würde ich dieſem Charakterbilde einen andern Schluß geben, wenn ich es dürfte; denn was jezt noch zu melden iſt, hat nichts Tröſtliches. Sie knupfte ein Ehebündniß, das ſehr bald, nach beiderſeitigem Willen, wieder zerriſſen wurde; ſie ſuchte noch einmal den Ruhm, und er floh ſie. In Armuth verſunken, verlaſſen, an fortwährender Verſtimmung leidend, wurde ihr zulezt jedes geſellſchaftliche Verhältniß zur Laſt. Sie beſaß keine Freundin, keinen Vertrauten, ihre einſamen Tage waren dem Schmerze und dem immer weiter zehrenden Grame über eine verfeh te Exiſtenz geweiht. In dieſer Troſtloſigkeit nahm ſie zum Opium ihre Zuflucht. Der Rauſch, den dieſes narkotiſche Gift verſchafft, iſt entzuckend. Er wiegt den Verſtand in Schlummer und ſuhrt der Phantaſie die entzuckendſten Träume vor. In dieſen Träumen lebte ſie nun allein; der Theil des Tages, wo ſie die beſtimmte Doſis, und leider wurde dieſe alle Monate größer, noch nicht genommen, war ein Schlaf, ein halber Tod zu nennen. Gegen Abend, wenn die Bewohner des kleinen Städtchens in dem Dachzimmer das einſame Licht ſchimmern ſahen, dann war die Unglückliche in die Welt der Geiſter entrückt, dann ſprach ſie, auf ihrem ärmlichen Lager liegend, die köſtlichſten Gedichte, die das Ohr des Zuhörers mit Wonne erfullten. Allein es waren Flammen der Poeſie, die an ihrem Leben zehrten; ein böſes Fiebee trat hinzu, und ihr durch Kummer und Muhſeligkeiten erſchöpfter Körper vermochte keinen Widerſtand zu leiſten. Sie ſtarb, und Niemand wußte, daß ein ausgezeichneter Geiſt die Erde verließ. Ihr Grab iſt, wie ſie ſelbſt im Leben, einſam und vergeſſen.

Dieſe Schilderung macht keinen Anſpruch darauf, ein poetiſches Gemälde zu ſeyn; alsdann hätte der Tod der armen Patience in das prächtige Gewand modernen Märtyrerthums gehullt werden, ſie hätte wie eine gefeierte und verfolgte Prieſterin des Geiſtes geſchildert werden und ihre Geſchichte zu einem Kapitel in den Lehrbuchern des St. Simoniſtiſchen Syſtems gemacht werden muſſen. Allein die anſpruchloſe Wahrheit verſchmäht jede Beigabe. Hier iſt nun ein Weſen, das ſeinen Weg für ſich ging, lange vorher, ehe es geſchäftige Hände ubernahmen, dieſen Weg in etwas zu ebnen; lange vorher, ehe man gewiſſe Irrthumer bewunderte und zum Beiſpiel aufſtellte. Friede ſey mit der Vollendeten!

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

Unſer erſter Gang war auf den Punkt, wo man herrlich ganz Lyon mit ſeiner nahen und fernen Umgegend überſieht und ſich mit Hülfe eines Plans ſehr gut orientiren kann, ſo daß man hernach in der Stadt wie zu Hauſe iſt. Wenige Städte haben dazu eine ſo günſtige Stelle, als Lyon an ſeinem neuen Obſervatorium, über das der Lyoner Jules Janin neulich ſo ganz mit Unrecht im Journal des Débats geſpottet hat. Auf der herrſchenden Höhe, wo Kaiſer Trajan nach dem Feuerunglück des erſten Lyons ſein forum vetus, ein herrliches Gebäude, ein großes Emporium für Handel, Veekehr und Juſtiz, im Mittelpunkt des alten Lugdunums baute, wo die großen Straßen und Aquädukte zuſammenliefen, auf dem Plateau von Fourvières (Forum vetus — Fort viel — Fourvières), wo eine Menge, römiſches Leben darthuende Moſaiken, Statuen, Basreliefs, Inſchriften und andere Alterthümer gefunden worden ſind; wo ſich in den früheren chriſtlichen Jahrhunderten die kleine Kirche von Notre-Dame des Fourvières erhob und durch die Wunder ihrer lieben Frau von weit her Tauſende von Pilgern anzog: auf Fourvières hat ein Mann, Namens Gouchenant, auf gar gluckliche Weiſe einen eleganten Thurm von drei Stockwerken und einen bequemen Söller angelegt, mit trefflichen Inſtrumenten verſehen und dem Publikum gegen Erlegung eines Geringen geöffnet. Hier liegen nicht allein alle Theile der großen Stadt, ihre zwei großen Ströme, ihre Brücken, Kai's, Plätze und Prachtgebäude, ihre zwölf, ſie rund umher bis in's innerſte Mark beherrſchenden Forts, ſondern auch die Umgegend, zehn Lieues in der Runde, und an heitern Abenden die Grajiſchen Alpen und Gletſcher mit dem Montblanc, die höchſten Punkte des Dauphiné, der Cottiſchen Alpen, der vulkaniſchen Zacken der Auvergne und noch weiter bis gen Bordeaux hin, kurz ein anſehnlicher Theil Frankreichs vor dem erſtaunten Blick. Es gehören mehrere Stunden dazu, um über dieſe Maſſen in Nähe und Ferne etwas Herr zu werden. Wer auch noch ſo weit gereiſt iſt, wird immer darauf zurückkommen, daß unter den Landſtädten, welchen das Meer nicht eigenthumlichen Reiz gibt, Lyon wohl durch ſeine Lage und ſein Inneres zu den reizendſten und großartigſten Europas gehört.

Die Römer mit ihrem ſichern Blick für Städteanlagen hatten wohl Recht, hier, im Gebiete der Seguſianer, eine Stadt zu gründen. Sie blühte auch bald durch Handel und Verkehr empor, und von allen Seiten liefen Straßen in dieſem Emporium zuſammen, das wahrſcheinlich einige Zeit nach Julius Cäſars Tod vom Conſul Lucius Manutius Plancus auf einer Höhe (dunon) gegründet wurde; daher wohl der Name. Der Triumvir Marc-Anton ließ einen herrlichen Aquädukt bauen, um der Stadt von fernher gutes Waſſer zu verſchaffen. Von ihm ſahen wir durch das große Fernrohr noch eine bedeutende Bogenreihe. Unter Agrippa, dem Eidam Auguſts,

Digitized by Google

wurde Lugdunum der Mittelpunkt der vier groſsen Heerwege, die Gallien theilten. Sechzig galliſche Handelsſtädte errichteten hier dem Divus Auguſtus einen Tempel. So wurde Lugdunum nach Nardo die gröſste und beſuchteſte aller galliſchen Binnenſtädte; ſelbſt von Maiſilia zog man häufig hin. Griechiſche Kaufleute trafen da mit nordiſchen zuſammen, es reſidirte hier ein Prätor, es wurden Gold- und Silbermünzen geprägt und am Zuſammenfluſs der Arar (Saone) und der Rhone errichteten zwei-und-ſechzig galliſche Völkerſchaften wahrſcheinlich dem Neptun einen hohen Altar. Jener Auguſtustempel wurde ſpäter unter Caligula eine Art Akademie oder Lyceum der Beredtſamkeit, worin die Zöglinge Preisfragen beantworten und ausarbeiten muſsten. Das im Lauf eines Jahrhunderts ſo herrlich aufgeblühte, mit vielen ſchönen Monumenten verſehene, durch Handel, Gewerbe und Verkehr bereits reich gewordene Lugdunum wurde unter Nero von einer furchtbaeen Feuersbrunſt in Trümmer und Aſche gelegt; Seneca ſagt, in einer einzigen Nacht. Noch jezt findet man häufig auf Fourvières und an der Anhöhe bei Cedarbeiten groſse Kohlenhaufen, geſchmolzenes Metall, Stucke kalzinirten Marmors und Jaspis.

Trajan lieſs ſpäter das obengenannte forum vetus auf der weſtlichen Höhe der Saone bauen, das erſt in der Mitte des neunten Jahrhunderts einſtürzte. Seit jenem Brandunglück ſcheint aber Lyon ſeine vorige Gewerb- und Handelshöhe nicht wieder erreicht zu haben. Dafür ſtellte es ſich in andeeer Beziehung hoch, durch ſeinen Eifer für das junge Chriſtenthum, für das viele Männer und Frauen den Märtyrertod ſtarben. In der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts kam es unter die Herrſchaft der Franken. Später hausten hier Gothen und die in Frankreich vorgedrungenen Mauren. Das ganze Mittelalter hindurch war Lyon weniger bedeutend als ſeine kleinere Nachbarin Vienne. Erſt als Franz I. die aus politiſchen Gründen von Venedig und Genua auswandernden Seidenweber nach Lyon zog, hob ſich die Stadt ſchnell wieder und hatte durch dieſe immer ſteigende Fabrikation vor der Revolution, beſonders unter Ludwig XVI. eine Blüthe und Bedeutung erreicht, von der ihr gegenwärtiger, mit dem Ausland getheilter Fabrikzuſtand nur eine halbverklungene Tradition iſt. Durch die Revolution, wo Lyon unter allen Städten Frankreichs die wuedigſte Oppoſition gegen den blutdürſtigen und unſinnigen Jakobinismus zeigte, litt die Stadt durch Hunger und Bombardement entſetzlich, beſonders als ſie ſich 1793 der Armee des Nationalconvents ergeben muſste und ſeine beſten Burger auf dem Platz Terreaux und in Brotteaux auf canibaliſche Weiſe ermordet wurden. Unter den vielen blutigen Stellen der franzöſiſchen Revolution iſt dies vielleicht die greuelvollſte.

Napoleon hingegen war Lyon gewogener als Paris, und that alles Mögliche, um durch groſse Beſtellungen die Seidenweberei aufrecht zu erhalten. Durch den freien Handel nach der Reſtauration der Bourbons hob ſie ſich mit allen übrigen Zweigen des Verkehrs ſchnell von Neuem, konnte aber doch den alten Stand vor der Revolution nicht wieder erreichen. Bedeutend litt ſie nach groſsen commerziellen Schwankungen durch die Arbeiterinſurrektionen 1830 und 1834. Zu dieſen Stöſsen kam noch anderes Unglück: die Auswanderung einer Menge guter Arbeiter nach der Schweiz, Preuſsen und England, das Aufblühen und die gefährliche Concurrenz der dortigen Fabriken, und ſeit einem Jahr die groſsen Verluſte, die Lyon in den nordamerikaniſchen Credit- und Geldwirren erlitten hat und noch erleidet. Aber aller Verluſte und Schwankungen ungeachtet iſt Lyon noch immer Frankreichs erſte Stadt durch ihren Credit, durch inländiſche Induſtrie und Handel. Bei dieſer Hauptrichtung herrſcht doch da kein drückender Fabrik- und Krämergeiſt. Die Wiſſenſchaften werden in franzöſiſchem Sinn tüchtig betrieben, d. h., es bilden ſich hier treffliche Aerzte, Chirurgen, Richter, Advokaten, Mathematiker, Phyſiker und Mechaniker. Höherer Literaturſinn iſt freilich nicht da zu finden, und was nicht jener Poſitivität angehört, findet wenig Beachtung. Lyon hat ſeit Jahrhunderten ausgezeichnete Männer in allen Kunſtſphären hervorgebracht und rühmt ſich jezt einer eigenen Malerſchule. Es hat für Wiſſenſchaft, Kunſt und Wohlthätigkeit treffliche Anſtalten, und bewahrt — was ich ihm ſehr hoch anrechne — ſeinen ſeit 1795 mit theuerm Blut erkauften und beſiegelten unabhängigen Geiſt, der ſich nicht wie alle andern Städte Frankreichs unter die Tyrannei von Paris ſchmiegt und deſſen Satzungen blindlings anerkennt. Man wagt es in Lyon oft, über Pariſer Urtheile und Anſichten zu ſpotten, ja Entgegengeſeztes laut auszuſprechen, beſonders in Literatur und Kunſt. Auch in der Politik zeigt ſich Unabhängigkeit; denn öffentliche Denkmale tragen hier die Namen Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Karls X., Monſieurs, Madame's, Angoulème's, Enghiens, des Archevèché ꝛc., dergleichen bekanntlich in Paris bis auf Weiteres nicht mehr Sitte und Mode ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* Stuttgart, November.

Auswanderung. Reiſen. Bäder.

„Schwaben,“ „Sueven,“ „Schweifen.“ Der Schwabe macht ſich gern in's Ausland; er hat vielleicht am meiſten Allgemein-Germaniſches, Reindeutſches, Zulthuliches, Bildſames. Er trifft ſeine Landsleute in allen Ländern und Welttheilen. Doch nennt man in Oeſterreich, Ungarn ꝛc. Jeden einen

Digitized by Google

Schwaben, der aus dem Reiche, d. h. aus den ehemaligen vorliegenden Kreiſen kommt. Würtemberg ſchickt die meiſten. Nicht umſonſt ſprach ein in Neuyork an's Land getretener Auswanderer das Wort: „Iſt kein Böblinger da?“ denn alsbald fand ſich ein ſolcher, der den Ankömmling treuherzig willkommen hieß. Man hat die Auswanderung lange für ein Uebel angeſehen, weil man die größere Bevölkerung für das größere Glück der Länder hielt, obwohl ſie nicht einmal ſtets die Wirkung wachſenden Wohlſtandes iſt, geſchweige denn das Bewirkende. Bekanntlich zeugen Wohlhabende und Reiche weniger Kinder, als die geringere thätige Menſchenclaſſe, und wo nur überhaupt Brod zu finden iſt, kommen immer etwas mehr Kinder auf die Welt, als reichlich zu eſſen finden. Geſunde, nahrhafte, arbeitſame Landesdiſtrikte neigen alſo meiſtens zur Uebervölkerung, weil die jungen Leute je eher je lieber heirathen und ſelbſtſtändig werden möchten. Hier geht dann oft die Vertheilung des Bodens ſo in's Kleine, daß der ärmliche Grundbeſitzer nichts als ſein eigener und Anderer Taglöhner iſt, während er ſich doch als ſtattlicher Staatsbürger geberden und deren Sitten und Bräuche mitmachen möchte. In ihrem Hauptgrunde geht Auswanderungsluſt aus Uebervölkerung hervor, aus einem Drange zur Thätigkeit, die keinen hinreichenden Stoff findet. Sie erwacht meiſt bei ſolchen, die bei einem mittlern Verſtande ſich kein Talent zutrauen, einen neuen Geſchäftskreis mit Erfolg zu ergreifen, oder in dem ſeitherigen von ihrer Gewohnheit abzugehen, erfinderiſcher ꝛc. zu werden. Nicht ſelten freilich deutet der Auswanderungstrieb auch auf einen Uebelſtand, auf wirklichen, oder bei uns wohl nur vermeintlichen Druck, auf Verarmung, auf einen phantaſtiſchen Sinn, auf realiſtiſche oder religiöſe Ueberſpannung. Eine halbe, Viertels-, Zehntels-Narrheit verſchließt ſich immer in ein Entlegenes, Nebuliſtiſches, und wie eitle Ueberſchnappte ſich in junge Königinnen, Prinzeſſinnen ꝛc. verlieben (man wird nicht aus hoffnungsloſer Liebe närriſch, ſondern aus Narrheit ſo verliebt), ſo hat jeder Ueberſpannte ein phantaſtiſches Nebelbild, dem er enthuſiaſtiſch nachjagt. Kein Wunder, daß dann ein ſolcher Auswanderungsphantaſt, wenn der Gürtel des atlantiſchen Ozeans gelöst, der Schleier der neuen Welt gelüftet iſt, und er als Gatte der eiskalten, berechnenden Columbia erwacht, in der er, um zu wortſpielen, weder eine heitere Columbine, noch eine ſanfte Columba findet, ſeinen ſüßen Wahn zerriſſen ſieht und an Heimweh erkrankt, vielleicht ſtirbt. Wer nicht mit ernſtem, hellem Verſtande, mit Thatkraft und Geſchick, mit feſtem Charakter und zulänglicher Baarſchaft nach fremden Ländern auswandert, der wird ſich bald unglücklicher fühlen, als der armſeligſte Ureinwohner; in Amerika wird er übler daran ſeyn, als ein Fuchs- und Sackindianer; ja kein Negerſklave wird mit ihm tauſchen.

Die Reiſeluſt iſt nun Mode und erzeugt Luſtreiſende. Kein Wunder, daß Eiſenbahnen und Dampfſchiffe für Jeden, der mehr Geld als Zeit hat, eine ſtarke Lockung ſind, den Raum ſchnell zu durchmeſſen. Wie man aber ſonſt von einer Reiſe nach Straßburg, Frankfurt, Nürnberg, München ꝛc. ſprach, ſo ſpricht man jezt von einer Eiltour nach Paris, London, Wien ꝛc.; ja es macht Niemand große Augen, wenn ein Geſchäftsmann die Reiſe nach Amerika mehrmals hin und her macht. Reiſen mag auch der Würtemberger gern, und ſollte dies auch nur durch Beſuchsreiſen im Vaterlande geſchehen. Bei beiden Geſchlechtern, bei Alt und Jung zeigt ſich dieſer Zug, zu ziehen. Man macht ſeine Bekannt- und Verwandtſchaftsverhältniſſe geltend, und ſucht Gelegenheit, ſich gegenſeitig heimzuſuchen. Ein Freundſchaftsgewebe breitet ſich über das ganze Land aus, und die zarteſten Fäden werden noch als Leitbänder zu Wechſelbeſuchen feſtgehalten. Daß ſie dann hinwieder zu Anknüpfung neuer Bündniſſe dienen, iſt in der menſchlichen Ordnung der Dinge. An unſerm Hauptbegriff feſthaltend, kommen wir auf die Badereiſen. Unſere Voreltern hatten mehr Badſtuben; wir haben mehr Badorte. Vor Zeiten badete das Volk gern warm, jezt wendet es ſich zum Flußbad. Wer es aber vermag, geht in ein Heilbad. Die Aerzte weiſen ihre chroniſchen Kranken gerne dahin, weil ſie wiſſen, daß ſich die Meiſten, zum Theil mit angebornen Schwächen, durch eine aufgenöthigte oder verkünſtelte Lebensweiſe in hartnäckige Uebel förmlich hineingelebt, aus welchen ſie ſich nun durch Luftveränderung, Diät, Muße, Erheiterung und leibliche Reinigung wieder wo möglich herausleben ſollen. So ſchaffen ſie ſich die ewig Klagenden vom Leibe, hie und da freilich auch Einen bei mißlingender Badekur in die andere Welt. — Es iſt bemerkenswerth, daß die Waſſerheilkunſt, wie die frühere Hungerkurmethode und die Homöopathie, auf ein Herausleben aus dem krankhaften Zuſtande, auf ein Umſtülpen des Körpers hinarbeiten, was allerdings der Idee nach das Beſſere ſeyn mag. Doch hängt bei jeder Kur das Meiſte von der Selbſterkenntniß des Patienten ab, und ob er mit klarem Auge in ſeinen ganzen phyſiſch-pſychiſchen Zuſtand, in ſein animaliſches, ſittliches und bürgerliches Leben hineinſchaut. Die Badeliſten füllen ſich jährlich mehr; es iſt aber dafür geſorgt, daß ſie nicht zu der Größe engliſcher Subſcriptionsliſten anwachſen. Wer es nicht vermag, ſein Heil in einem Bade zu ſuchen, der bleibt wohl davon, und gönnt Körper und Gemüth eine Auffriſchung durch weniger koſtſpielige Ausflüge; wie man denn jedes Abbrechen des Gewohnten, Durchgelebten, jedes Lostrennen von dem uns umſchlingenden Schlangengewinde der täglichen Anliegen, Aergerniſſe, Hauskreuze ꝛc., jede Veränderung des Horizonts ſchon ein Bad der Seele nennen kann, da nichts ſo ſehr die Kräfte lähmt, als ein einſeitiges Fortwühlen in denſelben Intereſſen, Philiſtereien, Sorgen und Jämmerlichkeiten. Die meiſten Menſchen werden durch ihre Gefühle und Stimmungen krank und ſterben endlich an ihren Lebensanſichten. Aber freilich, ein rechter Stockphiliſter läßt ſich ungern aus ſeinem Gange bringen, und fühlt ſich unbehaglich, wenn er des Abends einmal Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln nicht an der gewohnten Stelle findet. — Die Bewohner der Reſidenz haben viel Neigung zu dergleichen kleinern oder größeren Ausflügen. Jedes Jahr machen kleine Geſellſchaften erheiternde Touren durch intereſſante Gegenden des Vaterlandes, in den Schwarzwald, an den Bodenſee, wohl auch in die Schweiz, an den Rhein, nach Baiern und Tyrol. Es findet hiebei eine erfreulich anſteckende Einimpfung der Reiſeluſt ſtatt, und ein Gebildeter ſchämt ſich, wenn von jenen anziehenden Gegenden die Rede iſt, nicht auch aus eigener Anſchauung ſein Wort mitſprechen zu können. Unter den wohlhabendern Geſchäftsleuten ſind Manche, die, mit der Zeit in das Geld dividirend, zu einiger Erholung da oder dort geſchwind an's Meer reiſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 270.

Der Brief.

Räthſel.

Was ohne Füße läuft.

Ohne Füße läuft er, überall,
Wo er läuft, nur ſeinem Herrn zur Qual.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. November 1838.

— Nie der Deutſche deß vergißt,
Der ſeiner Sprache Schirmvogt iſt,
Das iſt der Martin Luther.
Der führete die Jungfrau rein
Dem Gatten zu, da ward ſie ſein
Viel ſchöner Kinder Mutter.

K. H. Gieſebrecht.

Aus Luthers Leben.

Proben aus einer nächſtens erſcheinenden Gedichtſammlung: Luther und ſeine Zeit.

Von K. R. Hagenbach.

Die Verkleidung.

(Auf der Wartburg.)

Zieh aus das Ordenskleid, es paßt dir nimmer,
Nicht länger ziemet dir die Mönchesart,
Laß wallen um das Kinn den ſtarken Bart,
Und kleide dich in blanken Stahles Schimmer.

Doch machen Kleider beſſer nicht und ſchlimmer,
Das hat an dir ſo mächtig ſich erwahrt:
Im Mönche war der Ritter dir gepaart,
Im Reiterkoller bliebſt du Prieſter immer.

Du Prieſterheld im ſchlichten Mönchsgewande,
Du Heldenprieſter in dem Eiſenkleide,
Gleich groß in einem wie im andern Stande,

Daß keiner dich dem andern jemals neide,
Haſt du, vereint durch innerliche Bande,
Auch äußerlich an dir getragen beide.

Luthers Bibel.

Als ſich vom römiſchen Tyrannen
Johannes ließ nach Pathmos bannen,
Da ward das Aug' ihm aufgethan,
Der Himmel ließ ſich zu ihm nieder,
Ja, auf des Adlers Glanzgefieder
Schwang er ſich ſelber himmelan.

Da hat er Gottes Wort vernommen,
Und treulich, wie er's überkommen,
Hat er's der Mitwelt offenbart,
Und ohne Schmuck und falſch Gepränge
Hat um das Wort die gläub'ge Menge
In bunten Kreiſen ſich geſchaart.

So war's in deines Pathmos Wüſte,
Als dich von obenher begrüßte
Mit Sturmesmacht des Geiſtes Wehn:
Von ihm haſt du dich lehren laſſen
Das Wort in deutſcher Zunge faſſen,
Und Andre lehrteſt du's verſtehn.

Und als die Anfechtung am größten,
Was mochte da dich beſſer tröſten,

Digitized by Google

Als dieſes Wortes Wehr und Schutz,
Haſt wacker dann den Stahl geſchliffen
Und mit dem Schwert, das du ergriffen
Bot'ſt du getroſt der Hölle Trutz.

Hell flammt dee Strahl, es ſprühn die Blitze,
Schon bebt auf ihrem Wolkenſitze
Des Abgrunds dunkle Benderſchaft;
Doch in der Frommen Herzen beinget,
Wohin das Wort des Lebens dringet,
Es neuen Trieb und neue Kraft.

Es dringet in der Klöſter Zellen,
Und ſendet von des Thrones Schwellen
Zurück in's Volk den hellen Schein;
Es waltet in dee Kinder Kreiſe,
Geht mit dem Pilger auf die Reiſe
Und kehrt in niedern Hütten ein.

Im Schooß des Heereslagers ſtehet
Sein Banner aufgerollt und wehet
Hoch über Wehr- und Waffenpracht;
Gefangene beſuchts im Kerker,
Den Kranken macht's im Glauben ſtärker
Und leuchtet durch des Grabes Nacht.

Und was fortan den deutſchen Zungen
In Red', in Sang und Klang gelungen,
Auf deinen Schultern iſt's geglückt;
Du haſt den Stein gelegt zum Tempel,
Der deutſchen Sprache deinen Stempel,
Den Chriſtenſtempel aufgedrückt.

Luthers Tod.

Hingebettet auf dein Sterbekiſſen,
Legeſt du das müde Haupt zur Ruh,
Und entriſſen deinen Kümmerniſſen,
Grüſſeſt ſchon dir beſſ're Heimath du.
Nicht im Feuertode ward verkläret,
Edler Held! dein hohes Märtyrthum,
Doch die Kraft, die ſich im Streit verzehret,
Sichert ewig dir den Siegesruhm.

Mitten ging der Weg durch Feuerflammen,
Zürnend ſchlugen über deinem Haupt
Die empörten Wogen noch zuſammen,
Eh' der Tod das Ruder dir geraubt;
Doch durch Feuer und durch Waſſer führte
Dich der Herr an ſeiner ſtarken Hand,
Bis er ſanft die Schläfe dir berührte,
Zu erwachen an des Friedens Strand.

Betend ſtehen deine Kampfgenoſſen,
Lauſchen auf der Lippen Scheidegruß,
Auf den Mund, der, eh' er ſich geſchloſſen,
Sterbend noch vom Leben zeugen muß:
„Willſt du bleiben, Vater, bei der Lehre,
Wie du ſie gepredigt fern und nah?
Gib der Wahrheit, deinem Gott die Ehre!“
Und mit lauter Stimme rufſt du: Ja!

Viel haſt du verneint, und nicht vergebens,
Wo dein ſcharfer Blick den Irrthum ſah;
Doch was die als Wahrheit galt des Lebens,
Blieb dir auch im Tod ein heilig Ja;
Haſt bekennet dich mit Herz und Munde
Ohne Falſch zu Gott und ſeinem Chriſt,
Und ſo half dir in der lezten Stunde,
Deſſen Loſung Ja und Amen iſt.

Kaiſer Karl an Luthers Grab.

In Wittenbeeg, der ſtarken Luthersveſte,
Iſt Kaiſer Karl, der Sieger, eingedrungen,
Wohl iſt den Stamm zu fällen ihm gelungen,
Doch neue Wurzeln ſchlingen rings die Aeſte.

In Luthers Veſte hauſen feemde Gäſte,
Doch Luthees Geiſt, der bleibet unbezwungen;
Da wo des Geiſtes Schwert er hat geſchwungen,
Da ruhen billig auch des Leibes Reſte.

Am Grabe ſteht der Kaiſer, tief gerühret.
„Auf denn und räche dich an den Gebeinen,
Den Flammen gib ſie peeis, wie ſich's gebühret.“

So hört man aus der Diener Troß den Einen;
Der Kaiſer ſpricht: „Den Krieg hab' ich geführet
Mit Lebenden; um Todte laßt uns weinen.“

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

Die alte Stadt, auf der Höhe, am Abhang und Fuß von Fourvières, auf der Halbinſel zwiſchen der Rhone und Saone gelegen, iſt größtentheils unregelmäßig und winkelig, wie alle alten Städte, und hat keine einzige ſchöne Straße, wohl aber drei herrliche, mit Bäumen bepflanzte Kai's an der Saone und Rhone, mit ihren zehn Brücken, und gute Plätze; ja der von Bellecour (Place de Louis-le-Grand) iſt an Umfang und großartiger Einfalt und Würde allen Pariſer Plätzen überlegen. In dieſee Altſtadt ſind die Häuſer entſetzlich hoch, oft acht Stockwerke, im Innern und Aeußern düſtee, fuechtbar

Digitized by Google

ſchmutzig, ſelbſt bei reichen Leuten, die Straßen eng und manchmal — ſelbſt in der Nähe jenes prächtigen Platzes — eng, winkelig, dunkel, kloakenartig ſchwarz und ſtinkend. Schon die Namen vieler Straßen ſind ſo ekelhaft, daß ich ſie hier nicht anführen kann.

In den Stadttheilen, wo im November 1830 und im April 1834 die Inſurrektionen gewüthet haben, ſelbſt an den ſchönen Rhonekai's vom Kai d'Angouleme bis zur Croix-Rouſſe und dem Platz Bellecour, ſind überdies die Häuſer durch Kugelſpuren ſehr genarbt und nur die öffentlichen etwas reſtaurirt. Der herrſchenden Unreinlichkeit in den Häuſern und Straßen hofft man durch die künftige Waſſervertheilung in den Häuſern und durch eine Menge öffentlicher Brunnen wenigſtens zum Theil abzuhelfen, wenn einmal die Verſorgung Lyons mit gutem, gereinigtem Trinkwaſſer aus der Rhone zu Stande gekommen ſeyn wird, von der voriges Jahr ſchon im Morgenblatt die Rede war.

In dem Arbeitsquartier der Croix-Rouſſe, nördlich vom Obſervatorium, wo die meiſten Fabriken und Seidenwebereien ſind, gleichen die hohen Häuſern ungeheuern Gewächshäuſern; denn ſie haben, um der Arbeit ſo viel als möglich Licht zu geben, ein Fenſter an dem andern. Es ſind freilich oft Gewächshäuſer, denn das Elend wächst darin zu furchtbarer Höhe an. In der Altſtadt liegen die bedeutendſten alten und neuen öffentlichen Gebäude, die Antiquaille, ein Hoſpiz auf dem Grund eines römiſches Gebäudes, ganz nahe beim Obſervatorium, weiter öſtlich hin die gothiſche Cathedralkirche zu St. Johannes mit ihrer ſchwulſtigen antiken Façade und dem Pallaſt des Erzbiſchofs in der Nähe, das neue, noch im Bau begriffene, Herrliches verſprechende Palais de justice, die neue Salzhalle und Douane, die Charité, das große und großartige Hoſpital oder Hôtel-Dieu, das College mit der Bibliothek, das neue Theater, das impoſante Stadthaus und dabei das Palais des arts, einige unbedeutende Kirchen und andere Gebäude nicht gerechnet.

Man ſieht deutlich, daß ſich Lyon auf der Halbinſel in der neuern Zeit vom Platz Bellecour ſüdlich ausgedehnt hat, denn hier werden die Straßen breiter, regelmäßiger und lichter, die Häuſer aber niedriger. Dies wird noch mehr der Fall ſeyn in dem neuen, ſchönen Stadttheil, der ſich jezt noch ſüdlicher auf der Halbinſel Perrache, am Zuſammenfluß der Rhone und Saone bildet, ſeitdem der niedrige Boden eingedämmt, gegen das Austreten der beiden Flüſſe geſchüzt und aufgefüllt iſt. Hier ſind ſchon weite Spaziergänge und ſchöne Plätze (Place de Louis XVIII. und Henri IV.) angelegt. Wäre Lyons Induſtrie, Handel und Bevölkerung im Zunehmen, wie ſie im Abnehmen ſind, ſo würden ſchnell gute Häuſer da entſtehen und dieſer Stadttheil bald durch ſeine Lage einer der ſchönſten werden.

Jenſeits der Halbinſel und der Rhone, über die Brücken Guillotière, Charles X. und Morand hin, ſind zwei große Stadttheile, die Guillotière, ein in der Inſurrektion von 1834 berühmt gewordenes Handwerksquartier, das eigentlich nur aus einer langen, ſchiefen Straße beſteht, und die Brotteaux, ein Stadttheil, der durch ſeine tragiſche Bedeutung in der Revolution, ſeine regelmäßige Anlage, herrliche Baumgänge und Raſenplätze ſehr anmuthig zu werden verſpricht, wenn einmal mehr gute Häuſer daſtehen, woran es noch ſehr fehlt. Hier wohnen zwar auch viele Arbeiter neben ihren Fabriken, aber an dem Cours Morand ſind hübſche Vergnügungshäuſer, mit weiten Tanzſälen und ſchattigen Gärten. In dieſem Quartier glaubt man ſich auf einmal in das alte bourboniſche Frankreich verſezt; ſo klingen Einem wenigſtens die Straßennamen: Duguesclin, Charlemagne, Grammont, Créqui, Noailles, Malherbes, Godefroi, Vauban, Boileau, Louis XVI. und Charles X., und man muß oft lachen, wenn man mit ihnen in Verbindung bringt, was da geſprochen und getrieben wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(S. Nr. 271.)

Man ſcheint ſeit einiger Zeit in den Sphären, aus welchen die Moden herabſteigen, eingeſehen zu haben, daß nicht viel dabei herauskommt, wenn man die Diſtinktion im ewigen Wechſel der Formen, des Schnitts ſucht: man hat den Hauptnachdruck auf die „Recherche," auf die Pracht der Stoffe und des Schmucks gelegt, und dadurch die Tracht wieder mehr zu ariſtokratiſiren geſucht. Dieſe Tendenz muß aber nothwendig den raſchen Gang im Wechſel der Formen etwas retardiren. Schon geraume Zeit iſt keine recht auffallende Form mehr aufgetaucht, und auch die diesjährige Eröffnung der Winterſaiſon ſcheint nicht viel Bemerkenswerthes bringen zu wollen. Es iſt unverkennbar, daß die Pariſer antiquariſchen Kleiderkünſtler über das Siècle de Louis XIV. hinaufgegangen ſind, und daß ſie die ſogenannte Renaiſſance und das Mittelalter, an welche ſie ſich ſchon im vorigen Jahr gemacht, auch im laufenden auszubeuten gedenken. — Bereits erſcheinen, nach der gewöhnlichen verhältnißmäßigen Einfachheit der ſommerlichen Tracht, Sammthüte mit Spitzen — Spitzen ſpielen überhaupt noch eine große Rolle — Kleider von Sammt und ſchweren Seidenzeugen mit modern altmodiſchen Deſſins, und der materielle Luxus wird auch dieſes Jahr die vulgäre Nachahmung in beſcheidener Entfernung halten. — Die erſten Mantels, der in arabiſcher Form aufgetreten, haben wir ſchon neulich erwähnt; er dient übrigens nur Abends. Zum eigentlichen Anzug bemerkt man Mäntel ungefähr in der Form des männlichen Paletot, kurz, mit geraden, halbweiten Ermeln und rundem oder hinten und vorne in Spitzen auslaufendem Kragen. Die eleganteſten ſcheinen von Sammt werden zu ſollen, mit Atlas oder Pelz gefüttert. — Man wird Shawls von Sammt und glacirter, ſchillernder Seidenplüſche tragen und ſie mit Spitzen, wohl auch mit Franſen

beſeʒen, welch leztere überhaupt den Pelzbeſaʒ verdrängen könnten. — Vom Kopfpuʒ läßt ſich noch nicht viel ſagen, und man ſieht in dieſem Gebiete nur geringen Bewegungen entgegen. Die Laune will im Augenblick, daß die Hutfedern vorne und hinten verſchieden gefärbt ſind und gewanden werden, ſo daß an der Feder abwechſelnd die Vorder- und die Hinterſeite ſich zeigt. Feuerfarb und kaſtanienbraun, roth und ſchwarz, grün und ſchwarz machen auf dieſe Weiſe einen guten ſerioſen Effekt; dagegen nimmt ſich roſenfarb und weiß, blau und weiß, citrongelb und weiß, roſenfarb und grau äußerſt ſanft aus, wie Perlmutter.

Was die männliche Kleidung betrifft, ſo erſcheint wieder der vorjährige Paletot mit ſeiner gaucherie gracieuse. Die Franzoſen behaupten, es ſey äußerſt ſchwer, denſelben mit Grazie umzuwerfen. Es wäre zu wünſchen, die Eitelkeit friſtete ihm das Leben und ließe ihm Zeit, ſich recht feſtzuſeʒen und populär zu machen. Als Laune, die man wieder wegwirft, iſt er albern: aber anders wäre es, wenn dieſes, nur für das ungewohnte Auge plumpe und unſchöne Kleidungsſtück das Mittel würde, uns von unſern knappen, glatten Röcken mit feſter Taille zu befreien und wieder etwas mehr Draperie in unſere Tracht zu bringen. Der Paletot gleicht dem Mantel mit Ermeln, wie er durch die ganze mittlere Zeit vielfach zum Vorſchein kommt. — Die Weſten ſind immer noch weit ausgeſchnitten mit ſchawlförmigen Kragen und ſchließen weit unten, um die Wäſche ſehen zu laſſen. Der Jabot wird jezt auch Morgens getragen; er iſt kein Luxus mehr, ſondern eine Nothwendigkeit. Auch hier zeigt ſich wieder Geſchmack für freien Faltenwurf: man trägt häufig Jabots grand-père, die ungeſteift frei herabfallen. — Die Richtung, welche die Langeweile der männlichen Geckenwelt hinſichtlich des Kopfpuʒes nimmt, iſt eine betrübte Erſcheinung. Es gibt bereits Elegante, welche wieder, wie ihre Großväter, eine volle Stunde unter den Händen des Friſeurs zubringen, und zwar, um ſich meiſtens verunſtalten zu laſſen. Denn das lange, glattgeſtrichene und in Locken geſchlagene Haar ſteht nur ſehr wenigen Geſichtern gut an. — Ein franzöſiſcher Berichterſtatter beſchreibt die Beau's des laufenden Vierteljahrs folgendermaßen: „Die jungen Leute tragen faſt ſämmtlich ein dickes Rohr mit einem mächtigen Goldknopf, das ſie, ganz wie ehedem die Generalpächter, tief unten faſſen; ihre Haare ſind gelockt, wie bei einem Eleve des vierzehnten Jahrhunderts, oder vielmehr wie bei den Damen unter Ludwig XIV.; ihre Stiefeln ſind ganz wie gegenwärtig die weiblichen Halbſtiefeln, und dazu kommt der Paletot, gleich dem Kittel des genueſiſchen Schiffers. Dies iſt die Nationaltracht des neunzehnten Jahrhunderts.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

*** Stuttgart, November.**

(Fortſeʒung.)

Landhäuſer.

Die Neigung zum Landleben iſt bei den Reſidenzbewohnern ſehr verbreitet, und Mancher, der nicht, wie mehrere adelige Familien und einige andere Reiche, ein wirkliches Landgut hat, der ſucht ſich wohl in der Umgebung der Stadt, in der Höhe, in geſunder Luft eine freundliche Sommerwohnung zu miethen. Der Bürger im Allgemeinen liebt den Grundbeſiʒ, Garten, Weinberg, etwas Feld. Er mag gerne von ſeinem Berufe zu einem Nachmittagsſtündchen ländlicher Arbeit übergehen. Er verſteht in der Regel die Oekonomie, ſchlägt aber die Körper- und Gemüthsbewegung mit an, wenn er berechnet, daß ihn die ſelbſtgepflanzte Kartoffel, Roſe, Kohlrübe ꝛc. mehr koſtet, als auf dem Markte, und der kleine Ertrag des Weinberges im Herbſtjubel ſtark geſchmälert wird. In architektoniſcher Hinſicht zeigt ſich bei der Anlage der Gärten, Häuschen, Laubhütten ꝛc. ein zunehmend beſſerer Geſchmack, müßte man nur nicht andernſeits den maleriſchen Sinn in gewiſſer Beziehung laut tadeln. Es iſt leider ſchon mehrmals ohne Wirkung geſchehen, denn noch täglich laſſen die allermeiſten Beſiʒer ihre Gartenhausthüren und Läden, ihre Spaliere, Brunnen, Kufen, ihre Tiſche, Bänke, Schaukeln ꝛc., ſelbſt die Gießkannen mit dem ſchreiendſten Grün anſtreichen, mit der geſchmackloſeſten Farbe, die ein derber Sinn mitten in der Pflanzenwelt wählen kann, da ſie den milden Reiz der Vegetation um ſich her und all das wechſelnde ſanftere Grün derſelben rein todtſchlägt. Jeder andere Farbenton wäre beſſer, maleriſcher, namentlich alle die Farben, die der Holzfarbe näher kommen. Doch das iſt wahrſcheinlich in den Wind geſprochen, und jeder Frühling wird uns den hergebrachten Unſinn in vermehrtem Maße wieder bringen.

Unſere Haupt- und Reſidenzſtadt mit Adel, hohen Staatsbeamten; mehreren reichen Kaufherren und Partikuliers hat bis anher gar kein Landhaus in ihrer Nähe gehabt, das ihrer obwohl beſchränkten, doch reizenden Lage eine Zierde weiter geliehen hätte. Die königliche Villa Roſenſtein dürfen wir nicht hieher zählen. Wir ſehen um die Reſidenzen europäiſcher Monarchen, deren Throne mit Fürſten und reichen Magnaten umgeben ſind, wir ſehen um große Welthandelsſtädte, um die Hauptſtädte bedeutender Republiken Landhäuſer oft in großer Zahl erbaut. Um die Reſidenzen mancher fürſtlichen Häuſer fehlen ſie oft ganz. Iſt dies wohl darum ſo gekommen, weil die Großen nicht groß und mächtig, die Kaufleute nicht reich, die Bürger im Allgemeinen nicht frei genug waren, um ſich ſolche Sommerwohnungen zu erbauen und in der Nähe des Hofes, auf die Gefahr hin, deſſen Eiferſucht zu erregen, ſich in ſorgloſer Gemüthlichkeit zu ergehen? Vor Zeiten hätte dieſe Frage da und dort einen Sinn gehabt, und ſolcherlei Hinderniſſe und Beſorgniſſe mögen dem Aufkommen einer Villeggiatura entgegen geweſen ſeyn. In unſern Tagen fallen wenigſtens die Skrupel hinweg, und welcher Fürſt würde nicht das Entſtehen ſolcher Landhäuſer als Zeichen wachſenden Wohlſtandes und Geſchmacks an harmlos ländlicher Luſt mit Wohlgefallen erblicken? Im verfloſſenen und gegenwärtigen Jahre ſind nun auch bei uns zwei ſolcher Landhäuſer erbaut worden. Das erſtere beherrſcht die ſchönſte, weiteſte Ausſicht, die man von einer bequem zugänglichen Höhe um Stuttgart nur irgend haben kann. Wer die Landſchaften mit dem Auge des Kunſtfreundes oder Künſtlers betrachtet, der wird damit einverſtanden ſeyn, daß es Situationen gibt, die einzig in ihrer Art ſind, wo ſich nämlich die Faktoren des Maleriſchſchönen wie nirgend zuſammenfinden. Wir rechnen das hochgelegene Dorf Degerloch, von welchem aus man nach Süden den Zug der ſchwäbiſchen Alb, nach Weſten den des Schwarzwaldes, nach Norden das hügelichte Gebreite des Unterlandes, von den Höhen des Odenwaldes begrenzt, nach Oſten die Welzheimer und Schurwaldberge im Geſichtskreiſe hat, mit Recht hieher. Wegen dieſer Lage und ſeiner geſunden Luft wird es jeden Sommer von mehreren Familien zum Aufenthalt gewählt.

(Die Fortſeʒung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 20. November 1838.

— Genus humanum damnat caligo futuri.
Juvenal.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VI.

Das Feſt der Haifiſche.

Wie des Paradieſes Herrlichkeit den Heiligen ſchon hienieden ſich offenbart, ſo daß ſie mit verzückten Blicken erſchauen mögen, was uns minder begünſtigten Kindern des Erdenlebens viel ſpäter erſt klar werden ſoll, ſo erblickt des Dichters Auge das gewaltige ewige Meer, ob auch niemals ſeine Sohle den muſchelreichen Strand betrat, ob ſeinen Fuß auch nimmer die gegen das Geſtade hinrollende Woge liebkoste. Seine heiße Stirne kühlt der erfriſchende Wind, der die Wellen kräuſelt und die Segel bläht; ſein Ohr vernimmt das Rauſchen des Kiels, der die flüchtige Furche zieht; ſein innerer Blick erſpäht die Wunder und Schreckniſſe der Tiefe, die zauberhaften Gärten, in denen die Gorgonien, Corallen, Alcyonien und Flabellen wachſen, bunt und mannichfach, und über welchen, wie Vögel in der Luft, die Fiſche leicht und gewandt das kryſtallene Element durchkreuzen; und ſein Mund erzählt euch vom Meere, das er zu eurem Glücke nie mit leiblichem Auge geſehen, und nie anders, als auf den Schwingen der Einbildungskraft befahren; denn ſonſt würde er vielleicht ſo zu euch reden, als hielte er euch mindeſtens für angehende Aſpiranten der Marine, oder für Schüler der neumodiſchen Seeromanenſchriftſtellerei.

Die zierliche Brigantine flog leicht vor dem Winde dahin, der mit günſtigem Hauch die grauen Segeltücher ſchwellte, und hielt auf der unabſehbaren Fläche ihren Lauf ſo ſicher, daß die dienſthabenden Matroſen ſchier müſſig im Takelwerk hingen, ſelten von des Bootsmanns gellender Pfeife zu irgend einem Handgriff berufen. Hoch im Maſtkorb wiegte ſich ſorglos der Wächter, deſſen ſcharfes Auge rings umher nichts ſah, als Luft und Waſſer. Das müſſige Schiffsvolk lungerte auf dem Vorderdeck, ausgeſtreckt auf dem harten, aber von der hellen Morgenſonne erwärmten Lager der getheerten Bohlen, oder auf die Ferſen niedergekauert, von den Herrlichkeiten der Hafenſtadt plaudernd, deren ſie alle bald theilhaftig zu werden hofften. Der Steuermann blickte von der Höhe der Schanze * gradaus mit zuſammengezogenen Brauen, den Ellbogen auf das Steuerrad gelehnt; unfern von ihm ſaß auf der Drehbaſſe, **

* Das Hintertheil des Schiffs.

** Ein leichtes Geſchütz, das auf dem Verdeck gebraucht wird, und bei größeren Fahrzeugen zum Theil auch auf den Marſen (Maſtkörben).

Digitized by Google

die Beine ſchlenkernd, der Patron, den breitkrempigen Hut tief in die ſonnverbrannte Stirn gedrückt, behagliches Lächeln auf den geſpannten Muskeln des braunen Antlitzes, in der linken Hand den kurzen, dampfenden Pfeifenſtummel, während die rechte nachläſſig mit der Karbatſche von Rhinocerosleder am Gurtel, oder mit den blanken Kugelknöpfen des kurzen Leibrocks ſpielte. „Es geht gut, Jantche,“ ſagte der Kapitän; „der friſche Südoſt ſcheint anhalten zu wollen, und mir iſt ſo wohl, als ſähe ich ſchon Louiſianas grüne Weiden. Mein Ebenholz hat ſich diesmal beſſer gehalten, als vor zwei Jahren, und iſt nicht wurmſtichig geworden; mich ſoll der Böſe holen, wenn wir nicht wohlbehalten in die Cheſapeakbai einlaufen, angenehmer als dazumal, da der überläſtige Goddam mit ſeinen zudringlichen Kugeln die glatten Seiten der Sirene geſpickt, das Takelwerk zerfezt, die Segel zerriſſen hatte.“ Während dieſer Rede hatte der Steuermann ungeduldig ſein Bremchen aus einer Backe in die andere geworfen und aus den finſter überſchatteten Augen Blicke des Unwillens entſendet; nun verſezte er mit heiſerer Stimme: „Euch ſizt er wieder auf der Zunge, der böſe Feind, Mynher Hanzens, und Ihr laßt Worte ſchlimmer Vorbedeutung vom Stapel laufen. Freilich muß er uns holen, wenn wir nicht ankommen ſollen, aber Ihr habt nicht von Nöthen, ihn an die Planken zu malen.“ — „Nun, nun, Alter, ſey nicht unmuthig; Worte ſind Luft.“ Jan brummte fort: „Der Wind iſt auch Luft, Patron, und ſo liegt unſer Wohl und Weh in der Luft. Und ſeht Ihr denn nicht die Haifiſche, die uns ſeit drei Tagen unabläſſig folgen? So etwas geſchieht nie umſonſt.“ Hanzens warf einen ſcheuen Blick auf das Fahrwaſſer, in welchem ſich die hartnäckigen Begleiter wiegten, und wie eine grauenvolle Ahnung überkam es ihn, da er die plumpen Rieſengeſtalten betrachtete, die troß ihrer anſcheinenden Schwerfälligkeit ſo leicht ſich bewegten, ſcherzten, ſprangen und ſchnappten; er verſuchte ein ungläubiges Lächeln und wandte ſich zur Luke, um im untern Raum wo möglich ſeine gute Laune wieder zu finden, oder die üble an irgend einem Gegenſtand auszulaſſen. Kaum aber fühlte er drunten das kellerfeuchte Wehen der eingeſperrten Luft, als er ſchnell wieder umkehrte und, oben angelangt, ausrief: „Jezt weiß ich, Jantchen, was die ungeſchlachten Geſellen hinter dem Spiegel * wollen. Gewiß ſind Kranke unter den Teufelskindern; es wäre wohl einmal wieder an der Zeit, daß wir die Waare lüfteten, und geſchähe es auch nur, um den gefräßigen Herrn dort die Freude zu verderben.“

(Die Fortſetzung folgt.)

* Die Rückwand des Schiffes.

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

Um die ganze Stadt in ihrer weiteſten Ausdehnung herum ſind ſeit der Inſurrektion von 1834 wie ein Todesnetz zwölf abgeſonderte Forts auf den Höhen und in der Ebene angelegt worden, deren Kanonen und Bomben nicht allein die Zugänge Lyons von Außen, ſondern auch alle Brücken und Plätze der Stadt, beſonders die Zu- und Ausgänge und Verſammlungsorte der Arbeitsquartiere beherrſchen, ſo daß Lyon jezt ganz in ihrer Gewalt iſt. Das ſtarke Fort Monteſſuy, bei der Croix-Rouſſe, liegt ſelbſt in der Stadt, und aus Maueröffnungen, die jezt nur mit Kalk leicht verklebt ſind, aber in einem Augenblick durchbrochen werden können, beſtreichen ſeine Kanonen und Kartätſchen die Hauptſtraßen und Plätze dieſes unruhigen, dichtbevölkerten Handwerksquartiers. Das ſchönſte dieſer Forts iſt unſtreitig la Mathe in ſeinem jetzigen Zuſtand.

Alle dieſe Oertlichkeiten der Stadt waren uns von unſerm hohen Standpunkt aus klar und begreiflich. Als ſich die Sonne dem Horizont mehr näherte, ſtiegen wir von der Platform des Obſervatoriums herunter in den Salon, um uns mit dem achtfüßigen Teleſcop das Ferne nahe zu bringen. Allerdings ſahen wir von Nordoſt einen weiten Gebirgskreis ſich nach Oſten und Süden bedeutend erheben und ſich dann niedriger nach Südweſten herumziehen, ſo daß nur im Norden und Nordweſten eine Lücke offen blieb, aber das Einzelne trat nicht hervor, ſo trefflich auch das Pariſer Fernrohr war. — Dafür entſchädigte es uns auf andere Art, denn zehn Lieues weit in die Runde ſahen wir eine Menge ſchöner Stellen des Landes, das hier wirklich la belle France genannt werden kann. Alte Schlöſſer und ſilberne Bäche, Felſen, Waſſerfälle und Ströme, Wälder und römiſche Aquädukten, Gärten, elegante Landhäuſer, alte Kirchen und Klöſter zogen wie Feerien an unſern Augen vorüber mit überraſchender Klarheit und Deutlichkeit, bald im Schatten, bald im Sonnenlicht: eine wahre Zauberreiſe. — Zwei Lieues weit, ſüdweſtlich, liegt ein Nonnenkloſter, deſſen Hauptfaçade und Garten gegen Lyon gewendet iſt. Ich wäre daran mit dem Fernrohr vorübergegangen, da ich die römiſchen Aquädukten ſuchte, wenn mich nicht ein liebliches Stillleben gefeſſelt hätte. Eine hübſche junge Nonne in weißwollenem Gewand ſpielte mit einem Vogel, deſſen kleiner Käfig an ihrem offenen Fenſter ſtand; ich ſah ihr Lächeln, ſah die Bewegung ihrer rothen Lippen, ihre feinen Zähne, ich glaubte ihre Worte zu vernehmen. Ich ſah, wie ſie mit vollem Herzen an dem kleinen Freund hing; vielleicht ihre erſte und einzige Liebe,

Digitized by Google

denn ſie ſchien mir froh und ohne Rückblick. Anfangs neckte ſie ihn mit vorgehaltenem Zucker, dann ſteckte ſie das Stückchen zwiſchen die Zinken und bedeckte den Käfig mit friſchem Grün. Zulezt brachte ſie ihm friſches Waſſer. Im Innern der Zelle erblickte ich nur einen Blumenſtrauß und einen weißen Bettvorhang. Später trat eine ältere Nonne zu dem Mädchen, ſie ſprachen ernſter zuſammen, vom Vogel war nicht mehr die Rede; bald darauf wurde das Fenſter geſchloſſen und Beide verſchwanden.

Ungern ſchied ich von dieſer ſtillen Heimath, da traten mir die römiſchen Aquädukten von Ecully in's Sehfeld, wunderſchöne Ruinen in zwei Abtheilungen, die mich an ihre Zeitgenoſſen in der römiſchen Campagne erinnerten, nur daß hier eine reiche Vegetation von Bäumen, Kräutern, Moos und Gras die alten Mauern umzieht, einſpinnt und maleriſcher macht, als die rieſigen, kahlen, weißen Schlangenſkelette in der Campagne. Dieſe Aquädukten, die noch durch mehrere Gemeinden fortlaufen, wurden von den Mauren zerſtört, die vor und nach der Schlacht von Poitiers den Süden und Südoſten Frankreichs bis tief in die romaniſche Schweiz hinein in wilden Schwärmen durchzogen. Im Lauf der Jahrhunderte iſt das Landvolk irre geworden und nennt jezt trou des Sarrasins die Oeffnung einer unter einer ganzen Gemeinde weggehenden Waſſerleitung, glaubend, dieſe ſey von den Sarazenen erbaut worden.

Nach den Aquädukten hielt ich bei einer orthopädiſchen Anſtalt für junge Mädchen an, deren Zöglinge mit ihren Krücken luſtig, aber mit gar komiſchen Wendungen und Contorſionen zwiſchen den Bäumen auf einem Raſen umherliefen und ſich luſtig haſchten, andere gingen leſend auf und ab. — Ganz nahe, weſtlich vom Obſervatorium, liegt der Kirchhof Loyaſſe, deſſen ſchöne Monumente mich eben beſchäftigten, als ein Leichenzug eintrat, aber mit Beerdigung ſeines Todten nicht viel Zeit verlor. Gleich darauf ſah ich die Leidtragenden bei der Antiquaille in ein Haus treten, über deſſen Thor die Inſchrift ſteht: Bertrand vend couronnes, immortelles, chapelets et autres objets religieux, déjeunés chauds et froids. Da das Haus nahe beim Obſervatorium liegt, ſo hörten wir bald aus ſeinem Saal Gläſer anſtoßen und Geſang zu uns herauf dringen.

Darüber war es dunkel geworden und wir ſtiegen ungern von der Warte herab, zahlten unſer Obſervationsgeld und gingen über die menſchengedrängte Erzbiſchofsbrücke heimwärts. Die eleganten und glänzenden Cafés des Cöleſtinerplatzes, auf deſſen Theater eben jezt nicht geſpielt wird, waren gedrückt voll Leuten der untern Claſſe, deren Kleidung und Manieren gar ſonderbar contraſtirten mit den brillant geſchmückten Frauenzimmern, die auf Tribünen neben einander ſaßen und abwechſelnd Opernſtücke, Romanzen, Barcarolen, Natturnen u. ſ. w. zur Guitarre ſangen, manche leidlich, die mehrſten aber mit ohrzerreißender falſcher Naſen- und Fiſtelſtimme. Freilich iſt der Geſang nicht ihr Hauptgewerb. Da ſie großentheils hübſch, kokett und gefällig ſind, ſo brauchen ſie die Kaffeewirthe als lockere Lockſpeiſe, um junge und alte Gimpel anzuziehen, zahlen den Damen ein Gewiſſes für den Abend, und erlauben ihnen überdies, nach jedem Geſang an den dichtbeſezten Tiſchen herumzugehen und Kupferſous einzuſammeln.

Recht müde kamen wir nach Haus und meinten, unſern erſten Lyoner Tag als Einleitung und Vorbereitung nicht nutzlos zugebracht zu haben. Für die drei andern, die uns noch übrig blieben, hatte ich meinen Plan gemacht, wobei ich nur das Hervorſtechende und Charakteriſtiſche der Stadt berückſichtigte, und Alles vermied, was anderwärts eben ſo gut oder gar beſſer geſehen werden kann. Ein Tag ſollte der Wiſſenſchaft, Kunſt und dem Theater, ein anderer den Wohlthätigkeitsanſtalten, der Induſtrie und einigen Exkurſionen, der lezte aber einer Reiſe auf der Eiſenbahn nach St. Etienne gewidmet werden. Und nach dieſem Plane gedenke ich auch meine Schilderung in Abſchnitte zu theilen.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Lherminier.

Was in den lezten vierzehn Tagen die Zeitungsſchreiber ſehr beſchäftigt hat, iſt die unerwartete Wendung im Betragen des bekannten Profeſſors Lherminier. Dieſer Gelehrte, ein Neffe und Erbe des vor einigen Jahren geſtorbenen Arztes Lherminier, welcher zu den geſchäzteſten Aerzten von Paris gehörte und durch ſeine ausgebreitete Praxis ſich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, beſizt eine ſehr gute Lehrſtelle; er ſteht ſich alſo in pekuniärer Hinſicht vortrefflich und kann den Wiſſenſchaften ruhig nachgehen, ohne Jemandens Gunſt zu bedürfen. Bei mehreren Gelegenheiten hatte er ſich durch ſeinen Freiſinn bemerklich gemacht, und ſchrieb auch in freiſinnigen Zeitſchriften. Betrachtet man die Pariſer Gelehrtenwelt als aus zwei Hälften beſtehend, der miniſteriellen und der unabhängigen, ſo gehörte Lherminier unſtreitig zu der leztern, und konnte ſogar zu der Oppoſitionspartei gerechnet werden. Dieſer Mann nun ſattelt plözlich um, ſchlägt ſich zu den Miniſteriellen, und um Niemand Zweifel über ſeine Bekehrung zu laſſen, welche ſogleich mit einer Stelle als Maitre des requêtes im Staatsrathe belohnt wurde, ſchrieb er einen Aufſaz in der (miniſteriellen) Revue des deux mondes, worin er die Oppoſition, welche er ſo eben verlaſſen hatte, hart mitnahm und heruntermachte. Dies verurſachte großen Lärm; die Unabhängigen behandelten ihn mit eben ſo wenig Schonung, als er ſie ſo eben behandelt hatte, und ſchalten ihn einen Ueberläufer und Renegaten. Seit des

Digitized by Google

Dichters Barthélemy Uebergang war keine ſo auffallend ſchnelle Bekehrung vorgefallen. Bei Barthélemy war noch der Umſtand zu beherzigen, daß er in großer Geldnoth ſteckte, und daß ihm 50,000 Franken, wie man ſagt, angeboten wurden, um ihm wieder aufzuhelfen. Lherminier aber beſizt Vermögen genug; bei ihm muß alſo ein anderer Grund obgewaltet haben, um ihn zum Uebergang von einer Partei zur andern zu bewegen. Da er ſogleich in den Staatsrath berufen wurde, ſo läßt ſich wohl nicht daran zweifeln, daß er begierig war, eine politiſche Rolle zu ſpielen, wie St. Marc Girardin und Andere, welche auch in den Staatsrath getreten ſind. In den Staatsrath treten und Volksdeputirter werden, ſind die beiden Wege, um zu politiſcher Wichtigkeit zu gelangen. Die Oppoſitionsblätter, welche er ſo unvorſichtigerweiſe gereizt hatte, ſpielten ihm übel mit. Der Courier français benachrichtigte das Publikum, daß Lherminier in einem Anfalle von Unmuth gegen die Regierung ſich erboten habe, gegen ſie zu ſchreiben, daß er (der Courier) aber einem gereizten Manne nicht habe zum Vehikel dienen wollen, um ſeinen Unmuth auszulaſſen, und deßhalb ſein Anerbieten abgelehnt habe. Ein anderes Blatt druckte die übelwollenden Aeußerungen wieder ab, welche Lherminier vor einigen Jahren gegen den jetzigen Miniſter Salvandy in einem Aufſaz hatte einfließen laſſen. Das Schlimmſte für Lherminier war, daß ſein Betragen ſelbſt in den miniſteriellen Blättern getadelt wurde, obſchon ſie ſich die Miene gaben, als ob ſie ſeinen Uebertritt loben wollten. Das Journal des Débats meinte, man müſſe beim Uebertritt von einer Partei zur andern hübſch ſachte und beſcheiden zu Werke gehen, keinen Läem machen und nur allmählich ſeine Sinnesänderung laut werden laſſen. Die andern Zeitungen haben ſich über dieſe Theorie des Ueberlaufens ſehr luſtig gemacht. Seinen Zweck hat Lherminier nun inſofern erreicht, daß er eine bedeutende Stellung errungen hat. Da man Alles ſchnell hier vergißt, ſo wird auch die Art, wie er dieſe Stellung ſich verſchafft hat, bald von dem großen Publikum außer Acht gelaſſen und nur ſein künftiges Betragen berückſichtigt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

* Stuttgart, November.

(Fortſetzung.)

Landhäuſer. Zimmerreiſe.

Neben dieſem Dorfe ſteht das v. Taubenheimſche Landhaus. Der durch ſein über ſizilianiſche Baukunſt herausgegebenes Prachtwerk bekannte Architekt Zanth iſt der Baumeiſter. Er iſt es auch, der den Bauluſtigen den Geſchmack an der Polychromik zuerſt beizubringen geſucht hat. Als Dekoration der innern Räume mag ſie an den pompejaniſchen Styl erinnern, nur mit dem freilich weſentlichen Unterſchiede der Wahl eines hellen, ſtatt des dunkeln Grundes. Als Verzierung der Außenſeiten der Gebäude findet ihr Ungewohntes, namentlich, wo es entweder zu hart, oder zu bunt und tändelnd auftritt, noch mannichfachen Widerſpruch. Die Lage des Landhauſes iſt ganz erwünſcht. Namentlich ſind die Sonnenuntergänge, auf dieſer Höhe geſehen, oft ganz unbeſchreiblich. Aber in den Momenten der höchſten Energie der Beleuchtung thut der Naturfreund wohl, wenn er ſich nicht ſogleich auf die freie Höhe ſtellt, ſondern einige Häuſer und Bäume des Dorfes als Rahmen und Lichtſpannung mit in Bezug nimmt. Dann wird er fühlen, wie unnachahmlich, wie unerreichbar auch der höchſten Kunſt ſolche Naturbilder ſind. Außerdem iſt gerade bei dem Landhauſe die Sicht gegen die vortretenden pittoresken Baumgruppen des Bergwaldes und in die blaue Ferne hinaus unvergleichlich. Das andere, über der Ludwigsburger Steige gelegene v. Königſche Landhaus hat wenig Proſpekt in die Ferne; dagegen ſteht es inmitten der reizenden Abwechslungen des Stutigarter Grundes in erwünſchter Erhöhung über dem Thalboden, gegenüber der die obern und untern Anlagen durchſchneidenden Straße und von der Stadt nur wenig entfernt. Es hat mit dem vorigen den gleichen Baumeiſter. Wahrſcheinlich werden die beiden Landhäuſer, namentlich wenn der Friede noch einige Jahre Dauer hat und ſegensreiche Ruhe und Sicherheit gewährt, nicht die einzigen in unſerer Gegend bleiben. Wir vernehmen jedoch, daß die Behörden bei Ertheilung von Erlaubniſſen zum Bauen außerhalb der Stadt äußerſt kritiſch verfahren, und der polizeilichen Vorſorglichkeit die Aeſthetik opfern. — Noch bieten die umliegenden Höhen manchen ſchönen Punkt; in der Thalebene ſelbſt würde ein Landhaus nicht übel ſituirt ſeyn, und wenn auch nicht als maleriſche Maſſe wirkſam, dafür das anmuthigſte Panorama um ſich gebreitet und aufgeſtellt finden. So iſt ja die Sicht aus den obern Räumen des Frösnerſchen Bades in Cannſtadt maleriſcher, als man ſich von ſeiner tiefen Lage verſpricht, und diejenige aus den Fenſtern des Klotzſchen Fabrikgebäudes auf der Neckarinſel bei Berg nur eine Variation von jener. — Der Zug des Neckarthals vom königlichen Parkſchlößchen Weil bis hinab nach Münſter iſt ſchon viel geprieſen worden, und viele tauſend Augen und Herzen, namentlich auch von Cannſtadter Badegäſten, haben ſich an deſſen Anmuth gelabt. Es kommt aber auch Vieles zuſammen, was in ſeinem Enſemble dieſen Reiz bewirkt. Die ſaftgrüne Thalfläche durchzieht das Silberband des Fluſſes; über den Abhängen der Rebhügel thronen dunkle Wälder; die Halden von Wangen, nicht eben zur Poeſie aufregend durch ihr Malvaſiergewächs, bezahlen mit landſchaftlich ſchön geſchwungenen Linien; der Roſenſtein ſtellt ſich als großartig-freundliche architektoniſche Maſſe dar; der Rothenberg mit ſeiner bekreuzten Todtenkapelle lenkt den Blick in die innere Welt; die erhöhte Lage von Gaisburg und einem Theil von Berg ſind weſentliche Schönheiten. Nimm das Kirchlein des leztern Orts aus dem Bilde, ſo wird dem Antliz die Naſe ausgeſchnitten. Die Teck mit ihren Albnachbarn ſchaut hiſtoriſch bedeutſam herein. — Es ſey mir, nachdem von Reiſen und Anſchauung der wirklichen Natur die Rede geweſen, vergönnt, einige Worte über eine Bilderwanderung oder Wanderung in Bildern zu ſagen. Der rühmlichſt bekannte Landſchaftsmaler Carl Dörr aus Heilbronn hatte gegen zwei Monate lang ſeinen „Zimmerreiſe-Salon,“ beſtehend in achtzehn landſchaftlichen Scenen, darunter vier mit Mondſchein- und Fackelbeleuchtung, hier öffentlich aufgeſtellt und ſich eines zahlreichen Beſuchs und einſtimmigen Beifalls zu erfreuen gehabt. Es waren Darſtellungen aus unſerm Vaterlande, vom Rhein, aus der Schweiz. Allgemein wurde die ſinnige Wahl des Anſprechenden, der pittoresken Standpunkte, die Naturtreue, die künſtleriſch meiſterhafte Behandlung des Feſten und Flüſſigen, der Gebirge, der Vegetation, des Waſſers, der Lüfte, die energiſche Beleuchtung anerkannt. Man fand ſich in den Gegenden einheimiſch, fühlte ſich wie in eine handgreifliche Gegenwart hineingezogen. Wer nie da und dort geweſen, empfand den Reiſekitzel; die Anſchauung bewirkte bei männiglich unfehlbar eine heiter bewegte Stimmung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 21. November 1838.

— Ihre Feinde ſollen ſich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte.

Schiller.

Die Franzöſinnen in der Conciergerie im Jahr 1793.

Die folgende Skizze iſt den ungedruckten Denkwürdigkeiten des ehemaligen Miniſters, Grafen Beugnot, entnommen. Der merkwürdige Charakter der franzöſiſchen Weiber iſt dabei recht glücklich unter Umſtänden aufgefaßt, wo der liebenswürdige Heroismus eines Geſchlechts, aus dem eine Jeanne d'Arc geboren worden, aber auch jener unbegreifliche Leichtſinn, der uns faſt ſchauerlich anſpricht, ſich in ihrer vollen Stärke äußern konnten. Dabei treten zwei weibliche Figuren auf, nach Bildung und Sittlichkeit den beiden Extremen der Geſellſchaft angehörend, und es iſt angenehm zu bemerken, wie dieſe beiden Weſen, troz der ungeheuren Kluft, welche ſie trennt, Zeugniß ablegen für das, was die Stärke der franzöſiſchen Nation ausmacht, für ihre Homogenität.

* * *

Madame Roland hatte ſich ſelbſt im Kerker auf eine für ſie höchſt ehrenvolle Weiſe Achtung und Autorität verſchafft. Man warf hinter dieſelben Riegel, auf dieſelbe Streu die Herzogin von Grammont und eine gemeine Diebin, Madame Roland und ein verworfenes Weibsbild, eine fromme Nonne und eine Koſtgängerin der Salpetrière. Dies war eine förmliche Marter für die Weiber von Erziehung, welche ſo Tag für Tag die abſcheulichſten, niedrigſten Auftritte mit anſehen mußten. Wir wurden alle Nacht vom Geſchrei und den Balgereien der ſchlechten Weiber aufgeweckt. Aber das Zimmer der Madame Roland war in dieſer Hölle ein Aſyl des Friedens. Wenn ſie in den Hof herab kam, ſo ſtiftete ſchon ihr Auftreten Ruhe, und die Elenden, welche ſonſt keine Gewalt in der Welt bändigte, wurden von der Beſorgniß, ihr zu mißfallen, im Zaum gehalten. Den Bedürftigſten reichte ſie Geldunterſtützung, für Alle hatte ſie guten Rath, Troſt und Aufmunterung. Sie war beſtändig von Weibern umgeben, die ſich um ſie wie um eine ſchützende Gottheit drängten. — Am Tage, da Madame Roland vor dem Tribunal erſcheinen ſollte, bat mich ein Freund, ihr etwas auszurichten. Ich ſtellte mich in den Weg, wo ſie vorüberkommen mußte. Ich ſah ſie hinter dem Gitter ſtehen und des Rufs harren. Sie hatte auf ihren Anzug ſichtbare Sorgfalt verwendet: ſie trug eine engliſche Robe von weißer Mouſſeline, mit Blonden beſezt, und einen ſchwarzſammtnen Gürtel, einen einfachen, eleganten Hut, und ihre ſchönen Haare fielen auf ihre Schultern nieder. Ihre Züge ſchienen mir noch belebter als ſonſt, das ſchönſte Roth der Geſundheit malte ihre Wangen und ein Lächeln umſpielte ihren Mund. Mit der einen Hand hielt ſie die Schleppe ihres

Digitized by Google

Kleides, an der andern hing ein Haufe Weiber, die ſich herbeidrängten, ſie zu küſſen. Die, welche wußten, was ihrer harrte, ſchluchzten laut und empfahlen ſie der Vorſehung: ein unbeſchreiblicher Auftritt. Madame Roland ſprach Allen freundlich zu; ſie äußerte nicht, daß ſie wieder zu kommen hoffe, ſie ſprach es nicht aus, daß dies ihr Todesgang ſey, aber ſie ermahnte ſie zur Eintracht, zum Muth, zur Hoffnung, zu den Tugenden allen, die der Menſch im Unglück üben ſoll. Ein alter Schließer, Namens Fontenay, der im dreißigjährigen ſchrecklichen Dienſt ſein gutes Herz nicht verloren hatte, ſchloß weinend das Gitter vor ihr auf. Ich entledigte mich, als ſie vorüberging, meines Auftrags. Sie erwiderte ein paar Worte in feſtem Ton und wollte weiterſprechen, da kamen zwei Stockknechte heraus und riefen ſie vor das Gericht. Bei dieſem Ruf, der Alle durchbebte, nur ſie nicht, blieb ſie ſtehen, ergriff meine Hand und ſagte: „Adieu! laßt uns Frieden ſchließen,* es iſt hohe Zeit!“ Sie blickte zu mir auf und ſah, daß ich meine Thränen niederkämpfte. Sie ſchien gerührt, ſagte aber nichts mehr als: „Du courage!“

Bei den ſchrecklichen Auftritten in der Conciergerie, welche ſich Tag für Tag wiederholten, blieben die franzöſiſchen Weiber ihrem Charakter vollkommen treu, und dem Trieb zu gefallen wurden die gewohnten Opfer gebracht. Der Theil des Gefängniſſes, wo wir uns befanden, ſtieß an den Hof der Weiber, und durch den vergitterten Corridor konnte man denſelben überſehen. Dieſer Corridor war unſer Lieblingsſpaziergang, das heißt unſer einziger. Sobald man uns aus unſeren Käfigen ließ, gingen wir hinab. Die Frauen wurden zu derſelben Stunde herausgelaſſen, zeigten ſich aber erſt geraume Zeit nach uns, denn die Toilette machte gebieteriſch ihre Rechte geltend. Morgens erſchien man in kokettem Negligé; Alles ſo friſch und graziös, als ob man die Nacht keineswegs auf elendem Lager, meiſt auf faulem Stroh, zugebracht hätte. Man darf im Allgemeinen ſagen, die Weiber von Erziehung, welche in die Conciergerie gebracht wurden, wahrten bis zum lezten Augenblick das heilige Feuer des guten Tons und Geſchmacks. Nachdem ſie ſich im Negligé gezeigt, gingen ſie hinauf, und um Mittag kamen ſie wieder in ſorgfältigem Anzug und elegantem Kopfputz. Auch ihre Manieren waren anders als am Morgen, gehaltener, feierlicher. Gegen Abend erſchien man in Deshabillé. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß faſt alle Weiber, wenn ſie es anders vermochten, der dreifachen Abſtufung des täglichen Anzugs getreu blieben. Die andern erſezten die Eleganz durch ſo große Sauberkeit, als ſich immer mit dem Ort vertrug. Ihr Hof ſchloß einen Schatz in ſich, einen Brunnen mit reichlichem Waſſer, und ich ſah jeden Morgen den armen Unglücklichen, welche nur Ein Kleid mitgebracht, wohl gar nur Eines beſaßen, zu, wie ſie in rührigem Wetteifer am Brunnen wuſchen, bleichten, trockneten. Die erſte Morgenſtunde war hiezu beſtimmt, und nichts, keine Anklageakte, hätte ſie davon abgebracht. Richardſon macht die Bemerkung, daß bei den Weibern der Trieb, ſich mit Wäſche und Kleidern zu ſchaffen zu machen, den höchſten Intereſſen die Wage hält, wo nicht gar ſie überwiegt.

(Der Beſchluß folgt.)

* Der Verfaſſer und Madame Roland waren ſehr verſchiedener politiſcher Anſicht, und ſie hatten ſich in der Conciergerie vielfältig gezankt.

Das Feſt der Haifiſche.

(Fortſetzung.)

Der Steuermann ſchüttelte den Kopf, aber Hanzens that, als bemerke er es nicht, denn er war zufrieden, einen Ableiter für ſeine abergläubiſchen Beſorgniſſe gefunden zu haben. Im Augenblick darauf ſchrillte die Pfeife, brummte das Sprachrohr, regte und bewegte ſich's mit der ſcheinbaren Verwirrung eines Ameiſenhaufens, und in wenigen Minuten bot die Scene einen ganz veränderten Anblick dar. Auf dem Vorderdeck und der Schanze ſtand das Schiffsvolk, bewehrt mit Flinten und Picken, bei der Drehbaſſe mit brennender Lunte der Feuerwerker; Jan hatte das Schloß ſeiner Kugelbüchſe von der bedeckenden Hülle befreit, der Patron die Piſtolen in den Gürtel geſteckt und den kurzen Schiffsſäbel in's Bandelier gehängt; und aus der Tiefe ſtiegen zum Mitteldeck die ſchwarzen Kinder Guineas an das Licht des Tages empor, rieben ſich, Schlaftrunkenen gleich, die von dem langentbehrten Glanz geblendeten Augen, und athmeten die friſche Luft in langen, gierigen Zügen, bevor irgend ein menſchlicher Gedanke in ihrem dumpfen Gehirn ſich regte. Nicht lange aber, und das Bewußtſeyn ihrer Lage erwachte neu in den armen Sklaven; ſie kauerten ſich nieder, ſenkten die Blicke, ließen die Hände an ſchlaffen Armen in den Schoß hängen und ſtarrten kummervoll oder in gleichgültiger Ergebung vor ſich hin. Nur einer von ihnen verrieth durch äußere Zeichen ſeiner Seele tiefſte Regungen, indem er zu einem jungen Weib ſich ſezte, aus deſſen Armen er das Knäblein nahm, um es auf ſeinen breiten Händen hin und her zu wiegen, wozu er, kaum vernehmbar, die Töne einer einförmigen, traurigen Weiſe durch die Zähne ſurrte. Hanzens betrachtete eine Weile die ſchwarze Heerde, trat dann zu dem Vater, der das Kindlein wiegte, und ſagte: „Sey

munter, Cicero, mein Junge; bald werden wir Land erblicken.“ Der Neger glozte ihn an, druckte das Kind an ſich, ſchüttelte dann das wollige Haupt und verſezte: „Cicero hier, das ſchlanke Reh dort, weit davon Kleinvögelein.“ Bei dieſer Rede umſchloß das Weib den Gatten und legte weinend das Haupt an ſeine Bruſt; er aber fletſchte, einem häßlichen Affen gleich, die blanken Zähne und ziſchte wie eine erboste Schlange. Da tröſtete der Patron: „Ich bin nicht ſo böſe, als du meinſt. Ich habe daheim Weib und Kind, fur die ich ſorge und ſchaffe und fur deren Wohlfahrt allein ich des gefährlichen Ebenholzhandels mich unterfange. Meiner Hanna hab ich dich und dein ſchlankes Reh beſtimmt, und der kleine ſchwarze Vogel ſoll meines Matthäus Spielgenoſſe ſeyn.“ Das Negerpaar ſank dem Mann zu Füßen, deſſen barſche Worte ihm wie himmliſche Muſik erklangen; der aber wies den Dank zurück. „Ihr kommt deßhalb noch nicht in den Himmel,“ ſagte er, „und müßt arbeiten, daß euch alle Rippen krachen; auch fuhrt Frau Hanna eine derbe Fauſt —“ — „Cicero wird arbeiten, iſt ſtark wie der Buffel,“ betheuerte der Mohr. — „Gut, ſchon gut, mein Knabe. Jezt aber thue mir den Gefallen und mache mir die ſtummen Oelgötzen da lebendig, daß ich nicht nöthig habe, ſie mit der Peitſche wach zu kitzeln.“ Hanzens deutete auf die Sklaven, die immer noch theilnahmlos und ſtumm auf dem Boden kauerten, das Kinn auf die Knie geſtemmt, die gefalteten Hände über die Knöchel geſpannt. Cicero nikte mit klugem Blick des Verſtändniſſes und traf Anſtalten, dem Befehl zu entſprechen. Alsbald kniete er vor einer leeren Tonne, zwiſchen die und ſeine Bruſt er einen kurzen Stab mit vielen eingeſchnittenen Kerben ſpreizte und ſtemmte, die linke Hand führte ein ſchmales Stucklein Holz, gleich dem Stab gekerbt, die rechte ein anderes, breiteres, das der Länge nach in Streifen geſpalten war, und mit dieſen erregte er, im Takt auf den Stab ſchlagend und ihn der Länge oder der Quere nach reibend, ein hohles Gerumpel, deſſen wohlbekannte Töne alsbald die Aufmerkſamkeit der Neger weckte, ſo daß ſie ihre beweglichen Ohren ſpizten und mit funkelnden Augen dem Geſange lauſchten, deſſen langſamen und ſanften Eingang Cicero zu dem Geklapper und Gerumpel des Gambee's begann. Die Worte lauteten alſo: „Liebliche, kuhle Nacht, du biſt des Negers holde Mutter. Du wiegſt ihn in deinen dunkeln Armen und birgſt ihn liebreich vor dem Sohn des bleichen Tages, vor dem weißen Mann, der des böſen Feindes Farbe trägt. — Herrliche Nacht, du Braut des guten Geiſtes, wie glänzeſt du im Schmuck der Geſtirne, die heller an deinem Halſe ſtrahlen als Perlen und Korallen! Wie leuchtet und ſchimmert an deinem vollen Buſen der Mond! O Mutter, liebe Mutter!“

Der Sänger hatte von Wort zu Wort mehr von der Ruhe ſich entfernt, mit der er begonnen, und ſich zu einer Leidenſchaftlichkeit geſteigert, die von nun an immer zunahm und den ſchwarzen Hörern ſich in gleichem Maße mittheilte. Er fuhr fort: „Der Tag iſt heiß wie die Hölle. Mit bleiernem Schlummer deckt er des Leuen runde Lichter. Wenn aber die Nacht aus ihren tauſend Augen herniederlächelt, erhebt ſich der König der Wuſte und durchſchreitet ſtolz ſein Reich auf breiten Tatzen. Der edle Löwe iſt des ſchwarzen Mannes Feind, aber dein Sohn, Mutter, liebe Mutter. Er kennt die verwandte Spur, und ihr folgend, verſchmäht er die Fährte des bleichen Europäers, ob ſie auch hundertfach ſeinen ſandigen Pfad durchkreuze. Wo drei ſchlanke Palmen ſtehen und die friſche Quelle vor der durſtigen Sonne bergen, dort erſchlug ich mit der ſchweren Keule den gelben Leuen. Du ſahſt den Kampf und den Sieg, Mutter, liebe Mutter!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Stuttgart**, November.

(Beſchluß.)

Naturbetrachtung.

Wie uns nun die Wanderſchaft auf Gedanken bringt, die uns zwiſchen unſern vier Wänden nicht gekommen wären, ſo veranlaßte mir auch dieſe Zimmerreiſe eine ernſte Erwägung. Der Menſch mit ſeiner Bruſt voll Wünſche, mit ſeinem unerſättlichen Blick auf eine Quadratmeile, vielleicht Quadratminute confinirt, an ſeine Scholle gebunden, möchte die Welt ſehen, wo möglich die ganze, weite Welt, möchte ſie auch begreifen in allen Höhen und Tiefen, im Großen ihrer cosmiſchen Bewegungen, im Kleinſten ihrer organiſchen Getriebe, möchte die Harmonie der Sphären vernehmen und die leiſeſten Stimmen der mikroſkopiſchen Natur. Die Wiſſenſchaften, die Geſchichte, die nachahmenden Künſte, die Sprachen aller Art machen uns nun Vieles weiß über unſer Viel- und Allwiſſen; wenn wir uns aber ſelbſt recht auf den Zahn fühlen, ſo haben wir für die Prüfung, für das Geſpräch, für die Buchmacherei gelernt, wir tragen von der leibhaften Außenwelt, von der unendlichen Vergangenheit und der räumlichen Ferne eine Welt in uns von — Worten, Schulbegriffen, Nebelbildern, von Zahlen, Tabellen, Landkarten, Grundriſſen, Bilderbögen ꝛc., gut genug, ein Examen zu beſtehen, aber lächerlich und erbärmlich wenig, um die leibhafte Anſchauung, das wirkliche Erleben darüber entbehren zu können; wir gebildeten uns einer Surrogatwelt, wir myſtifiziren uns ſelbſt mit einer großen Phantasmagorie in unſerm Gehirnkaſten, mit einer Binſenwelt voll Binſenwahrheiten, an welcher Tauſende ihr Lebenlang eine Freude haben, als lebten ſie in der üppigſten, duftenden, formenreichen, farbenglänzenden Vegetation der Tropenwelt. Es verachte ja Keiner, gleich Fauſt, Vernunft und Wiſſenſchaft; wer aber mit den Jahren über Schule und Leben zur Beſinnung kommt, der trachtet

immer, jene in dieſes zu überſetzen, und ſucht, ſtatt ſich an Schattenbildern zu weiden, möglichſt viel leibhafte Anſchauung und lebendige Erfahrung; er wünſcht die Welt, wo nicht immer in ihren größern Originalbildern, doch wenigſtens in zugänglichen Analogien zu ſchauen; er freut ſich tüchtiger Natur- und Menſchenwerke, wenn er an ſie gelangt, nicht minder, wenn ſie zu ihm kommen, was bisweilen der Fall iſt, wenn ſie oft, aus entlegenen Gegenden, aus fremden Welttheilen herreiſend, ſeinen Aufenthaltsort berühren. Zu ſolchem Erwünſchten zählen wir nun auch billig treue, lebensgroß erſcheinende, Leibhaftigkeit vortäuſchende Bilder, und darum ſollte kein rechter Menſch, der ſich ernſtlich vervollſtändigen will, aus Bequemlichkeit oder Knickerei zaudern, dergleichen natürliche oder künſtleriſche Merkwürdigkeiten zu ſehen, weil ſie jedenfalls und mit Einem Schlage zehnmal lehrreicher und eindringlicher, haftender ſind, als ſeichtes Büchergeleſe und der Schwall von Zerrbildchen. — Kann ich doch, indem ich von ſolcher Indolenz rede, nicht ohne Aerger an einen meiner Bekannten denken, den ich in ſeiner phlegmatiſchen Philiſterhaftigkeit nicht dazu brachte, das Wallfiſchſkelett zu ſehen, das vor einiger Zeit die Runde durch Deutſchland machte, obgleich ich ihm das über alle Vorſtellung Gehende, das ganz Ungeheure dieſes Gebildes, einer Creatur, deren Anblick auf einmal dem innern Auge einen neuen Maßſtab für Thierwelt, Meer und Erde gebe, mit den lebhafteſten Farben, ja mit leidenſchaftlichem Eifer ſchilderte. Ich glaube gar, er ſezte einen Philiſterſtolz darein, dasjenige nicht zu ſehen, was die ganze Stadt ſah und anſtaunte; wie er denn überhaupt keiner Merkwürdigkeit zu lieb ſich in Bewegung ſezte oder die mindeſte Neigung zum Reiſen in ſich fühlte, obwohl nichts in der Welt war, was er nicht zum Gegenſtande des geſelligen Geſprächs gemacht hätte. — Um noch einmal auf unſer Thema auch von der entgegengeſezten Seite her hinzudeuten: Es gibt Manchen, und mein Bekannter gehörte darunter, die geſellig, geſprächig, ſelbſt ſtreitluſtig und rechthaberiſch, doch bequem, ablehnend, faſt ohne alle Anſchauung und Erfahrung, bloß mit vorgefaßten Bildern und Begriffen fortleben, die, neben einem Kruſenſtern oder Humboldt ſitzend, mit ihrem Nachbar alltägliche Albernheiten reden könnten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Lherminier. Die Kunſtſchule.

Vielleicht wirkt die Lehre, die Lherminier ſo eben von allen Parteien wegen der Unſchicklichkeit ſeines Aufſatzes wider die Oppoſition erhalten hat, auf ihn und macht ihn klüger in ſeinem Benehmen. So wie er angefangen hat, kann das Miniſterium keinen Vortheil aus ſeinem Uebergang ziehen; er wird alſo noch Klugheit und Behutſamkeit lernen müſſen, ehe er ein nützlicher Schriftſteller für die Miniſter werden kann. — Außer dieſem politiſchen Uebertritt und Rachels fortwährendem Triumph auf der Bühne des Théâtre français, welchem bekanntlich auch der ganze Hof feierlich beigewohnt hat, war die Ausſtellung der Kunſtwerke in der Ecole des beaux Arts und die darauf folgende Preisvertheilung in der Akademie der Künſte die Hauptbegebenheit der lezten Zeit. Die Ausſtellung war in dem neuen Gebäude der Kunſtſchule, das nun beinahe ganz vollendet iſt. Dieſe Kunſtſchule beſteht nicht aus einem einzigen großen Gebäude, ſondern aus mehreren unzuſammenhängenden und bloß nebeneinander geſtellten Gebäuden, wozu dann noch ein ebenfalls einzeln ſtehender Eingang kommt. Vielleicht hat man das Hauptgebäude, in welchem die großen Kunſtſammlungen aufgeſtellt werden ſollen, wegen der Feuersgefahr iſoliren wollen; aber die Gebäude ſtehen doch auch nicht ſo weit von einander, daß, wenn ein Brand in einem Nebengebäude ausbräche, das Hauptgebäude nicht Gefahr liefe, davon ergriffen zu werden. Uebrigens iſt dies die erſte Anſtalt, welche jezt im Styl der ſogenannten Renaiſſance gebaut wird, und ſich deßhalb von den vielen Nachahmungen römiſcher und griechiſcher Gebäude unterſcheidet. Man ſieht, daß hier ein junger Künſtler ſchalten und walten konnte. Einen impoſanten Eindruck macht die Kunſtſchule eben nicht, und da die Nebengebäude faſt verſteckt liegen, ſo kann man das Ganze nicht einmal überſchauen; aber im Einzelnen betrachtet, hat die Anſtalt doch viel Anziehendes. Vorne auf dem Hofe erhebt ſich die vom ehemaligen Schloſſe Gaillon übriggelaſſene Façade, welche ganz iſolirt daſteht, und hinter welcher man in einen mit Steinen belegten, ovalen Hof tritt, an deſſen beiden Seiten allerlei Bruchſtücke von mittelalterlicher Sculptur angebracht ſind; man gelangt ſofort in das viereckige Hauptgebäude, welches zu den Ausſtellungen beſtimmt iſt, weßhalb zwei große Treppen rechts und links zu den langen Sälen des Hauptſtockwerks führen, die um einen viereckigen Hof herumlaufen. In dieſen Sälen, deren Decken mit Holzarbeit künſtlich belegt ſind, erblickt man bis jezt nur die ausgeſtellten Werke der Schüler, welche ſich um den Preis bewerben, und diejenigen, welche die Zöglinge der franzöſiſchen Kunſtakademie zu Rom einſchicken; aber ſpäter ſollen hier die wichtigen Kunſtſammlungen aufgeſtellt werden, welche die Anſtalt beſizt, namentlich die ſeit vielen Jahren gekrönten Gemälde der Schüler, die Abgüſſe nach alten Bildwerken, eine Münzſammlung, eine Sammlung alter Siegel u. ſ. w. Mit den diesmal ausgeſtellten Arbeiten der Schüler war man ſchlecht zufrieden, und auch von den Arbeiten der zu Rom befindlichen jungen Künſtler lobt man nur Ein Stück, nämlich ein Gemälde von Flandin, obſchon man in Rom ſelbſt, wie es ſcheint, weit nachſichtiger war. Auch verfehlten einige Kunſtkritiker in den Tagblättern nicht, diesmal wieder den Nutzen der Kunſtakademien in Zweifel zu ziehen; ſie ſollen nur dazu dienen, den kühnen Aufſchwung genialer junger Künſtler zu hemmen und ihnen den Wahn beizubringen, mit einer gewiſſen regelrechten Nachahmung ihrer Meiſter, die natürlich meiſtens Akademiker ſind, ſey Alles gethan. Es geht mit der Kunſt wie mit der Literatur: ein Dichter kann ganz regelrecht dichten und alle Fehler vermeiden, und doch ein armer Dichter ſeyn und bleiben. Freilich ſorgt eine Akademie etwas zu ängſtlich für die Beibehaltung und Beobachtung hergebrachter Regeln und fürchtet ſich zu ſehr vor jedem Abweg, ohne zu bedenken, daß ein genialer Künſtler ſich vom gebahnten Wege abwenden muß, wenn er eine neue Laufbahn betreten will. Andernſeits haben jedoch die Verſuche angehender Künſtler in den lezten Jahren gezeigt, daß der Künſtler ſich auf den Abwegen oft gänzlich verirrt. Die Akademien werden alſo wohl noch lange beſtehen und die Kunſtſchüler leiten. Ein Raphael bedarf ihrer nicht; aber diejenigen, die keine Raphaele ſind, können manchmal guten Rath von ihnen bekommen. Daß die Akademien nicht immer gerecht urtheilen und die Arbeiten der Schüler zuweilen unrecht ſchätzen, iſt eine alte und nicht ungegründete Klage in Paris; aber glücklicherweiſe hat die öffentliche Meinung das Recht, ſich frei zu äußern. Dieſes Rechtes bedient ſie ſich auch jedesmal, und zuweilen wird das Urtheil der Akademie vom Publikum umgeſtoßen und verbeſſert. Dies laſſen ſich die Akademiker mit einem bewundernswürdigen Gleichmuthe gefallen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 22. November 1838.

Wenn der Falk in der Luft ſchweift,
Iſt der Lerche ſo weh!

Walter Scott.

Das Feſt der Haifiſche.

(Fortſetzung.)

Der Mohr ſchwieg, athemlos, geifernden Schaum auf den Lippen, und vor Erſchöpfung ſank er auf die Bohlen nieder. Die Schwarzen hatten die Fäuſte geballt und ſprühten Blitze aus den funkelnden Augen, ſo daß die Weißen unwillkührlich ihre Waffen feſter paßten, obſchon denen von ihnen, welche die Worte verſtanden, die gewaltige Aufregung ein Räthſel blieb; denn keiner ahnete, daß nicht der Inhalt des Liedes, ſondern der Ton aus der verlornen Heimath es war, der die armen Kinder Afrikas ſo mächtig ergriff. Doch ſchon der nächſte Augenblick gab den erregten Gefühlen eine neue, veränderte Richtung: die rauhen Töne des Banjah erklangen in eines Negerweibes Händen, welche an den vier Saiten zerrten, denen ein ausgehöhlter großer, mit einem Schaffell überzogener Kürbis als Reſonanzboden diente. Cicero erhob ſich und ſchlug mit Stab und Pritſche luſtig wieder auf die leere Tonne zu; ein anderer begleitete die Lautenſchlägerin auf einer eiſernen Pfanne, auf die er mit einem Kloben lostrommelte. Ihrer etliche, Männer und Weiber, ſchnellten aus ihrer nachläſſigen Stellung elaſtiſch in die Höhe, um einen wilden Tanz voll abenteuerlicher Verrenkungen auszuführen, während andere johlten, ſchrieen und ſangen.

Es war ein Lärm, um Todte zu erwecken und Lebendige zu tödten, und der Wächter im Maſtkorb hatte gut rufen, denn Niemand wollte hören, bis er endlich mit aller Kraft ſeiner Lungen den Feuerruf durch das Sprachrohr ſtieß; da ſchlug Hanzens der Negerin den Banjah aus den Händen, donnerte Sängern, Tänzern und Muſikanten das Gebot des Schweigens zu und fragte hinauf: „Wo Feuer?“ — „Nichts Feuer!“ lautete die Antwort; „zwei Segel vor dem Wind. Ihr müßt ſie dort unten vom Steuerbord * ſchon ſehen können.“ — Der Patron gewahrte alsbald, mit geübtem Auge ſüdöſtlich ſcharf hinausſpähend, zwei ſilbergraue Flecke auf den Wogen, nicht viel größer als ſchwimmende Waſſervögel, während auf ſein Gebot Jan das Fernrohr richtete und die Neger in ihre Keuchen zurückgetrieben wurden. „Das ſind dieſelben Segel,“ ſagte Hanzens, „die wir geſtern in der Abenddämmerung aus dem Geſichte verloren. Werden Spanier ſeyn, die nach Providence ſegeln.“ — „Sehen mir juſt aus wie Spanier,“ höhnte der Steuermann, da der Patron hinter dem Glaſe ſein Antlitz bedenklich in die Länge zog, dann ſich aufrichtete und mit raſchen Worten befahl, mehr Segel beizuſetzen,

* Die rechte Seite des Schiffes.

Digitized by Google

worauf alsbald die Tücher von allen Raaen rollten und die Sirene, von oben bis unten wie in Schleier gehüllt, windabwärts vorgelehnt, daß die Stengen ächzend ſich bogen, mit der Schnelligkeit der Schwalbe dahinflog. Dennoch aber wuchſen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, ſogar dem unbewaffneten Auge erſichtlich, die verfolgenden Segel, welche dabei auch weiter und weiter ſich von einander trennten, ſo daß das eine, kleinere geradezu auf das Sklavenſchiff zuhielt, während das größere zur Rechten blieb, als gedenke es der flüchtigen Brigantine den Wind abzugewinnen. „Erkennt Ihr die ſpaniſche Flagge, Mynheer?“ fragte Jan, da er den Patron die Farbe wechſeln ſah; der aber gab einen kernfeſten Seemannsfluch zur Antwort, denn er gewahrte nur allzuwohl, wer ihn verfolge, und fühlte die drohende Nähe des rothen Fadens, mit dem die Rieſenſpinne Albion über alle Meere das gewaltige Netz ſpannt.

Die Verfolger waren Kriegsſchiffe, das bezeugten zuerſt die Höhe des Takelwerks im Verhältniß zum Rumpf, die Breite der Segel, dann die deutlich hervortretenden zahlreichen Stuckpforten, und zuletzt Britanniens königliche Flagge an der Spitze des weißen Hauptmaſtes unter der goldig glänzenden Kugel; und da nun das nächſte der verfolgenden Fahrzeuge ſo nahe war, daß Hanzens durch ſein Fernrohr ganz deutlich die weißangeſtrichenen Stengen und das ſchwarzgetheerte Tauwerk unterſcheiden konnte, ward auf dem Beſaanmaſt der engliſchen Brigg ein Signal aufgehißt. „Sie begehren Red und Antwort von uns,“ ſagte der Patron; „aber wir werden unſere Zeit nicht mit Antworten verlieren.“ — „Ja wohl,“ verſetzte Jan, „es wird am beſten ſeyn, wir ſuchen ihnen auszuweichen.“ — „Sie ſegeln beſſer als wir,“ fuhr Hanzens fort und verſank in tiefes Nachdenken.

Unterdeſſen ging von dem Hauptmars der Brigg eine Rauchwolke auf, die ſich bald wieder verzog, und als der Knall des Signalſchuſſes bis zu der Sirene gelangte, hatte der Patron derſelben ſchon ſeinen Entſchluß gefaßt. „Höre einmal, Alter,“ ſprach er zum Steuermann, „auf dieſe Weiſe iſt es unmöglich, zu entkommen; denn ehe noch ſechs Stunden vergehen, würden wir in der Klemme zwiſchen zwei Feuern ſtecken. Ich will daher lieber ein ſchweres Opfer bringen, was immer beſſer iſt, als Alles mitſammen zu verlieren, und neben dem Gut am Ende auch noch das Leben einzubüßen.“ — „Wollt Ihr etwa die Fracht den Haifiſchen vorwerfen, Mynheer?“ — „Nicht doch, Jantche. Wir wollen auf die Lucayen (die Bahamiſchen Inſeln) zuhalten; dorthin folgen ſie uns nicht. Wenn wir nicht auf den Strand laufen und nicht ſcheitern, ſind wir gerettet; der Lotſe und der Spanier werden uns zwar viel koſten, aber doch nicht alles, und es iſt immer einträglicher, ich verkaufe zu Providence mein Ebenholz unter dem Preis, als daß der Goddam mir's abjagt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Franzöſinnen in der Conciergerie im Jahr 1793.

(Beſchluß.)

Ich bin überzeugt, auf keinem Pariſer Spaziergang waren damals ſo elegant gekleidete Frauenzimmer zu treffen, wie um Mittag im Hofe der Conciergerie; er glich einem Blumenbeet, freilich mit einem eiſernen Gitter umher. Frankreich iſt wohl das einzige Land, wo ſo ſonderbare Contraſte ſich beobachten laſſen, die Franzöſinnen ſind die einzigen Weiber in der Welt, welche zwanglos den höchſten Reiz des Lebens und ſeine ſüßeſte Luſt in die wahre Hölle auf Erden mitzubringen vermögen. — Um Mittag ergötzte ich mich am Anblick der Weiber; Morgens ſprach ich lieber mit ihnen, und Abends am Gitter nahm ich auch wohl Theil an traulicherem Zwiegeſpräch: in den ruhigen Augenblicken vor Einbruch der Nacht wußte man ſich Alles zu Nutze zu machen, die wachſenden Schatten, die Ermüdung der Schließer, die Entfernung der meiſten Gefangenen. Und dieſe Geſchöpfe mit der unbegreiflichen Unbefangenheit hatten alle ihr Todesurtheil in der Taſche!

Nicht ſelten frühſtückten wir mit den Weibern. Bänke von Bruſthöhe waren zu beiden Seiten des Gitters angebracht, und während auf den Bänken die Speiſen verſchwanden, welche, dem Speiſemeiſter zum Trotz, der Hunger würzte, flogen Galanterien, feine Anſpielungen, Witzworte durch das Gitter hin und her. Alles ward munter beſprochen, nichts zu lang ausgeſponnen. Man ſah das Unglück an wie ein bösartiges Kind, das man nur auslacht, und man lachte recht herzlich über Marats Gottheit, über Robespierres Prieſterthum und Fouquiers Richteramt; es war, als riefe man dem ganzen Troſſe blutiger Knechte zu: „Tödtet uns, wann ihr wollt! aber machen, daß wir nicht mehr liebenswürdig ſind, das könnt ihr nicht!“

Welch ein Genius alle Gemüther mächtig erhob, alle Geiſter kräftigte, ich weiß es nicht; aber ſoviel iſt gewiß, ich ſah nur einen Einzigen, der Kleinmuth verrieth, und dies war du Chatelet. Er ward von den Madelonettes gebracht, völlig betrunken, und man warf ihn auf die Streu. Am andern Morgen war er wieder bei Vernunft, gewann aber dabei wenig genug. Er lief klagend und weinend überall herum und ſchien ganz außer ſich, da kein Menſch mit ihm einſtimmen wollte. So kam er auch an's Frauengitter und heulte und wehklagte auch hier. Da ſah ihn ein ganz gemeines Mädchen wie eine

Rarität an, erkundigte ſich, wer er ſey, trat vor ihn hin und ſprach: „Pfui, wer wird weinen? Ich ſage Ihnen, Herr Herzog, wer keinen Namen hat, bekommt hier einen, und wer einen hat, ſoll ihn zu führen wiſſen!“ Man erräth, daß die Perſon, welche dieſe Lection ertheilte, eine Ariſtokratin war. Und was für eine! eine, die mit einem Heroismus, deſſen alle Virtuoſen in den Salons von Coblenz nicht fähig geweſen wären, ihre Rolle zu Ende ſpielte.

Egle, kaum zwanzig Jahre alt, war im Schoße des Elends und Laſters aufgewachſen und gehörte zu der verworfenſten Claſſe von Weibern; aber die neue Ordnung der Dinge war ihr ein Greuel, und ſie machte kein Hehl daraus. Sie gab ihre Anſichten auf offener Straße preis und brach gelegentlich ſelbſt in aufrühreriſches Geſchrei aus. Die Polizei hatte ſie endlich, nebſt einer Geſpielin, der ſie ihr ariſtokratiſches Gift eingeimpft, aufgegriffen und in die Conciergerie geſteckt. Chaumette, weiland Züchtling, und nun Prokurator der Pariſer Gemeinde, war damit umgegangen, die beiden elenden Weibsbilder zugleich mit der Königin vor Gericht zu ſtellen und alle drei auf demſelben Karren auf's Schaffot zu ſchicken. Aber die Comités fanden dieſen Spaß doch etwas bedenklich; Marie-Antoinette ſollte allein den Todesgang gehen, und die arme Egle ward für eine beſſere Gelegenheit aufgeſpart. Drei Monate waren ſeit dem Tode der Königin verfloſſen, und Egle und ihre Geſpielin wären wohl in Vergeſſenheit gerathen, wenn erſtere auch nur einigermaßen ſich bezähmt hätte. Sie hätte ſich aber geſchämt zu heucheln oder auch nur ihre Gedanken für ſich zu behalten, und ſie ſprach ſich mitten in der Conciergerie ſo lärmend und rückſichtslos aus, daß Fouquier beſchloß, der Sache ein Ende zu machen. — Man gab ſich nicht die Mühe, eine neue Anklageakte gegen die beiden Mädchen zu erlaſſen; man holte die alte, bei Gelegenheit von Chaumettes Projekt aufgeſetzte hervor, wie ſie war, und ſo waren denn Egle und ihre Geſpielin buchſtäblich und wörtlich angeklagt, mit der Wittwe Capet im Einverſtändniß geſtanden und ſich mit ihr gegen die Freiheit und Souveränetät des Volks verſchworen zu haben. Ich habe es geleſen und kann es bezeugen.

Egle war ſtolz auf ihre Anklageakte, aber entrüſtet über die Motive. Sie konnte nicht begreifen, wie man ſo albern lügen mochte, und ſtieß gegen das Tribunal Anzüglichkeiten aus, die nicht ſo übel waren, freilich nur in ihrem Munde. Ich unterbrach ſie in einer Philippica der Art: „Schon recht, gute Egle; wenn man dich aber mit der Königin zur Guillotine geführt hätte, ſo wäre kein Unterſchied zwiſchen dir und ihr geweſen, und du wäreſt als Ihresgleichen erſchienen.“ — „Ja,“ erwiderte ſie, „aber ich wollte die Schurken ſchon angeführt haben.“ — „Und wie?“ — „Wie? mitten auf dem Wege hätte ich mich ihr zu Füßen geworfen, und nicht Henker noch Teufel hätten mich wieder aufgebracht.“

Vor dem Tribunal war Egle der royaliſtiſchen Aeußerungen, deren man ſie anklagte, geſtändig; als man aber zum Einverſtändniß mit der Königin kam, rief ſie achſelzuckend: „Ei ja, das iſt mir etwas! und geſcheit ſeyd ihr, das muß man ſagen! Ich im Einverſtändniß mit der Wittwe Capet, wie ihr ſie nennt, mit ihr, die eure Königin war, ihr mögt Geſichter ſchneiden, wie ihr wollt! ich armes Mädchen, für das ein Kuchenjunge von ihr zu gut geweſen wäre! Das ſieht Schurken und Dummköpfen, wie ihr ſeyd, ähnlich!“ — Trotz dieſer Expectoration fand Egle das Tribunal mild geſtimmt. Ein Geſchworner meinte, die Angeklagte werde wohl betrunken geweſen ſeyn, als ſie die Aeußerungen gethan, wegen deren ſie vor Gericht ſtand, ſey ſie doch auch jezt nicht ganz bei ſich; einige andere Geſchworne waren derſelben Anſicht. Egle wies die Fürſprecher und ihre Motive gleich kräftig von ſich: ſie wiſſe nicht, ob Jemand in der ehrenwerthen Geſellſchaft betrunken ſey, ſie ſey es keinesfalls, und um zu beweiſen, daß ſie die in der Anklageakte niedergelegten Aeußerungen abſichtlich und mit kaltem Blut gethan, fing ſie an, dieſelben buchſtäblich zu wiederholen, und man mußte ernſtliche Maßregeln ergreifen, um ſie zum Schweigen zu bringen. Man zwang ſie zum Sitzen, und das Tribunal nahm ihre Geſpielin vor. Dieſe fand gleiche Nachſicht bei den Geſchwornen, und nicht ſo feſt, wie Egle, ließ ſie ſich das Patent der Trunkenheit, das ſie vom Tode retten ſollte, gefallen. Da konnte Egle, entrüſtet, nicht ſchweigen; ſie rief ihr zu, ihre Schwäche ſey ein Verbrechen, ſie entehre ſich; ſie forderte ſie zum Muth und zum Bekenntniß der Wahrheit auf. Die Andere, die ſich vor Egle noch weit mehr, als vor den Richtern ſelbſt fürchtete, ſchwor ihre falſche Ausſage ab und bekannte, daß auch ſie nüchtern das Verbrechen begangen. Das Gericht machte einen billigen Unterſchied: Egle ſchickte es als eine unverbeſſerliche Ariſtokratin auf's Blutgerüſt, die Andere ſperrte es nur auf zwanzig Jahre in die Salpetrière ein. Als man ihnen das Urtheil vorlas, hörte Egle lächelnd die Sätze an, nach welchen ſie des Verbrechens der Contrerevolution für ſchuldig erkannt und zum Tod verurtheilt wurde; als aber der Artikel von der Güterconfiſkation kam, rief ſie dem Präſidenten zu: „Ha, Spitzbube, da kommſt du mir recht! Wohl bekomm's dir! Ich verſichere dich, du wirſt dir den Magen nicht damit verderben!“ — Beim Weggehen vom Gericht bedauerte Egle laut ihre Geſpielin wegen ihres Benehmens, und war mit ihrem eigenen höchlich zufrieden. Es war ihr vor nichts bange als vor ihrem Empfang beim Teufel. Der Engel jenes Gefängniſſes, der gute Emery, beruhigte ſie deßhalb, und ſie ſprang vergnüglich auf den Karren.

Digitized by Google

Wiſſenſchaftliche Notizen.

Tiefe des todten Meers unter dem Mittelmeer. — Erſt in neuerer Zeit war man darauf aufmerkſam geworden, daß verſchiedene Striche der Erdoberfläche bedeutend tiefer liegen, als der Spiegel des Meers. Humboldt hatte dies auf ſeiner lezten Reiſe für die Länder am caspiſchen Meer dargethan; jezt liegen ähnliche Beweiſe für manche Gegenden Paläſtina's vor, woraus namentlich hervorgeht, daß der Jordan ſich nie in's rothe Meer ergießen konnte, das heißt ſeit den hiſtoriſchen Zeiten. Im vorigen Jahre haben Engländer und Franzoſen thermometriſche und barometriſche Beobachtungen am Ufer des todten Meers angeſtellt; nach den einen läge daſſelbe über 1200 Fuß, nach andern gar 2400 Fuß unter dem Niveau des Mittelmeers. Dieſe Einſenkung des Landes erſtreckt ſich weit über Paläſtina; ſo läge Jericho nach dem Franzoſen Berthon 1800 F. unter der See. Auch **Schuberts** Beobachtungen beſtätigen das Faktum im Allgemeinen, nur fand er die Unterſchiede nirgends ſo bedeutend, ſo z. B. für Jericho nur etwas über 400 F. und für das todte Meer nur 560 F. Nach demſelben läge der See Tiberias 520 F. unter dem Mittelmeer. — Als weiterer Beweis für die Einſenkung dieſes Strichs von Arabien wird noch bemerklich gemacht, daß namentlich im Thal des Jordans die Temperatur höher iſt, als man nach der Breite erwarten ſollte. Schon während des franzöſiſchen Feldzugs in Egypten war es den Gelehrten nicht entgangen, daß manche Seen in der Nähe des rothen und des Mittelmeers etwas unter dem Spiegel beider Meere liegen müſſen, indeſſen weit nicht ſo tief, als das todte Meer und der See Tiberias.

Abſtand der Fixſterne von der Erde. — Bekanntlich war es bisher der Aſtronomie nicht möglich, die Entfernung der Erde von irgend einem Fixſterne genau zu beſtimmen: der ganze Durchmeſſer der Erdbahn, der doch über 40 Millionen Meilen beträgt, bildete keine mit den ältern Inſtrumenten meßbare Parallaxe. Man konnte immer nur die Grenzen angeben, innerhalb welcher ſich die Fixſterne **nicht** befinden konnten. Der Königsberger Aſtronom **Beſſel** hat nun mittelſt der neueſten Hülfsmittel eine genauere Beſtimmung verſucht. Bei den bisherigen Bemühungen, eine Parallaxe der Fixſterne zu finden, glaubte man immer, ſich an die glänzendſten Sterne halten zu müſſen, in der Vorausſezung, daß der ſtärkere Glanz eine geringere Entfernung von der Erde andeute; ſeit man aber auf die ſelbſtſtändigen Bewegungen der Fixſterne aufmerkſam geworden iſt, muß man annehmen, diejenigen, bei welchen die Verrückung in einer gegebenen Zeit am bedeutendſten iſt, liegen uns am nächſten, und ſie werden daher die merklichſte Parallaxe ergeben. — Der Stern 61 im Sternbild des Schwans hat nun am ganzen Firmament die ſchnellſte eigene Bewegung, und ihn hat daher Beſſel zu ſeinen Beobachtungen mit dem großen Fraunhoferſchen Heliometer gewählt. Die ſcheinbare Bewegung wurde nach der Veränderung der Stellung des Sterns zu zwei benachbarten, die man als fix annahm, beſtimmt und nach ziemlich übereinſtimmenden Reihen von Beobachtungen ungefähr gleich drei Zehntheilen einer Sekunde (0'31) gefunden. Dies ergäbe eine Entfernung des Sterns, 657.700mal größer, als der Halbmeſſer der Erdbahn, der über 20 Millionen Meilen groß iſt. Da nun das Licht in der Sekunde 40.000 Meilen zurücklegt, ſo braucht das Licht des Sterns, um zu uns zu gelangen, über zehn Jahre. — Der Stern 61 des Schwans iſt ein Doppelſtern. Beſſel hat nun zugleich die Maſſen dieſer Sterne berechnet und dieſelben etwas geringer, als die unſerer Sonne gefunden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Die däniſchen Zölle. Lübeck.

Das, was die Gemüther für den Augenblick am meiſten hier beſchäftigt, iſt der neue, von Dänemark errichtete Tranſitozoll zwiſchen hier und Lübeck, und erſchrocken, wie einſt die Schweizer ihr Zwing-Uri, ſehen wir die neuen Zollgebäude hart an der Grenze aus der Erde ſich erheben. Durch dieſen Zoll ſoll auf der bis zu dieſem Augenblick durchaus freien Straße von jedem Centner Waare eine Abgabe von zehn Schillingen (ſechs Groſchen preuß.) erhoben werden, und man ſchlägt die Einnahme für Dänemark auf viele Millionen an, die natürlich die hieſige und Lübeck'ſche Bevölkerung allein tragen müſſen. Da nun Hannover auf dem linken Elbufer eine dichte, durchaus undurchdringliche Zolllinie gezogen hat und Dänemark uns von der andern Seite gegen Lübeck und den ganzen Norden abſperrt, ſehen wir uns gleichſam wie in einem Neze gefangen, und die nächſte Zeit dürfte trübe Tage bringen, wenn es den vereinten Bemühungen der beiden betheiligten Städte nicht noch gelingen ſollte, den Sturm zu beſchwören, der ſich gegen ihre Wohlfahrt erhoben hat. Eine Deputation der beiderſeitigen Senate, welche um Abhülfe nach Kopenhagen geſandt wurde, ſoll indeß nichts ausgerichtet haben und die Sache jezt, wie man ſagt, an den Bundestag gehen, da es die Aufrechthaltung alter Privilegien und Rechte gilt, die ſich mit Fug auf heilige Verträge ſtüzen dürfen. Wenn nun gleich für Hamburg dieſe neu angelegte Zolllinie eine große Calamität iſt, ſo bedroht ſie das arme Lübeck doch mit einem noch größern Verderben, indem ſie ihm auch noch den lezten ihm übrig gebliebenen Handel, den mit dem Norden, rauben oder doch verkümmern wird; denn die transatlantiſchen Geſchäfte reduciren ſich dort jezt faſt auf Null, da England dieſe größtentheils gänzlich an ſich geriſſen, und die Amerikaner jezt ſelbſt ihre Waaren entweder nach England oder nach Hamburg führen und für eigene Rechnung verkaufen laſſen. Es wäre in der That ſehr zu bedauern, wenn die einſt ſo blühende und mächtige Hanſeſtadt, die ſeit der franzöſiſchen Occupation ohnedies ſchon ſo bedeutend verloren, daß ſie nur noch 24.000 Einwohner zählt, jezt gänzlich zu Grunde gehen ſollte, und das wird ſie, wenn der neue Zoll wirklich in's Leben treten und Beſtand gewinnen ſollte. Wenn gleich Hamburg als die bedeutendſte Stadt des nördlichen Deutſchlands betrachtet werden muß, ſo iſt doch Lübeck unbezweifelt ſelbſt jezt noch die intereſſanteſte, da ſie treu die Ueberreſte ihrer reichsſtädtiſchen Pracht und Herrlichkeit vor allen andern bewahrt hat. Keine der freien Städte, die ich alle kenne und erſt neuerdings wieder beſucht habe, hat ein ſo echt reichsſtädtiſches Anſehen, ja ſelbſt Leben bewahrt, als Lübeck. Der Lübecker beſizt einen gewiſſen Stolz, der ihm überaus gut ſteht, auf die Kunſt- und Alterthumsſchäze ſeiner Vaterſtadt, und zeigt ſie dem ihn beſuchenden Fremden mit gerührter Freude. Lübeck gewährt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt dem denkenden Reiſenden den Anblick eines hohen, herrlich und ſtolz ſich erhebenden alten Hauſes, an dem noch die reichen Wappenſchilder, die köſtlich verzierten Burgthore, die Statuen und ſonſtigen plaſtiſchen Gebilde in ungetrübter Schönheit prangen, in deſſen innern Räumen aber das rege Leben, der Reichthum fehlt, der einſt die ſtattlichen Hallen mit jubelnden Gäſten und der Fröhlichkeit glänzender Feſtmahle erfüllte.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 23. November 1838.

— Bereitet euch in Eil.
Schon ſtehn die Franken ſtatlich in den Reihen,
Und werden ſchleunig ihren Angriff thun. —
— Iſt unſer Muth bereit, ſo iſt es Alles.

Shakespeare.
Heinrich V.

Der Oktober in Genf.

Auf dem Gottesacker von Plain-Palais, dem plunn palus der Römer, liegt ſeit zweihundert vier-und-ſiebenzig Jahren ein Mann, deſſen Grab Niemand kennt, ſo viel auch darüber nachgeforſcht worden iſt; immer vergebens, denn ſeinem lezten Willen nach ſollte kein Stein und kein Mahl ſein Grab bezeichnen. Der Mann iſt Calvin, der Gründer von Genfs neuerer Nationalität und geiſtiger Mannhaftigkeit auf engem, kleinem Raume. Die Nacht vom 25ſten auf den 26ſten September war trüb und finſter. Dichte Wolken zogen in plumpen, wunderlichen Geſtalten ſtumm grüßend an einander vorüber, und nur manchmal drang der ſcharfe, ſilberne Mondkahn mühſam ſegelnd durch ſie, verſchwand aber gleich darauf wieder hinter einer andern dunkeln Wolke. Auf St. Peter in Genf hatte es eben eilf geſchlagen, da will Jemand in der Umgegend jenes Gottesackers eine weiße, lange, hagere Geſtalt auf einem Grabe nahe an der nördlichen Mauer geſehen haben. Sie ſtand ruhig und wie ſinnend da, erhob aber dann einen Arm und deutete nach Genf hinüber. In dem Augenblicke wetterleuchtete es jenſeits des Jura, und die Geſtalt verſchwand. Sie iſt auch hernach nicht mehr geſehen worden. — Der Mann, welcher Calvin ſah, iſt kein Genfer, ſondern ein Landsmann von Servet, ein Spanier. Er hütete ſich wohl, den aufgeklärten Leuten in der Stadt davon zu ſprechen, denn da wäre er nur ausgelacht und ein Narr genannt worden. Bloß einigen Vertrauten theilte er ſein Geſicht mit, und zu dieſen gehörte auch ich. Was will doch Calvin jezt in der kalten, entfremdeten, egoiſtiſchen, auseinandergehenden Zeit? ſo fragten wir uns.

In einigen Tagen wurde es uns klar. Da traf ſichere Nachricht ein, daß ein franzöſiſches Armeecorps ſich der Schweizergrenze nähere und zumal gegen Genf rücke. Der General Aymar in Lyon hatte ſogar am 23ſten September an die zum Marſch beſtimmten Truppen einen Tagsbefehl erlaſſen, der drohend klang und worin ſelbſt von Ahndung ſchweizeriſcher turbulence und Deklamationen die Rede war. So ſehr es nun mit beiden manchmal ſeine Richtigkeit gehabt hat, ſo wenig kommt es einem franzöſiſchen General zu, ſich zum Richter und Strafherrn darüber aufzuwerfen und im Napoleonſchen Bulletinſtyl ein freies Nachbarvolk und Land zu bedrohen. Aber gerade dieſe Anmaßung hatte die entſchiedenſten und merkwürdigſten Folgen, zumal Aymars blutiges Auftreten bei der lezten Lyoner Inſurrektion in Genf wohl bekannt war.

In Folge von Briefen aus Paris war ſchon ſeit mehreren Tagen die Rede von dem wahrſcheinlichen Anrücken einer franzöſiſchen Armee gegen die Schweizer Grenze

Digitized by Google

und gegen Genf geweſen, und man hatte die Frage ventilirt, ob wirklich ein Angriff Frankreichs politiſch wahrſcheinlich, und wenn er ſtattfinde, was dabei zu thun ſey? Darüber aber hatte man nicht zur Entſcheidung kommen können. Man war verſchiedener Anſicht nach politiſcher Meinung und Färbung, nach augenblicklichem Impuls, perſönlichen Verhältniſſen, nach Hab und Gut. Kaum aber war der Aymar'ſche Tagsbefehl hier bekannt, ſo verſchwand alle Meinungsverſchiedenheit, und von oben bis unten war nur Eine laut ausgeſprochene Meinung: männliche Vertheidigung gegen den übermuthigen und anmaßenden Nachbar.

Am 28ſten September erſchien folgende Bekanntmachung der Regierung: „Die Syndiken und der Staatsrath benachrichtigen ihre Mitburger, daß nach zuverläſſigen Nachrichten eine Diviſion franzöſiſcher Truppen den Befehl erhalten hat, ſich gegen die Weſtgrenze der Schweiz in Marſch zu ſetzen. Zwar wird dieſe Truppenbewegung ſo dargeſtellt, als ſey ſie kein Anfang von Feindſeligkeiten; deſſen ungeachtet aber hält es der Staatsrath fur ſeine Pflicht, ungeſäumt die Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen, welche dieſen Umſtänden angemeſſen ſind. Indem er dabei auf den Patriotismus der Miliz und der Burger rechnet, fordert (invite) er ſie auf, mit Ruhe und Feſtigkeit zu den Maßregeln mitzuwirken, deren geregelte und genaue Ausführung allein günſtige Folgen haben kann. So darf der Kanton Genf das wichtige Intereſſe des Vaterlands keineswegs in Gefahr ſetzen, ſondern muß es, vertrauend auf göttlichen Schutz, aufrecht erhalten und die Entſcheidung des Bundes abwarten.“

Dieſe edle, gehaltene Sprache, in der im Moment der Gefahr eine republikaniſche Regierung nicht mit Befehl, ſondern nur ermunternd zu ihren Mitburgern redet, dieſe Sprache konnte auf Menſchen ihren Zweck nicht verfehlen, die dergleichen verſtehen und nicht als Schwäche auslegen, ſondern als Worte wurdigen Selbſtgefuhls und Vertrauens auf ein kleines gebildetes Volk, das in Gottes Hand ſteht. Solch eine Stellung, ſolche Worte der Regierung zu den Ihrigen, beide auf höhere Gnade hoffend, hatte Calvin wohl andeuten wollen, als er nach dem Genſer Stadthaus hinuber zeigte.

Von nun an hörte in Beziehung auf die bedrängte Heimath alle Scheidung in Stände und Claſſen auf, alle Spaltung nach politiſcher Anſicht und Färbung, nach oben und unten, nach Reich und Arm, nach Vornehm und Gering. Alle hatten jezt nur Einen Willen — Bewaffnung, Vertheidigung, Abwehr, auf daß man mit Ehre ſtehe oder falle. Nur ſolcher Einigung und Zuſammenwirkung konnte es gelingen, in wenig Tagen ſo vieles zu thun, was nöthig war, wenn Genf nicht — wie es Frankreich nach guten Nachweiſungen im Sinn hatte — durch einen Coup de main nach der Ancona'ſchen Art genommen werden ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Feſt der Haifiſche.

(Fortſetzung.)

Ohne des Steuermanns Antwort abzuwarten, ertheilte Hanzens ſeine neuen Befehle, und die Sirene gewann in den erſten Stunden ſchon bedeutende Vortheile, da der Engländer ſich zu bedenken ſchien, dem klippenreichen Gebiet ſich zu nähern, auf das die Brigantine zuſteuerte, ſo daß er ein Segel nach dem andern einreffte und nur mit der größten Vorſicht ſeinen Weg fortſezte, während Hanzens, um einer Gefahr zu entrinnen, der andern ſich mit dem Muthe der Verzweiflung tollkuhn und blindlings in die Arme warf.

Der Sklavenhändler wähnte ſich gerettet. Aber Luft und Wogen ſind falſch und launenhaft, wie Weiber. Urplötzlich flatterten von Süden ſchwarzblaue Wetterwolken einher, vereinigten ſich zu einer dunkeln Maſſe, und da der Schiffer eben verwundert emporſchauen wollte, um zu erſpähen, welch dichter Schleier die Sonne verfinſtere, ſaß der lückiſche Wirbelwind auch bereits in allen ſeinen Segeln, ſtrömte der Platzregen in mächtigem Guß hernieder, zuckten Blitze blau und ſchwefelgelb durch die Finſterniß und rollte der Donner in ſtarkem Widerhall am Gewölbe des Himmels dahin. Vergebens muhten ſich die Matroſen, die Segel einzuziehen; hochgebläht riſſen ſie, des Steuerruders ſpottend, die Brigantine dahin, wie des Sturmes Laune gebot, oder peitſchten zerſezt und flatternd die Luft.

Die Sirene ſah übel aus, da nach einer halben Stunde das Unwetter nachließ und die Sonne am klaren Himmel wieder ſo freundlich lächelte, als wäre nichts vorgefallen. Aber der Wind blies noch ſtark und ſezte in jeglicher Minute um, während unten die See ſchäumte und wogte und zornig ihren Geifer an Bord ſprühte. Flinke Hände refften nun die Segel ein, und Hanzens blickte umher, um zu erforſchen, wohin der Sturm das überraſchte Schiff wohl verſchlagen habe. „Wir ſind im Golfſtrom,“ ſagte Jan zu dem nachſinnenden Patron; der aber ſchuttelte den Kopf und ſträubte ſich, zu glauben, was ihm ſo wenig willkommen war; aber er erkannte nur allzudeutlich die tiefblaue Färbung, welche den gewaltigen Meeresſtrom von dem grunen Gewäſſer an den

Digitized by Google

Küſten unterſcheidet, und fühlte an der Bewegung des Schiffs die ihm ſehr wohl bekannte Wirkung der Wellen, die, aus dem mexikaniſchen Meerbuſen hervorbrechend, eingezwängt zwiſchen den öſtlichen Ufern von Florida und den Felſen der bahamiſchen Eilande, die mächtige Strömung bewirken, welche bis an der Hebriden rauhe Geſtade die antilliſche Bohne ſpült.

Der Wind begann nun ſtät aus Südweſt zu wehen und das Segel der Kriegsbrigg tauchte wieder am Geſichtskreis auf. Die Brigantine ſetzte ſich in Bewegung, um den Gulfſtrom ſchräg zu durchſchneiden; doch Wind und Wellen ließen es nicht zu, während ſie mit vereinten Kräften dem Verfolger ſich geſellten, der in gerader Richtung näher und näher rückte, und zwar mit unverſehrtem Takelwerk, das der Gewitterſturm nicht überraſcht hatte, wie jenes der nur auf Flucht und Rettung bedachten Sirene. „Nun denn," rief Hanzens, „ſo laßt uns immerhin geradeaus ſegeln, und mußten wir bis Newfoundland fahren!"

Und noch einmal entfaltete zu eiliger Flucht die Brigantine ihre grauen Schwingen, ſo viel ihrer das Ungewitter ganz gelaſſen, und hielt ſo ziemlich gleichen Lauf mit dem Engländer; je raſcher aber ſie dahin ſegelte, deſto näher rückte ſie einem fernen, hellen Punkte, der immer größer ward, ſich zu Segeln, Maſten und Tauwerk entwickelte, und endlich als Dreidecker mit geöffneten Stückpforten und umwickelten Raaen drohend im Wege lag. Hanzens ſprach leiſe und angelegentlich mit dem Steuermann, der ihm ernſthaft zuhörte. „Wir werden wie Männer ſterben," ſagte Jan gelaſſen und ſchüttelte dem Patron die Hand, der darauf an ſein Geſchäft ging, überzeugt, daß im äußerſten Fall alles geſchehen werde, wie er es angeordnet.

Der Dreidecker zog ein Signal auf; die Sirene ließ zur Antwort die ſchwarze Flagge wehen, worauf alsbald am Bugſpriet des Engländers das Stagſegel * niederſank, und das Kriegsſchiff ſich langſam und majeſtätiſch auf ſeinem Kiel drehte, bis es dem nahenden Ebenholzhändler geradeaus in ſeiner ganzen Länge die linke Seite (Backbord) zukehrte. In dreifacher Reihe gingen Blitz und Rauch auf, an die Planken und durch das Takelwerk der Sirene ſchlug und ſauste ein furchtbarer Eiſenhagel, daß Splitter und Fetzen davon ſtoben, während der vereinte Knall von mehr denn dreißig Geſchützen als Donnerſchlag das Gehör der Männer traf, die, den gewiſſen Tod vor ſich, ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen gedachten.

„O die Hayfiſche!" ſeufzte Hanzens, auf die Ungethüme niederblickend, die ſelbſt im Sturm die Fährte ihrer Beute nicht verloren hatten; dann ſchrie er den Seinen ein verzweifeltes „Vorwärts!" zu, während der Dreidecker wiederum ſich zu wenden verſuchte, was er nicht ſo ſchnell bewirken konnte, daß nicht vorher, pfeilſchnell von der ſtarken Strömung getrieben, die Sirene, anprallend, ſich an ſeinen Schnabel feſtgehakt hätte. Und nun erhob ſich der Kampf der Verzweiflung gegen die Uebermacht; wie ein Raſender vordringend, ſtieg Hanzens, ehe noch die herbeieilenden Engländer es hindern konnten, empor, auf die Galion unter dem Bugſpriet, gefolgt von den Stärkſten und Rührigſten der Seinen, und ein furchtbares Handgemenge begann, um gleich darauf in ſich ſelber zu erſticken; denn Mann an Mann auf engem Raum zuſammengedrängt, verloren die Vorkämpfer beider Parteien den freien Gebrauch ihrer Hände und Waffen, und bildeten wider Willen eine undurchdringliche Mauer, in der ſelbſt die wenigen Opfer, welche der Dolch oder die würgende Fauſt noch dahinraffte, aufrecht ſtehen blieben und ſo die Bahn verſperrten.

Unterdeſſen nahte die Brigg mit vollen Segeln, und der Steuermann der Sirene verließ das Verdeck. In wenigen Augenblicken darauf that es einen ſchweren Fall in's Waſſer, wieder einer, und fort und fort — ein gellender Schrei ertönte, wieder einer, und fort und fort, und mit Entſetzen ſahen die Engländer, wie eine Schaar armer Neger ſich gegen die Gewalt der Wogen ſträubte und darüber den gefräßigen Wölfen des Meers, den Hayfiſchen, zum Raube ward. Dort ſperrte ſich ein gewaltiger Rachen auf, um ein junges Weib auf einmal zu verſchlingen, hier ſchnappte ein ſägenförmiges Gebiß ein Bein, einen Arm weg. Die Fregatte ſetzte Boote aus, um wo möglich einige der Opfer noch zu retten, während ein plötzlicher Windſtoß die Brigantine losriß und das meiſterloſe Fahrzeug eine gute Strecke von dannen trieb, ohne daß die Kämpfer auf der Galion deſſen Acht hatten.

Doch mit einemmal übertönte das Wuthgeſchrei der Streitenden, den Commandoruf und die Signalpfeife der Fregatte und der Brigg, das Gekreiſch und Hülferufen der Schwimmenden ein gewaltiger Schlag; ein hochaufleuchtender Blitz blendete die Blicke, eine Rauchwolke wirbelte empor, ein Regen von Trümmern und Leichen ſchlug auf die Wogen — die Sirene hatte ihr letztes Lied geſungen, und nur die Hayfiſche ließen dadurch in ihrem Vergnügen ſich nicht ſtören.

Seinen eigentlichen Zweck, die beiden feindlichen Schiffe in den Untergang der Brigantine zu verwickeln, hatte Jan verfehlt, ohne es zu wiſſen, da er im untern Raume den Windſtoß nicht wahrgenommen, der die Enterhacken losgeriſſen. Auch die Engländer verloren

* Das Segel am quervorſtehenden Maſt des Vordertheils, das bei Wendungen das Steuerruder unterſtützt.

Digitized by Google

ihre Mühe, die Neger zu retten, denn das wilde Element zwang Schaluppe und Boote, ſich wieder den groſſen Fahrzeugen zu nähern, und ſelbſt Hanzens mit ſeinen übrigen Genoſſen entging nicht den Gäſten des furchtbaren Schmauſes, die ſo lange der Fregatte folgten, bis bei Einbruch der Nacht die Leichen der Gehenkten von den Raaen genommen und in's Meer geworfen wurden, womit das Feſt der Haifiſche endete.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Die däniſchen Zölle. Lübeck.

Die Bewohner Lübecks, von jeher durch ihre Biederkeit und Mannhaftigkeit berühmt, haben ſich dieſen ehrenwerthen Charakter auch jezt noch zu erhalten gewußt. Es herrſcht eine gemeſſene Ordnung und Ruhe unter ihnen, die wahrhaft wohlthuend iſt, beſonders wenn man dem bunten Treiben der Weltſtadt Hamburg, das oft ſo läſtig wird, eben entſchlüpft iſt, und ſich darnach ſehnt, wieder einmal frei aufathmen zu können. Für die Verſchönerung der Stadt iſt in neuern Zeiten ſehr viel gethan worden; die Gaſſen ſind ſehr gut gepflaſtert, die Reinlichkeit und Ordnung in denſelben iſt wahrhaft erfreulich und muſterhaft; die durch das Lübeckſche Gebiet führenden Chauſſéen ſind vortrefflich, und die vielen neuen Anlagen um die Stadt zeugen auf die erfreulichſte Weiſe dafür, daß ihre Bewohner noch nichts von dem Schönheitsſinn eingebüßt haben, der ſie ſonſt ſo ſehr auszeichnete und ſie, ganz im Gegenſatze zu der Schweſterſtadt Hamburg, ſo viele Kunſtſchätze anhäufen ließ. Noch erfreulicher als dieſes Alles iſt der Umſtand, daß Verbrechen dort ſehr ſelten vorkommen und der Volkscharakter faſt durchweg ehrenwerth genannt werden muß. Die Polizei hat hier wenig zu thun, und Vergehungen gegen die Sitten und die öffentliche Ruhe kommen im Verhältniſſe weit weniger vor, als in andern groſſen Städten. Dies Alles wird nun anders werden: die ſteigende Noth, das Darniederliegen des Handels werden eine Menge verderblicher, bisher ſchlummernder Leidenſchaften aufregen und die Ausſicht auf reichen Gewinn eine Menge von Zollſchwärzern hervorrufen, deren unmoraliſches Handwerk erſt verderbend auf den eigenen, dann aber, als natürliche Folge, auf den Volkscharakter zurückwirken wird. Aber nicht allein die Moral der Bevölkerung der beiden zunächſt betheiligten Städte, ſondern auch die der Holſteiner wird durch die neue Einrichtung leiden. Bisher galten dieſe für durchaus ehrenfeſte, brave Leute; man war ſicher, im Handel und Wandel von ihnen nicht übervortheilt zu werden; ſie bebauten ihren eben ſo reichen, als ſchönen Boden in Frieden; ſie waren beſcheiden und genügſam in ihren Anforderungen an das Leben; ſie gaben Gott, was Gott, dem König, was dem König gebührte; ſie waren überall gerne geſehen und geachtet, und ihr ſchlichter Sinn verfiel weder auf Liſt, noch auf Betrug, ſchon weil ſie beider zu einer genügenden Exiſtenz nicht bedurften, da nichts ſich ihrem freien Verkehr mit den beiden Städten hindernd in den Weg ſtellte, denen ſie ihre Produkte zuführten und aus denen ſie dafür das benöthigte Geld zogen. Schon nach wenigen Jahren des Beſtehens dieſer unglücklichen Zölle wird Alles ſich zum böſen Andern gewendet haben, und der Keim moraliſcher Verderbniß auch unter dieſen, bisher moraliſch ſo geſunden Menſchen zur giftigen Pflanze emporgewuchert ſeyn. Dies iſt die Seite des neuen Uebels, die den Menſchenfreund am meiſten betrüben muß. Dieſe von der däniſchen Regierung beliebten Zölle würden noch einigermaßen zu rechtfertigen ſeyn, wenn Holſtein ein Fabrikland wäre oder je werden könnte; es iſt aber ein rein ackerbauendes und wird nie, **darf** nie ein anderes werden. Der Boden iſt unübertrefflich reich und ergiebig, das Clima mild, die Lage zwiſchen zweien Meeren die günſtigſte zum Abſatze der dem Boden entrungenen Produkte; an den Küſten reicher Fiſchfang, in den ſchönen Wäldern ergiebige Jagd; wie könnten Leute, für die die Natur, der Boden, die Lage auf ſolche Weiſe geſorgt hat, wohl auf den Einfall kommen, den ihnen von der Natur zugewieſenen Schatz zu vernachläſſigen, um einen noch ungewiſſen Gewinn durch die Anlegung von Fabriken zu erzielen?

Es wäre zu verwundern, wenn die, beide Hanſeſtädte bedrohende Zollgefahr nicht mancherlei Projekte und Vorſchläge zur Abwehr hervorgerufen hätte. Die Einen wollten durch die Anlegung einer Eiſenbahn durch das Sachſen-Lauenburgiſche den däniſchen Zöllen ein Schnippchen ſchlagen; allein das Sachſen-Lauenburgiſche gehört jezt gleichfalls dem Könige von Dänemark, und wenn dem Lande gleich ſeine alten Privilegien und Rechte bei der Abtretung geſichert worden ſind, ſo würde man wohl eben ſo wenig Umſtände mit ihnen machen, wie mit den alten Privilegien der Hamburger und Lübecker; hat man doch ſogar die der Ditmarſer angetaſtet, die dieſe ſich auf dem blutigen Schlachtfelde bei Hemmingſtädt durch eine Tapferkeit, die ohne Beiſpiel in der Geſchichte iſt, erwarben, und die auf ſo heiligen Verträgen beruhten, daß bisher kein König daran zu rühren wagte. Wieder Andere ſchlagen vor, die kleinen Flüſſe Delvenau, Steckenitz und Wackenitz für kleinere Dampfſchiffe fahrbar zu machen und auf dieſen den Transport der Waaren nach Lübeck zu beſchaffen; inwiefern ein ſolcher Plan ausführbar ſeyn dürfte, muß ich dahingeſtellt ſeyn laſſen. — Während nun der König von Dänemark auf der einen Seite Hamburg eine ſo empfindliche Wunde ſchlägt, ſucht er auf der andern Unterhandlungen wegen eines Gebietsaustauſches anzuknüpfen. Vier von unſern Dörfern, die man die Walddörfer nennt, reiche, herrliche Triften, erſtrecken ſich nämlich tief in das holſteiniſche Gebiet hinein, während uns die Dörfer Schiffbeck, Steinbeck u. ſ. w. wieder von dem Hamburgiſch-Lübeckſchen Gebiete — die Stadt Bergedorf und die ſogenannten Vierlanden gehören Hamburg und Lübeck gemeinſchaftlich an — abſcheiden; ſo ſollten wir alſo, um uns zu arrondiren, die leztern Dörfer für unſere Walddörfer erhalten. Vielleicht ſollen die uns bedrohenden Zölle nur eine Demonſtration ſeyn, um uns zu dieſem Tauſche zu zwingen, der ſonſt wohl kaum wünſchenswerth für uns ſeyn könnte; die Zeit wird lehren, ob ich mich in dieſer Vorausſetzung irrte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. November 1838.

Der Sinn ergreift und denkt ſich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild iſt es gefaßt.

Goethe.

Morgenländiſche Sprüche.

Studium.

Die Luſt des Leibes macht zu Thieren,
Und nur der Geiſt kann da befrei'n;
Daher gilt billig das Studiren
So viel als Faſten und Kaſtei'n.

Die Wiſſenſchaft.

Wer ſich der Wiſſenſchaft ergeben,
Frei von der Erdendinge Lauf,
Der ſteht zu einem neuen Leben
Schon vor der Auferſtehung auf.

Der Name braven Mannes bleibet,
Der recht gethan und Guts entdeckt;
Dank jedem! der Geſchichten ſchreibet
Und von den Todten auferweckt.

So oft der Segen niederſinket,
Den Gott aus dunkeln Wolken ſchickt,
So thut gleichwie das Huhn, das trinket
Und dankbar auf zum Himmel blickt.

Bald biſt du auf der letzten Treppe
Von deinem Erdenlebenslauf,
Ziehſt du dann nach dir eine Schleppe,
So tritt gewiß der Tod dir drauf.

Verlangeſt du nach ſanfter Ruhe,
So bleib und hüte ſtets das Haus;
Den Wandrer drücken oft die Schuhe,
Und nur daheim zieht er ſie aus.

Vermagſt du es nur abzuwarten,
Gar manche Roſe bringt die Zeit;
Und traun! ein Paradiesesgarten
Liegt ſchon in der Zufriedenheit.

Du plaudre nicht zum Zeitvertreibe
Geſchwätz, das keine Heimath hat,
Und denke ſtets, dein Engel ſchreibe
Dir's wörtlich nach auf ſeinem Blatt.

Und kann es manchen ſchon verjagen,
Der neben dir geſeſſen iſt,
Was wird dein Gott im Himmel ſagen,
Wenn er dergleichen Dinge lieſt?

Digitized by Google

Der Himmel iſt dem Weib beſchleden,
Das ſeine Pflichten nie veegißt:
Iſt nur der Mann mit ihr zufrieden,
Gewiß, daß Gott dann auch es iſt.

Demuth.

Gott iſt es, welcher alles Leben
Und in ſich ſchließt die ganze Welt;
Wie thöricht jeder, der daneben
Sein kleines Ich vermeſſen ſtellt!

Sahſt du nicht ſchon den Glühwurm funkeln
Und ahndeteſt nicht, was er ſpricht:
Ich leuchte nur im dicken Dunkeln,
Doch vor der Sonn' eeliſcht mein Licht.

Das Meer.

Dem Menſchen waed das Land zu eigen,
Das feſt und unbeweglich ſteht,
Doch ſollt ihr erſt das Meer beſteigen,
Damit ihr Gottes Geöße ſeht.

Weit beſſer iſt es, ſeinen Freunden
Zu hinterlaſſen nach dem Tod,
Als noch im Leben bei den Freunden
Zu betteln gehn um kaeges Brod.

Willſt du im wahren Glauben wandeln,
So präge dir vor Allem ein:
Wahrhaftig reden, edel handeln
Und gut wie Gott im Himmel ſeyn.

Sucht nur, ſo gut es geht, zu leben,
Stoßt ihr gleich an einander an.
Denn thät' es keine Thoren geben,
Wo bliebe dann der kluge Mann?

Beſtimmung.

Noch keiner hat das hintertrieben,
Wozu ihn ſein Geſchick erſehn,
Und was ihm auf die Stirn geſchrieben,
Muß mit ihm in Vollendung gehn.

W.

Der Oktober in Genf.

(Fortſetzung.)

Den an ſich ſehr unvollſtändigen und ſeit länger denn einem Jahrhundert veenachläſſigten Feſtungswerken fehlte es an Allem. Neue konnten in ſo kurzer Zeit unmöglich ereichtet werden. Dies erlaubte auch die Oertlichkeit nicht, am wenigſten an der Nord- und Sudweſtſeite der Stadt, die diesmal gegen Truppen am meiſten ausgeſezt waren, welche auf den zwei großen franzöſiſchen Heerſtraßen in's Land rücken zu wollen ſchienen. Genfs gefähelichſter Feind war in früheren Zeiten Savoyen geweſen; von daher kam auch 1602 die berühmte nächtliche Eskalade, nach der die ſehr erweiteeten Feſtungswerke gen Süden und Südoſten mit eeicher Unterſtützung von andern Staaten, beſonders von Holland, gleichſam als ein Bollwerk des Peoteſtantismus errichtet wurden, wiewohl Genf auch mit ihnen eine ſchlechte Feſtung blieb, weil ſie, was Jedermann weiß, von drei Höhen beherrſcht werden kann, von Champel, dem Bois de la Batie und St. Jean. Gen Norden und Noedweſten aber geſchah nur wenig, denn von Frankreich und der Schweiz ſchien kaum etwas zu fürchten, Savoyen abee hatte ſchon lange ſeine Beſitzungen auf dem rechten Seeufer verloren. Auf dieſer Seite zieht ſich nur ein einziger trockener Graben mit drei Schanzen hin, die lange veenachläſſigt waren und überdies von den Höhen von St. Jean beſtrichen werden können. Hier war alſo am meiſten zu thun, und hiee geſchah auch am meiſten. Unter der Leitung der Beſeſtigungscommiſſion wueden gleich ernſthafte Maßeegeln ergriffen. Die Ingenieur- und Artilleriecompagnien der Miliz gingen raſch an's Werk. Die Eedarbeiten an den verfallenen Schanzen, Gräben und Wällen wurden bei dem häßlichſten Regenwetter begonnen und fortgeführt, Sturmpfähle und Palliſaden übeeall eingerammt, die Bruſtweheen erhöht, neue Kanonenböſchungen und Schießſchaeten in Wälle und Mauern gebrochen, Faſchinen und Schanzköebe, die natürlich ſeit länger denn einem Jahrhundeet nicht mehr vorhanden waeen, neu verfertigt, nicht bloß am Tage, ſondern auch Nachts bei Fackelſchein in den Feſtungsgräben, was gar ſchöne Gruppen mit ſchlagenden Lichteffekten herworbrachte. Dazu kamen noch ſpaniſche Reiter an die Thoee und Sandſäcke auf die Mauern, hinter denen die Schützen mit weiteeichenden Arkebuſen aufgeſtellt werden ſollten, die beſonders auf die feindlichen Offiziere beeechnet waren.

Indeſſen führten Andere ſchweee Feſtungskanonen, Haubitzen und Bombenmöeſer heran, machten ihee Plattformen und ſtellten ſie auf, ſchichteten auch große Kugelhaufen daneben. Dies war beſonders ein Feſt füe die Buben, an das ſie ſich wohl ihr ganzes Leben erinnern weeden; jedoch blieben ſie in anſtändiger Entfernung von ihren arbeitenden Vätern, erlaubten ſich auch kein Geſchrei und andere Unarten, wie ſie ſonſt pflegen. Frauen und Mädchen hielten ſich zwar noch fernee, man ſah ihnen aber an, daß ſie mit ganzer Seele bei der Sache

Digitized by Google

waren und ſich die Stellen ausſuchten, wo ſie im Augenblick des Kampfs helfen, retten und tröſten wollten, wie ihre Ahnfrauen auf den Wällen von St. Gervais.

Bald waren die ſchönen Wege auf dem Wall bei dieſer alten Kirche, auf Chantepoulet und den andern, ſeit langer Zeit zu Promenaden gebrauchten Feſtungswerken gegen den See hin nicht mehr zugänglich; denn jezt unterbrachen ſie Kanonenböſchungen, und zwiſchen den ſchönen Bäumen ſtand das blinkende Geſchütz wie eine ſeltene Bronzedekoration der freundlichen Anlagen, deren gänzliche Zerſtörung nahe ſchien. An dieſer Seite der Feſtungswerke arbeiteten mehrere hundert Mann unabläſſig.

Es war wirklich ergreifend, den ernſtfreundlichen Bürger- und Bruderſinn zu ſehen, mit dem hier der Sohn eines reichen Bankiers neben einem armen Handwerker, ein junger du haut neben einem ältern du bas, ein vor einigen Tagen noch mit gelben glacirten Handſchuhen, ſeinem ſchwarzen Rock und Lorgnon herumgehender Dandy neben einem derben, ehrſamen Bürger arbeitete, alle mit dem traulichen Du ſich anredend, ſich willig helfend, unterſtützend und aufrecht haltend bei manchem gefährlichen Stand in der vom Regen ſchlüpfrig gewordenen, nachgebenden Erde. Nirgends eine Klage oder nur ein unzufriedenes Wort, ſondern immer heiterer Sinn ohne Leichtſinn, muthiges Entgegengehen, aber kein Renommiren, Bramarbaſiren und Rodomontiren, kein Drohen, kein Schimpfen, kein Schelten gegen den Halbfeind. Wollte ein Fremder ein würdiges, gebildetes Republikanervolk ſehen, ſo mußte er dieſe Familie intelligenter Termiten betrachten. Franzöſiſche Zeitungen, denen bekanntlich alle Mittel recht ſind, um zu ihrem Zweck zu gelangen, haben behauptet, Franzoſen und die Büſte des Königs ſeyen in Genf beleidigt, es ſey höhnend mit ihnen umgegangen worden. Dies iſt eine Unwahrheit, der ſelbſt die vielen hier lebenden und in dieſen Tagen der Aufregung mit gleicher Freundlichkeit behandelten Franzoſen in Maſſe widerſprachen, und die jene Zeitungen förmlich zurücknehmen mußten. Sie hatten ſie als Mittel der Aufregung der Einwohner in den ehemals franzöſiſchen, ſeit dem Wiener Kongreß Genferiſch gewordenen Gemeinden verbreitet. In jenen Gemeinden aber blieb als beſte Antwort darauf Alles ruhig; ihre Väter und Söhne arbeiteten treu und thätig in Genf unter den Waffen und proteſtirten ausdrücklich gegen den ihren Dörfern Schuld gegebenen Sinn. Dies begreift Jeder leicht, der einige Sachkenntniß hat.

In der Stadt ſelbſt herrſchte nicht weniger Vaterlandsſinn und Thätigkeit. Der Staatsrath und die obern Feſtungs- und Militärbehörden waren permanent. Es war beſchloſſen, daß die Stadt im Fall eines Angriffs nicht eher übergeben werden ſolle, als bis der Feind eine praktikable Breſche geſchoſſen, alſo nur, wenn ein Sturm bevorſtände, der mit unſern geringen Vertheidigungsmitteln unmöglich abgeſchlagen werden konnte. In allen Maßregeln des Staatsraths war Ernſt, Würde und Feſtigkeit zu erkennen, aber auch väterlicher Sinn für die Einwohner. Dadurch gewann ſich die Regierung ein Zutrauen und eine Verehrung, die ſelbſt denen imponirte, die ihr in radikaler Färbung abgeneigt ſind. So war bald nur Ein Hirte und Eine Heerde.

An Munition, die auch fehlte, wurde Tag und Nacht in den Kaſernen und Laboratorien gearbeitet. Das erſte Contingent war mit ſeinen Offizieren kaſernirt, was Manchem hätte peinlich vorkommen können, der an reiches, comfortables Hausweſen gewöhnt war; aber auch hier kein Unmuth und keine Klage bei der einfachen Soldatenkoſt und auf dem Strohſack, kein Ueberdruß bei dem unaufhörlichen Exerziren in Wind und Regen, dagegen ein Ernſt und eine Disziplin, die ſonſt bei der Genfer Miliz nicht zu finden waren, Ordnung und Strenge, wie bei einer monarchiſchen Armee. Neben dem Contingent hatten junge Leute und Studenten der Akademie ein Freiwilligencorps gebildet, und außerdem boten täglich Viele ihre Dienſte an. Jene Enfans de Genève — wie man ſie nannte — glichen in ihrem guten Sinn unſern norddeutſchen Freiwilligen von 1813 und 1814. Viele hatten Mühe, die Flinte zu tragen, ſchienen aber alte Soldaten an Entſchloſſenheit. Gern wird ſich künftig Genf der blauen Blouſen und der mit dem Schweizerkreuz gezierten Kappen über den jugendlich muthigen Geſichtern erinnern, denen manches Mädchen freundlich nachſah, wie uns in jener deutſchen Zeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Jahrestag der Völkerſchlacht. Cenſur.

Alle dieſe Unruhen, Befürchtungen und Wirren haben uns jedoch keineswegs daran verhindert, den 25jährigen Jahrestag der großen Völkerſchlacht beſonders feierlich zu begehen und die Oktoberfeuer, wenn auch nicht von unſern Bergen — denn wir haben keine — doch von unſerer Alſter hoch emporlodern zu laſſen. Geläute mit allen Glocken, feierlicher Gottesdienſt in den Kirchen, eine Kanonenſalve von 101 Schüſſen leiteten den feſtlichen Tag ein; am Abend ſollte ein brillantes Feuerwerk auf dem Alſterbaſſin, das mitten in der Stadt liegt und von den beiden Jungfernſtiegen, dem Walle, dem Holzdamm u. ſ. w. begrenzt wird, das Feſt beſchließen. Zu Anfang war auch noch die Rede davon, die ganze Stadt zu illuminiren, was indeſſen auf die Bemerkung einiger Vorſichtigen unterblieb, daß leicht Feuersgefahr dadurch entſtehen könne, indem die in der Stadt angeordneten Feſtlichkeiten,

Digitized by Google

namentlich aber das Feuerwerk die Bevölkerung aus den Häuſern locken und dieſe dann ſich ſelbſt überlaſſen bleiben würden. Um aber zu zeigen, daß man bloß aus dieſem Grunde und nicht vielleicht gar aus dem einer kleinlichen Sparſamkeit die Illumination unterlaſſe, traten die Bewohner der Hauptſtraßen zum Behufe freiwilliger Gaben an die verſchiedenen Armen- und Wohlthätigkeitsanſtalten zuſammen, und dieſen floſſen bedeutende Summen auf ſolche Weiſe zu. In dieſem Zuge hat der Leſer ein getreues Bild von dem hieſigen ehrenwerthen und, wo es auf das Geben ankommt, großmüthigen Volkscharakter. Obgleich der Tag rauh und kalt war, wogte doch eine unabſehbare Menge zu den Plätzen hin, von wo aus man das Feuerwerk ſehen konnte, das, nach Aller Ausſpruch, überaus glänzend ausfiel. Auch die Vorſtädter, dieſe Stiefkinder der von ihnen durch die Thorſperre abgetrennten Stadt, durften an dieſen Feſtivitäten Antheil nehmen, ohne den gewohnten Tribut, das Thorſperrgeld, darbringen zu müſſen, indem man ſie für den Abend und die darauf folgende Nacht davon entband, eine Großmuth, die gewiß dankend von ihnen anerkannt worden ſeyn wird. Wie immer, ſtimmte mich der laute Jubel und die ausgelaſſene Freude des Volkes ernſt und faſt wehmüthig, und die Frage drängte ſich mir auf: worüber freut ſich denn dieſer Hanſe ſo außerordentlich? Ich bedachte, was uns dieſer große, ewig denkwürdige Tag hätte bringen können, und verglich damit, was er uns gebracht hat, und das Facit dieſer Abrechnung war kein Aufblühen des wahren Volkswohls. Vieles iſt zwar anders, Weniges aber beſſer und weit mehr ſchlimmer geworden, als es früher war. Die Freiheit, die wir wieder erlangt haben ſollen, beſteht allein darin, daß wir nach Belieben ſchwatzen und raiſonniren, beileibe aber nicht ſchreiben dürfen, denn nirgends herrſcht wohl eine ſtrengere, oft ſogar lächerliche Cenſur, als eben hier; und wohlgemerkt, ich meine hiebei nicht die Beſchränkung in politiſchen Aeußerungen, ſondern die Willkühr, womit man die Beſprechung rein Hamburgiſch-bürgerlicher Verhältniſſe regelt. Ein Pröbchen von der Gerechtigkeit der hieſigen Cenſur kann ich mich nicht enthalten, zu geben, und erbiete mich zugleich, die ſtrenge Wahrheit des Mitgetheilten Jedem, der es wünſchen ſollte, zu beweiſen. Am 18ten März, dem Befreiungstage Hamburgs von den Franzoſen, der hier gleichfalls feſtlich begangen wurde, hatte ein ſehr wackerer junger Mann, Familienvater, das Unglück, von einer Leiter herabzuſtürzen, als er einige bunte Lampen zur Feier des Feſtes an einem Hauſe anbringen wollte, wodurch er ſich einen kleinen Verdienſt zu verſchaffen ſuchte. Der Fall war ſo unglücklich, daß er aus dem Spital ungeheilt und als ein Krüppel mit der Weiſung entlaſſen wurde, er werde in Zukunft nie wieder ſchwere Arbeit verrichten können, und da er ſich bisher durch ſolche allein ernährt, ſo war er mit Weib und Kind ein ruinirter Mann. Dieſes unverſchuldete Unglück erregte um ſo mehr Theilnahme bei den nähern Bekannten des Unglücklichen, da er ſich durch ſeinen Fleiß und ſein muſterhaft ſittliches Betragen die Achtung derſelben erworben hatte, und Jeder half, ſo viel er konnte. Allein es galt, einen durch die harte Hand des Schickſals gebeugten Familienvater in eine Lage zu verſetzen, in der es ihm ohne körperliche Anſtrengung möglich würde, ſein Brod ferner zu erwerben, und ein kleiner Handel ſchien dazu am beſten geeignet. Um die nöthigen Fonds, etwa 100 Thlr., dazu zuſammen zu bringen, machte man einen Aufſatz für die „wöchentlichen Nachrichten,“ der ganz einfach die Thatſache erzählte und um eine kleine Beiſteuer zu dem lobenswerthen Zwecke bat. Allein die Cenſur ſtrich dieſen Aufſatz mit dem Bedeuten: „für Einzelne dürfte nicht geſammelt werden,“ und ſelbſt wiederholte dringende Bitten und Vorſtellungen blieben unberückſichtigt; endlich wurde, als dieſe nochmals verſucht wurden, der Beſcheid gegeben: „man habe dem Unglücklichen bereits geholfen.“ Dies Geholfenhaben beſtand in 6 Thlrn. preuß., die man dem Manne aus der Polizeicaſſe hatte zufließen laſſen. Etwa acht bis zehn Tage ſpäter fand man in eben dem Blatte, in dem jene Bitte um Unterſtützung nicht hatte erſcheinen dürfen, weil die Geſetze verbieten, „für Einzelne zu ſammeln,“ einen ſehr weitläufigen Aufſatz von einem Herrn Clemens (Gerke) — Gott ſegne ſeine Menſchenfreundlichkeit mit dem glücklichſten Erfolge! — worin er um Unterſtützung für eine arme alte Wittwe dringend bat. Nach acht Tagen durfte alſo geſchehen, was vor dieſer Zeit geſetzlich nicht ſtattfinden durfte! Freilich bat Clemens für „eine alte Freundin Schillers,“ für eine Frau, die früher auf der Bühne Glück gemacht hatte, jene andern Bittſteller aber wollten die öffentliche Mildthätigkeit nur für einen redlichen Bürger, einen ohne ſein Verſchulden unglücklich gewordenen Familienvater, endlich, und dies gab wohl den Ausſchlag, für einen Arbeitsmann in Anſpruch nehmen. Wer die Sache nicht glaubwürdig finden oder eine Uebertreibung vermuthen ſollte, der gehe in den Hof Nr. 15 auf der großen Drehbahn, und frage nach Heinrich Thielemann und den Schickſalen und dem Lebenswandel dieſes Mannes und ſeiner Familie. Vielleicht erweckt das Unglück dieſer Armen ſelbſt jezt noch das Mitleid guter Herzen. Gott ſey gedankt, daß es in Deutſchland noch Organe gibt, in denen ſolche ſchreienden Ungerechtigkeiten und Willkührlichkeiten zur Sprache gebracht werden dürfen. Ein andermal wurde eine Poſſe, worin nicht der leiſeſte unanſtändige Scherz auftauchte, von der löblichen Cenſur geſtrichen, weil ſie den Titel führte: „Die Schneiderinſel,“ und einige Schneider — nicht einmal Hamburgiſche — darin vorkamen. „Die Schneider,“ hieß es in dem deßfallſigen Beſcheide, „ſeyen ſehr empfindliche und aufrühreriſche Köpfe, und man dürfe es mit ihnen nicht verderben.“ Freilich müſſen ſie Leute von Gewicht ſeyn, da, wie man ſich hier erzählt, es ein Schneider war, der die am Millernthore neu angelegte Schleuſenbrücke gleich wieder eintrat. Die fragliche Poſſe mit dem Beſcheid der Cenſur iſt jeden Augenblick zur Anſicht vorzulegen. Sie iſt ein heiterer Scherz ohne alle Perſönlichkeiten und frei von jeglicher Obſcönität. Nun müſſen Fürſten, Grafen, Miniſter und hohe Herren aller Art es ſich gefallen laſſen, in Dramen und Novellen Rollen zu ſpielen, bei uns aber nicht die Schneider.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 276.

Der Fluß im Körper.

Räthſel.

Was ohne Füße läuft.

In zwei Rahmen läuft es hin und her,
Stumm noch hin, her aber ſchon nicht mehr;
Doch zum Auge ſpricht es nur; den Ohren
Ohne Dolmetſch geht ſein Wort verloren.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. November 1838.

Herrliches Land! für das Land ringsum welch köſtliche Schmäuſe!
Fiele als Abhub doch auch für den Magen was ab!

W. Müller.

Reiſe- und Lebensbilder.

Von Franz Freih. Gaudy.

III.

Reiſe nach Päſtum.

Der Weg nach Salerno, einer der anmuthigſten in Italien, führt hart an Pompeji und deſſen Amphitheater vorüber. Es thut dem Auge unendlich wohl, nachdem es von der zehn Miglien langen Städtekette, welche ſich von Neapel durch Portici, Reſina, Torre del Greco, und nach kurzer Unterbrechung durch Torre dell' Annunziata fortſpinnt, ermüdet und von dem Anblick der einförmigen weißen Häuſerreihen und der noch einförmigeren Mauern zu beiden Seiten ſtundenlang gefoltert worden iſt, auf's Neue im Grün der Pappeln, Ulmen, Nuß- und Maulbeerbäume und der ſie verflechtenden Weinreben ausruhen zu dürfen.

Hinter dem freundlichen, am Sarnofluß gelegenen Scafati machte ich in einer am Wege gelegenen Oſterie Halt, weniger aus eigenem Antriebe, als auf Dringen des Vetturin, welcher Zeit zum Füttern für ſeine Roſſe reklamirte, der Wahrheit gemäß aber, um in Geſellſchaft ſeines Adjutanten und spiritus familiaris, jenes von einem neapolitaniſchen Fuhrmann unzertrennlichen Anhängſels, ſelber die Colazione einzunehmen. Wohl oder übel mußte ich mich der Nothwendigkeit fügen. Die Zumuthung, in dieſem Wirthshauſe ſtundenlang zu raſten, hätte einem Nikolaitiſchen Nervenſyſteme Krämpfe zugezogen, und wirklich vereinigte dies auf der niedrigſten Stufe der Gaſtlichkeit ſtehende Hotel auf die vollſtändigſte Weiſe alle Disharmonien, welche von jeher den Nichtitaliener ſo unfreundlich aus ſeiner Ekſtaſe zu wecken pflegten. Das Haus hatte als Dach eine von jenen plattgedrückten Kuppeln, wie man ſie hier auf dem Lande faſt durchgängig findet, und welche den Wohnungen jenen eigenthümlich morgenländiſchen Charakter verleihen. Bis auf eine mit hölzernen Stäben vergitterte Lucke oberhalb der Thür war es ohne Fenſter und beſtand aus einem Gemach, welches Alles in Allem, Küche, Speiſekammer, Speiſeſaal und Schlafkammer war. An der Thür lagen, als Köder für bäuriſche Gourmands, in Körben rothglänzende Pomidori und Eier, muſiviſch durcheinander gewürfelt. Dicht daneben ſtand die hölzerne Statuette der bis an den Unterleib im Fegefeuer bratenden Seele; ſie verzog wie billig ihr Geſicht auf das Kläglichſte, erhob Hülfe erflehend die Arme und hatte am Nabel eine Spalte, um die zu ihrer Erlöſung beſtimmten Grani einzuſchlucken. Auf dem Herde ſchmorten in mächtigen Keſſeln Maccaroni und Pomidori, während Maiskolben

Digitized by Google

auf den Kohlen geröſtet wurden. Langhalſige Flaſchen, Teller und Keſſel ruhten in maleriſcher Verwirrung auf dem Sims. Von der Decke hingen gewaltige Büſchel von Rosmarin und lange Reihen ſtraußeneierförmiger, goldgelber Stutenkäſe. Ferkel, Hunde, Katzen und hochbeinigte Hühner mit verkehrten Federn rannten ein und aus. Bäuerinnen mit Körben und Krügen auf dem Kopfe, kalabreſiſche Bauern mit zugeſpizten runden Hüten, den Karabiner über die Achſel gehängt, welche ihre rieſigen Stiere zu Roß vor ſich hertrieben, machten in der Laube von dürren Sträuchern, welche den Vorſaal unſerer Oſterie bildete, Halt und ſogen in langen Zügen den Wein aus der Flaſche ein. Möge ihnen ein beſſerer als mir geworden ſeyn! Für mich beſtand das ganze Frühſtück aus Schaugerichten, und ich wurde gewahr, daß ich mich ſchon auf der Schwelle jener Regionen befand, wo Naturſchönheiten für die magern Frühſtücke und Abendmahlzeiten ſchadlos halten müſſrn. Und als ob ſie dieſes Bedürfniß erkennte, entfaltet die Gegend von hier an ihre Reize mit doppelter Verſchwendung, mit holdſeligſter Liebenswürdigkeit. Jeder nachfolgende Berg übertrifft den frühern an reicher Vegetation, an der Kühnheit, mit welcher ſeine Kaſtelle und Klöſter die Gipfel erklimmen.

Von allen Thälern iſt es aber das von la Cava, welches den Vorrang behauptet. Ein Netz von Vignen und Dörfern ſpinnt ſich über die Berglehnen; es iſt nicht mehr zu ſondern, wo eines beginne, wo das andere aufhöre. Sieben viereckige Warten ſtehen in gleicher Entfernung von einander im Halbkreiſe auf einem der Vorberge; ſie werden von der alten herrlichen Burg von la Cava überragt, wie ſie wiederum von einer Einſiedelei, welche auf der höchſten Spitze eines Felſens, faſt ſchon außer dem Bereich des Auges, auf der entgegengeſezten Seite des Weges erbaut iſt.

Allmählig ſenkt ſich der Weg zwiſchen den mit Oliven rings bepflanzten Anhöhen, leitet durch die höher liegende Hälfte von Vietri, wendet raſch um einen Felſenvorſprung — und das Meer ſchaukelt ſich ſonnenbeglänzt in ſeinem Becken, in dem reizenden Golf von Salerno. Ich gedachte des armen Heinrichs, welcher derſelben Straße gezogen war, um ſich bei den Salernitaner Aerzten Raths zu erholen, wie er, durch Kummer und die entſezliche Krankheit gebeugt, eingewandert, und gebeugter noch durch das verordnete blutige Mittel, der Stadt den Rücken zugewandt. Die Pflanzſchule der Heilkunde iſt verödet, die Stadt und die Gegend aber üben noch die alten heilbringenden Kräfte, und noch jezt darf jeder von dem Ausſatz der Hypochondrie Gequälte hoffnungsreich nach Salerno pilgeen, und der Heilung gewiß, mit einer Bruſt voll der ſchönſten Erinnerungen in ſeine Heimath zurückkehren.

Vor dem dem heil. Matthäus gewidmeten Dom befindet ſich ein Vorhof, welcher auf antiken, ziemlich regel- und geſchmacklos zuſammengeraubten Säulen ruht. Längs der Wände ſtehen antike Sarkophage, denen mittelalterliche Namen und Wappen eingemeißelt ſind. Das opus alexandrinum des Fußbodens, dir Gradmäler Johanns von Procida und Gregors VII. ſind eben ſo wie die unterirdiſche Kirche, welche ſich nur durch die Doppelſtatue des Heiligen und eine ſinnloſe Verſchwendung aller Marmorarten auszeichnet, von untergeordnetem Werth. Deſto ſchöner aber iſt die Kreuzabnahme von Andrea di Salerno, welche, obwohl ſchlecht erhalten und an manchen Stellen übermalt, doch zu den trefflichſten Arbeiten dieſes ehrenwerthen Meiſters gehört. Sehr ſchön und würdig gehalten iſt der Körper des Heilands. Der Kopf iſt zurückgebeugt und die Haare rollen ungeordnet hinten über; Maria erhebt die Arme zur ſchmerzlichen Klage; rechts vom Kreuze ſtehen zwei heilige Greiſe, links an demſelben Johannes der Täufer und ein überaus ſchöner Engel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Oktober in Genf.

(Fortſetzung.)

Wer weiß es nicht, daß Genf eine Induſtrie- und Handelsſtadt iſt, die Tauſende von Arbeitern beſchäftigt? Jezt ſtanden die Werkſtätten leer, ſie waren geſchloſſen, denn Meiſter und Geſellen waren am Feſtungswerk oder unter den Waffen. In den vielen Läden gingen nur die Ladenfrauen und Mädchen bedenklich und ſtill aus und ein, denn wer hätte kaufen wollen? Faſt alle Feemde waren eilig fortgezogen. Viele Einwohner erwarben nichts mehr und die Ibrigen hatten Mühe, ſich durchzuſchlagen ohne den gewöhnlichen Verdienſt. In gar mancher Küche brannte kein Feuer mehr, auf dem Herd ſah es dunkel und düſter aus und die Kinder krochen bei dem kalten, feuchten Welter enger zuſammen, um ſich zu wärmen, denn Holz konnte nicht mehr gekauft werden. Deſſen ungeachtet hörte man auch keine weibliche Klage, keine kleinmüthige Aeußerung, kein Wort von Nachgeben und dergleichen. Es war kein blindes, übereiltes Weſen, Alle wußten recht gut, was ſie thaten, was ſie wollten und was ſie wagten. Gar manche Fremde habe ich lächeln ſehen über dies ganze Treiben, das ſie unnütz nannten, weil Frankreich nie im Ernſt daran denken werde, das langbefreundete Genf wegen einer ſolchen Sache den Greueln einer Belagerung auszuſetzen. Allerdings, auch wir glaubten an keine Belagerung in

Form, auch wußten wir recht gut, daß ſich die Stadt nicht lange gegen einen an Zahl und allen materiellen Hülfsmitteln unendlich überlegenen Feind halten könne, daß aber gar manche Häuſer eingeäſchert, gar viel Schönes, Werthvolles und Nützliches in der Stadt und ringsum zerſtört werden müſſe; und doch wollte ſich der kleine David gegen Goliath vertheidigen, denn der Goliath hatte gedroht und renommirt und man kannte ſeine Coups de main, die auch wohl hier nicht ohne Ausführung geblieben wären, wenn ſich Genf nicht wachſam und kampfbereit gezeigt hätte. Außerdem erkannte es ſeine Stellung zur Schweizerconföderation, ſein Thorwächter- und Schlüſſelbewahreramt, daher es ja von der Hohenſtaufenzeit her den Schlüſſel im Wappen führt. Es wollte den Feind mit eigener Aufopferung wenigſtens ſo lange als möglich durch eine Belagerung aufhalten, bis die ganze Schweiz gerüſtet ſey. So dachten die Genfer, während es bei der Tagſatzung in Luzern drauf und dran war, ſie zu Dank und Erkenntlichkeit im Stich zu laſſen und ihnen keine Schweizerhülfe zu ſenden.

Um Mittagszeit und Sonntags zogen die Weiber und Mädchen hinaus an die Feſtungswerke, beobachteten ſie und erklärten ſich vieles früher Unbekannte; denn ſie hatten zu Haus in den jetzt häufigen Feierſtunden über Fortifikations- und Belagerungskunſt nachgeleſen, wo ſie nur irgend ein Buch darüber erwiſchen konnten. Beſonders ſtanden ſie bedenklich an der nordweſtlichen Spitze der Feſtungswerke, wo nur ein ſchmaler Graben den Stadtwall vom Feind trennt und die drüber herrſchenden Höhen von St. Jean einen böſen Streich ſpielen können. Mit einiger Beruhigung zeigten ſie ſich dann die Kanonen und Mörſer an und über der Rhone, die dieſen ſchwachen Punkt vertheidigen ſollten. Es war wirklich ſehr anmuthig, zu ſehen, wie die niedlichen Geſichter bei dergleichen Diskuſſionen ſich belebten und eine Meinung für und wider hatten. Beſondere Intelligenz iſt überhaupt ein hervorſtechender Zug im Charakter der Genferinnen, von denen gar Manche Abends, wenn es um ſie ſtill geworden, Kinder oder kleine Geſchwiſter im Bett liegen und die Männer im Kaffeehaus oder im Cercle ſitzen, Milton und Gibbon oder Plutarch in Ueberſetzungen leſen, die auch wohl auf ihren Ladencomptoirs vorkommen, wenn eben nichts vorzuzeigen, zu meſſen, abzuwiegen oder zu rechnen iſt.

Schöner noch war der mächtig gewordene religiöſe Geiſt. Von ſeinem Wiedererwachen zeugte früher ſchon manches gute Zeichen, des Volks Eifer am Volksjubiläum, an den Bet- und Faſttagen, ja ſelbſt bei dem vorjährigen Streit über den Genfer Faſttag, die vollen Kirchen, die geſammelte Aufmerkſamkeit der Zuhörer und das raſche Wohlthun bei jeder Gelegenheit, nicht allein bei Reichen und Wohlhabenden, ſondern auch bei Unbemittelten. Dieſer fromme Sinn erhielt durch die Bekanntmachung des Staatsraths vom 28ſten September einen neuen Impuls, denn da ſprach es die Regierung laut aus: „Die Hülfe kommt von Oben.“ Dieſe Richtung blieb von nun an durchaus in der Haltung des Volks herrſchend und war nur verſchieden in ihrem Ausdruck, bald mild, bald heftig, oft kindlich, aber immer ungeſucht und wahr. Sie zeigte ſich nicht etwa in vorbereiteten öffentlichen Reden, ſondern in wenigen bezeichnenden Worten, in einer Thräne, in einem gebrochenen Ton zwiſchen Lächeln. Viele erinnerten an die wunderbare Rettung Genfs im Mittelalter, in der Reformation, bei der Eskalade, an ſeine Befreiung von franzöſiſcher Herrſchaft, an das Wiedererſtehen der alten Republik, an Oeſterreichs und Preußens Wohlwollen für Genf, an das Kriegsdrohen 1814 und 1815, ja an die Verwahrung gegen das Pariſer Juligeſpenſt, fünfzehn Jahre ſpäter. So hofften ſie auch diesmal auf Rettung. Bei Allen ſprach ſich frommer Sinn aus, nur immer verſchieden, wie er ſich denn bei Müttern und Frauen, Greiſen und kräftigen Männern, bei hoffenden Mädchen und kecken Jünglingen anders geſtaltete. In Allen wirkte lebendig die Richtung nach Oben.

So ſtanden die Sachen in Genf, als am 17ten Oktober von der Tagſatzung die Nachricht von der völligen und ehrenvollen Ausgleichung der Irrungen mit Frankreich, nebſt Befehl zur ſofortigen Entlaſſung der Contingente und Einſtellung aller Militärmaßregeln eintraf. Es war einer der ſchönſten Tage im Genfer Leben, den auch die ſeit einigen Tagen wieder warm und hell hervortretende Sonne auf blauem Himmel freundlich beleuchtete. Freude war überall, aber eine milde, mäßige und würdige, weniger wegen der überſtandenen Gefahr, die ja gar Vielen fern und unwahrſcheinlich vorgekommen war, ſondern wegen der dadurch gewonnenen Einigung und Erhebung. Beſonders in den Familien war man recht froh, denn es kehrten nun Vater und Sohn wieder, die ſeit faſt drei Wochen nur ſelten in's Haus gekommen waren; die junge Frau und Mutter blieb nicht mehr allein, der Herd bekam ſeine Flamme wieder, wie das Herz ſeine Nahrung.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

Poeſie. Induſtrie.

Wie überall, wenn auch nicht überall in denſelben Erſcheinungen, ſind in Toskana die materiellen Intereſſen vorherrſchend. Im Lande der Poeſie? Ach Gott, in Toskana

Digitized by Google

wird jezt wenig mehr gedichtet und geſungen, obgleich man jezt, an den wonnereichen, klaren Herbſtabenden, die Klänge der Guitarre nicht ſelten vernimmt. Ob das Volk dabei gewinnt oder verliert, weiß ich nicht, aber das Faktum beſteht. Wer mich in Verlegenheit ſetzen will, muß mich nach modernen toskaniſchen Lyrikern fragen. Ich kenne keinen, wenn ich etwa den halbverſchollenen Canonicus Borghi ausnehme, der einmal ſchöne geiſtliche Hymnen gemacht hat, etwas zu ſehr à la Manzoni, aber immer ſchön. So vielen Reſpekt ich auch vor dem Profeſſor Roſini habe, ſo werde ich ihn doch nie einen Dichter nennen, weil er von Zeit zu Zeit einige Strophen an eine Sängerin richtet, oder an einen toskaniſchen Edelmann, dem ein Kind geboren wird, oder ſonſt bei ähnlichen erfreulichen Veranlaſſungen eine Art Leier ertönen läßt. Ich werde auch den Dr. Guadagnoli in Arezzo nicht ſo tituliren, der den Tabak, den Mond, die Naſe, den Schnauzbart und ich weiß nicht was zu beſingen pflegt, und geleſen und nachgedruckt wird; von den Uebrigen nicht zu reden. Nicolini's lyriſche Muſe ſchweigt; die des Improviſators Sgricci hatte längſt ausgeſungen, ehe der arme Mann in's Grab gelegt ward. Eine hieſige Dame, Mad. Roſſellini-Fantaſtici, macht bald eine Tragödie, bald eine Epopöe; es iſt mir aber nicht bekannt, daß ſie der zarteren Lyrik huldigt. Aber ums Himmelswillen, wird man ſagen, iſt's möglich, daß es ſo ſey im Vaterlande Dante's, Cino's von Piſtoja, Petrarca's, Lorenzo dei Medici's und Filicaja's, während in Deutſchland nicht nur ein Poet neben dem andern auftaucht, ſondern ſie ſich nach Schulen ſchaaren und, was das allerſtärkſte iſt, für Verſe Honorar gezahlt wird? Es iſt aber ſo; woher dies kommt, will ich nicht weiter unterſuchen. Wer nur auf das Aeußere achtet, reimt es vielleicht am wenigſten mit dem Hange zu Kleinigkeiten, welcher der modernen italieniſchen Literatur leider inwohnt, ein Hang, der von der Art iſt, daß der berühmteſte Proſaiſt der Halbinſel in einem ganzen Jahre nichts anderes produzirt (wenigſtens oſtenſibel), als ein paar Seiten, die eine Art Encomium einer talentvollen Sängerin enthalten, welche zwei Seiten dann von Scylla zu den Alpen beſprochen werden. Hierin ſoll indeß keineswegs eine Anklage gegen dieſen Proſaiſten liegen; wer weiß, welche Schickſale ihn an größern Hervorbringungen gehindert, ihm dieſelben verleidet haben? Es iſt auch gar nicht meine Abſicht, hier von der toskaniſchen Literatur zu reden, und ſo kehre ich nach dieſer Vorrede zu dem Kapitel der materiellen Intereſſen zurück.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, daß die Induſtrie in dieſem Lande einen ſo großen Aufſchwung genommen hat. Der Thätigkeit Livorno's ungeachtet iſt zwar wenig Hoffnung vorhanden, einen bedeutenden Theil des Welthandels in den Händen der Toskaner und den Gewerbfleiß auf der alten Höhe zu ſehen; vergleicht man aber erſtlich die merkantilen und induſtriellen Verhältniſſe des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts mit denen der ſpätern Medizeiſchen Zeit, und dieſe wieder mit den gegenwärtigen, ſo kann man dem Toskaner das Zeugniß nicht verſagen, daß er ſich angelegen ſeyn läßt, die Schmach langer Unthätigkeit und ſchlaffen Verſinkens in eine kaum möglich erachtete Bedeutungsloſigkeit zugleich mit den übeln Folgen derſelben auszumerzen. Kann er, feſt baſirend auf den großen reellen Hülfsquellen und dem unerſchöpflichen Reichthum des Landes, ſich frei erhalten von dem merkantiliſchen Schwindel, der nur zu ſehr um ſich greift, von dieſem täglichen va banque, das mit einer ſchaudererregenden Tollkühnheit geſpielt wird, von, ich will nicht ſagen dem Wunſch, ſondern der Wuth, ſogleich hundert Procent zu realiſiren: kann er dies, ſo iſt der Erfolg geſichert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Periodiſche Literatur. Leihbibliotheken.

Von den ſeit meinem lezten Schreiben angekündigten oder projektirten neuen Zeitſchriften ſind manche eingegangen, andere gar nicht in's Leben getreten. „Die Bierhalle“ des Herrn Wangenheim iſt nur in den Probenummern erſchienen, der „Nordalbingiſche Telegraph“ des Herrn L. Schleier (Schrader) nach dem erſten Quartale eingegangen, die „Urania“ hat aufgehört zu erſcheinen u. ſ. w. Herr Oettinger hat ſeinen „Argus“ andern Händen übergeben und uns ſelbſt verlaſſen. In anſtändigem Tone wird Herrn Töpfers „Thalia,“ ein gutes Unterhaltungsblatt, fortgeführt, und der „Telegraph“ von Herrn Karl Gutzkow verdient das Lob und die Unterſtützung der Gebildeten. Zu welcher Partei man auch gehören möge, man muß, wenn man nicht ungerecht ſeyn will, die Gediegenheit dieſer Zeitſchrift und den würdigen Ton, der darin vorherrſcht, lobend anerkennen. Es wäre eine Schande für Deutſchland, wenn eine ſolche Zeitſchrift ſich nicht halten ſollte. Nur den Wunſch erlauben wir uns auszuſprechen, daß die Fehde mit Herrn Mundt nicht weiter darin fortgeſponnen werden möge; Herr Gutzkow kann ſeine Blätter mit Beſſerem ausfüllen, als mit dieſen Streitigkeiten, zu denen er freilich aufgereizt worden iſt. Der hieſige Buchhandel hat ſonſt wenig Bedeutendes geliefert, da auch Herr J. Campe, der ſonſt rüſtig verlegte, ſich jezt ſtill zu halten und erſt abwarten zu wollen ſcheint, wohin die Gunſt des Publikums ſich neige, ob zu den Neuern oder den Aeltern. Es ſteht kaum zu erwarten, daß die neue Schule, troz ihrer angeſtrengten Bemühungen, durchdringen werde, da das, was ſie producirt, eigentlich nur auf einen ſehr kleinen Kreis von Leſern, etwa auf andere Schriftſteller, berechnet iſt, der eigentliche Gelehrte aber keine Notiz davon nimmt, weil ſein Wiſſen auf keine Weiſe dadurch bereichert werden kann. Troz dem werden die Segnungen dieſer neuern Beſtrebungen, ſobald ſie ſich geläutert haben werden, nicht ausbleiben, und liegen ſchon jezt in ſprachlicher Hinſicht auf der Hand. Einen höchſt gewandten, fließenden und kunſtgerechten Styl kann man der Mehrzahl der jungen Autoren ohne die größte Ungerechtigkeit nicht abſprechen.

Die Zahl der Leihbibliotheken mehrt ſich mit jedem Jahre, und doch finden alle ihre Theilnehmer, da die Leſeluſt unter allen Claſſen der Bevölkerung in eben dem Maße zunimmt. Wenn nun die Cenſur — und wer wollte das nicht loben? — mit Strenge darüber wacht, daß keine die Sitten verderbenden Schriften gedruckt werden, ſo ſollte von der andern Seite die Polizei auch das Ihrige thun, ſolches Gift aus den Winkelbibliotheken zu verbannen. Freilich ſollen gewiſſe Bücher in den Leihbibliotheken nicht vorräthig ſeyn; allein ſie ſind es doch, und wer Vergnügen daran findet, ſie zu leſen, kann ſie jeden Augenblick haben. Eben ſo exiſtiren gute Geſetze in Hinſicht des Spielens in der benachbarten Altonaer Zahlenlotterie, dieſer Peſt der öffentlichen Wohlfahrt; aber troz dem hält faſt jeder Gewürzkrämer, jeder Fetthändler eine heimliche Collecte, und wird einmal dieſer oder jener ertappt, ſo zahlt er 50 Rthlr. Strafe, die aber nicht aus ſeinem, ſondern aus dem Beutel derjenigen gehen, die ihn beauftragt haben, und über eine ſo winzige Strafe lacht der, welcher 10 bis 20,000 Mark, ja das Doppelte im Jahr durch ein ſo ſchändliches Gewerbe gewinnt. Nur körperliche und bei Wiederholung entehrende Strafen würden dem Uebel wirkſam entgegentreten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 27. November 1838.

Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.

Schiller.

Der Oktober in Genf.

(Beſchluß.)

Der Staatsrath hatte Anfangs den Gedanken, am folgenden Tag das Contingent, die Milizen und Freiwilligen auf Plain-Palais zu verſammeln, um ihnen hier für ihren patriotiſchen Eifer und ihr muſterhaftes Betragen zu danken. Dies wäre bei der allgemein herrſchenden Stimmung ein herrliches Feſt geworden. Aber die Regierung hatte Recht, ſich dieſe Freude zu verſagen; denn den ſchon lange von ihrer Heimath fernen, unter den Waffen ſtehenden Landleuten, deren Arbeiten, beſonders bei der vorliegenden Weinleſe, ſehr vernachläſſigt und nun ſehr dringend geworden waren, ohne daß ſie ſelbſt in Genf nur ein Wort des Unmuths geäußert hätten, dieſen Leuten mußte jede Stunde längerer Entfernung von Haus peinigend ſeyn. So wurden denn die Milizen von ihren Offizieren mit Dank und Anerkennung entlaſſen und kehrten ſchon Nachmittags fröhlich in ihre Heimath zurück. Erfreulich war es, zu ſehen, wenn ſich an den Scheide- und Kreuzwegen Männer von einandee trennten, die ſich in Genf bei dem gemeinſchaftlichen Dienſt liebgewonnen hatten und Freunde geworden waren. Aus vielen Gemeinden kamen mit grünen Reiſern geſchmückte Leiterwagen deebei, auf denen Frauen und Kinder ſaßen, welche die Vätee abholen wollten. Manche Wagen waren wegen der Weinleſegeſchäfte mit Fäſſern beſezt, darauf und dazwiſchen liebliche Kinder, die Männer in der Montur, Knaben ſtolzirend mit ihren Seitengewehren und Flinten, lauter liebliche wandelnde Dramen und Idyllen.

Die lange unzugänglichen Spaziergänge auf den Wällen waren nun wieder offen, wiewohl Kanonen und Mörſee noch daſtanden. Dieſe aber dienten nur froher Neugier zum Gegenſtand, zumal denen, welche die ſonderbaren Schickſale und Reiſen dieſer Artillerie kennen. Die großen Buben guckten hinein und die kleinen verſuchten gar, in die Mörſer zu kriechen, was die kleinen Schweſtern höchlich und altklug mißbilligten. Frauen und Mädchen gingen prüfend und erkundigend um das Geſchütz, der Erklärung zuhörend, die ihnen mit Anſehen Männer, Bruder oder junge Freunde über den Gebrauch deſſelben gaben. So zog man in dichten Maſſen bis ſpät am Abend in den wieder gewonnenen Laub- und Baumgängen umher. In den Straßen klang wieder wie ſonſt Geſang und Muſik, für welche die Zeit über wenig Sinn geherrſcht hatte. So kam der Sonntag heran. Wie dieſe Tage der Unruhe und Gefahr von der Regierung mit der Richtung nach oben begonnen und beſchloſſen worden waren, ſo mußte auch die Kirche ihren Antheil daran nehmen. Unſere vorzüglichſten Kanzelredner predigten

in St. Gervais und St. Peter vor einer unglaublichen Menge, und ihre ſchönen Worte des Danks, der Anerkennung und Erhebung haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

So ſchloſſen ſich denn hiemit würdig achtzehn für Genf ſehr merkwürdige Tage, denen es viel nach Innen und Außen zu verdanken hat. Vor Allem aber war die Richtung zu dem, der Schlachten ſchlägt und Frieden gibt, allgemeiner, tiefer und inniger geworden, das ſittliche und religiöſe Gefühl hatte einen mächtigen Impuls erhalten. Die alte Genfer Bürgertugend, die Wackerkeit des Mittelalters zur Zeit der Reformation und der Eskalade, der Muth, keck gegen einen übermächtigen Feind zu ſtehen, war wieder erwacht und zeigte, daß er unter Bijouterie, Horlogerie und unter angehäuften Millionen nicht erlegen. Die Stände und Claſſen der Einwohner traten ſich nun vollends ganz nahe im brüderlichen Zuſammenwirken für's Vaterland. Man hat lebhaft eingeſehen, daß jenes Vornehmthun nicht paſſe für einen kleinen, civiliſirten Freiſtaat, gleichſam für eine Familienrepublik, wo ſich Jedermann kennt und nach Verdienſt zu würdigen weiß, wo alle Anmaßung noch lächerlicher iſt als anderswo. Seit den Pariſer Julitagen und dem Angriff auf Savoyen im Jahr 1834 hatte ſich in Genf ein Häuflein Wurzelmänner oder Radikale gebildet, die in ſteter Verbindung mit den gleichgeſtimmten Fremden und Einheimiſchen in der Schweiz in heftiger Oppoſition mit der Regierung ſtanden, ihre Maßregeln zu lähmen oder zu hindern ſuchten, ihr Abneigung und Feinde erregten, wo ſie nur konnten und wußten, wobei ihnen alle Mittel recht waren, beſonders Lüge und Verläumdung. Dieſe Leute waren bei der Oktoberaufregung ſehr zu fürchten; ſie ſollen auch in's Geheim Verſuche gemacht haben, ſie zu exploitiren, aber der geſunde, rechtliche Sinn des Volks erkannte gleich das Rechte, es ſchloß ſich innig ſeiner Regierung an, ging thätig in alle ihre Maßregeln ein, ſo daß der Radikalismus ſchnell ſank, um ſich ſo bald wohl nicht zu ſeinem vorigen Stand zu erheben. Die Regierung hatte in dieſen Tagen der Gefahr mehr als je Gelegenheit, ſich durch kluge Maßregeln und würdige Haltung in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu zeigen, und ſie fand dagegen überall Ergebenheit, Gehorſam, Vertrauen und Dank.

Republiken ſinken und gehen zu Grund, wenn ihnen der reine, warme Bürgerſinn, die hingebende Thätigkeit der Einwohner fehlt und dieſe nur an perſönlichen Intereſſen, an Genuß, Bequemlichkeit, Erwerb oder Gewinn denken, nicht aber an's Vaterland und das, was ihm Noth thut. Dieſer materielle Egoismus war bei unſern jungen Leuten in Nachahmung des Nachbarlandes ſehr herrſchend geworden und gab dem Land für die Zukunft eine traurige Ausſicht. Die Oktobertage haben den beſſern Sinn mächtig, wenn auch nicht bleibend aufgeregt, und neue Hingebung an's Vaterland iſt an die Stelle der ehemaligen Kälte und Gleichgültigkeit getreten, ja die jungen Genfer ſcheinen eingeſehen zu haben, daß es noch etwas Beſſeres und Bleibenderes gibt, als Pariſer Art und Pariſer Genüſſe. Das Land hat ſeine wahren Freunde kennen lernen, auf die es in der Stunde der Gefahr rechnen kann. Beſonders trat in dieſer Beziehung das Waadland recht brüderlich auf, denn gleich in den erſten Tagen kamen von da die bündigſten Anerbietungen zu Hülfe in der Noth, wiewohl Waad ſelbſt ſeine Grenzen zu hüten hatte. Später traten auch Bern, Freiburg und Wallis in ähnlichem Sinn auf, nicht aber Neufchatel. Der König von Sardinien erklärte ohne Haß und Nachtragen für 1834, daß ſein Land, beſonders das nahe Savoyen, den Genfern, die bei dringender Gefahr etwa dahin fliehen wollten, ohne alle Formalitäten von Päſſen und Douanen offen ſtehen ſolle.

Genf iſt das jüngſte und mit Zug das kleinſte Kettenglied der Schweizerconföderation. Andere Cantone haben es lange der Unzuverläſſigkeit und der Hingebung an franzöſiſches Intereſſe, wenigſtens der Hinüberneigung nach Frankreich beſchuldigt, auch im Fall der Noth keines ſchweizeriſchen Aufſchwungs fähig gehalten. Davon iſt nun das Gegentheil bewieſen, und das kleine Genf muß jezt zu den wenigen Bundesgliedern gerechnet werden, die ſich im Intereſſe des Geſammtvaterlandes würdig, männlich und im antiken Schweizerſinn gezeigt haben. Seine und Waads Haltung beim erſten Anſchein der Gefahr hat auch weſentlich zu der ganz neuen, achtungswerthen Stellung beigetragen, welche die Schweiz gegen Frankreich errungen und die ihr wieder das freundſchaftliche Vertrauen aller übrigen Staaten gewonnen hat.

Der Genfer See war immer eine der Lieblingsſtellen der Civiliſation im Mittelalter, in der Reformation, die großentheils von hier ausging, und auch ſpäter. In der neuern und neueſten Zeit lebten ausgezeichnete Geiſter, hochſtehende Männer und Frauen an dieſem reizenden Becken, ſie bewohnten gern und lange

Dies Lemanland, von heiterm Schmuck umrungen,
Den hellen Hort voll Luſt und Glanz und Licht,
Den See, den Strom, die Berge all', dies blühende Gedicht,
Das die Natur in ſüßer Luſt geſungen.

Jezt hat dieſer See eine neue Zierde. Es leben da zwei kleine Völker, welche Hand in Hand männlich ſtanden gegen den drohenden, übermächtigen Nachbar, und nun wieder friedlich und freundlich, aber im Geiſtigen wetteifernd neben einander wohnen in ihrer ſchönen, blau umflutheten, gletſcherbegrenzten Heimath.

Dr. Chr. Müller.

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

Ein anderes höchſt denkwürdiges Kunſtwerk befindet ſich in der Sakriſtei. Es iſt das mit elfenbeinernem Schnitzwerk bekleidete Antipentium des Altars. Auf einer Fläche von fünf Fuß Länge und drittehalb Höhe ſind, durch ſchmale Holzrähmchen geſchieden, Hiſtorien des alten und neuen Teſtaments abgebildet: die erſtern in den zwölf horizontalen Fächern, von denen ſechs auf jeder Seite, die leztern in achtzehn vertikalen. Jedes dieſer Bildchen iſt auf einer Elfenbeintafel, welche wiederum in zwei Unterabtheilungen zerfällt, dergeſtalt daß der Cyklus aus ſechzig verſchiedenen Darſtellungen beſteht. Der Styl iſt edel einfach gehalten, und naiv, ohne deßhalb trocken zu werden; mehrere Figuren ſind ſogar höchſt anmuthig. Die Rähmchen, welche die Tafeln ſcheiden, umfaſſen die Medaillons der zwölf Apoſtel. Die Einfaſſung des Antipentiums zeigt gleichfalls von Elfenbein geſchnizte Arabesken und Feſtons. Spuren von ähnlicher Verzierung ſind am Fuße des jezt verkleideten Altarblattes zu finden. Nach der Symbolik, welche in mehreren jener Bilder ſichtbar iſt, zu urtheilen, dürfte das Kunſtwerk in eine frühere Epoche fallen, eine Vermuthung, welche die Vollendung, mit welcher es ausgeführt iſt, wieder zu nichte macht. Keinesfalls dürfte es ſpäter als in das vierzehnte Jahrhundert zu ſetzen ſeyn. Auskunft habe ich wenigſtens in Salerno von Niemanden über jenen Altar erhalten können.

Ich beſtieg die alte Guiskardburg, welche, auf hohen Felſen gethürmt, Salern überragt. Einer der jezt beliebteſten Wegweiſer durch Italien, der ſo weit auch ganz praktiſch ſeyn könnte, inwiefern ſeine Angaben nur wahr wären, ſchwärmt für die mit Palmen und Orangenbäumen bedeckte Umgegend, welche er vom Kaſtell aus erblicken will. Geſezt auch, der feurige Kalabreſer Wein habe die Sinne des wackern Mannes dermaßen bethört, daß er Alles doppelt ſchaute, ſo hätte er dennoch auf dem Salernitaner Weichbilde nur vier Palmen ausfindig machen können. Ich wenigſtens entdeckte mit nüchternen Augen ihrer nur zwei, und zwar überaus ſchöne, ſchlanke, weitverzweigte. Eben ſo beſchränken ſich die Orangenbäume lediglich auf die in Gärten gezogenen, obwohl es deren nicht wenige gibt. Doch bedarf es ſolcher poetiſcher Lizenzen, welche nur dazu dienen, den Enttäuſchten in die Oppoſition zu drängen, keineswegs, um ſich von dem Zauber, welcher die Gegend umſchwebt, feſſeln zu laſſen. Die Felſen ſind faſt überall bis auf die Spitzen mit alten Oelbäumen bedeckt, und dieſe entfalten ſich hier mit einer Kühnheit und Originalität, wie höchſtens in den Oliveti von Tivoli. Cactus und Aloe wuchern mit Myrthenſtauden frei auf Mauern und Zacken, und Granatenbäume tragen ihre ſchwerſten Aepfel ſtolz zur Schau. Ich dächte, es genüge ſchon an der bloßen Wahrheit, um einen ehrlichen Nordländer zu befriedigen.

Amphitheatraliſch liegt Salern zu Füßen des Kaſtells; linker Hand ziehen ſich die kalabreſiſchen Berge mit ihren wunderlichen Umriſſen in blauer, duftiger Ferne bis an das Meer, zur Rechten und aufwärts von den Klippen der due fratelli das ſonderbare Häuſergewimmel von Vietri und der angrenzenden Dorfſchaften. Auf dem höchſten Gipfel, einem Schwalbenneſt gleich in den Felſen gebaut, liegt, der Stadt zugewandt, ein Nonnenkloſter. Die Ausſicht von oben muß entzückend ſeyn, erblickt man es doch auf dem Wege nach Päſtum ſchon in einer Entfernung von zehn Miglien. Mir aber erſchien es Mißbrauch meiner Füße, wenn ich meine Befugniß, die Leiter an das Höchſte anzulegen, bis auf jene Zelle ausdehnte. Das Meer lag ſo ſtill, ſpiegelklar und innig blau vor mir, die goldene Sonnenbrücke, welche ſich über den Golf ſpannte, glühte ſo purpurn, daß ich nicht das mindeſte Begehren nach irgend einer Steigerung verſpürte.

In der Frühe des folgenden Tags verließ ich Salerno. Die Gebirge, welche es umklaftern, ſind von einer Originalität der Formen, wie ich ſie kaum im Canton Wallis wieder gefunden habe. Einzelne Warten und Burgen, von denen Caſtell San Leonardo die ſchönſte iſt, winkten von den Zacken herab; die Berglehnen ſind bis oben bebaut und ihre Thäler die Wiege freundlicher Dörfer. Allmählig weichen aber die Berge zur Linken zurück, die Ortſchaften werden ſparſamer und hören zulezt mit Battipaglia ganz auf, zugleich auch die Weinlaubfeſtons, die Maulbeerbäume. Das Feld iſt noch bebaut, und weite, mit dörrendem Mais bedeckte Felder dehnen ſich in trauriger Einförmigkeit längs der Straße hin. Schwanke, mit Stroh gedeckte Gerüſte ſtehen in ihrer Mitte: ſie dienen dem Arbeiter, welcher es ängſtlich vermeidet, auf der mit Fieberluſt geſchwängerten Erde zu ſchlafen, als Ruheſtätte. Hin und wieder wachſen noch Hecken von Cactus zu rieſiger Höhe in der Nähe von einzelnen weißen Meiereien. Die Gegend nimmt den einförmigen Charakter der zwiſchen Rom und Civita vecchia liegenden an; ſie iſt nur noch öder, menſchenleerer, ſchweigſamer, als die Wüſtenei der Campagna.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Elternverderbniß.

Eine andere betrübende Seite des hieſigen Volkslebens iſt die, daß ſich Unſittlichkeit, Laſter aller Arten gerade unter

Digitized by Google

der Claſſe der Bevölkerung in einem wahrhaft erſchreckenden Grade vermehren, die vermöge der ihr zu Theil gewordenen höhern Bildung der niedern Volksclaſſe zum Muſter dienen ſollte. Kaum durch die Confirmation in das größere Leben eingetreten, ſieht man namentlich die männliche Jugend ſich einer groben Genußſucht, ja einem Cynismus in die Arme werfen, wovor man ſich entſetzen muß. Es würde einen jungen Mann völlig lächerlich machen, wenn er nicht den gröbſten ſinnlichen Ausſchweifungen fröhnte, nicht Alles mitmachte, was die Verderbtheit erſonnen hat, das Edelſte, die Zeit, zu tödten. Nicht nur in allen Pavillons und an ſonſtigen Vergnügungsorten erblickt man Haufen noch unbärtiger Knaben mit der unerläßlichen Cigarre im Munde — dieſe iſt das Attribut eines „gentilen“ jungen Mannes — ſondern ſie werden auch ſchon an den verworfenſten Orten erblickt. Nie hat man in früherer Zeit ſo viel von betrügeriſchen Commis und Lehrlingen, ja von Laufburſchen gehört, als jezt; es wird kaum mehr darauf gehört, daß dieſer oder jener junge Mann aus guter Familie die Caſſe ſeines Principals beraubt oder die Eltern beſtohlen habe. Dergleichen kommt zu häufig vor, als daß es noch Aufſehen erregen ſollte. Will ſo ein junger Burſche ſich dann gar nicht beſſern, ſo wird er, reichlich mit Empfehlungsbriefen und Geld verſehen, auf ein Schiff geſezt und nach Amerika geſchickt, das überhaupt der Abzug für alle europäiſchen unreinen Säfte zu ſeyn ſcheint, und dort kommt er entweder um, wenn man ihn in ein feindliches Clima bringt, oder man hört nichts weiter von ihm, wenn ihn nicht etwa das Glück beſonders begünſtigt und er zum gemachten Manne wird. Woher kommt aber dieſes Uebel? Zunächſt gewiß von der mangelhaften häuslichen Erziehung, von der groben Genußſucht, die man den Kindern gleichſam einimpft. Man läßt keine andern, keine höhern Sorgen in ihnen aufkommen, als lecker zu eſſen, ſich „gentil“ — dies iſt der ſtehende Ausdruck der Gecken — zu kleiden und ſich alle Tage zu vergnügen, und wo eine beſſere Erziehung ſtattfindet, da führen jugendlicher Leichtſinn und böſes Beiſpiel zum Verderben. Schrecklich iſt auch noch die herzloſe Kälte der heutigen Jugend, der Mangel an jeder Begeiſterung, an jeder Poeſie an ihr. Bei jedem Schritte trifft man auf unbärtige Philoſophen, die bereits mit der Welt, mit ihren Anforderungen an das Leben und an ſich ſelbſt völlig fertig ſind, die mit vornehmem Hohnlächeln aller Tugend, aller Religioſität, aller Sitte, aller geiſtigen Erhebung Hohn ſprechen und dem gröbſten Cynismus laut das Wort reden. Man möchte ſchlafen gehen, um dies nicht mehr mit anſehen zu müſſen. Gewiß hat die Lektüre, die man unbedachtſamerweiſe der Jugend geſtattet, nicht geringen Einfluß auf die moraliſche Verderbniß, die man mit Schrecken an ihr wahrnimmt. Schon den Schulknaben wird das Leſen von Romanen geſtattet; ſie dürfen ſich in irgend einer Leihbibliothek abonniren und nach dem Cataloge oder dem Rathe ihrer oft ſchon verderbten Freunde wählen. Die Romane von Paul de Kock, von Guſtav Schilling, von Clauren u. ſ. w. werden ihnen ohne Bedenken in die Hände gegeben, und ſind ſie etwas älter und kecker geworden, ſo greifen ſie zu noch ſchlimmern. In oft ſchöner, fließender Sprache wird ihnen die Tugend als lächerlich, das Laſter als anmuthig geſchildert, und nebenbei die vielleicht noch ſchlummernde Sinnlichkeit geweckt. Entnervt an Geiſt und Körper, vor der Zeit gereift, treten ſie in das Leben ein und faſſen dieſes von vorne herein aus dem flachſten proſaiſchſten Geſichtspunkte auf. Welche Söhne, welche Gatten, welche Väter können aus ſolchen Jünglingen werden! — Mag das Uebel anderer Orten auch noch ſo groß ſeyn, hier iſt es gewiß größer, als irgendwo. Man übertreibt gewiß nicht, wenn man die Behauptung aufſtellt, unſere Jugend kenne kein höheres Glück, als das rein materieller Genüſſe, und kein furchtbareres Unglück, keine Schande, als nicht ſchwelgen zu dürfen und arm zu ſeyn. (Der Beſchluß folgt.)

Florenz, November.

(Fortſetzung.)

Seidenweberei.

Der Seidenbau iſt eine altberühmte Quelle des florentiniſchen Wohlſtandes. Die Zunft der Seidenwirker (Arte della seta, nach der Gegend der Stadt, wo die Magazine waren, auch di porta S. Maria genannt) ſoll 1225 zuſammengetreten ſeyn. Der Sage gemäß gab der Fußboden des Baptiſteriums, mit ſeinen kunſtreich eingelegten Marmorarbeiten, den Seidenwebern die erſten Muſter. Die Statuten dieſer Innung ſind von 1335. Die Cultur des Maulbeerbaums ward zu Anfang des 15ten Jahrhunderts eingeführt. Vorher kam die rohe Seide aus dem Auslande. Während die Wollenweberei ſank, hob die verwandte Kunſt ſich immer höher. Um 1470 ſoll Florenz fünfzig Seidenhandlungen gezählt haben. Kurze Zeit vor dem Untergange der Republik (1526) gibt der venetianiſche Geſandte Marco Foscari das dadurch in Umlauf geſezte Capital auf eine Million Goldgulden an. Der toskaniſche Handel ſank während der Mediceiſchen Herrſchaft und war in einigen Zweigen faſt völlig vernichtet; aber die Seidenweberei behielt noch immer eine gewiſſe Bedeutung, und nahm dann wieder zu unter der Lothringiſch-Habsburgiſchen Dynaſtie. In den lezten Jahren vor 1795 wurden jährlich gegen 255,000 Pfund roher Seide im Großherzogthum verarbeitet, 145,000 Pf. Seidenzeuge im Auslande verkauft und über eine Million Scudi gewonnen. Aber Florenz mußte jezt andern Ländern einen großen Theil des Ruhms, wie des Gewinns abtreten, namentlich an Frankreich, wo zu Lyon die Florentiner ſich im 16ten Jahrhundert ſchaarenweiſe niedergelaſſen, nachdem ſie dort ſchon früher viele Comptoirs gehabt. Die Lyoner Manufakturen trugen in Hinſicht der Schönheit und Kunſtfertigkeit in der Fabrikation der façonnirten Seidenzeuge bei weitem den Preis davon. Wurde auch in Florenz kein Fortſchritt gemacht, ſo bewahrte doch der glatte ſchwarze Seidenſtoff (man nennt ſie Luſtrini) noch immer ſeinen Ruf als der ſchönſte und dauerhafteſte. Nirgends färbt man ſchwarz wie hier; alle franzöſiſchen Zeuge ſchillern daneben in's Blaue. Bleibt nun dieſer Ruhm unbenommen, ſo iſt auch andernſeits ein bedeutender Aufſchwung bemerklich. Vorerſt begann man auf die Raupe und die Cocons mehr Sorgfalt zu verwenden, ſodann wurde der Maulbeerbaum der Philippinen (Morus multicaulis) eingeführt, der vortrefflich fortkommt. Ein wackerer Geiſtlicher, der Ab. Lambruſchini zu Figline, welchem Erziehungsweſen, wie Agricultur gleich viel verdanken, machte ſich namentlich um dieſen Zweig verdient. Die jezige jährliche Produktion der Seide in Toskana überſteigt zwei Millionen Pfund Cocons, welche gegen 200,000 Pf. Seidengarn geben. Die beſte Seide kommt aus dem obern Arnothal. Die freie Ausfuhr der Seta greggia iſt erlaubt, und bei ihrer vorzüglichen Güte wird von auswärts ſo viel weggeholt, daß die hieſigen Seidenwirker nicht im Lande ſelbſt ihren Bedarf erhalten können, und ſich zum Theil der levantiniſchen, namentlich der Meſtubſeide, und der geringern Sorte von Bruſſa in Anatolien zu bedienen genöthigt ſind. Von manchen Seiten iſt daher ſchon gerathen worden, die Ausfuhr durch einen Zoll zu erſchweren. (Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Google

№ 285.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. November 1838.

Hors de Paris, la grande ville,
Tout est triste, gauche, stérile,
Et d'un gothique accoutrement;
Tous ces provinciaux ignares,
Qui s'avisent d'être contents,
Sont bien à plaindre, bien bizarres.

Gresset.

Marines.

Pontoiſe im Juni 1838.

Marines, drei Stunden von Pontoiſe, auf dem Wege von Paris nach Giſors, iſt ein Dorf von etwa 1500 Einwohnern. Geſchichtlich Merkwürdiges weiß ich von demſelben nichts zu erzählen; ebenſo wenig zeichnet ſich daſſelbe durch ſeine Lage, ſeine Bauwerke oder ſonſt etwas aus. — Ich hatte manche Stadt, groß und klein, in Frankreich beſucht, und es kam mir daher ein Empfehlungsbrief an einen Arzt in Marines ganz gelegen, da ich durch denſelben das Mittel erhielt, auch einmal ein paar Tage in einem Dorfe zu verleben.

Alle Straßen in Frankreich fuhren nach Paris, das wie eine gewaltige Spinne in einer Ecke des großen Landes ſizt und ſeine Fäden nach allen Richtungen auswirft. Es geben täglich drei, vier Diligencen durch Marines und Pontoiſe nach Paris oder nach Giſors und Dieppe, aber deßwegen glaube man ja nicht, daß es ein Leichtes ſey, von Marines nach Paris oder auch nur nach Pontoiſe, oder von Pontoiſe nach Marines zu kommen. Sehr oft ſind in Paris, oder in Giſors, oder Dieppe alle Plätze der Diligence belegt worden, und dann muß die kleine Reiſe aufgeſchoben oder zu Fuße unternommen werden. Ich war ein paar Mal in die Nothwendigkeit verſezt, mich dieſer leztern Gelegenheit zu bedienen, um ein gegebenes Verſprechen zu halten. Es iſt dieſer Umſtand bedeutender, als man auf den erſten Augenblick glauben könnte, denn er iſt die Haupturſache der Iſolirung aller kleinen Provinzialſtädte, und um ſo mehr aller Dörfer in Frankreich. Alle ſind mehr oder weniger auf Paris angewieſen, und je näher man der Hauptſtadt, dem Sitze der furchtbaren Kreuzſpinne, kommt, deſto größer iſt ihr Einfluß, ihre Anziehungskraft. Dieſe Iſolirung aller Oertlichkeiten in den Provinzen iſt eine Folge der Uebercentraliſation, und nachdem dieſe einmal hergeſtellt war, die Urſache der politiſchen Nichtigkeit der Provinzen. Wenn man die Folgen dieſer Geſtaltung der Dinge gehörig würdigt, ſo wird vieles klar, was ohne dies ein Räthſel bleibt. So erklärt dieſelbe z. B. die Mehrzahl aller Deputirtenwahlen. Nur ſehr ſelten und nur in größern Städten, die wieder eine Art Centrum bilden, werden mitunter Leute, die in dieſen Städten leben und wohnen, zu Deputirten gewählt; in faſt allen kleinern Städten fällt dagegen die Wahl ſtets auf einen Pariſer, auf einen dortigen Advokaten, Bankier, hohen Beamten oder einen Aide de camp du roi etc. Es iſt dies nicht gerade Folge eines Mangels an tuchtigen Männern in der Provinz; denn faſt jede kleinere Stadt, viele Dörfer ſelbſt würden oft ziemlich

Digitized by Google

ſicher denjenigen, den ſie durch ihre Stimme zum Deputirten machen, nicht würdig finden, ihren Maire oder Adjunkt zu erſetzen, wenn ſie ihn ſo gut kennten, wie dieſe. Durch die Iſolierung der Provinzialſtädte und der Dörfer kommt es, daß die Bewohner meiſt nicht ahnen, wie gerade im Nachbardorfe, im Nachbarſtädtchen, ein Mann lebt, der ſie würdig und unabhängig vertreten könnte. Jede einzelne Lokalität hat mitunter ihren eigenen Candidaten, und gerade dieſe Menge von Candidaten ſichert dann am Ende den Erfolg demjenigen, der von der Regierung empfohlen und ſomit von allen Maires und Adjunkten, vom Herrn Souspräfekten, dem procureur du roi und den Gensdarmen, die allein in den verſchiedenen Lokalitäten in Verbindung ſtehen und eine geſchloſſene Phalanx bilden, unterſtüzt wird. Ich lobe mir die Beiwagen in Deutſchland, und wenn ſolche einmal in Frankreich auf jeder Poſtſtation zu haben ſind, ſo prophezeihe ich eine kleine, halbradikale Socialreform; vielleicht ſind die Eiſenbahnen berufen, dieſelbe einzuleiten, da ſie in jedem Dorfe oder wenigſtens in jedem Städtchen, das ſie berühren, eine Art Centrum für die Umgegend bilden werden.

All das lief mir durch den Kopf, als ich zu Fuß von Pontoiſe nach Marines ging, wo morgen ein Jahrmarkt ſtattfinden ſollte. Ich bin ein Freund von dergleichen, und verſäume keine Gelegenheit, einem Volksfeſte beizuwohnen.

Als ich mich dem Dorfe näherte, hörte ich eine Trommel und Lärm und Jubelrufe. Die Nationalgarde oder ein Marktſchreier, dachte ich. In dem Dorfe angekommen, ſah ich aber, daß der Tambour in Hemdermeln vor einer Schaar halbtrunkener Bauernburſche einherzog, die heute durch das Loos zu Soldaten beſtimmt worden waren. Sie ſangen und jubelten, als ob ſie wunderglücklich geweſen wären. Bald begegnete ich einer zweiten Schaar, den Burſchen eines andern Dorfes. Alle hatten die von ihnen gezogenen Nummern mit langen ſeidenen Schleifen an den Hut befeſtigt und gingen in dem Dorfe von Kneipe zu Kneipe, bis ſpät Abends, wo die Rüſtigern die weniger Bein- und Kopfſeſten nach Hauſe ſchleppten. Diejenigen, die eine unglückliche Nummer gezogen, waren die tollſten bei dem Feſte und verſteckten ihren Gram hinter der Außenſeite der ausgelaſſenſten Luſt. Alles ganz wie bei uns.

Die Reviſion der Rekruten führt den Präfekten, den Souspräfekten, einen Obriſten, einen höhern Militärarzt und noch mehrere andere Civil- und Militärbeamte in's Dorf. Die Dorfautoritäten ziehen daher an dieſem Tage den Sonntagsrock an und der Maire gibt ein Eſſen zum Beſten, dem der Präfekt oder wenigſtens der Souspräfekt beiwohnt. Der Präfekt macht jährlich einmal eine ſolche Rundreiſe in allen Cantonsorten, und darauf beſchränken ſich meiſt die nähern und direkten Berührungen des höchſten Beamten des Departements mit den Gemeindebeamten. Alles bis in's Kleinſte iſt in Frankreich nach dem Muſter von Paris eingerichtet, und wie dort ein Miniſter, ohne ſein Bureau zu verlaſſen, über die Angelegenheiten des Landes entſcheidet, ſo iſt der Präfekt der kleine Paſcha ſeiner Provinz, die er überdies ſehr oft nur vom Hörenſagen kennt, da er, ſo oft er einmal in ſeiner Departementsreſidenz nicht nothwendig iſt, ſchnell nach Paris eilt, wo er viel höhere Angelegenheiten als die ſeiner Untergebenen, d. h. ſeine eigenen, zu betreiben hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

Zahlreiche Büffelheerden ſind über die weite Ebene verſtreut. Bis an den Hals in eine der Lachen verſenkt, um Schutz vor den Inſekten zu ſuchen, oder regungslos die Hörner auf den Nacken zurückgelegt und ſtundenlang, mit dummfalſchem Blick vor ſich hinſtierend, ſind dieſe unſchönen Thiere die recht eigentliche Staffage jener triſten Gegend. Und auch der Hirt ſcheint von der ſtumpfen Trägheit ſeiner Heerde angeſteckt. Ohne ſeine Stellung zu ändern, ohne einen Fuß zu bewegen, und langſam nur den Hals wendend, ſchaut der Landmann, auf ſeinen lanzenförmigen Stab geſtüzt, dem Vorübergehenden ſchläfrig nach. Die ſengende Glut der Sonne löſt die Glieder und macht auch die geringſte Bewegung zur Pein. Im ſonderbaren Contraſt mit der armſeligen Nacktheit jener Strecken, wachſen hier und dort Eriken zu Baumes Höhe auf, auch grüne Myrten und Lorbeerhecken in üppiger Fülle; unmittelbar darauf verſinkt aber die Natur, wie erſchlafft von jener außergewöhnlichen Anſtrengung, wieder in ihre frühere Abſpannung. Nur meilenfern von den Eden Italiens, von Vietri, Atrani, Amalfi, glaubt man ſich in einen fremden Welttheil verſezt.

Die gelben, trüben Fluthen des Sale haben die Bogen der Brücke geſprengt. Eine Fähre (scafa del Barizzo) unterhält jezt die Verbindung mit dem jenſeitigen Ufer. Die violettblauen Höhenzüge fangen allmählig wieder an, ſich dem Meere zu nähern, und Dorfſchaften wagen es von Neuem, ſich auf ihren Abhängen anzuſiedeln. Ein ſchwacher Lebensſchimmer regt ſich auf der Landſtraße und verkündet die Nähe bewohnter Regionen.

Digitized by Google

Bauern mit ihren ſpitzen, grauen Hüten und ſchwarzbraunen Geſichtern, deren Bildung die Nähe Acerras, der Heimath Pulzinells, verkundet, mit Sandalen von Ziegenfellen und entblößten Knien ziehen, jeder mit ſeinem Karabiner über der Schulter, des Weges. Gefeſſelte Briganten werden im Triumpf von Gensdarmen und Landmiliz eskortirt; ſie waren die Beute einer ſeit vierzehn Tagen gegen die Labri unternommenen Expedition. Nach zwei andern Wochen dürfte es ſich treffen, daß die Eskorte die Rollen mit den Eskortirten wechſelte; denn was den moraliſchen Unterſchied zwiſchen beiden belangt, ſo beträgt er keine Dreierſemmel an Werth. Ein Bettelmönch hat ſich auch in dieſe Gegend verirrt und den Aermſten den lezten Biſſen entführt; Almoſen heiſchende Weiber und Kinder umdringen den Wagen; ungeduldig ſchweift der Blick über die fieberbleichen Jammerbilder hin: da wachſen graue Felskoloſſe aus dem Boden, das Licht ſchimmert durch ihre Wände; es ſind Säulen, ſind Tempel — es iſt Päſtum, welches vor mir liegt.

Schön und bezeichnend ſagt Jean Paul von Dahore, daß in ſeiner Seele alle kleinlichen, irdiſchen Gedanken verſunken und nur die großen und erhabenen übrig geblieben ſeyen, ſo wie in Egypten nur noch die Tempel und Pyramiden, nicht aber die Wohnungen ihrer Erbauer der Zerſtörung entgangen. Päſtum iſt ein Dahore unter den Städten. Der Eindruck, welchen es macht, iſt allgewaltig und unauslöſchlich. Ein Blick überfliegt dies Städteſkelett, das Mammuthgerippe ſeiner drei Tempel, ſeiner cyklopiſchen Mauer. Die drei, vier Häuſer, welche ſich in die Rieſentrümmer eingeniſtet haben, verſchwinden vor der Größe der alten Mäler, und man gewahrt ſie nur, um ſie wieder fort zu wünſchen. Das ſtattlichſte derſelben gehört dem Cavaliere Palelli, dem Beſitzer der größern Hälfte des Päſtaner Gebiets. Er hat den Verſuch gemacht, ſeiner Heimath wenigſtens einen Theil ihres alten Glanzes und Ruhmes wieder zuzuwenden, den ihrer Roſen. In ſeinem Garten blühen die ſchönſten. Sie ſollen von ganz eigenthümlicher Schönheit ſeyn und einen beſonders lieblichen Duft haben. Ich war nicht in der Roſenzeit in Peſto und bekam, wie ſo oft im Leben, nur die Dornen zu ſchauen.

Päſtum iſt ein Bisthum. Das arme biſchöfliche hors d'oeuvres muß der in ſeinem Sitz herrſchenden Fieber halber die Hälfte des Jahrs hindurch in dem auf den Bergen liegenden Cappaci hauſen. Von ſeinem ganzen Stabe war nur der Sakriſtan zurückgeblieben, welcher mich fieberſchauernd und zähnellappernd unter den Ruinen herumführte und den Cicerone der Päſtaner Wunder machte. Die Kirche ſelber mit ihren übertünchten, aus dem Tempio romano geſtohlenen Säulen von rosso antico konnte ich nicht zu ſehen bekommen. Die in die Außenwände eingemauerten Säulen, das Amphitheater, welches, gleich dem Theaterfragment, ein wüſtes, von Dornen und Unkraut überwachſenes Trümmergewirr bildet, ſind kaum des Hinblicks würdig. Nur noch ein Thor iſt völlig erhalten, und gleich der umgebenden Mauer von rieſigen Werkſtücken aufgethürmt. Blickt man auf ſie und die noch ſtehenden Tempel, ſo kann man kaum begreifen, wie die Sarazenen es möglich machen konnten, eine ſolche Stadt ſo faſt ſpurlos zu vertilgen.

Die Tempel ſelber ſind tauſendmal gezeichnet, gemalt, in Kupfer geſtochen worden. Es exiſtirt in Päſtum keine Hohlkehle, mit deren Entdeckung Architekten und Antiquare noch zu beglücken wären. Aber die im Schooß der Erde ruhenden Schätze werden vielleicht noch Jahrhunderte hindurch ſchlummern, oder bis es irgend einem Regenten beliebt, das räthſelhafte Verbot, Nachgrabungen anzuſtellen, wieder aufzuheben. Iſt es doch ſogar verwehrt, die den Neptunstempel umgebenden, wohlerhaltenen unterirdiſchen Gänge zu verfolgen. Gilt demzufolge die Reiſe nach Päſtum lediglich der Sehnſucht, die Wiſſenſchaft zu bereichern, ſo ertheile ich dem Reiſenden den wohlgemeinten Rath, ſich mit der Anſchauung der in den neapolitaniſchen Studien befindlichen phelloplaſtiſchen Modelle zu begnügen; gelüſtet es ihn dagegen, das in kleinlichen, verkrüppelten Bauwerkchen eingeſchrumpfte Herz, der Roſe von Jericho gleich, einmal wieder unter wahrhaft großen Denkmälern aufblühen zu laſſen, dann gehe er nach Sizilien, oder doch wenigſtens nach Päſtum, und laſſe ſich von dem Zauber feſſeln, welcher die Tempel und vor allen den des Neptun umweht. Von Roms Ruinen iſt das Coloſſeum die einzige, welche den Päſtanern an idealer Größe vielleicht gleich kommt, von den Neapolitanern nicht eine.

Der Cerestempel iſt eine verkleinerte Copie von dem des Neptun, die Baſilika eine ſpätere, etwas karrikirte Nachahmung. Die Entaſis der Säulen, die Wulſte der Kapitäler zeugen durch ihre ausſchweifenden Dimenſionen für die ſpätere Erbauung und beginnende Verkrüppelung des Geſchmacks. Das Auge eilt wieder und immer wieder auf die herrliche Halle des Neptun zurück, auf die edel einfache Größe der doriſchen Säulen, auf die würdigen Stufen, auf den gigantiſchen Architrav. Brombeerſtauden und Feigenbäume ſchlingen ihre Ranken wild um die dunkeln, braunen Säulenſtämme. Das dunkelgrüne Meer, der transparenteſte Laſur des Himmels bilden die Folie des einzig ſchönen Bildes. Als Staffage drängen ſich Bettelbuden, welche die am Torre bei Mare ausgeackerten Statuetten, Masken und Thränenkrüge von Thon dem Fremden zum Kauf anbieten, in den Vordergrund. Ihre Waare hat wenigſtens die

Digitized by Google

weſentlichen Vorzüge der Echtheit und Wohlfeilheit vor denen der römiſchen und neapolitaniſchen Antikenkrämer.

Eben ſo ſicher, als auf jene unermudlichen Quärulanten, kann man in Päſtum auf reiſende Engländer rechnen. Eine ganze Familie war mir vorausgeeilt, und hatte bereits vor meiner Ankunft in dem Neptunstempel ihr Quartier aufgeſchlagen. Der Vater rannte mit glühendem Eifer in der Halle auf und nieder, um ſich die Dimenſionen durch die Zahl ſeiner Schritte zu verſinnlichen, verzählte ſich, und begann dann ſcheitend ſeinen Dauerlauf auf's Neue. Die beiden Mißes ſaßen bereits hinter ihren Tiſchen feſt und ſkizzirten mit Macht. Die Miſtreß heftete ein wachſames Auge auf die Dienerſchaft, welche das koloſſale, von Salern aus mitgenommene Frühſtück auspackte. Der ältere Maſter wiegte die beiden Daumen in den Armlöchern der Weſte und gähnte unverholen, während der jüngere ſich fur die bei Antiquitätenforſchungen unvermeidliche Langeweile durch den Genuß eines Hühnerflügels entſchädigte.

Tragiſcher endete vor einigen Jahren die Wallfahrt eines engliſchen Ehepaars nach Päſtum. Ein Schuß tödtete beide. Der Fuhrer zeigte mir im Vorbeigehen den Verſteck, von welchem aus der Brigant gezielt hatte. Er erzählte mir ferner, wie vor einem halben Jahrhundert ein anderer Engländer das verwilderte Päſtum in einem Walde von Lorbeer= und Feigenbäumen durch Zufall entdeckt, wie er das Gebuſch habe ausrotten laſſen und Italien ſo mit ſeinem edelſten Kleinode beſchenkt habe. Engländer ſind ein integrirender Theil Italiens, ein Volk im Volke, unvermeidlich von der Villa der Königin Caroline an bis zu dem Caſtell von Malta. Und ſo möge denn die dankbare Erinnerung an jenen ehrenhaften Entdecker meine Nachfolger mit ſo manchem Humorverderber und Preisvertheurer jener wanderluſtigen Nation, welche ſeit Jahrhunderten Heſperien zu ihrem parlour erkoren hat, wiederum ausſöhnen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Beſchluß.)

Neubauten. Schulweſen. Gewerbeausſtellung. Theater.

Außer dem bereits Angeführten beſchäftigen das hieſige Publikum auch noch einige Neubauten. Der Grundriß der neuen Börſe iſt jezt da und findet ſeine Lobredner und Tadler, wie ſich erwarten ließ. Gewiß iſt indeſſen, daß man den Platz dazu nicht gut gewählt hat und leicht einen beſſern hätte wählen können. Nie wird die neue Börſe in dem Winkel, wohin ſie zu ſtehen kommt, und umringt von ſchmutzigen, engen und krummen Gaſſen, der Stadt zur Zierde gereichen, man müßte denn ganze Häuſerreihen wegreißen. – Höchſt unzufrieden, und zwar mit Recht, iſt man auch mit dem neuen Schulgebäude auf dem Domplatze. Einen ſeltſamern, buntern und unſchicklichern Bau hat die neuere Baukunſt wohl kaum aufzuweiſen, und dabei iſt der Platz, wenn auch nicht ſchlecht gewählt, doch ſchlecht benuzt worden, indem man von keiner Seite eine freie Anſicht des Baus gewinnen kann; vielleicht geſchah dies aber in der Abſicht, die Fehler deſſelben möglichſt zu verdecken. Mir ſteht freilich kein Kunſturtheil zu; allein wenn ich das, was hier geleiſtet worden, mit dem vergleiche, was ich in andern großen Städten geſehen, ſo darf ich wohl behaupten, nichts Schlechteres in der Art geſehen zu haben. Unſer Bau- und Monumentenunglück iſt übrigens ja ſchon weltbekannt.

Von einer Umwandlung unſers Schulweſens, die allem Anſchein nach doch wohl höchſt nöthig, wenn nicht gar nothwendig wäre, verlautet wenig oder gar nichts mehr; ſollte der Plan dazu vielleicht eingeſchlafen oder man, Privatvortheile beachtend, auf anſcheinend unüberſteigliche Hinderniſſe geſtoßen ſeyn? Eine Auskunft hierüber wird von Denkenden und Menſchenfreunden gewiß ſehr gewünſcht, da es wohl keine wichtigere Angelegenheit geben kann.

Als einen erfreulichen Fortſchritt darf man die Gewerbeausſtellung betrachten, die von einigen patriotiſch geſinnten, trefflichen Männern veranſtaltet worden iſt und ſchon ſeit einigen Jahren beſteht. Zwar ſind dies nur noch Anfänge; allein der Segen wird nicht ausbleiben. Eine Blumen- und Früchteausſtellung, worauf ſich das Publikum gefreut hatte, mußte in dieſem Sommer unterbleiben, weil die überaus ungünſtige Witterung die höhere Cultur der ſchönen Kinder der Flora durchaus vereitelte. Die Blumencultur hat übrigens hier eine Höhe erreicht, wovon man in andern Städten Deutſchlands, ſelbſt in den ſüdlichſten, keinen Begriff hat. Das Schönſte aller Zonen wird hier in Prachtexemplaren in den Gärten und vor den Fenſtern gezogen, und wer nur irgend reich iſt, hat ſein Treibhaus und einen geſchickten Gärtner. Dies iſt ein erfreuliches Zeichen, daß der Schönheitsſinn der Hamburger, der ſonſt ſehr darnieder liegt, endlich zu erwachen beginnt. In den ärmlichſten Häuſern und Buden, ja ſogar vor den Fenſtern der traurigen Kellerwohnungen erblickt man Blumen, was auf den Fremden einen höchſt angenehmen Eindruck macht. Die Cultur der Früchte, namentlich aber der Gemüſe, läßt Alles hinter ſich zurück, was ich bisher geſehen habe; ſelbſt der Wein wird in frühen Sorten dem ungünſtigen Clima abgetrozt, und faſt jedes Landhaus iſt mit üppigen Reben umſponnen.

Auf der Bühne gab es wenig Neues; die gefeierte Taglioni tanzte hier und nach ihr Lucilie Grahn aus Kopenhagen; Beide ernteten ſtürmiſchen Beifall — und Geld. Weit lieber hätte ich mich an dem Meiſterſpiel einer Sophie Schröder, eines Ludwig Löwe und einer Stich-Crelinger ergözt, als an den Sprüngen und graziöſen Verrenkungen einer Taglioni, die, beiläufig geſagt, in dem ſchönen Doberan einen ſolchen Enthuſiasmus erregte, daß man mir dort mit Freuden erzählte, man habe ihr zu Ehren alle Schiffe flaggen laſſen und ich weiß nicht was noch ſonſt für Thorheiten begangen. Dies iſt es, wofür unſere armſelige Jugend ſich jezt noch zu begeiſtern vermag!

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 29. November 1838.

Jam vitulos hortare, viamque insiste domandi,
Dum faciles animi juvenum, dum mobilis aetas.

Virgil.

Indiscretion.

Bruchſtück eines Romans.

Den 1ſten Juni 1857.

Hier bin ich, mein Freund, ſeit vorgeſtern, entzückt von einer liebenswürdigen Couſine, geärgert, geſoltert von der übrigen Hausgenoſſenſchaft, und am meiſten von mir ſelbſt. Zwar hatte ich Momente, wo ich ganz wohl mit mir zufrieden war, weil man mit mir zufrieden ſchien; aber ich fühle es nur allzugut, daß ich vergeblich die Wirbel zu einer Stimmung ſchraube, die mein Weſen nimmermehr halten kann; es iſt mir klar, zum kleinen Krieg, wie er in der Geſellſchaft zwiſchen den beiden Geſchlechtern zierlich und gemeſſen nach ungeſchriebenen Regeln geführt wird, muß man frühzeitig erzogen ſeyn, und durch keine Geiſteskraft, durch keine noch ſo feſte Richtung des Willens werden dieſe Künſte improviſirt. Du weißt, ich bin in dieſer Beziehung ſo ziemlich aufgewachſen wie der Baum im Walde. Wohl erinnere ich mich noch der ſparſamen Verſuche meiner guten Mutter, mich zur feinen Lebensart zu dreſſiren, und wie viel Verdruß und Herzensangſt ſie mir machten. Wir kamen des Jahrs ein paar Mal in die Stadt zu der Frau Pathin. Zehnmal unterwegs mußte ich hören, daß ich neulich der Frau Pathin wieder nicht die Hand geküßt; jezt ſey es aber hohe Zeit, die knabenhafte Flegelei auszuziehen, und man verſehe ſich zu mir, daß ich diesmal das Wahrzeichen einer anſtändigen Erziehung unweigerlich zur Anſchauung bringen werde. Noch auf der Treppe erhielt ich die lezten Vermahnungen und Inſtruktionen; zitternd, aber mit dem feſten Entſchluß, das Kunſtſtück zu wagen, trat ich vor die gefürchtete Frau, beugte mich über die freundlich dargebotene Rechte; aber eine unſichtbare Gewalt hielt meinen ſtarren Kopf in der Schwebe, und niemals haben meine Lippen die ſchmale, weiße Hand berührt.

Ich bin in den entſcheidenden Jugendjahren viel zu wenig mit Weibern höherer Art umgegangen. Du weißt es, die Sitten unſerer Provinz bringen es mit ſich, daß man in der Bildung, welche der junge Mann durch das Weib in der Geſellſchaft erhalten ſoll, überhaupt etwas zurück iſt. Wird bei uns ein blöder Junge nicht gewaltſam in die Bewegung hineingeſtoßen, ſo läßt man ihn zur Seite ſtehen und er nimmt demüthig die Comparſenrolle an, die man ihm im täglichen Poſſenſpiel der Geſellſchaft zuertheilt. So erging es mir, und ich dachte und fühlte eben nicht viel dabei, bis die erſte Leidenſchaft mich die Unvollkommenheit meiner Natur auf's Bitterſte empfinden ließ. Jezt nagten Neid und Eiferſucht an

Digitized by Google

meinem ehrgeizigen Herzen, und der fruchtloſe Kampf zwiſchen meinen erwachten Seelenkräften und der ungebrochenen Sprödigkeit meines Weſens bereitete mir Qualen, deren Andenken ich ungern zurückrufe. Namentlich haben ein paar Junker in unſerm kleinen Cirkel einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und noch heute überkommt mich zuweilen jenes alte Gefühl, ein Gemiſch von Neid und Verachtung, wenn ich einer Figur der Art begegne. Ich fühlte mich in Allem, was den künftigen Mann macht, weit über ſie erhaben, und über das Corallenhalsband der geſelligen Dreſſur, das ſie gleichſam noch um die Hälſe trugen, konnte ich zu Zeiten herzlich lachen; aber ſobald wir Weibern gegenüber waren, verkehrte ſich meine Sieghaftigkeit zur tiefſten Demüthigung. Ich ſah mit Aerger und Verwunderung, wie die Biegungen und Wendungen, die muntern Fragen, die artigen Worte, die kleinen Dienſtleiſtungen der flachen Burſche mit dem graziöſeſten Lächeln aufgenommen wurden, und wie ſich das Geſpräch oft an weniger als nichts ſo leicht und anmuthig fortleitete. That ich mir einmal Gewalt an und verſuchte eines jener Stücke, ſo mußte ich bemerken, daß meine Galanterie vielmehr befremdete als anſprach, und die Fühlhörner meiner Artigkeit zogen ſich erſchrocken und beſchämt zurück. Wie oft, wenn mich alle Sinne und Gefühle einer lieblichen Erſcheinung mächtig entgegenzogen und die unſelige Scheu mir Fuß und Zunge lähmte, fragte ich mich mit Erbitterung: iſt es denn ſo ſchwer, ſich jenen reizenden, ſeltſam bethörenden Weſen zu nahen, und ihnen angenehm zu ſeyn, und zum Lohn die ſüßeſten Empfindungen zurückzuempfangen? iſt es ſo ſchwer, das Spiel, wobei ſich freundlich Blick in Blick taucht, die heitern Worte ſich kreuzen, und der männliche Geiſt mit dem weiblichen ſich im anmuthig dezenten Tanze verſchlingt? — Ach! ich war entſetzlich unſchuldig; ich hatte keinen Begriff von der Geſellſchaft, von den Weibern, von mir ſelbſt. Ich hatte keine Ahnung, daß der zuvorkommende und ablehnende, ſchmeichelnde und neckiſche, complimentirende und mediſirende Ton des Umgangs ein Niveau iſt, das conventionell die natürliche Ungleichheit unter den Menſchen erträglich machen ſoll, eine geiſtige Linie, zu der ſich die einen herablaſſen, während ſich die Mehrzahl dazu hinaufexercirt. Was wußte ich armer, undreſſirter Junge, daß man in den Sphären des Anſtands und des guten Tons nur mit Scheingeld bezahlt und ſich wohl hütet, das Gold des Geiſtes und des Herzens zu verſchleudern! Ich wollte mich ſelbſt ausgeben und mit Willen nichts ſagen, wobei ſich nicht ungefähr etwas denken ließe: ich wußte nicht, daß das Improviſiren in der ſchönen Welt ſo mißlich iſt als auf einem Hoftheater. Ich hätte gerne den weiblichen Gegenſtänden meiner Huldigung Blumen gereicht, friſche, mit dem Thau der Empfindung beſprengte Blumen: ich wußte nicht, daß man nur Gedanken und Gefühle ausſpielt, welche ausgetrocknet im Herbarium der Sitte und des Anſtands liegen.

So wie ich damals den Begriff von Artigkeit und Bonton faßte, mußten meine Verſuche in dieſer Equilibriſtik ſehr originell und darum höchſt albern ausfallen. Ich fühlte dies täglich nur zu deutlich an der Art, wie meine Complimente, und wie die meiner gewandteren Geſpielen aufgenommen und erwidert wurden. So lernte ich allmählig Formen verachten, welche ich je erträglich zu reproduciren verzweifelte. Der Aerger über mich ſelbſt und dieſe Puppenwelt fand in dem mir angebornen Hang zum Spott den willkommenſten Bundesgenoſſen. Je mehr mit meiner fortſchreitenden Entwicklung die blöde Scheu wenigſtens im körperlichen Ausdruck ſich verlor, deſto mehr kam ich, mir völlig unbewußt, in einen höhnenden, perſiflirenden, rückſichtsloſen Ton hinein. Meine Bewegungen und Aeußerungen wurden nach und nach weniger eckigt, freier, fließender; aber niemals konnte ich einer Dame die Roſe eines Compliments überreichen, ohne ſie mit den Dornen in die Finger zu ſtechen und dafür unſanft auf die meinigen geſchlagen zu werden. Brachte ich eine Artigkeit vor, welche in barocker oder paradoxer Form eine recht zierliche Pointe barg, ſo mußte ich meiſt den Schmerz erleben, daß man die Pointe nicht gefühlt und den artigen Scherz oberflächlich als Plattheit aufgefaßt hatte; und gibt es eine albernere Situation als die eines Menſchen, dem es Noth thäte, daß er zur Rettung ſeiner Ehre ſeinen eigenen Witz explicirte? Wohl machte ich mir jezt nichts mehr daraus, eine ſchöne Hand zu küſſen oder einen Handſchuh nach den Regeln der Kunſt zu apportiren; aber alle meine faſhionablen Geberden, jedes artige Wort in meinem Munde erhielt den Anſtrich der Parodie. Kaum zwanzig Jahre alt, ſtand ich, der weichſte, gefühlvollſte Menſch, allgemein im Rufe eines höhniſchen, verſtandesſtolzen Charakters, vor deſſen Berührung die meiſten weiblichen Senſitiven erſchrocken ihre Blätter zuſammenklappten.

In meiner Natur herrſcht ein ſeltſamer Zwieſpalt: ein bitter ſcharfes Weſen neben dem weichſten Gefühl. Dieſes iſt ſtumm, jenes iſt beredt und im Ausdruck zu prägnant, als daß die Gefühlsſeite Glauben fände, wenn ſie ſich einmal hervorkehrt. Ich weiß nicht, wie viel frühe, ernſtliche Gewöhnung an die Conventionen der Geſellſchaft dahin gewirkt hätte, jenen Widerſpruch einigermaßen zu verſöhnen, jene Schärfe zu ſtumpfen und der Empfindung einen Conduktor zu geben, der ſie in andere, der ſie namentlich in weibliche Gemüther erwünſcht überleitete. Aber ſo viel iſt gewiß, als ich, wie man es nennt, eigentlich in die Welt trat, waren jene frühen Eindrücke nicht mehr zu verwiſchen, und ich ringe vergeblich nach dem Gleichgewicht in einem Elemente,

Digitized by Google

in welchem meine Umgebungen ſich ſo ſicher und behaglich ſchaukeln, wie der Fiſch im Waſſer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Marines.

(Fortſetzung.)

Nach Marines, neun bis zehn Stunden von Paris, kommt den ganzen Sommer über kein einziges Buch, wenn nicht der Zufall ein ſolches dort Schiffbruch leiden läßt. Nur während des Winters läßt ein dortiger Spezereihändler ein Hundert alter Romane aus Pontoiſe kommen, die dann ausgeliehen werden und von Hand zu Hand gehen, bis ſie bei Frühlings Anfang wieder den Rückweg in ihre Heimath antreten. Die Regierung glaubte durch die wohlfeile Preſſe die theure tödten zu können; daß dies nicht gelungen, iſt bekannt. Man findet jezt ſelbſt in den Dorfkneipen meiſt eines der Blätter zu vierzig Franken. So wurden die Bauern durch die wohlfeile Preſſe halbwegs an's Zeitungsleſen gewöhnt, und das iſt das ganze Reſultat jener feinen Spekulation des Monſieur Girardin und Conſorten, und ſobald die wohlfeilen Journale, die jährlich 100,000 Fr. und mehr Zuſchuß fordern, aufhören, werden die armen Dorfwirthe ihren einmal an eine Zeitung gewöhnten Gäſten nothgedrungen ein theures Journal vorlegen müſſen. Es iſt eine böſe Sache, den Geiſt der Zeit bekämpfen zu wollen, anſtatt ihn zu lenken, ihm einen Damm entgegenſtellen zu wollen, anſtatt ihm ein Flußbett zu graben. Dieſe Blätter und die Romane des Herrn Spezereihändlers ſind die ganze geiſtige Nahrung aller deren, die in Marines das Bedürfniß einer ſolchen fühlen. Ich ſpreche nicht von den dünngeſäeten Privatbibliotheken Einzelner, in denen manches gute alte Buch ſeyn kann, an das ſich aber, eben weil es alt und oft geleſen iſt, nur die Würmer wagen.

Man ſollte glauben, eine ſolche Geſtaltung der Dinge müßte die höher Gebildeten enger verbinden. Aber auch das iſt ſelten der Fall in Dörfern, und faſt überall wird man unter den zehn, zwölf Familien, die nicht zu den Bauern gehören — dem Herrn Maire, den Herrn Notaren, Doktoren, Steuereinnehmer und Friedensrichter — Zerwürfniſſe finden, die das Zuſammenleben unmöglich machen. In Marines fehlt wenigſtens der Rahmen nicht, wenn einmal Romeo und Julie ihr Trauerſpiel wiederholen wollen.

Der Jahrmarkt von Marines glich bis gegen Nachmittag allen Dorfjahrmärkten; Krambuden, Lotterien, Marktſchreier, Orgeln, ein Herkules du Nord und ein Wachsfigurencabinett hatten ſich auch hier eingeſtellt. Gegen drei Uhr Nachmittags aber nahm der Markt einen eigenen Charakter an. An dem äußerſten Ende des Dorfes, der Gensdarmerie gegenüber, iſt ein kleiner, unregelmäßiger Platz. An der einen Seite dieſes Platzes waren Schaaren von Schweinen, groß und klein, aufgeſtellt, und die Käufer und Verkäufer gingen unter denſelben umher und tadelten und lobten die Waare. Neben den Schweinen wurde eine Menge junger und alter Eſel zum Verkaufe ausgeboten, und neben dieſen ſtanden ein paar hundert Kälber. Und die Schweine, die Eſel und die Kälber, und die Käufer und Verkäufer grunzten, ſchrien, blöckten, ſprachen, ſchwuren und fluchten durcheinander.

Dieſen belebten Scenen gegenüber zeigte ſich eine andere nicht weniger charakteriſtiſche. Wohl hundert junge, friſche Bauerndirnen waren hier verſammelt und boten ſich ſelbſt oder ließen ſich durch ihre Verwandten ausbieten. Sie waren feil, nicht zum verkaufen, ſondern zum vermiethen. Am Ende kommt darauf nicht viel an. Der Markt war ein Menſchenmarkt. Das charakteriſtiſche Merkmal der zu vermiethenden Bauerndirnen war ein Körbchen, das ſie am Arme trugen, und die Herren Pächter und Pächterinnen gehen unter den ſich Ausſtellenden wie unter den Schweinen umher, ſehen ſich die Waare an, meſſen ſie vom Kopfe bis zum Fuße, und ich wunderte mich beinahe, daß ſie dieſelbe nicht betaſteten. In der Mitte der Straße ſtanden die Knechte, Fuhrleute, Schäfer, Pflüger, Dreſcher, die von fünf, ſechs Stunden in der Runde hier zuſammengekommen waren, um ſich ebenfalls auszubieten. Die Fuhrknechte und Pflüger hatten meiſt ihre Peitſche, die Schäfer ihren Hirtenſtab, die Dreſcher ihren Flegel in der Hand.

In der Normandie ſah ich einmal einen ähnlichen Menſchenmarkt und glaubte, daß ſich dieſe Sitte auf die Normandie beſchränke. Hier in Marines hörte ich, daß ſich dieſer Brauch in der ganzen Picardie und in dem Soiſſonnais ebenfalls bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Die Civiliſation konnte denſelben noch nicht zerſtören, wenn ſie auch die Brutalität, die ſonſt dieſen Markt charakteriſirte, gemäßigt hat. Vor funfzig Jahren noch verſuchte man öffentlich die Kraft der Mägde und Knechte, ließ ſie ſchwere Laſten aufheben und dieſelben hin und her tragen, oder wie die Pferde eine Strecke weit auf und ablaufen.

Wie Alles, ſo hat auch dieſer Brauch ſeine zwei Seiten. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß in einem Lande, wo ein ſolcher Markt ſtattfinden kann, wo man einem Knechte oder einer Magd auf ihr Geſicht hin Treue und Glauben ſchenkt und ſie auf offenem Markte miethet, immer noch ein hoher Grad von Aufrichtigkeit vorhanden

Digitized by Google

ſeyn muß, was um ſo klarer wird, wenn man bedenkt, wie oft man in den größern Städten troz aller möglichen Nachfrage am Ende einen Dienſtboten erhält, der unſer Vertrauen bei der nächſten Gelegenheit mißbraucht. Ein ſolcher Markt iſt nur bei einem nicht ganz verdorbenen Volke möglich. Und wirklich herrſcht unter den Bauern dieſer Gegend noch viel Treue und Glauben, wenigſtens da, wo der Bauer dem Bauern, oder ſolchen, mit denen er täglich umgeht, gegenübertritt. Sie ſind im Allgemeinen bieder und redlich, wenn ſie glauben, mit Biedermännern zu thun zu haben. Den Städtern gegenüber ſind ſie dagegen oft ſtreng und ſtolz, und bieten alle Liſt auf, um nicht betrogen zu werden, was dann oft zum entgegengeſezten Reſultate führt, d. h., der Bauer betrügt den Städter.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

(Fortſetzung.)

Induſtrie. Ackerbaugeſellſchaft.

Die Spekulationen in roher Seide haben in neueſter Zeit den Preis derſelben in Italien ſo ſteigen machen, daß die Fabrikanten ſich in offenbarem Nachtheil befinden. Da der größte Theil der Fabrikate nach Amerika geht, ſo litt auch dieſer Handelszweig bedeutend durch die große dortige Geldkriſis. Man zählt in Florenz gegen 5200 Webſtühle. Mit der Vermehrung des Abſatzes hält die Vervollkommnung der Fabrikation Schritt. Neben den glatten Seidenzeugen werden nun auch mehrfarbige damaszirte Stoffe und Brocate von bemerkenswerther Schönheit, ſo wie mit Gold und Silber durchwebte geliefert. Die Farben namentlich ſind ſo rein, wie dauerhaft, und man verwendet große Sorgfalt auf die Gewinnung derſelben aus vegetabiliſchen Subſtanzen. Zugleich werden ſchöne Sammtzeuge gearbeitet. Die im vorigen Sommer veranſtaltete Induſtrieausſtellung (von welcher noch die Rede ſeyn wird) wies zahlreiche Proben dieſes wiedererwachten Kunſtfleißes auf.

Blicken wir auf die Fabrikation von Wollenzeugen, ſo iſt dieſe weit davon entfernt, gleich günſtige Reſultate aufzuweiſen. Zur Zeit Gio. Villani's zählte man in Florenz über 200 Kaufbuden der Wollenweberzunft; gegen 30.000 Arbeiter waren in dieſen Manufakturen beſchäftigt, aus denen 70 — 80,000 Stücke Tuch zum Betrag von 1,200.000 Goldgulden hervorgingen. Im Jahr 1527 zählte man noch etwa 23.000 Stück, im 17ten Jahrhundert kaum 5000. Neben der eigentlichen Arte della Lana beſtand noch die Arte di Calimara; dieſe beſchäftigte ſich mit der Färbung und Zubereitung der rohen Wollenſtoffe, die man von außen her, aus England, den Niederlanden u. ſ. w., nach Florenz ſandte, und die von dort völlig fertig nach allen Gegenden verſandt wurden. Auf ſolche Weiſe war die Stadt das Centrum dieſes Handelszweigs. Aber ſchon im 15ten Jahrhundert nahm dieſe Thätigkeit ab: theils, weil die Ausfuhr des unfertigen Tuches anderwärts verboten wurde, mehr aber noch, weil jene Länder ſich die Kunſt der Florentiner ſelbſt zu eigen machten. — Nachdem lange Zeit die Tuchmanufakturen ganz null waren, beginnen ſie ſich wieder zu heben. Es fehlt indeß viel daran, daß man mit den Fabrikaten Englands, Frankreichs, Belgiens und der preußiſchen Rheinprovinzen auch nur im Entfernteſten wetteifern könnte. — Die Papierfabriken nehmen bedeutend zu. Die anſehnlichſten ſind in Pescia und zu San Marcello im Gebirge von Piſtoja, wo man gegenwärtig die engliſchen Methoden einführt. Man hat aber nicht auf dieſe gewartet, um den Stempel „Bath“ auf toskaniſches Papier zu ſetzen, wodurch indeß ſchwerlich Jemand getäuſcht wird. Die Zahl der Fabriken beläuft ſich auf 47, mit 108 Kufen. Sie liefern jährlich im Durchſchnitt Papier für zwei Millionen Lire, wovon ein Theil nach der Levante und nach Amerika geht. — Von den übrigen kleinern Zweigen des Gewerbfleißes zu reden, den Moſaik-, Leder-, Porzellanmanufakturen u. A., würde mich zu weit führen. Im Vorbeigehen nenne ich noch die immer ſehr bedeutenden Strohhutfabriken, deren Produkte an Schönheit noch in keinem andern Lande übertroffen worden ſind. Ein großer Theil derſelben geht nach den Vereinigten Staaten. Ueber die toskaniſchen Bergwerke und ihre Benutzung ein Wort zu ſagen, findet ſich wohl ein andermal Gelegenheit.

Toskana war das Land, welches um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem geſammten Italien in den Beſtrebungen zur Vervollkommnung des Ackerbaus voranging, namentlich durch die Gründung der Accademia dei Georgofili. Klein waren die Anfänge dieſes, ſpäter und beſonders jezt ſo einflußreichen Inſtituts. Im Jahr 1753 wurde es geſtiftet von dem Abt von Fieſole, Don Ubaldo Montelatici (geb. 1692, geſt. 1770), welcher erſt den Gouverneur Grafen von Richecourt, dann auf einer Reiſe nach Wien auch den Kaiſer Franz I. für ſeinen Plan zu intereſſiren wußte. Er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen: der allgemeine Einwurf war, die Kunſt des Landbaus beſchränke ſich auf die Praxis, und Toskana könne nicht beſſer cultivirt werden, als bereits der Fall ſey. Don Ubaldo ließ ſich indeß nicht irre machen, und ſeine Ackerbaugeſellſchaft machte bald von ſich reden. Ihre gegenwärtige Geſtaltung erhielt ſie unter der Regierung Peter Leopolds, der ſie zu einem Staatsinſtitut erhob, ein jährliches Einkommen, Lokale für Sitzungen und Bibliothek und den alten botaniſchen Garten der eingeſchlafenen Società botanica ihr bewilligte. Zugleich wurde der Kreis der Thätigkeit erweitert, und Alles hineingezogen, was mit den ökonomiſchen Wiſſenſchaften im weiteſten Sinne in Verbindung ſtand. Der erſte Band der Verhandlungen erſchien 1791; eine neue Reihe begann 1818, von welcher fünfzehn Bände erſchienen ſind. Im Jahr 1827 ward das Giornale agrario gegründet, deſſen Herausgabe von Mitgliedern der Akademie geleitet wird. Beide Publikationen, die Verhandlungen und das Journal, obgleich unabhängig von einander, gehen Hand in Hand, und es iſt erfreulich, zu ſehen, wie das Intereſſe unter allen Ständen ſich fortwährend mehrt. Beide haben eine außergewöhnliche Verbreitung gefunden. Toskana ſelbſt iſt der Brennpunkt, in welchem die verſchiedenen Beſtrebungen ſich centraliſiren. Nicht die Vervollkommnung des Landbaus allein, alles Uebrige, was das Land betrifft, kommt zur Sprache. Die monatlichen Sitzungen der Akademie, zu denen Jeder zugelaſſen wird, ſind ſehr bemerkenswerth. Der nicht geringen Zahl talentvoller und kenntnißreicher Männer, welche das Großherzogthum die Seinen nennt, iſt hier Gelegenheit gegeben, ſich mit Freimuth auszuſprechen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 96 u. Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. November 1838.

Dans le salon aux cris d'un discordant archet
Quel ballet enchanteur! Des flots de poussière
Aux danseurs suffoqués masquent la lumière.

Anonyme.

Marines.

(Beſchluß.)

Immer aber iſt dieſer Markt ein Menſchenmarkt, und dieſer Gedanke beherrſchte bald in mir alle andern. Jeder Blick, mit dem der Pächter ſeine zukünftige Magd maß, that mir im Herzen wehe, und nur die demüthige Stellung der Dirnen, ſobald ſie ſich beobachtet glaubten, verlezte mich noch tiefer. Einer meiner Freunde, der lange in den franzöſiſchen Colonien gewohnt hatte, brachte, als er nach Frankreich kam, einen Neger mit, der auf franzöſiſchem Boden durch das Geſetz ſeine Freiheit erhielt. So oft ihm ſein Herr ſagte, daß er, wie die übrigen franzöſiſchen Dienſtboten, frei ſey, lachte er laut und behauptete, man wolle ſich über ihn luſtig machen, da er vor wie nach (er war Koch) den Küchendienſt verſehen, die Magd die Stube kehren und der Knecht die Pferde putzen müſſe. „Wenn Sie wollen, daß ich mich frei fühlen ſoll, ſo geben Sie mir ſo viel, als ich zum Leben brauche, ohne mich zu zwingen, für Sie zu arbeiten. Erſt dann werde ich glauben, daß Sie ſich nicht über mich luſtig machen, ſo oft Sie von Freiheit ſprechen.“ Die Logik des Negers mag ſeinen Herrn oft genug in Verlegenheit geſezt haben. Der Vogel in der Luft, das Thier des Waldes genügt ſich ſelbſt, und nur der Menſch hat das gräßliche Privilegium, Herr oder Knecht zu ſeyn. Und ich weiß nicht, ob dieſer oder jener, ob der, der dienen, oder der, der ſich bedienen laſſen muß, mehr Mitleiden verdient. So viel aber iſt nicht zweifelhaft, daß die Dienſtboten immer ſeltener, immer theurer werden, und es wird die Zeit kommen, wo jeder arm und reich genug iſt, ſich ſelbſt zu bedienen und bedienen zu müſſen.

Am Abende krönte ein Ball das Feſt. Wenn ich ſage ein Ball, ſo will das heißen, zwei Bälle. Marines hat nur fünfzehnhundert Einwohner, und faſt alle ohne Ausnahme ſind, was die Franzoſen prolétaires nennen, d. h. ſie leben von dem, was ſie im Schweiße ihres Angeſichts verdienen. Das aber verhindert die guten Leute nicht, ſich in Claſſen abzutheilen. Die Arbeiter, Knechte und Mägde tanzten auf einem freien Platze vor der Kirche, und wahrlich, man muß ſehr tanzluſtig ſeyn, um ſich mit einem ſolchen Tanzboden zu begnügen; denn dieſer hatte ſeine Berge und Hügel und Thäler ſo gut wie die Schweiz, nur etwas kleiner. Aber trotz dem, und trotz einer furchtbaren Katzenmuſik von zwei Violinen und einer Clarinette, tanzten oder ſtolperten die frohen Gäſte ihre Avant deux Berg auf und Berg ab, obgleich bei jedem Contretanz wenigſtens ein Paar hinſtürzte. Der zweite Ball war in einer Art Saal,

der einer Scheune nichts nachgab. Hier tanzten die Pächter und Pächterinnen, die Krämer und Krämerinnen u. ſ. w.; die Honoratioren du pays aber, der Herr Notar und die Frau Notarin, der Herr Doktor und die Frau Doktorin, der Herr Huiſſier und die Madame Huiſſière u. ſ. w. ſahen meiſt von oben herab zu, denn ſie hielten es unter ihrer Würde, ſich unter das Volk zu miſchen.

Daß die Franzoſen genügſame Menſchen ſind, glaubt Jeder gerne, der ſie eine ganze Nacht einen und denſelben Tanz dreißig, vierzig Mal wiederholen ſieht. In ihrer Genügſamkeit aber ſind die Bewohner der Paris näher liegenden Landestheile ſo plaiſirſüchtig als möglich. Die elendeſte Muſik, ein Tanzboden, auf dem man ohne zu ſtolpern kaum gehen kann, genügen ihnen, um eine ganze Nacht, bis an den hellen Tag, wie beſeſſen ſich dem Plaiſir des Tanzes hinzugeben. Hier merkt man beſonders den Unterſchied, der zwiſchen den ernſten, geſezten und unterſezten Normannen und den leichten, luſtigen und luſtigen Bewohnern der Isle de France und des franzöſiſchen Vexin ſtattfindet. Der Normanne tanzt nur ſehr ſelten, in den Dörſern um Paris dagegen verſammelt ſich alle Sonn- und Feſttage Jung und Alt, wenn nicht gar zu alt, auf einem offenen Platze zum Tanze, der dann bis in die ſpäte Nacht fortdauert.

Die Frau eines meiner Freunde ſtand nahe auf der Grenze, wo die Tänzerinnen keine Tänzer mehr finden; ich mußte noleus volens mich ihr widmen, und — ſie hatte mich ohne Umſtände dazu aufgefordert — mehr als billig und recht, mit ihr tanzen und priſen; ſie fröhnte dieſem edeln Genuß, den ich mir ſelbſt nur als savant allemand erlaube. Des andern Tages ſollte ein zweiter Ball ſtattfinden; aber ich hatte an dem erſten genug und ſchäzte mich im Andenken aller der Tänze und Priſen von geſtern glücklich, als ich in der durchfahrenden Diligence von Giſors einen Platz nach Pontoiſe fand.

Indiscretion.

(Fortſetzung.)

Friedrich, du warſt mein Nebenmann beim Marſche durch dieſes Leben, auf dem es für uns bald Mittag werden will. Du weißt, ob ich mir eine Täuſchung mache über das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, wie es ſich einmal in unſerer Kultur geſtaltet hat. Die Politik eines Mannes, der ſich je nach ſeinem Charakter einem weiblichen Kreiſe angenehm machen will, liegt ſo klar vor mir; aber ich könnte eher eine Stunde darüber ſprechen, als ſie eine Viertelſtunde ohne Anſtoß üben. Ich komme mir im Umgang vor wie ein Kunſtkenner, der recht gut weiß, was zu einem guten Gemälde gehört und nicht gehört, der aber ſelbſt den Pinſel nicht führen kann, oder, wenn er es verſucht, abſcheuliche Klekſe macht. — Der ganze galante und elegante Verkehr zwiſchen den beiden Geſchlechtern beſteht am Ende in einem Wechſelſpiel der weiblichen und der männlichen Eitelkeit, die beide gleich unbegrenzt, aber ſehr verſchiedenen Inhalts ſind. Jedes Geſchlecht bringt in den Umgang zahlreiche Vorausſetzungen ſeiner Eigenliebe mit; die allererſte Regel beſteht nun darin, dieſe anſpruchsvollen Lügen wie Wahrheiten hinzunehmen, die gar keines Beweiſes bedürfen, und der plumpſte Mißgriff iſt, an dieſen Axiomen zu rütteln und ihnen ihre wahren Namen beizulegen. Und ſieh, dieſes verbindliche Bejahen von tauſend Lügen, dieſes lächelnde Beifallnicken bei zahlloſen Albernheiten, dieſe kinderleichte Kunſt iſt es, in der ich der kläglichſte Stümper bin und bleibe.

Bin ich unter Weibern und will recht artig ſeyn und habe eine Weile meine Sache recht paſſabel gemacht, ſo kommt der Geiſt des Widerſpruchs über mich, daß ich die Kartenhäuſer der weiblichen Selbſtgefälligkeit umblaſe und Lecke in die Fahrzeuge haue, auf denen ſie, die Segel hochgeſchwellt vom Winde der Eitelkeit, luſtig einherfahren. Im Kunſtgarten der feinen Sitte hat Alles, Begriff, Gefühl, Empfindung, Leidenſchaft, verſchiedene Titel, nur nie den wahren. Was verſchlägt es mir nun, wenn ich die Zwergtanne Piſang und das Gänſeblümchen Lilie taufen höre? Ich laß mir's auch oft lange gefallen, aber ehe ich es mir verſehe, habe ich ſo einem Modeziergewächs gleichſam ſeinen Linnéſchen Namen angehängt und ein zartes Vergißmeinnicht, das man mir präſentirt, unerträglich pedantiſch als Mäuſeohr angeſprochen.

Meine Umgebungen zu Hauſe haben ſich längſt an dieſes mein Weſen gewöhnt und nehmen mir's nicht übel, weil meine Ausfälle als bloße Diſtractionen, ohne Bosheit und Abſichtlichkeit erſchienen; und mit der Nachſicht, deren ich genoß, habe ich mich ganz gemächlich in meine Charakterſchwäche hineingelebt. Aber hier, fern von der Heimath, Louiſens anſpruchsvoller Mutter und der ganzen eleganten Sippſchaft gegenüber, habe ich alle Urſache, mich ſtreng zu bewachen und ſorgfältig die galvaniſche Batterie meiner Rückſichtsloſigkeit zu verbergen. Hier habe ich denn auch meiner Natur ſtreng den Spiegel vorgehalten, und was herausblickte, war die dir wohl bekannte, nichts weniger als liebenswürdige Figur, welche nirgends hinpaßt, als in das deutſche Luſtſpiel, wenn es ein deutſches Luſtſpiel gäbe.

Als die reizende Couſine im verfloſſenen Jahr uns beſuchte, konnteſt du dich überzeugen, ob ich ein Thor war, wenn ich mir ſchmeichelte, einigen Eindruck auf

Digitized by Google

ſie gemacht zu haben, und wenn ich jezt, als Vetter aus Schwaben, voll Hoffnung die weite Reiſe unternahm, um die nie geſehene Tante kennen zu lernen und die Trancheen zu meinem Glück zu eröffnen. Ich wußte von der Schweſter meines Vaters nichts, als daß ſie als die Wittwe eines höhern Beamten, mit dem vornehmen Anſtrich der modernen, ſich ſelbſt adelnden Ariſtokratie, in ganz guten Verhältniſſen lebe und, wie man es nennt, ein Haus mache. Ich wiegte mich unterwegs in den angenehmſten Träumen und Planen von unſchuldiger Liſt und ſieghafter Galanteeie. Ich malte einen Salon an die Decke des Eilwagens, ſpielte alle möglichen Situationen dramatiſch durch, theilte mir ſelbſt in allen eine äußerſt liebenswürdige Rolle zu und ſah mit Entzücken das beifällige, aufmunternde Lächeln auf Louiſens ſchalkhaftem Munde. — Was wohl die Tante für ein „Faible“ haben mag? Muſik? o da kann ich mitſprechen! verſtehe ich doch rein nichts davon und habe ſomit kein muſikaliſches Gewiſſen! Alsbald parodirte ich bei mir den Jargon eines über die moderne Oper ſchwatzenden Theetiſches und beſprach, wie mir ſchien, äußerſt glücklich die tiefe Bedeutung Bellinis und Donizettis. Aber halt! vielleicht iſt die gute Dame etwas Roccoco und ſchwärmt für die alte, die deutſche Muſik: flugs beſchwor ich Mozarts und Beethovens erhabene Geſtalten und machte mich zum Herold, der in ihrem Namen jenen klingelnden und gurgelnden Dämonen ein Anathema zurief. Dieſer Akt poetiſcher Gerechtigkeit ward am hellen Tage ein paar Poſten hinter Nürnberg ausgeübt: ich mochte dabei ſehr lebhaft, ja laut geworden ſeyn, denn ein helles Lachen der dicken Nüenbergerin mir gegenüber rüttelte mich auf, und als ich mich umſah, waren die Blicke aller Paſſagieee bedenklich auf mich gerichtet.

Ein andermal nahm ich die Literatur vor. Wird Aeſthetik getrieben? wird vorgeleſen? O weh! aber Courage! es kommt nur darauf an, daß man ſchnell die literariſche Polhöhe des Hauſes mißt. Werden deutſche Taſchenbücher aufrichtig bewundert, oder wird Tromlitz ſein Recht angethan? Wie verhält ſich dort Raupach zu Shakespeare? Lieſt man die Romane des jungen Deutſchlands oder nährt man ſich mit ſchwäbiſcher Lyrik? Sind die drei meuteriſchen Grazien, Rahel, Bettina und Madame Dudevant, Hausgötzen, oder beſſer, weiß man gar nichts von ihnen? Ich griff jede dieſer Vorausſetzungen auf, bildete danach ein weibliches äſthetiſches Phantom und ſuchte die Hunde meiner Einbildungskraft daran zu gewöhnen, damit ſie die Geſtalt, wenn ſie ihnen im Leben begegnete, unangefochten paſſiren ließen.

Du lachſt und denkſt, wozu eben die trübſeligen Selbſtkenntniſſe, wenn dieſes Einſtudiren etwas geholfen? Du meinſt gewiß, ich ſey mit der Thüre in's Haus gefallen? Nicht doch, aber allerdings iſt es kaum drei Stunden, daß die Hunde beinahe eine unglückliche Dichterin zerriſſen hätten, die ihnen unverſehens in den Weg lief, und dies hat mich ſehr nachdenklich gemacht. Doch höre!

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Kinderleben.

Es gibt eine Art von Behaglichkeiten und Wohlgefühlen, wozu manche Menſchen entweder von Natur kein Geſchick, keine Empfänglichkeit, oder vom Leben keine Gelegenheit bekommen haben; von dergleichen ſind wir eines anzuſüheen im Stande, welches ſogar als Aberglauben in der Rockenphiloſophie einen Platz gefunden. Mein Vater, ein Landedelmann von D., lebte ein Leben, wie der Phäakenkönig Antinous; er erfreute ſich im Beſitze ſeines Hofes, ſeines Gartens und ſeiner Güter und erntete mit, wo er nicht geſäet hatte, wenn auch nur zum zehnten Theil. Uns Kindern ward der Zaum ziemlich ſtraff angehalten, und nur dann und wann, wenn der benachbarte Pfarrherr einſprach und etwa einige ſeiner Jungen mitbrachte, war es geſtattet, im Umkreiſe beider Väter durch Garten und Wald der poetiſchen Licenz der Kindheit uns zu gebrauchen. Es iſt mir noch wie heute, wie mein Vater mit dem Paſtor unter'm ſchönſten Frühlingshimmel bei einem Apfelbäumchen ſtille ſtand, das, vor wenigen Jahren gepflanzt, heute voller Blüthen hing und rings umher ſein Luftbereich mit Wohlgeruch erfüllte. Wir Kinder ſtanden in einiger Entfernung und ſahen an den beiden Männern hinauf, wie ſie an den Blüthen ſo groß Gefallen trugen; uns hätten es müſſen rothe Aepfel ſeyn. Aber wir wußten, daß in der Gartenlaube von des Vaters Tafel, die dem Gaſte geſezt war, manche Broſame auch an uns fallen würde; und überdies hatten wir einen ausgeſchlagenen blauen Nachmittag vor und über uns, den heute kein graues Gewölk von Dinte und Schreibpapier umnebelte. Selbſt der Hofhund, der gewöhnlich an ſeiner Kette hing, war freigelaſſen worden und wälzte ſich im Graſe. Damals habe ich an mir empfunden, wie es in der That eine glückliche Stunde iſt, wenn ſich ein Hund auf dem Rücken wälzt. *

Die Sinne.

Gefühl, Geſchmack und Geruch ſind ſubjektive Sinne, deren Mangel im Umgange lange nicht bemerkt wird. Dagegen Geſicht, Gehör und der ſechste Sinn, die Sprache, ſind zur Communikation gegeben und können,

* Rockenphiloſophie Thl. 3 S. 360.

Digitized by Google

ohne ſogleich in's Auge zu fallen, nicht entbehrt werden. Daher auch die compendiöſen Kernwörter: blind, taub, ſtumm, während geſchmacklos, gefühllos, geruchlos mühſelige Flickereien ſind, gleich als bekümmerten wir uns an Andern um dieſe Sinne wenig oder gar nichts.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

(Beſchluß.)

Ackerbaugeſellſchaft. Muſterwirthſchaft. Städtiſches.

Eine Menge Gegenſtände von Bedeutung wird auf dieſe Weiſe allmählich von Verſchiedenen beleuchtet. Ich kann hier nur auf Einzelnes aus den lezten Jahren aufmerkſam machen, ſo auf die Geſchichte der toskaniſchen Finanzen von A. Paolini, die Bemerkungen über das herrſchende Ackerbauſyſtem (die Mezzerie) vom Marquis Capponi, Prof. Capri und Adv. Salvagnoli, über die Vertheilung der Capitalien von Capponi, die Vorleſungen über den Unterricht der Kinder der ärmſten Claſſen von Lambruschini, über die Wiederbenuzung der einheimiſchen Bergwerke, namentlich in der Maremma, die zahlreichen Vorträge über den Seidenbau und die Pflege des Maulbeerbaums, nicht zu reden von den Arbeiten über einzelne Zweige der Agricultur und Agronomie, der Naturwiſſenſchaften, der neuen Entdeckungen und ihrer Anwendbarkeit u. ſ. w. Durch Aufmunterung und Unterweiſung hat dieſe Akademie ſchon Vieles erzielt und gewirkt, ſowohl was die Landwirthſchaft im Allgemeinen, als auch was den Weinbau betrifft, welcher in der neueſten Zeit in Toskana unendliche Fortſchritte gemacht hat. Ein neuer Redi würde jezt noch manchen Stoff für Lobgedichte finden. — Es iſt nicht lange her, ſeit die Georgofili eine höchſt anerkennungswerthe Veranſtaltung getroffen haben, nämlich eine öffentliche Ausſtellung der Induſtrieprodukte. Die erſte Idee ging von dem thätigen Grafen Serriſtori aus, dem Verfaſſer der Statistica d'Italia, welcher ein in der ſchönſten Bedeutung des Worts philanthropiſch geſinnter Mann genannt werden muß. Die Ausſtellung fand im Juli d. J. ſtatt und erregte, wie begreiflich, allgemeines Intereſſe. Von dem, was der Gewerbfleiß des Landes hervorbringt, fand das Beſte ſich hier vereinigt, wenn auch in geringerer Menge als anderwärts, wo ich ähnliche Ausſtellungen geſehen, doch immer bemerkenswerth, beſonders wenn man bedenkt, daß es ein erſter Verſuch dieſer Art war. Seiden- und Wollenzeuge, Papier, eingelegte Holzarbeiten (Intarſiaturen — einſt in Florenz ſo berühmt und ſchön), Metallarbeiten und Werkzeuge verſchiedener Art u. ſ. w. waren die Hauptartikel.

Wird hier mit vereinten Kräften gearbeitet, ſo nimmt auf der andern Seite die Wirkſamkeit eines Privatmanns die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ich rede von dem landwirthſchaftlichen Inſtitut des Marquis Ridolfi zu Meleto im Elſathal. Schon ſeit mehreren Jahren hat der Genannte (früher Direktor der Münze in Florenz) all ſeine Zeit und Sorgfalt dieſer Anſtalt gewidmet, wo mit einem ſogenannten Podere modello (Muſterwirthſchaft) eine Manufaktur vervollkommneter Ackerbauwerkzeuge und ein Inſtitut zur Unterweiſung junger Leute in den dem Landwirth nöthigen Kenntniſſen ſich vereinigt finden. Bis jezt ſind die Reſultate völlig befriedigend geweſen; Details darüber pflegt das Giornale agrario in regelmäßigen Berichten mitzutheilen. Zum erſten Male kam im verfloſſenen Jahr zu Meleto ein Verein aller derjenigen zu Stande, welche ſich für die Zwecke des Inſtituts intereſſiren. Eine zweite Riunione agraria fand im jüngſtvergangenen Monat September ſtatt, und nahm ganz das Anſehen einer Nationalangelegenheit an. Die toskaniſchen Akademien ſandten Abgeordnete hin, aus verſchiedenen Ländern Italiens hatten Theilnehmende ſich eingefunden. Im Ganzen waren über fünfhundert Perſonen verſammelt. Die Arbeiten und deren Erzeugniſſe wurden inſpizirt, Preiſe für Ackerbau und Viehzucht vertheilt. Unter den neuen Werkzeugen fand beſonders der vervollkommnete Pflug, wegen Verminderung der erforderlichen Zugkraft und Leichtigkeit der Führung, wie der Tiefe der Furche und der Umwühlung des Bodens, allgemeinen Beifall. Unter den neuen Culturgegenſtänden bemerkte man namentlich den Hopfen. Nebenbei geſagt, dieſer wird immer wichtiger, je mehr man Bier braut. Wer hätte gedacht, daß der Italiener an dieſem nordiſchen Getränk Geſchmack finden würde! Und doch iſt es ſo, und die üble Sitte des Rauchens nimmt zu gleicher Zeit auf eine ſo entſezliche Weiſe überhand, daß man ſich in den Cafés genöthigt ſieht, Nebenſtuben für die Tabaksliebhaber einzurichten, die denn auf dem beſten Wege ſind, ſchwarz und ſtinkend zu werden, wie deutſche Wirthsſtuben. Im Café greco, der privilegirten Rauchbude zu Rom, hilft man ſich auf andere Weiſe: nur auf einer Seite des niedern, häßlichen Gewölbes darf geſchmaucht werden. Man glaubt, auf der andern Seite bleibe ſo die Luft rein und athembar!

Auf ſolche Weiſe ſchreitet man weiter, ruhig und feſten Fußes, und iſt des Gelingens ſicherer, als bei jenen Spekulationen, die auf raſchen Gewinn berechnet ſind. Einige von dieſen haben ſchon nicht den Erfolg gehabt, den man ſich davon verſprach. So ging's u. a. mit den Silberbergwerken bei Pietraſanta und mit den beiden Hängebrücken über den Arno bei Florenz, wobei die Aktionäre ſehr ſchlechte Geſchäfte machen ſollen. Ich muß auch geſtehen, daß ich ſelten einen Wagen darüber hinfahren ſehe, wenn's nicht iſt, um die reizende Ausſicht zu genießen. Unterdeſſen haben ſie dem geſchickten Stempelſchneider Fabris Veranlaſſung zu einer hübſchen kleinen Medaille gegeben, und ſind eine Zierde für den Fluß und ſeine Ufer. Florenz hat ſechs Brücken; welche Stadt von ähnlichem Umfange kann ſich deſſen rühmen, und welche kann eine aufweiſen, die der Trinitabrücke an Schönheit gleichkäme? Das Projekt der Eiſenbahn von hier nach Livorno ſcheint wirklich zur Ausführung zu reifen. Nachdem von hieſigen Sachverſtändigen die einleitenden Unterſuchungen und Nivellirungen vorgenommen worden und, wie man hört, zu befriedigenden Reſultaten geführt haben, hat man einen engliſchen Ingenieur verſchrieben. Die definitive Conzeſſion von Seiten der Regierung iſt indeß noch nicht erfolgt. Abgeſehen von der Mode, ſcheint das Unternehmen viele Chancen zu bieten: die Communikation iſt außerordentlich lebhaft, das Terrain ſtellt keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg, und Toskana beſizt in ſeinen überreichen Eiſenminen auf Elba alle Hülfsmittel zu möglichſter Koſtenerſparung bei der Ausführung. Bei alle dem hat der erſte Eifer ſchon nachgelaſſen, und die Aktien, welche Anfangs ſehr hoch ſtanden, ſind gewichen. Ungünſtige commerzielle Verhältniſſe tragen vielleicht dazu bei.

Rt.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 282.
Das Druckpapier.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 121 u. Monatsreg. Novbr.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. December 1838.

Des Krieges Ungethüm zertritt das Korn im Safte,
Und was viel edler iſt, die Saat der Wiſſenſchaft.

Günther.

Ferienwochen.

Zweiter Abſchnitt.

Nach der im vorigen Abſchnitt gegebenen allgemeinen Ueberſicht der intereſſanten Stadt, betrachten wir ihre vornehmſten Inſtitute.

Die einzige öffentliche Anſtalt für höhere Erziehung in Lyon ging von König Franz I. aus, blühte unter den Jeſuiten und heißt jezt Collège royal. Ihre zahlreichen Sammlungen und Hörſäle ſind mit der öffentlichen Stadtbibliothek in einem anſehnlichen Gebäude an dem ſchönen Rhonekay zwiſchen den Brücken Morand und Charles X. Dieſe Bibliothek iſt weder durch die Zahl, noch durch Ordnung und Seltenheit der Mannſcripte und Bücher merkwürdig. Höchſtens kann man das ſchöne Lokal mit einer herrlichen Ausſicht auf die Rhone, ſeine Brücken, die Broteaux und an heitern Tagen auf die ſavoyiſchen Gletſcher loben. Merkwürdig hingegen ſind die Schickſale dieſer Bibliothek, wodurch ſie faſt an die von Alexandrien erinnert. Unter König Franz I. erwarb die Stadt den Grund und Boden zu dem großen Gebäude; fünfzig Jahre nachher kamen beide in die Hände der Jeſuiten. Ein Jeſuit entwarf ſelbſt den Plan zu dem heutigen Gebäude und dem ſchönen Bibliothekſaal. Nach und nach vermehrte ſich dieſe durch Gaben der Könige und Königinnen (beſonders Anna's von Oeſterreich), durch Herbeiziehung kleiner Bibliotheken, zumal als in der Revolution die Klöſter in Lyon aufgehoben und mit ihr vereinigt wurden. Dies unrechte Gut brachte aber kein Gedeihen, denn dieſelbe Revolution veranlaßte 1793 die Belagerung durch die Armee des Convents. Damals beging man überdies noch die Unklugheit, Kanonen auf der Terraſſe neben dem Bibliothekſaal aufzuſtellen, um damit den Feind jenſeits der Broteaux und der Guillotière zu erreichen. Kaum aber bemerkte er dies, ſo richtete er ſeine Kanonen und Bomben nach dem Collegгebäude, was vorauszuſehen war. Bald ſtürzte das, auf ſolchen Angriff nicht berechnete Gewölbe des Saals ein und verſchüttete eine Menge Bücher. Auch jezt, nach der Wiederherſtellung ſieht man noch Spuren von dieſem Bombardement. Dergleichen werden am Balkon des großen Saals und am Geländer der Kapelle bemerkt, ja zum Andenken bewahrt man noch ein Bombenſtück, das in einen Himmelsglobus gefahren war. Als ſich endlich Lyon nach langer, heldenmüthiger Vertheidigung ergeben mußte, kamen die Commiſſäre des Convents, um die koſtbarſten Mannſcripte und Bücher der ganzen Sammlung auszuwählen und nach Paris zu ſchicken, wo ſie vom Comité des öffentlichen Unterrichts vertheilt worden ſind. Das Beſte davon,

Digitized by Google

unter andern eine ſeltene Ausgabe des Livius auf Pergament von einem Deutſchen aus Speier gedruckt 1470 zu Venedig, an der ſchonend eine Kanonenkugel geſtreift hatte, kam in die Nationalbibliothek von Paris. Alle modernen Bücher nahmen die Mitglieder jenes Comité's für ſich, und ſie bilden jezt einen Theil der Bibliothek der Deputirtenkammer. Nach dieſem traurigen Raub ſollten aber noch traurigere Tage kommen; denn von nun an ſtand die Bibliothek Tag und Nacht ohne Aufſeher offen, und von den noch übrigen Büchern konnte Jeder nehmen, was er nur wollte. Eine ehrenvolle Scheu hielt jedoch die Lyoner zurück; aber Soldaten kampirten und kaſernirten darin, und dieſe waren gar erfreut, zum Kochen und zur Erwärmung ein ſo gutes, trockenes, leichtbrennendes Material wie die Bücher und Codices gleich bei der Hand zu haben. Außerdem wurden damit auch noch andere Oefen geheizt, denn der Friedensrichter der Kornhalle, ein roher Menſch, der weder leſen noch ſchreiben konnte, ließ ſich unter dem Vorwand, die Religionsbücher zu vernichten, alle Wochen einige Karren Bücher zuführen und heizte damit ſeine Oefen und die ſeiner Sektion. Kaum war noch ein kleiner Haufen übrig, als endlich nach Robespierres Fall dieſe Barbarei aufhörte. Später ging man daran, wieder eine öffentliche Stadtbibliothek zu gründen, wozu von allen Seiten Beiträge kamen, aber Paris gab nichts von ſeinem Raub heraus. Dies iſt mit anſehnlichen Vermehrungen und Ankäufen die heutige Bibliothek, die ohngefähr ſiebenzigtauſend Bände enthält.

Eine andere Bibliothek, in dem Palais des Arts, gehört der Akademie von Lyon und den Inſtituten, die da ihren Sitz haben. Auch ſie iſt von keiner beſondern Bedeutung. Dieſe Akademie der Wiſſenſchaften, ſchönen Literatur und Künſte hat fünf-und-funfzig Mitglieder und hält jährlich zwei öffentliche Apparatſitzungen und Preisvertheilungen. Das Palais des Arts iſt ein merkwürdiges großes Gebäude aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, unten doriſcher, oben korinthiſcher Ordnung, der Wiſſenſchaften und Künſte einer großen Stadt ganz würdig. Vor der Revolution war es eine reiche Abtei von Benediktinernonnen, deren Gründung in die erſte Zeit des Chriſtenthums in Lyon zurückgeht, wo der Stifter ſeine zwei Töchter und eine Nichte in's Kloſter that. Vor ihrer Aufnahme mußten die Nonnen ihren alten Adel darthun. Es waren darin auch oft Prinzeſſinnen von Frankreich, Lothringen und Savoyen. Das Kloſter genoß großer Privilegien, die Aebtiſſin war immer eine franzöſiche Prinzeſſin von königlichem Blute und nannte ſich Abbesse par la Grâce de Dieu. An den alten Kloſterzuſtand erinnert nur noch der große prächtige, vergoldete, üppig ausgemalte, mit halbnakten Statuen verſehene Kapitelſaal, der mehr auf lebensluſtige Prinzeſſinnen hindeutet, die hier verſammelt waren und ihres Lebens froh wurden, als auf fromme, demüthige, ſtille Frauen. Im Innern läuft auf Säulen und Bogen der majeſtätiſche Kloſtergang rund um das große Gebäude im Viereck, das einen freundlichen Garten umſchließt. In der Mitte ſteht Apollo auf einem antiken, grün umſponnenen Piedeſtal, umgeben von ſchönen Gebüſchen, Springbrunnen und Marmorbecken. Wäre dieſe Dekoration nicht, ſo würden mich die Gänge und ihre Grabmonumente an den herrlichen Campo Santo in Piſa erinnern, auch fehlen dazu die Fresken. In dieſen weiten Portiken ſind an der Wand viele von den Taurobolen, Meilenſteinen, Sarkophagen, antiken Masken, Fragmenten von Bildſäulen, Aſchenkrügen, Amphoren und Inſchriften aufgeſtellt, die bisher in und um Lyon gefunden worden ſind und auf denen ein Theil von deſſen Schickſalen unter den Römern angedeutet iſt. — Ein prächtiges Veſtibul mit großartiger Treppe, die an die Prinzeſſinnen erinnert, welche hier zu Hauſe waren, führt jezt zum Naturalienkabinet und zum Muſeum. Erſteres füllt bis jezt nur einen langen Saal aus und iſt im Entſtehen, enthält aber ſchon jezt in ſeinen Schränken und in ſinnreicher Aufſtellung manches Merkwürdige, was andern Sammlungen abgeht. Man arbeitet rüſtig an der Vermehrung und Erweiterung dieſer Anſtalt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Indiscretion.

(Fortſetzung.)

Vorgeſtern kam ich hier an und wurde von Louiſen und der Tante empfangen, wie es mein Herz und meine Eitelkeit nur wunſchen konnte. Heute nichts von Louiſen, nichts von Herzensangelegenheiten; meine Stimmung iſt nicht darnach; und über meine Hoffnungen könnte ich mich nur in die Hoffnungelosigkeit hineinreden. Der Engel hat mir aber heute Abend das Leben gerettet! — Der erſte Eindruck, den die Tante und ihr ganzes Weſen auf mich gemacht, war ein ganz gefälliger. Eine ſtattliche Frau, brünett, bleich, mit melancholiſchem Augenpaar, von conſervativer Eleganz, ſo daß die Thatſache ihrer Tochter ihr ein nothwendiges Alter anweiſt, das die Schätzung ihr nicht aufbürdete. Sie ſcheint im Allgemeinen nicht ſehr viel zu ſprechen, aber gewählt, ſehr gewählt. Dies fiel mir jedoch nicht auf, als ſie ſich mit Herzlichkeit nach meiner Mutter und Geſchwiſtern und nach allen Verhältniſſen der ſo lange nicht geſehenen Heimath erkundigte. Sie ſprach mich da recht gefühlvoll

und gemüthlich an. Freilich, wenn ich es jezt bedenke, beweist eine Weichheit unter ſolchen Umſtänden nicht viel: iſt irgend etwas im Stande, das ſchlummernde Gefühl zu den ſüßeſten Bebungen zu wecken, ſo ſind es die lange nicht heraufbeſchworenen Bilder der Kindheit und erſten Jugend, wenn ſie raſch und lebendig der Seele vorgeführt werden. Der Dialekt unſerer Provinz hat ſich in ihrem Munde, zum wenigſten für mein Ohr, ganz verwiſcht, ſo ganz, wie es dem ausgewanderten Mann nie möglich wäre, wenn er es auch darauf anlegte. Sieh hier wieder einen bezeichnenden Unterſchied zwiſchen Mann und Weib: dem Schwaben in der deutſchen Fremde fällt es in der Regel nicht ein, ſich zu behorchen und ſeinen Ausdruck mit dem ſeiner Umgebungen in's Niveau zu rücken; es ziemt ihm auch nicht, weil er damit ein Stück ſeiner Individualität dahin gäbe; unſere Landsmännin dagegen gehorcht dem ihrem Geſchlechte eingepflanzten Triebe nach Gleichheit, in der ſie ihr Gleichgewicht und ihre Kraft findet, und ſie ſtreift mit wunderbarer Biegſamkeit der Organe eine Auszeichnung ab, welche in der öffentlichen Meinung ihres neuen Vaterlandes einen, wenn auch noch ſo leichten befremdlichen Anſtrich hat.

Wie die Wärme, welche der erſte Ausbruch unſerer Empfindungen entwickelt hatte, ſich allgemach verflüchtigte, fühlte ich mich durch den niederdeutſchen Ton im Munde meiner Verwandten in eine etwas kühle Ferne gerückt, die für die Beobachtung günſtiger war, als ein entſchiedenerer ſympathetiſcher Zug. Feine geſellſchaftliche Bildung mußte ich ſchon nach Louiſens Weſen erwarten; aber dies iſt ja nur der vergoldete, mit Arabesken verzierte Einband des Buches, von deſſen Geiſt und Gehalt er nichts verräth. So weit die Tante bis jezt ihr Inneres vor mir aufgeblättert hat, macht ſie, ſo ſcheint es mir wenigſtens, bedeutende Anſprüche auf Geiſt und noch bedeutendere auf die Anerkennung deſſelben von Seiten der Männer. Ich könnte nicht ſagen, daß mich dieſe Entdeckung ſehr erfreute; aber noch bedenklicher iſt mir ein anderer Umſtand. Ich bemerke in ihrem Weſen nichts vom Humor mancher geiſtreichen Weiber, welcher mit den geſellſchaftlichen Formen ein heiteres Spiel treibt, zuweilen neckiſch die Maske der Convention lüftet und einen muntern Naturalismus von Seiten des Mannes nicht nur vergibt, ſondern herausfordert und belohnt. Dieſe ſind im Cultus des Anſtandes, der Sitte, der Galanterie, der Mode die Religionsſpötterinnen, und ganz liebenswürdig, ſo lange ſie über Feſſeln ſpotten, die ſie denn doch mit Grazie zu tragen wiſſen, aber höchſt abſcheulich, ſobald ſie zur Feder greifen und alles Ernſtes Helvetius und Voltaire ſpielen. Es gibt andere, die allerdings ihre Seligkeit von jenem Cultus abhängig machen, aber ihm leichtherzig, mit der Poeſie der Südländer dienen und in ſelbſtadminiſtrirter Abſolution Beruhigung für kleine Extravaganzen finden. Aber noch andere hängen am Buchſtaben der Salonsgeſetze mit der platten Strenge, der fanatiſchen Unduldſamkeit und der abgeſchmackt naiven Selbſtheiligung evangeliſcher Sektirer, und eine ſolche Pietiſtin dürfte gar leicht meine hochgebildete Tante ſeyn, und ich, der ich im Contretanz der Unterhaltung ſo gar nicht feſt auf den Füßen bin, ſähe mich alſo gerade auf das allerglatteſte Parket geſtellt.

Alle dieſe Bemerkungen drängten ſich mir nur zu ſchnell auf; denn noch am Abend meiner Ankunft war Geſellſchaft, und als die Theeſtunde herbeikam, ward ich in den Salon geführt. Hic Rhodus, hic salta! dachte ich ſeufzend, und lobte laut die artige Wanddraperie von farbiger Mouſſeline, die Sammlung von Porzellanungeheuern und andern Siebenſachen auf den Etagèren, den Ofenſchirm mit einer Malerei à la Watteau, die prächtige Rococouhr, am ganzen Mobiliar das ſinnige Gemiſch der Formen der verfloſſenen drei Jahrhunderte, den Papagai in der Mauſe, der ein ganzes halbes Dutzend Worte ſagen kann und dabei ſo wenig eine Indiskretion begeht, als der Gardelieutenant, den er geſtern in den Finger biß und der ein bitterfreundliches Geſicht dazu machte, über das ich um ein Haar gelacht hätte. — Die Lampen goſſen ihren magiſchen Schein auf eine ganze kokette, in maleriſcher Unordnung über die Tiſche zerſtreute Literatur: ſatinirte Bändchen mit fünfzehn Zeilen auf der Seite und in gelbem, blauem, rothem Umſchlag, wie ſie in neueſter Zeit der ſauberer gewordene Deutſche mit großem Papieraufwand herſtellt, deutſche Zeitſchriften, engliſche Keepſakes, franzöſiſche Revuen, Muſikalien, wie nachläſſig aufgeſchlagene Albums und perlmutterne Papiermeſſer.

Die Geſellſchaft fand ſich nach und nach ziemlich zahlreich ein: ein paar Frauen, hübſch, imponirend, ein paar Fräulein, über die Mittagslinie hinaus, ſcharf, uneinladend, darunter ein Fräulein Cecilie, die, um ein paar ſchwarze Zähne zu verbergen, ihre Oberlippe beſtändig dehnt, als ob ſie eine Flöte anſezte, und wenn ſie lächelt oder gar lacht, ein Geſicht zieht, als wenn ſie ſcharfen Eſſig im Munde hätte. Ich ſage dies nicht aus willkührlichem Spott, ſondern nur, weil ſich die Perſon mir verhaßt gemacht hat, wie du gleich hören wirſt. Freilich, was kann ſie dafür! — Ferner, neben dem genannten Lieutenant, einige ältere „Bachelors,“ und endlich das Cabinetsſtück, ein Schöngeiſt und Publiciſt dazu, wie ſich die deutſchen Zeitungsſchreiber hebräiſcher Nation gerne nennen; ein beweglicher Mann in den dreißigen, mit einem Geſicht — Zieh dem Violoncellſpieler auf Paul Veroneſe's Hochzeit von Cana im Vordergrund ein weißes Halstuch an und einen

Digitized by Google

Hemdkragen, der unter dem Ohr weg quer hervorſtreicht, ſo haſt du des Doktors Ebenbild.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Reyſch's Blätter zur Lenore. Freimaurergebäude. Architektur.

Die erſten ſechs Situationen aus Bürgers Gedichten, vom Profeſſor Reyſch radirt, ſind ſo eben fertig geworden, werden aber vermuthlich erſt nach Vollendung ſämmtlicher, von dem Künſtler beabſichtigten, bildlichen Ausſchmückungen dieſer Gedichte zur Veröffentlichung gelangen. Der Stoff iſt der Lenore entlehnt und ganz vom Geiſte dieſes Nachtſtücks durchdrungen. Nummer 1 zeigt Lenoren, wie ſie am Morgen aus ſchweren Träumen emporfährt und die daneben ſchlafende Mutter von ihren verzweiflungsvollen Tönen aufgeſchreckt worden. In Nummer 2 begegnen unſerm Auge die aus der Prager Schlacht heimkehrenden Heereszüge. Unter den die Krieger mit innigen Grüßen bewillkommenden Zurückgebliebenen findet ſich hauptſächlich auch Lenore, mit der fruchtloſen Frage nach dem, welchem ihre heiße Sehnſucht Gruß und Kuß mitbrachte. Auf Nummer 3 erblickt man die Jungfrau außer ſich, ihr Haar zerrauſend und durch die Mutter vergebens aufgerufen, nicht mit dem Himmel zu hadern. Eine höchſt ausdrucksvolle, ergreifende Gruppe! Die 4te Nummer führt endlich bei Nacht den Erſehnten, aber in unheimlicher Schattengeſtalt vor. Lenore richtet mit einem Antlitz, auf dem ihre innern Schauer ſcharf ausgeprägt erſcheinen, die Frage an ihn:

„Ach, wollteſt hundert Meilen noch
„Mich heut' in's Brautbett tragen?
„Und horch, es brummt die Glocke noch,
„Die elf ſchon angeſchlagen!“

Nummer 5 verſinnlicht uns den ſchauerlichen Ritt Lenorens auf dem wilden Roſſe, hinter dem geſpenſtiſchen Bräutigam, wie dieſer eben dem um das Hochgericht ſich im Kreiſe drehenden, luſtigen Geſindel winkt und zuruft, mitzukommen zum Hochzeitreigen. Nummer 6 iſt ein bildlicher Commentar der lezten Strophen. Abermals thut Profeſſor Reyſch durch dieſe Schilderung dar, wie treu er der alten Sage und deren Bearbeitung Schritt vor Schritt nachzugehen und die vorgefundenen Worte und Töne der bildenden Kunſt zu gewinnen wußte. Neben dem kräftigſt markirten Charakter der Hauptgeſtalten hat er auch die, in feſte Linien ſo ſchwer zu faſſenden, luftigen Erſcheinungen aus überſinnlicher Welt mit glänzendem Erfolge dem Auge und der Phantaſie darzubieten gewußt. Einige dieſer ſkizzirten Blätter, wie das 2te, 3te, 4te und 5te, würden ſich zu einer ſorgfältigen Ausführung in bunten Farben ganz vorzüglich eignen, beſonders wenn ſein Sinn und Geiſt ſich derſelben unterzöge. Sämmtliche gewähren einen Vorgeſchmack, wohlgeeignet, alle Freunde der Kunſt und Poeſie, welche ſie anzuſchauen Gelegenheit haben, nach den übrigen Darſtellungen aus Bürgers Gedichten begierig zu machen, deren Auffaſſung und Ausarbeitung ſo eben die Phantaſie und das Talent unſers Künſtlers zunächſt in Anſpruch nehmen. Wenn auch allerdings Lenore vor allen Werken des verewigten Dichters hervorragt, ſo darf man doch von dem reichbegabten Künſtler auch für die übrigen Gedichte ſeiner Wahl eine glückliche Auffaſſung und zum Theil Milderung des Darzuſtellenden erwarten, wo, wie in des „Pfarrers Tochter zu Taubenhain,“ die überhaupt zu ſehr in's Gemeine hinabgezogene Schilderung manches das Gefühl wahrhaft Empörendes enthält.

Am 27ſten vorigen Monats fand die Einweihung des Gebäudes ſtatt, welches die hieſigen vereinten Freimaurerlogen ſo eben haben aufführen laſſen. In der Oſtraallee, dem Zwinger gegenüberliegend, gewährt es durch den Adel ſeiner ſehr eigenthümlichen Geſtalt einen ſo imponirenden, als erfreulichen Anblick für jedes geſunde Auge. Sein Inneres zeichnet ſich ebenfalls durch einen grandioſen Styl bei der unleugbarſten Zweckmäßigkeit aus. Auch die einfache, geſchmackvolle Ausſchmückung der durch Gasflammen prächtig erleuchteten Säle und Gemächer iſt ſo allgemein anſprechend, daß die am Einweihungsfeſte aus einem weiten Umkreiſe zuſammengekommenen Maurer, etwa fünfthalbhundert an Zahl, davon ſowohl, als von den ſonſtigen Einrichtungen, wie von der Art und Weiſe der Feier ganz begeiſtert geweſen ſeyn ſollen. — Ueberhaupt entfaltet ſich in unſern neuen Häuſern immer klarer jener beſſere, edlere Charakter, welcher lange Zeit bei den neuern hieſigen Gebäuden gar nicht gedeihen wollte. Wenn auch noch zuweilen ein nach dem alten Sauerteige riechendes Gebäude aus dem Boden aufſteigt und das an beſſere Verhältniſſe gewöhnte Auge beleidigt, ſo erfreut uns dagegen eine weit größere Zahl neuer Häuſer durch ein Abweichen von dem frühern, häufig nicht einmal mit der Bequemlichkeit verträglichen Schlendrian. Selbſt dem Mittelalter wiſſen unſere verſtändigen Architekten Manches mit gutem Glück abzuborgen, und wo das mitunter weniger gelingt, ſo verdient ſchon allein der daraus hervorgehende Wunſch, den ausgetretenen Pfad zu verlaſſen, Anerkennung. Mit dem verſtorbenen Profeſſor Thürmer war das neue Licht in der Baukunſt hier aufgegangen. Aus dem geiſtvollen Wirken ſeines Nachfolgers, Profeſſor Semper, geht immer mehr hervor, daß er ganz der Mann iſt, das muthig und ſinnvoll begonnene Werk jenes Vollendeten zu einem ſchönen Ziele zu führen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Manch Menſchenleben iſt von mir bedroht;
In meinen Mörſern ſizt der Tod,
Mein Pulver hat ſchon Manchen umgebracht,
In meinen Büchſen hauſt die finſtre Macht;
Mein Schrot ſogar, und ſey es noch ſo klein,
Wird abſolut lethal für Manchen ſeyn;
Und wenn ihr etwa jezt mich noch nicht kennt,
So wißt, das Feuer iſt mein Element.
Doch hab' ich guten Muth, mein Handwerk iſt
Nun einmal ſo. „Biſt du Artilleriſt?“
Ach nein! Wenn ein Artilleriecorps mir
Erſt zinsbar wird, ſo iſt's um ſeine Zier
Gethan, ſein Lärm verſtummt, ſein Pulver brennt
Den Feind nicht mehr, mit Kugeln ſpielt nicht mehr
Sein Mörſer, ſeine Büchſe zielt nicht mehr.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. December 1838.

> Denkt, wen Ihr vor Euch habt: als Wache ſtellt
> Die Vorſicht auf am Thore der Gedanken;
> Laßt keinen durch, der nicht das Loſungswort
> Des Anſtands und der guten Sitte nennt.
>
> Beaumont und Fletcher.

Indiscretion.

(Fortſetzung.)

Die Unterhaltung wurde bald lebhaft und ſpann ſich in dem Style fort, wie du ihn, nach der flüchtigen Bezeichnung des Schauplatzes und der Theilnehmenden, dir ungefähr denken magſt. Zuerſt von der Wiener Gaſtſängerin und ihrem Verhältniß zur einheimiſchen Nachtigall, dann vom Verhältniß lezterer zu hohen Perſonen loci. Lange verweilte man bei den intereſſanten dramatiſchen Produkten einer hohen Verfaſſerin; namentlich bewunderte man ausführlich die Sicherheit, mit welcher die in ſo ganz andern Sphären ſich Bewegende bei Schilderung der Bürgerlichkeit den Pinſel zu führen wiſſe; mich freute die warme Anerkennung, welche bei dieſer Gelegenheit par ricochet dem guten Iffland zu Theil wurde, und ich trug das Meinige redlich dazu bei. Man war einmal an hohen Perſonen, und ſo lenkte der Doktor das Geſpräch auf ſein neueſtes, eben fertig gewordenes dramatiſches Produkt, und ſein Verſprechen, daſſelbe nächſter Tage vorleſen zu wollen, brachte mich das erſte Mal, ſeit ich hier war, etwas aus der Faſſung. Er erzählte nachläſſig, wie das Sujet — ein indiſches, höchſt romantiſches — ihn lange umgetrieben, wie es ihm vor Werdeluſt faſt den Buſen zerſprengt, und er endlich das Stück in ſieben Vormittagen, in Einem Guß, ſo daß die Feder dem Glutſtrom kaum folgen können, auf's Papier geworfen. Hier lief mir ein impertinentes Gleichniß bis auf die Zungenſpitze vor und wollte eben den fatalen Sprung thun, als ich es glücklich noch am Schopf erreichte und in die Tiefe des Buſens zurückwarf. — Ich hielt mich den ganzen Abend ſehr wacker; als ich nach aufgehobener Sitzung meine ausgeſprochenen Gedanken nebſt dem Accompagnement von Manieren muſterte, konnte ich ſprechen wie Napoleon zu ſeinen Grenadieren: „Je suis content de vous!“ Ja mir waren Wendungen geglückt, die ich auf der Stelle mit dem Ehrenkreuz dekorirte, und ich ging mit dem befriedigenden Bewußtſeyn zu Bette, der Tante, oder wem es ſey, nicht ein einziges Mal die Wahrheit geſagt zu haben.

Heute Abend nun wieder daſſelbe Spiel, nur mit ganz anderem Ausgang für mich. Ich war eben daran, über die Perſönlichkeit der Matadore unſerer ſchwäbiſchen Sängerſchule die gewünſchte Auskunft zu geben. Da die Anſichten des Cirkels über die Bedeutung dieſer Männer ſehr getheilt waren, ſo mußte ich meine Farben vorſichtig miſchen, behutſam ab= und zuthun, und ſo entſtanden Charakterbilder, gerade ſo ſprechend, wie unſere Stahlſtiche ihrer Geſichter. Ich war im beſten Zuge und erntete Beifall, da ward ein Paket neuer Journale hereingebracht.

Digitized by Google

Man griff zu und überflog die Blätter. „Ach!“ rief die Tante; „ſieh da! was haben wir hier? etwas Intereſſantes: „Nachruf an Helene von Mecklenburg bei ihrem Uebergang über den Rhein!“ — Willkommen! nun, da ſoll uns mein Herr Neffe ſein ſchwäbiſches Urtheil ſagen! — Leſen Sie, Cäcilie“ — hiemit reichte ſie dem Fräulein das Blatt — „leſen Sie!“

Fräulein Cäcilie ließ ſich nicht bitten, denn ſolche Ziererei iſt jezt ſchlechter Geſchmack, und las. Von jeher hat mich das Vorleſen und Deklamiren der Weiber trub und ängſtlich geſtimmt, und wenn ſie hubſch ſind, muß ich die Augen niederſchlagen, als ſchämte ich mich für ſie. Hier aber, bei der oben erwähnten Eigenthümlichkeit Fräulein Cäciliens, war es ſchwer, nicht an die flötenſpielende Minerva zu denken; nur war hier die flötende Göttin mit ihren Grimaſſen ganz wohl zufrieden. Sie trug das Gedicht fertig, als wäre es ihr längſt bekannt, mit großem Ausdruck vor. Jede Strophe bildete eine Art Climax mit einem Refrain. Die Vorleſerin begann im gemeſſenen Mittelton, zog allmählig die Stimme hinauf bis zur höchſten leidenſchaftlichen Höhe, und ließ ſie dann raſch zum hohlen, ſepulcralen Tone herabfallen, indem ſie das abmahnende „Zurück! zurück!“ des Refrains ausſprach. Bravo! — Du erräthſt, es handelte ſich im Gedicht von Ahnungen bei der bevorſtehenden Verbindung der Prinzeſſin von Mecklenburg, von „Ahnungen, ſchwarz, wie Schmiedezeug Vulkans.“ Noch iſt der Abgrund der Revolution nicht geſchloſſen, aus dem die Dämonen aufſteigen und grimmig die Fäuſte gegen die ballen, welche auf der Menſchheit Höhen wandeln; und du, zarte, liebliche Blume, willſt dich an den unheimlichen Rand des grollenden Vulkans verpflanzen laſſen? Marie Antoinettens blutiger Schatten winkt wehmüthig die deutſche Fürſtentochter zurück u. ſ. w. Großer Effekt! — Die Poeſie war herzlich ſchwach, wenn man auch die Vernünftigkeit der Gedanken zugab, und ich weiß nicht, welches Urtheil mir, unbefangen, aber vorſichtig, wie ich war, entfallen wäre, hätte mich die Tante jezt dazu aufgefordert. So aber ergriff eine der Damen das Wort, ließ ſich auf einen materiellen Commentar der Strophen ein und beklagte die junge Fürſtin von ganzem Herzen. Das Uebertriebene ihrer Aeußerungen reizte mich zum Widerſpruch, und meinte ich doch, hier meine Meinung ganz frei und offen ſagen zu dürfen; denn was in der Welt ging die Allianzpolitik hoher Häuſer meine äſthetiſchen Theetrinker an? Ich fing an:

„Bei meiner kleinen Vaterſtadt ſteht ein altes Schloß, das, jezt ein Kornſpeicher, früher verwittweten oder apanagirten Prinzeſſinnen als Sitz diente. Die älteſten Einwohner erinnern ſich noch der lezten Bewohnerin, einer bejahrten, etwas verwachſenen, vier Fuß hohen Dame, welche faſt niemals ihre Gemächer verließ, außer um die Kirche zu beſuchen, in welche ſie unmittelbar aus dem Schloß gelangte. Ein Bürger des Orts beſizt noch einen Schuh von ihr, und ich erinnere mich, mit welchem Intereſſe wir Kinder dieſe einzige Reliquie der Prinzeſſin Urſula betrachteten: ein kurioſes Ding von blaßgelbem Atlas mit einer geſtickten Roſe vorne, einer brillantirten Schnalle und einem fünf Zoll hohen Abſatz. Man wußte rein nichts mehr von der guten Dame, als daß ſie jeden Abend mit dem Hoffräulein und einem alten Cavalier ihre Parthie gemacht, und troz ihrer ſchmalen Mittel der Ortsarmen nicht vergeſſen. Iſt dies nicht ungefähr das Loos und die Geſchichte der meiſten Fürſtentöchter? Kaum ein Menſchenalter, und oft braucht es dieſes nicht, und ihr Andenken iſt verklungen, wie das der Armſeligen, welche ſie in frommem Sinn bedacht, und ſie hinterlaſſen keine Spur dieſſeits des Grabes, das Alle gleich macht, wenn nicht eine Reliquie, wie die Stelze der ſtillen Urſula, vom altväterlichen Sinne des Volks aufbehalten wird. Und ſonſt genoſſen ſie doch einer Art von offizieller Fortdauer in den Köpfen von Heraldikern und Genealogen. Aber die prächtigen, vielverzweigten Geſchlechtsbäume, an denen die wichtigen Namen hingen, wie die goldenen Nüſſe am Chriſtbaume, ſonſt die Luſt und das Ergötzen großer Kinder, ſind von den Völkern mit anderem Spielzeug vertauſcht worden, und wenn ſonſt der Diplomatiker behaglich die Vergangenheit adumbrirte, ſo zieht jezt der Diplomat ſeine vorſichtigen Linien in die Zukunft.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

Endlich tritt man in das Kunſtmuſeum. Hier genügt ein flüchtiger Blick, um zu erkennen, daß bei den Lyonern und ihrer Kunſtakademie noch wenig eigentlicher Kunſtſinn zu finden iſt. Welcher Gallimathias! Man ſollte glauben, die ehemaligen fürſtlichen Nonnen wären hier zu Haus und hätten Alles arrangirt. Alte und neue Gemälde, Flamländer, Italiener, Franzoſen, Spanier und moderne Lyoner, Alterthümer, moderne Medaillen, Mumien, Waffen der Wilden, römiſche Moſaiken, Papyrusrollen, Majolikagefäſſe, Rüſtungen aus dem Mittelalter und egyptiſche Idole in einem langen Saal bunt durcheinander. So geſtaltet, erinnert dies Muſeum gar ſehr an das große Waarengewölbe eines Kaufmanns oder Fabrikanten, wo Alles aufgeſpeichert wird, was nur da Platz findet. Kunſtſinn zeigt

Digitized by Google

ſich nirgends in der Ausſtellung, und wenn das Muſeum ſeinen Namen verdienen ſoll, ſo muß es durchaus anders eingetheilt, das Gleichartige in Kunſt und Zeit zuſammengeſtellt und das Ungleichartige von einander geſchieden werden. An Raum dazu kann es in dem großen Gebäude nicht fehlen. Ja durch Aufopferung des frappanten Coup d'oeils in einem langen Saale und deſſen Scheidung in größere und kleinere Kabinette wäre ſchon jezt Platz genug. Ein Kabinet müßte für die Lyoner Maler- und Bildhauerſchule nach ihrer Entwicklung beſtimmt ſeyn, dann ein anderes für Niederländer und Deutſche u. ſ. w., eines für römiſche, ein anderes für egyptiſche Alterthümer, und endlich eines für die Archäologie des Mittelalters.

Für die Lyoner Hauptfabrikation, für die Seidenweberei, iſt die Blumenzeichnung und Malerei, die Darſtellung ſchöner vegetabiliſcher Formen von höchſter Wichtigkeit. Darum beginnt auch das Lyoner Muſeum mit einem Salon des fleurs. Treffliche van Huyſums und Heem's ſind da ganz an ihrer Stelle, nicht aber moderne Bilder Lyoner Maler von Feſtungen und Schlachtenſeenen. Die ſogenannte Galerie des Muſeums enthält, neben vielem Alltäglichen und Modernen aus Lyon, manches Ausgezeichnete, z. B. St. Jakob und St. Gregor, deßgleichen eine Himmelfahrt von Perugin. Das leztere Bild iſt beſonders voll Anmuth und Einfalt. Perugin malte es 1495 in ſeinem neun-und-vierzigſten Jahr für die Kathedrale von St. Peter in Perugia. Die Franzoſen ſchleppten es als Kriegsbeute nach Paris, wo es bis 1805 im großen Muſeum zu ſehen war; 1805, als die Säle zu enge wurden, ſchenkte man es der Stadt Lyon. Zehn Jahre ſpäter reklamirten es die Alliirten für den Pabſt, und es wäre für Lyon verloren geweſen, wenn ſich nicht der Graf Roger Damas, damals Gouverneur der Stadt, bittend an Pius VII. gewandt hätte. Dieſer ſchenkte es auch wirklich der Stadt in attestato del suo affetto, della grata sua rimembranza per la città di Lione. Bekanntlich war Pius VII. auf ſeinen verſchiedenen freiwilligen und erzwungenen Reiſen durch Lyon nach Paris immer ſehr ausgezeichnet hier empfangen worden. Von Rubens ſind zwei gute Bilder hier, beſonders die Anbetung der Magier. St. Franziskus und andere Heilige, wie ſie die Erdkugel vor dem Zorn Chriſti ſchützen, iſt ein unſinniger, ganz gemein behandelter Gegenſtand, aber voll Kühnheit, Zeichnung, Farbe und Effekt. Außerdem ſind noch gute Bilder hier von Andrea del Sarto, Tintoret, Teniers, Ludwig Caracci, Auguſt Caracci, Jordaens, Luca Giordiano, Ribera, P. Veroneſe, Breughel, Spagnoletto, Guercin, Guido Reni und Albrecht Dürer. In einer offiziellen Notiz über die Gemälde des Muſeums von Artaud, Membre de l'académie und Associé correspondant de l'Institut de France etc., heißt es wörtlich Nr. 55: „Le Christ portant sa croix. Tableau gothique du commencement du XVI. siècle. Ecole flamande. Maitre inconnu dans le genre de Cranac.“ Kann man in weniger Zeilen mehr Kunſtunſinn ſagen?

Die Direktion des Muſeums thut den Malern der jetzigen Lyoner Schule, den Bonnefond, Revoil, Genot, Duclaux, Flandrin und Andern, gewiß keinen Dienſt, daß ſie ihre, allerdings in manchen Einzelnheiten verdienſtlichen kleinen Bilder mit proſaiſchen Gegenſtänden aus dem Tagesleben neben und zwiſchen jenen großen Meiſtern aufſtellt. Dazu gehört überdies eine entſetzliche Verblendung und lächerliche Ueberſchätzung des eigenen Werths. Was ſoll z. B. die Gruppe Lyoner Artiſten auf der Inſel Barbe mit dem verſcheuchten karrikirten Engländer von Duclaux? oder der erſte geſchoſſene Haſe von Madame Petit-Jean neben Rubens mächtigem St. Franziskus?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Städtiſches Leben. Reiſen in Böhmen. Induſtrie.

Unſere Stadt iſt noch immer wenig belebt. Zwar ſind die Studenten von den Ferien, viele Privaten von andern Ausflügen ſchon heimgekehrt; doch erhält Prag ſeinen Glanz eigentlich erſt gegen Ende dieſes Monats und im December, wo nach und nach die Jagden auf den großen Beſitzungen ihr Ende nehmen. Das Landleben und die böhmiſchen Bäder abſorbiren im Sommer, erſteres, wie bemerkt, bis tief in den Spätherbſt hinein, gerade den Theil der Bevölkerung, der dem Straßenleben jene bunte Zierlichkeit verleiht, die dem Auge des Reiſenden ſo wohl thut. Rechnet man nun noch hinzu, daß auch hier zu Lande das Reiſen epidemiſch geworden, ſo läßt es ſich erklären, daß man jezt noch wenig faſhionable Welt auf der Straße ſieht. Die langweilige Monotonie der ihrem Berufe Nachgehenden wird während den Monaten der Curſaiſon großentheils durch Fremde und Badegäſte unterbrochen, bei welch leztern es ſeit etwa zehn Jahren gleichſam zum guten Tone geworden iſt, die uralte Stadt der Böhmen auf der Hin- oder Herreiſe heimzuſuchen. So bieten Karlsbad, Töplitz und Marienbad der Hauptſtadt Böhmens durch die Gäſte, die ſie ihr zuſenden, Erſatz für das, was ſie ihr entziehen. Und es mag den Fremden recht gut hier gefallen. Das Reiſen in Böhmen iſt auch ſehr angenehm: vortreffliche Straßen, mitunter wohl eingerichtete Gaſthäuſer. Auch die Koſten ſind ſehr gering durch die vielfach mit einander concurrirenden Anſtalten zum Transport der Reiſenden. Am bequemſten reist man natürlich mit dem Eilwagen, wo die Poſtbehörde in Folge der lezten Reglements unter den dort angegebenen Vorſichten auch die Haftung für die Effekten der Paſſagiere übernimmt. Man hat alſo hier für gar nichts zu ſorgen und kann ſich recht gemüthlich der Contemplation überlaſſen, und die Gegenden, die ſich den Blicken der Wandernden hier darbieten, ſind der Contemplation wahrlich nicht

Digitized by Google

unwerth. Die Natur hat ihr Füllhorn ſegnend über Böhmen ergoſſen. Das Land iſt fruchtbar und ſehr wohl angebaut. Es iſt daher von einem eigentlichen Mangel hier nie die Rede. Ein oder der andere Landſtrich kann wohl unter einem climatiſchen Ereigniſſe leiden; im Ganzen genommen aber überſteigt der Ertrag des Bodens das Bedürfniß der Bewohner bei Weitem. Seit 1789 war hier keine wahre Noth, und die hiedurch entſtehende Wohlfeilheit trägt, wie ich es aus eigener Erfahrung weiß, ſehr viel zum guten Humor der Reiſenden bei, und man iſt hier ſehr aufgelegt, zu genießen. Prags Umgebungen ſind noch dazu wirklich intereſſant, und Manches ſogar recht nahe, ſo daß man mit dem geringſten Zeitaufwand doch immer recht viel Angenehmes geſehen haben kann.

Dem Vernehmen nach ſoll ein hieſiger Bankier eine Dampfſchifffahrt von hier nach Dresden in's Werk ſetzen wollen. Sie würde nicht länger als vier Stunden dauern und durch die maleriſchſten Gegenden Böhmens führen. Es wäre ſehr erwünſcht; allein das Flußbett der Moldau iſt, wie ich mir habe ſagen laſſen, ein kaum beſiegbares Hinderniß dieſer Unternehmung. Handelte es ſich bloß um das Vergnügen der Erholungspaſſagiere, wie man ſie hier nennt, ſo könnte man leicht darauf verzichten; aber auch andere ernſtere Lebensintereſſen würden durch einen ſo leichten und ſchnellen Verkehr zwiſchen den Mittelpunkten zweier Länder mächtig unterſtüzt. Böhmen iſt in ſeiner Urproduktion den benachbarten Ländern anerkannt voraus, ſteht aber auch rückſichtlich ſeiner induſtriellen nicht zurück. Für dieſe leztere wäre ein ſolches Belebungsmittel des Verkehrs erſprießlich. Die Manufakturen Böhmens haben während der lezten zwei Decennien außerordentliche Fortſchritte gemacht. Großartige Etabliſſements gehören hier nicht mehr zu den Seltenheiten. So befindet ſich z. B. in Schlan, vier Meilen von Prag, eines, zur Baumwollenſpinnerei beſtimmt, das, iſt es einmal vollendet, zu den ausgezeichnetſten auf dem Continente gehören wird. Reichenberg im Bunzlauer Kreiſe iſt eine förmliche Fabrikſtadt, die Mühlhauſen und Mancheſter nacheifert, und im Laufe der Zeit ihr Ziel erreichen wird. Prag ſelbſt hat eine bedeutende Anzahl induſtrieller Etabliſſements, die ungefähr den zehnten Theil ſeiner Bewohner beſchäftigen. — Mit den Eiſenbahnen will es in Böhmen nicht recht vorwärts. Schon der Umſtand, daß Böhmens Grenze größtentheils durch Gebirge gebildet wird, iſt Unternehmungen der Art hinderlich, weil die hieſigen Bahnen mit denen des Auslandes nicht leicht verbunden werden können. Es gibt deßhalb bisher in Böhmen eigentlich nur eine einzige Eiſenbahn, von Prag nach Pürglitz (die Budweiſer nach Linz, die nun bereits bis Gmunden fortgeführt iſt, berührt nur die äußerſte ſüdliche Grenze des Landes), die aber beinahe gar nicht befahren wird, ſondern bloß zur leichtern Herbeiſchaffung des Fürſtenbergſchen Brennholzes dient. Man ſpricht von einer zweiten Eiſenbahn von Prag nach Brünn, die ſodann mit der von Brünn nach Wien verbunden würde. Leztere ſchließt ſich wieder der von Bochnia an. In einem Jahrhundert ſtreichen wir das Wort „weit“ aus den Wörterbüchern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, November.

(Fortſetzung.)

Omnibus. Dampfſchifffahrt.

Zunächſt zu Erleichterung der Vielen, welche weit vom Eiſenbahnhof wohnen, iſt nun auch die Einrichtung von Omnibus getroffen worden. Die neue Erſcheinung erregte allgemeine Aufmerkſamkeit, zumal wegen des Glockenſchlags, der die Ankunft dieſer Wagen verkündigt, damit die zur Mitfahrt Geneigten ſchon aus der Ferne vernehmen können, daß ſie ſich zum Einſteigen bereit zu halten haben. Allerdings iſt durch den fortdauernden Klingklang eine neue Diſſonanz entſtanden, die aber einmal zu der allgemeinen Harmonie des gewerblichen und andern öffentlichen Treibens kaum länger zu entbehren war. Wie die Welt durch die zunehmende Zahl der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe ſich beinahe täglich näher rückt, ſo verſchmilzt auch durch die neuen Omnibus die hieſige Stadt mit den Vorſtädten und der nächſten Umgebung weit mehr ineinander, und gewiß werden ſchon in der nächſten Zukunft die Omnibus, welche für jezt nur auf Einer Straße, der Bautzener, ihre Thätigkeit bis hinaus in das freie Feld und auch da nur bis zum Waldſchlößchen erſtrecken, die ganze Umgegend in einem recht weiten Kreiſe durchklingeln und mit neuem, flüchtigen Leben verſorgen. Einſehend, daß dieſes Communikationsmittel nur bei der möglichſten Wohlfeilheit beſtehen könne, haben die Unternehmer, ein Theil der hieſigen Lohnkutſcher, wirklich den Preis ſehr niedrig geſtellt. Hierdurch wird es ihnen hauptſächlich während der rauhen, ſchmuzigen Jahreszeit gelingen, eine ganze Menge ſolcher Fußgänger ihrem Fuhrwerke zu gewinnen, die außerdem an das Fahren nicht denken würden. Wer möchte nicht lieber bei Straßenſchmuz, oder Regen und Sturm, den langen Weg aus der Stadt über die Elbbrücke durch Neuſtadt und die Antonsſtadt bis hinaus zum Linke'ſchen Bade, oder von dieſem bis in die Stadt fahrend mit einem Groſchen bezahlen, als ihn zu Fuße umſonſt zurücklegen? Wie geſagt, Stadt und Gegend werden unſtreitig die Omnibus bald nach allen Richtungen durchſchneiden und den Geſchäfttreibenden ſo manche reelle Erleichterung gewähren. Allerdings wird durch dieſe neue Einrichtung den Fiakern, zumal im Anfang, einiger Abbruch geſchehen; die Sache regulirt ſich aber gewiß auch zur Zufriedenheit der Fiaker, um ſo eher, wenn dieſe dadurch bewogen werden ſollten, ihre ſeitherigen Preiſe herabzuſetzen.

Der fortdauernd unzureichende Waſſerſtand des Elbſtroms hat die Spazierfahrten mit dem Dampfboote gerade zu einer Zeit in Stillſtand gebracht, wo eben das Wetter dazu ungemein günſtig geweſen wäre. Wer weiß, ob nicht die leichtern Dampffahrzeuge, deren Einführung auf der Loire man dem Grafen Laroche-Jacquelin verdankt, für den hieſigen Strom ebenfalls mit beſſerm Erfolg in Anwendung gebracht werden könnten. — Nachdem bereits zu Anfang vorigen Monats ein Theil der nach Amerika Auswandernden, welche zu der religiöſen Sekte des Pfarrers Stephan gehören, etwa ſechzig an der Zahl, von beiden Geſchlechtern und faſt jedem Lebensalter, ſich hier, zunächſt für Hamburg, eingeſchifft hatten, ſo ſind am 18ten und 30ſten deſſelben Monats zwei ähnliche Transporte auf gleiche Weiſe abgegangen. Der zweite war kaum über die Stadt hinaus, als der Sturm ſo heftig wurde, daß das Fahrzeug die Nacht liegen bleiben mußte und erſt am folgenden Tage die Reiſe fortſetzen konnte. Das zulezt erbaute Dampfboot, Stadt Dresden genannt, nicht wie die erſten beiden von Blech, ſondern von Holz gefertigt, war bereits zu dem dritten Transporte beſtimmt, allein das immer kleiner gewordene Waſſer machte, daß auf daſſelbe Verzicht geleiſtet und die Ladung einem andern Schiffe anvertraut werden mußte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 4. December 1838.

— Marmor vetus, aeraque et artes.

Horat.

Ferienwochen.

(Fortſetzung.)

Unter den Alterthümern verdienen beſondere Erwähnung die großen römiſchen Moſaiken, die in und um Lyon ausgegraben worden ſind und wahrſcheinlich in der Villa irgend eines Reichen als koſtbare Fußboden dienten. Alle ſind ſehr gut erhalten. Das erſte Moſaik ſtellt Orpheus dar, wie er die Lyra ſpielt, bunt auf weißem Grund; das zweite den Kampf Amors mit Pan, ebenſo; das dritte einen ähnlichen erotiſchen Gegenſtand auf dieſelbe Art; das vierte und beſte aber, auf dunkelbraunem Grund mit ſchönen Farben, ein Wettrennen um die Spina mit geſtürzten Pferden und Wagen, vorzüglich durch gute Gruppirung, Bewegung, Zeichnung und Farben. Es könnte dem erſten Hauſe in Pompeji angehört haben, ſo ſchön iſt es.

Am Ende des langen Saals iſt eine von oben erleuchtete Niſche angebracht und darin die Mumie, welche die Stadt vor einigen Jahren für ihr Muſeum erworben hat. Von einem verſtändigen Profeſſor der Anatomie an der Kunſtſchule wurde ſie zur Hälfte aufgewickelt und erkannt, daß ſie weiblichen Geſchlechts ſey, eine Perſon von ungefähr dreißig Jahren, und zwar von äthiopiſcher Race. Auf dem innern, ſehr gut erhaltenen Sarg, der unter Glas ſteht, iſt mit noch ganz friſchen, lebendigen Farben das günſtige Urtheil dargeſtellt, das die unterirdiſchen Mächte über die Verſtorbene ausgeſprochen haben. Zu den Füßen des Bildes ſteht Anubis, der die Todten hütende Wolfshund, faſt wie man im chriſtlichen Mittelalter Hunde als Sinnbild der Treue zu den Füßen der Verſtorbenen abbildete. Ueber dem Wolfshund liegt der irdiſche Oſiris auf ſeinem Todtenbette ausgeſtreckt und ſeine Seele entfliegt unter der Geſtalt eines Vogels. In der Mitte der Sargkapſel zeigt ſich der gebräunte Sonnengott oder Sperber, als das die Natur wiederbelebende Symbol. Höher hinauf ſteht der Urtheilsſpruch: rechts Wagſchalen, um die guten und böſen Handlungen abzuwägen, die durch die himmliſche Feder und durch ein Gefäß ausgedrückt ſind. Darunter ſizt ein Ungethüm, das nicht übel Luſt hat, die Schuldigen zu verſchlingen. Außerdem ſteht da auch Thot, der egyptiſche Merkur mit dem Ibiskopf. In einer Hand hält er eine Rolle, mit der andern die Verſtorbene und ſtellt ſie dem Oſiris, dem Großrichter der Hölle, vor. Auf einem Altar liegen zwei Brode und eine Lotusblume, um den ſtrengen, furchtbaren Gott zu verſöhnen. Hinter ihm ſtehen die ſieben großen Höllengötter und ſcheinen die arme Seele loszuſprechen. Auf der Bruſt der Mumie iſt der Scarabäus als Symbol

der Wiedererzeugung und Fortdauer wohl erhalten. Die Linnenſtreifen ſind ſehr gut erhalten. Zwei haben Franſen und tragen in blauer Baumwolle das Zeichen ΛΛ oder zwei griechiſche Lambdas, wornach ſich vermuthen läßt, daß dieſe Mumie griechiſch-egyptiſch iſt und wohl der Ptolemäiſchen Zeit angehört.

Erwähnung verdienen noch in dem Muſeum einige gute Bildhauerarbeiten, beſonders Buſten merkwürdiger und verdienter Lyoner, von Legendre-Héral, dem Profeſſor der Skulptur an der Lyoner Kunſtakademie, einem talentvollen, geiſtreichen Künſtler, der in ſeinem Fach der Lyoner Schule eben ſo viel Ehre macht und ſie zur Auszeichnung erhebt, wie Flandrin als Maler. Von dem Pariſer Foyatier, der in Deutſchland mehr bekannt iſt, hat der Maire von Lyon eine Marmorbuſte der Louiſe Labé, der berühmten Belle-Cordière, aufgeſtellt. Das ſchöne Bruſtbild drückt ganz aus, was dieſe Louiſe war, eine geiſtreiche, glühende, dichteriſche Lais des ſechzehnten Jahrhunderts. Zuerſt war ſie an einen Kaufmann verheirathet, der mit Stricken handelte, andere ſagen an einen bloßen Seiler, und damals mag ſie ſchon in ihrer Aufführung ziemlich leicht geweſen ſeyn. Später ſtarb der Mann, und nun ging das Leben erſt recht los. Bei Louiſen gingen Prinzen und Generale aus und ein; einige, um die geiſtreiche ſchöne Dichterin, die Verfaſſerin des Dialogs in Proſa: Débat de Folie et Amour, andere, um das reizende Weib kennen zu lernen. Es iſt charakteriſtiſch, daß ſich die erſte Magiſtratsperſon Lyons nicht geſcheut hat, einem unſittlichen, wenn auch geiſtreichen Weib in einer öffentlichen, der Stadt gehörigen Kunſtſammlung ein Denkmal zu ſetzen, was wahrſcheinlich weder in England noch in Deutſchland geſchehen wäre. Louiſe wohnte in einer der ſchmutzigſten Gaſſen bei dem herrlichen Platz Belle-Cour, und dieſe trägt noch jezt ihren Namen: Belle-Cordière. Nun ſage man noch, in Frankreich werde das Verdienſt nicht geehrt!

Wie weit es die Lyoner ſeit der Erfindung von Jacquards Webeſtuhl im Seideweben gebracht haben, zeigen recht zwei hier aufgehängte gewobene Gemälde von Maiziat, Profeſſor der Fabrikation, und Bouvard und Mathevon, Fabrikanten. Jenes zeigt in der eleganteſten Schrift das Teſtament Ludwigs XVI. mit anmuthigen und reichen Arabesken, das andere grau in grau eine getreue Kopie eines Bildes aus der heutigen Lyoner Malerſchule. Ganz am rechten Ort ſteht hier das gute Bild Jacquards in Lebensgröße vom Lyoner Bonnefond, einem der beſten hieſigen Maler. Der würdige Mann in weißem Haar ſizt hier in ſeiner Werkſtatt, nachdenkend über die Vervollkommnung des Webeſtuhls, wodurch die Lyoner Fabriken ſo mächtigen Aufſchwung genommen haben; vor ihm ſtehen Ma chinenmodelle auf einem Tiſch. Durch ſeine Erfindung wurde es erſt möglich, leicht und ſchnell jede Zeichnung vom Papier auf den Webeſtuhl überzutragen und im Seidengewebe wiederzugeben. Solchem Verdienſt gehörte hier mehr als ein bloßes Portrât. Dr. M.

(Schluß des zweiten Abſchnitts.)

Indiscretion.

(Fortſetzung.)

„Aber,“ fuhr ich fort, „noch greifen die Perſonen, welche auf der Höhe der Menſchheit wandeln, wie ſich der Dichter in dem Blatte da ausdrückt, durch ihr Thun und Laſſen in das Schickſal der Welt ein; und einer Fürſtentochter, welche ſich fuhlt, will man verargen, wenn ſie ſich mit edlem Ehrgeize dem gemeinen Looſe ihrer Schweſtern entringt, wenn ſie muthig die gebotene Gelegenheit ergreiſt, ſich auf einen Gipfel zu ſchwingen, welcher von der Sonne der Geſchichte beleuchtet bleibt, während ſo viele Höhen längſt im allgemeinen Nachtſchatten begraben liegen? Sie wirft keck dem ehernen Geſchick ihren zarten Handſchuh zu, auf Alles gefaßt; entgeht ſie doch ſicher dem Looſe, am Ende zwiſchen einem Schooßhund und einer Hofdame einzuſchlafen! Und ſey es um das Härteſte, Aeußerſte, aber in dieſem Fall ganz Unwahrſcheinliche! Vergegenwärtigen Sie ſich das Bild Marie Stuarts, Marie Antoinettens — was prägt dieſe Geſtalten ſo tief in die Geſchichte, was macht ſie ſo groß, ſo ſchön, tauſend Herzen ſo rührend, was anders, als daß —“

Ich hatte dies, das Schweigen der Geſellſchaft für Beifall nehmend, ſtürmiſch, mit ſteigendem Affekt vorgetragen und nicht darauf geachtet, daß die Damen die Blicke ſenkten, der Doktor eine Priſe um die andere nahm und die Tante mit halbausgeſtrecktem Arm beſtändig den Mund öffnete. Jezt aber unterbrach ſie mich raſch: „Genug von ſolchen Horreurs! — Man kann über dieſe Verhältniſſe allerdings verſchiedener Anſicht ſeyn, und die deinige, lieber Neffe, iſt hinreichend entſchuldigt, da du in deinem Süden die Sachen nicht ſo in der Nähe ſehen konnteſt, wie wir. Genug davon! Gott gebe ſeinen Segen! Aber über den Werth der Dichtung, die wir eben gehört, werden wir uns gewiß nicht entzweien.“ — Ich war durch den rhetoriſchen Ausfall, aus meiner vorſichtigen Haltung heraus, ganz in das Geleiſe meiner Natur gerathen. Völlig arglos öffnete ich den Mund zu einem recht geringſchätzigen Urtheil; da wurde die gute Louiſe mein Schutzgeiſt in der gräßlichſten Gefahr. Sie kannte mich von Hauſe aus genug, um zu merken, daß ich frank und frei auf meinem Bataillenpferde ſaß,

Digitized by Google

und mochte meiner Geberde die Greuel anſehen, die ich vorzubringen im Begriffe war. Schnell beſonnen, kam ſie mir zuvor und rief der Vorleſerin zu: „Aber, liebe Cäcilie, wie kommt es, daß Ihr Gedicht erſt jezt im — (ich weiß den Titel des heilloſen Papiers nicht mehr) erſcheint? Wenn mir recht iſt, ſind es ganze vier Wochen, daß Sie es uns vorgeleſen. Die Redaktionen ſind doch unerträglich langſam! Sie haben gar keinen Sinn für das à propos!“

Mir war wie einem Reiter bei ſtockfinſterer Nacht, dem ein jäher Blitzſtrahl den Abgrund zeigt, der dicht vor ſeinen Füßen liegt. Ich riß entſezt mein Roß zurück, und die Antwort auf die Frage meiner liebenswürdigen Retterin ließ mir Zeit, meine Lebensgeiſter zu ſammeln. Du kannſt dir vorſtellen, wie ich jezt mit geſenkten Ohren einlenkte und mit dem bitterſten Unmuth im Herzen, lächelnd die albernen Verſe beräucherte. Ich mag gar nicht daran denken!

Die Geſellſchaft ging bald darauf auseinander, und als wir allein waren, fing die Tante an: „Aber um des Himmels willen! was haſt du da gemacht! Solche Rückſichtsloſigkeit —“ — „Liebe Tante,“ fiel ich demüthig ein, „ich geſtehe und bereue meine Unvorſichtigkeit. Es ging ja aber Alles noch vortrefflich: ich frage Sie, war nicht die Vergleichung mit dem Gedichte Schillers an den Erbprinzen von Weimar recht gut gegeben, und ganz zum Vortheil der Dichterin? und noch beſſer, wie ich Uhland herbeizog, ſo wenig er auch dabei zu thun hatte?“ — „Schon recht, aber vorher —“ — „Ich bin überzeugt, Tante, Niemand hat es gemerkt, als Sie und Louiſe.“ — „Niemand gemerkt? was gemerkt?“ — „Nun ja, daß ich in meiner Unbefangenheit allerdings im Begriff ſtand, etwas ganz Anderes vorzubringen als Elogen.“ — „Gerechter Gott!“ rief die Tante, leidenſchaftlich die Hände zuſammenſchlagend; „das fehlte noch! Entſetzlich! Und das hätte ich gemerkt? Am Ende haſt du nicht gemerkt, daß Cäcilie die Dichterin iſt?“ — „Und woher hätte ich dies wiſſen ſollen? Gab mir doch Niemand einen Wink als Louiſe, da es die höchſte Zeit war!“ — „Und was für Winke verlangſt du denn? Mon dieu! guter Ludwig, nimm mir nicht übel, aber die Salons in unſerem lieben Vaterlande ſtehen da wieder recht lebhaft vor mir! Haſt du eine Vorſtellung davon, daß eine Dame eine ſolche Dichtung prima vista ſo vortragen kann?“ — „Ja, bei uns zu Hauſe wäre dies ein ſtarkes Stück; man hat mir aber immer geſagt, hier zu Lande wiſſen die Leute weit gewandter mit der Sprache umzugehen. — Doch wie reime ich es, daß Sie nicht gewußt haben, welche Indiscretion mir auf den Lippen ſchwebte, und mir doch Vorwürfe machen?“ — „Die Indiscretion war leider ſchon fertig. Du ſpotteſt über unſere Sprachgewandtheit; aber wahrhaftig, lieber Neffe, dir floß es von den Lippen, daß man dich ohne Eclat gar nicht unterbrechen konnte.“ — „Aber was iſt es denn? was habe ich denn gethan?“ — „Ueber ſo zarte Verhältniſſe, wie die, welche vorhin unglücklicherweiſe zur Sprache kamen, ſollte man ſich nie ſo rückſichtslos auslaſſen; man kann ja nicht wiſſen —“ — „Ei, liebe Tante, das konnte ich doch wiſſen, daß die Mariage des Herzogs von Orleans Jedermann hier ſo viel anging als mich, und ich bin mir nicht bewußt, durch meine Aeußerungen den Anſtand —“ — „So wiſſe denn, daß Cäciliens Mutter ſehr genau mit der Hofdame einer Prinzeſſin liirt iſt, welche laut ihre Mißbilligung über jene Parthie geäußert hat.“ — Ich küßte der Tante die Hand, demüthigte mich und ſprach bei mir: Gott iſt groß!

(Beſchluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Beſchluß.)

Die Auswanderer. Theater.

Das Intereſſe an dem Geſchick einer Menge, großentheils ganz unbeſcholtener Mitbürger, die mitunter überaus glücklich erſcheinende Verhältniſſe freiwillig aufgeben, um ſich und ihre ganze Familie einer ungewiſſen Zukunft in die Arme zu werfen, war allgemein, und es iſt höchſt erfreulich zu nennen, daß dieſe grauenvolle Ungewißheit offenbar ſelbſt die heftigſten Gegner der Verblendeten mit einer wahrhaft menſchlichen Rührung und Theilnahme erfüllte. Die meiſten der hieſigen Geiſtlichen, namentlich der ehrwürdige Präſident des Landesconſiſtoriums, Dr. von Ammon, ergriffen dieſe Gelegenheit, um den zahlreich verſammelten Zuhörern belehrende Winke zu ertheilen und ſie auf die großen Gefahren einſeitiger Richtungen, auch bei religiöſen Gegenſtänden, aufmerkſam zu machen. Dieſe Reden ſchienen meiſt einen tiefen Eindruck hervorzubringen. Bei der Abfahrt hat man übrigens an der Mehrheit der Auswanderer jene Heiterkeit bemerken wollen, welche ohne die feſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des gewagten Schrittes ſich kaum erklären läßt. Welcher anders als ſie Denkende möchte ihnen daher nicht die beſten Wünſche für ihr Fortkommen nachſenden? Dennoch ſoll auch, beſonders bei der zweiten Abfahrt, manche ſchauerliche Scene vorgekommen ſeyn. Man erzählt, daß ein recht wohlhabender, ein blühendes Gewerbe betreibender Handwerker mit Gattin und einem ganzen Häuflein Kinder, deren jüngſtes erſt vierzehn Tage alt geweſen, in der düſterſten Betäubung ſich befunden. An Anekdoten hat überhaupt bei dieſer Auswanderung die Fama es durchaus nicht fehlen laſſen. Nur ſind gerade die pikanteren allzuwenig verbürgt, um als Wahrheiten gegeben zu werden. Eine davon aber, die buchſtäblich wahr ſeyn ſoll, iſt zu charakteriſtiſch, als daß ſie nicht erwähnt werden müßte. Ein Tiſchler nahm ſeinen einzigen Sohn

mit ſich auf das Schiff; da dieſer aber ſo ſchwächlich war, daß der Vater befürchtete, er werde den Beſchwerden der Reiſe erliegen müſſen, ſo verſorgte er ſich zugleich mit einem Sarge für ihn. Auch hat der Schiffer, welcher die Abfahrt dirigirte, Nachrichten zurückgebracht, nach denen das innere Zerwürfniß der mitreiſenden einzelnen Familien ſowohl, als der ganzen künftigen amerikaniſchen Kolonie ſich immer klarer ſoll herausgeſtellt und eine recht düſtere Zukunft verkündigt haben. Paſtor Stephan ſelbſt, der Unterſuchung, welche ihn hier feſthielt, entbunden, iſt mit ſeinem Sohne und mehreren Theilnehmern zu Lande nach Hamburg abgereist. Von den ſieben nebſt ſeiner Gattin hier zurückgebliebenen Töchtern ſind drei taubſtumm geboren; dieſe hat das hieſige Taubſtummeninſtitut aufgenommen. Es ſoll auch im Werke ſeyn, der unglücklichen Mutter eine Anſtellung bei dem Inſtitute zu verſchaffen. — Die hieſige Lithographie iſt in ähnlichen Fällen immer ſogleich zu merkantiliſchen Zwecken bei der Hand. Sie hat ſich bemüht, auch dieſe Sache dem Scherze zu gewinnen, aber ohne großen Erfolg.

Unter mehreren, meiſt franzöſiſchen Originalen nachgebildeten, zum Theil recht dankbar aufgenommenen neuen, kleinen Theaterpieceen führte die lezte von Albini den Titel: „Was den Einen tödtet, gibt dem Andern Leben.“ Den größten Beifall aber unter allen zum erſten Male aufgeführten Stücken überhaupt erntete der „Majoratserbe,“ ein Luſtſpiel von der hohen Verfaſſerin der „Originalbeiträge zur deutſchen Schaubühne,“ deren dritter Band erſt neulich die Preſſe verlaſſen hat. Der Enthuſiasmus der Zuſchauer während und am Schluſſe des Stücks deutete darauf hin, daß die Verſammlung in dieſem Luſtſpiele alle Vorzüge der frühern Dramen der Verfaſſerin wiederfinde. Auch eine Oper von Julius Otto: „Das Schloß am Rheine“ betitelt, erhielt eine nicht ungünſtige Aufnahme. — Ein Concert, das unſer, dem Auslande ebenfalls längſt rühmlichſt bekannter Virtuoſe Fürſtenau, mit Unterſtüzung ſeines, wie er, auf der Flöte ſchon zu einer in ſo frühem Alter ſeltenen Meiſterſchaft gelangten Sohnes und mehrerer Notabilitäten der hieſigen Oper, ſo wie der königlichen Kapelle, am 1ſten dieſes Monats im Saale des Hotel de Saxe veranſtaltet hatte, fand lebendigen Antheil bei dem anſehnlichen Zuhörerkreiſe.

Prag, November.

(Fortſezung.)

Geſelligkeit. Intelligenz. Literatur.

Zu den commerziellen Vorkehrungen, die Böhmen ſchon lange in's Werk zu ſetzen beabſichtigt, gehören auch die Kettenbrücken über die Moldau bei Prag und bei Beraun über den Fluß gleichen Namens. Bei der erſten konnten ſich die ſubſcribirten Aktionäre lange nicht über den Punkt vereinigen, wo ſie errichtet werden ſoll. Bei der zweiten macht abermals das Terrain viele Schwierigkeiten. Es wäre im Intereſſe des innern Handels ſehr zu wünſchen, daß beſonders die leztere bald zu Stande käme, da die häufigen Ueberſchwemmungen des ſonſt unbedeutenden Fluſſes, der Beraun, den Gebrauch einer commerziellen Hauptſtraße höchſt unangenehm und gefahrvoll machen. Beſonders iſt dies der Fall zur Zeit des Pilsner Marktes, der für die Provinz von höchſter Wichtigkeit iſt, und doch dauert es (von der Gefahr gar nicht zu reden) oft einen halben Tag, bis ein Wagen über den Fluß gelangt. — Doch ich habe Sie jezt lange genug auf den Landſtraßen herumgeführt, kehren wir zur Hauptſtadt zurück. Es lebt ſich recht behaglich hier. Die Prager ſelbſt klagen über Mangel an Geſelligkeit, aber wir verſichern, mit Unrecht. Zugegeben, der Verkehr an öffentlichen Orten ſey nicht ſo lebendig, als in andern Städten, zugegeben, der Fremde erhalte hier keine, oder nur einſylbige Antworten, wenn er ihm unbekannte Perſonen auf Promenaden oder im Theater anſpricht, ſo ziehen ſich doch häufig im Familienleben die ſocialen Elemente deſto feſter an. Man braucht hier gerade nicht auf großem Fuße zu leben, um recht oft Freunde bei ſich zu ſehen. Andernſeits hält es, ſo viel ich weiß, nicht ſchwer, den Zutritt ſelbſt in etwas gewähltere Kreiſe zu erlangen. Ja, wir ſahen es oft mit Befremden, daß die erſten Häuſer Perſonen mit Wohlwollen aufnahmen und feſthielten, die weder durch Rang, noch durch äußern oder innern Reichthum nach der Fortſezung ihrer Bekanntſchaft beſonders lüſtern machen konnten. Für den Fremden vollends genügt die erſte beſte Empfehlung, der Adreſſat ſorgt dann ſchon dafür, daß der Empfohlene nicht auf ihn allein beſchränkt ſey. Was die Intelligenz im Allgemeinen betrifft, ſo glauben die meiſten Norddeutſchen, den Oeſterreichern, und den Böhmen beſonders, weit voraus zu ſeyn. Sie glauben es aber meiſt deßhalb, weil ſie beide nicht genau kennen. Sehr gebildete Reiſende aus jenen Ländern, die ſich längere Zeit in Wien und Prag aufgehalten haben, verſicherten, ſie hätten nach ihren Erfahrungen allen Grund zu zweifeln, daß eine allenfalſige Culturbilanz ſo ſehr zum Vortheil jener ausfallen würde. Die Böhmen denken ſehr richtig, ſprechen ſich aber nicht aus, etwas, woran es die Norddeutſchen freilich nicht fehlen laſſen. Man würde ihnen Unrecht thun, wenn man ſie den Beſtrebungen und Anforderungen der Jeztzeit fremd glaubte. Jede merkwürdige Erſcheinung, ſey's im Leben, in der Literatur oder Kunſt, wird ihnen bald bekannt, und wir haben oft die Verwunderung gebildeter Reiſender bei dem Beſuch unſerer Inſtitutionen für Kunſt und Wiſſenſchaft geſehen, und die Aeußerung gehört: „Wenn wir das in unſerer Heimath hätten, wir würden ganze große Bücher darüber ſchreiben, und hier erfahren wir deſſen Exiſtenz erſt, wenn wir herkommen.“ Mit langſamen, aber ſichern Schritten gehen ſie ihrer Vervollkommnung entgegen. Wir halten die ungeheure Fruchtbarkeit der deutſchen Literatur im Allgemeinen für keinen wahren Fortſchritt, und können daher die allerdings merkwürdig geringe Produktivität, die in dieſer Beziehung hier herrſcht, als keinen Einwurf gelten laſſen. Hier erſcheinen freilich ſehr wenig Zeitſchriften, belletriſtiſche vollends nur drei: die „Bohemia,“ die Ihnen ſchon bekannt iſt, „Oſt und Weſt“ und „der Novelliſt,“ die beiden leztern ſogar erſt ſeit kurzer Zeit. „Oſt und Weſt“ will die eine Himmelsgegend mit der andern bekannt machen, ein Bündniß zwiſchen ihnen ſtiften. Eine Allianz zwiſchen Rußland einer-, Frankreich und England andererſeits würde freilich Europa einen ewigen Frieden ſichern; der Novelliſt hat ſich an ſo Großes nicht gewagt, er will nur ſeine Leſer modern unterhalten. Mein Gott! es muß gerade nicht modern ſeyn, wenn es nur unterhält. Ein Leſer iſt ja genügſam. Die Redaktion des Novelliſten hat, wie wir hören, Julius Seidliz für ihr Blatt gewonnen. Dieſe drei Blätter beſprechen zugleich das Prager Theater. Sie laſſen es an Zurechtweiſungen durchaus nicht fehlen; doch habe ich nicht bemerkt, daß das Theater beſondere Notiz davon nimmt.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. December 1838.

— Es ruht der Geiſt dort oben.
Da drunten ſchwillt die Fluth des Lebens,
Die Freiheit und das Glück ſind droben.

v. Feuchtersleben.

Bergreiſe.

An —

Wem der Leiden ſcharfe Zacken
Duech die Seele ſchneiden;
Wem in ſchwarze Trauerlacken
Sich die Träume kleiden;
Wer, ein keankes Kind, nicht caſten
Kann in ſeiner Wiegen,
Weil ihm ſchwere Beegeslaſten
Auf der Seele liegen;
Ja, wem auch die Thränenquelle
Geht am End verſiegen:
Komm, du teauriger Geſelle,
Laß die Locken fliegen;
Aufgeknöpſt und aufgeſchloſſen,
Froh, wie ein Befreitee,
Steige mit mir ein paae Speoſſen
An der Himmelsleiter.
Miß ſie nicht mit kind'ſcher Elle,
Die laß unten liegen,
Sinke nicht zurück zue Stelle,
Biſt ja kaum geſtiegen!
Höhee, höhee, ohne Raſten,
Zu den jähen Gemſenweiden,
Wo die ſcharfen Lüfte ſchneiden!
Unter dir die Bergeslaſten,
Unter die die Felſenzacken,
Untee dir des Sturmes Wiegen,
Wo, gehüllt in graue Lacken,
Schiafend die Lawinen liegen,
Wo kein Schrei duechheult die Lüfte,
Wo die Vögei ſelber ſchweigen,
Weil dem Lied, das durch die Klüfte
Zieht unhörbar, ſie ſich neigen:
Hiee auf dieſem himmelhoch gethüemten,
Winterlich umſtürmten
Gottesgartenbeete,
Steh und bete!

Und haſt du nun die Seele, krank, zerüttet,
Aus ihrer Nacht zum Tag herausbeſchworen,
Und haſt, was jahrelang in dir gegohren,
In plötzlichen Ergüſſen ausgeſchüttet,
Wiſch' aus die Augen, ſchau mit heil'gen Schauern
Des Weſtlands Eden zwiſchen Rieſenmauern.
Es iſt kein Schattenſpiel, nicht hohle Schemen,
Sieh feſt ſie an, kein Teaum hat ſie gebaut,
Kein Windſtoß wird ſie in die Lüfte nehmen,
Die Wundeegärten, die dein Auge ſchaut.

Digitized by Google

Die Hügel drunten, die durch Wolkenſchichten
Hinauf die breiten, krauſen Stirnen richten,
Das Labyrinth der vielverzweigten Thäler,
Die Seen und Ströme, ſchmal und immer ſchmäler,
Die Korngefilde in der Dörfer Schatten,
Die nach den Höhn zu ſchaun ſich nie erſatten;
Und die, die drunten durch einander laufen,
Die Menſchen, reg' auf ihren Aemſenhaufen,
O die Verwaisten, Kranken und Gefangnen,
Die drunten alle nach Befreiung ſchmachten,
Und den Entbundnen, eben Heimgegangnen
Nachblicken aus des Elends tiefen Schachten;
Die in den engen Gaſſen ſich zerquetſchen,
Vor Liebe ſchrein, vor Haß die Zähne fletſchen;
Die Geiſter, die ſich rufen in der Irre,
Stets überſchrien vom toſenden Gewirre,
Bis heiſer ſie vom Rufen und vom Jammern
Zuſammenſinken in den Todtenkammern —
Du ahndeſt ihren Jubel und ihr Stöhnen
Hier oben nur in fernen Glockentönen.

* * *

Das Haupt in Händen, auf dem Felſenblocke,
So ſaßen wir uns ſchweigend gegenüber,
Und mein Gefährte ſtörte mit dem Stocke,
Kopfſchüttelnd, in dem Schnee, und wurde trüber. —
„Um Gott, du weinſt?“ Da ſtund er auf und ſchritt
Zur Hütte, die uns gaſtlich aufgenommen.
So wirſt du hier auch nicht zum Frieden kommen?
Und nimmſt zu Thale deinen Kummer mit?
Und als ich ſchied von dieſem theuren Orte,
Da las ich noch im Schnee von ihm die Worte:
„O holde Ruh', was haben wir verbrochen,
Daß du in Berg und Klüfte dich verkrochen?“

Reiſe- und Lebensbilder.

Von Franz Freih. Gaudy.

IV.

Das Feſt des heiligen Januar.

Von den drei Tagen des Jahrs, an welchen der heilige Jannarius, Biſchof, Märtyrer und erſter Schutzpatron Neapels, nach hergebrachter Ordnung ſein altes Wunderſtück zur Beruhigung der Gläubigen wiederholt, iſt der 19te September, als der dem Heiligen im Kalender beſonders zugewieſene, der feierlichſte. Neun Tage vor und nach demſelben verſtummen alle Theater von den Zauberſälen von San Carlos abwärts bis zu deſſen liebenswürdigen, humoriſtiſchen Parodien, San Carlino und Fenice. Der Feuerfreſſer im Theater Sebeto ſchluckt die ganze Zeit über, ſtatt glühender Kohlen, harmloſere Maccaroni, und nur die Impreſſarii haben nichts zu beißen, nichts zu brechen, und verdrehen die Augen. Der ſonſt ſo volks- und lebensreiche Largo di Caſtello iſt in den Abendſtunden faſt verödet. Kaum daß Pulzinell noch hier und da aus ſeiner Leinwandhülle hervor zu krähen wagt; und auch er ſcheint, um Anſtoß zu vermeiden, ſein ſonſt ſo durchdringendes Falſett bei ſeinen ehlichen Diſputen zu dämpfen. Nur die Vorleſer des Arioſt auf dem Molo haben gute Zeit. Die ſonſt ſtrenge kirchliche Polizei legt weder den Schelmereien des Ferragu, noch den Diſtractionen Angelicas das Mindeſte in den Weg, und läßt den betrogenen Eiferſüchtigen Felsſtücke und Eichenſtämme nach Herzensluſt entwurzeln.

Wer gleich mir noch kein Wunder, die wirklichen der Natur ausgenommen, geſehen hat, wird gewiß die Ungeduld begreifen, mit welcher ich das Ende der Theaterſerien und vor allem den 19ten September, als deren Kulminationspunkt, herbeiwünſchte. Ueberall zog ich die ſorgfältigſten Erkundigungen ein, wie ich es am beſten anzufangen habe, um einen günſtigen Platz in der Kapelle oder der Kirche zu erhalten. Der Beſcheid lautete gleichförmig: es gebe keinen zuverläſſigern Löſeſchlüſſel als einen halben Piaſter, welchen man bei Sonnenaufgang, wenn die Kirche eröffnet werde, dem Sakriſtan einhändige; das Uebrige finde ſich leicht. Dabei blieb aber die Aufgabe, wo das beſtechliche Subjekt unter den Hunderten prieſterlich gekleideter auszufinden ſey, eine ſchwer zu löſende; eine noch ſchwierigere aber, wie es möglich ſey, bloß mit Wißbegierde ausgerüſtet, vom früheſten Morgen bis in die ſinkende Nacht in der Kirche auszudauern; denn ſo lange läßt der Schutzpatron mitunter ſeine ungerathenen parthenopäiſchen Kinder ſchmachten, ehe er ſich erbitten und Gnade für Recht ergehen läßt. Zulezt entſchloß ich mich, es darauf hin zu wagen, ob ſich der Heilige eines deutſchen Autors annehmen wolle, traf keine andern Vorſichtsmaßregeln, als die, meinen Frack anzuziehen und die Uhrkette feſter einzuknöpfen, und fuhr um die zehnte Vormittagsſtunde nach San Gennaro.

Der Dom liegt auf der öſtlichen Seite der Stadt. Der Weg, von dem Fremdenviertel in Santa Lucia und Chiaja an gerechnet, führt durch eine Unzahl enger, winklicher, düſterer Straßen, Gaſſen und Gäßchen. Sie waren ſämmtlich mit geputzten Fußgängern und nur langſam vorwärts rückenden Wagen geſtopft. Im ſeltſamen Contraſt mit den feſtlich geſchmückten Wallfahrern trieben die Lebensmittel Verkaufenden und Käufer ihren gewohnten lärmenden Verkehr fort. Eſel mit Körben voll blumenbeſteckter Feigen und Weintrauben drängten

Digitized by Google

ſich durch die Menge; ſaftreiche rothe Waſſermelonen wurden zerſägt, Kaſtanien gebraten, Wallnüſſe mit den Zähnen aufgeknackt und feil geboten; der Eiswaſſerverkäufer ſchwenkte unermüdlich ſeine in Angeln hängende Tonne und klapperte taktmäßig mit der Citronenpreſſe; der Fiſch- und Muſchelhändler trompetete ſeine in Körben auf dem Kopf getragene Waare mit alter Lungenkraft aus: denn der Neapolitaner läßt gern jedem Heiligen ſein Recht widerfahren, nur darf es nicht auf Koſten ſeines Leibheiligen, des Magens, geſchehen. So blieben denn auch die meiſten Läden geöffnet. Von der römiſchen Sabbathfeier eines Heiligenfeſtes war keine Spur zu entdecken.

Ohne mich lange bei Betrachtung der die gothiſche Bauart verhunzenden Façade aufzuhalten, betrat ich die Kirche. Es ſollte gerade eine Reparatur vorgenommen werden, und ein Theil der Säulen war unſeeklich genug mit liederlich verſtreutem Maurergeräth und Gerüſten verbaut, welche das Volk, um einen beſſeren Standpunkt zu gewinnen, erkletterte. Die Mehrzahl aber eilte nach der dem heiligen Januar gewidmeten und im rechten Seitenſchiff befindlichen Kapelle, in welcher die Heiligthümer zur Schau geſtellt waren. Ich folgte der Menge, oder wurde vielmehr willenlos fortgeſchoben.

Das Gedränge war entſetzlich. Keine Londoner Dame hätte ſich für ihren Rout ein beſſeres wünſchen mögen. Alles arbeitete mit Händen und Füßen vorwärts. Schmerzliche Klagen Getretener und Gequetſchter vermiſchten ſich mit dem Klingeln der Miniſtranten, dem Meſſeleſen der Prieſter an den Seitenaltären, mit den lauten Gebeten der Menge. Die älteren Frauen der niedern Bürgerclaſſe zeichneten ſich vor allen durch ihre Andachtsglut aus. Auf Stühlen ſtehend, die Augen unverwandt auf das Tabernakel geheftet, die Hände bald zum Gebet faltend, bald wieder ingrimmig die Fäuſte ballend, zitterten ſie am ganzen Körper vor Begeiſterung. Ihr Mund war krampfhaft verzerrt, die Lippen bebten und heiße Thränen ſtrömten über ihre Wangen. Einmal wimmerten ſie ſchmerzlich leiſe vor ſich hin und brachen dann wieder plötzlich in einen durchdringenden Schrei aus. Grauſenerregend war es, wenn nach einer augenblicklichen Stille eine dieſer gellen, markdurchſchneidenden Stimmen laut aufkreiſchte und hundert andere in dieſes Geheul einſtimmten. „Thu' das Wunder, heiliger Januar, thu' das Wunder!“ jammerte Eine. „Mach' ſchnell eile, eile!“ rief der Hauſe nach. — An ſolchen Tagen iſt es mißlich für den Nichtkatholiken, ſich als ſolchen zu erkennen zu geben: ſeiner Nähe wird die Verzögerung des Wunders zugeſchrieben, und er hat vom Fanatismus des Pöbels das Aergſte zu befahren.

Dem Gedränge zu entrinnen, war unmöglich. Vornehm und Gering, Prieſter und Laien ſtacken in dem fürchterlichen Gewirr; die Kraft der Fäuſte galt allein. Eine halbe Stunde hatte ich männlich gerungen, bis ich mich an dem Bronzegeländer, welches den Altar des Allerheiligſten abſperrt, befand. Den innern Raum füllten die Domherrn der Januarkapelle, welche ein von der Kirche geſondertes Stift bilden, und einige bevorzugte Laien. Von der königlichen Familie war Niemand zugegen. Eine engliſche Familie hatte ſich die Erlaubniß zum Zutritt erwirkt; zur Hälfte hatte ſie ſchon den Port erreicht, während die andere noch mit den ſtürmiſchen Volkswogen kämpfte. Die königlichen Kammerherren, welche an dieſem Tage das Amt als Thürhüter verwalten, hielten mich für ein Glied jener Familie, öffneten das Gitter und luden mich verbindlichſt ein, näher zu treten. Meinem zur rechten Zeit angelegten Frack verdankte ich den glücklichen Irrthum. Zwar klärte ſich dieſer ſehr bald auf; das verlorne Schaf ſtellte ſich kurz darauf ein, ward von den übrigen Engländern reklamirt und ich einſtimmig verleugnet. Ich war aber einmal hineingeſchlüpft und blieb; denn mich wieder zu verweiſen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Eröffnung des Théâtre de la Renaissance. V. Hugo's Ruy-Blas.

Endlich hat das Théâtre de la Renaissance, von dem ſchon ſeit Jahr und Tag ſo viel in den Zeitungen geſprochen worden war, ſeine Thüren aufgethan und ſeine Vorſtellungen begonnen. Der Schauſpielſaal iſt das bekannte Théâtre Ventadour, ein unter der vorigen Regierung mit einem Aufwande von einigen Millionen Franken erbauter prächtiger Saal, welcher für die komiſche Oper beſtimmt war, aber all ſeiner Pracht ungeachtet doch nicht brauchbar befunden wurde, da er zu geräumig und nicht akuſtiſch war. Die komiſche Oper war damals ſo herunter gekommen, daß ſie ſich mit einem kleinen Saale begnügen mußte. Hernach hatte eine Geſellſchaft von Unternehmern den tollen Einfall, ein Théâtre nautique, ein Waſſertheater, aus dieſem Schauſpielhauſe zu machen. Was aber am ſicherſten dabei zerrann, war das Geld der Unternehmer, und ſie mußten ſchnell ihre wäſſerigten Darſtellungen aufgeben. Der ſchöne Saal diente alsdann nur noch zu Bällen, und im lezten Faſching, als die italieniſche Oper abbrannte, vollendete hier die Truppe ihre Saiſon. Dieſen Saal hat nun die neue Unternehmung in Beſitz genommen, aber Einiges daran verändert. Die Bühne iſt kleiner gemacht und die Decke des Saals bedeutend herabgeſezt worden. Natürlich verliert der Saal dadurch das großartige Anſehen, das er zuvor hatte; allein heutzutage ſind der Schauſpielunternehmungen zu viele, als daß ſie ſich großartig geſtalten könnten. Zur Füllung eines ſo großen Saales, wie der Ventadourſaal war, hätte man nicht allein auf ein ſehr zahlreiches Publikum rechnen, ſondern auch ein ſehr bedeutendes Schauſpielerperſonal und ein eben ſo bedeutendes Orcheſter anſchaffen müſſen. Was der neuen Unternehmung zu

ſtatten kam, iſt das Abbrennen des Vaudevilletheaters. Da nämlich das Théâtre de la Renaissance nicht allein Luſt-, Schau- und Trauerſpiele, ſondern auch Operetten und Vaudevilles geben will, alſo mehr, als irgend ein anderes Pariſer Theater, ſo findet es eine ganz gebildete Truppe bereit zum Aufführen von Vaudevilles, und braucht nur noch für eine Schauſpiel- und eine Operettentruppe zu ſorgen; in Allem alſo dreierlei Truppen. Hierin liegt aber der Keim aller Schwierigkeiten, womit dieſe Unternehmung wird zu kämpfen haben. Auf einem Provinzialtheater muß eine Theaterdirektion alle Schauſpielgattungen vereinigen; aber in Paris, wo das Publikum etwas ausgezeichnet Gutes verlangt, hatte bisher jedes Schauſpiel ſeine beſondere Gattung, über welche es nicht hinausging und auch, ohne ſich zu Grunde zu richten, nicht hinausgehen konnte. Denn ſchon um ausgezeichnete Schauſpieler in einer einzigen Gattung zu bekommen, mußte es bedeutende Koſten aufwenden; wie ſollte es alſo einer Schauſpieldirektion möglich ſeyn, mehrere Truppen zu unterhalten, zumal in jetziger Zeit, wo es der Schauſpiele ſo viele gibt, daß ſie ſämmtlich Mühe haben, fortzukommen? Deßhalb ſcheint auch das Vorhaben des Théâtre de la Renaissance äußerſt verwegen. Anfangs mag die Neugierde wohl das Publikum herbeiziehen; aber bald wird es ſich überzeugen, daß in dieſem neuen Schauſpielhauſe Mannichfaltigkeit auf Koſten des innern Gehalts geboten wird. Eine Lockung für das Publikum war allerdings die zur Eröffnung des neuen Theaters beſtimmte erſte Aufführung eines Schauſpiels von Victor Hugo, dem berühmten lyriſchen Dichter, deſſen dramatiſche Arbeiten ſich bisher nicht auf der Bühne haben halten können, obſchon ſeine Freunde ſie mit enthuſiaſtiſchem Beifall begrüßt hatten. Das viele Abenteuerliche, Schreckliche und Abſchreckende in dieſen Stücken war dem Geſchmacke des Pariſer Publikums, und überhaupt dem äſthetiſchen Geſchmacke aller Gebildeten zu ſehr entgegen, als daß die zerſtreuten ſchönen Stellen die Stücke vor der Gleichgültigkeit des Publikums hätten bewahren können. Da nun Vict. Hugo ſeit mehreren Jahren kein neues Stück hat aufführen laſſen, ſo war man ſehr neugierig auf die Eröffnung des neuen Theaters. Nach einem Prolog des Dichters Mery, welcher ſich auf die neue Theaterunternehmung bezog, wurde „Ruy-Blas“ zum erſten Male gegeben. Auf dem Anſchlagzettel heißt es nicht Trauerſpiel, ſondern Drama, alſo bloßes Schauſpiel, eine Gattung, die ohnehin der claſſiſchen Partei nicht gefällt. Den Inhalt haben bereits alle Pariſer Tagblätter ausführlich angegeben. Es iſt eine vom Dichter ganz erfundene abenteuerliche Begebenheit aus der Regierungszeit Karls II., Königs von Spanien, deſſen Gemahlin, Anna, Pfalzgräfin von Neuburg, einen ſpaniſchen Granden, Don Salluſt, der ihr Liebesanträge gemacht, ſchnöde und verächtlich abgewieſen hat. Dieſer will ſich an der Königin rächen und wendet ſich an einen lumpigen Verwandten, der aber, obwohl er ein Straßenräuber geworden, es doch für etwas Unedles hält, ſich an einer Frau zu rächen. Deßhalb wendet ſich Don Salluſt an ſeinen Lakaien, der mit einem außerordentlichen Ehrgeize begabt iſt und noch dazu ſich in die junge Königin vergafft hat. Don Salluſt verſpricht dieſem, ihn hoch zu erheben, wofern er ſich blindlings ihm ergeben wolle.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Prag, November.

(Fortſetzung.)

Theater. Bulwers Dame von Lyon.

Ad vocem Theater komme ich auf die Novitäten deſſelben, deren lezte Bulwers „Dame von Lyon“ und „die homöopathiſche Cur,“ nach dem Franzöſiſchen von Lembert, waren. Bei dem erſtern finden wir ſchon die Ueberſetzung ſo lobenswerth, daß der Ueberſetzer wohl verdient hätte, genannt zu werden. Sie iſt ſehr fließend, und man bemerkt im Dialog nichts Fremdartiges, wie das ſo häufig bei Ueberſetzungen der Fall iſt. Was das Stück ſelbſt betrifft, ſo halten wir die erſten vier Akte für vortrefflich, und können die verdammende Anſicht des Referenten der Bohemia durchaus nicht theilen. Der fünfte Akt erſcheint allerdings überflüſſig, da der vierte den natürlichen Schluß der dramatiſchen Handlung enthält, die hier dann endet, wenn für die Charaktere der beiden Hauptperſonen der Culminationspunkt ihrer moraliſchen Höhe erreicht und ein Rückfall der Natur der Sache nach nicht mehr zu befürchten iſt. Dazu bedarf es aber durchaus noch der vor unſern Augen vorgenommenen Unterſchrift des Ehecontracts; und dieſe allein iſt der Gegenſtand des fünften Aktes. Das Andere iſt nur deßhalb da, weil es nicht wohl angeht, daß der lezte Akt nur eine einzige Scene habe. Im Uebrigen aber ſchließt ſich „die Dame von Lyon“ den übrigen Leiſtungen Bulwers nicht unwürdig an. „Die Dame von Lyon“ hat eine geſunde Fabel, deren einzelne Umſtände ſich in den Combinationen unſeres ſocialen Lebens leicht ereignen, oder doch leicht ereignen können. Die Charaktere ſind wahr, die Situationen wirkſam, die Verwicklung ziemlich neu und intereſſant, ohne deßhalb in der Hauptſache unwahrſcheinlich zu ſeyn; doch in den Nebendingen hat es ſich wohl Bulwer etwas gar zu bequem gemacht; denn wollen wir auch den Stolz der Lyoner Kaufmannsfamilie als Motiv dafür annehmen, daß ſie ſelbſt in dem falſchen Prinzen den Sohn ihres ehemaligen Gärtners nicht wieder erkennt, ſo iſt es doch nicht mehr unwahrſcheinlich, ſondern complet ungereimt, daß ganz Lyon und deſſen Umgebung, welchem der reiche junge Gärtner durch ſein ſonderbares Benehmen dermaßen aufgefallen, daß man ihm den Spottnamen Prinz gegeben, auf einmal blind geworden, und nicht laut ſchreit: „Das iſt Armand Melnotte!“ Da Bulwer ſo wenig an den drei Ariſtoteliſchen Einheiten hielt, daß er zwiſchen die erſten vier und den lezten Akt mehrere Jahre legte, ſo hätte er dieſem Uebelſtand leicht ausweichen können, wenn er den Schauplatz dieſer ungeheuern Myſtifikation in irgend einen Curort des ſüdlichen Frankreichs verlegt hätte. Dieſes Bühnengemälde entbehrt auch keineswegs einer höhern moraliſchen Tendenz: der Verfaſſer hält einem unter den Frauen ſehr verbreiteten Laſter einen Spiegel entgegen, der nur zu wahr die verzerrten Züge wiedergibt, die die geiſtige Schönheit einer nach Hoheit geizenden Frauenſeele verunſtalten. Er verſteht es zu gleicher Zeit, uns anſchaulich zu machen, wie Pflichtgefühl und eine edlere Liebe das irrende Weib aus ihrer moraliſchen Verworfenheit erheben. Was Wunder alſo, wenn dieſes Stück ſeine Wirkung nirgends verfehlt und auch den Anforderungen der Kritik entſpricht, und es iſt einmal Zeit, daß die Oppoſition der Kritik gegen das Urtheil des Publikums aufhöre. Nur die Bühnenexecutoren ſelbſt ſind meiſtens an dieſem Zwieſpalt ſchuld. Geſpielt wurde recht fleißig; aber, wenn gleich nirgends der Fleiß nöthiger ſeyn dürfte, als hier, ſo reichte er doch leider hier nicht aus, der Intention des Dichters zu entſprechen, da von den wenigen eminenten Talenten unſerer Bühne keines in einer eingreifenden Rolle beſchäftigt war, und die liebe Mittelmäßigkeit ſich einmal wieder recht gemüthlich breit machte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 6. December 1838.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!

Schiller.

Indiscretion.

Zweiter Brief.

7ten Juni 1837.

— — Seit ich hier bin, habe ich mehr von ſogenannter ſchöner Literatur geleſen, als ſonſt in Jahren. Die Muße, in der ich hier lebe, und der moderne Trödel, den die Tante in Maſſen um ſich aufhäuft, geben mir Gelegenheit, das gegenwärtige poetiſche Treiben ſo recht zu überſehen. Ein peinliches Schauſpiel! Manche neuen Bücher, die ich in dieſen Tagen durchgeleſen, haben mich recht trübſelig geſtimmt, wenn ich die Bedeutung, welche man ihnen oft zuſchreiben hört, mit den Anſprüchen und Leiſtungen beſſerer Zeiten vergleiche.

Freilich, wie jung iſt überhaupt unſere ſchöne Literatur! Was beſitzen wir aus der Zeit des Cervantes und Shakespeare, Molières und Swifts, ja Voltaires, das ſich ohne zahlreiche Abſtraktionen rein genießen ließe? Erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte unſere Literatur einen raſchen, großartigen Aufſchwung genommen. Wer ſah damals nicht hierin den Anfang einer langen, ſchönen Blüthe? Aber wie bald kam auch über uns der Mißwachs, von dem ſeit etwa einer Generation in ganz Europa das Feld der Poeſie heimgeſucht iſt. Wie viel haben wir denn ſeit dem allgemeinen Frieden hervorgebracht, das ein künftiges Jahrhundert als Specimen und Kleinod des deutſchen Geiſtes wird aufbewahren und hochhalten mögen, dieſes Jahrhundert müßte denn poetiſch noch tiefer geſunken ſeyn? Aber was wäre dies für eine Zeit, welche in der Kunſt an der unſrigen hinaufblickte und ihre Muſter bei uns holte! Dem wird nicht ſo ſeyn; und die allgemeine Sterilität in der Poeſie rührt offenbar nur daher, daß die wirkliche Welt ſich raſch in allen Beziehungen umgeſtaltet und noch in keiner einen Ruhepunkt gefunden hat. Es liegt im Weſen der Poeſie, daß ſie nirgends Wurzeln ſchlägt, ſo lange ein geſellſchaftliches Gebäude erſt dem Boden entſteigt und der allgemeine Geiſt darauf gerichtet iſt, ſich erſt neue, wohnliche Räume zu ſchaffen. Sie umrankt als heiterer Schmuck nur einen fertigen Bau, ja es iſt eine wehmüthige Thatſache, daß ſie in voller Kraft und Fülle ſich erſt dann entfaltet, wenn eine Zeit von ihrer Höhe längſt ſich wieder abwärts neigt, wie die Poeſie der Natur, die Pflanzenwelt, erſt über Trümmern ihr munteres Banner wehen läßt. So war Goethe vielmehr der herrliche Blätter- und Blüthenſchmuck über dem Grabe einer aufgelösten Vergangenheit, als der Keim einer neuen Welt der Phantaſie; und das Buſchwerk ſeiner Nachahmer iſt kein Anflug, der zum Hochwald erwächst, ſondern

Digitized by Google

das lezte Schlinggewächs auf dem expropriirten Grunde, über welchen die Zeit ihre gewaltige Eiſenbahn zieht.

Die Poeſie verlangt Ruhe oder den tragiſchen Kampf des Untergangs; ſie gedeiht am Abend einer Entwicklungsperiode, wenn die ſinkende Sonne Alles in jenen Zauberſchein hüllt, bei dem die Blumen der Seele ihre Kelche öffnen; der helle, unruhige, geſchäftige Morgen iſt ſeiner Natur nach proſaiſch. Die Poeſie will eine gebildete, ja überbildete Zeit. Auch uns fehlt es keineswegs an Ueberbildung, und ſie hat ja ihre eigene Literatur, jene bitterſüße, kokette Literatur der Salonsromane und der Zerriſſenheit, die durch Parfümerie den Geruch der Verweſung überbietet. Aber dies iſt nur die lezte, unſicher flackernde Flamme des poetiſchen Brandes, der, ein großartiges Feuerwerk, einen Tag in unſerer Geſchichte beſchloß, und von dem es ſich längſt gezeigt hat, daß er nicht etwa das Morgenroth eines neuen Tages war. — Während ſo die Literatur noch mit dem Moder ſpielt, weiß ſie die Elemente eines neuen Lebens, welche überall hervorbrechen, nirgends zu faſſen, oder wo ſie dieſelben ergreift, theilt ſich der ruheloſe Drang der Zeit auch ihr mit. In der Geſellſchaft überall das unſtete Verſuchen und Wiederliegenlaſſen, das Drängen und Stoßen der Intereſſen, Anſprüche und noch übrigen Privilegien, das Rütteln an moraliſchen und religiöſen Ueberlieferungen und der Trieb, den hiſtoriſchen Schutt aufzuräumen; in der Poeſie Haſchen nach Effekten, nach nie Dageweſenem, convulſiviſche Verzerrung ſtatt bequemer Mimik, moraliſche Rouerie und philoſophiſche Suffiſance gehen einander parallel, und ſo lange die Geſellſchaft nach neuem Gleichgewicht ringt, wird die Poeſie die Schönheitslinie nicht finden. Die Poeſie iſt einmal weder die Wehemutter noch die Erzieherin einer Zeit, ſondern ihr Leichenredner und Todtengräber.

Kann es unter dieſen Umſtänden verwundern, daß die ſchöne Literatur gegenwärtig faſt durchgängig Exercitien zu einer künftigen Bildung gleicht? — Der Lyriker ſpielt eine trübſelige Rolle in einer Zeit, welche keine Zeit hat, ſeinem Wachtelſchlag zu horchen, und überhaupt von den alten Schmerzen und Wonnen nichts mehr hören will; und der neue Inhalt iſt noch viel zu roh und unvergohren, hat noch gar weit zu jener weinigten Vollreife und beginnenden ſüßen Welkheit, wodurch er geſangeszeitig wird, und ſo kommt es, daß allermittelſt der Poet, ſtatt wirklich zu ſingen, immer nur ſingt, er ſinge, und er könne nicht anders, obgleich er eigentlich nichts zu ſingen hat. Unſere Lyrik kommt mir vor, wie im Orcheſter das disharmoniſche Stimmen und Intoniren, lange bevor das Zeichen zur Ouverture gegeben wird. — Der Schriftſteller ſchreibt nicht ſowohl um ſeines Gegenſtandes willen, als um zu ſchreiben; es iſt, als riefe er immer dem Leſer zu; ſeht, ich ſchreibe! und w i e ſchreibe ich! das heißt ſchreiben! Der Roman namentlich iſt nicht mehr ein behaglicher, allmählich ſich beſchleunigender Ritt durch Berg und Thal, einem ſichern Ziele entgegen, das ernſt oder freundlich bald aus der Ferne winkt, bald bei Verwicklung des Weges ſich wieder verſteckt. Er iſt ein Kunſtritt im Cirkus. Monſieur Baptiſte jagt auf vier Pferden zugleich umher, von einem auf's andere ſpringend; Mademoiſelle Cöleſtine ſchlägt die Pirouette auf dem Sattel und der trunkene Hanswurſt, kunſtreich taumelnd, wirft ein Dutzend Anzüge nach einander ab: — dies nennt man Geiſt und Styl haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

Ehe ich mich jedoch an meine Muſterung der rings aufgeſtellten Schätze begab, fing ich an, die eigenen zu überzählen, und ſieh, es fehlte kein theures Haupt. San Gennaro hatte für mich ein echt neapolitaniſches Wunder gethan, und die nur allzufertigen Finger ſeiner Schützlinge paralyſirt: weder Uhr noch Geldbeutel waren mir geſtohlen worden, ja nicht einmal das Schnupftuch; gewiß viel. Um ſo ärger war dagegen meinem Anzug mitgeſpielt worden. Die Schleife des Halstuchs flatterte loſe, der Buſenſtreif hing jämmerlich die Ohren und der Hut hatte eine unausſprechliche, Pfannkuchen ähnliche Form erhalten. Ich will den Leſer nicht mit Aufzählung der endloſen Reichthümer, aller der Silberſtatuen, Blumenſträuße, zehn Fuß hohen Kandelaber u. ſ. w. ermüden. Intereſſanter dürfte dagegen eine kurze Beſchreibung der beiden Hauptreliquien ſeyn, indem ſie nur an jenen Tagen ausgeſtellt und ſonſt Niemanden vorgewieſen werden. Das Haupt des heiligen Januar befindet ſich in einer ſilbernen, ſtark vergoldeten Büſte, welche nicht geöffnet werden kann, und auf einem mit Basreliefs verzierten Poſtament ruht. Eine Stola von Golddrokat umgibt Schultern und Bruſt und verhindert, die erwähnten Bildwerke näher zu betrachten. Der Kopf des Heiligen trägt die ſilberne, gleichfalls vergoldete Biſchofsmütze, während ſich um den Hals reiche Schnüre von Perlen und Edelſteinen ſchlingen. Dieſes Haupt wird auf die rechte Seite des Altars geſtellt, auf die linke, in einer Entfernung von ſechs bis ſieben Fuß, ein ſilbernes, vergoldetes, drei Fuß hohes Sakramentshäuschen, in welchem ſich unter einem gothiſchen Spitzbogen die Statuette des Heiligen befindet. Ueber derſelben ruht eine runde, flache Kapſel von Silber, an beiden Seiten mit Glas verſehen und einer Handlaterne vergleichbar. Sie iſt mit einer

Digitized by Google

Krone verziert, welche wiederum vom Kreuze überragt wird. In dieſer Kapſel befinden ſich die Fläſchchen mit dem wunderbaren Blute. Von Zeit zu Zeit wird ſie herabgenommen und den Anweſenden innerhalb der Barriere, ſo wie auch an den Grenzen derſelben, zur Verehrung dargereicht. Der Domherr, welcher ſie trägt, hält ſie an der Handhabe empor, dreht ſie nach jeder Richtung und läßt den nahetretenden Clerikus eine Kerze hinter die Scheiben halten, um wo möglich Jedermann durch eigene Anſchauung zu überzeugen, daß hier keine Täuſchung obwalte. Und ſo wurde dieſes Wunderblut denn auch mir dargereicht, und auch meine profanen Lippen durften das Glas berühren, nachdem der Prälat noch vorher die Galanterie gehabt hatte, die von vielen Küſſen getrübte Scheibe mir zu Ehren mit dem Aermel abzuwiſchen. Innerhalb der Wände jener ſpannenlangen Kapſel ſtehen die beiden Fläſchchen unbeweglich. Das eine längliche iſt mit dem Blute des Heiligen bloß etwas gefärbt und am Halſe mit einem Draht zuſammengehalten. Das breitere und rundlich geformte enthält dagegen eine trockene, harzähnliche Subſtanz, welche ſich beim Schütteln locker bewegt; und dieſe iſt es, welche ſchäumend und ziſchend in Fluß geräth, ſobald der Heilige ſein Wunder verrichtet.

Schon hatte ich mir geſchmeichelt, Zeuge des Mirakels zu ſeyn, da dies öfters in der Kapelle ſelber ſtattfindet, als ſehr ungelegen für mich eine Deputation des Stifts der Hauptkirche ſich Bahn durch die Menge brach und von den Stiftsherrn der Kapelle ſich die Gunſt erbat, die Heiligthümer auf dem Hauptaltar aufſtellen zu wollen. Dieſe Bitte darf niemals abgeſchlagen werden, und ſo ſezte ſich denn der Zug in Bewegung, das Blut voran, das Haupt folgend. Ich wurde von der Prozeſſion abgedrängt, vermochte, als jene bereits den Chor eingenommen, ſelbſt durch ſilberne Ueberredungskünſte den Zutritt nicht zu erlangen, und ſtand wieder rathlos unter der wogenden, tobenden Menge. So viel konnte ich nur bemerken, daß die Entfernung der Reliquien von einander auf dem Hauptaltar noch beträchtlicher als in der Kapelle war. — Es iſt hier nicht der Ort, alle jene mehr oder weniger ſinnreichen Conjekturen, welche zur natürlichen Exegeſe des Wunders führen ſollten, zu wiederholen oder durch neue zu vermehren; ich weiß nur, daß beide Theile nicht in Berührung kommen, und ſtets in bedeutender Entfernung von einander bleiben. Daß die Beſchleunigung des Mirakels von der Willkühr der dabei Betheiligten abhängt, iſt ſchon durch das allgemein bekannte energiſche Verfahren, durch welches der franzöſiſche General Championnet es erzwang, hinreichend erwieſen. Mir fehlte leider ein ſo kräftiger Vermittler, und ſo wandte ich mich denn, vom halbſtündigen Warten ermüdet, zur Heimkehr. Läſſig ſchlenderte ich über den Largo di Palazzo, da donnerten die Kanonen von St. Elmo, vom Kaſtell nuovo, von del Carmine und Kaſtell dell' Uovo; die Fahnen flatterten von ihren Zinnen, und das Volk begrüßte ſich jauchzend mit dem Freudenruf: Il miracolo è fatto!

Ich wanderte Nachmittags abermals nach dem Dom. Die Zahl der Andächtigen und Neugierigen hatte ſich eher vermehrt, als vermindert. Glücklicher als vor Tiſche, gelang es mir diesmal durch die Fürſprache eines Geiſtlichen, das Gitter des mit Gensdarmen beſezten Chores zu überſchreiten. Ausländer werden bei dergleichen Veranlaſſungen jederzeit begünſtigt. Neidiſchen Herzens ſchauten die Eingebornen dem Eindringling nach, und äußerten laut den Wunſch, nur am heutigen Tage ein Foreſtiere ſeyn zu dürfen. Abermals wurde das Behältniß, welches das Blut umſchloß, umhergetragen und unter Kerzenbeleuchtung gezeigt. Eine dunkelbraune, flüſſige Maſſe bewegte ſich, der jedesmaligen Richtung nachgebend, in der runden Flaſche. An der länglichen war keine Veränderung ſichtbar.

Eine volle Woche hindurch bleibt das ſogenannte Blut flüſſig, und wird während derſelben dem Volke ausgeſtellt. Da mir jedoch eine wiederholte Betrachtung ſo wenig als die erſteren zur Löſung des Räthſels hätte frommen können, ſo werden es mir nur Wenige verargen, wenn ich es bei jenen bewenden ließ, und es vorzog, die bei herrlichſter Sonnenbeleuchtung ausgeſtellten Wunder der Amalfitaner Küſte zu beſuchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

(Beſchluß.)

Theater. Literatur. Hydropathie.

In der „homöopathiſchen Cur" ſcheinen die beiden Verfaſſer (Ancelot und Comberouſſe) die beiden gewaltigen Tendenzen unſerer Zeit, die Syſteme von Hahnemann und Prießnitz, in ein Werk verſchmolzen zu haben, und geben uns eine homöopathiſche Doſis von „Donna Diana," übergoſſen mit koloſſalen Gräfenbergſchen Sturz- und Douchebädern von Converſationen und Frivolitäten. Lembert hat das Luſtſpiel mit vieler Gewandtheit überſezt, und wenn man den Dialog mit der Handlung und dem Benehmen der handelnden Perſonen vergleicht, ſcheint er in ſeiner Uebertragung auch das Seinige zur Läuterung der Ausdrücke beigetragen zu haben; doch konnte er natürlich weder die grenzenloſe Gefallſucht der Dame des Stücks, noch die von den beiden Herren herbeigeführte, jedem Geſeze des Anſtandes Hohn ſprechende Situation des zweiten Aktes verwiſchen, auf welche ſich die ſehr unwahrſcheinliche Beſſerung einer unverbeſſerlichen Kokette baſirt. — Den Gaſtrollen des k. k. Hofſchauſpielers Laroche verdanken wir das Vergnügen, einige größere Fragmente aus Goethe's „Fauſt" zu ſehen, als uns vor ein paar Jahren das Rettichſche Ehepaar vorführte. Laroche — welcher

uns in den widerſprechendſten Charakteren bewies, daß er ſtets im vollen Sinne des Wortes Herr ſeiner Aufgabe, und nicht minder ausgezeichnet im Fache der Böſewichter, als in komiſchen und ſentimentalen Charakteren ſey — war im vollen Sinne des Wortes der Dämon des Hohns, und wurde von Dem. Herbſt als Gretchen trefflich unterſtüzt. Das ganze **Fragment** ſprach an und wurde mit gleichem Erfolge wiederholt. — **Lorzing's** Oper: „Die beiden Schüzen," hat nicht ſehr angeſprochen, auch Miß Clara Novello, die zweimal im Theater ſang, entſprach den rieſenhaften Erwartungen nicht, welche die vollen Backen der Zeitungsfama erregt hatten. Hätte ſie uns unvorbereitet überraſcht, der Zauber ihrer Engelsſtimme würde mit manchen Mängeln und Lücken der künſtleriſchen Ausbildung verſöhnt haben. — Sehr viel Glück machte der herzoglich oldenburgiſche Kapellmeiſter Auguſt Pot in zwei Concerten, als ausgezeichneter geiſt- und gemüthreicher Violinvirtuoſe.

Gerle's „Reiſegefährte in Adersbach und dem Rieſengebirge" hat eine zweite Auflage mit manchen Veränderungen und Verbeſſerungen erhalten, die jedoch gewaltig mit den Urtheilen des Fürſten Pückler-Muskau über die Felſenſtadt kokettirt. — So eben erhalten wir erſt das von einem jungen hieſigen Tonkünſtler und Schriftſteller, L. v. Rittersberg, zum Vortheil der verunglückten Peſther herausgegebene Album, deſſen erſte Auflage bereits vergriffen iſt. Die muſikaliſchen Beiträge der hieſigen Componiſten ſind recht werthvoll, und befriedigen ſelbſt die nicht geringen Erwartungen, zu denen wir durch die Namen Tomaſchek, Weber, Wittaſek u. a. berechtigt waren. Für die beſten Nummern halten wir Dreiſchoks Pianofortevariationen, das Notturno von Veit und die Lieder von Deſſauer, Kittl, Tomaſchek und Kleinwächter. Die poetiſche Zugabe C. E. Eberts iſt ebenfalls gelungen. Das Album wird gewiß überall eine günſtige Beurtheilung erfahren.

Es ſoll hier nun ebenfalls eine Waſſerheilanſtalt à la Gräfenberg errichtet werden. Ein hieſiger Bürger hat bei der St. Wenzelsquelle ein ſtattliches Gebäude aufgeführt und darin warme und Douchebäder hergeſtellt, die bereits benuzt werden; dem Vernehmen nach hat er jezt einen jungen Arzt zu Priesniz geſchickt, um mit ſeiner Manipulation bekannt zu werden, und dann ſoll hier künftiges Jahr auch gewaſchen, gerieben und getrunken werden (das Leztere geſchah ſchon im heurigen Herbſte), wie in Gräfenberg. Die Hydropathie iſt überhaupt hier ſehr in Aufnahme gekommen. Es wundert mich, daß die Leute noch mit ſo vielem Appetit Waſſer trinken, wenn ſie ein Glas Waſſer durch das von Sturm hier öffentlich gezeigte Hydro-Oxygen-Gasmicroscop betrachtet haben. Man ſieht in jedem Tropfen Waſſer eine ſo unzählige Menge Ungethüme, daß es dann Ueberwindung koſtet, das Glas an ſeine Lippen zu ſezen. Zum Glück thut der Durſt das Seinige. Auch Portius mit ſeinem Pſychometer lockt die Leute in einen Saal, die da meinen, alle Weisheit fange mit der Selbſtkenntniß an. Der Pſychometer ſagt ihnen mit aller Aufrichtigkeit ihre guten und ſchlechten Eigenſchaften. Der Kaſten und die Scala, die beiden Hauptbeſtandtheile des Pſychometers, ſcheinen aber auch wirklich viel Menſchenkenntniß zu beſizen, denn ſie verderben es, troz ihrer Geradheit, mit Niemanden.

Paris, November.

(Fortſezung.)

Victor Hugo's Ruy-Blas.

Dieſe Verbindlichkeit geht Ruy-Blas ein, führt von nun an den Namen des armen Verwandten, den Don Salluſt hat aufgreifen und nach Afrika ſchleppen laſſen, und ſteigt ſchnell, wie es das Drama erfordert, bis zum Miniſter empor, gewinnt die Zuneigung der Königin, die jedoch, troz der Gleichgültigkeit ihres Gemahls, ein engelreines Gemüth behält, und da er bei alle dem der Rache ſeines vorigen Herrn nicht mehr zum Werkzeuge dienen will, ſo droht Don Salluſt, ihn zu entlarven und von ſeiner Höhe herabzuſtürzen; worauf Ruy-Blas, nachdem er vergebens verſucht hat, ſeinen Herrn auf beſſere Gedanken zu bringen, ihn todtſticht und dann ſelbſt Gift nimmt. Man hat in den Zeitungen dem Dichter vorgeworfen, daß er die Diderotſche Novelle: „Weiberrache," und Jacques le fataliste, woraus der Dichter Ancelot ein Vaudeville Namens Leontine gemacht hat, ſeinem Drama zu Grunde gelegt, aber die Weiberrache zu einer Männerrache umgeſtaltet habe, ohne zu bedenken, daß das, was einem Weibe möglich war, bei einem Manne nicht anging. Wenn in der That Ruy-Blas das Anſehen und die Macht eines Miniſters erlangt hatte, wenn auch durch die Vermittlung ſeines vorigen Herrn, ſo war er ja noch mächtiger geworden als dieſer, und anſtatt ſich von demſelben drohen zu laſſen, war es ihm ja ein Leichtes, Don Salluſt zu entfernen. Außerdem konnte er ihm einen Zweikampf anbieten, kurz, Ruy-Blas, als Staatsminiſter, konnte kein blindes Werkzeug der Rache in den Händen eines bloßen Granden mehr ſeyn. Zudem berückſichtigt der Dichter, welcher drei oder vier Hofleute ſich in die Königin verlieben läßt, die Sitten und Denkungsart des alten Spaniens nicht, nach welchen ein Unterthan die Königin nicht einmal berühren konnte. Um das Stück ein wenig zu erheitern, läßt der Dichter den lumpigen Verwandten aus dem erſten Aufzug in der Mitte des Stücks wieder erſcheinen, und da er denſelben Namen führt, wie der zum Miniſter gewordene Ruy-Blas, ſo entſtehen daraus Verwechſelungen und Quiproquos, die aber wenig Spaß machen. Dieſer Kerl fällt durch den Schornſtein in's Gemach des Miniſters, weßhalb der ganz claſſiſch geſinnte Conſtitutionnel ironiſch bemerkt, das neue Stück Vict. Hugo's zeichne ſich dadurch von den vorigen aus, daß alle Perſonen darin durch die Thüre eintreten und nur eine einzige durch den Schornſtein. Da dieſe Perſon aber zu weiter nichts dient, ſo läßt ſie der Dichter wieder aufgreifen und wegführen, nachdem er mit Hülfe dieſer Rolle das Stück um einen Aufzug verlängert hat. Frédéric Lemaitre, ein Schauſpieler der Boulevardstheater, welcher dort lange Aufſehen gemacht hat und nun für's Théâtre de la Renaissance angeworben iſt, gibt die Rolle des Ruy-Blas vortrefflich; er iſt aber auch der einzige Schauſpieler der neuen Truppe, der ſich bis jezt auszeichnet. Vielleicht ſtecken noch andere im Hinterhalte; aber von den erſchienenen kommt ihm keiner nahe. Einige Auftritte in dem neuen Stücke werden durch ſein Spiel wirklich erſchütternd. Die Rolle der Königin iſt ſchön; hier zeigt Vict. Hugo nichts von ſeinem Hange zum Häßlichen. Dafür hat er ſich in andern Rollen entſchädigt. Im vierten Aufzug beſonders werden ſo viele platte und gemeine Ausdrücke vorgetragen, die noch dazu gar nicht komiſch ſind, daß man nicht einſieht, welches Gefallen der Dichter an dieſer unedeln Sprache finden konnte. Vielleicht hat ihn das Studium des ältern engliſchen Theaters dazu verleitet, dieſe gemeine Sprache als Gegenſaz zu der zierlichen der Perſonen aus den höhern Ständen zu gebrauchen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. December 1838.

Ein Lenz, zweitauſend Jahr' im Grab vergeſſen,
Als rieſ'ger Roſenphönix leuchtend, ſchreitet
Aus des Papyrus Kohlen ihm. Indeſſen
Sein eigner Lenz vor'm Thor vorübergleitet.

Anaſt. Grün.

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

Wo das Geheimniß lockt, da folgt der Geiſt
Dem wunderbar geheimen Zuge gern;
Ein blaß Geſpenſt, im Teaum geſehn, verheißt
Den Schatz von Gold, wenn blinkt der Abendſtern;
Vom Wahn bethöet, den wie am Tag verlacht,
Durchwühlen wir der Eede Schoos bei Nacht.

Nur Eine Eente jährlich trägt das Feld,
Nur Einmal quillt im Jahr der Traube Blut;
Und wenn darauf der Schloſſenhagel fällt,
Zerſtört iſt plötzlich dann das ganze Gut;
Mißtrauiſch wied man gegen Berg und Flur:
Mit reichrer Beute ſchmeichelt uns Merkur.

Wie iſt's ſo ſüß, in einee Mondſcheinnacht
Zu graben nach dem altveegeabnen Gold!
Wird manche Stunde fruchtlos auch durchwacht,
Es wächst der Durſt nach dem erſehnten Sold,
Und täuſcht ein Stein den muth'gen Gräber oft:
Er zürnt und flucht — dann gräbt er fort und hofft!

Als Eigenthum blieb ihm die Hacke nur,
Doch tauſchet er mit einem Cröſus kaum;
Denn führt das Glück ihn auf die rechte Spur,
So ſchüttelt er der Heſperiden Baum;
Um ſo viel ſteigert Hoffnung den Genuß,
Als ſie nichts weiß oon ſattem Uebeedruß.

O grabt, ihr Gräber, ſuchet immeefort!
Was könnt ihr Beſſ'res auf der Eede thun?
Wenn auch zum Licht ſich niemals hebt der Hort —
Euch läßt die harte Aebeit ſanfter ruhn,
Eeweicht das rauhe Steoh zum weichen Flaum,
Verlängert und vergoldet euern Traum.

Doch andee Schätze winken noch als Gold,
Verborgen aus der Eede dunklem Schoos,
Die nicht bewacht vom geizigen Kobold,
Daeüber leichte Erde nur und Moos;
Es zeuget dee Geſchichte treuee Mund:
Dem Gräber lohne hier ein ſichrer Fund.

Pompeji! mit unnennbarem Gefühl
Eeeegt dee Name tiefauf meinen Geiſt,
Wenn er in grauer, ferner Zeit Gewühl
Die ſtaunende Betrachtung mit ſich reißt,
Und manche Kunde, ſeltſam fabelhaft,
Bewährt durch ſeines Schutts Verlaſſenſchaft.

Digitized by Google

Pompeji! wenn ich wandl' ob deinem Staub,
So dünkt die Schwinge mich der Zeit gelähmt;
Der Dämon der Zerſtörung, dem ſein Raub
Nur halb gelungen, ſchleicht herum beſchämt
In dem Gemäuer und mit bittrem Groll,
Daß er heraus die Beute geben ſoll.

Wenn in des Waldes felſig dunklem Grund
Auf eine Leiche ſtieß des Wandrers Blick:
Dann ſtrömt neugierig zu dem grauſen Fund
Das Volk herbei, nachforſchend dem Geſchick,
Das hier unheimlich den Erblichnen traf
Und ihn verſenkt in ſchweren, ew'gen Schlaf.

Der Schiedsmann, der nach ſichrer Wahrheit ſpäht,
Er wäget Alles ab mit ſcharfem Geiſt,
Das kleinſte Zeichen ſelbſt er nicht verſchmäht,
Das einen Schimmer nur von Licht verheißt;
Und ehe ſeinen Rand er gibt dem Grab,
Nimmt dem Verſtummten er noch Zeugniß ab.

So mußt, verſunkne Stadt, du Rede ſtehn
Dem Forſcher, der in deine Räume ſteigt;
Du mußt ihm die Geſchichte deiner Wehn
Erzählen, die der Chronik Mund verſchweigt;
Bedächtig legt er dir die Fragen vor,
Und keine Antwort überhört ſein Ohr.

Er wird nicht ſatt des traurigen Beſuchs,
Er achtet nicht des Staubes ätzend Gift;
Er friſcht die Züge des erloſchnen Buchs
Durch Zauber an, daß lesbar wird die Schrift,
Und lieſt zum Lohne, wie einſt Epikur
Gelehrt hat von dem Weſen der Natur.

Aus Tempeln, Häuſern, Forum, Bädern ſetzt
Zuſammen er des alten Lebens Bild;
So köſtlich dieſen Moſaik er ſchätzt
Wie des Achilleus gottgeſchaffnen Schild;
O, wie frohlockt ſein Herz, wenn er enthüllt,
Wie ſie des Tages Stunden ausgefüllt!

Was oben treibt und lärmt, berührt ihn nicht;
Er zürnt nur, wenn in ſeine heil'ge Weile,
Wo mit den Schatten er verkehrt, ein Licht
Des heutigen, gemeinen Tages fällt.
Der Menſchenhaß zieht in die Seele ein;
Er will allein mit ſeinen Trümmern ſeyn.

Nachzügler dieſer Zeit, verweilt er gern
Bei einer großen Vorzeit Trümmerreſt,
Wo er dem Kampf zwieträcht'ger Geiſter fern,
Begeht ein einſames Reliquienfeſt,
Und von dem Hauch des Alterthums entzückt,
Der Klarheit des Epopten näher rückt.

Iſt er ein Thor, weil er am Wiederſchein,
Dem kalten, ferner Flammen ſich erwärmt?
Er friert doch nicht! er wähnet nah zu ſeyn
Dem Feuer ſelbſt, dem kräftigen. Er ſchwärmt
Für Todtes, was dem Leben nimmer frommt —
Und Tauſend glühn für das, was niemals kommt!

Zwar, was das Auge des Epopten ſchaut,
Ich weiß es nicht, die Seele ahnt es kaum!
Der Vorzeit Bild — zerriſſen, todt, ergraut —
Das Leben nackt und abgewelkt zum Traum —
Iſt dies der Quell, dran ſich verjüngt der Geiſt
Und neue Heldenalter uns verheißt?

Auch ich hab' meine Hand gefüllt mit Staub
Und meine Seele mit Erinnerung:
Mir rauſchte herbſtlich unter'm Fuß das Laub,
Und dieſes Herz, ſo rüſtig noch und jung,
Hat hier, wo ſie die Leichen aufgewühlt,
Nur ſterblicher ſich noch als ſonſt gefühlt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Indiscretion.

(Fortſetzung.)

All dem iſt einmal ſo, und die Literatur beſteht jetzt zu einem bedeutenden Theil eben aus Klagen, daß dem ſo iſt. Dieſe Klagen, ernſtlich und lange fortgeſetzt, werden leicht pathetiſch hohl und ſentimental albern, wie alle übertriebenen ſehnſüchtigen Seufzer, die man einer unwiederbringlichen Vergangenheit in ihr Grab nachſchickt. Gilt dies aber auch, wenn man über einen andern Punkt eifert, der mir dieſer Tage bei meiner Lektüre wieder recht aufgefallen iſt? Muß dies auch ſo ſeyn, wie es iſt? Ich meine den empörenden Leichtſinn, ja die Liederlichkeit, womit der Deutſche ſo oft ſeine Sprache behandelt und mißhandelt, wenn er überſetzt, namentlich Schönwiſſenſchaftliches überſetzt.

Man kann überhaupt bemerken, daß der Deutſche weniger Sinn für die Form und damit geringere Achtung vor ſeiner Sprache hat als ſeine Nachbarn. Genau betrachtet, fließt dieſer Fehler, wenn es einer iſt, freilich gerade aus einem großen Vorzuge. Unſere Schriftſprache hat zwar durch ganz Deutſchland eine gewiſſe allgemeine Gleichförmigkeit angenommen; ſie iſt aber weit davon entfernt, ſo fixirt zu ſeyn, wie bei unſern Nachbarn; ſie hat ſich noch immer eine gewiſſe demokratiſche Verfaſſung erhalten, während ſie bei Franzoſen und Engländern,

Digitized by Google

und bei jenen noch weit mehr als bei dieſen, in monarchiſche Feſſeln geſchlagen worden. Bei uns herrſcht kein Centrum der Cultur, in welchem die Formen der Gedanken approbirt und geſtempelt würden; unſere Sprache hat gleichſam keinen Hof und damit auch kein ſprachliches Ceremoniell, das derjenige inne haben muß, welcher dem Publikum ſeine Gedanken anſtändig mittheilen will. Der Ausdruck der verſchiedenen Stände und Volksclaſſen im Umgang iſt in Frankreich und England wohl ſo mannichfaltig als bei uns; aber wir haben uns bis jezt auch in der Schriftſprache ein weit größeres Stück dieſer individuellen Freiheit und Ungebundenheit gerettet. Der Franzoſe und Engländer, welcher ſich mit dem Schreiben abgibt, muß vor Allem ungefähr zu ſchreiben wiſſen, wie Alle ſchreiben; er muß vorweg das Patent der guten Erziehung dadurch löſen, daß er ſeine Bekanntſchaft mit dem ariſtokratiſchen, offiziellen Guß der Sprache praktiſch darthut. Dieſe Formen ſind ſein unentbehrliches Handwerkszeug, wenn er etwas hervorbringen will, das man überhaupt nur ſoll anſehen können; nur bei ſehr eigenthümlicher Geiſteskraft ſteht es ihm zu, mit dieſen Formen frei zu ſpielen und ſie zu den Arabesken eines eigenen Styls auszumalen. Die innerſte Natur unſerer reichen Sprache ſcheint ein ſolch ſtrenges Niveau der Uebereinkunſt nimmermehr zu ertragen, und zwar, weil dem Deutſchen immer der Gedanke an ſich die Hauptſache, der Ausdruck ein Zufälliges iſt, und er ſich nie durch die Tadelloſigkeit der Form für den Mangel an Ideen entſchädigt hält. Bei uns werden die ſchönſten, tiefſten Gedanken, oder die wichtigſten Thatſachen nicht ſelten in der abſchreckendſten Form vorgetragen und willig und dankbar hingenommen. Wie oft ſteht der innere Werth eines Buchs mit dem Vortrag im ſchreiendſten Contraſt! wie oft wird ſelbſt über Kunſt geſchrieben in einem Style, der klar beweiſt, daß der Verfaſſer von einer Kunſt des Ausdrucks nicht den leiſeſten Begriff hat! Täglich lieſt man in den öffentlichen Blättern Korreſpondenzen, Nachrichten, Ankündigungen, Empfehlungen, Erklärungen u. ſ. w., voll der wunderlichſten Wendungen und Sprachſchnörkel. In Frankreich wäre den Verfaſſern ſogleich der Stab gebrochen als Menſchen, die keine Erziehung genoſſen; aber hier zu Lande fällt es Niemanden ein, deßhalb daran zu zweifeln, daß ſie regelmäßig durch die Schule gelaufen, und mancher Aufſatz der Art iſt ja von einem Doktor oder Profeſſor unterzeichnet. — Jeder ſchöpft bei uns aus dem ungefaßten, ſprudelnden Quell der Sprache und bringt ſeinen eigenen Topf mit. Der Eine hat verſucht, ihm ungefähr die Form von Goethe's einfach edler Vaſe zu geben, ein Anderer hat ihn geſchweift und gezwickt wie Jean Pauls Blumentopf; ein Dritter braucht anſpruchsvoll ein höchſteigenes Modell, und die Meiſten bedienen ſich des nächſten beſten Scherbens oder gar des Bechers des Diogenes.

Aber noch mehr: auch zahlreiche Provinzialismen fließen in unſere anſpruchsvollſte und geglättetſte Schriftſprache über. Auch hieraus macht ſich der Leſer nicht viel, weil er im gleichgültigen Elemente der Form immer nach dem Kern des Gedankens angelt; wenn der Schriftſteller nur überhaupt etwas ſagt, was liegt daran, wie er es ſagt? Der Schweizer, der Tyroler, der Oeſterreicher, der Niederſachſe, der Deutſchruſſe ſind ſelbſt in äſthetiſchen Produkten an gewiſſen eigenthümlichen Ausdrücken und Wendungen bald zu erkennen. Es ſcheint mir aber doch, als ob in dieſer Beziehung ein weſentlicher Unterſchied ſtattfinde zwiſchen den urdeutſchen Provinzen und denen, wo das Deutſchthum das Slaventhum unterdrückt hat, oder wo jenes neben dieſem als eine halb fremde Pflanze beſteht. Wenn ein in hochdeutſchen Landen Geborener und Erzogener Worte braucht und Sätze baut, welche anderswo befremden, ſo ſind dies meiſtens, wo nicht immer, Archäismen, Formen, welche im Volk fortleben, vor Herrn Adelung auch in der Schrift Cours hatten und troß demſelben in der Provinzialliteratur noch immer haben. Anders aber iſt es mit manchen Strichen Niederdeutſchlands und den Oſtſeeländern. Werden von dorther Provinzialismen in Leipzig zu Markt gebracht, ſo ſind es nicht ſelten geradezu Barbarismen, aus dem einfachen Grund, weil das Deutſchthum dort kein alter, feſtgewurzelter Baum iſt, ſondern eine Schmarotzerpflanze, weil dort die Provinzialismen aus dem Mund eines Volks genommen ſind, das nicht etwa auf einer frühern Entwicklungsſtufe der deutſchen Sprache ſtehen geblieben iſt, ſondern erſt ſpät Deutſch gelernt hat und es hie und da wieder verlernt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Theater. Rachel. Die Bayaderen.

Das komiſche Element ſcheint Vict. Hugo ganz zu mangeln; man ſieht, daß er ſein Möglichſtes thut, um es zu erſetzen; aber ſein Streben macht den Mangel nur noch ſichtbarer. Er wird alſo künftig wohl thun, wenn er ſich damit begnügt, ernſte Gegenſtände zu behandeln. Freilich ſchwebt ihm Shakespeare ſtets als Muſter vor, welcher oft das Komiſche mit dem Tragiſchen verbindet; aber dieſe Miſchung, welche in dem Geſchmacke ſeiner Zeit und in dem Charakter ſeiner Nation lag, iſt mit den Grundſätzen der franzöſiſchen

Dramatik äußerſt ſchwer zu vereinigen. Das kühne Wagſtück Vict. Hugo's wird daher ſchwerlich gelingen, und die meiſten Theaterkritiker in den Tageblättern und Zeitſchriften mißbilligen es; am Gelindeſten wird der Dichter noch in dem einflußreichen Journal des Débats behandelt, deſſen Redaktoren zu den Freunden des Dichters gehören. Uebrigens wird das Stück in wenigen Tagen im Drucke erſcheinen, und alſo vom Leſepublikum, das ſtrenger zu ſeyn pflegt, als die Zuhörer im Theater, beurtheilt werden können. Die claſſiſche Partei ſieht es als einen Sieg an, daß Vict. Hugo ſein Stück nicht der Direktion des Théâtre français vorgelegt hat, und daß dieſes Theater nun ungehindert die claſſiſchen Meiſterwerke des ältern Repertoires wieder aufführen kann. Dieſes hat man vorzüglich dem Auftreten der berühmten Jüdin Rachel zu danken, die immer gleichen Beifall erhält, und nun bereits in mehr als zwölf tragiſchen Rollen älterer Trauerſpiele mit dem größten Erfolge geſpielt hat. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, und eine beinahe unerklärliche Erſcheinung, wie ein faſt auf der Gaſſe aufgerafftes Mädchen, deſſen Schweſter erſt vor Kurzem von der Polizei wegen ſchlechter Aufführung verhaftet war, aber durch den Kredit ihrer Schweſter bald ihre Freiheit wieder erlangte, in ſo kurzer Zeit ſich bis zur erſten tragiſchen Schauſpielerin der franzöſiſchen Hauptbühne emporſchwingen konnte, was ihren Vorgängerinnen nur nach langen Vorbereitungen, Studien und Uebungen gelingen wollte. Ganz Paris eilt herbei, um dieſes wunderbare Mädchen ſpielen zu ſehen, und Alle gehen mit Bewunderung von dannen. Auch der Hof hat einer ihrer Darſtellungen mit einer Art von Feierlichkeit beigewohnt. Ich finde ihr Spiel nirgends beſſer beurtheilt, als in der Revue française. Dieſe Zeitſchrift gibt folgende Charakteriſtik ihrer Perſon und ihrer tragiſchen Kunſt. „Dlle. Rachel iſt nicht ſchön; aber in ihren Geſichtszügen und in ihrer ganzen Geſtalt liegt etwas Ausgezeichnetes, das den Blick auf ſich zieht und ihn feſt hält. Ihre etwas tiefliegenden Augen haben einen wahrhaft tragiſchen Ausdruck; finſtere Melancholie ſcheint ſie gewöhnlich zu verhüllen, und von Zeit zu Zeit ſchleudern ſie mit ſeltener Schwungkraft leidenſchaftliche Blitze. Sie iſt mager und nicht groß; aber ihre Haltung und ihr Benehmen haben etwas auffallend Edles. Die Stellungen, welche die Kunſt der Alten erfunden, hat ſie zu diviniren gewußt, und durch die Erhabenheit ihrer Geberden und durch ihr Talent erſezt ſie, was ihrer Perſon an Größe fehlt. Die Verſe ſpricht ſie mit unendlicher Anmuth und Kunſt. Hiebei verräth ſie ungemeinen Verſtand, was bei einem ſo jungen Mädchen merkwürdig iſt; zuweilen kommt ihr Vortrag dem ſo bewundernswürdigen und tiefgefühlten Vortrag der Dlle. Mars nahe; ſicher das größte Lob, das man ihm ertheilen kann. Da ſie von den traditionellen Regeln der Kunſtſchule nichts weiß und die von ihren Vorgängerinnen gelieferten Muſter nicht kennt, ſo erſcheinen die ſchönen Regungen ihrer Seele als wahre Offenbarungen. Zuweilen fehlt es ihr an Energie, aber nie an Leidenſchaft. Ihre Stimme iſt Anfangs trocken und rauh; ſie ſchmeidigt ſich aber bald unter dem Einfluſſe der Gefühle, die ſie ausſpricht, und erhebt ſich bis zu den durchdringendſten Schwingungen. Um es kurz zuſammenzufaſſen, ſo iſt dies Talent deſto außerordentlicher, je weniger es der Kunſt verdankt und je mehr ihm die Natur verſagt hat. In der That iſt jede der glänzenden Eigenſchaften dieſer Debütantin faſt ein der Natur abgerungener Sieg. — Der vorſtechendſte Fehler der Dlle. Rachel iſt Mangel an Kraft; er rührt faſt gänzlich von ihrer Jugend und ihrer ſchwachen Conſtitution her. Am Ende einer heftigen und leidenſchaftlichen Tirade ſchwindet ihre Kraft plözlich; ihr Vortrag wird langſamer, die Wärme verfliegt und ihre Stimme bleibt aus. Mit zunehmendem Alter wird Dlle. Rachel hoffentlich dieſe Fehler ablegen, welche die Kritik angeben muß, die ſie aber der Schauſpielerin wahrlich nicht zum Vorwurf machen kann. Dem Direktor des Théâtre français liegt es ob, ihr leibliches Wachsthum nicht durch allzu anſtrengende Arbeit zu hemmen. Auf dieſe junge Schauſpielerin gründen ſich große Hoffnungen.“ Man ſieht aus dieſer unparteiiſchen und wohlwollenden Kritik, welche Wichtigkeit man dem Erſcheinen der jungen Jüdin auf dem Théâtre français beilegt, und in der That verdankt man es ihr, daß jezt faſt jeden zweiten Abend die Meiſterwerke des claſſiſchen tragiſchen Theaters wieder aufgeführt werden. Neid und Uebelwollen haben Anfangs verſucht, dem armen Mädchen ſeinen ſchönen Sieg zu verleiden; allein das Publikum hat ſich überzeugt, daß ſie zur Tragikerin geboren iſt, und daß nur ſie, beim jezigen Zuſtand des Théâtre français, manche Rollen in den beſten Trauerſpielen befriedigend darzuſtellen vermag. Daher hat man es auch gebilligt, daß der Direktor ſie ſogleich zur Sociétaire erhoben und ſie dadurch den beſten andern Schauſpielerinnen gleichgeſtellt hat. — Indeß nun die ſchöne goldene Zeit des Théâtre français wieder erſchienen iſt, geben ſich auch die andern Theater viele Mühe, um nicht zurückzubleiben. Die komiſche Oper gibt ſo viel Operetten als möglich, und die jungen Tonkünſtler können nun nicht mehr klagen. Sie haben jezt zwei Theater ſtatt eines, um ihre Compoſitionen anzubringen, und dies kann ihnen nicht ſchwer fallen, wenn ſie etwas Gutes liefern. Auch die große Oper, wiewohl ſie ſchwerfälliger iſt, als die kleinern Bühnen, bleibt nicht müßig, und bereits ſoll eine neue Oper von Auber einſtudirt werden. Aber am thätigſten ſind die kleinern Theater, die faſt jede Woche dem Publikum etwas Neues zu bieten haben. Wer könnte die vielen Vaudevilles, Poſſen und dergleichen aufzählen, die beſtändig zum Vorſchein kommen, aber großentheils auch bald wieder verſchwinden, ohne daß man ſich viel um ſie bekümmert! Die Poſſe Bayadères de Pithiviers auf dem ganz kleinen Theater Folies dramatiques hat ſolchen Beifall gefunden, daß ſie faſt jeden Abend gegeben wird. Dieſes Stück wird alſo wohl ſeine hundert Vorſtellungen erleben, indeß die wahren Bayaderen nur den vierten Theil dieſes Glücks genoſſen. Freilich waren ſie auch nur zum vierten Theil ſo beluſtigend, wie die Parodie ihres Tanzes. Eines muß ich jedoch noch von ihrem Tanze nachholen, was ich im Theater zu Verſailles ſah, wo ſie vor ihrer Abreiſe eine Vorſtellung gaben. Eine der Bayaderen ließ ſich nämlich ein zwanzig Ellen langes Mouſſelintuch reichen und begann ſich beſtändig umzudrehen, indem ſie ſich in dieſes lange Tuch einwickelte. Nachdem dies fünf bis acht Minuten gedauert hatte, verloren die Zuſchauer ſchon die Geduld. Das arme Hindumädchen fuhr aber fort, ſich beſtändig auf einem Fuße umzudrehen, und zeigte, daß ſie etwas mit dem zwanzig Ellen langen Mouſſelin vorhabe. Nach einer Viertelſtunde immerwährenden Umdrehens war ihre Arbeit fertig. Aus dem ungeheuer langen Tuche hatte ſie nämlich eine Taube geſtaltet, ohne daß ſie auch nur einen Augenblick ſtill geſtanden hätte. Schwerlich macht ihr dieſes Kunſtſtück eine europäiſche Tänzerin nach; aber in Europa verlangt man noch etwas Anderes von einer Tänzerin, als Kunſtſtücke. Die armen Indianerinnen haben in Paris ihr Glück nicht gemacht, und können ſich der ſo bekannten Galanterie der Pariſer ſicher nicht rühmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. December 1838.

Wie der Geiſt ſich auch hebt, er fleugt vergebens,
Wenn das Wort ihm nicht folgt. Der Ungeweihte
In der Sprache Geheimniß
Tödtet das lebendſte Bild.

Klopſtock.

Indiscretion.

(Fortſetzung.)

Ich habe hier eben ein Buch vor mir, das mir dieſes Verhältniß recht lebhaft vor Augen bringt. Die Schrift des mir unbekannten Reiſebeſchreibers verräth keinen gewöhnlichen Mann, aber ein echter Deutſcher kann er nimmermehr ſeyn. Die Firma aus dem hohen Norden unterſtüzt dieſe Vermuthung. Ich blättere im Buche und ſchreibe einige Wendungen auf Gerathewohl aus. „Sie bewegen ſich in ſtetiger Grnnßſucht der Vergnügungen.“ — „Sie liefen uns entgegen mit vollen Körben von Trauben.“ — „Das Eſſen war aufgetragen; kaum wollten wir dazu beginnen, ſo hörten wir u. ſ. w.“ — „Der Staub wird der Sehkraft ſehr verletzbar“ u. ſ. w. u. ſ. w. — Ich kann zugeben, daß oberdeutſche Schriftſteller nur zu oft Böcke ſchießen, welche ſo arg oder ärger gegen Grammatik und Logik verſtoßen als jene Floskeln. Aber gar Vieles iſt weder modern grammatiſch noch logiſch, und doch ganz gut vulgärdeutſch; jenen Wendungen dagegen ſpürt man es deutlich an, daß ſie aus Regionen kommen, wo deutſche Sitte und Sprache ein Anerlerntes iſt, das mit einer andern, oft mit einer dritten Sprache die Herrſchaft über die Seele theilt, und wo in der Einbildungskraft, wie im Munde, die verſchiedenen Sprachen einander ſtoßen und gegenſeitig abfärben. Iſt einer dort auch deutſch geboren und erzogen, ſo ſieht er ſich doch mit ſeiner kleinen deutſchen Gemeinde vom großen Körper der deutſchen Nation abgeſchnitten. Dabei erhält er ſich, wie die Erfahrung zeigt, eine gewiſſe Reinheit, Glätte und Rundung der Ausſprache, eben weil dort das Deutſche ein halb vornehmer Artikel iſt und die Organe des Kindes nicht den Pli eines ſcharf geprägten vulgären Dialekts erhalten. Schreibt aber derſelbe Menſch, der ſo gefällig ſpricht, ſo wird ihm zum Nachtheil, was ihm dort zum Vortheil gereichte: in der Iſolirung vom eigentlichen deutſchen Volksleben fehlt ihm das ſichere Gemeingefühl für den Geiſt der Sprache, und es entſchlüpfen ihm Formen, die man aus dem Munde wohl hinnimmt, die einen aber vom Papier oft höchſt ſeltſam anblicken. — — —

Doch ich wollte vom Ueberſetzen ſprechen; zuvor aber noch eine Bemerkung, die mir in die Feder läuft. Mit der Gleichgültigkeit des Deutſchen für die Form ſcheint genau der Umſtand zuſammenzuhängen, daß er ſo lange ſo gar keinen Sinn für Sauberkeit und Correktheit ſeiner Bücher gehabt hat. Erſt in neueſter Zeit, da im Ausland die Nachfrage nach deutſcher Literatur ſteigt, fangen wir an, dieſelbe ein wenig reinlicher anzuziehen. In Druck und Papier iſt indeſſen der Fortſchritt merkbarer als in der Correktheit; hierin ſtehen unſere Produkte beſonders den engliſchen noch immer höchſt auffallend

nach, noch mehr als in der ſogenannten äußern Ausſtattung. Dieſe Fahrläſſigkeit ſteht ſcheinbar in ſonderbarem Widerſpruch mit der berufenen deutſchen Gründlichkeit; aber der Sinn, der überall auf das Weſen der Dinge dringt, verſchmäht es auch beim gedruckten Wort, ſich an kleinen formellen Unebenheiten zu ſtoßen, und der Phantaſie, die unter uns ſo viele Wunder wirkt, iſt es eine Kleinigkeit, die Druckleichen auferſtehen zu laſſen und die auf den Kopf geſtellten Buchſtaben umzukehren. — Man kann es wohl ſagen, dieſe unſere Eigenthümlichkeit hat ſelbſt dem Nachdruck in Deutſchland großen Vorſchub geleiſtet. Wenigſtens kann er ſo, wie er betrieben wurde, nur in einem Lande beſtehen, wo die Salopperie im Coſtüm der Literatur die Wenigſten ſtört. Die Wolluſt, ſeine Claſſiker in einem Elzivir ſtatt in einer ſchmierigen Schulausgabe zu leſen, iſt zwar dem Deutſchen nicht unbekannt, er nimmt den Genuß auch mit, wenn er ihn haben kann, er weiß ihn aber ſehr gut zu entbehren und läßt ihn ſich nichts koſten.

Bis hieher mag man unſerer Leichtfertigkeit in der Form eine ganz gute Seite abgewinnen, ſofern man ſie als die Schwäche faßt, welche bei jeder Tugend den nothwendigen negativen Pol bildet. Aber bei der Mehrzahl der deutſchen Ueberſetzungen wird die Tugend völlig latent, und der Fehler liegt nackt zu Tag, und kein Vorwand vermag ſeine Blöße zu decken. — Der Engländer oder Franzoſe, der unſere Literatur ſtudirt, wird von der Ungleichförmigkeit des Ausdrucks, vom bunten Wechſel des Styls geſtört, er wird wohl auch durch manches Ausſchweifende, ihm Unfaßliche geärgert. Er betaſtet ferner bedenklich unſere Drucke; die Unruhe unſerer Frakturſchrift ängſtigt ihn, und er wundert ſich, daß die Ordnung und Disciplin, für die der deutſche Soldat berühmt iſt, von den Reihen und Gliedern der Lettern ſo ſchlecht beobachtet wird. Immerhin! ſo iſt einmal unſere Art. Aber wehe dem, der etwa nach der deutſchen Ueberſetzung eines engliſchen oder franzöſiſchen Romans in bequemer Hamiltonſcher Weiſe deutſch lernen wollte! Und wohl uns, daß nicht ſo leicht eine unſerer Ueberſetzungen einem fremden Kenner unſerer Sprache in die Hände fällt! Der verächtlichſte Ausſpruch über ein Volk, das ſo ſeine Sprache ſchändet und ſchänden läßt, wäre nur ein gerechter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

(Fortſetzung.)

Schlaftrunkne Stadt, die unter'm Boden tief,
Geſichert vor der Roſſe ſchwerem Huf,
Die brauſenden Jahrhunderte verſchlief,
Und überhört der Völker Schlachtenruf —
Du biſt aus deinem Zauberſchlaf geweckt,
Der Schlei'r von Staub und Moder aufgedeckt!

Vom faſt unwandelbaren Himmelblau
Begrüßt dich neu die Sonne, goldenklar,
Die hinter Wolken, trüb und neblig grau,
Einſt Zeugin deines Unterganges war,
Und die, nach bald zweitauſendjähr'ger Friſt,
Wie damals, die gewölbte Bahn durchmißt.

Sonſt Niemand lebt, der dich geſehn — vielleicht
Der Eine, der, ein ruheloſer Gaſt,
Vom Tod geflohen, vor dem Leben fleucht,
Und allen Todten neidet ihre Raſt —
Der ew'ge Jude raſtet einmal hier
Und tröſtet ſich in ſeinem Fluch mit dir.

Den Fremdling auf die Gräberſtraße nimmt
Zuerſt — wie paßt der Gruß zu dieſem Ort!
Wie fei'rlich er des Wandrers Seele ſtimmt!
Verſteinert hat ſich hier manch ernſtes Wort,
In dieſer Monumente ſtillen Reihn,
Die in die Stadt der Vorzeit führen ein.

Wie anders aber wird mir hier zu Sinn,
Als wenn ich ſonſt auf Todtenäckern ſteh!
Hier ſchmilzt mir nicht das Herz in Thränen hin,
Es zittert nicht in einer Fluth von Weh,
Aus deren Tiefe, wunderbar belebt,
Ein gloriengekröntes Traumbild ſchwebt.

Nicht Wehmuth löst hier meines Weſens Kern
In weiches Leid; ergeben und gefaßt,
Ernſtheiter halt' ich mir den Jammer fern:
So thaten ſie auch, die hier fanden Raſt;
Kein Jammer, der an die Verzweiflung grenzt,
Hat dieſer Todten Monument bekränzt.

In Stein gehau'n, fliegt hier ein Schiff — an Bord
Geſtorbner Seelen Fracht — Elyſium zu;
Gelandet hat es bald am ſtillen Port;
Seiner Inſaſſen Angeſicht ſpricht Ruh;
Ruh, die gefaßt des Lebens Gut entbehrt,
Ruh, die nach neuem Ringen nicht begehrt.

Mit weicherm Herzen, durſtigerem Geiſt,
Mit kühnrer Hoffnung, die des Grabes Nacht,
Des ird'ſchen Lebens Grenzgeheg, zerreißt,
Und aus dem Sargholz Zukunftsbrücken macht,
Hat dem Heroenthum der Alten Welt
Die neue keck zur Seite ſich geſtellt.

Wir zittern vor dem Ruf nicht eines Streits,
Welcher der Welt Unendlichkeit umfaßt;
Des Strebens Hochgefühl, des Sieges Reiz
Verſcheucht den Traum von ew'gem Schlaf und Raſt;
In unſern Seelen ſeine Flügel ſchwingt
Der Phönix, der im Tod ſich nur verjüngt.

Aus Aſche ſtiegſt, Pompeji, du! nicht gleich
Dem Vogel, der aus der balſamiſchen Nacht
Des Tods erſteht, an friſcher Schönheit reich,
Zu neuer Jugend wonnevoll erwacht;
Ein kraftberaubtes, zitterndes Skelett
Verließeſt du dein feuchtes Moderbett.

Von einer alten Welt, die längſt die Zeit
Als ein verſchlingend Meer hat überſchwemmt,
Ragſt du als Inſel der Vergangenheit,
Der heut'gen Welt und ihren Kindern fremd,
Ein Zwitterding von Ehmals und von Jetzt,
Vor welchem ſchwindelnd ſich der Sinn entſetzt.

Das tragiſche Theater hier — und dort
Das komiſche! Das öde Rund durchhallt
Schon ſeit Jahrhunderten kein Mimenwort,
Nicht Beifallsdonner, Händeklatſchen ſchallt;
Eidechſen ſchlüpfen, wo der Chor einſt ſchritt,
Cikaden zirpen, wo der Halbgott litt.

Ein Iſistempel hier! — Bin ich im Traum?
Steh' hier ich auf ital'ſchem Grunde nicht?
Iſt, wie die Zeit, denn auch vertauſcht der Raum?
Egyptens Göttin hier verehrt? ſo bricht
Aus dieſer alten Welt, im Schutt entdeckt,
Ein Bau, der ferne Götterkreiſe weckt!

Roms Genius, überſatt, doch hungernd ſtets,
So ſuchteſt du bei allen Göttern Troſt!
Im Prieſterkleid, die Lippen voll Gebets,
Zur Cybele du, zum Serapis flohſt!
Du bauteſt — Jedem weihend ſeinen Thron —
Ein Leichenhaus und nannteſt's Pantheon.

Unheimlich Schauſpiel, wenn der Geiſt, entzweit,
Der Väter ſtarkem Glauben nicht mehr treu,
Nach neuem lüſtern und, trotz innrem Streit,
Das Heiligalte wegzuwerfen ſcheu,
Zu fabelhaft gepuzter Mißgeſtalt
Das Widerſtrebende zuſammenballt!

Wenn das Geſetz der Reinheit er vergaß,
Und angenagt von kranker Gier, und hohl
Will miſchen klarer Schönheit Ebenmaß
Mit dem ſtoffuberfliegenden Symbol,
Und Phantaſie, Gedanken, Andacht, Kunſt
Zulezt zu Sklaven macht ſchmachvoller Brunſt!

Solch unheilvolle Krankheit, die in Gift
Wandelt des Geiſtes Mark, des Herzens Blut,
Die, wie die Schlang' auf ſonnig bunter Trift,
In üpp'ger Geiſtesfülle Blumen ruht,
Wird nur erſtickt, wenn Feu'r, wenn Aſche fällt
Vom Himmel — oder ſich verjüngt die Welt.

Ward nicht die Welt verjüngt, als ſich ergoß
Vom Norden her der Völkerwandrung Schwall,
Als der Germanen Arm den Erzkoloß
Umwarf, daß zitterte die Welt vom Fall?
Doch lohnte ſchlecht der Gärtner blut'gen Fleiß,
Gepfropft auf röm'ſchen Stamm, german'ſches Reis.

Italien! Kunſt, Sprache, Wiſſenſchaft
Verjüngteſt du! Die lezten Blüthen trieb
Des Heldenliedes dein von Muſenkraft
Durchdrungner Boden; aber nichts dir blieb
Von jener Tugend, die dein Bollwerk war
Gegen der fremden Kön'ge Freierſchaar.

Du wardſt, Italien, ein Baſtardland,
Ein Reich, erfüllt von Segen und von Fluch;
Armida gleich, mit buhleriſcher Hand
Verlockteſt du zum reizenden Beſuch
Die nord'ſchen Fremdlinge; doch wenig Heil
Ward ihnen und ward dir dadurch zu Theil.

Weh! auch die beſten Helden meines Lands
Berückteſt du mit deiner welſchen Kunſt!
Für einer längſt verlornen Krone Glanz
Tauſchten ſie ihrer Völker Glück und Gunſt;
Siech, elend, arm triebſt du ſie dann von dir —
Oder ein Grab gewährt'ſt du ihnen hier.

Erſt geſtern ſah mit Wehmuth ich die Statt,
Die von erlauchten Hauſes leztem Sohn
Das warme Heldenblut getrunken hat —
Conradins Blut — der Menſchlichkeit zum Hohn!
Wo Karl von Anjou ſich vom Henkersknecht
Beſtät'gen ließ ſein falſches Kronenrecht.

O Schmach, Italien, dir! Zwei Fremde zogſt
Du her durch deiner Reize Zauberei,
Das junge Blut verräth'riſch du betrogſt,
Und litt'ſt des gelben Mörders Tyrannei,
Bis, Sprache leihend lang verhalt'nem Groll,
Meſſina's Veſperglocke rächend ſcholl.

Doch wohin ſchweift mein Geiſt? ein Labyrinth,
Pompeji, biſt du dem Gedanken, wo
Er ſich verliert in buntem Traumgewind —
Der Faden der Erinnrung täuſcht mich ſo,
Daß Gegenwart und Zukunft ſich vermengt,
Und Sehnſucht, Luſt, Zorn, Wehmuth mich umdrängt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Unterricht. Induſtrie. Verſchönerung.

Nun ſind alle Lehranſtalten, mit welchen Paris überaus reichlich verſehen iſt, wieder im Gange, und es fehlt außerdem nicht an einer Menge von Privatanſtalten, welche die Studirenden zu den öffentlichen vorbereiten, oder dieſelben gar zu erſetzen ſuchen. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß die Zahl der Studirenden in Paris beſtändig zunimmt. Freilich wird faſt jedes Jahr an den öffentlichen Anſtalten Manches gebeſſert und vervollſtändigt. In der lezten Zeit hat es ſich die Regierung angelegen ſeyn laſſen, die fremde Literatur mehr in Aufnahme zu bringen, und erſt kürzlich iſt das Studiren der deutſchen und engliſchen Sprache den Schülern in den Pariſer königlichen Collegien zur Pflicht gemacht worden. Jedoch ſteht es den Eltern frei, zwiſchen den beiden Sprachen zu wählen. Jezt geht man damit um, die deutſchen Gewerb- und Realſchulen in Frankreich einzuführen, und beſonders die Hauptſtadt damit zu verſehen. Seitdem der Gewerbfleiß einen ſo bedeutenden Aufſchwung genommen, öffnen ſich für junge Leute eine Menge Laufbahnen, für welche ihnen der claſſiſche Schulunterricht nur wenig nützen kann. — Obſchon die gewagten Spekulationen nun ziemlich an Kredit verloren haben, ſo kommen doch noch immer neue zum Vorſchein, und zwar manche recht einfältige. So z. B. kündigte neulich ein Anſchlagzettel eine Verſicherungsanſtalt gegen oder für Beerdigungen an. Der Unternehmer behauptete nämlich, manche Leute ließen ihren Familien nicht ſo viel nach, daß dieſe ihnen ein anſtändiges Begräbniß zu Theil werden laſſen und ihnen ein Denkmal errichten könnten. Es habe ſich daher ein Verein gebildet, der den Abonnenten gegen eine jährliche Vergütung eine recht anſtändige Beerdigung und ein ſchönes Grabmal zuſichere. Die Familien würden dadurch aller Sorgen wegen des Begräbniſſes überhoben, und Jedermann könne mit der Beruhigung ſterben, daß er ehrenvoll beerdigt werde. Als ob die Leute ſich ihres Begräbniſſes halber großen Kummer machten! Dieſer Verein würde, falls er wirklich zu Stande käme, was ſehr zweifelhaft iſt, eben ſo ſchnell wieder zu Grunde gehen, als der, welcher die Leute der Sorge für Arzt und Arznei im Falle einer Krankheit überheben wollte. Solcher von irgend einem müßigen Kopfe ausgeheckten Vorſchläge gibt es eine Menge; das Publikum iſt aber ſo mißtrauiſch geworden, daß es nicht ſo leicht mehr hinter's Licht geführt wird. Schlimm iſt es, daß dieſes Mißtrauen ſich jezt auch auf wahrhaft nützliche Anſtalten, z. B. auf Eiſenbahnunternehmungen, erſtreckt, die nun zum Theil in's Stocken gerathen, weil die Aktienabnehmer ſich zurückziehen und kein Geld mehr hergeben wollen. Es entſteht dadurch eine Spannung im ganzen Gewerbfleiße, ſtatt der vorigen außerordentlichen Betriebſamkeit. Dies wird jedoch wohl nicht von langer Dauer ſeyn. In der jetzigen Kriſis werden die Leute lernen, vorſichtiger bei großen Unternehmungen zu Werke zu gehen, die Koſten beſſer im Voraus zu berechnen und nicht auf's Gerathewohl darauf los zu arbeiten, wie wohl zuweilen gethan worden. — Für die Verſchönerung von Paris iſt in dieſem Jahr Manches geſchehen: für Straßenpflaſter, Beleuchtung, Waſſerleitungen und Kloaken; die Vergrößerung des alten Rathhauſes oder Hôtel de ville iſt ſchon weit vorgerückt, und jezt legt man Hand an das ſchon ſo lange beſtehende Hoſpital Hotel-Dieu, welches man auch erweitert, wobei man aber zu gleicher Zeit einen Theil der Krankenpflege an andere Hoſpitäler vertheilt, indem das Hotel-Dieu wirklich eine koloſſale Anſtalt geworden war, in welcher es ſchwer hielt, die nöthige Aufſicht, Pflege und Ordnung zu halten. Die andern fünf oder ſechs großen Hoſpitäler müſſen alſo bedeutender werden, und da ſie in verſchiedenen Stadtrevieren liegen, ſo iſt dies eine Bequemlichkeit mehr für die ärmere Volksmenge, welche faſt durchgängig in den Hoſpitälern ihr Leben beſchließt. Dg.

Berlin, November.

Die Potsdamer Eiſenbahn.

Es iſt Alles anders gekommen, als ich Ihnen neulich ſchrieb. Gehen Sie die Leipziger Straße entlang, die zur Eiſenbahn führt, man kennt ſie nicht wieder; ein Hin- und Rückſtrom von Fußgängern, Droſchken, Kutſchen und andern Fuhren; die feſten, maſſiven Häuſer dröhnen unter der fortwährenden Erſchütterung, und Bewohner, welche vordem hier eine ſtille, ſchöne Straße, mit den Vorzügen von naher Landluft und Grün der Bäume und des Feldes geſucht, möchten wieder tiefer in die Stadt hinein, um die verlorne Ruhe zu ſuchen. Wahrſcheinlich wird die Induſtrie künftig die große Leipziger Straße bevölkern und eine Reihe Läden die Erdgeſchoſſe einnehmen. Das ſind nur die Erſchütterungen und Umwälzungen, veranlaßt durch den Zuſtrom zur Potsdamer Eiſenbahn; das Kochen und Donnern und Raſſeln der Lokomotiven, die Dampfwolken und das Kreiſchen und Pfeifen der ſich entladenden Keſſel verändern vor dem Thore die Phyſiognomie der Stadt vollends. Daß hier noch keine muſikaliſche Erfindung hinzugetreten iſt, um dieſem gräßlichen Aufkreiſchen, gleich dem eines ſterbenden Ungeheuers, das man, ehe es die Welt gerochen hat, erſtickt, melodiſchere Töne zu leihen! Es dringt bis tief in die Stadt, und gäbe es ſchon Nachtfahrten, würde man die Stunden des Abgangs und der Ankunft bis über die Spree hören können. Und dieſe unangenehme Muſik wird durch die unerſchöpfliche Imitationsluſt unſerer Straßenjugend noch vermehrt. Mit den Fingern im Munde mühen ſie ſich ab, dieſe unausſprechlich widerwärtigen Töne wiederzugeben. Das ſind die erſten auffälligen Umänderungen; was außer der Stille in den Straßen und den Nachtigallen in den Bäumen noch ſonſt fliehen und kommen wird, ſteht dahin. Eine Revolution iſt aber ſchon da, und ſelten pflegt ſie in ihren erſten Stadien inne zu halten. Das Hauptmoment dieſer Revolution iſt die plötzlich zur Erſcheinung gediehene Theilnahme an dem Ereigniß. Die Wege und Berge ſind von Neugierigen umlagert und die Felder ſind ſchwarz von Menſchen, um die abgehenden und ankommenden Wagenzüge zu betrachten. So mißtrauiſch man Alles, was die Direktion gerade dieſer Bahn unternahm, verfolgte, jezt iſt die Sache in's Leben getreten, ihre gedeihliche Wirkſamkeit iſt augenfällig und handgreiflich, zwei Reſidenzſtädte, zu den Zeiten unſerer Großväter noch durch eine beſchwerliche Tagereiſe getrennt, ſind eins geworden, nur durch den leichten Weg von ¾ Stunden getrennt. Potsdam wandert nach Berlin und Berlin nach Potsdam. Die ſchönen Umgegenden des leztern werden die Gartenwohnungen der Berliner werden. Schon iſt die verminderte Theilnahme für das ſo anmuthige und beliebte Charlottenburg ſo merklich, daß Gaſtetabliſſements von dort nach Potsdam überbürgern. Kurz, unſer ſtädtiſches Leben ſteht an einem Wendepunkt. Ob die unerwartete Frequenz der ſechs bis acht Hin- und Rückfahrten täglich ſo fortdauern wird, iſt eine Frage für ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 10. December 1838.

Friſch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo iſt der Künſtler? Er warf eben den Pinſel hinweg.
Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn.

Schiller.

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

(Fortſetzung.)

Im tiefen Keller lehnet Krug an Krug,
Nicht fehlt's am Miſchgefäß und am Pokal;
Schaut an der Wand gemalt den luſt'gen Zug,
Das taumelnde, berauſchte Bacchanal —
Schenkt ein! ſchenkt ein! Doch oh — der Krug iſt leer!
Ihn macht der Staub, der feuchte, nur ſo ſchwer.

Trug das Geſchlecht, auf das ein Leichentuch
Herunter plötzlich aus den Lüften ſank,
Die Ahnung ſchon im Herzen von dem Fluch?
Und waren längſt vor Angſt die Seelen krank?
O nein! ſie freuten ſich an munterm Spiel,
Als flock'ger Tod auf ſie herunter fiel!

Sie hatten Haus und Hallen und Pallaſt
Mit hellen Bildern freundlich ausgeſchmückt,
Sorgloſen gleich, die keiner Ahnung Laſt,
Nicht nahen Unglücks ſchwüler Dunſtkreis drückt;
Duftreiche Blumen, Früchte zum Genuß
Ergoß aus goldnem Horn der Ueberfluß.

Verſchwenderiſch hat überall die Kunſt
Ihr Zeichen dieſen Räumen aufgedrückt,
Wie eine Mutter, die, zur lezten Gunſt,
Ihr welkend Kind mit tauſend Zierden ſchmückt,
Vergoldend ſeines Lebens karge Friſt,
Und hehlend ihren Schmerz in frommer Liſt.

Noch ſpielt ein Lächeln um des Wanderers Mund,
Ob tiefer Schmerz auch ſeinen Geiſt beengt,
Wenn er Geſtalten ſieht, ſo friſch und bunt,
Aus Wirklichkeit und Traum ſo keck gemengt —
Den Satyr, der nach tauſendjähr'ger Nacht
Noch immer lüſtern und begierlich lacht.

Schaut die Bacchantin, die im Sinnenrauſch
Der Grazie ſüßen Adel nicht verlor!
Göttern verwandt durch des Bewußtſeyns Tauſch,
Fliegt ſie im Tanz, faſt körperlos, empor;
Kein Gift dem Geiſt iſt hier der Traube Saft —
Iſt Feuer, Freiheit, Seligkeit und Kraft!

Und alles dies in einem Menſchenleib,
Der ſich aus lichten Farbenwellen hebt,
Wetteifernd wohl mit jenem Götterweib,
Welches der klaren Meeresfluth entſchwebt;
Doch jene, kühl'rem Element entiaucht,
Hat nicht ſo heiße Seligkeit durchhaucht.

Digitized by Google

Manch Weſen ſieht man hier, zu deß Geſtalt
Sich nicht als Schöpf'rin die Natur bekennt:
Der ſchwere Stier, von Flügeln leicht umwallt,
Der Fiſch, entartet ſeinem Element;
Es treibet der Cikaden flink Geſpann
Der Papagai als Wagenlenker an.

Denn Phantaſie, das eigenwillige Kind,
Schülerin und Deſpotin der Natur,
Sie zog, die bunten Schwingen leicht vom Wind
Der Luft bewegt, hier tändelnd ihre Spur;
Anmuthig, ſanft, und ausgelaſſen wild
Verkündet ſie ſich hier in manchem Bild.

Nicht ahnteſt du, Pompeji, dein Geſchick!
Und dennoch kam es! Kaum zuvor gewarnt,
Sah plötzlich deiner Kinder ſcheuer Blick
Ringsum dich ſchon vom Untergang umgarnt;
Es ſinkt der Tod herab als eine Nacht,
Die ſelbſt der Rettung Pfad unſichtbar macht.

Der Himmel ſelbſt, zu dem in ſchwerer Noth
Das Auge ſich, die Seele fromm erhebt,
Er ſpeit herab erbarmungsloſen Tod,
Der das Lebend'ge einſchlingt und begräbt.
Es wankt der Fuß durch eine weite Gruft;
Verwandelt iſt in Aſche ſelbſt die Luft.

Der peinlichen Erinnerung ſey genug,
O Herz! — Des Leids hat jede Zeit zu viel!
Verfolge nicht der Heimathloſen Zug
An ihres gottgeſandten Elends Ziel!
In dieſer Zeit hab' ich ein Volk geſehn
Vom Vaterland in die Verbannung gehn!

(Der Beſchluß folgt.)

Indiscretion.

(Fortſetzung.)

In Frankreich und England fehlt es wahrlich nicht an ſchlechten Ueberſetzungen; ſie ſind es aber in ganz anderer Beziehung als die unſrigen. Der dortige Ueberſetzer bannt um jeden Preis den fremden Ausdruck in ſeine feſter umſchriebene Schriftſprache; er thut lieber dem Sinn des Originals als ſeinem eigenen Idiom Gewalt an; was er nicht verſteht, ſucht er zu umſchreiben oder künſtlich zu verwaſchen; eher gäbe er es ganz auf, gewiſſe Dinge zu übertragen, ehe er engliſchen oder franzöſiſchen Unſinn niederſchriebe, und der Vorwurf des Kritikers, daß er die fremde Sprache ſchlecht verſtehe, gilt ihm nichts, gegen den, daß er ein Stümper in ſeiner eigenen ſey oder ſie, fremden Gedanken zu lieb, verunziere. — Der deutſche Ueberſetzer macht es oft, und wie oft! gerade umgekehrt. Er biegt nicht den fremden Gedanken zierlich in die Formen ſeiner Sprache, ſondern bequemer biegt und zerrt er dieſe Sprache nach der Form des fremden Gedankens. Zehn abſcheuliche Barbarismen auf einer Seite koſten ihn gar nichts. Mancher ſchreibt einen ganz erträglichen deutſchen Brief oder Aufſatz; ſobald er aber auf der Ueberſetzerbank ſitzt, iſt es, als ob er ſich des deutſch Denkens ein für allemal entſchlagen hätte. Die fremden Sätze in deutſche Worte umſchreiben, heißt er verdeutſchen, und der arme Teufel, deſſen Leſſing ſpottet, weil er ganz naiv geſtand, wenn er die Stelle eines Claſſikers nicht verſtehe, ſo überſetze er ſie wörtlich, lebt noch heute in vielen hundert Exemplaren und findet ein Publikum, das nicht etwa nachſichtig ein Auge zudrückt, ſondern in aller Unſchuld der Greuel gar nicht gewahr wird.

Und allerdings wären ſolche Arbeiten gar nicht denkbar, wenn nicht die Mehrzahl der Leſer ein ſo weites Sprachgewiſſen hätte als der überſetzende Sprachſchänder. Erklärt ſich dies anders, als wieder aus unſerem Trieb, über dem Weſen die Form zu ignorieren und durch die für uns gleichgültige Hülle hindurch den Kern zu ergreifen? In der Wiſſenſchaft, bei Reiſen, Memoiren u. dergl. gilt es, ſchnell Gedanken und Thatſachen wegzubekommen; was kümmert es den Leſer, daß ſie ihm in einer Sprache vorgetragen werden, die er oft faſt in jeder Zeile abſcheulich finden muß, ſobald man ihn in ſeinem ſomnambuliſtiſchen Fluge über die Blätter durch den Zuruf aufſchreckt: Du biſt ein Deutſcher und nimmſt dies hin? — Im Roman, in der Novelle wird der Sinn ganz von der Fabel befangen; was macht es dem Leſer aus, daß ſie ihm in Sätzen vorgeſtammelt wird, wie ſie weder ihm, noch ſonſt einem deutſchen Menſchen je in den Sinn und auf die Zunge kommen könnten?

Zu dieſen Betrachtungen veranlaßt mich die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Romans, die mir vorhin unter den Büchern, welche ich auf mein Zimmer genommen, in die Hände fiel. Es iſt eines jener Produkte, in denen die Muſe des franzöſiſchen Romans immer noch den Kranz der Orgie im Haare und die buhleriſche Schminke auf den Wangen, aber das alte graziöſe Lächeln der Frivolität mit der modernen Grimaſſe eines erlogenen poetiſchen Schmerzes vertauſcht hat. Nichts vom Buche, das ich gar nicht leſen mag; aber beim Blättern erkannte ich ſo recht unſern faulen, beſinnungsloſen Ueberſetzerſtyl. Ich trieb mit dem Papiermeſſer das Spiel der sortes Virgilianae, und war ſicher, faſt jedesmal ſo eine deutſche Baſtardblume auszuſtechen. Ich ſetze Einiges her, die zum Spaß, da du doch nie Ueberſetzungen lieſt.

Digitized by Google

„Sie athmete ſeine Haare ein.“ — Schon im Franzöſiſchen ein widerliches Bild; in der lächerlichen Uebertragung flagranter Unſinn. — „Wir ſehen die Engel ausrufen mitten durch einen Schleier von Azur.“ — „Siehſt du, das iſt das Beſtimmte, wovon ich dir die Verſicherung geben kann.“ — „Ihr ſchlankes Kleid und ihr auf eine peinliche Weiſe leichtſertiger Gang.“ — „Um die Urſache des Außerſichſeyns zu erfahren, in welches er gerathen war.“ — „Sein Gefährtenthum mit Deinesgleichen.“ — „In der Stellung einer ganz orientaliſchen Grazie betrachtet ſie ihn mit einem Lächeln von engliſcher Milde, vermiſcht mit einem gewiſſen Zuſammenziehen der Augbraunen.“ — „Ich ſuche meine Launen und Phantaſien mit dem Geſchmack der ſchönen Künſte zu vermiſchen.“ — „Er iſt voll kleiner hübſcher Witzworte, gleichend dem Tanz der Wachtelhunde auf ihren Hinterpfoten.“

Genug und übrig genug als Muſter, wie zierlich franzöſiſche Wendungen gegeben ſind, bei denen man ſich allerdings etwas beſinnen muß, will man ſie in einen erträglichen deutſchen Ausdruck bringen. Wäre es drum! das Beſinnen iſt nicht Jedermanns Sache, und an einen Ueberſetzer, deſſen Arbeiten fur Leihbibliotheken berechnet ſind, kann man in dieſer Beziehung nur beſcheidene Anſprüche machen. Aber welch tückiſcher Zauber befängt den Unglücklichen, daß er faſt jeden Satz ganz anders niederſchreibt, als er ihn in der Minute drauf erzählen würde? Iſt es begreiflich, daß ihm beim gewöhnlichſten proſaiſchen Fluß der franzöſiſchen Rede faſt regelmäßig der landesläufige, nothwendige deutſche Ausdruck in der Feder bleibt und der reine Gallicismus auf's Papier fällt! — „Tu me fais peur. — Du machſt mir Furcht.“ — „Sous la faveur d'un brillant costume. — Unter der Gunſt eines brillanten Coſtüms.“ — „Il se fit tomber par terre. Er ließ ſich zur Erde fallen.“ — „Pour ne pas blesser ses souvenirs. — Um nicht ſeine Erinnerungen zu verletzen.“ — „Il sentit sa tête enflammée. — Er fuhlte, daß ſein Kopf entflammt war.“ — „Il le saluait profondement. — Er begrüßte ihn tief.“ — „Die Lichter begannen ſich auszulöſchen.“ — „Ihr habt Euch einen Spaziergang gemacht.“ — „Er blickt ruhig den Vorwürfen zu.“ — „Il affiche les pretentions. — Er ſteckt die Anſprüche aus.“ — „Un bon diable. — Ein guter Teufel.“ — Als ob es in Deutſchland andere Teufel gäbe, außer dem armen Teufel und dem dummen Teufel!

Und ſolcher Ueberſetzungen gibt es hunderte, tauſende, und die mir vorliegende iſt keineswegs die ſchlechteſte. Ganz abgeſehen von den Leſern, ſollte man nicht meinen, ſchon die Setzer mußten ſich empören, wenn man ihnen zumuthet, zu ſolchem Schimpf ihrer Mutterſprache die Buchſtaben zu greifen? Ich muß dabei an den franzöſiſchen Koch in Smollets Peregrine Pickle denken, den der antiquariſche Arzt zu ſeinem römiſchen Gaſtmahl gedungen hat. Der arme Burſche, der aber Ehre im Leib hatte, wurde ſchier verrückt ob den ſchrecklichen claſſiſchen Kuchenrezepten und ſchrie mit den beweglichſten Geberden: „Um der Wunden Jeſu willen, erlaſſen Sie mir das Aergerniß mit dem Honig und Oel!“ Wäre es zu verwundern, wenn der Setzer bei Phraſen, wie: „Was haſt du denn? — Aber nichts!“ (Qu'as tu donc? — Mais rien!) voll Abſchen den Winkelhaken fallen ließe? oder wenigſtens, wenn ſich die Leſer geberdeten, wie die bitter getäuſchten Gäſte des die antike Gaſtronomie uberſetzenden Arztes? Aber nein! wie geſagt, dergleichen iſt nicht zu befahren, und unſere Verblendung geht hierin unglaublich weit. Erzähle Einem ein paar ſo recht charakteriſtiſche Ueberſetzerböcke; er wird ſich höchlich daran beluſtigen, greift er aber morgen zur Ueberſetzerfeder, ſo ſchießt er dieſelben, oder noch ärgere. So ſchäme ich mich vor mir ſelbſt, wenn ich daran denke, wie ich früher miſerable Ueberſetzungen engliſcher und franzöſiſcher Romane zu Dutzenden verſchlungen habe, ohne eben viel ſprachlichen Unrath zu merken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Sonntag.

Es iſt eine betrübte Täuſchung, daß Sonn- und Feſttage, die im Kalender roth wie Roſen und Apfelblüthen angeſchrieben ſtehen, wenn es dazu kommt, gar oft düſter und wolkenbehangen ſind; noch am Abend, nachdem man Stund um Stunde vergebens nach Heiterkeit aufgeſehen, fällt es uns ſchwer, daran zu glauben, daß nicht jeder Sonntag ein Sonnentag ſey.

Lebensplan.

Jeder Menſch würde die Freude ſeines Daſeyns ſchmecken, wenn er von frühe an, ſelbſt ohne ſein Leben breit und groß anzulegen, ſeine Thätigkeit in Einen Knoten zuſammenzuſchürzen ſich gewöhnte; ſein eigenes Thun würde ihn läutern und heben, wenn er, wie der deutſche Kaiſer ein Semper Auguſtus, ein Allzeit Mehrer ſeines innern Reichs zu ſeyn ſich heilig angelegen ſeyn ließe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Die Potsdamer Eiſenbahn.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Zahl der bloß Neugierigen künftig durch eine gleiche und größere Anzahl ſolcher Fahrgäſte erſezt wird, welche ein neu erwachtes Bedürfniß ſie zu

Digitized by Google

benutzen nöthigt. Aber ſey es auch, daß die Zahl ſich mindere, ſelbſt daß ſie ſo tief ſinke, daß kein Gewinn abfällt, das Bedürfniß iſt dann einmal da, und die Eiſenbahn auch. Der Sieg dieſes Fortſchrittes läßt ſich nicht mehr rückgängig machen. Umſonſt ſtehen unſere Grämlichen und Aengſtlichen auf den Bergen und Söllern umher und prophezeien und wünſchen Unglück, und ſtoßen in die Lärmtrompete, wenn einmal ein kleines Unglück ſich ereignet. Da hat man ein Hufeiſen in den Schienen gefunden, einen Stock in den Sand geſteckt, mit Speck die Schienen beſchmiert, daß die Friction aufhörte (hoffentlich mehr Fahrläſſigkeit, als boshafter Muthwille), ſie haben geſchrien: wenn das nun unglücklich abgelaufen wäre! Wie viel Schiffe ſcheitern in jedem Jahr (es iſt noch keines abgelaufen, wo die Zeitungen nicht von ſchrecklichen Schiffsbrüchen erzählten), iſt es aber ſchon einem vernünftigen Menſchen beigekommen, gegen die Seeſchifffahrt zu eifern, oder kann man es ſich nur als möglich denken, daß jemals deßhalb dagegen geſprochen worden! Neulich, nachdem zehn Tage hindurch jeden Tag gegen zweitauſend Perſonen ungefährdet hin und zurück ſpedirt worden, ſind unter achtzehnhundert Perſonen zwei oder drei verwundet worden, weil durch ein Verſehen die hinten ſtoßende Lokomotive (immer ein Uebelſtand) zu ſtark auf die Wagen vor ſich aufſtieß. Wer ſich davon zurückſchrecken laſſen will, der gehorche ſeiner Furcht. Die Gegner der Sache werden keinen Vortheil für ihren Widerſtand aus dem Zufall ziehen. Von den Einſichtigen zu ſchweigen, die große Maſſe iſt, faſt wider Erwarten, gewonnen. Man muß ihre Geſpräche belauſchen, wenn ſie zu Tauſenden die heranbrauſenden Wagen erwarten. Erſtaunen, Bewunderung, Beifall; die Sache ſcheint ihnen ſelbſt zu groß für den Witz, was bei unſerm Publikum etwas Ungewöhnliches iſt. Oft hörte ich Einen den Andern beruhigen und ihm die wohlthätigen Wirkungen und Folgen auseinanderſetzen. Indirektes Lob der Aufklärung aus dem Munde zerlumpter Buben: „Wäre ſolch ein Wagen in alten Zeiten gekommen, ſie hätten ja gemeint, er käme geradewegs aus der Hölle; und das Pfeifen iſt doch wie der Teufel ſelbſt.“ Wo ſo Viele, für den Augenblick wenigſtens, dabei verlieren, iſt es noch merkwürdiger, ſo wenig Klagen zu hören. Auch die Fuhrleute fangen an, die Augen aufzuthun, und in richtigem Spekulationsgeiſte die neuen Wege zu Verdienſt ſtatt der alten einzuſchlagen. So haben die Perſonenwagen, welche Nachts die Potsdamer in ihre Stadt zurückbefördern, außerordentlichen Gewinn. Die Fuhren aus der Stadt zum Bahnhofe und in Potsdam ſelbſt ſind nirgends öffentlich berechnet, werfen aber gewiß kein minder günſtiges Reſultat ab, als die Dampfwagen in dieſen erſten Wochen.

Die Gegend bis Potsdam iſt traurig, der geradere Seitenweg, den die Bahn nimmt, bietet möglicherweiſe noch weniger Reize dar, die hochaufgethürmten Sand- und Lehmberge zu beiden Seiten rauben oft noch die freie Ausſicht, und eine Novemberlandſchaft, ſelbſt bei ſo günſtigem Wetter, als jezt, iſt am allerwenigſten anlockend. Selbſt die Rutſchpartie hat an ſich nichts beſonders Lockendes und Bequemes. Man meint ſchon, es ginge zu langſam, was in der That nicht unbegründet iſt; denn einige Fahrten dauerten, ſtatt wie anfänglich $^{3}/_{4}$, bereits $1^{1}/_{2}$ Stunden. Und wie Viele kommen immer und immer wieder, wie Viele, die alle auswärtigen Bahnen verſucht haben, machen die zweck- und vergnügungsloſe Partie nach Potsdam mit! Es iſt nicht Neugier, es iſt die Siegesfreude über eine vaterländiſche Errungenſchaft. Aus dieſem Grunde mag auch Herr Rellſtab, der ſich mit Recht der Potsdamer Bahn ſonſt wenig befreundet zeigte, jezt ihr das Wort reden. Dieſe eine Bahn, wie auch verfehlt und verkehrt und in ihrer opponirenden Leitung tadelnswürdig, iſt die erſte preußiſche, es iſt ein erſter Schritt gegen einen zähen, rückhaltvollen Widerſtand, ein Schritt, der ſich nicht mehr zurückthun läßt, der zu einem zweiten, dritten führen muß. Und deßhalb ſey ihm auch keine Inconſequenz vorgeworfen, wenn er die Einweihungsfeierlichkeit als würdig geſchildert hat, während Andere von der Würde nichts merkten, ſie beſtehe denn darin, daß viele bunte Fähnlein auf den Wagen wehten und die Muſikanten Straußiſche Walzer ſpielten. Kein Wort der Eröffnung, keine Bewillkommungsrede an die erſten Männer des Staates, die königlichen Prinzen und Miniſter. Der Straußiſche Walzer klang eher wie eine Parodie des bedeutungsvollen Momentes. — Glücklicherweiſe hören wir in dieſem Augenblick, daß nun wirklich mit dem Bau der erſten commerziellen preußiſchen Bahn, der frühern Riſaer, die über Luckenwalde nach Cöthen geht, der Anfang gemacht wird. Die Erlaubniß zur Durchbrechung eines neuen Thores, woran die Sache bis jezt ſich noch verzögerte, iſt gegeben. Wenn man die ſoliden Vorarbeiten der Direktion erwägt, ſo läßt ſich von der Förderung des Unternehmens viel erwarten. Gleichfalls iſt von Legung einer zweiten Schienenreihe nach Potsdam die Rede, die bei der Frequenz und den oft nöthigen Extrafahrten ſehr wünſchenswerth iſt. Dieſer leztern wegen mußten die regelmäßigen Fahrten hin und zurück von acht auf ſechs reducirt werden. Daß der Preis noch herabgeſezt werde, iſt nicht ſowohl Wunſch des Publikums, als es in der Zukunft für die Direktion ſelbſt eine Nothwendigkeit werden wird.

Die Chauſſée nach Potsdam iſt, wie geſagt, deßhalb noch nicht verödet, die Nachtfahrten auf derſelben werden noch eine gute Weile fortdauern; denn wenn auch die Verſuche mit einer beleuchteten Eiſenbahn geglückt ſind, werden doch Viele noch lange Anſtand nehmen, eine Nachtfahrt mit Dampf zu wagen. Höchſt ſeltſam iſt nun ein trauriger Unfall, der vor Kurzem auf dieſer Straße ſich ereignete. Ein Brauerknecht zu Wagen wird gegen Abend von bewaffneten Räubern angefallen. Durch Beſonnenheit und die Schnelligkeit ſeiner Pferde entrinnt er ihnen; aber man ſchießt ihm nach, und auf den Tod verwundet, kommt er bis Potsdam, mit ſeiner bedeutenden Baarſchaft und noch mit ſo viel Beſinnung, um den Vorfall zu melden. Der Fall iſt unerhört in unſerer ſtädtiſchen Geſchichte, und noch auffälliger iſt, daß bis jezt noch nichts über die Thäterſchaft ermittelt wurde, ja daß die Anfälle ſich zweimal wiederholt haben. Die Arbeiter an der Eiſenbahn derſelben anzuklagen, liegt ſcheinbar nahe, hat aber, ernſtlicher betrachtet, doch mehr Unwahrſcheinliches. Dieſe Tagelöhner ſind zum größern Theil fleißige, ſparſame Schleſier, die des beſten Rufes genießen. Sie haben nie zu Klagen Anlaß gegeben, leben verträglich untereinander, ſind ordnungsliebend, und kehren jeden Winter mit ihrem ſauer Erworbenen zu den Ihrigen in die Heimath zurück. Es fehlt aber zu dieſer Zeit unter uns nicht an frechem Geſindel, Entlaſſene der Zuchthäuſer, welche wohl die Freiheit, aber nicht die Arbeit lieben. In unſern Straßen wurde jüngſt eine verwegene Bande aufgehoben, die, ſeit Jahren unentdeckt, unter der Firma von Obſthändlern ein einträgliches Diebeshehlergewerk betrieben hatte. Die Pflaumen- und Aepfeltonnen waren mit werthvollen Effekten angefüllt, und deßgleichen der Raum unter den Dielen ihrer Wohnung. Ein übel angebrachter Berliner Witz imputirt den Mordanfall auf der Chauſſée übrigens den bei der Eiſenbahn Intereſſirten. Er ſey veranſtaltet, um die Sicherheit der Eiſenbahnfahrten in's richtige Licht zu ſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Dienstag, den 11. December 1838.

Lies die Gebote, Freund; verdeutſche die Poeten
Ins Künftige nicht mehr; es heißt: du ſollſt nicht tödten!
Und zwiefach mordeſt du: auf Einen Streich ſans faule
Schlägſt du des Fremden Wiz und deine Sprache todt.

Epigramm von 1770.

Indiscretion.

(Fortſezung.)

Ich ſehe eben, daß ein Frauenzimmer das Buch da überſezt hat. Sieh, dies thut mir vollends leid. Im Gemüthe des Weibes, wenn es nicht völlig überbildet iſt, lebt die nationelle Eigenthümlichkeit weit reiner, unmittelbarer, naiver, wenn auch in weicheren, fließenderen Umriſſen, als im Mann, der an Anſchauungen, Begriffen, Urtheilen und Vorurtheilen ſo viel Fremdes in ſich aufnimmt. Beſonders aber jenes Sprachgefühl, das von ſeinen Ausſprüchen keine Rechenſchaft geben kann, und dies auch nicht nöthig hat, iſt beim gebildeten Weibe empfindlicher, keuſcher als bei uns, aus mannichfachen Urſachen. Denke nur an unſere Erziehung, wie wir frühzeitig gewöhnt werden, unſere Sprache als einen ſchlechten Thon zu behandeln, den man abgeſchmackt in römiſche und griechiſche Formen kneift und zwickt, wie man ſich beim Exponiren der Claſſiker mit dem ſchiefſten, hinkendſten Ausdruck zufrieden gibt, wenn man nur materiell den Sinn erwiſcht hat, wie wir im Maße, als wir die Blumen fremder Idiome im Gedächtniß einlegen, im Garten unſerer eigenen Sprache Fremdlinge werden. Iſt es ſo zu verwundern, wenn ein junger Mann, der viel oder wenig gelernt hat, nur nicht deutſch, als Ueberſetzer etwas liefert, das möglicherweiſe deutſch ſeyn könnte, wenn die Römer ein halb Jahrtauſend länger in Deutſchland geblieben wären, oder wenn das ganze Land das Schickſal des Elſaſſes theilte, oder wenn das Deutſch der in Paris anſäßigen deutſchen Schneider Muſter des Bücherſtyls wäre? Wie mancher unter uns öffnet ſich mit der vielbelobten, probaten Springwurzel des Lateiniſchen in aller Geſchwindigkeit die Pforten des Franzöſiſchen und Engliſchen; er guckt nur hinein, meint er doch den Sprachinhalt ungefähr zum Voraus zu kennen; auch denkt er getroſt: transferendo discimus, und ſo überſezt er Herren v. Balzac oder Kapitän Marryat im ſelben Geſchmack, in dem er zehn Jahre vorher ſeinen Cicero in ſtammelndes Schulerdeutſch übertrug. Bei der Modeliteratur, bei Romanen namentlich, kommt hiezu noch, daß Kenntniß der Umgangsſprache in ihren verſchiedenen Tonarten das unentbehrliche Werkzeug des verſtändigen Ueberſetzers iſt. Wie will aber einer z. B. den Salonsjargon der Londoner oder Pariſer Welt erträglich wiedergeben, wenn er den analogen Ton im Vaterlande kaum vom Hörenſagen oder in der Verzerrung deutſcher Taſchenbuchsgeſchichten kennt? Alles, was Natur iſt, mag Genialität ſicher und unmittelbar ergreifen; aber die Unnatur will gelernt ſeyn, und wer den feinen Mann improviſiren will, ſchlägt ſich ſelbſt zum Ritter wie Hans

Digitized by Google

Sade, und ſteht auf als Sir John Mortimer, gerade wie er. Unter dieſen Umſtänden iſt die Form, in welcher die ausländiſche ſchöne Literatur, deutſch zugerichtet, gewöhnlich in den Handel kommt, leider ſehr begreiflich, wenn ungebildete oder halb gebildete Männer die Fabrikanten ſind.

Unternimmt ein Weib ein Geſchäft der Art, ſo iſt man im Voraus geneigt, ihr wenigſtens mehr geſellſchaftliche Bildung, mehr Uebung im Umgangston zuzutrauen als der Mehrzahl der überſetzenden Männer. Sie iſt überhaupt, eine gute Erziehung vorausgeſezt, offenbar im Vortheil gegen den Mann, wenn ſie anders Werke wählt, die ihren Kräften angemeſſen ſind. Der deutſche Ausdruck, ſollte man meinen, bietet ſich ihr reiner, urſprünglicher dar, ſchon weil ihre Einbildungskraft nicht von ſo vielen todten Begriffen und weithergeholten Ideenaſſociationen gekreuzt und befangen iſt. Sie iſt bei der Arbeit gleichſam allein mit der fremden Sprache, die ſie ſich zu eigen gemacht, und dem unverfälſchten Gefühl für diejenige, welche ihr in der Wiege eingeſungen worden. Dieſes Gefühl müßte nur ſehr loſe haften, wenn es im Bewußtſeyn von ein paar fremden Sprachformen ſo gerade zu überwältigt werden könnte. — Verſezt man ſich in männliche Schreibſtuben, wo Hunderterlei ſo beſtaubt, zerſtreut und verworren durcheinanderliegt, wie in den Köpfen deren, die darin hauſen, ſo möchte man ſich faſt nicht wundern über die beſtändigen Geiſtesabweſenheiten unſerer Ueberſetzer. Aber in einem weiblichen Arbeitszimmer denkt man ſich umweht von einem Geiſte der Reinheit, der Harmonie und Ordnung, und die Vorſtellung erfreut, daß dieſer ſchöne Geiſt immer und überall auch die Gedanken und den Ausdruck der liebenswürdigen Bewohnerin beherrſchen werde. Schade, wenn dem nicht ſo iſt, wenn man am ſelben Ort den Genius der Sprache mit der Feder verlezt, wo ihm mit dem Munde die reinſten, zierlichſten Opfer gebracht werden.

Unſere Ueberſetzerin ruft nie ihrer Dienerin zu, „die Lampe wolle ſich auslöſchen;“ ſie ſpricht nie zu den Ihrigen: „wir wollen uns einen Spaziergang machen,“ und ſie fragt nie, wer der ſey, der dieſe oder jene „ſo tief begrüßt habe.“ Es kann ihr nicht einfallen, irgend einen Mann einen „guten Teufel“ zu nennen, und wenn ſie einen mit ſeiner Schönen neckt, ſo wird ſie ſicher nicht äußern, daß ihr „ſein Kopf entflammt zu ſeyn ſcheine.“ — Ei, warum ſchreibt ſie's denn? Welcher Dämon regiert die zarten Schreibfinger in den glatten Handſchuhen mit den abgeſchnittenen Fingerſpitzen, daß ſie ſo ſchlimm gefügte Worte auf das ſatinirte Papier werfen, Worte, die in ſolcher Verbindung gar nie dem hübſchen Munde entfallen können!

Du fragſt mich, wozu ich all dies dir vorſchwatze? Sieh, das nenne ich meine Theeſtudien. Ich ſpreche ein Thema bei mir durch, das im Salon der Tante auf's Tapet kommen könnte, oder das ich mir vorgenommen, gelegentlich ſelbſt zur Sprache zu bringen. Ich recognoscire das ganze Terrain des Gegenſtandes, um nicht bei meiner verdammten Unvorſichtigkeit in Fußangeln und Berliner Eiſen zu treten; die Partieen, von denen ich mir Wirkung und Beifall verſpreche, ſkizzire ich mit einiger Sorgfalt; nur das erlaubt mir mein Stolz nicht, daß ich die Impromptus zum voraus mache. Da du nun von allen Schachzügen, die ich hier mache, unterrichtet ſeyn willſt, ſo denke ich lieber gleich mit der Feder in der Hand, damit ich mich nachher, wenn es zum Treffen gekommen, deſto kürzer faſſen kann.

Ich habe dir ſchon geſagt, daß ich an der Tante die Geiſtesfreiheit vermiſſe, welche das Coſtüm der Sitte und des Anſtands nicht als ein ſteifes Staatskleid, ſondern als eine heitere Maske behandelt, hinter der man ſich wohl einen Scherz erlaubt. Nun will mir aber doch ſcheinen, als ob ihre Befangenheit nur daher rührte, daß ihr das Geſpenſt der Indiscretion beſtändig vor Augen ſchwebt. Daher ihre unglaubliche Vorſicht und Umſicht in der Mediſance, die ſie denn doch von ihrem Theetiſch nicht verbannen kann noch will. Spricht man dagegen von Allgemeinem, wie von Büchern, wenn weder Vetter, noch Baſe, noch Freund des Verfaſſers zugegen iſt, ſo kann ſie ſich zuweilen recht leidenſchaftlich emanzipiren. So war neulich vom neueſten Roman der Madame Dudevant die Rede, der in der Ueberſetzung einer Dame vorlag, vielleicht — das weiß ich nicht mehr — derſelben, deren Arbeit mir den Text zum obigen Excurs gegeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

(Beſchluß.)

Noch ragt der Berg, der dieſen Tod geſprüht,
Gebeugten Hauptes zwar, doch trotzig noch;
Immer noch dampft ſein tiefer Schlund und glüht,
Und duldet nicht des Anbau's grünes Joch;
Er ſchüttelt ſich im Zorn, ſo ſinken ein
Der Rebenhügel, der Olivenhain.

Und dennoch quält den Wanderer die Luſt,
Dem Berg in ſeinen glühenden Schlund zu ſchaun
Daß er erſchöpft den Athem ſeiner Bruſt
Und überwindet ſeiner Seele Graun,

Digitized by Google

Dem Stolz zu lieb, daß an des Kraters Rand,
Des ſchwefeldampfenden, ſein Fuß einſt ſtand.

Auch ich ſah der Verwüſtung ſchwarzes Feld;
Von Blumen und von Grün bleibt's ewig leer,
Die Lava wälzt, wie jener Hunnenheld,
Unſegen, der nie endet, vor ſich her;
Nie lenkt zu dieſem Grund das Wild den Lauf,
Und keines Vogels Schatten fällt darauf.

Auch ich hab' dich geſehn — ein Meer von Rauch,
Wie aus Kaminen der Verdammten, Dampf
Und Schwefelqualm ſtieg auf aus deinem Bauch,
Und ſuchte mit des Himmels Blau den Kampf,
Der ruhig über deinem Toben ſteht,
Und deſſen Hauch dein Wolkenheer verweht.

Iſt's eigne Luſt, die dich zur Wuth entflammt?
Beherrſcht die Macht dich eines alten Fluchs?
Prometheus ward von Göttermund verdammt,
Daß, ſtets verzehrt, ihm ſtets die Leber wuchs —
Erzeugſt in gleicher Qual du ruhelos
Den unlöſchbaren Brand in deinem Schooß?

Umſonſt durchforſcht die Phantaſie das Reich
Der Schöpfung, ſuchend, was dir ähnlich ſey;
An Furchtbarkeit biſt du dir ſelbſt nur gleich,
Und bleibſt von Nebenbuhlern ewig frei,
Der du geſchmolz'ne Erde, Luft und Glut
Dir dienſtbar machſt und ſieden heiſſt die Fluth!

Die Sünde nur, die giftig mein Geſchlecht
Ach! ſeit dem Paradieſe ſchon! verheert,
Sie hat, mit dir zu meſſen ſich, das Recht,
Sie hat noch nicht des Unheils Stoff verzehrt;
Sie wird nicht kühler, legt ſich nicht zur Ruh,
Und brennt und raſt von Anbeginn, wie du!

Und räthſelhaft, wie deiner, iſt ihr Grund,
Den noch kein Sterblicher hat aufgedeckt;
Kein Auge reicht in ihrer Tiefe Schlund,
Kein Jäger ſah noch, wo ſie brütend heckt;
In Nacht gehüllt, täuſcht ſie der Klügſten Rath,
Ein Schwindel faßt, wer ihrem Krater naht.

Krönt ihr mit Aſche manchmal euer Haupt,
Nachahmend tief empfundner Reue Bild:
Im Nu iſt Aſch' und Friede weggeſtaubt,
Ihr tobet wieder, zügellos und wild,
Verderblich Jedem, der dem Schein getraut,
Und ſeiner Hoffnung Hütten neu gebaut.

Geſchäftig ſeyd ihr beide immerdar,
Ihr unterhöhlt den Rieſenbau der Welt,
Die, träumend und nicht ahnend die Gefahr,
Für Ewigkeiten ſich geborgen hält,
Und das Pannier der Freude feſtlich ſchwingt,
Bis die verborgne Mine plötzlich ſpringt.

Parthenope! wie unbeſorgt ſie ruht!
Des blauen Meeres leichter Athem kühlt,
Wie Straußenfedern, lind die Sonnengluth,
Wenn ſchmeichleriſch es an die Ufer ſpült,
Den Strand liebkoſend, deſſen Spiegelbild
Im klaren Golf noch nicht ſein Sehnen ſtillt.

O wunderbare Weisheit, die zum Dienſt
Mnemoſyne's den Feuerberg benutzt,
Und durch Verſchüttung köſtlichen Gewinnſt
Der Nachwelt vor dem Untergang beſchützt:
Wer darf dich ſchelten, wenn dein ſtiller Plan
Manch Opfer will, wenn ſchrecklich deine Bahn?

Vertrieben ward aus Tempel und aus Haus
Durch Aſchenregen, jammernd, ein Geſchlecht;
Doch ihre Erbſchaft gräbt der Enkel aus
Entzückt, denn Leben iſt der Jüngern Recht,
Und wähnt zu theuer nicht des Fundes Luſt
Erkauft durch Jener Grämen und Verluſt.

Die Weltgeſchichte ſchont kein ſanft Gefühl,
Und macht die Herzen ihrer Kinder hart;
Sie haucht die Flammen der Begeiſtrung kühl,
Ihr ſteinern, unbewegtes Auge ſtarrt
Gleichgültig über Opfer, Grab und Spiel,
Triumph und Schrecken, nach dem fernen Ziel.

O könnt' ich weilen Monde, Jahre lang!
Könnt' ich anſiedeln mich in jedem Haus!
Mit mächtigem, beſchwörendem Geſang
Lockt' ich die Schatten aus dem Grab heraus.
O hätt' ich Theſeus dünnen Faden nur,
Ich fände wohl der alten Gänge Spur!

Doch die Beſchwörung fordert Zeit und Schweiß,
Und Antwort weckt nicht ſtets des Fragers Wort;
Nicht weilen darf ich, nicht mit ſtillem Fleiß
Andächtig wandeln durch den ernſten Ort;
Zur Eile treibt mich meines Führers Mund,
Der Roſſe Ungeduld zerſtampft den Grund.

Es trinkt der flüchtigſten Betrachtung Schaum
Mein haſtig Auge nur; und manches Bild
Wird meiner Seel' entſchwinden wie ein Traum,
Und wie ein Hauch auf einem Silberſchild;
Ich trage von dem wunderbaren Ort
Ein armes Kleinod der Erinn'rung fort.

Digitized by Google

Doch ſey auch das Gedächtniß arm und ſtumpf
Und werde manches Bild ihm bald entführt:
Es bleibt mir doch ein wonniger Triumph,
Daß dieſen Boden hat mein Fuß berührt;
Daß ich geathmet dieſer Räume Luft,
Geſchaut, betaſtet Säule, Bild und Gruft.

Iſt kindiſch dies Gefühl? den Stoffen prägt
Sich immer doch die Spur des Geiſtes ein;
Der Fels, darauf ein Held ſein Haupt gelegt,
Gleicht unerkennbar dem gemeinen Stein;
Und an Kleopatra's reizvoller Hand
Wuchs nicht der Werth von Perl' und Diamant;

Und doch — wer raubt der Phantaſie ihr Recht,
Daß ſie dem armen Leben Schätze ſchafft
Aus Nichts, und Stoffe, die gemein und ſchlecht,
Adelt durch ihrer Talismane Kraft,
Wenn ihren Purpur ſie der Blöße leiht,
Wenn Trümmer zu Reliquien ſie weiht?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beſchluß.)

Kunſtausſtellung. Miß C. Novello.

Unſere Kunſtausſtellung war ſonſt beinahe etwas ſo Wichtiges, als eine eröffnete Eiſenbahn. Hat dieſe jener Eintrag gethan, oder hat es Gründe in der Sache ſelbſt, welche diesmal die allgemeine Theilnahme abſtumpften? Noch war es keine jährliche Wiederkehr der Ausſtellung, die projektirt und gebilligt iſt, und doch ſchien, als ſey der öffentlichen Aufmerkſamkeit ſchon zu viel zugemuthet. Ueberviel Gut, auch Gutes und viel darunter, aber unter dem Guten nichts in die Augen Springendes, Ergreifendes, nichts Urſprüngliches, was der Seele bleibt.

Sie fordern von mir weder eine Schilderung, noch eine Kritik der Ausſtellung: ſogar die oberflächlichſte Erwähnung der bedeutendern Werke würde den Raum eines Korreſpondenzberichts überſchreiten. Im Allgemeinen ſey nur angeführt, daß wenig Bedeutendes im hiſtoriſchen Felde da war (von den Coryphäen der Düſſeldorfer Schule, Leſſing, Bendemann Hildebrand ꝛc., wurde nichts Hiſtoriſches eingeſandt), vieles recht Artige und Gelungene im Genrefach, und eine überwiegende Schöpfungskraft unter den Landſchaftern aller Schulen ſich hervorthat. Das war ſchon früher, vor vielen Jahren der Fall, als die Hiſtorienmalerei noch im Argen lag. Wir hoffen, daß es kein Rückſchritt iſt. Die franzöſiſchen Landſchaftsmaler und Architekturmaler beſenden immer reichlicher unſere Ausſtellung, und, der Wahrheit die Ehre, ſie haben diesmal unbedingt den Sieg davon getragen. Welche Technik, die uns die ſaure Mühe der Schöpfung vergeſſen läßt, welche Friſche, welcher Glanz der Farben, und dabei eine Erfindung, ſo natürlich und effektvoll zugleich, daß wir die franzöſiſchen Maler für durchaus verſchiedene Weſen von den franzöſiſchen Dichtern anerkennen müſſen. Wie beherrſcht ihr Pinſel das Meer, die Wellen verſchwinden vor der Totalanſchauung des Elements; wie wiſſen ſie den Regen auf die Leinwand zu ſpritzen, und wie verſtehen ſie es, die morſche Holzarchitektur des Mittelalters maleriſch zu conſtruiren! Außer den Franzoſen ſind nun auch Niederländer in die Schranken getreten. Ein großes Bild Verboeckhovens aus Brüſſel macht diesmal auf den erſten Preis Anſpruch. Wer hielte das für möglich, wenn er im Katalog den Gegenſtand angegeben lieſt: eine Heerde Schafe, getrieben von ihrem Hirten! Faſt lebensgroße Schafe, und ſonſt nichts auf dem Bilde, als Staub, ein dunkler Himmel, wenig Landſchaft und der Hirte im Halbdunkel des Hintergrundes. Es ſind wenigſtens keine trauernden Juden, Könige, Theſſalonier u. ſ. w., ſagen die, welche nicht begreifen, wie bloße Schafphyſiognomien ſie anziehen können. Daß es vortreffliche Porträts auf einer Ausſtellung von gegen zweitauſend Nummern gibt, iſt eine Sache, die kaum der Anführung bedarf; Begas, Hildebrand, Remy, Magnus u. A. bilden eine erfreuliche Stufenreihe, obwohl auch hierin diesmal ein Nachbar, Vogel v. Vogelſtein aus Dresden, durch ſein Bildniß Ludwig Tiecks den erſten Preis davon trägt. — Einige Odalisken und Sultaninnen, welche mit ſehr glänzenden Farben gemalt ſind, ſollen, ſagt der Berliner Witz, den türkiſchen Geſandten dermaßen entzückt haben, daß er, nicht die Bilder kaufte, aber die Originale beſtellte. — Nachrichten von Liebes- und Hochzeitsgeſchichten gehören in kein ſchönwiſſenſchaftliches Journal; und doch halte ich mich berechtigt, einer hier zu erwähnen, weil zwei Namen von ſchönem Klang eine Verbindung geſchloſſen, die für die Kunſt von günſtiger Bedeutung ſeyn möge. Der Maler Bendemann hat die Tochter des Direktors Schadow, die Schweſter Wilhelm Schadows in Düſſeldorf, eben geheirathet. So bürgert auch der Name Schadow, nebſt denen vieler anderer unter unſern Künſtlern, einſtweilen ſich in dem ſonſt ſo abgeſchloſſenen Dresden ein. Die Kunſt ſoll allerdings auch ein Vaterland haben, aber es iſt gut, wenn für Deutſchland auch darin die Zollſchranken ſinken.

Die Theater feiern noch. Die Damen ſind in Revolution gegen den Direktor des franzöſiſchen Theaters, Herrn Delcour. Er hat ſich unterfangen, einen Liebling derſelben, den Schauſpieler Iſidore, zu entlaſſen, weil ihm ein älterer Charakterſpieler von Ruf mehr convenirte. Die Strafe für eine ſolche Verſündigung folgte auf dem Fuße: ſeine ſchönſte Liebhaberin kündigte ihm, weil er den beſten Liebhaber entließ. — Eine andere Revolution gährt ſo eben. Die berühmte Miß Clara Novello, aus Italien zurückgekehrt, hat zwar ihre ſchöne Stimme, aber nicht die liebenswürdige Beſcheidenheit, durch welche ſie früher hier feſſelte, wieder mitgebracht. Von dem jungen Virtuoſen Eckert, dem Zögling Friedrich Försters, der durch ein Concert ſich die Mittel ſchaffen wollte zu einem erſten Kunſtausflug, forderte ſie 400 Thaler Vorausbezahlung für ihre Mitwirkung. Forderung, wie Preis ſind hier unerhört. Sie erhielt, was ſie verlangte, aber kaum iſt die Sache bekannt geworden, als auch die allgemeine Gunſt für die ſchöne Sängerin ſich plötzlich in eine allgemeine Ungunſt umgewandelt hat. Die Zeit der Anſprüche auf Unverletzlichkeit iſt hier für Sängerinnen vorüber, und auch als etwas Sacroſanctes ihre Scheitel umſchwebte, hätte doch keine Forderungen der Art machen dürfen, noch iſt es damals geſchehen. Einige Unbehaglichkeiten in ihrem nächſt darauf folgenden Concerte wird die Sängerin, da ſie Brittin iſt, wohl leicht verwinden. Ein hübſches Geſicht und eine ſchöne Stimme wirken oft mehr, als eine vorgeleſene Aufruhrakte. Ueber das materielle Unrecht iſt das Publikum einig; es ſtreitet ſich nur darum, ob es, wie geſchehen, durch die öffentlichen Blätter verlautbart werden durfte.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. December 1838.

— Grand spectacle de notre âge:
Ces bruyans hochets du moment,
Tous ces objets également
De ridicule et d'engoûment
Pour la multitude volage,
Toutes ces clartés de passage.

Gresset.

Die Paſſagen in Paris.

Paſſagen nennt man in Paris bekanntlich die mit Glasplatten gedeckten Gänge, welche in der Regel zwei parallellaufenden Straßen verbinden, indem ſie den dazwiſchen liegenden Häuſerklumpen quer durchſchneiden. Ihre Zahl und Pracht iſt in den lezten Jahren ſehr geſtiegen und die heilige Dreieinigkeit des neunzehnten Jahrhunderts, Mode, Kunſt und Induſtrie, hat daſelbſt ihre Zelte aufgeſchlagen. Den Fußgängern und Pflaſtertretern gewähren dieſe Durchgänge unendliche Vortheile, und dem erſten Erbauer dieſer luftigen Galerien gebührt billig eine Ehrenſäule; leider ſcheint man den Namen des Baumeiſters nicht mehr zu kennen, deſſen kluge Vorſicht ſo viele Menſchen vor plötzlichen Regengüſſen, vor Sonnenſtich und Kothbeſpritzung geſchüzt hat.

Paris hat Straßen voll Thätigkeit und Müſſiggang, voll Pracht und Elend, voll Weinen und Lachen; den Paſſagen geht es wie den Pariſer Straßen: jede hat ihre beſondere Phyſiognomie, ihre Sitten und ihren Tik. Manche Paſſage z. B. verbreitet einen gewiſſen Duft von Eleganz, von feinem Ton und Koketterie, iſt lebendig, fröhlich, vorzugsweiſe beliebt und ein allgemeines Stelldichein, wo man ſeine Freunde und Freundinnen hinbeſcheidet und thut, wie wenn man zu Hauſe wäre; manche andere dagegen wird von der Menge geflohen und gibt ſich vergebliche Mühe, Beſuche anzulocken. Die Mode will es einmal ſo; die Mode iſt launiſch und flatterhaft; wo ſie gebietet, muß man warten können, bis die Reihe an einen kommt.

Die längſte von allen Pariſer Paſſagen iſt die Salmpaſſage (passage du Saumon), unweit der großen Markthalle gelegen. Sie gleicht einem ungeheuren Wallfiſch, der im Schlamme patſcht, und die mit Auſternſchaalen, Fiſchſchlamm, Pfützenwaſſer und allem möglichen Unrath angefüllten Straßen Montmartre und Montorgueil, wovon die eine ihm den Kopf hält, die andere den Schwanz trägt, rechtfertigen hinlänglich den etwas kühnen Vergleich. Dieſe Galerie gehört hauptſächlich der Mittelclaſſe und dem ſogenannten kleinen Volke an; hie und da ſieht man wohl einen Caſchemirſhawl, einen Atlashut und einen Elboeuffrak auftauchen; allein der alte Wollenſhawl der Auſterfrau und die Mancheſterjacke des Laſtträgers ſind vorherrſchend. Die Buden ſind halb glänzend, halb ärmlich, Boutikiersnotabilitäten finden wir keine hier. — Die passage Véro-Dodat verdankt dagegen ihren Namen einer gaſtronomiſchen Celebrität, welche noch heutiges Tags darin ihr Magazin von Eß- und Trinkwaaren aufgeſchlagen und einen reichen Vorrath von Seefiſchen aller Art, Schildkröten, Hummern, Muſcheln, Wildpret, Geflügel, Ananas, Obſt, Weinen

Digitized by Google

und Likeurs aller Länder und Zonen aufgeſtapelt hat. Dieſe Paſſage, welche zwiſchen der Rue croix-des-petits-champs und Rue Grenelle-Saint-Honoré einen Durchſchnitt macht und vermittelſt des Poſthofs der Meſſagerien Laffitte und Caillard den Weg zur Kornhalle und in das obere Ende der Rue Saint-Honoré abkürzt, iſt mit farbigem Marmor gepflaſtert und mit Waſſermalereien ausgeſchmückt; ſie wird von Morgens früh bis Abends ſpät begangen. An dem Eingange linker Hand, wenn man vom Palais-royal herkommt, iſt ein fortwährendes Gedränge von neugierigen Zuſchauern, und es kommen vielleicht an keinem Ort von Paris mehr Taſchendiebſtähle vor, als hier, wo nämlich der Kunſthändler Aubert wohnt, deſſen Bilderladen durch die Birne Philippons und die politiſchen Karrikaturen berühmt geworden iſt. Dieſelben ſind nunmehr verſchwunden, und anſtatt dieſer oft cyniſchen Schmähbilder ſehen wir jetzt geiſtreichere, gutmüthigere ſatiriſche Zeichnungen hinter den Fenſtern bei Aubert ausgehängt: les fourberies des femmes, les petits malheurs du bonheur, les maris vengés, la boite aux lettres, von Gavarny, lauter Sammlungen von Eheſtandsſcenen, Liebesabenteuern, Weiberkniffen, in deren Auffaſſung und Zeichnung ſich viel Mediſance, Ironie, komiſche Feinheit und Malice verräth; die Titis und Tamerlans von Traviès, der beſonders in der Darſtellung von Pariſer Gamins und Volkscharakteren glücklich iſt; endlich die moraliſche Galerie der Robert Macaires von Ch. Philippon und Daumier, welche den Namen dieſer beiden Zeichner verewigen wird. Robert Macaire iſt ein grobes, aber in vieler Beziehung wahres Zerrbild, welches tiefer in die Gegenwart eingreift, als man auf den erſten Blick glauben möchte.

Der Volksgeiſt bringt zu gewiſſen Zeiten groteske Typen hervor, welche die Verkehrtheiten, Lächerlichkeiten, Ideen und Tendenzen der Epoche zuſammenfaſſen und von keinem Einzelnen ausſchließlich erfunden werden, weil Alle ihr Scherflein dazu beitragen. In den meiſten Fällen läßt ſich nicht einmal nachweiſen, welche Hand die erſten Striche zu dieſer Geſtalt hingeworfen; allein kaum iſt eine flüchtige Skizze davon in Umlauf, ſo ſtrömen die Farben und Pinſelſtriche von allen Seiten herbei; Jedermann beeifert ſich, die unförmliche Zeichnung zu vervollkommen, die Züge deutlicher auszuprägen und die Nüancen hinzuzuthun, welche Jedem ſeine eigene Beobachtung an die Hand gibt.

Eine ſolche Ausgeburt des franzöſiſchen Volksgeiſtes war der eine Zeitlang ſo beliebte und nunmehr ſo vergeſſene Mayeux. Ich weiß nicht, aus welchem trunkenen Jupitershaupt dieſer häßliche Buckel herausſprang, um die Reiſe durch ganz Frankreich zu machen. Als er im Jahr 1829, von Grandville gezeichnet und von L. Desnoyers mit erläuterndem Texte begleitet, zum erſtenmal in den Spalten des Figaro erſchien, war er ſchon ſeit zehn Jahren auf allen Landſtraßen herumgeſtrichen und an allen Tables d'Hôte in der Provinz das Tagesgeſpräch geweſen, ohne daß das größere Publikum ihn beachtet hatte. Bei den Pariſern fand er Anfangs nur eine kalte, ungaſtfreundſchaftliche Aufnahme, wie das faſt immer in ſolchen Fällen geſchieht. Mayeux konnte ſich damals auch zu den verkannten großen Männern der Reſtauration zählen, denn ſeine Zeit war noch nicht gekommen. Sie kam endlich, und es iſt bekannt, welch großartiges Glück dieſer burleske Typus des feigen Maulheldenthums und der ſpießbürgerlichen Renommiſterei machte, als nach den Julitagen ſo viele Helden nach geſchehener That aus ihrem Verſteck an's Tageslicht hervorkrochen. Künſtler, Schriftſteller, Publikum, Alles legte mit Hand an's Werk; in allen Straßen, auf allen Plätzen traf man damals zahlloſe Bilder von Mayeux. Der bucklige Prahlhans und renommirende Spießbürger machte, luſtig und guter Dinge, alle erdenklichen Lagen und Phaſen des ſocialen Lebens durch, bis endlich Ungeſchmack und Dummheit, dieſe zwei unausbleiblichen Todtengräber aller großen und kleinen, aller guten und ſchlechten Schöpfungen, ſich des armen Teufels bemeiſterten, ihm ſein Bischen Witz und Laune auszogen und ihn lebendigen Leibes in der großen Gruft des Ueberdruſſes einſcharrten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Indiscretion.

(Beſchluß.)

Indem die Tante lobend das Buch beſprach, gab ſie der Ueberſetzung und der Ueberſetzerin manch ſcharfen Seitenhieb. Ich traue ihr allerdings in dieſer Beziehung einigen Geſchmack zu, denn ihre Briefe an meine Mutter waren immer ganz gut geſchrieben; aber ihre Aeußerungen hatten damals einen Anſtrich von Spott und Satire, der mich als befreundetes Element deſto mehr anſprach, je weniger ich dergleichen bei ihr geſucht hätte. Die gute Dame iſt meine Blutsverwandte, und am Ende geiſtesverwandter mit mir, als ich bisher meinte. Ihre Scheu vor aller Indiscretion rührt wohl gar nur daher, daß ſie in dieſem Punkt früher ſo traurige Erfahrungen gemacht hat als ich ſelbſt, und ihre jetzige gewöhnliche Gemeſſenheit zeigt mir nur den Grad der Zähmung, zu dem ich es im Zuchthaus der feinen Welt vielleicht ſelbſt noch bringe.

Als ich vorhin den franzöſiſch-deutſchen Roman durchblätterte, gedachte ich ihrer Ausfälle gegen die unglückliche Ueberſetzerin der Madame Dudevant. Ich brach zahlreiche Eſelohren in das Buch und nahm mir vor, das

Digitized by Google

Thema, von dem ich dir eben vorgepredigt, gelegentlich zur Sprache zu bringen und es mit ergötzlichen Exempeln zu nutzen. Dergleichen hört ſich immer angenehm: beluſtigt ſich doch der Menſch am herzlichſten gerade an den Schwächen Anderer, von denen er ſelbſt befangen iſt oder denen er bei nächſter Gelegenheit verfiele. Es verſteht ſich dabei — denke nur an Fräulein Cäcilien — daß ich meine Abneigung vor weiblicher Schriftſtellerei tief im Buſen zu verbergen habe, und du wirſt mit Lachen bemerken, daß auch in meinem obigen „Eſſai“ nichts davon zu finden iſt.

Ich ſprach vorhin von Madame Dudevant. Im Vorbeigehen geſagt, die Tante ſchwärmt für dieſe Schriftſtellerin und für die Emancipation des Geſchlechts. Sonderbar! die böſe Welt hier will wiſſen, die Tante habe den Herrn Oheim ſelig durch ihre Launen unter den Boden gebracht. Daran mag nun viel oder wenig ſeyn, ſo fragt man billig: in was wollen ſich Weiber der Art noch emancipiren? — — — — —

Dritter Brief.

Juni. 1837.

Friedrich! ich bin der unglückſeligſte Menſch! verloren! vernichtet! — Läßt ſich ſo etwas im Leben gut machen? nie! nie! — Ich bin durch den tollſten Streich der Selbſtmörder meines Glücks! — Kann ein Weib das vergeben? Himmel und Erde! im offenen, vollen Salon! — Ich weiß gar nicht mehr, wie ich auf mein Zimmer gekommen bin, in dem ich ſeit Stunden mit ſchwindelndem Kopf auf und ab gehe. Das einzige Gefühl in mir, neben dem der Vernichtung, iſt: fort von hier! Ein paar Zeilen an Louiſen — wenn ich den Muth und die Kraft dazu finde, und der grauende Morgen ſieht mich im Wagen!

Höre, ich Elender glaubte einen Schuß zur Ergötzlichkeit zu thun, und die verrätheriſche Büchſe war ſcharf geladen, und derſelbe tückiſche Schrotſchuß hat die arme Tante tödtlich verlezt, den Doktor Lilienhayn übel zugerichtet und — ich fürchte — meine Hoffnung und mein Glück auf der Stelle getödtet! O daß Louiſe abweſend ſeyn mußte, als ich blinder Thor den Hahn ſpannte! Ha! und daß auch das verwünſchte Buch gar nie zur Sprache kam! Und wie mochte, wie konnte mir Louiſe die gräßliche Thatſache der blauen Strümpfe verbergen! Freilich, die Gute kannte meinen Abſcheu davor; ſie ſchwieg aus Beſchämung und dachte, ich werde es bald genug gewahr werden. Ja, mit Entſetzen! — Laß mich kurz ſeyn.

Es war viel Geſellſchaft da, faſt mehr als ſonſt: der Doktor, der Lieutenant, wenigſtens ein halbes Dutzend Damen, nur Louiſe mußte bei einer kranken Freundin ſeyn. Sie hätte mich vielleicht gerettet, und von einem viel gräßlichern Sturze als ſchon einmal. — Man ließ ſich eben über einen public character der Stadt aus, der ſich zuweilen Abends auch bei der Tante blicken ließ, einen jener faden ältlichen Witzjäger, welche alle Worte, die ſie an eine Dame richten, mit verzweifelter Sicherheit in ein galantes Sträußchen binden. Einige der anweſenden Frauenzimmer fanden den Menſchen unerträglich, auch ich ſagte Einiges, und ich weiß nicht, durch welche verdammte Ideenverbindung es kam, daß ich in komiſch pathetiſchem Ton hinzuſezte: „Ja, der Mann iſt voll kleiner, hübſcher Witzworte, gleichend dem Tanz der Wachtelhunde auf ihren Hinterpfoten!“ — Man ſah mich verwundert fragend an und lachte. „Ja, meine Damen,“ fuhr ich fort, „das iſt ein Blümchen, welches ich friſch auf dem Miſtbeet unſerer Ueberſetzungsliteratur gepflückt.“ — Ich brachte jezt von meinen Gedanken über das Unweſen der Ueberſetzer Einiges vor, viel oder wenig, gut oder ſchlecht, ich weiß es nicht mehr; aber man ſtimmte mir bei, Jedes wußte aus ſeiner Lektüre einen Beleg zu meinen Behauptungen, nur die Tante war einſylbig, ſchien nachdenklich und fuhr ein paarmal mit der Hand über die Stirne. Der Doktor Lilienhayn äußerte einmal, mit einem Blick, den ich jezt nur zu gut verſtehe, wie vortheilhaft ſich unter dem Wuſte ſchlechter Ueberſetzungen die Arbeiten einiger geiſtreichen Damen auszeichnen. Ich aber, dem Untergang geweiht, ergriff wieder das Wort und ſprach endlich am Schluß einer Tirade, indem ich das verwünſchte rothe Buch, von dem ich dir neulich ſchrieb, aus der Taſche zog: „So zum Beiſpiel iſt der Roman hier ein wahres Schatzkäſtchen närriſcher Mißgriffe und unfaßlicher Sprachſünden. Sie erlauben mir, daß ich Einiges daraus vortrage. — Das Buch heißt —“

Bei dieſen Worten ſprang die Tante mit bleichen Lippen auf, drückte ihr Tuch vor das Geſicht und verließ eilends das Zimmer, der Doktor ihr nach, nachdem er mir einen unausſprechlichen Blick zugeworfen. Alle, Wiſſende oder Ahnende, wie nicht Wiſſende und nicht Begreifende — und in der leztern Claſſe war ich wohl ganz allein — ſaßen in ſtummer Beſtürzung da. Mir aber drang der kalte Schweiß aus allen Poren; denn was es nun auch war, ſo viel ſah ich, daß ich einmal wieder einen dummen Streich gemacht. Da nahm mich Cäcilie beim Arm und führte mich an das Fenſter. „Um Gottes willen! was thun Sie! wie kommen Sie hiezu?“ — „Was iſt es denn?“ — „Ich begreife Sie gar nicht! Hat man je eine ſolche Scene erlebt? Gerechter Gott!“ — „Sie ſehen meine Beſtürzung; ich weiß von nichts; was iſt es denn? ſchnell! machen Sie meiner Qual ein Ende!“ — „Sie brachten es in der Taſche mit und wiſſen von nichts? wie kann das ſeyn!“ — Sie nahm das Buch, das ich noch immer in der Hand hatte, hielt mir den Titel vor und fuhr mit dem Zeigefinger an den Zeilen deſſelben hin. Ich las: „Aſterie, von Alfred Brillantin, aus dem Franzöſiſchen von Eliſe Woldemar —“

Digitized by Google

Soweit war mir der Titel wohl bekannt; aber unten ſtand noch: „eingefuhrt durch Julius Lilienhayn,“ und dies hatte ich früher völlig überſehen.

Ein Schauder fuhr mir durch den ganzen Körper. — „Unſer Doktor! Gott! das wußte ich nicht! das war mir entgangen! Ich Thor, wo hatte ich meine Augen! ich Raſender, was habe ich da gemacht! — Wer heißt ihn aber auch ſchlechte Bücher einführen!“ — Cäcilie rang mit ſchaudernder Geberde die Hände und wollte ſprechen, ich aber fuhr fort, ihr eifrig in's Ohr zu rufen: „Cäcilie, Sie ſehen an meiner Verzweiflung, daß ich unſchuldig bin; helfen Sie, rathen Sie mir, vermitteln Sie! Kann die Tante vergeben, daß ich den Doktor —“ — „Und ſie?“ unterbrach ſie mich heftig. — „Was? ich?“ fragte ich, nicht verſtehend. — „Entſetzlicher Menſch! Sie wiſſen nicht, daß Eliſe Woldemar der Schriftſtellername der Hofräthin, Ihrer Tante, iſt?“ — —

Wie vom Blitz getroffen, ſank ich zurück. — Himmel und Erde! die Tante die Ueberſetzerin! und der Violoncellgeiger bei der Hochzeit von Cana der Einführer beim Publikum!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Livorno, Ende November.

Ummauerung. Bevölkerung. Handel.

Schon einmal, vor beinahe anderthalb Jahren, war in dieſen Blättern (1837, Nr. 197 — 199) von Livorno die Rede. Damals entwarf ich eine Skizze der Entſtehung und des Aufblühens der Stadt, ihres gegenwärtigen Zuſtandes und ihrer Bewohner, indem ich in der Kürze von den vor Kurzem vorgenommenen Reformen und neuen Inſtitutionen ſprach. Seitdem ſind ſo viele Data über unſere merkantilen Verhältniſſe veröffentlicht worden, daß ich um ſo mehr eine kurze ſtatiſtiſche Ueberſicht derſelben mittheilen zu können glaube, als die beſprochenen Verordnungen gegenwärtig ſämmtlich in's Leben getreten ſind, und die neue Geſtaltung der Stadt durch die Beendigung des Mauerkreiſes vollſtändig geworden iſt. Dieſer Mauerkreis, der dritte — den älteſten baute die florentiniſche Republik 1421, den zweiten, mit ſeinen großen Baſtionen, Coſimus und Ferdinand von Medici — wurde 1835 begonnen unter der Direktion des Chefs des Genieweſens, Manetti, welcher durch die hydrauliſchen Werke im Chianathal und den Maremmen längſt vortheilhaft bekannt iſt. Zwei Jahre reichten zur Ausführung hin. Dieſe Mauer, in der Peripherie ungefähr vier Miglien umfaſſend, iſt 15½ Berl. Ellen hoch und unten über zwei Ellen dick. Sie hat drei Thore und zwei Barrieren; beibehalten ſind überdies die beiden alten Thore der Hafenſeite. Der Styl des Baues iſt ſo zweckmäßig, wie gefällig, das Material ſehr gut und die Ausführung ſorgſam. Die Hauptbarriere iſt an der florentiner Straße, mit zwei großen Zollhäuſern, deren eines für die Verzollung der in's Inland zu ſendenden Waaren, das andere für die des Bedarfs der Stadt und der zur See auszuführenden Artikel beſtimmt iſt. Durch dieſe neue Ummauerung iſt die Häuſerzahl Livorno's ſchon jezt verdoppelt, denn die alte Stadt zählte 1459 Wohnungen, der Zuwachs beträgt 1477, und ſie wird immer zunehmen. Die Totalſumme der Einwohner der Gemeinde beläuft ſich auf 76.136, wobei indeß das benachbarte Oertchen Antignano, der Montenero, das Felſeneiland Gorgona mit 70 Seelen und die immer wechſelnde Hafenbevölkerung mit 3000 eingerechnet ſind. Die israelitiſche Bevölkerung zählt überhaupt 5000 in 1106 Familien, wovon mehr denn ein Viertel von den öffentlichen Unterſtützungen lebt und ungefähr ein Zehntel Grundbeſitz in der Stadt hat. Die Zahl der mit Handel und Gewerben Beſchäftigten unter ihnen iſt 1409 Individuen. — Im J. 1814 belief die Geſammtzahl der Einwohner ſich auf 50,000. Welcher Zuwachs in 24 Jahren!

Daß unſer Handel ſeit geraumer Zeit merklich abgenommen hatte und Niemand dies ſtets zunehmende Uebel ſich verhehlte, erläuterte ich ſchon ein andermal. Livorno hat nicht mehr, wie ehemals, den Verkehr der Levante mit dem Weſten und Norden in Händen. Hier war das große Entrepot, hier liefen die Waaren des Orients ein, hier machte beinahe das geſammte Europa ſeine Beſtellungen und Einkäufe. Es war das goldene Zeitalter des Commiſſionsgeſchäfts. Der Umſatz von Waaren, wie von Geld war äußerſt raſch, eben ſo raſch und bedeutend der Gewinn. Die mehreren italieniſchen Häfen nacheinander verliehenen Freiheiten gaben dieſer Art Monopol den erſten Stoß. Dann wurden immer mehr direkte Verbindungen zwiſchen den produzirenden und den conſumirenden Ländern eingerichtet. Da es indeß nicht immer möglich war, eine genügende Reciprocität zu veranlaſſen, ſo konnte dies nicht über gewiſſe Grenzen hinausgehen; die Entrepots waren freilich nicht mehr Alles in Allem, aber ſie waren bequem und oft nöthig, und ſo blieb den Magazinen Livorno's immer noch ein bedeutender Antheil am levantiniſchen Reichthum, namentlich am Handel mit den öſtlichen Schätzen nach Amerika. Unſer Hafen nimmt unter denen des mittelländiſchen und der mit ihm in Verbindung ſtehenden Meere die fünfte Stelle ein: erſt kommt Marſeille, dann folgen Trieſt, Conſtantinopel und Genua. Niemals verleugneten ſich die Vortheile der Lage im Centrum Italiens. Es iſt nicht das Großherzogthum Toſkana allein, welches von hier aus verſorgt wird: ein großer Theil der Romagna und der Eſtenſiſchen Staaten bezieht aus Livorno ſeinen Bedarf, ſelbſt die ſüdlichen römiſchen Provinzen; denn der ganze Handel Civita vecchia's iſt namentlich in den jüngſten Jahrzehnten beinahe lediglich ein indirekter mit unſerm Hafen, und macht nur geringe Geſchäfte mit andern Ländern. So iſt denn auf der einen Seite das Revier der Thätigkeit keineswegs von beſchränktem Umfange, während andernſeits der Verkehr mit den Häfen der Levante, Egyptens und der Berberei dazu im nothwendigen Verhältniſſe ſteht. Die zahlreichen und vortrefflichen Straßen, welche Toſkana in allen Richtungen durchkreuzen, kommen der Communikation mit dem Inlande ſehr zu ſtatten. Die Zahl derſelben iſt in den lezten Jahren durch zwei vermehrt worden, welche die Verbindung mit der Romagna und den Marken ſehr erleichtern. Die eine derſelben iſt die Straße von Florenz über Rocca S. Caſciano und Dovadola nach Forli, welche, einer Alpenſtraße ähnlich, in Terraſſen und mit geringem Falle die Hauptkette des Apennin überſteigt. Die andere iſt die von Arezzo über Borgo S. Sepolcro nach Urbino und Ancona. Beide ſind vollendet.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

Die Nummer des Morgenblatts vom 11ten December muß ſtatt 269, 296 heißen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 13. December 1838.

— Alles Schöne muß gedeihen.
Die Künſte blühn, die Bürger reihen
Sich ein zum wackern Meiſterſang,
Und lieblich läßt die Stimme tönen
Ein heller Chor von deinen Söhnen.

G. Schwab.

Stettin und der dortige geſellig-muſikaliſche Verkehr.

Die Gegend von Stettin gehört ohne Zweifel zu den anmuthigſten im Nordoſten Deutſchlands; ſie mag überhaupt zu den ſchöneren im geſammten Vaterlande gerechnet werden. Gebirge zwar und hohe Bergzüge, ſomit eine lebhaftere Bewegung in den Linien des Horizontes, fehlen ihr; doch ſind dieſe wohl nicht durchaus für die Bedeutſamkeit und für das Leben der Landſchaft nothwendig. Stettin liegt an der einen Seite des Oderthals, die Hauptſtraße, die in Pommern durch daſſelbe führt, vertheidigend. Das Thal iſt hier über eine Meile breit; in vier Arme getheilt, deren jeder einen mächtigen Strom bildet, fließt die Oder zwiſchen den Wieſen hin; mehrere ihrer Arme ſtrömen unfern der Stadt in den Damm'ſchen See, der mehr als zwei Meilen lang und mehr als eine halbe Meile breit iſt. Auf beiden Seiten wird das Thal durch Bergzüge begrenzt, die freilich, wie bemerkt, nicht die Höhe namhafter Bergzüge Süddeutſchlands erreichen, die aber, zum Theil durch ihre romantiſche Formen, hier durch die Dörfer und Villen, die ſich an ihnen emporziehen, dort durch prachtvolle Buchwaldungen, mit denen ſie bewachſen ſind, einen mannichfach wechſelnden Eindruck gewähren. So iſt der Blick von den Uferhöhen auf das weite grüne Thal, das von den Silberfäden der Ströme durchſchnitten wird, auf den glänzenden Spiegel des Sees, über den die weißen Segel wie flüchtige Waſſervögel hinziehen, gar anmuthig und erquickend; die verſchiedenen Vorgründe aber, über die man in das Thal hinausſieht, geben dieſem Bilde noch einen größern Reiz, ſey es, daß man, näher der Stadt, den lebhaften Schiffsverkehr zu ſeinen Füßen habe und die ſtolzen Seeſchiffe ſtromauf- und abwärts ziehen ſehe, ſey es, daß man aus grünem Walde, zwiſchen den romantiſchen Anhöhen hindurch, ſeinen Blick in die Ferne ſende. *

Anders und viel anziehender noch iſt der Eindruck der Stettiner Gegend, wenn man von den Höhen herabſteigt und ſich auf leichtem Segelkahne in das Element ſelbſt hinaustragen läßt. Da fühlt man ſich der Natur und der geheimnißvollen Luſt, die in ihrer Tiefe ruht, nah und verwandt, und es wird dem, der ein ſolch Gefühl zu faſſen verſteht, in ſeinem Innern frei und

* Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürſt von Brandenburg, der um den Beſitz von Stettin viel Mühe und Arbeit aufwandte, ihn aber, nachdem er das Ziel ſchon erreicht, wieder aufgeben mußte, ſoll die Abſicht gehabt haben, Stettin zur Reſidenz ſeines Reichs zu machen. Da wäre der preußiſchen Hauptſtadt eine ſchönere Lage zu Theil geworden, als in den Steppen des Spreegaues.

weit zu Muthe. Ueberaus fröhlich fährt ſich's zwiſchen dem Treiben der großen Seeſchiffe, die ihre Waaren zu fernen Welttheilen hinausführen, und der kleinen Ruderkähne hindurch, die geſchäftig zum Markt nach der Stadt eilen; überaus heiter blicken die Dörfer zwiſchen dem Schnee der Blüthenbäume herüber. Dann zieht man ſeitwärts hinaus auf den weitgedehnten See, wo es ſtill und ernſt wird, wo man nur das Geplätſcher der Welle hört, die ſich am Kiele bricht, oder den Ruf der Möve, die ſpielend über die Fluthen hinſtreift; wo man nur einzelnen Fiſcherkähnen begegnet, die ihre Netze im langen Bogen durch das Waſſer ziehen; wo das Abendroth glühend aus der Tiefe widerſcheint, und wo der Mond ſeinen ſtillen Glanz über die weite, weiße Nebeldecke breitet.

Die Stettiner ſind auf dieſe Waſſerfahrten eingerichtet; ſie verſtehen es, den eigenthümlichen Genuß, den ihre Natur ihnen darbietet, in ſeiner ganzen Fülle auszukoſten. Wenn es auf eine Segelfahrt auf dem See, nicht etwa auf eine Landung an dieſem oder jenem Vergnügungsorte abgeſehen iſt, dann wird Alles mit eingeſchifft, deſſen das Herz ſich freut und der Sinn begehrt. Die Waſſerluſt ſchärſt den Appetit, und der Anblick der Schönheiten der Natnr iſt wenigſtens nicht genügend, um die Mahnungen des Körpers zu unterdrücken; auch darf man dem alten Ruhme Stettiniſcher Tafelfreuden (der freilich ſeit dem lezten Keiege bedeutend geſunken iſt) nicht gänzlich entſagen. Aber der fröhliche Glanz des Weines, wie er zum Schutz gegen die feuchte Abendkühle dient, weckt ja nur um ſo lebhafter die Geiſter der Luſt, die in uns ſchliefen, läßt nur um ſo aufmerkſamer uns der Stimme lauſchen, mit der die Natur zu uns ſpricht. Ein anderes Haupterquiſit für dieſe Waſſerfahrten ſind die Liederbücher, die nur in wenigen Kreiſen fehlen dürfen. Auf der Fläche des Waſſers fortgetragen, klingt der Geſang doppelt ſchön; durch ihn gewinnt das Gefühl, das in unſerm Innern wach geworden iſt, ſeine Sprache; durch ihn erſt wird uns die Wechſelwirkung, in der wir mit dem Leben der Natur ſtehen, klar und deutlich bewußt.

Dieſe Lieder ſind es, von denen ich ein paar Worte ſagen wollte; ich mußte der Stettiner Gegend und des geſelligen Verkehrs in derſelben erwähnen, weil ſie zunächſt für die Bedürfniſſe des lezteren gedichtet und componiet ſind, und weil es die eigenthümliche Schönheit der dortigen Natur iſt, die ſie hervorgerufen hat und in ihnen ſich widerſpiegelt. Seit geraumer Zeit ſchon herrſcht in Stettin ein reges geſellig-muſikaliſches Treiben; Inſtrumentalvereine, Liedertafeln, muſikaliſche Geſellſchaften mancherlei Art ſind hier im Verlauf der Jahre nacheinander zuſammengetreten; der muſikaliſche Dilettantismus hat hier, wenigſtens in mehreren Kreiſen der Geſellſchaft, die ſeltene Geſtalt gewonnen, daß es bei ihm nicht, wie ſonſt häufig genug, auf das Produciren einer halben und deßhalb faden Virtuoſität ankommt, ſondern daß man ſich durch ihn einfach die Mittel bildet, um auf der einen Seite ſich die muſikaliſchen Meiſterwerke nach beſten Kräften aneignen und auf der andern dem geſellſchaftlichen Beiſammenſeyn diejenige ſchönere Stimmung geben zu können, die nur durch die Einwirkung dee Kunſt und durch die Theilnahme an der Kunſt hervorgebracht wird. In dieſer lezteren Beziehung nun iſt das Element des vierſtimmigen Geſellſchaftsliedes, für Sopran, Alt, Tenor und Baß, und zwar ohne Inſtrumentalbegleitung, in Stettin in neuerer Zeit vorzüglich ausgebildet worden, mehr vielleicht als an irgend einem andern Orte. Geſänge der Art mit Inſtrumentalbegleitung ſind wohl mehrfach vorhanden; aber es tritt bei dieſen als erſtes Bedingniß eine Sonderung der Singenden aus der Geſellſchaft hervor, ſie ſind ſomit in gewiſſem Maße immer auf eigentliches Produciren berechnet; zudem ſind ſie, wenn die Geſellſchaft frei in die Natur hinauszieht, faſt nie ausführbar. Vierſtimmige Männerlieder gibt es ſeit der Stiftung der Liedertafeln in großer Menge; aber, ſo erfreulich auch an ſich dieſe Lieder ſind, ſo haben ſie doch ſtets die Einſeitigkeit, daß ſie nur die eine Hälfte der Geſellſchaft repräſentiren und daß in ihnen, weil die höheren Stimmen fehlen, nur viel beſchränktere Mittel gebraucht werden können.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Paſſagen in Paris.

(Fortſetzung.)

Schon ſeit zwei Jahren iſt Mayeur abgedankt und eine andere garſtige Figur hat ſeinen Platz eingenommen. Robert Macaire mit ſeiner trivialen und frechen Fratze hat durch ſeine Unverſchämtheit die Prätenſion Mayeur's verdrängt und herrſcht gegenwärtig ohne Nebenbuhler hinter den Fenſtern aller Kunſtläden und Leſekabinette. Die Jugend Robert Macaire's war gleichfalls kümmerlich. Als dieſer zweite Sohn des neunzehnten Jahrhunderts das Licht der Welt erblickte, verkannte ihn die Welt. Er war ein Kind des Zufalls und ſollte ſeinem Vater Alles verdanken. Die merkwürdigen Umſtände ſeiner Geburt ſind bekannt. Es war unter der Reſtauration; ein Melodram von der naivſten Gattung, ein wahres Mord- und Todtſchlagmelodram, l'Auberge des Adrets betitelt, wurde auf dem Boulevard Saint-Martin einſtudirt. Dichter, Schauſpieler, Theaterdirektoren,

Digitized by Google

Souffleurs und Maſchiniſten ſahen in den beiden Helden des Stücks bloß ganz gemeine Strauchdiebe, als Frédéric Lemaitre, dem die Hauptrolle zugetheilt war, bei der erſten Vorſtellung ſich den Spaß machte, den hochtrabenden und düſteren Spitzbubencharakter ſeiner Rolle bis zur tollſten Poſſe zu übertreiben, was er gethan haben ſoll, um das Stück lächerlich zu machen und ſich für die Langeweile zu rächen, welche ihm die Proben verurſacht hatten. Er war weit entfernt, die Wirkung zu ahnen, welche ſein ſchadenfroher Einfall hervorbringen ſollte. Das Publikum lachte herzlich über die Parodie, und anſtatt ausgepfiffen zu werden, worauf Frédéric es angelegt hatte, erregte er wider ſeinen Willen ſtürmiſches Beifallsgelächter. Die Verfaſſer dachten nun vermuthlich nicht mehr daran, Proteſt einzulegen, und konnten ſich gegenſeitig Glück wünſchen, ohne ihr Wiſſen ein ſo ſchönes Stück gedichtet zu haben. Der Beifall des Publikums ſtieg mit jedem Tage; denn jeden Abend erſannen Robert Macaire und ſein würdiger Spießgeſelle Bertrand neue Poſſen.

Der hohe dramatiſche Beruf dieſes neugeborenen Zwillingspaars war jedoch noch keineswegs entſchieden. Das Publikum hatte ſeine Freude daran, allein ohne tiefere Bedeutung hineinzulegen, als in jede andere neue Poſſe. Der Verlauf der Julirevolution ſollte den verſteckten Sinn dieſes im Grunde ſo traurigen, in der Form ſo überaus drolligen Räthſels offenbaren. Jede Staatsumwälzung treibt Unkraut aller Art doppelt hervor, ſie mag in ihren Principien noch ſo rein, in ihrem Siege noch ſo menſchlich, in ihren Verſprechungen noch ſo ſchön ſeyn. Die Julirevolution wühlte in Frankreich jenes Menſchenmeer auf, welches dort ſeit fünfzig Jahren ſo oft aus ſeinen Ufern getreten iſt, um ſich ein neues Bett zu ſuchen, und deſſen überfluthende Wogen ſo Manches untergraben, verſchlungen, erſchüttert und aufgetrocknet haben. Jedermann konnte mit eignen Augen den Flugſand des Grundes erblicken, worauf ſo viele Dinge, die man auf Felſen gebaut glaubte, fußten. Nachdem die erſte Begeiſterung verraucht war, ergriff bittere Entmuthigung die getäuſchten Gemüther, und der liebloſe Zweifel entkleidete Menſchen und Dinge ihres Schmucks; die edleren Leidenſchaften traten vom Schauplatz ab und eine einzige Leidenſchaft ward vorherrſchend: die Gewinnſucht mit ihrem ganzen ſchmutzigen Gefolge von Betrug und Hinterliſt. Da jedoch eine Geſellſchaft nicht vier-und-zwanzig Stunden beſtehen könnte, wenn Jeder ohne Rückhalt nach den Eingebungen dieſer Leidenſchaft handeln wollte, ſo mußte man ſich dazu verſtehen, die alten durchſchnittenen Geſellſchaftsbande durch künſtliche Zügel wieder zuſammenzuknüpfen. Man ſtellte ein gewiſſes Betragen feſt und ſteckte eine conventionelle Grenze ab, welche man nicht überſchreiten durfte, ohne den Spießruthen der öffentlichen Meinung anheimzufallen; wer innerhalb dieſer Grenze zu bleiben und ſein Glück auf irgend eine Weiſe zu machen wußte, war ein untadelhafter Mann. Um nun aber ja keine Blößen zu geben, hing man den Mantel erloſchener Gefühle um und behielt das ganze Wörterbuch ausgeſtorbener Ideen bei: Gaunereien hieß man geſchickte Finanzoperationen, Renegaten große Talente; kurz, die gröbſte Selbſtſucht borgte die Maske der Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit, welche die induſtriellen und politiſchen Gaukler und Abenteurer des neueren Frankreichs ſtets im Munde führen. Mit tiefem Schmerz verweilt der Blick des Menſchenfreundes auf dieſem Leichenfelde moraliſcher Verweſung, wo Frédéric Lemaitre den Stoff zu ſeinem berüchtigten Drama ſammelte. Robert Macaire entlarvt auf eine allerdings cyniſch-grobe Weiſe jene ſcheinheiligen Schurken, welche der gährenden Maſſen ſich zu bemächtigen wiſſen, um ihren Vortheil dabei zu ſuchen, und ihre geheimen Schäden und böſen Gebreſten mit dem Mantel frommer Doktrin und edler Nächſtenliebe bedecken; er negirt und beſpöttelt Alles, was ſonſt in der Welt für groß, ſchön und wahr galt. — Robert Macaire beſtieg zum zweiten Mal die Bühne eines kleinen Winkeltheaters auf dem Boulevard du Temple, und ganz Paris drängte ſich, den wiedererſtandenen Macaire zu ſehen und zu hören; die Farben des Bildes mochten jedoch der Obrigkeit zu ſtark aufgetragen, die ſatiriſchen Ausfälle zu ätzend und ſkandalös ſcheinen: Robert Macaire wurde 67mal aufgeführt und dann für immer in der Hauptſtadt verboten; die Provinzialtheater durfen ihn fortſpielen. Da eröffnete der ehemalige Direktor der Carricatuee, Charles Philippon, dem Verbannten eine Freiſtätte in der Paſſage Vero-Dodat, und Daumier ließ ihn durch alle Stände und Lebenslagen durchſpazieren. So kommt es, daß wir dieſen liebenswürdigen Taugenichts heute bei Aubert logiren ſehen und ihn auf ſeinen verſchiedenen Stationen betrachten können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Livorno, Ende November.

(Beſchluß.)

Handel. Reformen.

Eine dritte Straße wird ſich anſchließen, welche von Piſtoja aus durch das Gebirge über die Bäder von Porretta nach Bologna führen und, da bereits die direkte Communikation zwiſchen Piſtoja und Livorno beſteht, eine nicht unweſentliche Zeit- und Koſtenerſparung veranlaſſen wird. Von der Eiſenbahn von hier nach Florenz, an deren Ausführung

Digitized by Google

Niemand mehr zweifelt, und der Maremmenſtraße will ich gar nicht reden. Leztere wird aber erſt dann ihre ganze Wichtigkeit an den Tag legen, wenn die Verbindung mit Rom bewerkſtelligt ſeyn wird, wozu gegründete Hoffnung iſt, ſo wenig Bereitwilligkeit die päbſtliche Regierung auch immer kundgeben mag. Daß Livorno von all dieſen günſtigen Conjuncturen ſeinen Vortheil zu ziehen weiß, mag u. A. der Umſtand beweiſen, daß die gewöhnlich hier vorhandenen Depots einheimiſcher Produkte die in Genua und andern Mittelmeerhäfen befindlichen weit übertreffen, und daß die Getreideeinfuhr allein in den beiden lezten Jahren auf mehr denn 80 Millionen Lire (à $6\frac{1}{3}$ Silbergr. pr.) geſchäzt ward. Die im Durchſchnitt jährlich durch den Livorneſer Handel in Umlauf geſezte Summe beläuft ſich auf 96 Millionen Lire, wovon 20 Millionen direkter Ausfuhr, der Reſt Einfuhr. Es kommen davon auf die Colonialwaaren ungefähr $9\frac{1}{2}$ Mill., auf Manufakturgegenſtände 23 Mill., auf levantiniſche Produkte 7 Mill. u. ſ. w. Im Jahr 1837 liefen 1075 größere und 4356 kleinere Fahrzeuge (mit lateiniſchem Segel) ein. Im Verlaufe von 71 Jahren betrug die größte Zahl der eingelaufenen größern Schiffe 1266 (Jahr 1832), die kleinſte 81 (1810). Nicht mitgerechnet ſind die Dampfboote, welche eine außerordentlich frequente Verbindung mit Frankreich, den Häfen Italiens und der Levante unterhalten, aber in den lezten drei Jahren durch die bald hier, bald dort herrſchende Cholera einen großen Stoß erlitten. Doch zählte man 1837 ein 534maliges Einlaufen von Dampfſchiffen. Toskana, Neapel, die ſardiſchen Staaten und Frankreich ſind in beinahe gleichen Verhältniſſen dabei betheiligt.

Ich komme nun auf das Detail des hieſigen Handels, und zuerſt auf die levantiner Einfuhr. Sie bietet als Hauptartikel die egyptiſche Baumwolle, welche nach der Schweiz, nach Frankreich, Belgien und England geht; Wolle, wovon ein Drittel in Toskana ſelbſt verbraucht wird; Seide, für Toskana, zum Theil auch für Genua, Flachs, Wachs, und Manches von geringerer Bedeutung, wie Gummi, Safran, Opium u. A., was meiſt über die Alpen geht. Die aus den weſtlichen und nördlichen Gegenden eingeführten Gegenſtände ſind: Colonialwaaren, für das Großherzogthum, für Lucca, Modena, die Romagna, die Abruzzen, zum Theil auch für Sizilien, Griechenland, Conſtantinopel und Odeſſa; engliſche, franzöſiſche, deutſche Fabrikate, wovon drei Viertel nach den erwähnten Gegenden gehen; Metalle, Holz, Eingeſalzenes, Juchten, Flachs u. ſ. w. Dieſen ſind noch feine Weine, Modeartikel, Quincailleriewaaren ꝛc. hinzuzurechnen. — Sehr mannichfaltig, wenn gleich von bei weitem geringerm Werth, iſt die Ausfuhr. Feines Oel, worunter das Luccheſer ohne Vergleich das beſte, rohe Seide und florentiner Seidenzeuge (nach Amerika und Egypten), Strohhüte und Hutſtroh, Potaſche, Korkholz, Boraxſäure und raffinirter Borax, Marmor, Alabaſter, Schreibpapier, rothe Mützen (für Griechenland und die Levante), Leder, Lammfelle, Korallen, verarbeitetes Eiſen u. m. a. Vieles davon geht aus unſerer Stadt ſelbſt hervor. Wir haben fünf Korallenfabriken, deren Ausfuhr auf 2 Mill. Lire angeſchlagen werden kann, acht Gerbereien, neun Seilereien u. a. Die Zahl der Handelshäuſer beläuft ſich auf 293. Es ſind darunter 95 italieniſche und 100 jüdiſche. Die verſchiedenen Handelsgeſellſchaften, die Detailverkäufer (631), Mäkler u. ſ. w. ſind davon ausgeſchloſſen. Die Geſammtzahl der durch Handel und Schifffahrt Beſchäftigten beträgt etwa 11,000 Individuen, wovon die Hälfte Familienväter. Dazu kommen noch etwa 1000 Frauen, wovon 450 in den Korallenfabriken beſchäftigt ſind.

Dieſen rein ſtatiſtiſchen Details, welche hinreichend ſind, von den Hülfsmitteln, der Ausdehnung und dem Charakter des Livorneſer Handels einen Begriff zu geben, reihe ich einige Bemerkungen an über die unter der Regierung des Großherzogs Leopold II. hier ſtattgefundenen Umänderungen, vorgenommenen Reformen und neuen Einrichtungen. Die Mediziſchen Großherzoge, vom Gründer der Dynaſtie an bis auf Ferdinand II., hatten für Livorno unendlich viel gethan, namentlich der erſte Ferdinand, deſſen Marmorſtatue am Hafen ſteht, von den vier ſchönen Mohrenſklaven umgeben, welche Pietro Tacca, Gian Bologna's Schüler, aus dem Erze der Geſchütze goß, welche die tapfern Stephansritter im Archipel und an Afrikas Nordküſte den Ungläubigen abgerungen. Unter Cosmus III. und ſeinem Sohne ſank Livorno, wie ganz Toskana. Von den Reformen unter den erſten Regenten der Lothringiſch-Habsburgiſchen Dynaſtie ſprach ich ſchon früher. Unendlich viel verdankt die Stadt dem regierenden Großherzoge. Einſt, als es galt, Bewohner nach Livorno zu ziehen, gewährten Cosmus und Ferdinand Privilegien und Freiheiten, welche freilich ihren Zweck erreichten, aber, von der moraliſchen Seite betrachtet, nicht ohne große Nachtheile bleiben konnten. Wer ſich hier „familiarmente“ niederließ, Handel und Gewerbe zu treiben, dem wurde nicht nachgefragt, wie er ſich anderswo aufgeführt. Livorno ward ein Aſyl. Seit 1593 ſtrömten auch die Israeliten ſchaarenweiſe zu und glaubten im Großherzog Ferdinand den Meſſias zu finden. Alles das mag damals gut und zweckmäßig geweſen ſeyn; gut und zweckmäßig war es ſicherlich, daß der jezt regierende Großherzog dieſe Privilegien beſchränkte oder aufhob; denn fortan wurde durch ſie nur das Geſindel begünſtigt, und die wahren Intereſſen der Stadt konnten ſie nicht mehr fördern. Auf alle Weiſe griff der Großherzog Livorno unter die Arme. Die durch Kriegscontribution unter der franzöſiſchen Regierung geſchaffene Communalſchuld wurde durch den Schatz getilgt. Bei Erweiterung der täglich ſich ausdehnenden Vorſtädte wurden alle möglichen Erleichterungen gewährt. Nachmals erfolgte die Ausdehnung der Rechte des Freihafens auf dieſe Vorſtädte, indem zugleich durch Abſchaffung des Magazinzolls, der einprocentigen Abgabe von allen eingehenden Waaren, der Steuer der Mäkler, Wirthe ꝛc. dem Verkehr eine namhafte Erleichterung zu Theil wurde. Hievon, wie von der Discontobank, redete ich bereits früher. Die Einkünfte, auf welche die Regierung ſolcherweiſe Verzicht leiſtete, beliefen ſich im Durchſchnitt auf 1 Mill. 200,000 Lire. Dafür leiſten andererſeits Erſatz die Vermehrung der den Livorneſen auferlegten Verbrauchſteuer durch den Zuwachs der Bevölkerung um 33,000 Köpfe, die vom Handelsſtande jährlich zu entrichtende Zahlung von 300,000 Lire, und die Erhöhung der Abgabe vom fremden Getreide. Die Quarantänezeit und deren Koſten wurden zu gleicher Zeit vermindert. Schon unter Ferdinand III. war mit Anlegung neuer Waſſerleitungen und einer rieſigen Piscina begonnen worden; dieſe wurden unter ſeinem Sohne vollendet. Für die Verſchönerung der Stadt geſchah Manches, und da dieſelbe nicht den Reichthum an dem Cultus gewidmeten Gebäuden hat, der den meiſten Städten Italiens eigen iſt, ſo wurde der Bau von vier neuen Pfarrkirchen beſchloſſen und angefangen. Bis jezt iſt der Dom die einzige Pfarre. So viel verdankt jezt ſchon Livorno dem Herrſcher, der die Maremma dem Leben wiedergibt, der in jeden Zweig der Geſetzgebung und Verwaltung weſentliche Verbeſſerungen einführt, und kein auch noch ſo unbedeutendes und abgelegenes Dörfchen in den von Gott ihm anvertrauten Staaten unbeachtet und unbeſucht läßt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. December 1838.

Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes,
Augur, schoenobates, medicus, magus: omnia novit.

Juvenal.

Die Paſſagen in Paris.

(Fortſetzung.)

Den Robert Macaire, den gemeinen Raubmörder der berühmten Auberge des Adrets, mit ſeinen claſſiſch und populär gewoebenen Lumpen, dürfen wir jedoch nicht mehr ſuchen; dieſer hat ſich in ſeinem Gefängniß verpuppt und iſt als glänzender Schmetterling davongeflogen. Das ehemalige Galgenwildpret, mit Steckbriefen und allen Landreitern gehezt, iſt nunmehr ein edles Salonsthier, überall wohlgelitten und freundlich aufgenommen. Robert Macaire hat ſich Pferd und Wagen angeſchafft; er ſpricht von ſeinen Leuten und kommt überall hin, beſonders auf die Börſe; denn er iſt kein Börſenſchneider mehr, ſondern Börſenſpekulant; er verkauft paſſive Schuld, ſpaniſche Cortesanleihen, Staatspapiere und Aktien aller Gattung. Wer ſich mit ihm einläßt, läuft kein Riſiko; als Bürgſchaft ſeiner Operationen verpfändet er die Mitgift ſeiner Frau Eloa, die Erbſchaft ſeines Schwiegervaters Mandrinski und ſein kleines Pachtgut, die Ferme des Adrets. Wer ihm ſein Vertrauen ſchenkt, iſt ein gemachter Mann; er hat Aktien auf die Eiſenbahn in den Mond und auf den Tunnel zwiſchen Dovres und Calais; der große, edle Mann hat ſich ganz der leidenden Menſchheit gewidmet.

Seyd ihr krank? Robert Macaire iſt praktiſcher Arzt und erwartet euch von 10 — 1 Uhr in ſeinem Kabinet, wo ihn alle Kranken unentgeltlich um Rath fragen können; hören wir, was er einem ſeiner Kunden ſagt: „Ei der Tauſend! ſpaßen Sie nicht mit dieſer Krankheit! — Glauben Sie mir, trinken Sie Waſſer, viel Waſſer. — Reiben Sie ſich die Schienbeine und beſuchen Sie mich recht oft! Das wird Sie nicht ruiniren, meine Conſultationen koſten ja nichts. — Für die Medizin ſind Sie nur 20 Franken ſchuldig. Die Medizingläſer werden gegen 10 Centimes wieder zurückgenommen.“ — Habt ihr Proceſſe? Macaire iſt Advokat; ſeht ihn, wie er in vollem Ornat, mit Talar und Barett ſeinen Freund Bertrand im Gefängniſſe beſucht und ihm ſalbungsvoll zuſpricht: „Mein lieber Bertrand, gib mir hundert Thaler und ich laſſe dich einſtimmig freiſprechen.“ — „Ich hab' kein Geld.“ — „Gut, ſo gib mir hundert Franken.“ — „Nicht 'nen Heller!“ — „Du haſt nicht einmal zehn Franken?“ — „Keinen Liard!“ — „So gib mir deine Stiefeln und ich will auf mildernde Umſtände antragen.“ — Macaire iſt Sachwalter, und als ſolcher ſagt er frech zu ſeinem Clienten: „Gewonnen, mein Lieber, gewonnen in allen Streitpunkten!“ — „Das iſt nachgerade Zeit! ein Proceß, der zehn Jahre gedauert und mich ruinirt hat!“ — „Spät iſt beſſer als gar nicht.“ — „Kurz und gut, wie viel kommt mir zu?“ — „Hier haben Sie's; das Gericht ſpricht Ihnen

Digitized by Google

12,000 Franken zu, und die Koſten betragen 13,500. Sie bleiben alſo nur noch mit 1500 bei mir in Rechnung." — „Aber da verliere ich ja 1500 Franken!" — „Ganz recht; aber Sie gewinnen Ihren Proceß." — Habt ihr Kinder? Robert Macaire iſt Vorſteher von Penſionsanſtalten, wo in allen fremden Sprachen und in der Moral Unterricht ertheilt wird. Braucht ihr Geld? Robert Macaire treibt Wucher; er gründet Reſtaurationen, Tables d'Hôte, Buchhandlungen ꝛc., und wer ſich als Militärpflichtiger feſtlooſt, dem verkauft er billig einen Stellvertreter, der ſelbſt ſehr nothwendig einen Stellvertreter braucht.

Großer Robert Macaire! Mit welcher Beredſamkeit er ſich als Angeklagter vertheidigt: „Zugeſtanden, meine Herrn, ich habe vor den Aſſiſen Unglück gehabt; aber das Unglück iſt immer achtungswerth. Uebrigens, wenn es wahr iſt, daß ich die Gewohnheit habe, Sachen zu entwenden, ſo bin ich eher zu entſchuldigen, als ein Anderer, weil es mir ſchwerer fällt, meinem angebornen Hange zu widerſtehen. Alles genau erwogen, bin ich beſchuldigt, Blei als Gold verkauft zu haben. Zwanzig Zeugen ſagen es aus; gut, ich leugne es vierzig Mal, und da zwei Negationen eine Affirmation ausmachen, ſo liegt es auf der Hand, daß Sie mich nothwendig freiſprechen müſſen."

Der Leſer mag dieſe unterhaltende Bildergalerie in Gedanken ſelbſt fortſetzen oder ſich die Sammlung der Robert Macaire für ſeine Bibliothek verſchreiben. Sie iſt um einen ſehr mäßigen Preis zu haben; fünfzig ſorgfältig kolorirte Blätter koſten nur dreißig Franken.

Es iſt Zeit, daß wir der Galerie Véro-Dodat den Rücken wenden und durch den Garten des Palais-royal der langen Paſſage Choiſeul zuſteuern, welche die Menge unaufhörlich von dem Boulevard de Gand in die Rue neuve-des-petits-champs, und von der Rue neuve-des-petits-champs auf den Boulevard de Gand zurückführt. Dieſe bequeme, trockene Vizinalſtraße erſpart den trägen Beinen einen beträchtlichen Umweg. Die Kaffeehäuſer, Reſtaurans und Putzmacherinnen bedauern von ganzem Herzen, daß die komiſche Oper ſo ſchnell den Saal Ventadour geräumt hat und daß das nautiſche Theater in demſelben Saale acht Tage nach ſeiner Eröffnung zu Waſſer geworden iſt. Dieſes nautiſche Theater war ein koloſſales, in ſeiner Art ganz neues Unternehmen: man beabſichtigte nichts mehr und nichts weniger, als den ganzen Raum der Bühne in ein großes Waſſerbecken zu verwandeln, worauf ordentliche Seegefechte und mythologiſche Scenen mit Nymphen, Nereiden, Najaden, Tritonen ꝛc. dargeſtellt werden ſollten. Wie jede unglückliche, tolle Idee in Paris, ſo fand auch dieſe gleich nach der Bekanntmachung eine Aktiengeſellſchaft, die das Theater Ventadour von der Regierung pachtete und die Koſten zur ſceniſchen Einrichtung Tag für Tag vorſchoß. Man baute ein künſtliches Meerbaſſin von ſechs Fuß Tiefe und 1600 Quadratſchuh Oberfläche, und füllte es mit wirklichem Waſſer an, welches durch eine eigens dazu erfundene Maſchinerie zu beliebigem Wellenſchlag bewegt werden konnte. Nach einigen mißlungenen Verſuchen ließ man das Projekt fallen. Der Saal Ventadour ſtand lange leer, bis ihn im vorigen Winter die abgebrannten Bouffes bezogen, welche neuerdings das Theater der Renaiſſance daraus vertrieben hat. Dieſes ſeit Jahren angekündigte Theater, welches eben heute mit einem neuen Drama Victor Hugos eröffnet worden, iſt beſonders auf Anſtiften der unzufriedenen Romantiker und Componiſten zu Stande gekommen, die ihre Meiſterwerke von den königlichen Bühnen verunglimpft glauben; es ſoll ein modernes Théâtre français werden, und der Gegenſatz des alten Théâtre français in der Rue Richelieu, welches in dieſem Augenblick mehr als je an dem Glauben und an den Göttern ſeiner Väter feſthält, da ihm der Himmel in der Geſtalt der Demoiſelle Rachel einen Schutzengel geſandt hat. Wir wünſchen von Herzen, daß das neue Theater der Renaiſſance mit ſeinen Reformtendenzen reüſſiren möge; jedenfalls bringt es der Paſſage Choiſeul einen neuen, angenehmen Nachbar, den höchſtens Herr Comte weit weg wünſchen dürfte. Herr Comte beſitzt nämlich in der Paſſage Choiſeul ein Kindertheater, wo allerliebſte kleine Akteurs und Aktricen von acht bis zehn Jahren recht artige Bühnenſtücke aufführen; in den Zwiſchenakten produzirt der Herr Direktor gewöhnlich Taſchenſpieler- und Bauchrednerkünſte, denen man ſtets Beifall klatſcht; das Publikum beſteht meiſt aus Kindern, welche von ihren Eltern, Wärterinnen, Bedienten und Hofmeiſtern hieher geführt werden und einen ergötzlichen Abend haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stettin und der dortige geſellig-muſikaliſche Verkehr.

(Beſchluß.)

Der vierſtimmige Geſang dagegen, wie er in Stettin vorzüglich geübt wird, iſt als der eigentlich geſellſchaftliche zu bezeichnen. Es ſind reine und vollſtändige Vocalquartette, in denen die verſchiedenen menſchlichen Stimmen ſich charakteriſch ſondern und harmoniſch zu einem Ganzen verſchmelzen; und nicht von gemietheten Muſikern ausgeführt — aus dem Innern der Geſellſchaft tönen ſie hervor, ſo daß ſich die Stimmung und der

Digitized by Google

Gedanke des geſelligen Beiſammenſeyns in ihnen zu concentriren und auszuſprechen ſcheint. Sie wechſeln in ernſt getragenen und fröhlich bewegten Klängen, je nachdem dieſe Stimmung ſelbſt in wechſelnder Richtung wallet; mit dem friſchen Winde, der die Düfte des Frühlings vom Ufer herüber trägt, ſcheinen ſie in die Segel des Schiffleins zu hauchen; ſie jauchzen in den Gläſerklang, wenn die flackernden Windlichter das heitere Mahl beleuchten; mit dem Schein des Mondes ziehen ſie ſehnſüchtig in die Weite hinaus, von den aufblinkenden Wellen getragen. Aber nicht allein auf dem Waſſer, auch im Walde, wo der Schall von den umgebenden Laubwänden zuſammengehalten wird, auch im Saale an der geſelligen Tafel klingen ſie gut und ſchön; es dürfte — wenigſtens in denjenigen Kreiſen der Geſellſchaft Stettins, von denen ich ſpreche — ſelten ein feſtliches Mahl vorkommen, das nicht durch dieſe Lieder ſeinen freieren Schwung, ſeine hellere, friſchere Stimmung erhielte.

Ich äußerte vorhin, daß dieſer vierſtimmige Geſang in Stettin ſelbſt entſtanden ſey. Von außerhalb, an gedruckten Liedern, iſt wenigſtens ſehr wenig der Art zur Erſcheinung gekommen; wenn ich, unter früheren Arbeiten, ein Liederheft von Arnold und ein ganz neuerlich erſchienenes vortreffliches Heft von Felix Mendelsſohn-Bartholdy ausnehme, ſo möchte unſere muſikaliſche Literatur anderweitig nicht eben Bedeutendes an ſolchen Vocalquartetten aufzuweiſen haben. Es dürfte alſo wohl mit gutem Grunde anzunehmen ſeyn, daß dieſe Weiſe der Erhöhung und Verſchönerung des geſelligen Vergnügens im Allgemeinen noch wenig bekannt iſt. Vielleicht aber gibt der Stettiner Gebrauch Anlaß, auch in weiteren Kreiſen derſelben löblichen Sitte zu folgen, iſt ja doch z. B. der vierſtimmige Männergeſang, der ſich gegenwärtig über ganz Deutſchland verbreitet hat, vor noch nicht gar langer Zeit aus kleinem Stamme entſproſſen. Der Componiſt der Mehrzahl jener Stettiniſchen Vocalquartette iſt der dortige Muſikdirector Ferdinand Oelſchläger; er hat für dieſe Gattung der Geſangcompoſition, die eben, ſey es im Scherz, ſey es im Ernſt, der Ausdruck der Geſelligkeit ſeyn muß, in der ſomit (wenn auch unbeengt von den Feſſeln des ſtrengeren Styls) jede einzelne Stimme in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit und ihrem beſonderen Charakter gemäß zu behandeln iſt, ein ſeltenes und eigenthümliches Talent; er verſteht es, für das Weſen und den Sinn der Geſellſchaft den jedesmal entſprechenden künſtleriſchen Ausdruck zu finden. Herausgegeben ſind von ihm bis jetzt, ſo viel ich weiß, zwei Hefte, das eine zu ſieben und das andere zu ſechs Geſängen (beide im Verlag von Trautwein in Berlin); aber eine große Menge anderer wird zu Stettin noch aus den Manuſcripten geſungen, und unter dieſen ſind manche von der vorzüglichſten Schönheit; namentlich iſt unter letzteren eine Compoſition des Goethe'ſchen „Fülleſt wieder Buſch und Thal ꝛc.," die leicht als die gediegenſte unter allen Compoſitionen dieſes wunderbaren Liedes gelten dürfte. Hoffentlich haben wir bald neue öffentliche Mittheilungen zu erwarten. Außer Oelſchläger hat auch C. Löwe eine Anzahl ähnlicher Quartette componirt, deren Herausgabe man entgegenſehen darf, und in denen die Freunde ſeiner geiſtreichen Compoſitionen neue Beweiſe ſeiner Meiſterſchaft finden werden.

Beide Componiſten, Löwe und Oelſchläger, haben auch noch in anderer Weiſe für den geſelligen Geſang gewirkt, ſowohl in Compoſitionen für den vierſtimmigen Männergeſang (für die Stettiner Liedertafel), als auch in ſehr eigenthümlichen Liedercompoſitionen für drei Frauenſtimmen. Die letztern bilden eine Gattung des Geſanges, die — ohne Inſtrumentalbegleitung — anderweitig noch gar nicht zur Ausführung gekommen zu ſeyn ſcheint, die aber, beſonders im Gegenſatz gegen den Männergeſang, von der anmuthvollſten Wirkung iſt; die Mehrzahl auch dieſer Lieder rührt von Oelſchläger her. Es iſt nur zu wünſchen, daß beide Componiſten auch zur Veröffentlichung dieſer Geſänge ſchreiten mögen.

F. Kugler.

Aus dem Leben.

Von M.

Zufälliges.

Wir machen an uns die Bemerkung, daß Kleinigkeiten in unſerer Umgebung oder an unſerm Leibe, daß Körperſtellung, wie ſie oft von dem innern Menſchen beliebig angenommen, geſucht oder geduldet wird, ſo auch an und für ſich einen größern Einfluß auf denſelben ausüben als man vermuthen ſollte. Im Liegen ſprechen wir bei uns, im Stehen an uns, im Gehen mit uns. Das Sitzen iſt Schülerſtellung, bloß zum Lernen bequem. Manchen Aeußerungen und Gedanken glaubt man es anzuſehen, daß der Autor die Pantoffeln an hatte, ſo wanken, ſo latſchen ſie daher. Viele Schriften unſerer Ahnen tragen die unverkennbaren Merkmale, daß der Mann das Schwert zur Seite hatte, und N. N. machte an ſich die Wahrnehmung, ſeine kräftigſten und männlichſten Sätze in Stiefeln gemacht zu haben, und nannte dieſelben mit Vorliebe ſeine geſtiefelten Gedanken. Ueberhaupt iſt es wie für den Menſchen, ſo für den Autor beſonders von Wichtigkeit, niemals ſich gehen zu laſſen oder ſich ſelbſt ein böſes Beiſpiel zu geben.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Liſſabon, November.

Theater. Die italieniſche Oper.

Das portugieſiſche Theaterweſen hat manches Eigenthümliche, in dem ſich ſo recht der Nationalcharakter ſpiegelt. Ein an die Gemeſſenheit deutſcher Hofbühnen Gewöhnter müßte ſich hier in eine ganz andere Welt verſezt fühlen. Die Frage, wo, in Portugal oder in Deutſchland, die dramatiſche Kunſt auf höherer Stufe ſtehe, beantwortet ſich zum Voraus von ſelbſt. Aber der Reiz des Entfernten, Fremdartigen macht, daß Ihre Leſer gewiß lieber von portugieſiſcher Bühnenunkunſt erzählen hören, als von deutſcher Kunſt, wäre dieſe auch noch ſo hoch getrieben. Doch nach dem, was ich hier davon in Erfahrung bringen kann, ſcheint es damit auch nicht viel auf ſich zu haben, und wenn ich die hieſigen Theater ſchildere, ſo bezeichne ich am Ende nur den Antheil, den der Portugieſe auf ſeine Weiſe am allgemeinen Verfall der dramatiſchen Kunſt nimmt. — Da ich ſchon ſo lange hier bin, ſo wird meine Skizze der lebhaften Farben entbehren, welche der erſte Eindruck leiht, aber auch der falſchen Schatten und Lichter, in welchen die Dinge der überraſchten Phantaſie erſcheinen.

Den erſten Plaz unter den Theatern nimmt die italieniſche Oper ein, auf welche von jeher außerordentlich viel verwendet wurde, und es gab eine Zeit, als noch Liſſabon in ſeinem größten Flor war, wo man einer Catalani 24,000 Cruzados Gehalt gab, einem Crescentini, einer Gaſorini, einem Naldi, und wie dieſe berühmteſten Sänger der damaligen Zeit alle hießen, mit 12 — 18,000 Cruzados den kunſtreichen Geſang ihrer Kehlen lohnte, der Adel noch mit Goldbörſen um ſich werfen konnte, die hochadeligen Frauen noch Halsbänder und Diamantringe abnahmen, um ſie einer Theaterprinzeſſin als Andenken zu verehren, wo mancher Schlemmer an Einem Abende Tauſende opferte, um einer ſchönen Tänzerin den Hof zu machen, eine Zeit, wo die Oper, wie das Ballet, in Liſſabon unſtreitig eine der erſten in Europa war. Dieſe Zeit fällt in die Jahre von 1801 bis 1805. Beſonders imponirend waren die großen Spektakelſtücke, wozu das Theater von S. Carlos ſich wegen ſeiner Größe und Anordnung beſonders eignet. S. Carlos iſt ein großes, weitläufiges Gebäude, deſſen Aeußeres leider allen Geſchmacks entbehrt. Mit der einen langen Seite ſteckt es zur Hälfte in der Erde, da es an einer Anhöhe liegt, mit der es gleichſam verwachſen iſt; mit der andern langen Seite präſentirt es ſich in einer engen, abgelegenen Straße, wie ein großes Magazin oder altes Rüſthaus, und nur die ſchmale Fronte, die auf einen kleinen, viereckigen Plaz ausgeht, ſieht nach etwas aus; ſie zeigt einen fremdartigen Bauſtyl mit einer langen Ueberſchrift. Das Haus wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf Aktien erbaut und die Entrepriſe verpachtet. Der Entrepreneur erhält dagegen eine Unterſtüzung vom Staate, die ſich gegenwärtig auf 50 Contos oder 50,000 Thaler beläuft, die aber nicht zureicht, um den Unternehmer gegen einen Bankerott zu ſichern, wenn er hohe Salaire an gute Sänger und Sängerinnen bezahlt. Um ſich dagegen zu ſchüzen, kann derſelbe nur mittelmäßige Subjekte aus Italien verſchreiben. Das Innere des Hauſes iſt ſehr ſolid gebaut, und ſteinerne, überwölbte, breite Treppen führen bis in die oberſten Galerien. Mehrere Säle in den obern Etagen bieten neben Erfriſchungen manche Bequemlichkeit und Unterhaltung; man findet daſelbſt Billards und andere Gelegenheit zum Spiel, und in frühern Zeiten wurde hier ſehr hoch geſpielt, wozu jezt Niemand mehr Geld hat. Der Theaterſaal hat fünf Reihen Logen über einander, die eine Ellipſe bilden. Die Dekorationen ſind mitunter ſehr gut, und die Garderobe brillant, meiſtens ſogar echt; das Orcheſter iſt ſehr reichlich und gut beſezt und auf's Beſte eingeſpielt. Nur bei neuen Stücken oder außerordentlichen Gelegenheiten findet man ein volles Haus; da jezt ſo viele Menſchen mit Noth zu kämpfen haben, iſt an den übrigen Tagen das Haus leer. Sonſt gab es in den Logenreihen einen erſten Rang, den nur der Adel einnahm, und der dann im größten Puz, mit Edelſteinen geſchmückt erſchien; dies iſt ganz anders geworden: die Edelſteine ſind verkauft und verſezt, man geht in ſchlichten Kleidern in's Theater, wenige vom Adel ſind noch abonnirt, und man ſieht im ſogenannten erſten Rang ohne Unterſchied Perſonen aus allen Ständen, wenn ſie nur dafür bezahlen. Seit Jahr und Tag ſind an der Tagesordnung: Norma, Clara von Roſenberg, Anna Bolena, Othello, Nina, o Forioso und noch einige. Fra Diavolo, Robert der Teufel, Freiſchüz, Dame blanche, die Stumme von Portici ꝛc. ſind hier noch nie gegeben worden; überhaupt läßt man ſelten Abwechſelung eintreten, und man iſt im Stande, im Verlauf eines Abonnements eine Oper ſechsmal zu geben. Man nimmt ſich hier auch die Freiheit, wenn nach dem erſten Akt einer Oper das Ballet vorüber iſt, zum Schluß den zweiten Theil einer andern Oper zu geben, was auch weiter nicht auffällt; denn der größte Theil des Publikums kommt des Ballets wegen, und verläßt das Theater, das gewöhnlich bis Mitternacht dauert, wenn dieſes vorüber iſt, und der Reſt der Zuſchauer, der länger bleibt, entweder weil er einen Wagen oder ſonſtige Begleitung erwartet, oder weil er das Entréegeld nicht für eine halbe Oper ausgegeben haben will, nimmt es nicht ſo genau, wenn er ſich auch zum Sterben langweilt, ſchon weil er nicht weiß, wie er die lezte Stunde des Tags ausfüllen ſoll. Logenabonnements ſind jezt weit ſeltener wie ſonſt. Nur wenige Familien vermögen es noch, fortwährend eine Loge zu haben, denn das Vergnügen kommt zu hoch zu ſtehen; jeder Abend koſtet vier Thaler, und da hier die Sitte nicht eingeführt iſt, daß mehrere Familien zuſammen eine Loge nehmen, was ihr Hochmuth nicht leidet, denn jede will reich und unabhängig ſcheinen und ſich durch Sparſamkeit keine Blöße geben, ſo bleiben gegenwärtig die meiſten Logen ohne Abonnement; man bezahlt lieber etwas mehr für den Abend und geht in's Theater, wenn man Luſt hat. Für Damen gibt es keine andern Pläze im Theater, als die Logen. Eine einzelne Dame, die das Theater beſuchen will, muß alſo eine ganze Loge nehmen; ſie könnte nun freilich ihre Freunde einladen, Theil an dem Vergnügen, zugleich aber auch an der Bezahlung zu nehmen, wie es an andern Orten geſchieht; ein ſolches Anerbieten hält man aber hier für ridiculo, d. h. für filzig; man ladet alſo Freunde und Freundinnen ein, ohne ſie beiſteuern zu laſſen, und muß noch froh ſeyn, ſolche Begleitung zu haben. Das Parkee koſtet 1 Thlr. 8 Gr., das Parterre 20 Gr., die Galerie im fünften Himmel 12 Gr. In der heißen Jahreszeit, wo das Theater, wie allenthalben, am wenigſten beſucht iſt, beginnen die Vorſtellungen um halb 9 Uhr und dauern bis nach Mitternacht; im kühlen Semeſter aber beginnen ſie um halb 8 Uhr.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. December 1838.

— Thoughts, and dreams, and sighs,
Wishes and tears, poor fancy's followers.
Shakespeare.

Der Welt Lauf.

Eine Erzählung.

Zum erſtenmal befand ſich Charlotte Wynn in der geräumigen Wohnung ihrer Mutter allein, der Obhut treuer Diener übergeben. Eine Geſchäftsreiſe hielt Miſtreß Wynn einige Tage von ihrem Wohnort, einer anmuthig gelegenen Stadt im ſüdlichen England, entfernt. Sie hatte den liebſten Schatz ihres Herzens nicht ohne einiges Bedenken zurückgelaſſen, und die zärtlichen Ermahnungen bei ihrer Abreiſe waren eben ſo liebevoll gegeben als aufgenommen und von Charlotten das Verſprechen geleiſtet worden, ſich während der Abweſenheit der Mutter auf Haus und Garten beſchränken und nur ihre liebſte Freundin, Emilie Derby, bei ſich ſehen zu wollen.

Am zweiten Abend nach Miſtreß Wynns Abreiſe wandelten beide Mädchen lange im großen, ſchattigen Garten umher. Je tiefer die Dämmerung ſich ſenkte, um ſo traulicher wurde ihr Geplauder. Der faſt kindliche, durch Erfahrung noch nicht gedämpfte Hang zur Mittheilung, das Bewußtſeyn tiefſter Einſamkeit, die Anmuth des Abends ſchloſſen die Herzen der jugendlichen Gefährtinnen gegen einander auf. Leichten, ruhigen Schritts ging Charlotte durch die dunkeln, wohlbekannten Gänge: kein fallendes Blatt, kein Vogel, der raſſelnd durch die Zweige ſchlüpfte, erregte in ihr jenes geheimnißvolle Grauen, welches das Gefühl unbeſtimmter Furcht einzuflößen pflegt. Emilie dagegen blickte ängſtlich auf das immer dunkler ſich geſtaltende Gebüſch, auf die ſchwärzlichen Maſſen prächtiger Bäume, zwiſchen denen einzelne Birken geſpenſtiſch hervorleuchteten; ſie ſchloß ſich inniger an die furchtloſe Gefährtin an und mahnte ſchüchtern an die Rückkehr in's Haus.

„Komm,“ entgegnete Charlotte lächelnd, „fürchte dich nicht; oft gehe ich hier ſpät Abends, und das Geräuſch, welches dich ſchreckt, ſind für mich nur die wohlbekannten Stimmen der Natur; ich bin völlig damit vertraut. Nein, gehe nicht, bleibe noch, und ich will dir mittheilen, was bisher nie über meine Lippen kam: ich will dir ſagen, wodurch meine Verbindung mit James geſtört wurde. — Du weißt, daß meine Mutter ſeinen und meinen Bitten nachgegeben, daß wir uns als Verlobte betrachten durften und glücklich waren; da eines Abends überließ ſich Wilſon, in der Aufwallung einer mir noch jezt unerklärlichen Eiferſucht, einem Ausbruch der Leidenſchaft, der ſelbſt mich erſchreckte. Nicht ohne leiſen Schauer denke ich daran zurück; erzürnt war ich nicht, nur innig betrübt, und der Friede ſtellte ſich leicht und vollſtändig zwiſchen uns her. Am folgenden Morgen aber erklärte die Mutter mit ihrem unerbittlichen

Digitized by Google

Ernſt, erſt nach drei Jahren, und wenn Wilſon bis dahin mehr Herr ſeiner Leidenſchaften geworden, die Genehmigung zu unſerer Verbindung geben zu wollen.“ — Emilie lächelte. „Da er ſeit einem Jahr auf der Station in Oſtindien iſt, ſcheint wenigſtens die Aufſicht nicht ſehr ſtrenge zu ſeyn.“ — „Ich wünſchte, dem wäre ſo! Du vergißt, daß mein Oheim die Escadre befehligt, und dieſem hat meine Mutter das Wort abgenommen, genau auf Wilſon achten zu wollen. Ach! ich wollte, er ſagte ihr nicht Alles! — Warum ſollen ſeine kleinen Schwächen an den Tag, da ich ſo herzlich zur Nachſicht bereit bin? Jähzornig ſind alle Männer, die andern wiſſen ſich nur beſſer zu verſtellen.“ — „So trägt Jedes ſein Leid,“ erwiederte die Freundin ſeufzend. „Das meinige beſteht vielmehr in der Vollkommenheit des liebſten, edelſten Mannes auf Erden. Demüthig blicke ich zu ihm empor. Die Schönſte, die Beſte dürfte ſich ihm kaum gleich achten, und er, der ſich in ſeiner Herzenswahl zu mir herabgelaſſen, ſieht unſer Glück am Starrſinn meines Oheims ſcheitern, der mit einer geringen, ihm bei ſeinem Reichthum ſo entbehrlichen Summe, die Seligkeit zweier Menſchen begründen könnte. Etwas pflegt das Geſchick auch dem Vollkommenſten zu verſagen, und ſo entzog es Manners die Güter dieſer Erde.“

Lange noch unterhielten die Freundinnen ſich auf ähnliche Weiſe, bis einzelne Regentropfen Emilien an die Rückkehr in die eigene Wohnung mahnten; auch Charlotte zog ſich in's Haus zurück, hieß bald darauf die Dienerſchaft ſich zur Ruhe begeben und verfügte ſich in ihr Zimmer. Schwacher Mondſchein erhellte das Gemach; ſie löſchte die Lichter, ſezte ſich an ein offenes Fenſter und blickte ſtill entzückt hinab. Tiefe Stille herrſchte, nur durch das ſüße Lied der Nachtigall und durch einzelne Männerſtimmen unterbrochen, deren Geſang aus weiter Ferne herüber klang. Endlich verſtummten auch dieſe, es war Nacht, alles ruhte, nur die ziehenden Wolken gaben noch ein Bild des Lebens in der ſchweigenden Natur, und bald durch dieſelben verhüllt, bald ſiegreich hervorſtrahlend, goß der Mond ſein mildes Licht über den fernen Fluß, der als ſilberner Streif am Rande des Horizonts erglänzte.

In ſüßes Sinnen und Sehnen verſenkt, gedachte Charlotte der fliehenden Stunden nicht, bis ſeltſames Geräuſch ſie aus ihren Träumen empor riß. Ungewöhnliches Raſcheln der Blätter und Zweige drang in ihr Ohr; furchtlos ſchrieb ſie es irgend einem Thier zu und blieb ruhig ſitzen; da ließ ſich deutlich ein leiſes Klirren wie von eingedrückten Scheiben vernehmen. Erſchrocken emporfahrend, blickte ſie ſchaudernd in den Garten hinab; der Mond war untergegangen, es war faſt ganz finſter, die Bäume umher vermehrten das Dunkel; dennoch gewahrte ſie deutlich eine Geſtalt auf dem Spalierbaum, der am Hauſe emporrankte, und glaubte ſogar die Hand zu ſehen, welche im Begriff ſtand, ein Fenſter im erſten Stockwerk zu öffnen. Einen durchdringenden Schrei ausſtoßend, ſank ſie bald bewußtlos in den Stuhl zurück; noch hörte ſie, wie Jemand leicht zu Boden ſprang und dann fortlief. Die Diener kamen herbei, Laternen wurden angezündet und überall die ernſtlichſte Nachforſchung gehalten. Die feſten Kieswege des Gartens zeigten keine Spur eines Eindrucks, aber Baum und Fenſter verriethen deutlich die Anweſenheit eines nächtlichen Beſuchs: am erſten hingen kleine geknickte Zweige herab und lezteres war eingedrückt. Dies Ereigniß gab zu vielfachem Gerede Anlaß; jenes Fenſter erhellte einen Gang, der zu Miſtreß Wynns Gemächern führte, und die ſehr natürliche Vorausſetzung, daß ein Dieb die Abweſenheit derſelben habe benutzen wollen, lenkte den Verdacht auf manche Unſchuldige, welche in jener Nacht in ärmlicher Hütte ruhig geſchlummert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Paſſagen in Paris.

(Fortſetzung.)

Die Paſſage Marion=Delorme wird wenig beſucht; die Arkaden der Rivoliſtraße thun ihr viel Schaden und laſſen ihren alten Glanz nicht wieder aufkommen; denn die Paſſage Marion=Delorme hat ihre Tage von Aranjuez gehabt, wie die berühmte Sünderin, unter deren Patronat ſie ſich geſtellt hat. Damals rauſchten Sammt, Seide und Spitzen in dieſen Gängen auf und ab; hübſche kleine Füße, kaum eine Spanne lang, glitten über die Marmorquadern; da war ein ewiges Buhlen um Beifall und Liebe, die Schönſte war die Göttin, glänzende Equipagen hielten am Eingang und die Freude tanzte in der Vorhalle. Nichts läßt heutzutage dieſen verdunkelten Glanz ahnen, welcher für immer erloſchen iſt und nur noch in dem Andenken des Invaliden leben mag, welcher die Gaslampen anzündet und die Polizei handhabt.

Die Paſſage Vendôme auf dem entlegenen Boulevard du Temple iſt ſo gut wie verlaſſen. Ich habe niemals Leute darin angetroffen, und man hört nichts, als das monotone Klick=Klack der ausgehängten Schilder, worauf geſchrieben ſteht, daß die Buden zu vermiethen ſeyen; den Eigenthümern der Paſſage mag dieſe Muſik ſehr unangenehm und traurig in die Ohren klingen.

Einige Straßen weiter finden wir die Paſſage du Caire; man glaube aber ja nicht, daß dieſes Cairo ein mit Perlen, Rubinen und koſtbaren Edelſteinen geſchmückter

Digitized by Google

Bazar iſt, wo kryſtallene Fontänen mit wohlriechendem Waſſer ſpringen und ſchmelzende Muſik ertönt. Nein, die Paſſage von Cairo vergegenwärtigt in keiner Weiſe die Feenwelt des Orients. Zwei engr bedeckr Gänge, welche uns wie finſtere Schlünde entgegengähnen und unſere Geruchsnerven bedeutend affiziren; alte, ſchmierige Wände, mit altem, ſchmutzigem Trödel behängt; Weiber, welche aus ihren Spelunken im Zwiſchengeſchoß den Vorübergehenden Spott und Zoten nachrufen: das iſt die Paſſage von Cairo in Paris. Die Paſſage d'Athènes, welche die Rue Saint-Honoré und Rue Monlesquien verbindet, hat ebenfalls durchaus nichts Atheniensiſches.

Die Paſſagen Saucède und Bourg-l'Abbé bilden ſo zu ſagen zwei in der Luft ſchwebende Hängebrücken zwiſchen den Straßen Saint-Denis und Saint-Martin, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach eines ſchönen Morgens unter der Laſt der zahlreichen Fußgänger, die darüber hinſchreiten, zuſammenbrechen werden. Hier ſind wir in dem Stadttheil der Induſtrie, wo wir weder den Flitterglanz, noch die feinere Geſelligkeit der vornehmen, müſſigen Welt ſuchen dürfen. Straußfedern, Paradiesvögel, Caſchemirs, Livréen mit Goldtreſſen, Spazierſtöcke mit Goldknöpfen, unverſchämte Lorgnetten verlieren ſich nicht hieher; was ſollten ſie hier auch thun? Durch ihre Gegenwart honette Handwerker und brave Familienväter verhöhnen? Alles iſt hier vom „kleinen Volk,“ Mann, Frau und Kind. Niemals dehnt und ſtreckt ſich der Müſſiggang in dieſen ausgetretenen Gängen, wo fortwährend der Hammer pocht, der Amboß ſchallt, die Säge ſchreit, die Feile beißt und fröhliche Lieder erklingen.

Wenn die Paſſage Saucède ganz dem kleinen Volke angehört, ſo iſt die Paſſage der großen Oper dagegen die ausſchließliche Domäne der ſchönen Welt; da aber die ſchöne Welt in Paris Morgens ſehr lange ſchläft, ſo iſt die Paſſage Vormittags wenig beſucht. Um Mittag ſcheint die Thätigkeit der beiden Galerien wieder aufzuleben, die Buden machen ihre Toilette und die Spazierenden ſtellen ſich allmählich ein. Was von Jugend hieher geht, kleidet und ſchmückt ſich auf das Geſchmackvollſte und Prächtigſte, will erobern und gefallen. Die Sylphiden der Rue Lepelletier, die Sängerinnen und Balletttänzerinnen des Chors unterlaſſen es nicht gern, durch dieſe Paſſage zur Probe in die große Oper zu gehen und auf dem Hinwege die Huldigungen der geſchnürten und geſalbten Stutzer einzunehmen. Viele Lüſterne und Kokette beider Geſchlechter ſpannen hier ihre Netze aus, und wo ſo viele Fiſche ſind, iſt es nicht ſchwer, einen zu fangen. Die Bewohner der Paſſage ſcheinen daſſelbe beſchauliche Leben und dolce far niento zu führen, welches die Spaziergänger dort einheimiſch gemacht haben. Man ſieht ſie hinter ihren großen Fenſterſcheiben am Ladentiſch ſitzen und gähnend ein Journal leſen; ihre Frauen und Ladenmädchen ſchwatzen und machen Gloſſen uber die ſchönen Incroyables. Der Handel ſcheint keineswegs die Hauptbeſchäftigung dieſer Leute; auf ihren friedlichen, unbefangen, höchſtens mit etwas Mediſance in die Welt blickenden Geſichtern lieſt man nichts Kniffiges und Habſüchtiges; dennoch bezweifle ich, daß ſich ein ganz reeller Kaufmann (in dem Sinne, welchen wir reellen Deutſchen damit verknüpfen) in der Paſſage der großen Oper findet.

Die Paſſage Vivienne und Paſſage Colbert, welche beide mit der Rue Vivienne parallel laufen, ſind zwei Schweſtern, aber zwei feindliche Schweſtern, die ſich nie vertragen werden; die eine triumphirt und alle Füße folgen ihr nach, während die andere giftigen Aerger einſchluckt und in ihrer Einſamkeit verkümmert. Das Publikum, welches in dieſem Streite der beiden Schweſtern der geborne Schiedsrichter iſt, hat ſich für die Paſſage Vivienne erklärt, welche, auf ihre Popularität trotzend, nicht einmal daran denkt, die zahlreichen Riſſe ihrer beſprenkelten Wände auszubeſſern und die ſchmutzigen Glasplatten abzuwaſchen, während die Paſſage Colbert ſich täglich ein neues Kleid anzieht und alle Künſte aufbietet, die Menge anzulocken. Man hat die hübſche Rotunde am Eingang der Paſſage in einen öffentlichen Conzertſaal verwandelt, wo man unentgeltlich ein- und ausgehen durfte; allein die Zuhörer verſchwanden nach den erſten Abenden. Nachdem dies Mittel fehlgeſchlagen, ließen die Eigenthümer einen prächtigen Candelaber von Bronze mit zwölf Gaskugeln errichten, welche ein ſanftes Licht auf die jugendlichen Reize und feurigen Augen eines Schwarms von Parfümerie- und Galanteriehändlerinnen warfen, die im Schimmer dieſer Gaskugeln ausſtanden. Gegenwärtig ſteht an der Stelle des Candelabers eine vergoldete Wanduhr, welche die Stunden abſingt, und die Parfümiſtinnen haben ſich auf und davon gemacht; das Porträt des Père Enfantin, welches als Ladenſchild einer kurzen Waarenhandlung in dieſer Rotunde aushängt, ſieht mit verwundertem Auge auf die leere Stätte herab, wo ſonſt die freien Frauen ſaßen, an denen er ſein Wohlgefallen finden mußte. Die Paſſage Colbert iſt aber nach wie vor wenig beſucht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Liſſabon, November.

(Fortſetzung.)

Die italieniſche Oper.

Ein einziger großer Kronleuchter erhellt den ganzen Schauplatz mit 150 Lampen. jedoch erſt ſeit einigen Jahren;

Digitized by Google

früher waren Wachslichter an den Wänden aufgeſteckt, die nur eine Scheinhelle verbreiteten, bei der man die Logengeſichter ſelten erkennen konnte. Seitdem nun der Rieſenkronleuchter aufgehängt iſt, kann man Jedem klar in's Geſicht ſchauen. Sein Erſcheinen (aus Paris), das vorher beſonders annoncirt wurde, machte dermaßen Furore, daß er vom Publikum beklatſcht wurde, wofür er ſich nun zwar nicht in Dank ergoß, aber in Oel, womit er die Kleider der darunter Sitzenden anfänglich tränkte. Eine ganze Woche hindurch ſprach man in den Cirkeln und auf den Kaffeehäuſern von nichts, als dem großen, geſchmackvollen Kronleuchter, und das Haus war in den erſten acht Tagen immer geſtopft voll, ſelbſt bei den ſchlechteſten Stücken. — Das männliche Perſonal dieſes Theaters iſt dem Publikum ziemlich gleichgültig, d. h., man zollt ihm Beifall oder trommelt es aus nach Verdienſt und Laune, oder man ſchweigt ganz. Nicht ſo beim weiblichen, beſonders wenn daſſelbe körperliche Vorzüge beſizt. Da kommt es nun darauf an, wer von den jungen Eleganten das Glück oder Mißgeſchick hat, ſich von dieſen Theaterſchönheiten erhört oder verſchmäht zu ſehen, und wer über den größten Anhang gebietet. Es kommt hier gar nicht auf gutes Spiel, Geſang oder Tanz an, ſondern die Einen applaudiren, die Andern ziſchen, pfeifen und trommeln mit den Füßen, die Einen ſchreien ein Bravo über das andere, die Andern rufen fora! fora! (hinaus!) was einen Mordſpektakel verurſacht. Da keine Partei zuerſt ſchweigen will, wodurch ſie ſich für beſiegt bekennen würde, ſo hat das Publikum Störungen durch dergleichen Parteiſtreitigkeiten oft Viertelſtunden lang zu ertragen, bis endlich daſſelbe ſich in's Mittel legt und durch Ziſchen Schweigen fordert. Junge Hitzköpfe, die am meiſten bei dieſem Conflikt intereſſirt ſind, gerathen ſich dabei zuweilen in die Haare, es ſezt Ohrfeigen, da man keinen Stock in's Parterre mitnehmen darf, beim Ausgang aus dem Theater aber folgen dann oft die Stockprügel nach, zuweilen auch ein Meſſerſtich. Bezahlte Claqueurs, um das Publikum zu ſtimmen, gibt es hier nicht; man überläßt es ſeinem natürlichen Geſchmack, der nicht immer der beſte iſt, und auch ſchlechterdings durch keine Theaterkritiken geleitet wird. Im Ganzen genommen aber iſt das Publikum leicht zu befriedigen, und weit freigebiger mit einem ſchallenden Applaus, als mit Pateadas (Austrommeln). Die Hauptſache bleibt immer der Pomp, die Befriedigung des Auges, weßhalb auch große Spektakelſtücke und eine lärmende Muſik immer den Vorzug haben. Der übermäßige und lang anhaltende Applaus, der deſto lauter geſpendet wird, je mehr ein Sänger ſchreit, eine Dame ſich in die höchſten Töne verliert, oder eine Tänzerinn ihre laſterhaften Beine auseinander ſperrt und die eine Fußſpitze ihrer Naſenſpitze gleichbringt, ſezt übrigens die Akteurs keineswegs in Verlegenheit, wie ſie während dieſes lärmenden Beifalls ihre Zeit äſthetiſch ausfüllen ſollen, was auf andern Theatern wirklich ſchwierig iſt, wo die Handelnden gar nicht thun, als wenn ein Publikum vorhanden wäre, und ihre Rollen behaupten. Hier aber muß der Akteur jeden Augenblick aus ſeiner Rolle heraustreten und dem Publikum zeigen, daß er nur Spaß macht, daß er nicht der iſt, den er vorſtellt, ſondern der und der, welcher ſich ſchönſtens für den Beifall bedankt, wobei er denn ſeine theatraliſchen Kratzfüße macht, ganz verſchämt die Augen zu Boden ſchlägt, die rechte Hand auf's Herz legt und, ſich verneigend, eine ſchüttelnde Bewegung mit dem Kopfe macht, als Zeichen, daß ſeine Beſcheidenheit den Beifall ablehne. Das weibliche Perſonal macht ähnliche Grimaſſen, unter obligater Begleitung des allertiefſten, von vorne nach hinten wogenden Knixes. Die Täuſchung geht vollends verloren, wenn man ſo verrückt iſt, nach einer affektvollen Scene, worin die Schauſpieler ihre größte Kunſt, ſowohl in Geſang, als Darſtellung entwickelt haben, nach Momenten, die nur einmal vorkommen und nicht wieder zurückzuführen ſind, ancora zu rufen. Es entſteht dann gewöhnlich eine kleine Pauſe, das ganze Spiel iſt unterbrochen, die Akteurs ſehen einander an, ſie ſind zweifelhaft, ob ſie willfahren ſollen oder nicht, bis endlich eine neue lärmende Aufforderung erfolgt. Die Schauſpieler ſind aus ihrer Rolle, und das Leidenſchaftliche und Affektvolle läßt ſich ſo wenig wiederholen, als eine Sonnenfinſterniß; die Scene, worüber man früher aus Rührung hätte weinen mögen, geht nun ganz kalt vorüber, die Schauſpieler wollen kleine Veränderungen anbringen, ſie verſteigen ſich in Schnörkel und Triller, der ganze Akt mißglückt, wird lächerlich, ſogar oft ekelhaft langweilig; jedoch weil man ihn noch einmal verlangt hatte, ſo muß man auch die Leute für ihren guten Willen belohnen, und ſo klatſcht man denn wieder aus Leibeskräften. — Die Ballette auf dem Theater von S. Carlos äußerten von jeher eine große Anziehungskraft auf das Publikum, und es gab Perioden, wo wirklich darin Außerordentliches geleiſtet wurde, beſonders vor der Zeit der Invaſion der franzöſiſchen Armee. Damals waren die Gebrüder Veſtris für das Ballet engagirt, eine Monroe, Clara, Roſa, und wie dieſe Nymphen alle hießen, legten die größte Beinvirtuoſität an den Tag, ein Latour und Lacomb kamen wie aus dem Himmel auf's Theater geflogen, und mancher alte Hageſtolz und ſelbſt Ehemänner ließen ſich von üppigen Tänzerinnen ihre grauen Köpfe verrücken; das Verhältniß eines damals lebenden Marquis d'Abrantes zur niedlichen Roſa, an der jedes Glied hüpfte und tanzte, war dazumal Stadtgeſpräch. Gegenwärtig ſind die Tänzer höchſt mittelmäßig; allein der Apparat, womit die Ballette gegeben werden, die Nuditäten, worin die Tänzerinnen auftreten und weniger graziöſe, als üppige Bewegungen machen, gewähren dem ſinnlichen Portugieſen noch immer das größte Vergnügen; er geht oft nur des Tanzes wegen in's Theater, kommt erſt, wenn dieſer anfängt, und geht wieder, wenn derſelbe vorbei iſt. Auch jezt iſt ein Pariſer Veſtris, ein Verwandter der Obengenannten, hier Balletmeiſter; allein ſeine Compoſitionen, worin eine Menge Götter und Göttinnen auftreten, haben noch wenig Glück gemacht. Aber Mademoiſelle Clara mit dem blauäugigen Unſchuldsgeſichtchen, den ſtämmigen Beinen und magern Armen, die dennoch den reichſten Grafen Liſſabons bezaubert haben, ſo wie der kleine, flinke Theodor tanzen recht brav, und ſind beſonders ſtark darin, ſich wie ein Brummkreiſel zehnmal auf einem Fleck herumzudrehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Aus Haut in Holz, aus Holz in Glas und Stein,
Aus Glas und Stein in Fleiſch und Bein
Läuft's luſtig hinein;
Doch vor dem Holze wacht
Ein Hahn bei Tag und Nacht,
Und aus dem Holz nichts geht,
Er hätte denn gekräht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. December 1838.

Contre l'humeur qui nous irrite,
Quels antidotes souverains!
Leurs vers badins,
Francs et malins
Aux moins joyeux faisaient battre des mains,

Béranger.

Die Paſſagen in Paris.

(Fortſetzung.)

Wir kommen nun an die lezte Station, die Paſſage des Panoramas, welche der Liebling der Mode geworden und aus einem engen, düſtern Gange bis zu ſechs weiten, hellen, glänzenden Galerien erweitert iſt. Der mittelſte Gang iſt der claſſiſche Boden der Eleganz, des Comforts und der Beutelſchneiderei. Seit zwei, drei Jahren hat ſich dieſe Paſſage außerordentlich verſchönert und ausgedehnt; ſie hat nunmehr einen Ausgang in die Rue neuve Vivienne, dem Muſardſchen Conzertſaal gerade gegenüber, einen andern in die Rue Montmartre, einen dritten in die Rue Feydeau, einen vierten auf die Boulevards. Nachdem alle dieſe Gänge durchgebrochen waren, hat man ſie mit Gas beleuchtet, mit Waſſerfarben ausgemalt und mit Skulpturarbeiten verziert; Wand und Decke ſind mit Zierrathen geſchmückt; Alles glitzert und blizt in dieſem Eldorado. An dem einen Ende iſt der Laden des Herrn Duvelleroy, wo nichts als Fächer verkauft werden, und am andern das Magazin des Herrn Suſſe, welcher Kunſtſachen und die verſchiedenartigſten Handelsgegenſtände feil hat. Wir finden bei ihm chineſiſches Porzellan, lakirte Präſentirteller, engliſche Landscapes, Keepsakes und reichverzierte Gebetbücher, wo Sammt und Seide ihre ſchillernden Reflexe ineinanderſpielen, und wobei man unwillkührlich an die kleinen, weißen Hände denkt, welche darin blättern werden. Alterthümler können hier ihre Kaufluſt befriedigen und Freunde von alten Möbeln und Klappereien ſind nur um die Auswahl verlegen: da ſind alte gothiſche Schränke und Stühle, bemalte Kredenztiſche, mit Wappen ausgelegt, etruski che Vaſen, mittelalterliche Humpen ꝛc. Die Kunſtwerke der modernen franzöſiſchen Maler und Bildhauer fehlen keineswegs: Statuetten von Antonin Moine, Thiergruppen von Featin, Aquarelle von Tony Johannot, anmuthige Toilettenſtücke von Roqueplan, Deveria und C. Boulanger, Landſchaften von Cabat und Paul Huet, Marinen von Jſabey und Gudin, Scenen aus dem Orient von Décamps, Porträts von Dubuffe, dem beliebteſten Boudoirmaler, welcher ſich jedes ſeiner ſchlechten Porträts mit Gold aufwiegen läßt.

Für die Gypscarrikaturen und andere Werke der Bildhauerei hat Suſſe neuerdings einen eigenen Laden eingerichtet, wo die Dantanſchen Chargen, le Musée Dantan, den bedeutendſten Platz einnehmen. Die Charge hat aber auch ſeit einiger Zeit einen großen Aufſchwung in Frankreich genommen. Als ſie von dem älteren Jſabey, Ciceri, Carle Vernet, Debucourt und Boilly an Charlet, an Monnier, Grandville und Horace Vernet

Digitized by Google

kam, war ſie geiſtreich, luſtig und unterhaltend, aber nie von der tiefeingreifenden Bedeutung, welche ſie ſeitdem erhalten hat. Die Carrikatur war ſonſt ein Abbild jener gutmüthigen Spott- und Lachluſt, welche den Franzoſen angeboren iſt; ſie hat ſich gegenwärtig mit der Galle der politiſchen Leidenſchaften des Tags gefärbt und ſpiegelt oft den Parteihaß ab. Dies iſt indeß nicht der eigentliche Beruf der Carrikatur; die humoriſtiſche Laune ſteht ihr gar wohl und macht ſie munter, leichtfertig, lebendig und beißend; Zorn und Ingrimm entſtellt ſie und macht ſie bitter, ungerecht und grauſam. Mediſance empfiehlt ſie, Schmähſucht bereitet ihr Verderben. Unter dem Kaiſerreich verſtieg ſich die Carrikatur bis zur ärgſten Perſönlichkeit gegen Napoleon; allein die Preſſe war damals ſchmählich unterdrückt, man konnte ſich nicht öffentlich ausſprechen, und ſo ſchleuderte man geheime Pamphlets und Zerrbilder gegen den Kaiſer, welch leztere vorzüglich Beifall fanden, weil ſie unter dem Mantel der Heimlichkeit herumgetragen wurden und man in Frankreich ſtets bei der Hand iſt, Verbannte und Flüchtlinge in Schutz zu nehmen. Unter der Reſtauration, welche auf geſetzlichem Wege die Angriffe ihrer zahlreichen Feinde zurückſchlug, wurde die franzöſiſche Carrikatur höchſt erfinderiſch und ſinnreich, indem ſie gezwungen war, auf Mittel zu denken, wie ſie der Anklage des Generalprokurators entwiſchen könne. Fein, kauſtiſch, ſich hinter pikante Anſpielungen verſchanzend, oft höchſt komiſch in ihren Schöpfungen, nahm ſie ganz die Richtung, welche Béranger dem Liede gab; aber ſie erhob ſich nicht zu gleicher Höhe, weil der Griffel Bérangers allein dem Genie zu Gebot ſteht und das Genie ſelten iſt. Nichts deſtoweniger fand die Carrikatur ihren Béranger in Charlet.

Charlet iſt heiter, komiſch, geiſtreich und voll Tiefe; nie iſt eine eigentliche Bosheit weder aus ſeinem Krayon, noch aus ſeiner Feder gefloſſen. Wir ſagen mit Abſicht aus ſeiner Feder; denn die Textworte der Carrikatur ſind bei Charlet die nothwendigen Ergänzungen, welche ebenſo pikant, komiſch, wahr und originell ſind, als ſeine Zeichnungen. Charlets Werke tragen einen durchaus politiſchen Charakter, und die Umſtände, ſo wie die Stimmung der Gemüther haben unendlich viel zu ihrem Erfolge beigetragen. Der plötzliche Uebergang von den militäriſchen Sitten des Kaiſerreichs zu einem thatenloſen Frieden, die eben nicht ſchmeichelhafte Abdankung eines lange Zeit ſiegreichen, mit Lorbeeren bedeckten Heeres, die Habgier des alten Adels und die Herrſchſucht der Geiſtlichkeit, die Ruckkehr der ehemaligen Anſprüche und Vorurtheile: Alles das mußte einen Künſtler wie Charlet anregen. Charlet verfertigte Carrikaturen und Sittengemälde; er hätte zum Pinſel greifen können, aber dieſes Inſtrument ſchien ihm zu langſam für die Ungeduld ſeiner aufgeregten Künſtlerlaune; er componirte Zeichnungen und brachte deren ganze Dutzende hervor. In den Augen derer, welche weder das Verdienſt noch die Tendenz dieſer Zeichnungen begriffen, waren es nur flüchtige Skizzen, wie man die Oden Bérangers auch bloß für Lieder gelten ließ, da es doch im Grunde ſehr vollkommene Gedichte mit angehängten Refrains waren. Bérangee und Charlet gingen beide von demſelben Gedanken aus, daß die Popularität nur dem zu Theil werde, was leicht verſtändlich und leicht zu behalten iſt. Der Refrain eines Vaudevilles, eine bekannte Arie prägen ſich bald dem Gedächtniß ein; das Komiſche, Kauſtiſche, Carrikaturartige frappirt Jedermann. Die Couplets und das Groteske dee Chargen waren gleichſam die Laufpäſſe der ſatiriſchen Ideen und der liberalen Tendenzen, welchen der Dichter und Zeichner huldigten. Beide Künſtler täuſchten ſich in ihrer Berechnung keineswegs; ſie wurden ſo populär, daß die unterſten Volkselaſſen, der Mittelſtand und ſelbſt die ariſtokratiſche Salonswelt ihre genialen Erzeugniſſe enthuſiaſtiſch aufnahmen. Die großartige Kunſtvollendung, welche Béranger auszeichnet, die künſtleriſche Schönheit und Decenz, welche allen Werken Charlets eigenthümlich iſt, entſchuldigte oft die Keckheit des Gedankens ſelbſt in den Augen derer, gegen welche die Pfeile gerichtet waren. Charlet ragt beſonders in zwei Punkten hervor: ſeine Soldaten und ſeine Kinder ſind wahre Meiſterſtücke. Kein Künſtler der Kaiſerzeit und Reſtauration hat den franzöſiſchen Soldaten in Spaß und Ernſt ſo wahr dargeſtellt.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Welt Lauf.

(Fortſetzung.)

Miſtreß Wynn vernahm bei ihrer Rückkehr den Vorfall mit lebhafter Beſtürzung, ließ ſogleich jenes Fenſter mit einem Gitter verſehen und beſchäftigte dann, des guten Ausgangs froh, den ihr eigenen praktiſchen Sinn mit den Ergebniſſen der Gegenwart. Von Admiral Darford, ihrem Bruder, war während ihrer Abweſenheit ein Briefpacket eingetroffen, welches auch Briefe fur Charlotten und die Nachricht enthielt, daß die Escadre abgelöst und nach England zurückkehren werde. Wilſon ſchrieb in gewohnter kurzer und herzlicher Weiſe unter andern auch: „Kaum weiß ich, meine Charlotte, ob eine ſo lange Abweſenheit meine Fehler vermindert oder vertilgt hat; wenn, wie man behauptet, unter der tropiſchen Sonne alle Leidenſchaften wachſen, ſo muß ich freilich

Digitized by Google

die Hoffnung aufgeben, ſehr gebeſſert zu dir zurückzukehren. Du haſt mir gewiß auch längſt vergeben und liebſt mich wie ich bin; warum ſoll ich denn durchaus ein Andrer werden? Das Alles gehört zu mir, und bisher habe ich überall für einen braven Burſchen gegolten; daran halte dich, ſo wie an meine innige Betheurung, daß ich dich über Alles liebe und du eine glückliche Frau werden ſollſt.“

Der Admiral gedachte in ſeinen Briefen Wilſons, was Güte, Muth und Dienſtkenntniß anlangte, auf die vortheilhafteſte Weiſe, das Kapitel der Sanftmuth umging er dagegen mit der Umſicht, womit ein erfahrener Seemann bedenkliche Klippen umſchifft. Miſtreß Wynn ſchüttelte ſeufzend das Haupt: „Mein Bruder will mich wenigſtens nicht täuſchen; dieſer Brauſekopf wird ſich niemals ändern! Sey nicht traurig, meine Charlotte; aber ſoll ich ruhig anſehen, darf, kann ich zugeben, daß mein Liebſtes auf Erden unwürdiger Behandlung ausgeſezt wird? — Seltſame Verirrung der Liebe! konnte mein liebliches Mädchen ihr Herz ſo ganz an einen rohen Seemann verlieren? ſie, ſo begehrt von den Beſten! Mit mütterlichem Stolz darf ich es ſagen: ein klein wenig Zuvorkommen würde ſelbſt Manners gefeſſelt haben, und o! wäre das geſchehen!“

Flüchtiges Roth färbte Charlottens Wangen. „Nie, nein, niemals,“ entgegnete ſie lebhaft, „hätte ich Manners lieben, nimmer Vertrauen zu einem Manne faſſen können, der ſo überlegt jede eigene Schwäche meidet, jede fremde ſo ſtrenge richtet. Manches läßt ſich an Wilſon ausſetzen, an Manners vielleicht nur zu entſchiedenes Bewußtſeyn des eigenen Werthes; ich aber gebe dem Manne den Vorzug, der im Gefühl ſeiner unleugbaren Mängel die meinigen vergeben wird. Was ſo viele Frauen bezaubert, ein Bild idealer Vollkommenheit, mich ſtößt es zurück; die reine, unbedachte Gutmüthigkeit kann mein Herz erwärmen, die ewig philoſophirende läßt es kalt. Laſſen Sie die Zeit walten,“ fügte ſie zärtlich hinzu; „Sie werden einſt den Sohn lieben, den Sie jezt verwerfen.“ Miſtreß Wynn ſeufzte: „Die Möglichkeit gebe ich zu, den Glauben, meine Charlotte, den hege ich nicht.“

Richard Manners, der jüngſte Sohn einer herabgekommenen Familie, ſah durch Verhältniſſe ſich genöthigt, gegen ſeine innere Neigung Dienſte in der Armee zu nehmen. Nachdem dieſer Schritt geſchehen, ergab er ſich mit edelm Stolz, mit einer Art religiöſer Ergebung, deren Einwirkung niemals von ihm verhehlt wurde, in ein unvermeidliches Geſchick. Selten wohl ſah man Jemanden die Obliegenheiten ſeines Berufes treuer erfüllen, die Ehre ſeines Standes heiliger halten; die ſtrengſte Pflichterfüllung in jedem Verhältniſſe war der Grundſatz, den er aufſtellte und befolgte. In geſelliger Beziehung trat Manners ziemlich ſeltſam auf: gegen das eigene Geſchlecht im Allgemeinen ſchroff, gegen Frauen ablehnend, wies er jede ihm von dieſen entgegenkommende Huld nicht ohne verletzende Kälte zurück. Daß er hin und wieder zärtlich geliebt wurde und überall gefiel, ließ ſich nicht in Abrede ſtellen, und ſo erklärte ſeine kühle, beſonnene Ruhe ſich nur durch jene überſpannten Begriffe von der Liebe, welche in guten Augenblicken offen von ihm dargelegt wurden. Mit der liebenswürdigſten Beredſamkeit ſprach er Geſinnungen und Anſprüche aus, für welche unſere arme irdiſche Welt viel zu unvollkommen erſcheint; er erklärte nur die Neigung für wahr und echt, welche für Geliebtes Tod und Verderben nicht ſcheue und, in ſeligem Vertrauen, glaube, ohne zu denken. In der Religion und in der Liebe erſchien Vernunft ihm gleich verdammungswerth; nur den Glauben ließ er gelten, den beſeligenden, aus unendlich treuer Hingebung hervorgehenden Glauben, der zu ſeiner unwandelbaren Zuverſicht der Gründe und des Schauens nicht bedarf. Eine ſo liebenswürdige Schwärmerei konnte ihren Eindruck auf Frauenherzen nicht verfehlen, ſchärfte aber dagegen das Auge der Männer, obwohl nur zur Ehre des jungen, durch die glücklichſte Körperbildung ausgezeichneten Mannes, deſſen Wandel mit ſeinen ausgeſprochenen Grundſätzen im ſchönſten Einklange ſtand. Nicht ohne Grund aber traf ihn dabei der Tadel, daß er ſeiner Vollkommenheit ſich gar zu ſehr bewußt ſey und über Andere gar zu ſtreng richte; doch dieſe Strenge trug den Anſtrich tiefer, religiöſer Ueberzeugung und jener ſchwärmeriſchen Uebertreibung, in welche poetiſche Gemüther nicht ſelten ihren Pinſel tauchen, wo ſie nur einfach und wahr zu ſeyn meinen. Seine äußere Erſcheinung gab dem Ausdruck ſeines Innern überzeugendes Gewicht: die hohe, ſich ſtolzer emporrichtende Geſtalt, die funkelnden Strahlen der von ſeelenvoller Tiefe zeugenden Augen unterſtützten die begeiſterten Worte auf die ſiegreichſte Weiſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von J. W. Peterſen.

(S. Nr. 85 d. J.)

Zoologiſches.

Der erſte Elephant in Deutſchland. — Karl der Große erhielt ihn i. J. 802 zu Aachen als ein Gegengeſchenk vom Perſerkönig Aarun. Das Thier, welches Abulabaz hieß, ward von einem Juden über Italien nach Deutſchland gebracht und ſtarb 810 zu Lippenheim.

Digitized by Google

— Merkwürdig iſt, daß das Andenken an dieſen Elephanten noch in unſerer Sprache zu leben ſcheint. Kinder zu ſchrecken, oder etwas Fürchterliches zu bezeichnen, ſagt man noch in manchen Gegenden Weſtphalens: „Siehe da den Balenbak!“ — Dies iſt ſehr wahrſcheinlich von Abulabaz abzuleiten.

*

Leoparden. — Kaiſer Feiderich II. von Hohenſtaufen hielt in Salerno und Meſſina viele Leoparden.* Einem ſeiner Wirthſchaftsbeamten befiehlt er, auszuſuchen und zu bringen: tres de leopardis tue cure commissis meliores et melius affaytatos, et tres alios non affaytatos meliores, qui tamen sciant equitare. — Einem andern ſchreibt er, 60 tappeta pro leopardis machen zu laſſen. — Dieſe Leopardenwärter nannte er Leoparderii. — Ohne Zweifel bediente ſich Friderich dieſer zahmen und abgerichteten Leoparden zur Jagd, gleich den ältern Perſerkönigen. Man nahm dabei das Thier hinter ſich auf das Pferd und ließ es los, wenn ein Wild aufging.

*

Papagaien. — Schon die römiſchen Kaiſer hielten Papagaien und ließen ſich von denſelben mit dem griechiſchen Zuruf: χαιρε begrüßen. Die europäiſchen Fürſten ſcheinen im ganzen Mittelalter große Freude an dieſen Thieren gehabt zu haben. Anton, Biſchof von Brescia, der ſich der Gunſt eines deutſchen Kaiſers zu verſichern ſuchte, ſchickte demſelben Aves psitacos. Sie müſſen übrigens damals ſelbſt in Italien äußerſt ſelten geweſen ſeyn. Man hätte es ſonſt nicht der Mühe werth gehalten, aufzuzeichnen, daß Pabſt Leo IX. von einem fremden Regenten mit einem abgerichteten Papagai beſchenkt worden ſey. Hätte ſonſt wohl der wirthſchaftliche Rudolph von Habsburg dreißig Mark Silber auf einen Käfig verwendet, den er ſolch einem Sittich in Baſel verfertigen ließ? Ja noch im Jahr 1317, da doch der Handelsverkehr mit den Morgenländern ſo groß war, bezahlte Pabſt Johann XXII. einem Wundarzte vierzig Goldgulden pro quadam ave papagayo. — Um den Frieden von Peronne lächerlich zu machen, richteten die Pariſer ihre Papagaien ab, und dieſe rieſen, als Ludwig XI. 1468 in Paris einzog: Peronne, Peronne!

* Regesta Imper. in Constit. regum utriusque Siciliae (Napoli 1786).

Korrespondenz-Nachrichten.

Liſſabon, November.

(Fortſetzung.)

Das franzöſiſche Theater. Das Nationaltheater.

Seit einigen Jahren beſtand ein franzöſiſches Theater auf der frühern portugieſiſchen Bühne der Rua dos Condes. Das Haus iſt klein, baufällig und ſchmutzig, in einer engen Straße an dem Passeio-publico, und baufällig in einem ſolchen Grade, daß, bevor die Königin daſſelbe zum erſten Mal beſuchte, eine Commiſſion von Bauverſtändigen das Gebäude unterſuchen mußte. Dieſe, nachdem einige Sicherheitsmaßregeln getroffen worden waren, berichtete endlich, die Königin könne ohne Lebensgefahr das Theater betreten, worauf ſie daſſelbe auch ſehr oft beſuchte und den größten Gefallen daran fand. Dieſes Schauſpiel wurde zwar von den vielen Ausländern, aber nur von ſehr wenigen Portugieſen beſucht. Dieſe kleinen Komödien und Vaudevilles entſprechen dem Geſchmack des Publikums nicht, ſie behagen ſelbſt denen nicht, welche die Sprache verſtehen und längere Zeit in Paris gelebt haben, deren doch Tauſende ſind. Troz dem hätte dieſes Theater wohl fortbeſtanden; allein da kam wie einemmal die ſogenannte glorreiche, d. h. Septemberrevolution, die den Meiſten die Luſt benahm, in's franzöſiſche Theater zu gehen. Der Hof erſchien gar nicht mehr, der ganz zurückgeſezte Adel konnte oder wollte die Abonnements nicht mehr bezahlen, eine Menge Angeſtellter war entlaſſen worden, und ſo wurde denn fortwährend vor leeren Bänken geſpielt bis zu Ende des Jahrs, wo endlich der Entrepreneur einſah, daß die Zeiten nicht beſſer werden würden. Mit dem Anfang des Jahrs 1837 kehrte beinahe das ganze Perſonal nach Frankreich zurück. — Werfen wir nun einen Blick auf das portugieſiſche Theater, das Nationaltheater von Salitre. Da es noch weiter vom Mittelpunkte der Stadt entfernt iſt, als das vorhergehende, ſo würde ſelbſt ein gutes Theater wenig Zuſpruch haben; allein wenn überdem die Akteurs ſo ganz unter aller Kritik ſchlecht ſind, ſo kann dieſes Haus nur durch herabgeſezte Preiſe auf den Beſuch der weniger gebildeten Claſſen rechnen. Die Preiſe ſind beinahe um die Hälfte geringer, als in den andern Theatern, und da man beſonders viele Luſt- und Poſſenſpiele gibt, wozu die portugieſiſchen Akteurs viel Anlage haben, ſo hat dieſes Theater doch ziemlichen Zulauf von Leuten aus den gewöhnlichen Bürgerclaſſen, beſonders an Sonn- und Feſttagen. Ungebildeten Schauſpielern und noch weniger gebildeten Phrynen als Aktricen ſteht ein nichts weniger als delikates Publikum gegenüber, unter dem man doch auch mitunter bebänderte und beſternte Herrn und hochaufgepuzte Damen in den Logen ſieht, und da geht denn auch das Alleranſtößigſte mit durch. So ſehr im Allgemeinen der Portugieſe auf öffentlichen Anſtand hält und dieſen ſelten verlezt, ſo wenig nimmt er es den Schauſpielern übel, wenn ſie dagegen ſündigen; im Gegentheil, man belacht die Zoten recht herzlich, und ſelbſt die verſchämteſten Damen lächeln, und ihr Erröthen zeugt von heimlichem Beifall. Die Portugieſen beſaßen bisher keine Schule, um ſich für die Thespisbretter zu bilden. Alles iſt bei ihnen Natur. Die meiſten plappern ihre Rollen her ohne Sinn und Verſtand, ſie deklamiren und karrikiren mit telegraphiſcher Mimik, und dazu ſchreit der Souffleur ſo übermäßig laut, daß das Publikum immer vorher erfährt, was der Akteur ſagen wird. Die portugieſiſche Sprache eignet ſich beſonders zu theatraliſchem Pathos, und zwar durch eine für den Ausländer ganz unnachahmliche Modulation der Stimme, in welcher man auch Verſe vorzutragen pflegt, die aber einem fremden, ungewohnten Ohr höchſt unnatürlich, ja lächerlich klingt, und man muß erſt lange daran gewöhnt ſeyn, wie an die franzöſiſche Tragödienſprache. Kommt dann noch hinzu, daß ein ſolches Pathos unrecht angebracht und falſch intonirt wird, dann möchte man gleich davon laufen, und ſowohl der Ausländer, als der gebildete Inländer, der einmal dieſes Theater beſucht, läßt ſich nicht ſo leicht verführen, daſſelbe zum zweiten Mal mit ſeinem Beſuche zu beehren.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 18. December 1838.

Look here, upon this picture, and on this!
Shakespeare.

Der Welt Lauf.

(Fortſetzung.)

Zu denjenigen, welche ſo vielen vereinten Vorzügen nicht zu widerſtehen vermochten, und man durfte die reizendſten, unbeſcholtenſten Frauen dazu zählen, gehörte Emilie Derby, die mehr anmuthig als ſchön zu nennen war. Nicht ohne Theilnahme ſah man ein ſo junges, unerfahrenes Herz dem Schickſal entgegeneilen, mit Kaltſinn, vielleicht mit Strenge abgewieſen zu werden. Beharrlicher, duldſamer als ihre glänzenderen Nebenbuhlerinnen, ertrug ſie in Demuth die kühlen Abfertigungen, welche keineswegs ausblieben, mit ſchüchterner Treue dem Ideal ihrer Seele anhängend, nichts begehrend, als ihn lieben zu dürfen. So viel Hingebung ſchien Manners zu rühren; er wurde nach und nach weniger ſchroff und ablehnend und ließ ſich ſo lange herab, dieſe Neigung zu dulden, bis aus der Duldung erwidernde, innige Liebe wurde. — Man las dieſe nur in ſeinen Blicken, nahm ſie aus der ſanften Schwermuth ſeines Weſens ab; ob er derſelben jemals Worte gegeben, wußte Niemand, ſelbſt Charlotten blieb es verborgen. Fern ſtand Manners allerdings dem muthmaßlich erſehnten Ziel, denn war gleich Emilie als einſtige Erbin des reichen Oheims zu betrachten, bei welchem ſie lebte, ſo zeigte dieſer doch entſchiedene Abneigung gegen Manners, die, da niemals Gründe für dieſelbe angeführt wurden, nur als eigenwilliges Verſagen gelten mußten. Manners dagegen erklärte oft und entſchieden ſeinen Abſcheu vor Geldheirathen, und wie er niemals ſich vermählen werde, bevor er ſich nicht im Stande ſehe, einer Frau aus eigenen Mitteln die Unabhängigkeit zu ſichern. Hier aber, wie ſolches wohl öfter geſchieht, ſchien ein ausgezeichneter Mann einzig durch die Neigung gewonnen, welche er eingeflößt.

Zwei Jahre waren ſeit Abgang der Escadre nach Oſtindien verfloſſen, als dieſelbe nach der Heimath zurückkehrte, und bald nach dem Einlaufen der Schiffe erſuchte der Admiral ſeine Schweſter ſchriftlich, das Haus, welches er in N. beſaß, in Stand ſetzen zu laſſen, und fügte bedauernd hinzu, wie unabwendbare Geſchäfte es ihm und ſeinem jungen Freunde erſt nach Ablauf eines Monats geſtatten würden, ihre Lieben zu begrüßen. Ein Brief Wilſons an Charlotte ſagte daſſelbe, mit dem Bemerken, nur der ausdrückliche Befehl des Admirals verhindere ihn, ſie auf einige Stunden zu ſehen. Dieſer Monat erſchien Charlotten unerträglich lang; am Schluſſe deſſelben traf Admiral Darford mit ſeinem Schützling ein.

Der Admiral betrat das Haus ſeiner Schweſter zuerſt; bald nach ihm ſtürmte Wilſon mit gewohntem

Digitized by Google

Ungeſtüm die Treppe hinauf, und die Thür des Wohnzimmers haſtig öffnend, blieb er in derſelben zögernd, wie unſchlüſſig ſtehen. Admiral Darford betrachtete ihn einen Augenblick lächelnd, ging ihm dann entgegen und ſagte, ihn Miſtreß Wynn zuführend: „Kapitän Wilſon Darford; im Ernſt, meine Liebe, er iſt Kapitän und ich habe ihn adoptirt. Jetzt," fügte er, die Arme gegen ſeine Nichte ausbreitend, hinzu, „jetzt ſehne ich mich nach einer lieben Schwiegertochter." Charlotte warf ſich an die Bruſt des edelmüthigen Mannes, indeſſen James eine ihrer Hände ergeiff und leidenſchaftlich küßte. Miſtreß Wynn ſtand wie im Traum befangen, einzelne Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ihr Bruder blickte ſie fragend an und führte ihr dann die jungen Leute zu. Sie umarmte James. „Mein Sohn, mein theurer Sohn!" ſagte ſie leiſe. Eine Thräne fiel aus ſeinen Augen auf ihre Hand herab, dann aber ſich Charlotten zuwendend und dieſe in ſeine Arme ſchließend, überließ er ſich ſo leidenſchaftlich dem Ausbruch ſeines Entzückens, daß Miſtreß Wynn in ſtummem Erſtaunen auf den Admiral ſah, der ſich vergeblich bemühte, ſeinen Ernſt zu behaupten, und endlich lachend das Zimmer verließ.

So waren die Beiden ein glückliches Brautpaar, Miſtreß Wynns Sorgen damit aber keineswegs beendet, denn täglich gab James Anlaß zu tauſend kleinen Bedenken. Deſſen ungeachtet liebte ſie ihn faſt wider ihren Willen; auch war er in der That ein ſeltſamer, ſeltener Menſch. Sein Aeußeres war höchſt einnehmend, charakteriſtiſch durch einen Ausdruck entſchloſſener Kühnheit, durch ſchwarzes Haar und tiefblaue Augen, ſo wie durch einen unnachahmlichen Zug naiven Erſtaunens, der ſein Antlitz überflog, ſo oft ihm etwas überraſchend aufſtieß. Seine beweglichen Züge trugen in ſolchen Augenblicken ein ſo eigenes, kindliches Gepräge von Neugier und Verwunderung, daß man ihn kennen mußte, um ſeinen lebhaften Verſtand nicht in Zweifel zu ziehen. Seine Gemüthsart war, wenn gleich ſtürmiſch und leicht reizbar, voll Güte, Muth und Rechtſchaffenheit. Früh eine Waiſe, hatte er den Bord der Kriegsſchiffe ſelten verlaſſen, und ſo wenig er auch linkiſch oder ungebildet war, ſtach ſein Benehmen dennoch ſeltſam gegen das der feinen, jungen Leute des Feſtlands ab. Wilſon fühlte dies ſehr wohl, aber es kümmerte ihn nicht ſehr; jene, meinte er, würden da, wo er zu Hauſe ſey, ſich eben auch nicht zu ihrem Vortheil ausnehmen.

Oftmals wurde von den jungen Verlobten Emiliens vorläufig ſo hoffnungsloſe Neigung beklagt, und nicht aus Wahl, ſondern um Emilien Anlaß zu geben, Manners in Miſtreß Wynns häuslichem Kreiſe zu ſehen, ſchloß Wilſon ſich jenem mit Herzlichkeit an. — Ohne Zweifel boten zwei ſo verſchiedene Menſchen dem aufmerkſamen Beobachter den merkwürdigſten Gegenſatz. Der durch die Welt und raſtloſes Studium ausgebildete Manners ſtellte ſich doch über den neuen Freund; ſeine angenehmen Formen, ſeine ſtets geiſtreiche Unterhaltung, ſelbſt ſein ſtolzes, etwas ſchroffes Selbſtgefühl waren ſo mit ſeinem Weſen verſchmolzen, daß man es wohl unbewußtes Erheben nennen durfte; bewußt mußte dagegen die Kunſt erſcheinen, mit welcher Wilſon durch ihn in Geſpräche über Gegenſtände verflochten wurde, denen jener als faſt beſtändiger Bewohner der See nicht gewachſen war, und womit er es verſtand, Anläſſe zu berühren, welche den jungen Brauſekopf in Zorn und Aufregung verſetzten. Manners war, wie ſchon geſagt, ein ſehr eitler Mann, und ſo ließ ſich annehmen, daß er, vielleicht aus allgemeiner, ihm ſelber unbewußten Eiferſucht, der anmuthigen Braut fühlbar machen wolle, wie es ein beſſeres, glänzenderes Erdenlos gebe, als das von ihr aus freier Neigung erwählte.

Indem Manners mitunter das Geſpräch auf ſein Lieblingsthema, die Rechte der Menſchheit, lenkte, tadelte er ſo unbefangen und mittelbar als möglich die ſtrenge Zucht auf Kriegsſchiffen, mit angenehmer Gedankenfülle erläuternd, wie der Menſch, der bevorzugte, geiſtig begabte Menſch, nimmer durch körperliche Strafe herabgewürdigt werden dürfe, dieſe auch durchaus überflüſſig ſey, und er ſich getraue, durch einen drohenden Blick einen Uebelthäter eben ſo ſehr zu beſtrafen und in Schranken zu halten als durch die gewaltſamſten Mittel. James betrachtete ihn das erſtemal, wo dies vorfiel, mit jenem ausdrucksvollen Blick naiven Erſtaunens, lachte und flüſterte Charlotten zu: „Unſinn! auf dem Schiffe möchte ich nicht dienen, wo er hundert durchtriebene Burſche mit ſeinen Augen regieren will."

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Paſſagen in Paris.

(Beſchluß.)

Die Maler des Kaiſerreichs ſtellten in ihren Schlachtgemälden bloß mehr oder weniger antike Statuen und Wachsfiguren in franzöſiſcher Uniform auf, ohne allen militäriſchen Schick und Tick. Horace Vernet zeigt in ſeinen militäriſchen Genrebildern ſcharfe, geiſtreiche Beobachtungsgabe; aber man kann doch wohl mit Recht behaupten, daß er nur die Individualitäten der Offiziere getroffen hat, während Charlet den gemeinen Soldaten, den alten Grognard am richtigſten erfaßte. Was die Typen von Kindern anlangt, ſo hat Niemand die naive, graziöſe Naturwahrheit erreicht, welche Charlet in der

Digitized by Google

Darſtellung ihrer ſchlau poſſierlichen oder ſchmollenden Phyſiognomien an den Tag legt. Die Gamins und die Schulbuben der frères ignorantins ſind unübertrefflich, wenn Charlet ſie ſprechen und handeln läßt.

Mit Charlet auf gleicher Höhe ſteht Henry Monnier, welcher unter allen franzöſiſchen Caricaturiſten die meiſte Aehnlichkeit mit Hogarth hat, inſofern er in origineller, komiſcher Form ſtets einen tiefen Gedanken oder eine gute Moral verbirgt. Unter dem Titel Fantaisies hat Monnier eine Sammlung von Chargen in mehreren Heften herausgegeben, wo eine Menge guter Lehren aus der Narrenkappe amuſanter Formen und Situationen ausgeſtreut ſind.

Dantan der Jüngere hat nach Charlet und Monnier das Reich der Carrikatur erweitert und die Charge in's Gebiet der Plaſtik übergetragen. Bisher hatte man immer gemeint, dieſe in ihren Formen ſo ſtrenge Kunſt ſchließe das Närriſche, Drollige und Scherzhafte, ja beinahe das Komiſche aus, und ſie müſſe ſich ſorgfältig hüten, dem Publikum ihre Werke in einer andern als in der möglichſt vollendeten Geſtalt zu zeigen. Dantan hat durch ſeine Carrikaturen dieſe Meinung umgeſtoßen; ſeine Chargen ſind ohne alle politiſche und moraliſche Beziehungen, lediglich übertriebene Reproduktionen eines hervorſtechenden Zugs, eines gewiſſen Benehmens und einzelner Lebensumſtände der abconterfeiten Individualitäten. Alle dieſe Carrikaturen ſind ungemein ſpaßhaft, und einige davon gelten mit Recht für geiſtreiche Satiren, wie die, welche den Kritiker Caſtil-Blaze auf Roſſini reitend darſtellt,! indem er dem berühmten Maeſtro die Haare aus dem Kopfe zupft. Andere ſind wirkliche Porträts, wie die einfachen Büſten Talleyrands, der Taglioni, der italieniſchen Sänger Tamburini, Rubini und Santini, und der Kopf des franzöſiſchen Sängers Martin auf einem Bärenrumpf. Die Statuette des Lord Sefton, des alten Glücksritters der Londoner Oper, welcher ſeinen Höcker verheimlichen will, indem er ſeine heruntergleitenden Beinkleider unaufhörlich in die Höhe zieht, iſt meiſterhaft gelungen. Dantan hat alle Pariſer Notabilitäten die Revue paſſiren laſſen. Da ſitzt Habeneck auf einer Banke und windet ſich in den krampfhafteſten Zuckungen, während er das Orcheſter der großen Oper dirigirt; daneben ſteht Uran, auf ein hohes Taburet gepflanzt, das Auge auf die Erde geheftet, das Alto zwiſchen den Beinen haltend und das Signal von Habenecks Taktſtock erwartend, um loszugeigen; dann kommt Scheinzöffer, der Paukenſchläger im Orcheſter der großen Oper, welcher auf ſeine Pauken loshämmert, wie ein abgerichteter Haſe. Ferner präſentiren ſich der Porträtmaler Lepaulle in Geſtalt einer Ratte, Roſſini und Lablache als zwei dicke Bierfäſſer, Horace Vernet, ein dünnes Rohr, der Komiker Perlet, eine magere, knöcherne, faſt durchſichtige Figur, Carle Vernet, als Kopf eines normänniſchen Hengſtes, der Muſiklehrer Garaudi, deſſen übermäßig lange Naſe den Griff eines altmodiſchen Regenſchirms bildet, wie deren die Horndrechsler vor ihrer Bude aushängen; der Componiſt Halevy als Seekrabbe; Ponchard, klein und ſchmächtig, in mittelalterlicher Rüſtung, mit ſtummem, weitaufgeſperrtem Munde und die Hände wider die Bruſt drückend, um einen Ton herauszulocken, zwei große Augbrauen in die Höhe ziehend, kurz, die drolligſte Grimaſſe von der Welt ſchneidend, um ſeine verlorene Stimme wiederzufinden; der Tänzer Perrot mit dem Froſchkopf; Berlioz mit der langen Kravatte und den gigantiſchen Locken; Ciceri auf einem Dekorationspinſel, Tolbecque auf dem Hals eines Violoncells paradirend; der ſchöne Graf Dorcés mit einem dicken, ſorgfältig friſirten Kopfe und dünnen Spindelbeinen; der Londoner Rothſchild, als Hofhund ſeinen Schatz bewachend, worin er bis an den Bauch vergraben iſt; Dufresne auf ſeinem Klapphorn reitend, Lebat, der den Obelisken als Parapluie unter'm Arm trägt; Frédéric Soulié in Geſtalt eines Schuhes, aus dem ein mächtiger Schnurrbart und zwei große Augen hervorglotzen; Odry, Cazot, Vernet, Lemenil, Frédéric Lemaitre, alle in ihren komiſchſten Rollen abgebildet, ꝛc. Was in Paris und London in der Literatur, Kunſt und Politik einen Namen hat und nicht ſo dummſtolz eitel iſt, ein witziges Epigramm auf ſeine Geſtalt oder Haltung übelzunehmen, zieht Dantan in ſein Muſeum und ſchickt es dem Kunſthändler Suſſe zum Ausſtellen. Dantan hat ſich ſelbſt abconterfeit und wahrlich nicht geſchmeichelt; ſein Geſicht iſt durchlöchert wie ein Schaumlöffel, ſeine kleinen Augen liegen tief in ihren Höhlen und ſeine Züge ſind rauh und eckig. Eines Tags wird man vielleicht dieſe Chargen von Dantan als Antiken behandeln und lange darüber hin und her ſtreiten; denn ſie ſind ganz dazu gemacht, gelehrte Denkſchriſten zu veranlaſſen; unten am Fuße jeder Charge ſtehen nämlich Rebus, welche den Namen der dargeſtellten Perſon in Zeichen und Figuren ausdrücken. Wenn man z. B. nach dreihundert Jahren die kleine Büſte von Alexander Dumas ausgräbt, ſo wird Jedermann behaupten, ſie ſtelle das Porträt eines Henkers vor, weil auf dem Sockel eine Guillotine und ein Galgen figuriren. Dieſe Rebus ſind eben ſo ſcherzhaft, als die Textworte unter den Charletſchen Zeichnungen und unter den Robert Macaire's von Daumier.

Wenn man ſich vor dem Laden von Suſſe die Beine müde geſtanden hat, ſo kann man entweder in dem gegenüberliegenden Kaffeehauſe oder noch beſſer beim Paſtetenbäcker Félix ausruhen. Dieſer Kuchenladen iſt ein wahres Boudoir, welches mit der größten Eleganz ausgeſchmückt und ſtets von der ſchönen Welt beſucht iſt;

Digitized by Google

da trifft man Marquiſinnen, Herzoginnen, Gräfinnen, reiche Banktersfrauen und Modedamen, welche hier mit ganz gemeinem, plebejiſchem Appetit kleine Paſtetchen und Kuchen eſſen und ſich auch wohl ein Gläschen ſeinen Likeur nicht verſagen.

Am Abend hat die Passage des Panoramas ein ganz anderes Ausſehen. Die Petits-Maitres, welche bei Pétron und in der Umgegend geſpeist haben, ſchlendern hier nach Tiſch ein Stündchen auf und ab, mit der Cigarre im Munde; denn die Pariſer Incroyables von 1838 haben das Rauchen adoptirt. Die geſezten Leute ſpazieren gemächlich einher und ſprechen von Erdharz, Politik u. ſ. w. Alle Boutiken ſtrahlen im vollen Glanze der Gasbeleuchtung; in den Glaskaſten der Juweliere ſchimmern Diamanten und Geſchmeide, daß ein Kind Israels darüber außer ſich kommen kann, und in den Puzläden ſizt ein Kranz von hübſchen Nähterinnen, deren graziöſe Arbeiten ſich morgen auf dem Kopfe eines weiblichen Dandy ſchaukeln oder ſich in tauſend Falten um eine hübſche Taille werfen ſollen. Die Paſſage iſt an Winterabenden oft ſo gefüllt, daß es faſt unmöglich ſcheint, hindurchzukommen; wenn es draußen regnet und ſtürmt, iſt das Gewimmel am größten. Um eilf Uhr fängt es an abzufließen, und eine Viertelſtunde nachher ſind die meiſten Buden geſchloſſen und alle Gänge leer.

E. E.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Liſſabon, November.

(Beſchluß.)

Theater. Dramatiſche Schule.

Seitdem die franzöſiſche Geſellſchaft ſich aufgelöst, hat der Entrepreneur dieſes Theaters einen Verſuch gemacht, die beſten Schauſpieler des portugieſiſchen Theaters zu engagiren und unter ſeiner Leitung das Theater der Rua dos Condes zum Nationaltheater zu machen. Durch ſeinen Unterricht haben die Schauſpieler wirklich auch außerordentliche Fortſchritte gemacht, und ſo lange ſie ſich auf Luſtſpiele beſchränken, kann man nun in dieſem Theater einen unterhaltenden Abend zubringen; aber ernſtere Stücke und Trauerſpiele laſſen noch viel zu wünſchen übrig, ungeachtet man jezt fortwährend ſowohl im Nacional, als im Periodico dos Pobres Kritiken der Darſtellungen lieſt, die aber ſichtbar mehr dazu eingerichtet ſind, das Publikum zu locken, als die Schauſpieler auf ihre Fehler aufmerkſam zu machen; der Zweck wird auch ſo ziemlich erreicht und der Entrepreneur kann dabei beſtehen. Der Ausſchuß der Geſellſchaft ſezte ſein Spiel im Theater von Salitre fort, machte aber bald darauf einer ſpaniſchen Truppe Plaz, und man beſuchte das Haus nicht der Vorſtellungen, ſondern der ſo höchſt anziehenden, üppigen Tänze wegen, des Boleiro, Fandango, Cachucha, und wie ſie alle heißen, die eigentlich nur Spanier in ſpaniſcher Tracht zu tanzen verſtehen; dieſe ausdrucksvolle Lebendigkeit und Mimik in allen Gliedern, der dabei beobachtete Anſtand, die Grandeza ſind nur dem ſpaniſchen Mann und Weib eigen, und alle Copien davon fallen nur ſtümperhaft aus. — In Portugal geht man höchſt ſelten ſyſtematiſch zu Werke, und noch ſeltener beharrt man bei dem, was ſyſtematiſch begonnen wurde; man unternimmt und probirt aber Alles, es kommt nur darauf an, daß einer der Miniſter eine Lieblingsidee hat, durch deren Ausführung er ſich einen Namen machen will. Alle Saiten werden alsdann aufgeſpannt, Alles wird geſezlich gemacht, und man ſollte glauben, die Sache müſſe ewig beſtehen. Natürlich kann man ohne Geld nichts unternehmen; allein auch dieſes wird auf Koſten anderer Anſtalten herbeigeſchafft. Tritt nun ein ſolcher Miniſter bald wieder ab, ſo ſtockt das Unternehmen oft ſchon im Entſtehen; denn daß der Nachfolger im Miniſterium in die Fußſtapfen des Vorgängers treten ſollte, daran iſt nun einmal nicht zu denken, und wenn auch die Nüzlichkeit einer Sache allgemein anerkannt, wenn ſie auch noch ſo geſezlich angeordnet iſt, man bekümmert ſich nicht mehr darum, man entzieht ihr unter allerhand Vorwand die Unterſtüzungen; denn der Miniſter braucht das Geld zu andern Zwecken oder einer andern Lieblingsidee, und dieſes iſt ſchon hinreichend, auch das, was ſchon im beſten Gange iſt, wieder zu Grunde zu richten. So hatte denn auch einer der pädagogiſch philanthropiſchen Miniſter vor einigen Jahren die Idee, die dramatiſche Kunſt in Portugal dadurch zu heben, daß man im großen Waiſenhauſe von Belem Knaben und Mädchen, die beſonderes Talent dazu hatten, dramatiſch ausbildete. Man errichtete ein beſonderes kleines Theater in einem der Säle und ſchritt friſch zur Ausführung. Unter mehr denn tauſend Waiſenkindern fanden ſich Jünglinge und Jungfrauen genug, denen es nicht an Talenten fehlte, und ſie machten in kurzer Zeit ſolche Fortſchritte, daß ſelbſt der Hof einigemal den Vorſtellungen beiwohnte. Selbſt das Orcheſter war unter der Direktion des berühmten Bomtempo, der dem muſikaliſchen Conſervatorium vorſtand, aus Waiſenkindern gebildet. Auch Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen wurden gebildet, und der Geſchmack an theatraliſchen Vorſtellungen nahm unter den Zöglingen ſo überhand, daß die Jungen alle Schauſpieler, die Mädchen alle Theaterprinzeſſinnen werden wollten, und hätte dieſe Manie fortgedauert, ſo hätte man am Ende alle Städte Portugals mit Truppen verſehen können. Der moraliſche Einfluß, den dies auf die jungen zwölf- bis ſechzehnjährigen Leute äußerte, die, ſonſt ſtreng im Hauſe getrennt, nun in nähere Berührungen kamen, war auch nicht der beſte. Zum Glück aber kamen Miniſterialveränderungen dazwiſchen, Niemand fragte mehr nach der Erziehung im Waiſenhauſe, man ließ es an Unterſtüzung fehlen, die Lehrer wurden des Spiels müde, und damit hatten alle theatraliſchen Vorſtellungen wieder ein Ende. — In der neueſten Zeit iſt das erleuchtete Miniſterium auf den Einfall gekommen, dadurch den Theatergeſchmack zu läutern oder vielmehr das Theaterperſonal zu verfeinern, daß es ihm einen äſthetiſchen Vorſteher gab, und ernannte dazu den bekannten Schöngeiſt und Dichter Garret; was dieſer nun ſeit Jahr und Tag gewirkt hat oder wirken kann, iſt noch nicht bekannt und ſichtbar worden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. December 1838.

Du heilges und weites Meer,
Wie iſt dein Anblick mir ſo hehr!
Sey mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

F. L. v. Stollberg.

Fragmente aus Italien.

Meerfahrt.

So ſegensvoll das Land, ſo blau das Meer —
Sie ſtreiten um des Wandrers wählig Herz,
Es ſchwankt getheilt und zweifelnd hin und her;
Hier lockt der Barke Gruß, der Wellen Scherz,
Dort ladet golden der Citronenhain
Zu Duft und Kühlung, Traum und Schatten ein.

O ſel'ger Morgen, wo im raſchen Kahn
Zum erſtenmal ich frei das Meer verſucht!
So rüſtig flog er durch die feuchte Bahn,
Entlaſſen aus Salerno's ſchöner Bucht,
Zu ſeinem Element, wie neubelebt
Zum Aether und zum Licht der Adler ſtrebt.

Am Himmel ſchwankte dämmernd ſchon der Streit
Der feur'gen Frühe mit der trägen Nacht
Und ihrer Sterne Reſt. Es war die Zeit,
Wo, wer ſein Brod im Schweiß genießt, erwacht;
Der Schwelger liegt noch in der Faulheit Tod,
Der nur vom Hören kennt das Morgenroth.

Ein kuhler Hauch des Windes ſchwellte friſch
Die Segel und die Herzen; ſchimmernd ſprang
Aus ſchwärzlich blauer Fluth empor der Fiſch;
Es ſcholl der Schiffer lauter Morgenſang,
Und eine blaue Welle ſchob im Nu
Die Barke ſchelmiſch ihren Schweſtern zu.

O Meer! wie ſchüttelſt du der Sorgen Laſt,
Die Sehnſucht aus des Sterblichen Gemuth,
Daß, ſchnell mit deinem Reich vertraut, dein Gaſt
In nie empfundner Lebenswonne gluht!
Es fühlt das Herz ſo jung ſich, ſo geſund —
Erneut mit Welt und Aether ſeinen Bund!

Den alten Sinn ließ ich zurück am Strand,
So wie die Haut im Lenz die Schlange ſtreift;
In's friſche, flüßige Blau taucht' ich die Hand,
Wie man im Traum nach goldnen Gaben greift,
Und — wie war ich beglückt — es war kein Traum!
Es ſpülte lind zu mir herauf der Schaum.

Da lag ich in dee Barke hingeſtreckt,
Zu mir herunter mild der Himmel ſank;
Zum erſtenmale hab' ich da geſchmeckt,
O Lethe, deinen ſußen Göttertrank!
Du, Geiſt des Friedens, zogeſt in mir ein;
Von Wunſch und Sorgen ward die Seele rein.

Digitized by Google

Röthlich gefärbt vom Morgenſonnengold
Zieht ſich, das Schiff begleitend, eine Wand
Verwegener Felſen; aus den Schluchten, hold
Lauſcht Dorf und Stadt, ein wechſelnd Gürtelband,
Und mancher Thurm, der drohender Gefahr
Verkündiger durch Flammenſprache war.

Amalfi, Sommerſeenſchloß! du hauchſt
Den Wandrer an; er trozt dem Zauber nicht,
Daß den Granitfuß du in's Meergrün tauchſt,
Und in des Himmels ſonnigſt heitres Licht
Die kühne Stirn, wo Frucht- und Wein-bekränzt
Der Kapuziner gaſtlich Kloſter glänzt.

Wenn's Orte gibt, wo ſich, geſtillt, das Herz
Der Erde Schönheit trunken wendet zu,
Ein Kind, vergeſſend ſeinen Heimwehſchmerz,
Von neuer Pracht betäubt: — Amalfi, du
Vermöchteſt zu berauſchen ſo den Geiſt,
Daß er ſich los vom Bild der Heimath reißt.

Du aber lockſt nicht mit Sirenenſang,
Berauſcheſt ihn nicht mit des Lotos Frucht;
Dem Wandrer dringt in's Ohr der Glocken Klang,
Wenn er ſich naht der grünen Felſenbucht;
Zur ew'gen Schönheit trägt der Andacht Strom
Empor ihn, ſteigend aus Convent und Dom.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Welt Lauf.

(Fortſetzung.)

Manners, welcher dem Kapitän mit den Blicken gefolgt, ſagte höflich: „Meine abweichende Auffaſſung eines ſo wichtigen Gegenſtandes kann Ihnen befremdend erſcheinen; denn da die Leute, mit denen Ihr Beruf Sie zuſammenführt, nur durch Strenge gelenkt werden, ſo muß ſehr natürlich jede geiſtige Erhebung denſelben fremd bleiben. Unkunde ſchließt indeſſen niemals die Befähigung aus, und jeder Pſycholog wird Ihnen beweiſen, daß die Natur jeden Einzelnen zur höchſten Vervollkommnung befähigt, verſteht ſich, in ſeiner Art, nach dem Maßſtabe der ungleich vertheilten Anlagen. Die Gewalt iſt bequem und führt ſchneller zum Ziele, darf man ihr deßhalb das Wort reden? Milde iſt himmliſchen, Strenge irdiſchen Urſprungs; die große Schwierigkeit des Gegenſtandes hat mich niemals geſchreckt, den myſtiſchen, tief verborgenen Triebfedern nachzuforſchen, durch welche ein Menſchenherz zu lenken iſt.“ Wilſon wollte mit Lebhaftigkeit etwas entgegnen, fuhr aber, bevor er zu reden begann, ſo unbedacht mit den Händen über den Tiſch, daß Glas und Flaſche vor ihm umfielen, und dieſe nicht ſehr angenehme Diverſion dem Geſpräch für diesmal ein Ende machte. — Oefter auch leitete Manners die Unterhaltung auf Liebe, Treue und eine richtige Würdigung der Geliebten, und auch bei ſolchem Anlaß wurde der arme Wilſon von manchem unabweislichen, wenn auch nicht an ihn gerichteten Tadel getroffen. Weit entfernt war er, jenem idealen Bilde zu gleichen, welches Manners mit liebenswürdiger Schwärmerei entwarf, und dem er, ſeiner Behauptung nach, ähneln würde, ſollte er jemals ſo glücklich ſeyn, ſich Bräutigam nennen zu dürfen. Leiſe ſeufzend, horchte Miſtreß Wynn ſo einnehmenden Betheurungen, indeſſen Charlotte ruhig lächelnd auf Wilſon blickte, der ihr dann wohl mit ſeinem eigenthümlichen Ausdruck zuflüſterte: „Alle Tauſend! den hätteſt du heirathen ſollen, Charlotte!“

So glücklich Kapitän Wilſon in ſeinen neuen Verhältniſſen ſich fühlte, vermochte er dennoch nicht immer, die geheime Sehnſucht nach ſeiner eigentlichen Heimath, der See, zu beſiegen; ſchon der Anblick des Waſſers war ihm Wohlthat, und täglich ging er deßhalb wenigſtens einmal an das Ufer des Fluſſes hinab. Solche Sehnſucht kam ihm auch eines Abends, als er ſpät das Haus ſeiner Braut verlaſſen. Der Mond ſchien nicht, aber die Helle der Sommernacht reichte hin, ſeinen Pfad zu erleuchten; tief aufathmend in der herrlichen Friſche, ſchlug er einen, bis dahin nicht von ihm betretenen Fußpfad ein, der indeſſen nur zu einigen Gärten führte und ſich dann in's Feld verlor. Gedankenvoll denſelben verfolgend, ſah Wilſon ſich endlich doch in der Nähe des Fluſſes, von demſelben nur durch einen unbedeutenden, aber ſteilen Hügel getrennt, auf deſſen Gipfel er ſich befand. Im Begriff, den gangbarſten Weg abwärts zu ſuchen, vernahm er melodiſch klagende Laute einer weiblichen Stimme, und betroffen ſich zur Tiefe vorbeugend, hörte er ſagen: „O, ſey weniger hart, weniger grauſam! Ein einziges Wort kann mein trauriges Schickſal umgeſtalten! laß, o laß es mich ausſprechen!“ — „Unſinn! Unſinn!“ entgegnete eine rauhe, männliche, Wilſon unbekannte Stimme, „du haſt den Schwur ewigen Schweigens geleiſtet, um ihn zu halten, nicht, um ihn zu brechen. Früher hatteſt du die Wahl: mich aufgeben oder ſchweigen. Du haſt gewählt, und ſo wage jezt, meinen Namen zu nennen, wage es!“ — „Nimmer ohne deine Zuſtimmung! Sprich nicht ſo hart, ſo rauh mit mir, die dich ſo über jeden Ausdruck liebt. Nur meiner Tante, meiner einzigen Stütze will ich deinen Namen nennen dürfen, weil ſie daran die Bedingung ihrer Vergebung knüpft; ſie nimmt ihn mit in's Grab,

verlaß dich darauf. Sie wird Nachſicht haben mit mir Armen, wenn ſie erfährt, wer mich verleitet.“ — „Kein Wort mehr!“ entgegnete die Stimme, „du kennſt meinen feſten, unbeugſamen Willen. Sprich übrigens nicht von Verleitung, denn deine Neigung war es vor allem, was dich in meine Arme führte. Verſtößt dir Tante dich, dann rechne auf meine Hülfe; die geringſte Auflehnung aber, und ich überlaſſe dich deinem Geſchick ſo rückſichtslos, daß du mich nimmer wiederſehen wirſt. Sey daher verſchwiegen. Gute Nacht!“ — „Niemals will ich dich verrathen; aber gehſt du ſo, ohne ein Wort des Troſtes und der Liebe, ſo von mir?“ — „Schon gut, ich habe Eile! Gute Nacht, Eliza.“

Wilſon vernahm einen Ausdruck herzzerreißenden Jammers. „Niederträchtiger!“ flüſterte er leiſe und ſchickte, einen Anlauf nehmend, ſich an, den Hügel hinab zu ſpringen; aber das Erdreich wich unter ſeinen Tritten und er fiel, von Raſen und ganzen Wolken Sandes bedeckt, am Fuße des Hügels ziemlich unſanft zu Boden. Ueberraſcht, betäubt, vernahm er noch den ſchwachen Schrei einer weiblichen Stimme, er raffte ſich ſo ſchnell auf, als eine leichte Verletzung am Fuß dies geſtattete, bemühte ſich ſprudelnd, den Sand loszuwerden, der ihm in Mund und Augen gedrungen, und als er ſich endlich umſehen konnte, war er am einſamen Ufer des Fluſſes allein. Vergeblich ſpähte er umher und verfügte ſich endlich langſam und in übler Laune nach Haus. Dieſes Abenteuer wurde dem Admiral ſo wie Manners mitgetheilt; beide belächelten den Eifer des Kapitäns und riethen ihm, den Schluß des kleinen Erlebniſſes ſeiner Schwiegermutter aus weiſer Vorſicht vorzuenthalten, worauf er entgegnete, daß ein mißlungenes Unternehmen auf dem Feſtlande ihm niemals zur Schande gereichen könne, er ſich indeſſen vor zu großer Aufrichtigkeit hüten werde. Oefter noch ging Wilſon zu derſelben Stelle am Fluß hinab, aber nur das Murmeln der Wellen ſtörte die Stille umher.

Ungefähr vierzehn Tage nach dieſem Ereigniſſe trat Manners in das Haus des Admirals, als eben Wilſon im Begriff ſtand, daſſelbe zu verlaſſen; jener wollte ſogleich mit umkehren. „Nein, nein,“ rief der Kapitän bittend, „Charlotte und ich haben einen Lebensplan für Sie entworfen, den ich Ihnen mittheilen muß. Verfügen Sie ſich gütigſt auf mein Zimmer, ich habe einen Auftrag Admiral Darfords auszurichten, bin aber ſpäteſtens in einer halben Stunde zurück. Zu Ihrer Unterhaltung bis dahin kann ich Ihnen freilich nur meine Bücher empfehlen.“ Manners willigte ein und der Kapitän eilte die Straße hinab und traf am Ende derſelben mit dem Notar des Admirals zuſammen, an den der Auftrag gerichtet war. Beide kehrten mit einander um, und im Hauſe angelangt, eilte Wilſon auf ſein Zimmer. Das ganze Haus war mit oſtindiſchen Matten belegt, lautlos glitt ſein Fuß darüber hin; er öffnete die Thür mit dem ihm eigenen Ungeſtüm und blieb ſtarr, wie verſteinert in derſelben ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von J. W. Peterſen.

Zoologiſches.

Faſanen, Pfauen, Truthühner. — Zur Geſchichte der Ausbildung eines Volks gehört unſtreitig auch der Gang der Verfeinerung in Nahrungsmitteln und Leckereien. — Unerwartet früh, zu einer Zeit, wo unſer Vaterland noch ſehr rauh genannt werden mußte, wurden ſchon Faſanen gehegt. Karl der Große († 814) hielt dieſes ſchöne und ſchmackhafte Federwild auf ſeinen Landgütern und Meiereien, aber, wie es ſcheint, nur des Staates wegen. Beſchreiber fand es in dieſem Jahrhundert und noch lange nachher nicht. In Gloſſarien des eilften Jahrhunderts lautet ſein Name „Faſhuon.“ Albert von Lauingen, der Große († 1282) ſpricht von Faſanen als einem gewöhnlichen Federvieh. Er ſah ihrer viele im Garten der Dominikaner zu Köln. Wenn Bettelmönche welche hielten, kann ihre Zucht nichts Seltenes geweſen ſeyn. Auch die Minneſänger gedenken des Thiers an einigen Stellen. — Bei der Hochzeit des reichen Herzogs Georg von Landshut wurden unter andern auch „vashun“ aufgetiſcht. Nach der Beerdigung des bairiſchen Herzogs Albert 1509 ward ein Gaſtmahl gehalten, wobei drei-und-zwanzig Trachten Speiſen vorkamen. Die ein-und-zwanzigſte beſtand aus „pratens“ von Vaßhennen, Rebhühnern u. ſ. w. Daß dieſe Thiere für einen köſtlichen Leckerbiſſen galten, erhellt aus einer Stelle Gailers von Kaiſersberg: „Es ligt nüt daran, ob du koſtliche oder nachgültig (geringe) Ding eſſeſt; du magſt dich eben als wol verſchulden in eſſen eines öpfels, als hetſtu ein “vaſanthun“ geeſſen..“ — In einem plattdeutſchen Gedicht aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts tritt der „Foyſan“ in der Rathsverſammlung der Thiere auf und gibt die Lehre:

We di myt trouwe mene
den hebbe lef, he si grot edder mene.

Pfauen waren bei den Römern eine ſeltene Leckerſpeiſe. Um ſo mehr iſt es zu bemerken, daß auch in Deutſchland ſchon im eilften Jahrhundert dieſer Braten bekannt war. Kaiſer Heinrich II. lud einmal den ſchwärmeriſchen Einſiedler Günther an ſeine Tafel und ließ

demſelben einen gebratenen Pfau vorſetzen. Einen ſolchen Genuß hielt der heilige Mann für eine ſündliche Leckerei. Was geſchah alſo? Der gebratene Pfau flog von der Tafel weg. * Dieſes Wundermährchen beweiſt wenigſtens, daß die Großen in unſerm Vaterland damals Pfauen aßen. — Daß es zu ſeiner Zeit weiße Pfauen in Niederdeutſchland gegeben habe, verſichert Albert von Lauingen.

Man hat behauptet, die Truthühner (Puter, Kalekuter) ſeyen erſt ſeit der Entdeckung Amerika's bei uns bekannt. Dies iſt irrig; ſchon i. J. 1276 war dieſes Thier im ſüdlichen Deutſchland, freilich aus Italien dahin gebracht. ** Im ſechzehnten Jahrhundert wurde es auf den Landſitzen mehrerer unſerer Edelleute in Menge gezogen, und im Jahr 1609 wurden bei der vierwöchigen fürſtlichen Hochzeitſchwelgerei zu Stuttgart 128 dieſer „indianiſchen ſtukh," und nur 25 Faſanen verzehrt. — Bemerkenswerth bleibt, daß in dem reichen, üppigen, leckern England die Truthühner, wie auch Karpfen und Hopfen, nicht früher als i. J. 1524 bekannt geworden ſind. ***

* Wolfer, vita S. Guntheri, ap. Mabillon acta S. S. Bened.
** Annal. Colmar. In Laufeuberk gallus magnus ex Italia, sub cujus ventre gallina transibat.
*** Home, Verſuch über die Geſchichte der Menſchheit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Brouſſais. Lherminier.

Das Ende des vorigen Monats wurde durch zwei Auftritte in der Studentenwelt bezeichnet. Ein Profeſſor wurde von ihnen feierlich zu Grabe geleitet, und ſie ſpannten ſich ſtatt der Pferde an den Leichenwagen, um ihn bis zum Gottesacker außerhalb der Stadt zu ziehen. Einen lebenden Profeſſor hingegen ziſchten und pfiffen ſie aus, und zwangen ihn, den Katheder zu verlaſſen und ſich nach Hauſe zu begeben. Der erſte war Brouſſais, der zweite Lherminier. Brouſſais iſt der Erfinder einer Heilkunde, welche viele Anhänger in und außer Frankreich zählt, und ſogar, wie einige Tagesblätter ſpöttiſch bemerken, der Erfinder mehrerer Krankheiten, die man vormals nicht kannte, und die vielleicht mit ihm zu Grabe getragen werden, ohne daß das menſchliche Geſchlecht viel dabei gewinnt; denn dieſe Krankheiten werden von irgend einem andern genialen Arzte unter andern Namen wieder auferweckt werden. Brouſſais iſt in ſeinen Meinungen und Lehren immer conſequent geblieben; dies iſt eine in Frankreich ziemlich ſeltene Eigenſchaft, die man daher auch vorzüglich ſchätzt, wenn ſie an einem berühmten Manne bemerkt wird. Einige legitimiſtiſche Blätter machen es ihm zum Vorwurf, daß er nie ein religiöſer Mann (in ihrem Sinne) geweſen, ſondern ſtets in ſeinem Unglauben verharrt habe. Seine religiöſen Anſichten haben jedoch mit ſeinen medizinlſchen Vorträgen nichts zu thun, und ein Profeſſor der Medizin kann von Niemanden gezwungen werden, ein kirchliches Glaubensbekenntniß abzulegen. Der Umſtand, daß er unbemittelt aus der Welt gegangen iſt, ſcheint zu beweiſen, daß er weit uneigennütziger war, als manche ſeiner Collegen, welche zwar die Kirche fleißiger beſuchen, als er that, aber ſich auch ihre ärztlichen Beſuche ſehr theuer bezahlen laſſen. Eben die Conſequenz im öffentlichen Leben, welche Brouſſais die allgemeine Achtung erwarb, fehlt dem jungen Profeſſor Lherminier, und hat ihm die unangenehmen Auftritte zugezogen, die ſich in dieſen Tagen ereignet haben. Wie dieſer ſonſt ultraliberale Profeſſor, welcher ſeinen philoſophiſchen Vorträgen eine ganz politiſche Färbung gab, plötzlich umgeſattelt und gegen die Anhänger ſeiner vorigen Meinungen heftig losgezogen hat, habe ich in frühern Berichten erwähnt. Man kann es zwar Niemand verdenken, wenn er, durch Nachdenken bewogen, anderer Geſinnung wird und einer neuen Ueberzeugung Raum gibt; wenn aber eine ſolche Ueberzeugung mit dem Antritt eines ſehr einträglichen Staatsamtes zuſammenfällt, und wenn nun der Neubekehrte, ſtatt ſeine Meinung für ſich zu behalten, dieſelbe mit großem Gepränge zur Schau trägt, die von ihm verlaſſene Partei herabzuwürdigen ſucht und ſeine neuen Patrone unverſchämt lobt, ſo kann ein ſolches Betragen nicht anders als allgemeinen Unwillen erregen. Vielleicht hatte Lherminier nicht daran gedacht, daß er nun bald vor denſelben Zuhörern werde aufzutreten haben, denen er mehrere Jahre lang ſo äußerſt liberale (einige Blätter ſagen ſogar revolutionäre) Vorträge gehalten hatte. Vielleicht hatte er ſich auch mit einem gewandten Vortrag gerüſtet, um ſeinen plötzlichen Uebergang von einer politiſchen Partei zur andern zu beſchönigen oder gar zu rechtfertigen. Er hatte aber nicht vorhergeſehen, daß der gegen ihn erregte Sturm ſo heftig ausbrechen würde. Wie er von ſeinem Katheder vertrieben wurde und nur durch die Flucht dem Unwillen der Studenten entgehen konnte, iſt nun bereits allgemein bekannt; wie auch, daß ſich der Miniſter des öffentlichen Unterrichts bewogen gefunden, Lherminiers philoſophiſchen Curſus einſtweilen zu ſuſpendiren. Als Redner wird dieſer übrigens talentvolle Mann in der Folge ſchwerlich von politiſcher Bedeutung werden; denn die öffentliche Achtung, welche einem geiſtreichen Vortrag Nachdruck geben kann, iſt ihm entzogen. Er wird nun als Schriftſteller zu wirken ſuchen, und da in Paris eine Tagesbegebenheit die andere bald verdrängt, ſo wird man auch ſchnell dieſe Auftritte vergeſſen; einem talentvollen Manne vergibt man auch mehr, als einem andern; nur läßt ſich nicht leugnen, daß der ſonſt geiſtreiche junge Profeſſor ſich bei ſeiner politiſchen Bekehrung ziemlich ungeſchickt benommen hat, ſo daß ſie nicht die Wirkung haben kann, die er ſich vielleicht von derſelben verſprochen. — An der Faculté des lettres, welche noch immer in dem alten Sorbonnegebäude ihren Sitz hat, laſſen ſich in dieſem Jahre, wie im vorigen, die vorzüglichſten Profeſſoren, als Guizot, Lacretelle, Boiſſonade, Leclerc u. a., durch junge Profeſſoren erſetzen. Einige derſelben, welche durch die Staatsangelegenheiten in Anſpruch genommen ſind, beſonders Guizot, werden ſchwerlich jemals wieder den Lehrſtuhl betreten. Fauriel, welcher ſich eine Zeitlang durch einen Andern erſetzen ließ, hält aber nun ſeine Vorträge wieder ſelbſt, und hat dagegen ſeine Stelle als Conservateur adjoint der Handſchriftenſammlung der königlichen Bibliothek niedergelegt. Er gedenkt ſeine Vorträge über Literatur des Auslandes nach und nach herauszugeben, hat aber auch ſeine Geſchichte des ſüdlichen Galliens noch nicht vollendet.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 20. December 1838.

— 'tis not impossible,
But one, the wicked'st caitiff on the ground,
May seem as shy, as grave, as just, as absolute,
As Angelo; even so may Angelo
In all his dressings, characts, titles, forms,
Be an arch-villain.

Shakespeare.
Measure for measure.

Der Welt Lauf.

(Fortſezung.)

Wilſons Schreibtiſch, an dem er in ſorgloſer Unordnung den Schlüſſel faſt immer ſtecken ließ, war geöffnet, Manners ſtand vor demſelben, eine Handvoll Guineen aus einem Schubfache nehmend, welches vor ihm aufgezogen war und in das er ſie jezt, etwas rückwärts tretend, haſtig zurückgleiten ließ. — Unbeſchreiblich war die Verwirrung Beider; Wilſon, der rechtlichſte Menſch unter der Sonne, ſtand wie vom Bliz getroffen, unſchlüſſig, ſolle er bleiben oder gehen. Die mannigfachſten Gefühle beſtürmten ihn, Schrecken, Abſcheu, die vernichtende Beſchämung, welche er für Manners empfand und bei dieſem vorausſezte. Mit gefeſſeltem Fuß, die Hand auf dem Thürgriff, hoffte er einen Augenblick, Manners habe ſeinen Scherz mit ihm treiben, ihn mit ſeiner Nachläſſigkeit necken wollen. Jedenfalls bereit, es ſo zu nehmen, wollte Wilſon ſogar verſuchen, einen Scherz vorzubringen, aber das ſichtliche Entſetzen, welches jenen übermannte, ſchloß ihm die Lippen. Nach einer Pauſe trat er näher, und kaum wiſſend, was er ſagte, rief er im ſchmerzlichſten Tone: „Iſt es möglich! Manners, hatten Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?“

Dieſer, welcher bis dahin ſcheu umhergeblickt, richtete beim erſten Worte ſich ſtolz empor, er ſah den Kapitän feſt, aber mit Augen an, aus denen, einer faſt übermenſchlichen Anſtrengung zum Troze, Haß und unlauteres Bewußtſeyn ſprachen. „Ich muß Sie erſuchen, Kapitän Wilſon,“ ſprach er ernſt, „ſich kein Urtheil über mich zu erlauben; es gehört größere Tiefe dazu, mich oder meine Beweggründe zu beurtheilen, als Sie beſizen.“ Dieſe Antwort würde höchſt wahrſcheinlich Wilſons Zorn gereizt haben, hätte nicht ein Umſtand ſeine Aufmerkſamkeit abgelenkt. Manners Erwiderung war in einem tiefen, rauhen Accent geſprochen, der ſeinem, ſonſt ſo weichen, wohltönenden Organ völlig fremd war; Wilſon hatte dieſe Stimme ſchon einmal und zwar in jener Nacht am Ufer des Fluſſes gehört. Die Gewißheit flog mit Blizesſchnelle durch ſeine Seele, er wußte jezt, mit wem er es zu thun habe. „Manches wird mir nun begreiflich,“ entgegnete er ruhig. „Ich war es, mein Herr, der vor vierzehn Tagen Ihre Unterhaltung am Fluſſe ſtörte, ſo unſanft freilich nicht, als ich damals wünſchte. Ein Wort, die leiſeſte Andeutung, und ich hätte Sie mit Freuden in den Beſiz Alles deſſen geſezt, was ich für den Augenblick mein nenne.“

Tiefe Schatten flogen über Manners Antliz, verlezende Ironie malte ſich in ſeinen Zügen. „Kapitän Wilſon ſpricht gegen ſeine Gewohnheit in Räthſeln; darf

ich um eine Erklärung bitten?“ Wilſon bekämpfte gewaltſam die innere Aufregung, warf ſich in einen Stuhl und ſchien ernſt nachzudenken. „Manners,“ ſagte er nach einer Pauſe, „Sie haben den Rand eines grauenvollen Abgrunds überſchritten; meine Hand möchte Sie halten und retten, falls das möglich iſt. Ich beklage aus tiefſter Seele, daß Alles ſo hat kommen müſſen; ich verlange kein Geſtändniß von Ihnen, denn wozu könnte es nützen? aber bedenken Sie auch, daß ich völlig abſichtslos die Schauer dieſes Augenblicks herbeigeführt, und faſſen Sie Vertrauen zu mir. — Sehen Sie mich nicht ſo an,“ fügte er, ſtolz ſich aufrichtend, hinzu; „denken Sie nicht, daß ich Sie, daß ich irgend Jemanden fürchte.“ Sanfter fuhr er nach einer Weile fort: „Ich möchte Sie retten um Ihrer ſelbſt, um Emiliens, um Charlottens willen. Hier können Sie nicht bleiben, das werden Sie einſehen.“ — „In der That,“ entgegnete Manners ſpöttiſch, „Ihre gütige Sorge für mich iſt ſo neu als überraſchend.“ Wilſon blickte ihn mit ruhiger Verachtung an: „Sie werden nicht hier bleiben, wenn Ihnen an meiner Verſchwiegenheit gelegen iſt.“ — „An Ihrer Verſchwiegenheit? Was hätte Kapitän Wilſon von mir zu verrathen?“ — „Ich ſehe, Sie ſind ein vollendeter Schurke, aber Sie haben an mir Ihren Mann gefunden. Wollen Sie ſich in's Verderben ſtürzen, ſo werde ich es nicht hindern; haben Sie den Wunſch, ſich zu retten, ſo biete ich Ihnen eine Summe, hinlänglich zur Begründung einer Exiſtenz in einem fremden Welttheil. Nehmrn Sie Ihren Abſchied, geben Sie Miß Derby auf und rechnen Sie dann feſt auf drn Beiſtand eines Mannes, der Ihnen unverbrüchliche Verſchwiegenheit gelobt.“

Bei dem Namen ſeiner Geliebten glitt ein ſehr zweideutiges Lächeln über Manners Lippen. „Ihr tragiſcher Eifer führt Sie etwas zu weit, Herr Wilſon; käme es darauf an, vor der Welt rein und tadellos dazuſtehen, ſo möchten Sie leicht mehr in Nachtheil gerathen als ich, deſſen Wandel und Grundſätze anerkannt und geſchätzt ſind. Was Miß Derby anlangt, ſo darf ich auf das öffentliche Urtheil mich berufen, ob ich es war, der die Neigung dieſer jungen Dame zu gewinnen ſuchte, oder ob ich nicht vielmehr das mir entgegenkommende Gefühl nach langem Widerſtand bald dankbar, bald gerührt endlich erwiderte. Miß Derby hat nur diejenigen Anſprüche an mich, welche geſellige Huldigungen geben, und jeder weiß, daß dieſe ſo ziemlich in der Einbildung beſtehen. Verſuchen Sie übrigens, mich aus dieſem Herzen zu verdrängen, ich werdr den Erfolg mit Ruhe abwarten.“ Wilſon, der raſch im Zimmer umhergegangen, blieb jezt ſtehen und ſagte feſt: „Ich bitte um Ihre beſtimmte Erklärung, ob Sie meinen Vorſchlag annehmen oder verwerfen.“ Finſter ſann Manners einen Augenblick nach. „Ich verwerfe,“ entgegnete er, „die Mährchen von Begründung eines Wirkungskreiſes in der neuen Welt, ich werde niemals nach Amerika gehen, aber ich habe nichts dawider, zu dem Regimente mich verſetzen zu laſſen, welches in acht bis zehn Tagen nach Irland aufbricht; es war immer mein Wunſch, die dortigen Zuſtände kennen zu lernen und in größere Thätigkeit zu kommen. Zuvor aber,“ fügte er mit funkelnden Augen hinzu, „zuvor werden Sie mir für den Ausdruck Schurke, deſſen Sie ſich unverſchämter Weiſe bedienten, Genugthuung geben.“

Wilſon blickte ihn mit unausſprechlichem Erſtaunen an. „Ich Ihnen?“ fragte er verwundert; „doch es ſey! obwohl — jedenfalls indeſſen ſchlage ich mich nur untrr der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie zuvor für jene Unglückliche Sorge tragen.“ Manners ſchwieg erröthend, auch Wilſon erröthete. „Ueberlaſſen Sie mir dieſe Sorge, Lieutenant Manners,“ ſagte er höflich, „bis günſtigere Zeiten für Sie eintreten. Das Ende unſerrr Unterredung,“ fügte er mild hinzu, „iſt Ihre Schuld, ich meinte es gut mit Ihnen.“ Jener verbeugte ſich kalt: „Tag und Stunde?“ — „Heute Abend um acht Uhr.“ — „Ich ſetze voraus, daß die Waffen Piſtolen ſind, aber der Zuſammenkunftsort?“ — „Der Platz am Fluß.“ — „Gut, ich werde außer dem Sekundanten unſern Wundarzt mitbringen, der mein Freund iſt.“ Er verbeugte ſich ruhig und ging.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus Italien.

Meerfahrt.

(Beſchluß.)

O glücklich, wer Neapels Staub entfloh!
Wem nicht die Seele mehr der Lärm beengt,
Womit ein Volk, zerlumpt, beſchmuzt und roh,
Sich durch Toledo und durch's Leben drängt —
Das, von des Ruhmes Hauch nicht mehr bewegt,
Die Arbeit ſchwer und leicht die Schande trägt!

Ach! jenes Stempels edle Form zerfällt,
Den auf des Menſchen Stirn ein Gott gedrückt,
Als er mit ſeinem Ebenbild die Welt
Neidlos, die friſchvollendete, geſchmückt;
Und wenn von Feuer nicht ihr Auge leer,
So ſpricht es doch von keinem Himmel mehr.

Digitized by Google

Wer facht in dem geſunkenen Geſchlecht
Zu Flammen die erloſchne Götterglut?
Wer wühlet aus den Gräbern Zucht und Recht?
Wer waffnet wieder den entmannten Muth?
Wer deckt der Feſſel Mal mit Schlachtenſtaub?
Der Schande Brandfleck mit des Lorbeers Laub?

Auf dieſem Boden thront der Ueberfluß
Und ſchüttet faſt ſein goldnes Füllhorn leer;
Doch ach! mit dieſem Strome von Genuß
Verwöhnt er ſeiner Kinder Herz noch mehr;
Wie einſt den großen Punier er geſchwächt,
Entnervt er jezt das heimiſche Geſchlecht.

Wo iſt der Held, der der Begeiſtrung Glut
In dieſe Seelen, wie Prometheus, haucht?
Zur Ehrenwaffe ſchmiedend neu den Muth,
In langer Schande feilem Dienſt mißbraucht?
Wann kommt der Tag, wo, wer nach Licht ſich ſehnt,
Nicht des Verbrechens Larve mehr entlehnt?

O! zweimal hat mit einem Reſt von Kraft,
Wie ein gequälter Leu, in Todespein,
Dies Volk aus ſeiner Schmach ſich aufgerafft —
Und zweimal ſprach das ehrne Schickſal: Nein!
Und zweimal, von ſich ſelber und vom Glück
Verlaſſen, ſanken tiefer ſie zurück.

Weh Jedem, der ſie mit hinunterſtieß
Und einer beſſern Zukunft junge Saat
Auf Menſchenalter hin verkümmern ließ,
Wer ihren ſchwachen Lorbeer niedertrat,
Wer kalt auf dieſer Paradieſesflur
Erneute des uralten Fluches Spur!

Weh Nelſon! deinen Ruhm erzählt das Meer,
Doch laut es auch von deiner Schande ſpricht!
Die Schaale deiner Schmach iſt noch ſo ſchwer
Als deiner ehernen Trophä'n Gewicht!
Du zwangeſt See und Feind — und einen Greis
Gabſt einer ſchönen Buhlerin du preis!

Dies Meer war's, das der Held mit Mord entweiht,
Ach, nicht zum erſtenmal! Wer zählt das Blut,
Das ſeit des Puniers und des Türken Zeit
In warmen Bächen färbte dieſe Fluth!
Doch, wie die Luft, vergeßlich iſt die See,
Behält nicht Narb' und Spur vom alten Weh.

Dort, jene Inſel, die, ein Felskoloß
Steigt aus der Wellen Glanz — wo ſelbſt der Stein
Sonnedurchrauſcht, ob auch von Erde bloß,
Den Feigenbaum nährt und den heißen Wein;
An ſteilen Klippen klettern Ziegen nur,
Nicht Roß und Maulthier finden Pfad und Spur;

Auch ſie war Lüſten, Thaten einſt vertraut,
Die dauernd ihrem Namen haften an;
Der Römer, der in's frevle Herz geſchaut
Dem Heuchler, groß als Lüſtling und Tyrann,
Hat, Capri, dich mit einer Schmach bedeckt,
Die ſelbſt Tyrannen — beſſert nicht, doch — ſchreckt.

Verſinkſt nicht, ſchamroth, du im Meere? Nein!
Ein blauer Duft ſchmiegt, wie ein Schlei'rgewand,
Um deine Glieder ſich von warmem Stein;
Der Wellenſchlag kuhlt deiner Felſen Brand;
Den Namen, von Tiber geſchändet, heilt
Dein Genius, der in blauer Grotte weilt.

Und ſchön biſt du und rein! Hoch von dem Thurm,
Wo ſich dein Kaiſergaſt gewälzt in Luſt,
Schau ich dich, reizgekrönt. Es nagt der Wurm
Der Reu' und Scham nur an des Menſchen Bruſt;
Und troß dem Fluch, den ein Tiber ihr ließ,
Bleibt Capri, was es war, ein Paradies.

Heim zu der Stadt, die um den Golf ſich ſchmiegt,
Trägt jezt mit Ruderflügeln mich der Kahn;
Heim! — Wie, vom Bann der Schönheit ſchnellbeſiegt,
Gewöhnt ein Herz ſich in der Fremde an!
Ein Gaſt Neapels, kaum erſt Tage dort,
Träum' ich mir ſchon zur Heimath ſeinen Port!

Auf ihrem leichtdurchflognen Wellenweg
Begegnet meiner Barl' ein ſchweres Schiff —
Steinblöcke ſeine Fracht — das ſich nur träg
Hindurchkämpft. Wie den Ruderern am Griff
Der Schaufeln ſchwillt der nerv'ge Arm! wie heiß
Fließt vom ſonnbraunen Angeſicht der Schweiß!

Verwandelt um ſie iſt die Fluth in Schaum.
Mit jedem Ruderſchlage wird die Schaar,
Wohl zwanzig Köpfe, rücklings in den Raum
Des Schiffs hinabgebeugt, faſt unſichtbar,
So ſchwer iſt ihre Fracht, doch leicht ihr Muth:
Sie pflügen mit Geſang, im Takt, die Fluth.

Was ihr Geſang? ein leichtes Fiſcherlied,
Wie es der Marinaro Nachts ablauſcht
Dem Meergeflüſter, wenn zum Fang er zieht,
Die Barl' erleuchtet, daß vom Glanz berauſcht,
Der auf dem dunkeln Waſſerſpiegel glimmt,
Der Fiſch bethört ihm in die Netze ſchwimmt;

Ein ſolches Lied war es — nicht dein Gedicht,
O Taſſo! du, deß heimathliches Haus
Dort aus Sorrents Goldfrüchtenwäldern, dicht
Und dunkelgrün, winkt freundlich weiß heraus. —
Warum tauſcht' er dies Neſt, ſo wonneſüß,
Gegen Ferrara's Schloß und Thurmverließ?

Digitized by Google

Doch — dies hätt' er vielleicht ein [illegible] Lied
Gedichtet nur, indeß ſein Genius dort
Ihm den unſterblichen Geſang beſchied,
Deß Feu'r, ſich ſelbſt ernährend, glühet fort,
So lang ein Herz für Ruhm und Glaube ſchlägt,
Und für den Kummer, den Erminia trägt.

Es wandelt der Orangenbaum die Luft
Zum Meer von Wohlgeruch, die Feucht erquickt
Mit Süßigkeit; herb iſt des Lorbeers Duft
Und bitter ſein Geſchmack. — Torquato blickt
Im Traum nach einem Haupt, um das ſich flicht
Ein Lorbeer — er erkennt's — und zögert nicht;

Er ſtürzt ſich in des Lebens ſturm'ſche Fluth,
Ein Ringer mit der ſtärkſten Leidenſchaft. —
Fragt ſeinem ird'ſchen Loos nicht nach! Er ruht!
Berühmt wie ein Pallaſt iſt ſeine Haft.
Das Lorbeerhaupt, das er im Traum geſehn,
Sah, marmorn, ich im Königsgarten ſtehn. —

Die Barke ſtößt an's Land — mit raſchem Fuß
Spring' ich heraus, und dankbar ruf', o Meer,
Ich deinen Wellen nach noch meinen Gruß;
Sie hören's nicht, ſie ſind ſchon ſelbſt nicht mehr!
Du bleibſt, o Meer! doch deine Wellen ſind
Nur ew'ge Flucht, wie Feuer, Zeit und Wind.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beſchluß.)

Sorbonne. Realunterricht. de Roſſi.

Die Sorbonne iſt ein merkwürdiges Gebäude, das noch ſo ziemlich ſeinen alterthümlichen Charakter an ſich trägt, und an welchem die Alles umgeſtaltende Hand der Baumeiſter bisher wenig geändert hat. Die Kirche, welche Richelieu's Grabmal enthält und während der Reſtauration wieder geöffnet war, iſt ſeit 1830 abermals geſchloſſen, ich weiß nicht warum, und Niemand bekümmert ſich mehr um dieſelbe. Die Sorbonne enthält einige gelehrte und wiſſenſchaftliche Sammlungen, welche in einer Provinzialſtadt als ein großer Reichthum betrachtet würden, hier aber, wo es ſolcher Schätze ſo viele gibt, wenig beachtet werden. So beſizt ſie zwei Bibliotheken, nämlich eine allgemeine, und eine ſpezielle für die theologiſche Fakultät. Beide ſtehen dem Publikum offen, wie überhaupt alle hieſigen Bibliotheken. Ferner beſizt die Sorbonne ein mineralogiſches Kabinet und einen bedeutenden phyſikaliſchen Apparat. Für die Erweiterung dieſer wiſſenſchaftlichen Sammlungen ſind bereits durch einen veröffentlichten Bericht des berühmten Thenard Schritte geſchehen. Bei der Eröffnung der verſchiedenen Schulkurſe in den Collegien oder Gymnaſien kam diesmal auch wieder die Nothwendigkeit der Anlegung von Realſchulen zur Sprache, d. h. die Nothwendigkeit, beſondere Unterrichtsanſtalten für diejenigen zu gründen, welche ſich keinem gelehrten Fache widmen wollen. Einiges iſt bereits dadurch geſchehen, daß man neben dem Gymnaſialunterrichte in alten Sprachen die Anfangsgründe der Naturlehre, Mathematik, Chemie, vaterländiſche Geſchichte und lebende Sprachen in den Lehrplan aufgenommen hat. Indeſſen hat man ſich vielfältig öffentlich darüber ausgeſprochen, daß jezt zu viel gelehrt werde und die Schüler nicht genug Zeit zu Allem haben. Dieſem wird aber dadurch abgeholfen, daß einige dieſer Lehrfächer den Schülern nicht zur Pflicht gemacht werden, und die Eltern das wählen können, was ſie für ihre Kinder am zuträglichſten halten. Es werden aber doch eigentliche Realſchulen in den Stadtrevieren, wo die Volksmenge am gedrängteſten lebt, und wo es von kleinen Fabrikanten und Krämern wimmelt, angelegt werden müſſen. Zu einer höhern Anſtalt dieſer Art hat man das Conservatoire des arts et métiers auserſehen, an welchem bereits mehrere Vorträge gehalten werden, und wo bekanntlich ſich eine ſehr bedeutende Sammlung von technologiſchen Muſtern, Maſchinen und Werkzeugen, wie auch eine dem Publikum offen ſtehende technologiſche Bibliothek befindet. Hier ſollen noch einige Lehrſtühle errichtet werden, wodurch den höhern Bedürfniſſen der jezt ſo wichtigen Gewerbeſtände ſo ziemlich abgeholfen würde. Wo ließe ſich auch Technologie beſſer vortragen, als mitten in einer ſo reichhaltigen Sammlung und in der Nähe von ſo vielen mehr oder minder bedeutenden Fabriken und Werkſtätten? Wie ſtark die juriſtiſche und medizinische Fakultät dieſen Winter beſucht werden, haben die Tageblätter bereits angegeben. An Advokaten und Aerzten werden die Franzoſen ſicher ſobald keinen Mangel leiden; allein da auch Proceſſe und Krankheiten nicht ausgehen, die Volksmenge immer wächst und manche Studenten ſpäter andere Fächer wählen, ſo wird das bisherige Verhältniß zwiſchen Aerzten und Advokaten einerſeits, Proceßführenden und Kranken andernſeits durch die gegenwärtige große Anzahl von Studenten wohl wenig geändert. An der juriſtiſchen Fakultät hat jezt de Roſſi, Profeſſor des Staatsrechts, die meiſten Zuhörer. Der Hörſaal iſt bei ſeinen Vorleſungen ſtets gedrängt voll, und zuweilen haben die ſich etwas verſpätenden Studenten viele Mühe, hineinzukommen. Als de Roſſi vor Jahren auftrat, ging es ihm nicht beſſer, wie neulich dem Profeſſor Lherminier. Da Guizot, damals Miniſter, de Roſſi aus Genf berufen und als Profeſſor eingeſezt hatte, anſtatt einen Concurs wegen Beſezung des neuen Lehrſtuhls zu eröffnen, betrachtete man dieſe Ernennung als unrechtmäßig, obſchon, wie es ſcheint, der Regierung das Recht zuſteht, wenn ein neuer Lehrſtuhl errichtet wird, nach Belieben einen Profeſſor dazu zu ernennen, wogegen bei Beſezung eines ſchon beſtehenden Lehrſtuhls auf den Erfolg der öffentlich veranſtalteten Prüfung Rückſicht genommen werden muß. Profeſſor de Roſſi mußte es entgelten, daß er den Doktrinärs ſeine Ernennung verdankte. Er wurde ausgepfiffen, mußte den Katheder verlaſſen, und der Miniſter ſah ſich genöthigt, gerade wie neulich bei Lherminier, den Curſus einſtweilen einzuſtellen. Dies muß alſo Leztern tröſten. Wahrſcheinlich wird das junge Publikum auch bald das neue politiſche Credo Lherminiers vergeſſen und zu ſeinen philoſophiſchen Vorträgen ſtrömen, wofern er ſo klug iſt, von nun an die Politik bei Seite zu laſſen, und nicht die Abſicht merken läßt, die Jugend zur miniſteriellen Anſicht zu bekehren, wie er ſie zuvor demokratiſiren wollte. Dg.

Beilagen:
Kunſtblatt Nr. 102 und Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. December 1838.

Respicere exemplar vitae morumque jubebo
Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces.

Horat.

Vergleichende Zuſammenſtellung der Frauencharcktere in Goethes und Schillers Werken.

Eine Skizze.

Erſter Abſchnitt.

Es kann nicht gleichgültig ſeyn, die Quellen aufzuſpüren, aus der der Dramatiker ſeine Gebilde ſchöpft; ſie gehören dem Leben an, denn ſie haben ſich die Theilnahme der Zeitgenoſſen zu erwerben gewußt, und meiſtentheils ſind ſie auch urſprünglich aus dem Leben hervorgegangen. Jeder bedeutende Dichter ſteht da als Repräſentant ſeiner Nation, und die beiden obigen ſind längſt in ihrer Vereinigung als das Geſammtbild poetiſcher Anſchauungen der Deutſchen aufgeſtellt worden. So fremdartige Gewänder Beide auch hie und da anlegen, ſo mannigfaltiger Formen ſie ſich bedienen, um zu wirken, immer, kann man nachweiſen, iſt es ihre Zeit und ihre Nation, die ſie dabei im Auge hatten. Wie ließe ſich denn auch ſonſt ihre bleibende Wirkung erklären? Das in ſeinem Weſen durch und durch Fremde, mit nichts Beſtehendem und Angewöhntem Zuſammenhängende kann ſich auf keine Weiſe halten. Das wurde bei den neueren Verſuchen, das engliſche, ſpaniſche, ja ſogar indiſche Theater in ſeiner urſprünglichen Form bei uns einzubürgern, deutlich genug.

Das Drama iſt vor allen andern Dichtungsarten ein Bild des Lebens; aber was iſt's vorzüglich, was ſich abbildet? Iſt es der Stoff, die Fabel, die der Dichter wählt, oder iſt es nicht vielmehr die Art der Auffaſſung? Bei aller Objektivität, bei aller möglichen Selbſtſtändigkeit der Phantaſie eines großen Dichters iſt es unmöglich, daß er ſich ganz frei halte von der ihn umgebenden Welt, und wenn dieſes auch möglich wäre, könnte es kein Vorzug genannt werden; denn je weiter der Schaffende ſich vom Wirklichen entfernt, deſto mehr raubt er dem Beſchauenden den Maßſtab der Beurtheilung und mit dieſem das Intereſſe an ſeiner Schöpfung. Es führt dieſes auf das „Charakteriſtiſche,“ als auf die erſte und weſentliche Forderung, die wir an ein poetiſches Kunſtwerk, und beſonders an ein Drama machen. Es iſt damit nicht jene falſche Charakteriſtik gemeint, die ſich hinſichtlich der Nebendinge einer Handlung in einer widerwärtigen, kleinlichen Strenge des Coſtüms der Zeit breit macht, ſondern die der Perſonen und der Situationen. Dieſes Charakteriſtiſche geht jedoch nie über die Zeit und die unmittelbaren Anſchauungen hinaus. Trotz dem großen Talente Shakespeares, hat er doch keine Römer

geſchaffen, ſondern in römiſchen Kleidern und unter römiſchen Namen Britten; aber er brachte dieſe brittiſchen, ihm nahe liegenden Charaktere unter Formen und Situationen, wie ſie einen Cäſar, einen Brutus, einen Coriolanus, nach dem Begriff, den wir uns von dieſen Helden machen, bezeichnen. Darum bleiben ſeine Geſtalten doch immer originell, gerade weil ſie Züge enthalten, die unmittelbar aus dem Leben heraus gegriffen wurden und die zu beurtheilen jedem nahe lag. Die franzöſiſche Bühne verließ dieſen Weg der Wahrheit frühzeitig und ging in perſönliche Beziehungen über. Sie machte das dem Dramatiker ſo nothwendige Copiren ſeiner Zeit und Umgebung zur handgreiflichen Porträtzeichnung oder zum poetiſchen Schmeichelbilde. Die Römer Racines und Corneilles fanden ſich im damaligen Frankreich nicht, der Dichter konnte alſo keine Vorbilder zu ihnen ſuchen, und mußte lediglich aus ſeiner Phantaſie ſchöpfen — daher das Unwahre, Gekünſtelte, Kaltlaſſende. Nur hie und da in einem einzelnen Heros fand und bewunderte man das Bild des Königs oder der herrſchenden Geliebten. In Deutſchland, ſeiner ganzen Bildung und Geſinnung nach, war dieſer Abweg nicht zu befürchten. Die dramatiſche Dichtung gelangte hier erſt ſehr ſpät zur ſelbſtſtändigen Größe einer Kunſt, und als ſie hiezu gelangte, war die Kritik ſchon eine völlig ausgebildete Wiſſenſchaft, die warnend und zurechtweiſend die Schritte Thaliens begleitete. Unſer deutſches Theater beginnt eigentlich erſt mit dem Bekanntwerden Shakespeares, und da ſtand Leſſing ſchon als kritiſcher Taufpathe an der Wiege des erwachenden Genius des deutſchen Dramas.

Es iſt hier nicht der Ort, nachzuweiſen, wie von großen Geiſtern die erſten belebenden Keime ausgeſtreut wurden, wie das deutſche Theater zu einem Nationalintereſſe raſch heranwuchs; wir haben es nur mit einem Theil jener Geſammtbilder zu thun, die bei ihrem Erſcheinen vom Theater herab ſo große Wirkung thaten und noch thun, mit den Frauen in den Dramen Goethes und Schillers. — Hier zeigt ſich nun beſonders, was oben vom „Charakteriſtiſchen“ geſagt wurde. Die Frauengeſtalten eines Dramatikers ſind immerdar die eigenthümlichſten Zeitbilder und tragen den Stempel der jedesmal herrſchenden Zeitgeſinnung und Zeitſitte am deutlichſten an der Stirne. Es rührt dieſes wohl daher, weil ihre Schöpfung mehr der Empfindung als dem Gedanken angehört, weil ſie in dem dramatiſchen Bilde mehr die brillante Färbung als den richtigen ſtrengen Contour angeben. Sie ſind es auch, die zuerſt uns fühlen laſſen, daß ein Werk veraltet ſey. Wie unerträglich wird es uns zum Beiſpiel, die Frauen eines Kotzebue'ſchen Dramas zu ſehen, weil ſie das Charakteriſtiſche der Zeit beinahe zur Karrikatur vergrößert an ſich tragen. Viele Frauencharaktere Schillers, ſelbſt einige Goethe's ſind beinahe eben ſo veraltet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Welt Lauf.

(Fortſetzung.)

In lebhafter Aufregung über eine Stunde im Zimmer umhergehend, fragte Wilſon ſich wiederholt: „Iſt es möglich? kann man ſo niederträchtig ſeyn? — Und mit einem ſo kaltherzigen Schurken ſoll ich mich ſchlagen!“ Alles Blut ſtrömte ihm zum Herzen; nimmer wird, wer auch ohne eigenes Zuthun die ganze Schlechtigkeit eines andern ergründete, ein Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit empfinden. So tiefe, unerfreuliche Blicke in ein Menſchenherz ſtören und verwirren für den Augenblick auch den kälteſten Gleichmuth; es ſind Abgründe, von denen jeder ſich ſchaudernd abwendet. Lebhaft ergriffen, gedachte Wilſon ſeiner Braut, des Admirals, der ſo liebevoll Vaterſtelle bei ihm vertrat, der Zukunft, welche gleich einer roſigen Wolke am Horizont ſeines Lebens emporſtieg, und fand einzig in der Ueberzeugung, daß nichts mehr zu ändern ſtehe, die Ruhe, deren er bedurfte.

Mit ſeltſamen Gefühlen ſchrieb Wilſon, für den möglichen Fall ſeines Todes, an Charlotten und ſeinen Pflegevater; noch ſtand das Schubfach geöffnet, wie Manners es gelaſſen; mit Widerſtreben, ohne einen Blick hineinzuwerfen, ſchob er daſſelbe haſtig zu. Seine Briefe enthielten Alles, was Liebe und Dankbarkeit einzugeben vermögen, und einzelne heiße Thränen fielen auf das Blatt herab; dann ſiegelte er einige Banknoten ein und ſandte ſolche, aber ohne begleitende Worte, an Manners. Augenblicklich kam ihm der Gedanke, auch für dieſen einige Zeilen zurückzulaſſen und ihn zu ermahnen, das Geſchick jener Unglücklichen mit dem ſeinen zu verbinden; nach kurzem Beſinnen indeſſen verwarf er denſelben. „Nein, nein,“ ſagte er zu ſich, „einem Nichtswürdigen angehören, iſt das größte Elend auf Erden!“

Wilſon erſchien im Lauf des Tags ernſt und nachdenkend, und ihn mit Erſtaunen betrachtend, flüſterte Miſtreß Wynn ihrem Bruder zu, wie ſie ihn niemals weder ſo vernünftig, noch ſo angenehm geſehen, wogegen dieſer bedauernd meinte, die Beſſerung werde ſchwerlich von Dauer ſeyn. Als Wilſon Nachmittags ſich entfernte, blickte er ſo tief und innig in Charlottens Augen, nahm er ſo zärtlich Abſchied, daß ſie überraſcht ihn fragte: „Du kommſt doch wieder heute Abend?“ Er zwang ſich zu lächeln. „Gewiß, gewiß, meine Charlotte.“

Digitized by Google

Um acht Uhr trafen die Gegner verabredetermaßen zuſammen. Bei der Begrußung begegneten ihre Blicke ſich flüchtig; der Kapitän ſah ruhig aus, das Feuer feſter Entſchloſſenheit blizte aus ſeinen Augen, ſeine Züge verriethen weder Zorn noch Haß. Schwer möchte es dagegen halten, den Blick zu beſchreiben, den Manners bei vollkommen ſtolzer, wiewohl etwas gezwungener Haltung auf jenen warf; in der dämoniſchen Kälte deſſelben lag Unheilverkündendes. Beide jungen Männer waren als gute Schützen bekannt; athemlos ſahen die Sekundanten dem Ausgange entgegen und behaupteten ſpäter, Wilſon habe abſichtlich zu hoch angelegt. Die Kugel ſtreifte Manners Hut, dieſer dagegen hatte ſein Ziel beſſer gefaßt: der Kapitän ſank, von ſeinem Schuſſe getroffen, lautlos zu Boden. Wundarzt und Sekundanten ſprangen herzu, auch Manners trat näher und ſein kalter Blick traf den vor ihm Liegenden ohne ein Zucken des Mitgefühls. Ruhig verabredete er mit den Uebrigen, was zunächſt geſchehen müſſe, und nach kurzer Berathung wurde der Verwundete, nicht ohne große Schwierigkeit, in ein unfern gelegenes Bauernhaus getragen, wo man ihn der Sorge des Arztes überließ.

Auf einige erläuternde Zeilen deſſelben erſchien der Admiral unverzüglich, erhielt indeſſen auf ſeine beſtürzten Fragen um ſo mehr ausweichende Antworten, als der Verwundete gänzlich ohne Beſinnung lag. Troſtlos beugte Admiral Darford ſich zu demſelben nieder; ſeine Thränen fielen auf das kalte, bleiche Antlitz, welches kein Lebenshauch wieder beſeelen zu wollen ſchien. Sobald die Dunkelheit es geſtattete, wurde Wilſon mit aller Vorſicht in das Haus ſeines Pflegevaters geſchafft; der Ausſpruch des Arztes lautete ſehr unbeſtimmt, und mit tiefer Bekümmerniß Charlottens gedenkend, ſchrieb ihr der Admiral: James ſey durch Verfehlen einer Stufe die Treppe hinabgeſtürzt und habe ſich, wenn gleich nicht gefährlich, doch hinlänglich verlezt, um das Bett huten zu müſſen und nicht ſchreiben zu können. Charlotte war unruhig und tief betrubt; Miſtreß Wynn machte die Bemerkung, wie ſehr ſie ſich wundere, daß dies nicht längſt einmal geſchehen.

Nach wenigen Tagen hatte ſich Wilſon ſo weit erholt, um ſprechen zu können und zu dürfen; mit möglichſter Schonung, und nachdem er das Gelöbniß der Verſchwiegenheit empfangen, wurden die dringenden Fragen des Admirals von ihm beantwortet. In ſeiner Empörung ging dieſer ſo weit, zu behaupten, jener früher in Miſtreß Wynns Wohnung verſuchte Einbruch rühre ohne allen Zweifel von derſelben Perſon her, eine Annahme, welcher es jedoch an jeder Unterſtützung fehlte und die von Wilſon lebhaft verworfen wurde. Einige Tage ſpäter traf ein Brief von Manners ein, welcher mit wenig kühlen Worten den Einfluß Admiral Darfords rückſichtlich ſeiner Verſetzung in Anſpruch nahm. Dieſem Anliegen wurde gewillfahrt, und bald darauf ſchiffte ſich Manners nach Irland ein.

Das Gerücht eines Zweikampfs hatte ſich mit den ſeltſamſten Zuſätzen verbreitet; Eiferſucht wurde mit einiger Zuverſicht als Motiv aufgeſtellt, und nur dem Anſehen des Admirals gelang es, den lächerlichſten Erfindungen Schranken zu ſetzen und die Seinigen vom Ungrunde des ganzen Gerüchts zu überreden. Wilſon ſchritt in der Geneſung langſam, aber ſicher fort und bekam täglich die zärtlichſten Briefe von Charlotten, welche immer auch die größte Verwunderung über Manners Entſchluß und Emiliens tiefe Trauer darüber ausſprachen. Nach einigen Wochen ſahen die Liebenden ſich wieder und genoſſen das ſüße Gluck der Gegenwart, indeſſen Miſtreß Wynn, mehr der Vergangenheit gedenkend, ihre Verwunderung gegen Wilſon ausſprach, daß ein ſolcher Unfall ihm eben an einem Tage habe begegnen müſſen, wo er ſo ungewöhnlich vernünftig geweſen. Die heilſamſten Lehren ſchloſſen ſich dieſer Betrachtung an, und wurden mit ſo ſeltſamen Blicken auf den Admiral aufgenommen, daß dieſer nur mit Mühe die erforderliche Faſſung behauptete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Gaſtronomiſches.

Zur gaſtronomiſchen Literatur. — Die Gewohnheiten im Eſſen und Trinken nehmen in der Sittengeſchichte der Völker eine ſo wichtige Stelle ein, wie die Gaſtmähler in ihrem geſelligen und öffentlichen Leben. Wir beſitzen aber noch kein Buch, in welchem dieſe Seite der deutſchen Geſchichte ſo umfaſſend und verſtändig entwickelt wäre, wie die Lebensweiſe der Franzoſen im Werke des **Legrand d'Auſſy** (vie privée des Français) durch die Jahrhunderte verfolgt iſt. Die folgenden kurzen Notizen bezeichnen unter Anderm einige der Quellen, welche der künftige Geſchichtſchreiber der deutſchen Art in Speis und Trank zu benützen hätte. Gelegentlich ſey die wehmüthige Bemerkung erlaubt, daß uns die Verfeinerung und Verflachung, wie um manche deutſche Tugend, ſo auch um manches geniale deutſche Gericht gebracht hat. Noch immer hat jede unſerer Provinzen in der bürgerlichen Küche ihre gaſtronomiſchen Kleinode; früher aber war auch die feinere, ariſtokratiſche Küche origineller deutſch, wie ſchon die Namen in den alten Kochbüchern beweiſen, während jezt faſt unſere ganze höhere Kochkunſt nur ein Nachhall franzöſiſcher Ordonnanzen iſt.

*

Im Handſchriftenſchatze der Pariſer Bibliothek findet ſich: Buchehen, Jo. Coqui Martini V. papae, regiſtrum coquinae. Es iſt dies ohne Zweifel ein eigentliches Kochbuch, und der Verfaſſer, dem Namen nach, ein Deutſcher. Wie kommt

aber ein Deutſcher dazu, bei den feinzüngigen Italienern, und vollends bei einem Pabſte, Kunſtkoch zu werden? Aber noch ſeltſamer iſt, daß um dieſelbe Zeit, 1447, der Biſchof von Burgos in Spanien einen deutſchen Koch hatte. Jlſung von Augsburg, der auf ſeiner Wallfahrt damals durch Burgos kam, wurde auf deutſche Art bewirthet. — Ferner meldet Wolf, Graf v. Fürſtenberg, 1506 dem Kaiſer Maximilian I.: „Ich verkünde E. K. M. daß mein gnädiger Herr von Caſtilj itzt zu zehen malen mit mir geeſſen hat, und anderſt nüt eſſen will, dann was auf mein Teutſch gekocht iſt.“ *

— Wohlleben und üppiges Schmauſen waren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ſelbſt an biſchöflichen Tafeln, nicht mehr fremd in Deutſchland. Aeneas Sylvius, der teckere Italier, macht von dem Gaſtmahle, das der Biſchof Leonhard von Paſſau i. J. 1443 gegeben, eine prächtige Beſchreibung: ** „Es kann nichts herrlicheres geben als dieſe Tafel; ſo köſtlich mag nicht Metellus als Quäſtor in Hiſpanien getafelt haben, und Apicius aß keine ſo leckern Gerichte. — Der allerangenehmſte Genuß aber war, daß Eis vom Winter her mitten im Sommer aufgeſtellt und der Wein darin gekühlt wnede.“ — Von den aufgetiſchten Speiſen nennt er nur Reiger, Turteltauben, Hämmel, Hirſche, wilde Schweine, Haſen und Fiſche aus der Donau und der Traun. Das Beimiſchen der Fiſche zu Fleiſchſpeiſen bemerkt Aeneas als eine den Deutſchen eigenthümliche Gewohnheit: „Es iſt deutſche Sitte, Fiſche unter das Fleiſch zu miſchen, und für armſelig gilt, wer Fleiſch allein ißt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

* Geßler, Beitr. zur Sittengeſch. des Mittelalters S. 176.
** In einem Briefe bei Hanzig, Germ. sacra. Tom I. p. 528.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, December.

Manuel. Monnard.

Vor Kurzem ſtarb hier ein ausgezeichneter Mann, der, wie General de la Harpe, in der kleinen Seeſtadt Rolle geboren war, die in dieſer Beziehung für Waad ein Privilegium zu haben ſcheint. Zwar war er nie in Staats- und Regierungsämtern, ſpielte nie eine politiſche Rolle, ſtand aber darum doch ſehr hoch durch ſeinen ſchönen Eifer in Allem, was Sitten, Religion, Erziehung und Unterricht betrifft. Der zum großen Leid der Stadt, des Landes und ſeiner Freunde Verſtorbene war der Pfarrer Manuel, früher Prediger an der franzöſiſchen Kirche in Frankfurt am Main, wo ſich gewiß noch gar Manche ſeiner ehrend erinnern werden. Später bewarb er ſich um die peinlichſte, nur gering remunerirte geiſtliche Stelle im Waadland, um die Kaplanſtelle am neuen Strafarbeitshaus in Lauſanne, wo er bei den Sträflingen durch Rede und Zuſprache unendlich viel Gutes geſtiftet, ja in ihrem ſittlichen Leben Wunder bewirkt und Wunden geheilt hat, die unheilbar ſchienen. Dieſe Stelle gab er nicht eher auf, als bis ihn ſeine immer ſchwächlicher werdende Geſundheit dazu zwang. Dies war ein großer Verluſt für die Anſtalt, und ſeitdem ſind auch die Sträflinge bedeutend in ihrer Beſſerung und Gemüthsreinigung zurückgegangen. Dagegen gewannen die Schul- und Bildungsanſtalten unendlich durch den neuen Pfarrer der Stadt. Die untern Schulen, die Mittelſchule und die Normalſchule zur Bildung guter Schullehrer, ja ſeit einigen Jahren das neuorganiſirte Colleg und die umgeſtaltete Akademie verdanken Manuel Weſentliches durch Rath und Leitung; denn er war nicht nur ein Geiſtlicher von ſeltener theologiſcher Bildung, ſondern auch ein mit dem Beſten des Alterthums und der neueſten Zeit genährter Gelehrter. Auch mit der deutſchen Sprache und Literatur war er vertraut. Ich habe nie in Deutſchland ſo bezeichnend und geiſtreich über Hegels Philoſophie und ihr Verhältniß zu andern Syſtemen ſprechen hören. Dabei war in ihm eine tiefe chriſtliche Begeiſterung. Gelehrſamkeit und innige Frömmigkeit ſchloſſen aber bei ihm — ſelbſt in großen körperlichen Leiden — Heiterkeit, Witz und zarte Ironie nicht aus, und durch dieſe Verbindung ſeltener Gemüths- und Geiſteshoheit wurde ſein Umgang ſo unendlich anziehend.

Der lezte Handel mit Frankreich hat wieder gezeigt, welchen Schatz ein Gemeinweſen an Männern beſizt, welche mit großer Geiſteskraft wahre Vaterlandsliebe verbinden. Einer unſerer würdigſten Public-characters iſt jezt der geiſtreiche Profeſſor Monnard, deſſen wir in dieſen Blättern oft und ſchon ſeit mehreren Jahren gedachten, früher wegen ſeines ſchönen parlamentariſchen Rednertalents, ſpäter wegen ſeiner vielen und eifrigen Bemühungen um die Reorganiſation des Schul- und Unterrichtsweſens in ſeinem Vaterland. Er ſteht jezt mit dem Genfer Rigaud ſehr ehrenvoll da; denn Beide ſind die würdigſten Männer der Tagſatzung von 1838, die einzigen Vertreter einer ehrenvollen Minorität, die ſich, als Viele zagten, muthig der franzöſiſchen Arroganz entgegenſezten und ruhig das Geſchrei der anders Denkenden ertrugen. Monnard, der in Geſichtszügen und Haltung große Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen General Foy hat, und dem er auch an Charakter und parlamentariſcher Beredſamkeit gleicht, ſtammt von unbemittelten Eltern in Lauſanne, bildete ſich auf der dortigen Schule, auf der Akademie und ſpäter in Paris aus, lebte dann längere Zeit in Frankfurt am Main, woher auch ſeine geiſtreiche Frau aus einer angeſehenen Bankierfamilie ſtammt, beſchäftigte ſich da viel mit deutſcher Sprache und Literatur, ſprach 1827, 1828 und 1829 als Mitglied des waadländiſchen Großraths mit Wärme und Talent für die mit der Conſtitution vorzunehmenden Verbeſſerungen, und wurde deßhalb von ſeiner Profeſſur ſuſpendirt, bis nach den Pariſer Julitagen mächtige Bewegungen in ähnlichem Sinne auch in Waad entſtanden, wo er, frühere Unbilden vergeſſend, als Vermittler zwiſchen der Regierung und dem in Maſſen aus dem Land herbeigeſtrömten und aufgeregten Volk von einer Leiter herabſprach und dieſes zur Ruhe bewog. Die hierauf zur Reviſion der Verfaſſung eenannte Conſtituante richtete ſich beſonders nach den ſeit Jahren von ihm und de la Harpe ausgeſprochenen Jdeen. Später ging Monnard mehrmals als waadländiſcher Deputirter an die Schweizer Tagſatzung, und zeichnete ſich da durch mehrere Reden aus. Er war einer der genaueſten Freunde de la Harpe's, der ihm auch die Herausgabe ſeiner Memoiren und ſeiner Korreſpondenz mit dem Kaiſer Alexander aufgetragen hat. Monnacd iſt ein Mann von ungefähr vierzig Jahren. Sein Haus in Lauſanne iſt der Vereinigungspunkt aller dahin kommenden, durch literariſche Arbeiten oder politiſche Bedeutſamkeit ausgezeichneten Fremden. Seine improviſirten Vorträge über franzöſiſche Literatur ſind wegen der darin ausgeſprochenen geiſtreichen Anſichten und ihrer ſchönen Sprache nicht bloß von Studenten, ſondern auch von allen gebildeten Claſſen beſucht. Dr. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. December 1838.

Säh't ihr dem Mann in's Herz, dem wohlgemuth
Ihr eures habt geſchenkt!

B. Johnſon.

Der Welt Lauf.

(Fortſezung.)

So oft ſich die Liebenden von da an allein befanden, lenkte ſich das Geſpräch immer auf Manners. Ausweichen wuede zur Unmöglichkeit, und Wilſon äußerte endlich nothgedrungen, Jener habe durch das Weehältniß zu einem jungen Mädchen, welchem er ſeine Hand nicht reichen wollen, ſich bewogen gefühlt, England zu verlaſſen. Voll Eeſtaunen drang Charlotte auf's lebhafteſte in ihn, ob er der Vertraute des Feeundes geweſen, ob dieſer ihn beauftragt habe, ſein Weehältniß zu Emilien zu löſen? Wilſon entgegnete, ein Zufall habe ihn eingeweiht, und er nach dieſer Entdeckung Manners dringend aufgefordert, jeden Gedanken an Miß Derby aufzugeben. Den geliebten Freund beſtürzt anblickend, erröthend, daß dieſer zarter denke als ſie, flüſterte Charlotte ſcheu: „Wenn es nicht in Manners Plan lag, jene zu heirathen — und da Emilie gar keine Ahnung hatte — war es da ſo nothwendig, ſie zu teennen?“ Wilſon hatte feſt darauf gezählt, Charlotte werde nach] dem erſten Woete der Mittheilung entrüſtet in ſeine Anſicht eingehen; da er ſich verrechnet, entgegnete er lächelnd: „Für Andere denkt man milder über ſolche Verhältniſſe. Wurdeſt du,“ und dabei faßte er ihre Hände und blickte ſie ſcharf an, „würdeſt du noch mein ſeyn mögen, wenn in ähnlicher Weiſe von mir die Rede wäee?“ Charlotte eeröthete noch tiefee, Thränen füllten ihr Auge: „Von dir? lieber, lieber Feeund, ich fürchte, dir wurde ich Alles vergeben!“ Gerührt beugte Wilſon das Haupt auf ihre Hände herab. „Beſter Engel!“ ſagte er leiſe, „gewiß, ich will ſo herzliche Güte niemals mißbeauchen. In Ehrenſachen kann indeſſen nur ein Mann unbedingt entſcheiden; glaube mir daher, Mannees mußte den Gedanken an Miß Derbys Beſitz aufgeben. Sage ihr, jedoch ohne weiteee Aufkläeung, ich ſey feſt überzeugt, es müſſe ihm wünſchenswerth ſeyn, von ihr vergeſſen zu werden.“ Nichts weniger als überzeugt, wollte Charlotte einige Einwendungen wagen, da traf ſie ein finſterer Blick des Geliebten und legte ihe Stillſchweigen auf; ihee Sanftmuth hütete ſich wohl, den Dämon hervoezurufen, der das Glück ihres Lebens faſt ſchon zerſtöet hätte.

Wilſons Auſteag wurde unter Thränen ausgeeichtet. Lange und ſchmerzlich weinten die Freundinnen mit einandee. Emilie erlag faſt unter der Laſt beängſtigender Zweifel. Manners hatte es in dee lezten Zeit vermieden, ihr zu nahen odee ſie anzureden, und dem ſanften Ausdruck ihrer ihn ſtets ſuchenden Augen waeen Blicke voll kaltee Geringſchätzung, voll ſtolzer Empörung begegnet, vor denen ihr Heez erſtarrte. Sie war überzeugt, ihn

beleidigt zu haben, ſie beſann ſich vergeblich auf die unfreiwillige Sünde, und niemals iſt ein Hirngeſpinnſt ſchmerzlicher beweint worden. Eine ſchriftliche Erklärung wagte ſie nicht, die ſtrengen, unerbittlichen Grundſätze des Mannes, den ſie liebte, kennend und verehrend: nie würde er einen, in ſeinen Augen unweiblichen Schritt ſelbſt der Geliebten ſeines Herzens vergeben, denn es lag nichts in ihrem Verhältniß, was zu ſolcher Vertraulichkeit berechtigen konnte. Manners reiſte ab ohne Erklärung, ohne Milderung ſeines Benehmens, und ließ das liebliche Weſen, deſſen Glück er mit kaltherziger Ironie zerſtörte, in ſchmerzlicher Verzweiflung zurück.

Bald nach Wilſons Geneſung wurde der Segen der Kirche über ihn und Charlotten geſprochen, und der Bräutigam empfing an dieſem ernſten Tage mehr gute Lehren von ſeiner Schwiegermutter, als ihm vielleicht bis dahin im Laufe ſeines ganzen Lebens zu Theil geworden. Der Admiral hörte den Sentenzen ſeiner Schweſter ſcheinbar höchſt aufmerkſam zu und äußerte endlich ernſthaft: „Hoffentlich, meine Liebe, wird James dem Bilde, welches du entwirfſt, niemals vollkommen gleichen; wäre dies der Fall, ſo müßte ich auf ſeine Scheidung von Charlotten dringen, welche dann ſeiner auf keine Weiſe würdig ſeyn könnte.“ Miſtreß Wynn machte große Augen, die jungen Leute lachten. „Lacht nur, ihr jungen Leichtſinnigen!“ ſagte ſie halb zürnend; „ihr Alle ſeyd ſo ſtrenge gegen den armen Manners geweſen; dennoch gäb ich viel darum, wenn Wilſon dieſem vortrefflichen jungen Manne gliche.“ Admiral Darford zuckte die Achſeln. „Danke dem Himmel,“ entgegnete er kalt, „daß nicht alle unbeſonnenen Wünſche erfüllt werden.“

Das junge Paar wohnte in des Admirals Hauſe, und einzig durch Emiliens Trauer in ihrem Glücke geſtört, befragte Miſtreß Wilſon ihren Gatten wiederholt, ob Manners nicht an ihn ſchreibe? Leiſe Andeutungen hinſichtlich des Wiederaufnehmens früherer Verhältniſſe knüpften ſich an ſolche Fragen, niemals aber lautete die Antwort befriedigend.

Nach Verlauf eines in Glück und Eintracht verlebten Jahrs ſchlug der Admiral ſeinen Kindern eine Reiſe nach Schottland vor, welche bis an die nördliche Grenze ausgedehnt wurde. Die Rüſtigkeit der beiden Seemänner hob auch Charlottens Muth, und ſie fand ſich für Beſchwerden und Entbehrungen durch genaue Kenntniß des Landes belohnt, welches ihr bis dahin nur in Dichtung und Geſchichte, gleich einem romantiſchen Nebelbilde vorgeſchwebt. Längere Zeit verweilten die Reiſenden in Edinburg, durch die ſeltſame Bauart und pittoreske Lage der merkwürdigen Stadt gefeſſelt, dann aber verfügten ſie ſich nach London.

Im Gaſthofe, wo Admiral Darford ſtets zu wohnen pflegte, ſah er ſich von Aeußerungen des Bedauerns empfangen, daß ſeine gewöhnlichen Zimmer ſeit acht Tagen von Lord Melford in Beſitz genommen ſeyen. „Lord Melford?“ entgegnete der Admiral befremdet, „ich glaubte ihn in Paris.“ — „Verzeihung, Mylord, er befindet ſich ſeit acht Tagen hier.“ — Am folgenden Morgen wurde die Aufmerkſamkeit Admiral Darfords durch einen ungemein ſchönen Wagen rege gemacht, welcher unter den Fenſtern des Gaſthofs hielt. Auf ſein Befragen erwiderte der Kellner, er gehöre Lord Melford an. „So muß ſein Geſchmack ſich im Auslande gebildet haben; ich ſah ihn früher nie Werth auf dergleichen legen.“ — „O Mylord, er iſt jezt ein Muſter von Eleganz und ein ſo ſchöner, junger Mann! ſchade nur, daß er ſo ſtolz iſt.“ Der Admiral ſchüttelte befremdet den Kopf. „Und wer iſt der junge Mann dort neben den Pferden.“ — „Mylord, das eben iſt Lord Melford-Manners.“ Der Admiral ſtuzte. — „So wiſſen Ew. Herrlichkeit nicht, daß der alte Lord Melford todt iſt? Die Manners waren die nächſten Verwandten, und gegen alles Erwarten iſt der jüngſte Sohn des Hauſes zum alleinigen Erben des unermeßlichen Vermögens eingeſezt.“

Admiral Darford warf einen Blick auf Wilſon, der neben Charlotten am Fenſter ſtand. Beide hatten Manners ſogleich erkannt: es war ſeine hohe, elegante Geſtalt, die edle Haltung, das volle blonde Haar, welches in reicher Fülle das ſchönſte Haupt ſchmückte. Er hatte einen Handſchuh abgezogen und ſtrich über die Pferde hin, ſich zu überzeugen, ob ſie völlig rein vom Staube ſeyen, befahl auf gebieteriſche Weiſe, einige Riemen anders zu ſchnallen, und warf ſich dann in den Wagen, der raſch fortrollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Vergleichende Zuſammenſtellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Fortſetzung.)

Goethe und Schiller gingen in ihren Schöpfungen von einem verſchiedenen Prinzip aus. Der Leztere erhob die Natur unmittelbar zum Ideal, der andere ſuchte die Natur dem Ideal nur in ſo weit anzunähern, daß dabei Farbe und Eigenthümlichkeit nicht verloren ging; er verwies bei dieſem Grundſatz immer wieder auf das Vorhandene und Beſtehende, und ſo war ihm der hiſtoriſche Boden jeder Erſcheinung das Wichtigſte. Man hat oft, wenn ihm fremde Dichtungen mitgetheilt wurden, aus ſeinem Munde die Frage gehört: „Wo hat er es her?“

Digitized by Google

Dieſes Merkmal zeigt, welch einen Werth er auf Ermittlung der Quelle einer poetiſchen Anſchauung legte; wie ihn immerdar der feſte Boden, auf dem dieſes oder jenes Phantaſiebild gaukelte, zuerſt anzog. Bei einem Dichter, der bei ſeinen Schöpfungen ſo verfuhr, muß die Welt von Geſtalten, die er uns vorführt, beſonders charakteriſtiſch und aus individueller Erfahrung hervorgegangen ſeyn. Und ſo iſt es auch. Die Denkwürdigkeiten über ſein Leben und Wirken, die jezt ſo zahlreich an's Licht treten, geben den Beweis für die Richtigkeit dieſer Behauptung. Wir ſehen in dem reichen Kreiſe Goethe'ſcher Frauen nun ſo manche uns lieb gewordene Figur durch das unmittelbare Leben gedeutet und erklärt. Dieſer Umſtand raubt ihnen nichts von ihrer poetiſchen Selbſtſtändigkeit; im Gegentheil, wir wiſſen nun, warum ſie uns gleich Anfangs ſo anzogen, ſo lebhaſt beſchäftigten, durch ihre unübertreffliche Natuewahrheit. Schiller verfuhr anders; bei ihm kennen wir nur wenige Frauen, von denen uns hie und da einige ſpärliche und unzuſammenhängende Nachrichten aus dem Leben dieſes Dichters erzählen, und von dieſen iſt keine in ſeinen Dichtungen wiederzufinden. Er verſchmähte es, für den Dichter zu rauben, was dem Menſchen angehörte; er trennte die Gerechtſame des einen ſtreng von der des andern und gab der Bühne, was er für's Leben nicht brauchen konnte, nämlich ein ſchimmerndes Ideal; das Beſſere, die Einfachheit und die Natur, behielt er für ſich und ſchmückte ſich damit das proſaiſche Leben. Es iſt hiermit natürlich nichts gegen den großen, herrlichen Dichtergeiſt dieſes Tragöden geſagt.

Um Obiges zu beweiſen, genüge es, zuerſt die großen heroiſch-idealen Feauencharaktere beider Dichter flüchtig zu vergleichen, dann die ſentimentalen und zulezt die naiven. Zu den erſten durften diejenigen Feauen gerechnet werden, in deren Bruſt die Liebe mit dem Ehrgeiz, dem Ruhm oder den höhern Forderungen der ſittlichen Natur kämpft, und durch dieſen Kampf entweder zu einer heldenmüthigen Entſagung oder zu einem kühnen Trotze hindurchgeht; zu den rein ſentimentalen ſolche, wo die Liebe, und nur dieſe allein Ziel und Bewegung der ganzen Handlung gibt, und zu den naiven die, wo idylliſche Zuſtände bei Einfachheit und reiner Herzenswärme zu einem meiſt glücklichen Ziele führen. Dieſe leztern Charakterbilder hat Goethe mit Vorliebe behandelt; er weiſt ihnen ſogar im Trauerſpiel einen Platz an; bei Schiller dagegen finden ſie ſich gar nicht; denn ſelbſt ſeine Landmädchen und Schweizerfrauen ſind ideal tragiſche Figuren mit redneriſchem Pathos.

Ueberblicken wir die lange Reihenfolge der Goethe- und Schillerſchen Dramen, ſo ſtoßen wir auf manche Stücke, die eine innere Verwandtſchaft der Stoffe zeigen. Der Volksaufſtand der Schweizer unter tyranniſchen Landvögten iſt ein ähnliches Geſchichtsdrama, wie die Empörung der Niederländer gegen die Bedrückung eines Philipp. Die Räuber können mit Götz zuſammengeſtellt werden, ſo verſchieden auch die Hauptcharaktere ſind, Clavigo mit Kabale und Liebe, Iphigenie mit der Braut von Meſſina. Dieſe Zuſammenſtellung darf jedoch nicht weit fortgeführt werden; denn nun zeigt ſich Fauſt auf einer Seite als völlig getrennt und ſeinen Schöpfer in jedem Verſe ausſprechend und charakteriſirend, ſo wie auf der andern Seite wieder in Don Carlos Schillers ganze poetiſche Richtung und Eigenthümlichkeit auf das Schärfſte ausgebildet erſcheint. Allein auch jene Stücke, die ähnliche Charaktere und faſt gleiche Situationen ſchildeen, ſind ſo gänzlich verſchieden von einander, daß man kaum erkennt, daß ſie im Ganzen ein und daſſelbe Bild wiedergeben ſollen. — Wir haben es hier nur mit den Frauen zu thun.

Der erſte Frauencharakter, den der noch jugendliche Schiller zeichnete, war Amalia in den „Räubern.“ Der erſte, den Goethe, freilich noch nicht für die Bühne, ſchuf, war jene einfache, gefühlvolle und edle Maria im „Götz.“ Wie verſchieden entſtand in beiden jugendlichen Dichtern ein weibliches Gebild von hoher Vollkommenheit! Amalia, wie Maria, beide ſind geſchaffen, um eine gewaltſame, ſtürmiſche Bewegung männlicher Leidenſchaft zu vermitteln und ihren Kampf zu ſühnen; ſie gehören daher unter die heroiſch-idealen. Die Liebe iſt bei ihnen nicht Eins und Alles: Amalie will, nach ihrer ſchwankenden Charakterſchilderung zu ſchließen, den Vater und den Geliebten an dem Scheuſal Franz rächen; ihre endliche Vereinigung mit Carl iſt eine mehr zufällige. Sie ſingt Romanzen, wo ſie handeln ſollte, und wo ſie handelt, in der Scene mit der berüchtigten Ohrfeige, iſt eben ſo die Weiblichkeit, wie die Wahrheit verlezt. Sie liebt Carl, aber ſie läßt ruhig den Geliebten verleumden und den alten Pflegevater einkerkern. Das ganze Stück zerfällt wie ein Traumbild in großartige, unwahrſcheinliche Situationen ohne Zuſammenhang. Man ſieht das Skelett einer kühnen Idee, ſtatt des natürlichen Fleiſches, mit rieſenhaften Panzerſtücken und abenteuerlichem Putz umkleidet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Fortſetzung.)

Eines der wichtigſten Bücher für die Sittengeſchichte des Mittelalters iſt das Werk Barthol. Sacchi's, bekannter unter dem Namen Platina († 1481)), de honesta voluptate. Es iſt Kochbuch und Diätetik zugleich. Das Buch fand außerordentlichen Beifall, und wurde im 15ten und dem folgenden

Digitized by Google

Jahrhundert wenigſtens zwölfmal neu aufgelegt und vielfältig überſezt.

— Für das älteſte franzöſiſche Kochbuch gilt: Memoire pour faire un escriteau pour un banquet, 1550, aber über die Vorlege- und Vorſchneidekunſt ſchrieb ein Spanier, Heinrich von Arragonien, ſchon im 15ten Jahrhundert. Die Schrift hat den Titel: Del arte del cortar del cuchillo, und ſoll in Madrid i. J. 1787 oder 88 gedruckt worden ſeyn.

— Bemerkenswerthe alte deutſche Kochbücher ſind: Ein ſehr künſtlichs und fürtreffliches Kochbuch von allerley Speiſen. Augsburg, Othmar 1559 (mit 88 Vorſchriften). — Koch und Kellermeiſterey von allen Speiſen und Getränken. Frankfurt a. M. 1566. — Raindl, Balthaſ. von Dillingen, ein ſehr künſtlichs und nützliches Kochbuch. Augsburg 1569 (in acht Büchern). — Unter allen Kochbüchern dieſer Zeit ragt das Rumpolt'ſche hervor, ſowohl nach Umfang, als Gehalt. Es erſchien 1581 zu Frankfurt und iſt der Landgräfin Anna von Thüringen zugeeignet. Er war, wie er ſagt, „an vieler Herren Höfen geweſen, und etwas in Italien, Niederlanden, Reuſſen, Preuſſen, Polen, Ungarn, Böhmen, Oeſtreich und Teutſchland geſehen und erfahren.“ Zulezt war er kurfürſtlicher Mundkoch in Mainz. Er gibt unter Andern Anweiſung, wie man von einem Ochſen 83erlei Speiſen und Trachten machen kann, von einem Kalbe 59erlei u. ſ. f., von einem Kapaunen 42erlei, von einem Hecht 40erlei, einer Schildkröte 9erlei. Er führt fünfzig verſchiedene Salate auf. Bärentatzen in einem Mandelgeſchärb (Geſchärb heißt noch jezt in Oeſterreich Brühe) oder in ſchwarzem Pfeffer würden noch jezt Liebhaber finden. Auch lehrt er Bärenköpfe ſo ſchmackhaft zubereiten, wie Schweinsköpfe. — Uebrigens ergibt ſich aus ſeinen Vorſchriften, daß man damals in Deutſchland wildes (?) Pferdefleiſch in Pfeffer gekocht, Murmelthiere, Wiedhopfe, Adler, ja Mauer- und andere Schwalben gegeſſen hat.

— In der Kunſt, die Weine zu erziehen und zu veredeln, thun es die Franzoſen allen andern Nationen zuvor. Das älteſte, von einem Franzoſen über den Weinbau geſchriebene Buch erſchien unter dem Titel Vinetum 1537. Es iſt von Carl Etienne, † 1564, einem Sohne des bekannten Heinrich Etienne oder Stephanus. Man könnte vielleicht noch jezt Manches daraus lernen. — Dagegen galten Deutſche und Engländer von jeher für die ſtärkſten Weintrinker. Ueber die deutſchen Weinguegelſtimmen machten ſich die Italiener ſchon im Mittelalter luſtig. „Bibuli gutturis barbara grossitas,“ ſagt Johannes Diaconus von ihnen; der Gregorianiſche Kirchengeſang könne aus einer ſolchen Kehle nimmer rein hervorgehen. — Ein franzöſiſches Sprüchwort aus dem 13ten oder 14ten Jahrhundert ſagt: les meilleurs buveurs en Angleterre. Die neueſten Beobachter verſichern daſſelbe, und Link in ſeiner portugieſiſchen Reiſe behauptet mit dürren Worten: die ärgſten Säufer in der Welt ſeyen die Engländer. Auffallend iſt, daß die Meiſten ihnen dabei die eigentliche Weinzunge abſprechen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, December.

Volksſtimmung.

Wenn wir den abgeriſſenen Faden unſerer Korreſpondenz vom Juni dieſes Jahres in dieſen Blättern hier wieder anknüpfen, ſo geſchieht dies weniger, weil ſich in unſern Zuſtänden viel geändert hätte, als weil die weitere Beſprechung derſelben um ſo lockender iſt, je mehr ſich damit zugleich das Verdienſt einer gewiſſen Ehrenrettung verbinden läßt. Zwar müßte ſchon in dem alten: bene vixit, qui bene latuit, ein gutes Zeugniß für unſere Stadt, dem übrigen Deutſchland gegenüber, liegen; aber das glückliche latuit gehört jezt leider der Vergangenheit an, und ſelbſt der ſo weit über unſerm Horizont ſtehende Comet weiß jezt, daß es ein Münſter gibt, und daß dort eine große Finſterniß herrſcht. So hat's ja auch ſo oft in der Leipziger allgemeinen Zeitung geſtanden, und eines Weitern auseinandergeſezt haben es die „Polemiſchen Blätter,“ die ſo wacker für das Licht ſtreiten. Dazu kommt, daß eine neulich verſuchte Vertheidigung Münſters in der Frankfurter Kirchenzeitung gegen die Meinung, welche jene Blätter zu verbreiten ſuchen, wenig ihrem Zwecke entſprach, indem ſie durch ihre undiplomatiſche Faſſung, ihre Geiſtesarmuth und ihre Bitterkeit einen zur objektiven Auffaſſung der Dinge eben ſo unfähigen, als vom Geiſte der Partei beherrſchten Verfaſſer verrieth. Der Parteigeiſt waltet denn freilich noch immer in ungeſchwächter Kraft in den durch die kirchlichen Zerwürfniſſe näher berührten Individuen und den untern Claſſen, wo die materiellen Rückſichten auf die, im Vergleich mit der glücklichen Zeit, als man noch unter dem Krummſtab wohnte, bedeutend erhöhten öffentlichen Laſten die Unzufriedenheit vermehren. Aber wo iſt man in unſerer Zeit nicht unzufrieden, wo es je überhaupt nicht geweſen? Mit demſelben Rechte und faſt derſelben Bitterkeit, wie jezt über Eingriffe in die religiöſe Freiheit, klagte man in jenen guten alten Zeiten hier z. B., daß die Domherrn das Land ausſäßen, während doch die allerdings enormen Einkünfte des Domkapitels aus den ihm eigenthümlich zuſtehenden feſten Fonds herfloſſen. In den untern Claſſen auch nur, wo die Unwiſſenheit und das Vorurtheil ihr breites Subſtrat haben, und in ähnlicher Weiſe ſelbſtgenügſam fortwuchern, wie in allen Städten in und außer Weſtphalen, gibt man ſich der thörichten Hoffnung und dem frevelhaften Wunſche eines nahen Krieges und Umſturzes des Beſtehenden hin, mit all dem unſäglichen Elend, das damit vergeſellſchaftet wäre, ohne daß man jedoch darum jezt noch wagte, die lezten Kölner Aufläufe hier einen Nachklang finden zu laſſen. Der Jahrestag der Verhaftung des Erzbiſchofs von Köln, ſo wie der 23ſte November, des Prälaten Namenstag, wo man aus Vorſicht ſcharfe Patronen an die Truppen ausgetheilt hatte, ſind in der größten Ruhe vorübergegangen. Der gebildete Mittelſtand aber iſt entweder weit entfernt, ſolche Geſinnungen zu theilen, oder hat wenigſtens, jezt ruhiger geworden, die vermittelnde Hand der Zeit mit der Gabe Reſignation nicht länger von ſich geſtoßen. Daß er oder auch nur die gemeinſte Volksclaſſe einer Geſpenſtergeſchichte allgemeinen Glauben beigemeſſen hätte, wie es im dritten Heft der polemiſchen Blätter erzählt wird, iſt eine lächerliche Verleumdung. Der Sinn des Weſtphalen zeichnet ſich zu ſehr durch praktiſche Verſtändigkeit aus, um leichtgläubig zu ſeyn; er iſt langſam im Auffaſſen neuer Begriffe, wie in ſeiner Sprache, der alle Zungengeſchmeidigkeit mangelt und etwas Träges innewohnt, deßhalb aber auch langſam beim Eingehen in das Neue, mißtrauiſch gegen daſſelbe, beſonnen und ſchwer zu täuſchen, überhaupt in hohem Grade, was man vernünftig nennt. So würden Juſtinus Kerner und Strauß hier gleich wenig Jünger finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. December 1838.

Ein ſolches Drama — wer es je gethan,
Es ſtand dem Griechenvolk am beſten an;
Sie haben, großen Sinns und geiſtiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Goethe.

Vergleichende Zuſammenſtellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Fortſetzung.)

Eine nicht minder kühne Anlage und ein gleich gewaltiger Stoff findet ſich im Götz; allein welch eine, man möchte ſagen zarte Pietät gegen die Geſetze der Wahrheit und der Natur! Götz wird ebenfalls Räuber, um ſelbſtſtändig in einer verderbten Welt ſein Ideal der Gerechtigkeit in's Leben zu fördern; allein wie zart ſind die Nüancen, wie naturgemäß die Uebergänge! Maria handelt hier, ſie willigt in die zweite Verlobung mit dem ungeliebten Manne nur, um den Bruder, und in weiterer Ausſicht auch den Geliebten zu retten. Ihr Erſcheinen an Weißlingens Todeslager iſt von weit größerer Wirkung als Amaliens blutiges Opfer in Carls Armen. Da Beide indeß doch nur Nebenperſonen ſind, ſo gehen wir zu den ſpätern und bedeutendern Frauengebilden über.

Da hier keine chronologiſche Folge beobachtet werden kann, ſo nehmen wir gleich zwei heroiſch-ideale Charaktere, die der gereifteſten Dichterperiode beider verbrüderten Genien angehören. Es ſind dies Iphigenie und Donna Iſabella in der Braut von Meſſina. Dieſe Frauen geben außer den antiken Formen, in denen ſie ſich bewegen, noch mancherlei Vergleichungspunkte. Beide ſind matronenhaft, beide ohne ſentimentale Hingebung, die eine nur in der Liebe für ihre Söhne, in dem Stolz ihres Fürſtenhauſes lebend, die andere ihr Vaterland, die heimiſchen Götter und den geliebten Bruder mit reiner, andächtiger Glut verehrend. Daß die eine Mutter iſt, die andere Jungfrau, bringt in die Anlage und Färbung der Charaktere keine ſonderliche Verſchiedenheit; denn Iphigenie empfindet zu dem viel jüngern Oreſt eine faſt mütterliche, vorſorgende Neigung, während Iſabelle, ſelbſt noch nicht gealtert, ſich zu ihren erwachſenen Söhnen faſt wie eine ältere Schweſter geſellt. Offenbar kamen beide Dichter ſich hier am nächſten; und der Grund iſt wohl nur, weil hier die Liebe nicht gemalt wird, denn in Schilderung dieſer gewaltigen Leidenſchaft weichen beide entſchieden von einander ab: Schiller wird ſtets rhetoriſch, Goethe neigt ſich immer zum Naiven. Wir haben geſagt, daß die Liebe in der Braut von Meſſina nicht gemalt wird; dieſes bezieht ſich natürlich nur auf Iſabelle, nicht auf Beatrice; dieſe tritt gegen die ſtolze und erhabene Geſtalt der Mutter mehr in den Hintergrund. Trotz der ſchönen Verſe, die ſie ſpricht, iſt ſie doch völlig bedeutungsleer und müßte, um wahrhaft als Perſon zu intereſſiren, weit naiver gehalten ſeyn. Allein es kann ſeyn, daß Schiller durch Beibringung von Zügen

Digitized by Google

einfacher und inniger Natur dem ſchimmernden Gepräge dieſer antiken Schickſalstragödie zu ſchaden fürchtete. Das Pathos verträgt ſich am wenigſten mit der Liebe, eher noch mit dem Gefühle einer Mutter, die, zugleich Fürſtin, auf ihre Söhne ſtolz iſt. Ebenſo kann Iphigenie unter anmuthigen Formen die ſpröde und pathetiſche Jungfrau zeigen, die die Bewerbung eines Barbaren ſtolz von ſich weiſt und deren Herz von keiner andern Liebe ſich beſiegt zeigt, als nur von der erhabenen zu ihrer Göttin, und der reinen ſchweſterlichen zum unglücklichen Oreſt. Es wäre ein unleidlicher Mißgriff, in dieſe beiden erhabenen Charaktere irgend eine ſentimentale Bezüglichkeit hineinzubringen. Sie ſind die Träger jener großartigen, aber kalten antiken Welt, die uns ſo ferne ſteht, und die trotz der göttlich ſchönen Verſe, in denen dieſe beiden Tragödien gedichtet worden, uns nie zum ſtürmiſchen Beifall, ſondern immer zu einer ehrfurchtsvollen Bewunderung hinreißt. Beide Dichter wollten wohl auch nur dieſen Eindruck hervorrufen. Ob die wirkliche antike Tragödie nach den Muſtern, die uns vorliegen, eben auch nur dieſes ehrfurchtsvolle Grauen ohne Beimiſchung des empfindſam Rührenden hervorgerufen hat, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, da uns nur eine Hälfte der dramatiſchen Kunſt der Alten, und auch dieſe dürftig aufbehalten worden iſt, nämlich die Dichtung allein; die andere Hälfte, das dieſe Dichtung verſtehende, ihr entgegenkommende und durch lebendige Wechſelwirkung ergänzende Volk iſt für uns todt, und den gründlichſten Forſchungen gelingt es nicht, uns ein genügendes Bild von einem Theaterabend oder Theatertag des alten Athens zu geben. Die dramatiſche Kunſt, aus den lebendigen Bezügen der unmittelbarſten Gegenwart herausgeriſſen, verliert aber wie eine Pflanze ihre Farbe und ihren Duft. Wer möchte es wagen, in unſerer chriſtlich-romantiſchen Welt in der Schilderung der Liebe das einestheils aus Kälte, anderntheils aus Raſerei zuſammengeſezte groteske Bild wieder zu erwecken, das in der antiken Welt für Liebe galt? Faſt nirgends Anhaltspunkte, nirgends Gelegenheit zur Vergleichung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Welt Lauf.

(Beſchluß.)

Der neue Lord Melford begegnete im Laufe des Tags Wilſon und deſſen Gattin auf der Haustreppe. Ein flüchtiger Ausdruck von Beſtürzung glitt über ſeine Züge, er trat raſch mit ſtolzer Höflichkeit bei Seite und machte Charlotten Platz. Er grüßte nur ſie, und in ſeinem durchdringenden Blick lag ſo viel ſchmeichelhafte Anerkennung ihrer wirklich auffallenden Schönheit, daß ſie erſtaunt und verwirrt faſt vergaß, ſeinen Gruß zu erwidern. Sie ging eine Weile ſchweigend neben Wilſon und ſagte endlich bewegt: „War dies wirklich Manners, der kein Wort für mich, keines für dich hatte! kein Wort für Emiliens liebſte Freundin! Nun zweifle ich nicht mehr, daß ſie von ihm vergeſſen iſt.“ — „Ich hoffe es,“ ſprach Wilſon leiſe; Charlotte wollte mehr ſagen, da begegnete ſie dem finſtern Blick, welchem ſie ſich zu unterwerfen gewohnt war, und ſprach, wenn gleich ungern, mit fügſamer Sanftmuth von andern Dingen.

Am folgenden Morgen wurden, da Lord Melford abgereiſt, deſſen Zimmer zu des Admirals Verfügung geſtellt und dem Kapitän ein Brief übergeben, den der Lord für ihn zurückgelaſſen. Dieſer enthielt Banknoten im Belauf von zweihundert Pfund Sterling und nachſtehende Zeilen: „Ich bin erfreut, Kapitän Wilſon, Ihnen ein Darlehen wieder erſtatten zu können, welches ich einſt ohne Bedenken von Ihnen angenommen. Damals waren Ihre Verhältniſſe günſtiger, als die meinigen; dieſe Zeiten haben ſich ſehr geändert, aber befremden konnte ein ſolcher Wechſel mich kaum, denn nur das Unverdiente pflegt mit Erſtaunen aufgenommen zu werden. — Sie kennen mich hinlänglich, um ſich ſagen zu können, daß Großartigkeit der Geſinnung mir nie fremd war und ich im echten Sinne der Religion vergeſſen kann. Sie dürfen daher auch annehmen, daß ich durch Einfluß und Verwendung ſehr gern Ihnen nützlich ſeyn werde, ſobald Sie mir Gelegenheit dazu verſchaffen. Ihr ganz ergebener Melford-Manners.“

Wilſon überflog dieſe Zeilen mit einer Miſchung von Aerger und Geringſchätzung, und reichte dann dieſelben dem Admiral, der ſie las und ſchweigend zurückgab. Charlotte betrachtete Beide, aber auch ſie ſchwieg; Wilſon ſchloß ſie lächelnd in ſeine Arme: „Zum Lohn für ſo muſterhafte Ueberwindung ſchenke ich dir die Summe, welche der Brief enthält, gute Charlotte; früher empfing Manners dieſelbe von mir als Anlehen, und ich hatte ſie gänzlich in meinem Budget geſtrichen. Kaufe dafür, was dich erfreuen kann, oder noch beſſer, verwende dies Geld zum Heil einer armen Familie, deren Wohlſtand es auf Lebenszeit begründen kann.“ — Die Banknoten wurden ſpäter auf die angegebene Weiſe benutzt und ſchufen das Glück zweier Menſchen, welche ſie aus Dürftigkeit und Sorge in befriedigende Lebensverhältniſſe verſezten.

Bei ihrer Rückkehr nach Hauſe fanden die Reiſenden Alle von Manners glücklichem Geſchick unterrichtet, und mit Herzklopfen empfing Emilie die Auskunft, welche Charlotte zu geben im Stande war; tröſtlich lautete

Digitized by Google

dieſe nicht, aber ſie gab doch Anlaß, von ihm zu ſprechen, nach ihm zu fragen. Alle Hinderniſſe ſchienen jezt beſeitigt, und bedend befragte ſie die Ahnung ihres Herzens, ob er ſie noch liebe, ob ſie hoffen dürfe? — Dieſe Ungewißheit wurde nur zu bald gehoben, denn ſchon eines der nächſten Zeitungsblätter brachte die Nachricht: Lord Melford-Manners habe ſich zu P. mit der jüngſten Tochter des Herzogs von P. vermählt. Schönheit und Reichthum des jungen Paars wurden ſehr herausgehoben und hinzugefügt: es ſey zu wünſchen, daß ein Mann von ſo tadelloſem Wandel, wie der edle Lord, in dieſer Verbindung verdientes Lebensglück und Entſchädigung für eine Herzenstäuſchung finden möge, welche ihn früher an ein Weſen gefeſſelt, welches, ſchwach und wankelmüthig, den unbegüterten Geliebten aufgegeben und von dieſem jezt verdienterweiſe dem Geſchick überlaſſen werde, ſo viel treuloſe Thorheit zu beweinen.“

Der Admiral und Wilſon waren unter ſich völlig darüber einig, daß dieſer Zuſatz von Manners ſelbſt herrühre, um die arme Emilie zu kränken und auf ſie ein Unrecht zu ſchieben, welches ihrem treuen, ſchwärmeriſchen Gemüthe völlig fern lag. Dieſe Abſicht, falls es die ſeinige war, wurde nur zu gut erreicht: in langen, ſchlafloſen Nächten beweinte Emilie den Wahn, von dem Geliebten verkannt, von ihm durch ein Mißverſtändniß aufgegeben zu ſeyn. Feſt überzeugt, daß Niemand auf Erden ihn lieben werde wie ſie, beklagte ſie ſich, beklagte ſie ihn. Miſtreß Wynn faßte dies Alles mit echt weiblicher Lebendigkeit auf; oft wenn die Rede auf Miß Derby kam, ſagte ſie mit einem leiſen Seufzer und einem Blick auf Wilſon: „Das gute Kind könnte jezt Lady Melford ſeyn, hätten nicht Einmiſchungen, welche eigentlich niemals zu billigen ſind, den armen jungen Mann von hier fortgetrieben. Ich liebe Strenge, aber nur wo eigene Vollkommenheit dieſelbe rechtfertigt.“ Das erſte Mal warf Wilſon ſeinen Blick naiven Einverſtändniſſes auf den Admiral, hernach ertrug er ſolche Anſpielungen, ohne ſie mit mehr als einem Lächeln zu erwidern.

Einige Jahre ſpäter wurde Emilie die Gattin eines rechtlichen, angenehmen Mannes, dem ſie bald überredet, faſt widerſtrebend ſich verſagte. In ihrer Seele haftete jener romantiſche Schwung, welcher, obwohl durch das Leben enttäuſcht, an einem Bild überirdiſcher Vollkommenheit feſthält, und eben dadurch erreichbares Glück dem ewig unerreichbaren nachſtellt. Nur einmal führte der Zufall ſie mit Manners wieder zuſammen. Faſſungslos, tief ergriffen, ſah ſie den Gegenſtand ihrer Neizung nahen; ſein Anſtand war, wie immer, edel, ſein Benehmen anſcheinend zurückhaltend, indeſſen er ſeiner Eitelkeit die Befriedigung nicht verſagte, durch verſteckte, aber nur zu wohl verſtandene Anſpielungen das Herz der armen Emilie mit Trauer und Unruhe zu erfüllen. Der umflorte Blick tiefen Leides, den er beim Abſchied auf ſie warf, machte, nachdem er die Thüre geſchloſſen, einem Lächeln übermüthigen Hohnes Platz.

Lord Melford lebte ganz in der großen Welt und erſtieg raſch alle Stufen des Ranges und parlamentariſcher Berühmtheit. Staunend betrachtete Wilſon aus der Ferne ſein Geſchick: ein trefflicher Staatsmann, ein zärtlicher Gatte, ein gerechter Herr ſeiner Untergebenen, erwarb er in allen Kreiſen eine Hochachtung, welche, durch ſeinen Stolz etwas getrübt, wenn auch nicht in herzlicher, doch aufrichtiger Bewunderung ſich ausſprach. Der Kapitän äußerte ſein Befremden gegen den Admiral. „Wenn,“ ſagte er, „ein Schurke ſich ſo in der Welt zu ſtellen vermag, wozu nüzt es, daß man ein ehrlicher Burſche iſt? — Ich verſtehe kein Wort davon, oder wäre am Ende das Alles eitel Heuchelei?“ Der Admiral lächelte über den Eifer des jungen Freundes. „Es liegt einmal in der menſchlichen Natur, augenfällige Vergeltung zu begehren; aus dieſem Grunde muß Vieles unerklärlich erſcheinen. Bedenke, lieber Freund, jedes Herz iſt ein verworrenes Räthſel, deſſen Löſung der Gottheit vorbehalten. Wie weit die Schlechtigkeit eines Menſchen geht, wo die Grenze iſt und ſein Gefühl in’s Gebiet des Guten hinüber ſchweift, kein irdiſcher Blick hat dieſe Tiefen jemals ganz ermeſſen. Es gibt eine Heuchelei des Guten, welche aus Nothwendigkeit zur Conſequenz werden muß; ob niemals ein beſſeres Gefühl daran Theil hat — wer möchte das behaupten?“

Charlottens Ehe war eine ſehr glückliche, nur mitunter durch unvermeidliche Trennung getrübt, und das Beiſpiel ihrer häuslichen Tugenden leitete auch Emilien, wiewohl erſt nach Jahren, auf den richtigen Weg. Miſtreß Wynns Anſichten blieben ſo ziemlich dieſelben; als aber Charlotte den erſten Enkel in ihre Arme legte, fielen ihre großmütterlichen Zähren auf denſelben herab. „Er gleicht Ihnen,“ ſagte ſie, auf Wilſon blickend; „dies ſind Ihre Augen, dies iſt Ihr Mund; möge,“ und ſie ſtreckte in überwallender Zuneigung die Hand ihm entgegen, „möge es nicht die einzige Aehnlichkeit bleiben!“

Die Diamanten der Mademoiſelle Mars.

Die große Schauſpielerin, welche ſeit länger als einer Generation in den jugendlichen Rollen des franzöſiſchen Luſtſpiels keine Nebenbuhlerin hat, trug kürzlich in Delavigne’s neuem Stück: la popularité, als Lady Strafford, den blendenden Diamantenſchmuck, der ſchon ſo viele Diebe unglücklich gemacht hat. Während der Aufführung ſollen ſchon wieder zwei Burſche verhaftet worden ſeyn, welche in jenen Schmuck verliebt waren. Bereits ſeit Jahren befinden ſich zwei ſolcher Liebhaber

Digitized by Google

zu Toulon; vor Kurzem haben die Aſſiſen ihrer vier auf die Ruderbank nach Breſt geſchickt, und jene zwei werden über ein Kleines auf dem Weg nach Rochefort ſeyn. Mademoiſelle Mars wird ſich am Ende doch entſchließen müſſen, ſich ihrer Diamanten und jener Anbeter zu entledigen; wäre es auch nur, daß ſie durch die Zudringlichkeit derſelben Jahr für Jahr in den Fall kommt, vor geſeſſenem Gericht die impertinente Frage nach ihrem Alter beantworten zu müſſen. Die Quotidienne bemerkt, um alle Herzen zu bezaubern, habe Celimene oder Arimante nicht nöthig, daß ein paar Dutzend Unglücklicher vermöge Erkenntniſſes des königlichen Gerichtshofs ihre Feſſeln tragen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, December.

(Fortſetzung.)

Oeffentliches und geſelliges Leben. Die Vorzeit.

Leider macht nur das Mißtrauen gegen das Fremde den Münſterländer auch mißtrauiſch gegen den Fremden, und wehrt ihm, zu ſeinen übrigen Vorzügen, ſeiner Beſtändigkeit und Gutmüthigkeit, die Tugend der Gaſtfreundſchaft zu fügen. Doch liebt man in Münſter in hohem Grade die Geſelligkeit und ſucht es darin, wie in den Faſchingsſcherzen, wobei noch die Fleiſcher- und Bäckerinnungen nach alter Weiſe ihren öffentlich umziehenden Mummenſchanz halten, den Rheinſtädten gleich zu thun. Eine wunderliche Sitte hat ſich bei der Feier der Faſtnacht in dem benachbarten Flecken Greven erhalten: alle vier Jahre nämlich müſſen die während dieſer Zeit getrauten Ehepaare, ohne Unterſchied der Perſon, in einen zu dem Ende auf dem Markt aufgeſtellten, ungeheuern Kübel kalten Waſſers ſich werfen und durchbaden laſſen. Eine andere alte und ſonſt nirgends bekannte Feier, die anmuthiger iſt und weniger die Rohheit der Vorzeit auch in ihren Spielen bezeichnet, iſt die, womit hier der Vorabend des St. Lambertustages begangen wird. Der Heilige iſt Schutzpatron einer der Haupt- und ſchönſten Kirchen Münſters, eben der, an deren ſehr hohem Thurme die drei eiſernen Käfige befeſtigt ſind, in welchen die drei Häupter der Wiedertäuferſekte eine luftige Beſtallung für ihren von glühenden Zangen zerfleiſchten Leib fanden. Es werden nämlich mit Lichtern beſezte Kränze über die Straßen gezogen, und darunter tanzt um brennende Kerzen oder um blumenumwundene und mit farbigen Windlichtern geſchmückte Pyramiden die ganze lebensluſtige Jugend, zum Takte von Geſängen ohne viel Poeſie, und ſeltſamerweiſe in hochdeutſcher Sprache, was einen jüngern Urſprung der Sitte vermuthen läßt, aber in ſonderbaren Weiſen, die wie Klänge aus heidniſcher Vorzeit tönen, wenn auch hier nicht ſo wunderbar ergreifend, wie in der Pfalz das Lied der Knaben, die, in Moos- und Laubpyramiden verſteckt, den Kampf des Sommers mit dem Winter am Maientage ſymboliſiren.

Die Beamtenwelt ſchließt ſich jezt enger wie früher zuſammen und hält in den einzelnen Coterien, welche ſie bildet, einen ſtrengern Ton aufrecht; aber die übrige Geſellſchaft iſt in Münſter in hohem Grade ungezwungen und ohne Förmlichkeit. Jezt, obwohl das frühere Schisma ſich erſt wenig auszugleichen begonnen hat, wieder in der Gewohnheit breitgetretenen Pfad eingelenkt, iſt ſie von den Intereſſen bewegt, wie ſie ſich überall in gleicher Unerſprießlichkeit und Leere aus der Alltäglichkeit hervorſpinnen. Man beſchäftigt ſich in Ermangelung willkommener Skandala, die kürzlich aufgetaucht wären, mit dem großen Cäciliaconcert, das von nah und fern Fremde herbeilockt, und dieſes Jahr das Händelſche Oratorium: der Meſſias, zur Aufführung brachte, ſo gelungen, wie es nur von Dilettanten, die ernſtes, anhaltendes Streben nicht ſcheuen, in einer ſehr muſikliebenden Stadt zu erwarten iſt, wo aber alle Liebe keine guten Solo's herbeizaubern kann; dann mit dem Theater, das, unter einer dem Geſchmack ſeines Publikums völlig genügenden Leitung ſtehend, beſcheidenen Anforderungen nichts zu wünſchen übrig läßt, ſelbſt wenn es Hamlet und Don Karlos zeigt; ferner mit der jezt hier eröffneten Gemäldeausſtellung, welche einige treffliche Sachen, beſonders holländiſcher Meiſter aufzuweiſen hat, u. ſ. w. Behufs dieſer Ausſtellungen hat der hieſige Kunſtverein ſich an die Vereine von Hannover, Kaſſel und Braunſchweig angeſchloſſen, und von daher nun alle die Gemälde erhalten, welche ſchon von dieſen Orten aus in verſchiedenen Blättern beſprochen worden ſind; einige hieſige Künſtler haben nur höchſt unbedeutende Beiträge geliefert. Münſter iſt nämlich nicht ſo glücklich, in der Malerei je wieder hervorſtechende Talente geliefert zu haben, nachdem das ſeines Ludger tom Ring im ſechzehnten Jahrhundert zu ſo hoher Bedeutung aufgeblüht. Die ſpätern Namen, Pictorius, Koppers u. ſ. w. ſind zu keinem Rufe außer den engen Grenzen ihres Vaterlandes gekommen. Für den artiſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Ruhm unſerer Stadt war überhaupt die Vorzeit eine glücklichere und blühendere, als die jezige. Denn nicht allein leſen wir in unſern Chroniken, daß die Münſterſche Singſchule, der Münſterſche Chorgeſang während des ganzen Mittelalters bis auf das achtzehnte Jahrhundert herab zum Muſter aufgeſtellt wurden; auch Heeren ſagt in ſeiner Geſchichte der claſſiſchen Literatur, daß der Nutzen der Münſterſchen Schule (durch die Bemühungen Rudolphs von Lange zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, des Freundes von Platina, Sabellicus, Picus von Mirandola, des Herzogs Lorenzo Medicis) bald ſo groß geworden, daß er ſich nicht mehr berechnen laſſe; denn ſie ſey recht eigentlich die Pflanzſchule künftiger berühmter Lehrer geworden. — Dieſe Schule kam darauf in die Hände der Jeſuiten, gerieth aber nach dem weſtphäliſchen Frieden in Verfall, wie denn im achtzehnten Jahrhundert ſelbſt Ordensglieder über die Lauigkeit und den ſteifen, mechaniſchen Gang des Unterrichts in den Jeſuitenſchulen Klage erhoben. Im Jahr 1773 wurde der Orden vertrieben, und jezt bekam Fürſtenberg freies Feld für ſeine Wirkſamkeit; es erſchien ſeine berühmte, überall mit der lauteſten Bewunderung aufgenommene Schulordnung, die nach ſeinen Entwürfen M. Sprickmann verfaßte, wie der hieher berufene C. L. Hoffmann die als Muſter anerkannte Münſterſche Medizinalordnung. Das nun raſch bewirkte Aufblühen der alten Domſchule aber genügte Fürſtenberg nicht; er rief neben ihr eine Univerſität in's Leben, zu deren Fundirung eine reiche Frauenabtei aufgehoben wurde, und an der ein Geiſt freimüthiger, wiſſenſchaftlicher Forſchung erwachte, wie er früher in der katholiſchen Literatur unbekannt war — ein Geiſt, deſſen Richtung in dem jezt verketzerten Hermes ſich abſpiegelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 25. December 1838.

— Ein kleiner Liebesdienſt
Iſt gleich des Samens inhaltſchwerem Korn:
Es dorrt auf nacktem Fels, doch ſenkt es ſich
In gutes Erdreich, trägt es hundertfältig.

Shakespeare.

Kaiſer Franz und der Obriſt Pinon.

Alles, was an Kaiſer Franz erinnert und etwas Charakteriſtiſches aus ſeinem Leben hervorhebt, iſt Eigenthum des deutſchen Volks und darf nicht veeloren gehen. So auch dieſes Kaiſers Haltung und Antwort, als 1814 der Obriſt Pinon aus Genf von ſeiner Republik nach Wien geſchickt wurde, um die weggeführete Genfer Artillerie vom Kaiſer zurückzuerbitten. Zum vollen Verſtändniß der Sache müſſen wir etwas weiter ausholen.

In Folge der von den alliirten Armeen in Frankreich erfochtenen Siege rückte am Ende des Jahres 1813 eine öſterreichiſche Diviſion unter dem General Bubna gegen Genf vor, das ſechzehn Jahre lang franzöſiſche Beſatzung gehabt hatte. Dieſe erhielt nach der mit ihr abgeſchloſſenen Capitulation freien Abzug, und dagegen rückten am 30ſten December 1813 die Oeſterreicher ein. Nach Kriegsrecht gehörte ihnen unſtreitig alle auf den Wällen vorgefundene Artillerie, alle Waffen und Munition. Zwar hatte ſich Genf unmittelbar nach dem Ausmarſch der Franzoſen wieder zu ſeiner ehemaligen politiſchen Stellung erhoben, die ihm die franzöſiſche Occupation gegen alles Recht genommen; es war wieder eine freie und unabhängige Republik geworden; deſſen ungeachtet konnte es nicht wohl als neutraler Staat von den Alliirten betrachtet werden, denn Genfer hatten in franzöſiſchem Kriegsdienſt gegen ſie gekämpft, die Occupation Genfs war eigentlich eine Eroberung. Deſſen ungeachtet ſprachen dies die öſterreichiſchen Behörden nicht aus, ſondern erwähnten immer der Allianz, in der die Alliirten mit Genf ſtänden.

Die Verhältniſſe und die Stellung der Genfer Behörden zu den öſterreichiſchen Commandanten erhielten durch dieſe Unbeſtimmtheit ſelbſt etwas Schwankendes. Zwar wurde Genf nicht wie ein erobertes Feindesland betrachtet, aber man betrachtete es auch nicht als befreundet. Daraus entſtand manches Widerſprechende: Zaudern bei feindſeligen Maßregeln, dagegen aber auch Anſprüche, die mit der angeführten und ausgeſprochenen Allianz unvereinbar waren. So nahmen die Oeſterreicher in ſtrenger Anwendung des Kriegsrechts die Artillerie weg, und hatten dabei keine Rückſicht auf die ganz eigene Lage, in welche Genf durch die unrechtliche franzöſiſche Occupation und Garniſon gekommen war. Nur mit großer Schwierigkeit brachten es die Genfer dahin, daß zwei geſonderte Inventarien gemacht wurden, eines von den franzöſiſchen, das andere von den Genfer Geſchützen.

Damals war in Genf noch die proviſoriſche Centralcommiſſion, welche aus wackern Männern des Landes beſtand, die alle Bequemlichkeit, ihre Zeit, ihre eigenen Geſchäfte und Vortheile aufopferten, um dem Vaterland

Digitized by Google

zu dienen. Zu dieſen Edlen gehörte auch der damals im Privatſtand lebende ſachkundige Pinon. Er übernahm die ſchwierige Stelle als Ingenieur- und Arſenaldirektor; er ward deßhalb von der Regierung zum Obriſtlieutenant befördert und in dieſen Eigenſchaften vom General Bubna anerkannt. Er begann damit, ſich in freundſchaftliche Verhältniſſe mit den öſterreichiſchen Artillerie- und Genieoffizieren zu ſetzen, zumal mit dem Major C., der die Vertheidigungsarbeiten in und um Genf unter ſich hatte; dadurch hoffte Pinon ſeiner Vaterſtadt viele und große Unannehmlichkeiten zu erſparen.

Der Major C. war nicht nur ein vortrefflicher Offizier, ſondern auch ein guter Menſch, der in ſeinem ehelichen Leben ſehr glücklich war und ſehr glücklich machte. Seine Frau hatte einen gar niedlichen kleinen Hund, an dem ſie ſehr hing. Er ſtarb und die Frau verging vor Schmerz. Wenige Tage nachher ritt der Major in die Umgebungen der Stadt, denn es handelte ſich darum, alle Höhen in die Vertheidigungslinie zu ziehen. Zu dieſem Zweck ſollten Werke von großem Umfang angelegt werden. Unvermeidlich war dabei die Zerſtörung einer Menge der ſchönſten Landhäuſer und Anlagen auf Champel, St. Jean u. ſ. w. Die Ausführung des Plans ſollte unverzüglich begonnen werden, und zu dieſem Zweck verlangte der Major fünftauſend Arbeiter vom Obriſtlieutenant Pinon, der mit ihm ritt. Auf ihrem Rückweg nach der Stadt ſah der Major einen kleinen Hund, der dem verſtorbenen ſeiner Frau auf ein Haar glich. Ihn führte an einem Band eine ältliche Dame. Der Major ſteigt ſogleich ab, nähert ſich ihr mit aller Artigkeit, erzählt ihr den Fall, und bittet ſie dringend, ihm das Hündchen für ſeine Frau abzutreten, es möge koſten, was es wolle. Umſonſt! Die Dame weist alle Bitten, alle Anerbietungen ab, denn ſie ſelbſt iſt alt und allein und hat keine Geſellſchaft als Mimi. Der Major konnte nun nicht weiter in ſie dringen und ritt weiter. Obriſtlieutenant Pinon aber verlor die Spur nicht, und noch an demſelben Tag machte er der Dame einen Beſuch, ſtellte ihr Alles vor, und wiewohl ſie manche Thränen darüber vergoß, ſo ſtand ſie doch nicht an, Mimi abzutreten, weil damit dem Land ein Dienſt geſchehen könne. Darum wollte ſie auch, obgleich unvermögend, nichts für ihn annehmen. Dem kleinen Hund wurde ein ſchönes Halsband umgethan, und als man ihn der Frau Majorin brachte, war der Freude kein Ende. Der Major aber drückte Pinon gerührt die Hand und blieb ihm ſeitdem von ganzem Herzen ergeben. Davon gab er ihm bald einen ſichtlichen Beweis.

Die Nachricht von den neu projektirten Feſtungswerken war bald kein Geheimniß mehr. Die reichen Eigenthümer der zum Niederreißen beſtimmten Landhäuſer vereinigten ſich und boten dem Major eine große Summe, wenn er ſeinen Plan ändern und ihre Beſitzungen ſchonen wolle. Er wieß jedoch als ehrlicher Mann ihr Anerbieten zurück. Nun aber kam Pinon und bat ihn dringend, nur acht Tage mit dem Beginn der Arbeiten zu warten. Nach einiger Schwierigkeit ſagte es ihm der Major zu. Dieſe acht Tage waren noch nicht abgelaufen, als die Nachricht vom Ende des Kriegs eintraf. Nun wurde der ganze Fortifikationsplan als zwecklos aufgegeben, und die Landhäuſer waren gerettet. Man bedenke nur, was fünftauſend Arbeiter in acht Tagen alles an Häuſern, Anlagen, Bäumen und dergleichen hätten zerſtören können. Ohne den kleinen Hund wäre wohl Alles geſchehen. Sein mächtiger Einfluß zeigte ſich ſpäter noch einmal.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vergleichende Zuſammenſtellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Fortſetzung.)

Wenn man uns ſagt, daß die Frauen auf der griechiſchen Bühne durch Männer gegeben wurden, ſo iſt ſchon ein Theil des Intereſſes, das wir für die Darſtellung des Liebesſchmerzes einer Phädra empfinden, dahin. Es bringt ſich uns gleich ein verzerrtes und unnatürliches Bild vor die Phantaſie. Bei den Griechen mochte es anders ſeyn; ihr von dem Sentimentalen gänzlich abgewendeter Sinn ſah in der Liebe nur ein untergeordnetes Element im Drama, und wenn ſie dieſe Leidenſchaft zur Hauptſache machten, ſo ſtellten ſie den aktiven Heroismus der Liebe, nie den paſſiven auf, während die modernchriſtliche Kunſt ausſchließend den leztern verherrlicht. Dem wilden Ungeſtüm der Phädra ſtellt ſie die leidende, demüthige Glut einer Griſeldis entgegen. Dieſe flüchtigen Betrachtungen mögen bekunden, wie mißlich es iſt, Liebesverhältniſſe in einem antiken Tragödienſtoff aufzuführen, und wie weiſe beide große Dichter handelten, dieſem Intereſſe nur einen untergeordneten Rang in ihrer Schöpfung zuzugeſtehen.

Es liegt uns nun ob, darzuthun, worin, bei der Abweſenheit des eben beſprochenen Haupthebels zur Erregung des Intereſſes in unſern modernen Dramen, doch das Anziehende bei beiden antiken Frauencharakteren liegt, und es ſcheint, bei genauerer Prüfung, ſich nur darin zu finden, daß der Stempel des „Charakteriſtiſchen,“ wie es oben definirt wurde, an beiden genugſam ſichtbar wird. Sie ſind beide modern-antik, das heißt, ſie heimeln ſich unſern Sitten und Empfindungen möglichſt an. Das Sentenziöſe, das in beiden vorherrſcht, iſt kein antikes

Digitized by Google

Element, ſondern ein modernes. Iphigenie macht das ſonſt Schroffe, Ungefällige ihrer Vaterlandsliebe und ihres Haſſes gegen das Fremde durch die reizendſte, echt weiblich zarte und rein empſundene Anſchauung des Lebens und der Verhältniſſe wieder geſchmeidig. Iſabelle verſöhnt durch ihre Sentenzen, indem ſie immer wieder die ſchönen, aber weichlichen Anklänge des Muttergefühls, der Mutterſorge durchtönen läßt. Trotz der Größe, die ſich zeigt; geht hier ein elegiſcher Ton empfindſamer Schmerzen durch's Ganze, und manche hochgerühmte Sentenz ähnelt ſchon der koketten Gefühlsüberſchwänglichkeit, die der Charakter der damaligen Zeit war und deren weichlichen Farbenton Schiller in ſeiner Cabale und Liebe im Uebermaß angewendet und dadurch bewirkt hat, daß das ganze Gemälde frühzeitig veraltet iſt. So weit darf das Charakteriſtiſche nicht gehen; die Werke der Dichtkunſt müſſen, wie die Porträts der alten Meiſtee, nur das von den jedesmaligen Moden annehmen, was berechenbar in der Ferne noch als poetiſch und geſchmackvoll wirken kann. Warum veraltet ein Porträt von Titian nicht, und warum erſcheint uns ein Wohlgemuth, ein Cranach geſchmacklos? Beide geben die Geſtalten einer und derſelben Zeit wieder, aber der Eine malte das Bleibende, der Andere das Vergängliche. Unſere moderne Gefuhlsweiſe ſezt auch oft ſpitze Hüte auf, oder ſteckt ſeltſam geſtaltete Thränenſchleier an; ſoll man ſie aber malen? und wenn man ſie malt, ſoll man ſie wohl gar ſo ſtellen, daß das Licht gerade darauf fällt, damit der Beſchauer nur ja nichts von den tauſend Fältchen und abenteuerlichen Spitzchen verliert?

Nächſt dieſen Frauencharakteren finden ſich noch zwei andere, die im Heroiſch-idealen ſich zuſammenſtellen laſſen, die aber ſchon mehr als hiſtoriſche Porträts mit idealer Färbung zu betrachten ſind. Es ſind dieſes Margarethe von Parma im Egmont und Eliſabeth von England. Beide ſind kalt, berechnet, in politiſcher Bedeutſamkeit das Weibliche zurückdrängend. Wer die bedeutungsvolle Rolle betrachtet, die Margarethe im Egmont ſpielt, der fühlt zugleich den Charakter der ganzen Tragödie aus den zarten, geiſtvollen Situationen heraus, wo dieſe Frau als Trägerin der politiſchen Ideen ihrer Zeit auftritt. In Eliſabeth miſcht ſich zwar die Liebe in die Politik, allein die Intrigue tritt mehr in den Hintergrund, und die ſchroffen Gegenſätze von Staatsklugheit und religiöſem Parteihaß ſind die eigentlichen Hebel der dramatiſchen Bewegung.

Schiller führt nun eine Menge heroiſch-idealer Geſtalten auf, zu denen wir bei Goethe vergebens Seitenſtücke ſuchen. Eine Jungfrau von Orleans, die ſentimentale und zugleich heroiſche Gemahlin Fieskos, Thecla im Wallenſtein, Bertha von Brunek im Wilhelm Tell, Beatrice in der Braut von Meſſina — alle dieſe Frauencharaktere ſtehen für ſich da und müſſen auch als ſolche beſonders beſprochen werden. Es iſt nicht der Zweck dieſer Skizze, über dieſe Schillern ſo eigenthümlichen Geſtalten, die ſich den Beifall der Zeitgenoſſen des Dichtees in einem ſo hohen Grade zu erwerben gewußt haben, ein urtheilend Wort zu ſagen; wir haben hier nur die Abſicht, das Zuſammentreffen unſerer großen Dramatiker in Auffaſſung ähnlicher Gemäldegegenſtände zu ſchildern. — Wir gehen daher im folgenden Abſchnitt zu den rein ſentimentalen Frauen über.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Mannigfaltigkeiten.

Gaſtronomiſches.

Lieblingsſpeiſen großer Köpfe und ſchöner Geiſter.

In gewiſſen kritiſchen Kreiſen iſt es heutzutage Brauch geworden, daß man über den Habitus und die Lebensweiſe der Poeten und Schriftſteller Buch führt, und die kleinen Schwächen, Gelüſte und Eigenheiten des geſelligen Menſchen als antithetiſche Mittel benützt, um die Gefühle oder die Behauptungen, welche er dem Papier anvertraut, zu verlachen. Dieſe Weiſe der Kritik gleicht der ſchlechteſten, unkünſtleriſchſten Art von Porträts; wäre aber dieſe Methode von jeher Sitte geweſen, ſo hätte unſer Notizenſammler eine weit reichere Ernte in der Literatur gehabt. Es läßt ſich wohl ſchwerlich leugnen, eine vollſtändigere Liſte der gaſtronomiſchen Neigungen und Angewöhnungen ungemeiner Menſchen wäre wenigſtens noch intereſſanter, als eine Sammlung von Autographen, mit denen ſich der phyſiognomiſche Witz ſo viel zu ſchaffen macht.

*

Karl der Große liebte vor Allem gebratenes Fleiſch, beſonders Wildpret. Jäger waren es, die ihm dieſen Leckerbiſſen an Bratſpießen zur Tafel bringen mußten. *

— Luthers, † 1546, Lieblingsgetränke waren Torgauer Bier und Rheinwein.

— Melanchthon, † 1560, war, wenigſtens in ſeiner Jugend, ein großer Freund von Gerſtenſuppen. Um eine Portion ſolcher Suppe gab er oft eine Portion Fleiſch, als er im Contubernium zu Tübingen ſtudirte. Ferner liebte er Grundeln und ähnliche kleine Fiſche (melanuras et fundulos), deßgleichen Gemüſe und jederlei pulticulas. Aber Fleiſchwerk und große Fiſche waren ihm zuwider, wie er denn überhaupt ein Feind der Schmausgelage war. Er pflegte von ſich zu ſagen, er könnte ohne Mühe die Lebensweiſe des Pythagoras beobachten. **

— Torquato Taſſo war ein ganz beſonderer Liebhaber von eingemachten Früchten, von Marzipan und anderm ſüßen Backwerk. Selbſt den Salat aß er mit Zucker. ***

— Heinrich IV. von Frankreich, † 1610, war ein unmäßiger Auſtern- und Meloneneſſer; er überlud ſich nicht

* Eginhard, vita Carol. M. cap. 22. 24.

** Camerarii vita Melanch.

*** Serassi, vita di Tasso. (Roma 1785) p. 508.

Digitized by Google

ſelten den Magen damit. Sein Lieblingsgetränke war vin d'Arbois, der in der Franche-Comté, einem mittelmäßigen Weinlande, wächſt.

Karl XII., König von Schweden, † 1718, ſoll ein Butterbrod jedem andern Leckerbiſſen vorgezogen haben.

— Voltaire war ein unerſättlicher Kaffeetrinker, wie Napoleon und Friderich der Große. Die Lieblingsſpeiſe des Leztern war Polenta, Kuchen von geröſteter und dann gemahlener Gerſte.

— Crebillon der Jüngere, † 1777, zeichnete ſich durch eine unglaubliche Virtuoſität im Auſterneſſen aus.

— Leſſings, † 1781, Lieblingsgericht waren Linſen.

— Klopſtock, † 1803, war ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Trauben. Zu ſeinen Leibeſſen gehörten ferner Paſteten, zumal Trüffelpaſteten, Salmen, Lachs, geräuchertes Fleiſch; von Gemüſen Erbſen. Sein Leibtrunk war Rheinwein und in den lezten Jahren ſeines Lebens eine Flaſche Bordeaux.

— Kants, † 1804, Lieblingsſpeiſen waren bis in ſein hohes Alter ein Linſenbrei, ein mit Bauchſpeck zugerichteter Paſtinakbrei, ein pommerſcher Speckpudding, ein Pudding von weißen Erbſen mit Schweinsfüßen, ferner getrocknetes und Backobſt aus Pommern. — Am Mittageſſen ſaß Kant gewöhnlich von 1 — 4 Uhr. *

— Schiller, † 1805, liebte in ſeiner Jugend ganz beſonders Schinken. — Vor uns liegt eine einige Monate täglichen Abendbeſuchs umfaſſende Note eines Stuttgarter Gaſtwirths vom Jahr 1782 „über von Herrn Dr. Schiller Verzehrtes.“ Hier findet ſich faſt täglich, neben der mäßigen Portion Landwein, Schinken verzeichnet.

— Wieland war, wie die Athener, ein beſonderer Freund von Kuchen und Backwerk. Wußte er, daß ſeine Frau etwas der Art aufgehoben hatte, ſo konnte er oft noch nach Mitternacht aus dem Bette aufſtehen, den Leckerbiſſen holen und behaglich hinunternaſchen. Alle Sonntage (um's Jahr 1774) kam bei ihm in Weimar eine Tatſche zum Nachtiſch, ein in Biberach gewöhnliches Backwerk. Alpenforellen aus dem Appenzelliſchen fand er ſo überaus köſtlich, daß er noch nach Jahren von dem Schmauſe reden konnte, bei dem ſie aufgetiſcht worden. Auch ein Gläschen Kirſchengeiſt war ihm im Alter beſonders angenehm.

— Matthiſſon gab ſelbſt an, daß er vor Allem Erbſen, weiße Bohnen und Pökelfleiſch liebe.

Was der Lebensbeſchreiber Alexander Pope's, † 1744, des Aufzeichnens werth gefunden, nämlich, daß ihm nichts über eine leckere Mahlzeit gegangen, und was von Goethen geſchrieben ſteht, daß er den Champagner beſonders geliebt, daſſelbe wird von allen Poeten jeder Gattung vorausgeſezt, donec probetur contrarium.

* Tieck, Leben Kants.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, December.

(Fortſetzung.)

Akademie. Verhältniß zur Literatur.

Die Univerſität blühte auf und verwelkte, bis 1818 ihre lezten Blätter abfielen; ſie wurde aufgehoben, die juriſtiſche und medizimiſche Fakultät nach Bonn verlegt, und nur die theologiſche und philoſophiſche Fakultät mit einem anatomiſchen Theater gelaſſen; die verſprochene Erhebung zur Akademie, mit dem Rechte der Promotion für die Theologie, erfolgte 1833. Durch den Tod des Domprobſtes Brockmann iſt der theologiſchen Fakultät der lezte bedeutende und literariſch bekannte Name entriſſen. Die Zahl der Studirenden beträgt 200 bis 250. Der Hermeſianismus iſt jezt ganz an ihr erſtorben; man behilft ſich ohne ihn, ſo gut es geht, und das möchte der fortſchreitenden Wiſſenſchaft ſo ſchwer nicht fallen; denn Hermes war und bleibt ein Autodidakt, dem immer gewiſſe Grenzen geſtellt ſind, und andere Syſteme der katholiſchen Philoſophie, wie z. B. das Baaderſche und das Günthers, umfaſſen alle Schätze ſeines geiſtigen Reichthums und noch bedeutende Summen darüber. Daß aber dabei der Ultramontanismus tiefere Wurzel faßt, iſt eine Erſcheinung, welche man nicht Münſter allein vorwerfen darf, und die gerade hier, wo ſie ſich nur auf den frommen Glauben baſirt, die am wenigſten gefährliche Geſtalt annimmt. Die Akademie hat ihr Lokal und das für ihre Sammlungen in dem geräumigen ehemaligen Jeſuitercollegium; von den leztern iſt nur die ſogenannte Pauliniſche Bibliothek, mit etwa 30,000 Bänden, aber ohne werthvolle Manuſcripte, nennenswerth; ſie iſt am reichſten für die Geſchichte beſezt, und dieſes Fach der Gelehrſamkeit hat denn auch unter den hieſigen Gelehrten ſeine meiſten Repräſentanten gefunden; früher in Schaten, in Kindlinger, Sprickmann und dem hier lange angeſtellt geweſenen, dann nach Hannover berufenen Kohlrauſch; jezt in Wiens, Ehrhardt und Geauert, deſſen Geſchichte Chriſtinens von Schweden von der Kritik ſehr beifällig aufgenommen worden iſt.

In literariſcher Beziehung iſt jene Blüthezeit des erfolgreichſten, wenn auch ſtillen Zuſammenwirkens für die ſchönſten Zwecke vorüber, deren Träger Fürſtenberg war, wie ihr Magnet die anziehende Perſönlichkeit der geiſtreichen Fürſtin Amalia von Gallitzin, um welche die ausgezeichnetſten Männer ſich gruppirten: Hemſterhuys, Hamann, Jacobi, Overberg, worunter auch einmal Goethe erſchien; aber immer hat die Poeſie eine warme Pflege hier gefunden und zählt noch jezt eine Menge Jünger. Eine neulich erſchienene Sammlung Gedichte, vornämlich erzählenden Inhalts, die aus einer weiblichen Feder gefloſſen ſind, darf den bedeutendſten ſchönwiſſenſchaftlichen Erſcheinungen dieſes Jahrs zugezählt werden. Der Lärm des übrigen literariſchen Treibens in unſerm Vaterlande bringt aber troz mehrerer Leſevereine erſt völlig gebrochen in unſere Stille herein, und wenn man die Miſere deſſelben betrachtet, jene um ſich greifenden Perſönlichkeiten, jenes Hereindrohen der Zeiten „Barths mit der eiſernen Stirne,“ ſo wird man uns daraus gerade keinen Vorwurf machen. Eben ſo iſt von den Conſequenzen des Hegelthums noch kein Schatten bis hierher gedrungen, um ſich erſtickend und verdumpfend auf die ruhig fortblühende Saat des feſten alten Glaubens zu legen, obgleich man mit Theilnahme der Geiſtesentwickelung Leo's folgt, ſeitdem dieſer eine ſo katholiſche Richtung genommen hat. Wenn übrigens jenem Syſteme zufolge Religion, Chriſtenthum und ſelbſt die Kunſt in der Philoſophie aufgehen ſollen, ſo iſt eine ſolche Unbekümmertheit darum gewiß der erſprießlichſte Zuſtand, und ſollte zur Strafe dafür auch einſt kein Stück des, in die ferne Zukunft conſtruirten, goldenen Zeitalters von den Schöpfern deſſelben den guten Münſteranern zuertheilt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. December 1838.

— Vultus ubi tuus
Affulsit, populo gratior it dies,
Et soles melius nitent.
Horat.

Venedig im Oktober 1838.

Der 5te Oktober.

Nicht, wie dereinſt, mit prangenden Trophäen
Geſchmückt nach ſtolzer Feinde Niederlage,
Die heute noch auf deinem Sarkophage,
Erloſchner Größe Grabdenkmale, wehen,

Du meerentſtiegne Fürſtin! — friedlich ſehen,
Doch minder ſchön nicht, als an jenem Tage,
Wo du das Loos warfſt in Europens Wage,
Dich deinem Herrſcher wir entgegen gehen.

Es ſteht ein Ziel den Völkern und den Thronen
Bereit, auf daß ſich glänzend offenbare,
Wie Eins im ſteten Wandel nur beſtehe.

Blick hin! Er, den mit mannigfachen Aeonen
Des Ewigen Huld beſchenkt, beugt am Altare
Sein Haupt vor Ihm, der herrſcht in Fern' und Nähe.*

* Kaiſer Ferdinands erſte Handlung nach dem feſtlichen Einzug war ein Gebet in der Marcuskirche.

Der 7te Oktober.

Es ſtrahlt die Dogenſtadt in ihrer Pracht,
Ein goldnes Band umgürtet ihre Glieder,
Geſchmückte Gondeln ſchießen auf und nieder,
Die Bahn befreiend füe die heitre Jagd.

Der Canal grande mit dem reichen Mieder
Von marmornen Palläſten, deeen Macht
Einſt Königen gebot in Fried' und Schlacht,
Erſchallt von alter Lebensfülle wieder.

Und, wie dereinſt, vom hoh'n Rialtobogen,
Vom Ufer, von den Dächern, von Altanen
Zwölf Rudern zugewendet alle Blicke.

Die Kämpfer gleiten vorwärts und zurücke —
Fleuch, Sieger, fleuch zum Ziel der rothen Fahnen,
So einſt verlieh die Herrſcherin der Wogen!

Der 12te Oktober.

Erſteigend aus dem dunkeln Wellenſchoß
Erhebt zum Himmel ſich ein lichtee Bogen;
Kaum hat er ſeinen Flammenſtreif gezogen,
So brechen hundert Feuerſäulen los.

Erſteht ein Lichtpallaſt aus glühnden Wogen?
  Entſendet aus der Tiefe ſtill und groß
  Der Meergott freundlich auf kryſtallnem Floß
  Die Schätze, die ſein Durſt dem Licht entſogen?

Schon zeigen ſich die tanzenden Tritonen,
  Der Neeeiden heitrer Schaar zur Seite,
  Und wiegen ſich in gaukelndem Gefunkel.

Das feuchte Bett erglüht von Steahlenkronen —
  Ein freudig Jauchzen! — Plötzlich Näh' und Weite
  Gehüllt in Grabesſtill' und nächtig Dunkel.

Der 13te Oktober.

1.

Dort, wo ſich zu Venedigs Unteegang
  Verſchworen einſt dee Genueſen Flotte,
  Bis, neu verſöhnt dem mächt'gen Meeresgotte,
  Piſani's Nachearm der Sieg gelang; *

Dort, wo von ſtets erneutem Fluthendrang
  Heraufgeſpühlt der Sand aus düſtrer Grotte,
  Dem Rieſenwerk dee Menſchenhand ** zum Spotte,
  Den Haſen Malamocco's faſt verſchlang —

Dort will, in That und Waheheit zu bewähren,
  Venedig ſtrahl' als Perl' in ſeiner Krone,
  Den neuen Haſenbau der Herrſcher ſpenden.

Den Grundſtein legt er heut mit eignen Händen;
  Und du, Venedig, weißt zu ſchönem Lohne
  Mit Liebe ſolche Vaterhuld zu ehren.

2.

Iſt denn die alte Feenwelt erwacht?
  Iſt's Traum, iſt's Wahrheit, was die Blicke ſchauen?
  Umſpielt uns auf phantaſt'ſchen Blüthenauen
  Ein Mährchen aus der Tauſend einen Nacht?

Eſtiegen aus des Oeients Wunderſchacht
  Die Zaubeer ſammt den fabelhaften Frauen?
  So pflegen Menſchenbände nicht zu bauen,
  Das haben Geiſter täuſchend ausgedacht.

Dee Säulen Leib in ſcharſen Flammenzügen —
  In lichten Bogen Tempel und Palläſte —
  Ein leuchtendes Fanal des Thurmes Spitze! —

So müßte des Olympos Bau ſich fügen,
  Hätt' ihn nach der Titanen Sturz zum Feſte
  Des Donnerers Hand umſtreift mit ſeinem Blitze.

* Vettor Piſani, Venedigs Retter und Rächer an dem Uebermuth der Genueſen im Kriege von Chioggia 1379.
** Die Murazzis, jene gewaltigen Mauerquader, die Venedig ſeit Jahrhunderten vor den Verheerungen der Fluth bewahren.

Der 15te Oktober.

Von bunten Wimpeln iſt die Fuhet bedeckt,
  Die überführt zu Lido's grünen Matten;
  Der Jubelruf von Gondeln, von Fregatten
  Hat die Lagune aus dem Schlaf geweckt.

Wie uns im Traume Trug und Wahrheit neckt,
  So ſteigen aus der Seele hehre Schatten:
  Will mit der trauten Adria ſich gatten
  Sanet Marcus' Leu? — ein Bund, der Throne ſcheeckt!

Muſik ertönt, dem Schall zahlloſer Liedee
  Miſcht ſich der Donner grüßender Geſchütze,
  Zneückgegeben von der Veſte Maueen;

Erwartend wogt die Menge auf und nieder —
  Wo bleibt dee Bräutigam auf goldnem Sitze,
  Getragen von dem ſtolzen Bueentauren? —

Heinrich Stieglitz.

Kaiſer Franz und der Obriſt Pinon.

(Fortſetzung.)

Wie kehren wieder zur Genfer Artillerie zurück. Die Oeſterreichee waeen entſchloſſen, ſie wegzufuheen, und dazu hatten ſie allerdings das Recht und die Macht; aber ihr Billigkeitsgefühl erkannte doch, daß dies Verfahren gegen einen Staat ſehr haet ſey, der nicht als Feind betrachtet werden könne. Sie ſagten alſo, dieſe Artillerie ſey in die waadländiſchen Berge beſtimmt, um da zur Vertheidigung der Päſſe gebraucht zu werden. Demnach ließ der Obriſt F. die ſämmtlichen Stücke an den Hafen Malard führen, wo ſie auf Barken geladen und nach Ouchy geführt werden ſollten. Pinon ließ ſich jedoch nicht irre machen. Er verlangte, daß die Stücke vor iheer Abfahet genau verzeichnet und das Verzeichniß vom Chef des Generalſtabs unteeſchrieben werden ſolle. Obeiſt F. veeweigerte jedoch dieſe Unterzeichnung. Darauf ging Pinon gleich zu den Barkenführern und fezte ihnen die ganze Sache auseinander; ſie ſahen ſie auch ein, und als gute Genfer erklärten ſie, daß ſie ſich weder durch Verſprechungen noch Drohungen bewegen laſſen würden, die Kanonen wegzuführen, ehe ihnen Pinon ſelbſt dazu die Erlaubniß gebe. Als Obriſt F. an den Hafen kam, fand er wedee Barken noch Barkenfuheer, mußte alſo für's Erſte auf den Transport des Geſchützes verzichten. Später, als er den Zuſammenhang der Sache und Pinons Verfahren erfuhr, ließ er dieſen kommen, ſpeach heeriſch zu ihm

und griff dabei ſogar an den Degen. Pinon aber ließ ſich nicht einſchüchtern und erklärte: ſo lange er lebe, werde er alle ihm zu Gebot ſtehenden Mittel anwenden, die Wegſchaffung der Kanonen aus der Stadt zu verhindern, bis ſie regelmäßig und mit Anerkennung geſchehe. Darauf eilte der Obriſt F. zum General Bubna, um ſich über den Genferiſchen Offizier und ſeine Inſolenz zu beklagen, wie er es nannte. Auch Pinon war dahin geeilt, und Beide traten zu gleicher Zeit in's Kabinet des Generals, der im Anfang ſeinem Offizier Recht geben wollte, wie er denn auch im Grunde ganz Recht hatte, der aber auch einſah, daß Genf nicht wohl wie eine eroberte Stadt behandelt werden könne. Da ſagte Pinon zu ihm: „Sie begreifen meine ſchwierige Lage; die Centralcommiſſion hat mich zum Direktor und Hüter ihres Arſenals ernannt, und in dieſer Eigenſchaft bin ich von Ihnen anerkannt worden. Es beſteht von allen mir anvertrauten Stücken ein Inventar, ich bin alſo dafür verantwortlich. Wenn nun dieſe Artillerie verloren ginge und man mir Rechenſchaft darüber abforderte, was könnte ich antworten? Ja, die Verläumdung könnte mich der Nachſicht, der Nachläſſigkeit, ja ſogar der Beſtechlichkeit bezüchtigen; daher muß ich dringend um Unterzeichnung der Empfangſcheine bitten; ſo wie ſie unterzeichnet ſind, hört jeder Widerſtand von meiner Seite auf.“ Der General war zwar noch immer übler Laune, ließ ſich aber doch die Papiere vorlegen, ſah ſie durch und gab ſie dem Obriſten F. zur Unterzeichnung. Einige Stunden darauf waren die Kanonen eingeſchifft und die Barken ſteuerten damit nach Ouchy.

Mit den unterzeichneten Papieren eilte Pinon nach Lyon zum Fürſten von Heſſen-Homburg, der das Armeecorps commandirte, und erhielt von ihm den Befehl, daß die Artillerie vorerſt nicht über die Schweizergrenze hinausgebracht werden ſolle. Jezt eilte er ihr nach, fand ſie aber nicht im Waadland, ſondern erſt in Schaffhauſen, denn man eilte gewaltig damit. Auf den Befehl des Fürſten durften ſie freilich im Augenblick die Schweizergrenze nicht überſchreiten, jedoch erhielt der Obriſt nur einen Aufſchub für die nöthige Zeit, um nach Baſel zu reiſen, und da vom Kaiſer Franz, welcher dort erwartet wurde, einen allerhöchſten Befehl einzuholen. Allerdings kam der Kaiſer, hielt ſich aber nicht auf und Pinon konnte ihn nicht ſprechen. Dagegen kam nach einigen Tagen der Feldmarſchall-Lieutenant B. Pinon erhielt nur mit Mühe Audienz, und der Empfang beim General war nicht ermunternd, denn man hatte ihn ſtark gegen Pinon und Genf überhaupt eingenommen; er zeigte nicht undeutlich, daß er die ganze Sache wie eine Spekulation anſehe, da der Obriſt kein Recht und keinen Anſpruch auf die Zurückgabe der Kanonen habe. Dabei ſprach er ſehr lebhaft und mit ſtarken Ausdrücken. Pinon blieb aber ruhig, und als er zum Sprechen kam, ſezte er dem General Alles gelaſſen auseinander. Dieſer hörte ihm mit dem Ausdrucke des Unglaubens zu. Als aber Pinon von den Papieren ſprach, die darthäten, daß die Artillerie das Eigenthum Genfs ſey, ſchien er noch unwilliger und ſagte: „Dieſe Papiere möchte ich ſehen!“ — „Hier ſind ſie, Excellenz.“ Der General unterſuchte die Papiere genau, ſchien darüber immer mehr zu erſtaunen und ſagte dann mit ganz verändertem Ausdruck zu Pinon: „Ich habe Sie verkannt, man hat mich gegen Sie eingenommen; ich hielt Sie für einen Intriganten, Sie ſind aber ein ehrlicher Mann, rechnen Sie auf meinen Eifer, Ihnen nützlich zu ſeyn; ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ſteht.“ Hierauf rief er einen Adjutanten und befahl ihm, auf der Stelle nach Schaffhauſen zu eilen, um ſeinen Befehl dahin zu bringen, daß die Artillerie nicht weiter gebracht werde. Am folgenden Tag war der Adjutant ſchon mit der Nachricht von Schaffhauſen zurück, er ſey zu ſpät gekommen, die Kanonen ſeyen bereits nach Ulm abgegangen geweſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Eiſenbahnen. Induſtrie.

Die ſchönen Träume, die man wegen der Eiſenbahnen und ihrer wichtigen Folgen träumte, ſind durch einen unangenehmen Vorfall, durch das ſtarke Sinken des Werthes der Aktien, plözlich unterbrochen worden. In der Einbildungskraft verlängerte man die Eiſenbahnen ſchon weit über die Grenze hinaus, und erwartete mit Ungeduld die Zeit, da man in wenig Tagen von einem Ende Europa's zum andern würde fahren können. In Hinſicht des ſchnellen Fahrens ſchien nichts unmöglich mehr, und faſt wollte man keinen Widerſpruch mehr hören, wenn von den erſtaunlichen Folgen der Schnelligkeit die Rede war. Als in der vorigen Seſſion der Deputirtenkammer Arago äußerte, die Dampfmaſchine in ihrer Anwendung auf die Eiſenbahnen ſey noch nicht ganz ausgebildet und veranlaſſe noch manche Zweifel und Bedenklichkeiten, ſo hätte er faſt ſeine Popularität dadurch verloren, weil die öffentliche Meinung keinen Zweifel mehr hatte. Nun hat man freilich dieſe Meinung nicht geändert und der Gebrauch der Dampfmaſchinen hat ſich immer mehr bewährt, ohne daß ſeitdem irgend eine wichtige Verbeſſerung eingetreten wäre; aber in der Berechnung der Koſten der Eiſenbahnen iſt man auf höchſt unangenehme Weiſe enttäuſcht worden. Man ſtellte ſich Unternehmungen dieſer Art weit leichter vor, als ſie wirklich ſind, und wiegte ſich in den ſchmeichelndſten Träumen. Die furchtbaren Nachrichten von der Börſe haben die Träumer aufgeſchreckt, und nun werden die Eiſenbahnen, wenigſtens die großen, viele Mühe haben, die hinlängliche Maſſe von Beiträgen zu finden, um vollendet oder auch nur angefangen werden zu können. Mit den kleinern mag es ſich anders verhalten. Da jedoch die Erfahrung Belgiens und

Digitized by Google

Nordamerika's lehrt, daß es ſehr wohl möglich iſt, lange Eiſenbahnen anzulegen und gute Geſchäfte damit zu machen, ſo wird man vielleicht auch in Frankreich nach und nach von dem erſten Schrecken ſich erholen und bloß vorſichtiger werden. Uebrigens erſcheinen beim regen Eifer im Gewerbfleiß beſtändig neue Plane zu Unternehmungen und neue Einladungen zu Aſſociationen vermittelſt Aktien. Von mehreren Pariſer Schauſpielen werden Aktien ausgeboten. Das neueſte von allen, das Théâtre de la Renaissance, thut alles Mögliche, um ſich einigen Kredit an der Börſe zu verſchaffen und ſeine Aktien an den Mann zu bringen. Daneben tritt eine ganz beſcheidene Theaterunternehmung auf, welche ihren Wirkungskreis auf das ärmſte Quartier von Paris, nämlich die Vorſtadt St. Marcel oder Marceau beſchränkt und hier ein kleines Theater errichtet hat. Wenn der Eintritt hier mehr als ſechs Sous koſtet, wird es ſchwerlich jemals voll werden. Zeitungen, Buchhandlungen und Buchdruckereien, Bierbrauereien, Zuckerfabriken, ſogar der Verlag bedeutender Schriften und das Ankleben von Anſchlagzetteln werden auf Aktien betrieben. Es erſcheint ſo eben die Ankündigung eines neuen Blattes, l'Eclair, welche in ernſthaftem Tone die vielverheißenden Reſultate des Nachdenkens irgend eines müßigen Kopfes vorträgt. Dieſer Ungenannte behauptet, wornach jezt alle Unternehmer ſtreben und was am ſchwerſten zu erringen, ſey die Publizität. Alles komme darauf an, die zu unternehmende Sache gehörig bekannt zu machen; die Mittel aber, die man bisher dazu angewendet, ſeyen bei weitem nicht hinlänglich. Er, l'Eclair, habe daher ein unträgliches Mittel erfunden. Erſtlich ſolle das Blatt an alle Kaffeehäuſer, Reſtaurans, Liquoriſten, Bartſcheerer, Bader, Diligencen und Omnibus ausgegeben, ſodann auch noch als Anſchlagzettel angeheftet werden, ſo daß es alſo dieſelbe Wirkung hervorbringe, wie wenn das Blatt zu 25,000 Exemplaren gedruckt würde. Nirgends alſo können Ankündigungen beſſer aufgehoben ſeyn, als im Eclair, und in der Erwartung des mächtigen Erfolges dieſes Unternehmens ſucht der Entrepreneur Aktienkäufer und Abonnenten. Ueberhaupt hat ſich die Zahl der Intelligenzblätter außerordentlich vermehrt; wenige aber ſind im Stande, den Leuten, welche etwas einrücken laſſen, eine bedeutende Publizität zu verſchaffen. Sie ſenden wohl die Blätter überall umher, und zwar meiſtens unentgeldlich; aber deßwegen werden ſie noch nicht geleſen. Es bleibt alſo noch ein Mittel zu erfinden, um das Publikum zum Leſen zu bewegen. Man erblickt an Orten, wo das Publikum zuſammenzuſtrömen pflegt, einen Schwarm ſolcher Blätter; es bekümmert ſich aber Niemand darum; nur dann und wann hebt ein müßiger Sitzer eines dieſer Blätter auf und ſieht ſich ein wenig darin um. Es läßt ſich jedoch Manches daraus lernen. So fiel mir vor einiger Zeit ein ſolches Blatt, Namens le Vendeur, in die Hände, welches den Zweck zu haben ſcheint, alles Verkäufliche anzukündigen. Da viel zu verkaufen ſteht, ſo war das Blatt auch ſehr groß. Hier kam Allerlei vor. Ein Metzger bot ſeine Bude feil und rühmte ſich, er laſſe täglich drittehalb bis drei Ochſen ſchlachten; ein Anderer verſicherte, er verkaufe wöchentlich 4500 Pfund Fleiſch, und forderte für ſeine Bude oder vielmehr für das Abtreten ſeiner Kunden 35,000 Fr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Münſter, December.

(Fortſetzung.)

Religionsverhältniſſe.

Die Theilnahme an der Politik haben die neueſten Ereigniſſe bedeutend erhöht; eine ihrem Leſerkreis genügende Zeitung, welche hier erſcheint, gibt den Stoff zu den Debatten, und mit Freude begrüßt man darin jede Meldung von einer neuen Renitenz irgend eines deutſchen Biſchofs gegen die Staatsgewalt in Betreff der gemiſchten Ehen. Die ſchweigenden Kirchenfürſten dagegen gelangen nicht zum beſten Rufe, und ſelbſt der hieſige Biſchof, ein Bruder des Erzbiſchofs von Köln, ein überaus wohlwollender und den Frieden liebender Mann, der jezt faſt ganz erblindet iſt, hat ſich durch ſeine Annahme der Modifizirung des päbſtlichen Breve, wie ſie der Erzbiſchof Graf Spiegel und Bunſen vermittelten, um einen großen Theil ſeiner frühern Popularität gebracht. Man nennt ſeine Angabe, vom Grafen Spiegel beredet worden zu ſeyn, eine ſeiner Stellung unwürdige. Wer übrigens das Verhältniß des Biſchofs Caspar Maximilian von Droſte zu ſeinem Bruder Clemens Auguſt kennt, die nie über Geſchäfte ſich beſprachen, dem wird des Leztern Verſicherung, die (ſehr zur Geheimhaltung empfohlene) Spiegel-Bunſenſche Convention **nicht** gekannt zu haben, als er vor der Wahl zum erzbiſchöflichen Stuhle von Köln ihre Aufrechterhaltung verſprach, die höchſte Wahrſcheinlichkeit erlangen. Schon eine gewiſſe Scheu vor dem ſtrengen, hierarchiſchen Sinne des Bruders möchte den Biſchof von Münſter abgehalten haben, dem Leztern die Connivenz gegen die Anforderungen der Zeit und der deutſchen, Rom unbekannten Verhältniſſe, dieſe Sünde gegen den heiligen Vater einzugeſtehen. Der Erzbiſchof Graf Spiegel wird aber von der Meinung der ſtrengen Katholiken zu Luther in den unterſten Höllenpfuhl geſendet, wie dieſer Leute Urtheil überhaupt ſo leicht einen bittern und feindſeligen Charakter annimmt, der jede ihm unrecht ſcheinende Anſicht und Meinung ſofort als das Symptom von Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit der Perſon anſieht. Des Katholizismus Schuld iſt dies nicht, denn ſein Princip iſt die Milde; die Erſcheinung tritt nur da hervor, wo die unwiſſende Beſchränktheit aus ſeiner ſtrengen Conſequenz ſich Schlüſſe nach ihrer Weiſe zu ziehen erlaubt. — Sehr geſpannt iſt man jezt auf die endliche Fixirung der kirchlichen Verhältniſſe, die in Berlin verſucht wird, und dort die Oberpräſidenten der Provinzen Preußens, welche eine gemiſchte Bevölkerung haben, zuſammengeführt hat. Von der erleuchteten und vorurtheilsfreien Denkungsart des hieſigen Oberpräſidenten, Freiherrn v. Vinke, der ſeit 1813 an der Spitze der Verwaltung ſteht, und durch ſeine raſtloſe Thätigkeit für das öffentliche Wohl nach jeder Richtung hin ſchon ſo manches Verdienſt um die ihm anvertraute Provinz ſich erworben hat, kann man nur die befriedigendſten Reſultate erwarten. Man wird eingeſehen haben, daß die Renitenz der katholiſchen Kirche jezt zu unumwunden und allgemein ausgeſprochen iſt, um hoffen zu dürfen, ſie aufgegeben und widerrufen zu ſehen. In unſerer Periode des Uebergangs, in dem Krankheitsſtadium, wo noch keine ſichere Diagnoſe und noch weniger eine Prognoſe zu ſtellen iſt, ſind Palliative die weiſeſten Mittel. Wäre man früher der Anſicht des Herrn v. Vinke gefolgt, ſo hätte man ein Mittel gefunden, das vielem Unheil würde vorgebeugt haben. — Das Generalcommando und der Stab des ſiebten Armeecorps, welche hier ihren Sitz haben, ſahen im Laufe des verfloſſenen Sommers ihren frühern Chef, den als Diplomaten bekannten und jezt an die Spitze des Staatsraths berufenen Freiherrn von Müffling, vollkommen erſezt durch den Gouverneur von Neuſchatel, Herrn von Pfuel, deſſen gewinnende Perſönlichkeit gediegenere Verdienſte mit dem Ruhme verbindet, der beſte Schwimmer ſeiner Zeit zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 150.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 27. December 1838.

Sind Britten hier? ſie reiſen ja ſo gern,
Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, klaſſiſch dumpfen Stellen:
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.

Goethe.

Rheinfahrt.

Gibt es etwas Gemeineres als eine Rheinfahrt in der bequemen Wiege unſerer Zeit, im Dampfſchiff? Die Wunder des Stroms von Cöln bis Mainz ſind ſchon längſt Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen. Kaum wagt es mehr ein deutſcher Schriftſteller, ſie im Ernſt zum Gegenſtand von Reiſeſkizzen, Reiſebildern u. ſ. w. zu wählen; nur hin und wieder trägt ein Verfaſſer von Reiſenovellen ſeine eigenſüchtige Zerriſſenheit hieher und weckt das Echo der Burgtrümmer mit den erlogenen Schmerzen ſeiner Bruſt, hier, wo ſo viele bedeutſame Schädelſtätten der Geſchichte den Unbefangenen ſich ſelbſt entführen und die geſunde Bruſt vom großen Bilde der Vergangenheit und vom Gedanken an die Lebensalter und die Geſchicke der Menſchheit ganz ausgefüllt wird, wenn man anders gerade poetiſcher geſtimmt iſt, als ich es war, da ich jüngſt am ſonnenhellſten Sommermorgen von Koblenz nach Mannheim fuhr. Was läßt ſich von Rheinfels und Drachenfels, von der Cölner Cathedrale und der Pfalz im Rhein noch Ueberraſchendes, friſch Gefühltes ſagen? Der Eindruck, den die herrliche Stromſtrecke von Cöln bis Mainz immer wieder macht, ſo oft man ſie auch geſehen, iſt in ſeiner poetiſchen Großartigkeit doch ſo einfach wie die Proſa, auf welche Monſieur Jourdain ganz von ſelbſt gekommen war, und man müßte ein Humoriſt der neueſten Schule ſeyn, um den ſimpeln Satz ſchnörkelhaft zu verdrehen, oder ein junger Gimpel, der die Sonne der Phantaſie, die in ſeinem Innern aufgeht, für ein neues Weltgeſtirn hält.

Da, wo man zu Koblenz die Plätze für das Dampfſchiff bezahlt, war am friſchen, dämmernden Morgen ein Gedränge wie an einer Theaterkaſſe, wenn eine fremde Angebetete gaſtirt. Trotz der verhüllenden Mäntel und Kaputzen konnte man leicht bemerken, daß die Mehrzahl der Paſſagiere Engländer waren. Und löſen ſie nicht wirklich, dachte ich, ihre Karten zu einem Bühnenſtück, zum Modedrama, betitelt: the castellated Rhine? Und die gütige Natur hat es ausdrücklich für ſie, und um ihnen die koſtbare Zeit zu ſparen, ſo eingerichtet, daß ſie das Stück nie verfehlen: ſie gibt Tag für Tag daſſelbe Schauſpiel, wie der italieniſche Impreſſario ſeine Oper, nur daß der Himmel nicht immer bei Laune iſt, ſo wenig als die Primadonna bei Stimme.

Die Ladies und Gentlemen nehmen voll Erwartung Platz auf dem Parket der Prinzeſſin Marianne. Die Vögel ſingen die Symphonie unter dem Paukenaccompagnement der Maſchine; die Morgennebel rollen auf wie ein Vorhang, und Ehrenbreitſtein präſentirt ſich als Prologus und erſte Scene. Dieſes Gleichniß drängte ſich mir im Lauf des Vormittags noch oft genug auf. Wie

Digitized by Google

es Leute gibt, die in der Oper den am Eingang gekauften ſchlechten Text eifrig nachleſen, ſo hatten hier auf dem Verdeck ein paar engliſche Herrn und ein halb Dutzend Miſſes ein Sketch-book mit Rheinanſichten. So oft links oder rechts einer der „celebrated spots“ auftauchte, ging das Buch von Hand zu Hand. Man verglich kritiſch die Leiſtung der Natur mit der des Zeichners. Nicht ſelten, wenn ſich bei einer Biegung des Stroms die Couliſſen zu einem neuen Bilde verſchoben, rief der Chor der weiblichen Stimme: „that's marvellous!“ und dem hängenden Munde der Gentlemen entfiel ein „very fine“ um's andere. Aber faſt noch öfter ſah man ihnen an, daß das Spiel der Natur ſie nicht ſo ganz befriedigte und ziemlich kalt ließ: die vier, fünf Thürme, verwegen auf die Felſenſpitze geklebt, das barocke Mauerſtück, der zerriſſene Kamm, der, halb Fels, halb Gemäuer, phantaſtiſch durch den Laubwald niederläuft zum Städtchen, das ſeinen Fuß im Strom badet — Alles hat ſeine reelle, proſaiſche Richtigkeit, und das Bild im Skizzenbuch iſt, was die Outlines betrifft, von der Natur recht gut wiedergegeben. Aber wo ſind die lebhaften, geiſtreichen Coloraturen, die bebenden Schatten, der Lichteffekt im Waſſer? Auf dem Stahlſtich ſieht man's doch intereſſanter, genialer, plaſtiſcher, und Künſtlerin Natur wird noch ſehr an ſich zu bilden haben, um den Anforderungen gebildeter Gemüther vollkommen zu entſprechen.

Während man auf dem Verdeck vor der Bühne ſaß, waren auch diejenigen repräſentirt, bei denen es guter Ton iſt, während der Hauptpartien eines Stücks ſich im Foyer oder in der Reſtauration aufzuhalten. Zwiſchen ſieben und acht Uhr war die Mehrzahl der engliſchen Damen und Herrn mit ihrem enormen Frühſtück fertig; aber viele blieben in der Kajüte zurück; es bildeten ſich mehrere Whiſtpartien, und die Karten wurden nicht eher niedergelegt, als bis das Schiff an die Mainzer Landungsbrücke ſtieß und der größte Theil des Publikums aus dem ſchwimmenden Schauſpielhaus ausbrach.

Unter den wenigen deutſchen Paſſagieren begrüßte ich freudig einen alten Bekannten aus dem Herzen von Deutſchland, der das Rheinthal wohl kannte, aber zum erſtenmal mit einer engliſchen Kolonie am Bord eines Dampfſchiffes war. Er ſah zum erſtenmal, wenigſtens in Maſſe, jene ſeltſamen Geſichter mit den unbeſchreiblichen Kinnbacken und den kalten Augen, von denen man nicht weiß, ſoll man die bedeutendſte Tiefe des Gemüths hinter ihnen ſuchen, oder gerade nur ſo viele Seele, als nöthig iſt, um den Körper zuſammenzuhalten. Die vornehmen Geſtalten der Gentlemen von der normänniſchen Race imponirten ihm; er bewunderte laut die wirklich auffallende Schönheit mancher unter den Damen und freute ſich kindiſch, daß er die roſigen Geſichter auf den kolorirten engliſchen Kupferſtichen, wie ſie vor fünfzig Jahren Mode waren und noch jezt auf dem platten Lande in den Wirthsſtuben hängen, in der Wirklichkeit kennen lernte. Mein Freund war eine der optimiſtiſchen Naturen, deren ſanguiniſche Einbildungskraft ſich bei Menſchen und Dingen an die poſitive, lachende Seite hängt, und die unwillig werden, wenn man kritiſch den negativen, widerwärtigen Revers ihnen vorhält. So waren wir bei der Muſterung der engliſchen Schönen vollkommen einig über die prächtigen Augen mit den genial gezeichneten Augbrauen, über den unvergleichlichen Teint, den feinen, glänzend möblirten Mund, den tadelloſen Nacken; aber weiter abwärts zeigte ſich ſogleich der Zwieſpalt in unſerer Anſchauungsweiſe. Er lobte unbedingt den Abfall der Schulter und alle Umriſſe der Büſte; aber der warme Tag, der den meiſten der Damen die Tücher von den Schultern geſchmeichelt, gab mir Gelegenheit, ihn auf eine wirklich auffallende Eigenthümlichkeit im Bau des engliſchen weiblichen Geſchlechts aufmerkſam zu machen. Das Schlüſſelbein ſpringt nämlich ungewöhnlich weit vor; hiedurch wird die Linie vom Hals zur Bruſt eckig unterbrochen, und hinter dem Schlüſſelbein bildet ſich eine Grube, welche bei hagern Geſtalten oft wirklich erſchreckend tief, aber ſelbſt bei vollen noch merkbar angedeutet iſt. Mein Bewunderer der brittiſchen Reize wollte mir erſt dieſe „Pfefferbüchſen“ wegdiſputiren, wie denn Menſchen dieſer Art nur dann in's Negiren kommen, wenn es gilt, das Negative, Störende zu leugnen. Als ich ihm aber das Phänomen auf verſchiedenen Entwicklungsſtufen an drei, vier Exemplaren nachwies, fand er ſich ſchnell mit ſeiner Einbildungskraft ab, indem er die Unebenheit in einen neuen Reiz verkehrte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kaiſer Franz und der Obriſt Pinon.

(Fortſetzung.)

„So gehe ich nach Ulm,“ ſagte Pinon und reiste auch gleich darauf ab mit einer Ordre des Generals für den öſterreichiſchen Artilleriecommandanten in Ulm, damit dieſer die Artillerie nicht weiter ſchicke. Wie unſer Obriſt nach Ulm kam, waren die Kanonen ſchon eingeſchifft und abgegangen. Die Stadt war voll Truppen, alle Pferde, Wagen und Schiffe waren für den Dienſt der Armee in Beſchlag genommen, es ſchien unmöglich, weiter zu kommen. Denke man ſich die peinliche Lage Pinons, als er ſeine Artillerie wie eine entführte Geliebte auf zahlreichen Barken majeſtätiſch die Donau hinunter ziehen ſah und ſie doch nicht zurückhalten, ja ihr nicht einmal folgen konnte. Ganz zufällig erfuhr er, daß

Digitized by Google

den folgenden Tag ein Transport Schießpulver zu Waſſer nach Wien abgehe. Es war natürlich den Fuhrern verboten, Fremde auf die Pulverſchiffe zu nehmen, und nur mit der größten Schwierigkeit gelang es ihm endlich durch Beſtechung, daß er in gemeiner Tracht die Fahrt mitmachen durfte.

So kam er glücklich nach Wien. Hier verlor er keine Zeit, ſondern that ſogleich die nöthigen Schritte, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Es wurde ihm aber bald klar, daß ihm ſein Bemühen um die Zurückgabe der Genfer Artillerie wohl ſchwerlich gelingen werde. In einer Audienz bei dem Präſidenten des Kriegsraths erklärte ihm dieſer freimüthig, er werde ſich nach allen ſeinen Kräften der Zurückgabe widerſetzen, auf die Genf durchaus kein Recht habe und die eine reine Gnade wäre. Dagegen konnte Pinon natürlich nichts einwenden. Der Direktor der Artillerie äußerte ſich ebenſo. Ueberall, wo der Obriſt hinkam, war es daſſelbe: überall viel Höflichkeit, aber entſchiedene abſchlägige Antwort.

So vergingen zwei, drei Monate in unnützen Verſuchen und Schritten. Pinon ſuchte nun eine Audienz beim Kaiſer zu bekommen, dies ging aber für ihn als Fremden nicht ſo leicht; man wieß ihn von einer Kanzlei zur andern, von einer Woche zur andern, immer mit großer Höflichkeit, die ihn faſt zur Verzweiflung brachte. Einmal erfuhr er, daß der Kriegsrath in einer eigenen, für dieſen Gegenſtand gehaltenen Sitzung beſchloſſen hatte, die Genfer Artillerie nicht zurückzugeben. Nun wurde ihm von aufrichtigen Freunden gerathen, nicht länger in Wien zu verweilen, weil alle fernern Bemühungen fruchtlos ſeyen. Der Obriſt ſah dies ſelbſt ein. Während er ſo einmal traurig und nachdenkend nach ſeiner Wohnung ging, traf er beim Einbiegen in eine Straße auf einen Freund, auf den öſterreichiſchen Ingenieurmajor, der ihm ſchon in Genf einen ſo großen Beweis von Wohlwollen gegeben hatte, als von Niederreißung der Landhäuſer die Rede war. Beide erſtaunten nicht wenig. Der Major war am vorigen Tag in Wien angekommen und wollte morgen wieder abreiſen. Pinon machte ihn mit ſeiner Lage bekannt. Auch der Major rieth ihm Anfangs, alle Hoffnung aufzugeben, beſann ſich aber und äußerte, er habe einen Freund, der mit dem Oberkammerherrn in genauer Verbindung ſtehe, und auf dieſem Wege, mit Umgehung der Bureaux, könnte vielleicht Pinon eine Audienz beim Kaiſer verſchafft werden. Der gefällige Mann that ſogleich die nöthigen Schritte, und in Kurzem war ein Papier in den Händen des Genfers, des Inhalts, daß ihm Se. Majeſtät der Kaiſer künftigen Sonntag in Schönbrunn Audienz geben werde.

Der Sonntag kam herbei; der Obriſt zieht ſeine unſcheinbare Genfer Uniform an, ſetzt ſich in einen Miethwagen und fährt nach Schönbrunn. Er geht durch die Zimmer und gelangt endlich in das Wartezimmer, wo Generale, Biſchöfe, fremde Geſandte und Großwürdenträger mit Orden, Bändern und Sternen verſammelt waren. Er ſtellt ſich in ein Fenſter, um dieſes ihm ganz neue Schauſpiel zu genießen. Bald tritt ein ihm Unbekannter — es war der Oberkammerherr — zu ihm, fragt ihn freundlich, ob er nicht fremd ſey und ob er ihm hier nützlich ſeyn könne? Der Obriſt geſteht ihm ſeine gänzliche Unkenntniß aller Hofgebräuche, und daß er ſehr fürchte, bei der Menge der hier wartenden Perſonen um die ihm zugeſagte Audienz zu kommen. Der Unbekannte führt ihn hierauf in den Halbzirkel vor der Thüre des Monarchen, den die zuerſt eingeſchriebenen Perſonen bildeten. Bald darauf rief der Kammerherr: „Der Obriſt Pinon!“ Und dieſer trat beim Monarchen ein, der, in Generalsuniform und gepudertem Haar, ſich auf einen mit Papieren bedeckten Pfeilertiſch ſtützte, in etwas vorgebeugter Stellung. In ſeinem Geſichte lag beſonders der Ausdruck von großer Ruhe und Güte. Der Obriſt verbeugte ſich und ſtand nach einigen Schritten ſtill, ohne ein Wort zu ſagen. Daran ſah der Kaiſer wohl, daß Pinon nichts von der Hofetikette wiſſe; er näherte ſich ihm alſo und fragte: „Was wünſchen Sie?“ — „Sire, die Republik Genf ſchickt mich, um Ew. Majeſtät um die Zurückgabe ihrer Artillerie zu bitten.“ — „Aber dieſe Kanonen gehören nach dem Kriegsrecht mir; worauf gründen Sie alſo Ihre Anſprüche?“ — „Auf nichts, Sire; Genf hat kein Recht auf dieſe Kanonen, es macht auch keinen Rechtsanſpruch; aber Ew. Majeſtät Armeen haben uns unſere Unabhängigkeit wieder gegeben: wie könnten wir uns ein ſo theures Gut bewahren, wenn wir keine Artillerie mehr haben? Bedenken Ew. Majeſtät unſere ganz beſondere Lage.“ — „Aber um ſolch eine Gunſt zu erlangen, muß man etwas Verdienſtliches gethan haben. Wie hat ſich Genf gegen meine Soldaten benommen? Können Sie mir darüber etwas Genaues ſagen?“ — „Sire, ich habe in jenen ſchwierigen Tagen Genf keinen Augenblick verlaſſen und kann Ew. Majeſtät verſichern, daß alle meine Landsleute in Ihren Truppen ihre Befreier, ja die Bürgen für unſere künftige Freiheit geſehen haben. Darum haben wir ſie in unſere Häuſer genommen; wir haben unſere Kirchen in Hoſpitäler verwandelt, um die Verwundeten darin zu verpflegen, wir haben alle unſere geringen Hülfsmittel für ſie verwendet.“ — „Ja, ich weiß es,“ ſagte der Kaiſer mit immer zunehmendem Ausdruck des Wohlwollens; „ich weiß, die Genfer haben ſich gut betragen; auch ſollen ſie ſich nicht über mich zu beklagen haben. Sie ſollen ihre Kanonen wieder bekommen, und die Stücke, welche etwa mangeln ſollten, will ich erſetzen laſſen. Sie haben gewiß die nöthigen Papiere, um dieſe Kanonen zu erkennen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Münſter, December.

(Beſchluß.)

Allgemeines.

Einige ſtatiſtiſche Nachrichten mögen hier zulezt eine Stelle finden. Münſter hat in Allem jezt beinahe 20,000 Einwohner, worunter eine zahlreiche Beſatzung und etwa tauſend Seelen evangeliſcher Confeſſion; der ziemlich bedeutende Wohlſtand der Stadt beruht vorzüglich auf Ackerbau, dem großen Beamtenſtande und dem ererbten Gut; denn Handelsſtadt iſt Münſter nicht, eben ſo wenig beſizt es Fabriken; drei jährliche Send (synodus), welche die Mitte zwiſchen Jahrmarkt und Meſſe halten, ſind ein ſchwaches Ueberbleibſel aus der Zeit, wo es die erſte Handelsſtadt zwiſchen Weſer und Rhein war; der Clemenskanal, von dem Fürſtbiſchof Clemens Auguſt von Baiern ohne alle Einſicht angelegt, und urſprünglich bis nach Zwoll in Holland beabſichtigt, iſt unvollendet geblieben und jezt von ſo wenig Nutzen, daß es wünſchenswerth wäre, durch Aufgebung deſſelben die Koſten ſeiner Erhaltung erſpart zu ſehen. Münſter hat zehn noch zum Gottesdienſt benuzte Kirchen; eine Menge früherer Gotteshäuſer und Kloſterkirchen ſind zum Theil deſtruirt, zum Theil für andere Zwecke benuzt; unter den erſten war eine, die Magdalenenkirche, worin die Grabſchrift eines Rektors Kock ihrer Eigenthümlichkeit wegen Erwähnung verdient. Sie lautete: Lector et Maria Magdalena. L. Magdala, cur ploras? — M. Decessit Coccius eheu! ille mei pastor gregis. — L. Quonam ivit? — M. Ad superos. — L. Lacrimarum flumina siste, invida felici ne videaris cave. Nempe quod in mundo bene coxit Coccius, id jam in Coelo stabili sede politus edit. Obiit anno 1680, etc. — Außer den ſchon früher genannten Anſtalten und Vereinen, deren Münſter noch eine Menge anderer beſizt, verdient unter andern noch ein treffliches Taubſtummeninſtitut und die ſegensreiche Anſtalt der barmherzigen Schweſtern genannt zu werden. — Das wäre alles Hervortretende in Münſter und ſeinen Zuſtänden, was ſich aufzählen läßt, ohne dem Auswärtigen unintereſſant zu werden; betritt der Fremde aber ſelbſt die Stadt und hat ſich, wenn er früher „Münſter und Münſterthum“ in den polemiſchen Blättern las, von der erſten Ueberraſchung erholt, hier die Leute nicht tattowirt und dem Anſcheine nach ganz ſo vernünftig zu finden, als ob ſie leſen und ſchreiben könnten und das Converſationslexicon beſäßen, oft noch origineller und mit mehr Mutterwitz ausgeſtattet, als anderswo, ſo wird er noch eine Menge des Merkwürdigen und der Beachtung Werthen entdecken. Ein biederer und gutmüthiger Wirth, wie man ſie nirgends exemplariſcher findet, wird ihn zu einem ſogenannten Peter führen, d. h. einem Balle, den in bunter Miſchung alle Einwohner einer Straße feiern, und von den Caland-Brüderſchaften erzählen, Clubs, deren Mitglieder nur an wenigen beſtimmten Tagen des Jahrs zuſammenkommen (an den Calendis?). Er wird ihn zum Friedensſaale auf dem Rathhauſe führen, wo die Geſandten zum weſtphäliſchen Friedensſchluß abgemalt hängen, und Alles bewundern laſſen, was an alterthümlichen Merkwürdigkeiten da iſt, von dem prachtvollen Becher in Geſtalt eines Hahns, den jeder neue Bürgermeiſter in Einem Zuge leeren mußte auf das Wohl ſeines Vorgängers, bis auf den geſtickten Pantoffel der Königin Eliſabeth, welche der König Johann von Münſter auf dem Markte mit eigener Hand enthauptete. Die Geſellſchaft nimmt den Fremden freundlich auf, wenn er ſich in ihre freie Ungezwungenheit finden kann und nur ja keine geiſtige Ueberlegenheit geltend macht, welche hier in noch höherm Grade wie überall drückend und unwillkommen iſt. — Detaillirtere Nachrichten über die hiſtoriſchen Schickſale der Stadt und ihre jetzigen topographiſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe gibt die hier 1836 erſchienene „Beſchreibung der Stadt Münſter.“

Egl.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Anzeigen und Affichen.

Ein Bäcker wollte ſeine Kunden für 55,000 Fr. abſtehen; er verbrauchte aber auch täglich fünftehalb Säcke Mehl. Prokuratorenſtuben in Provinzialſtädten werden von 25 — 50,000 Fr. feilgeboten, Leſekabinette für 2 — 15,000 Fr., und Erziehungsinſtitute mit ſo und ſo viel Knaben oder Mädchen, die alſo vom Beſitzer zum Ankäufer übergehen, für 6 — 20,000 Fr. Mit den Intelligenzblättern wetteifern die Affiches oder Anſchlagzettel, mit welchen ebenfalls allerlei Spekulation getrieben wird. Ich habe vor einiger Zeit der Affiches candelabres erwähnt, einer ſeltſamen Erfindung, welche darin beſtand, daß man eiſerne Pfeiler auf den öffentlichen Plätzen errichtete und oben ein inwendig erleuchtetes Polygon mit transparenten Ankündigungen anbrachte. Dieſe Erfindung hat aber wenig Glück gemacht, und die Beleuchtung geht bei den meiſten wieder aus. Mit den wandernden oder tragbaren Affichen iſt es nicht viel beſſer gegangen. Seitdem iſt der Verſchönerungsgeiſt in die Affichenſpekulanten gefahren. Sie wählen eine große Mauer, ſtreichen dieſelbe weiß an und legen darin vermittelſt blauer Rahmen regelmäßige Vierecke an, in welche die Ankündigungen mit rothen, grünen, gelben und ſchwarzen Buchſtaben ſchön eingeſchrieben oder eingemalt werden. Aber werden dieſe ſchönen Affichen die Vorübergehenden auch zum Stillſtehen und zum Leſen der Ankündigungen beſtimmen? Was helfen alle jene Vorkehrungen, wenn das Publikum vorüber geht, ohne zu leſen? Unter den Tageblättern verdient noch eines, le Jovial, einer beſondern Erwähnung, wiewohl es auch nicht zur geringſten Celebrität gelangt. Es hat nämlich das Eigene, daß es ganz in Verſen geſchrieben iſt. Sittenbeobachtungen, Theaterkritiken, zerſtreute Gedanken, Alles wird gereimt, freilich höchſt mittelmäßig, und die Dichter, welche dieſes Blatt redigiren, ſind in der höhern Sphäre der Literatur gänzlich unbekannt. Nichts iſt erbärmlicher, als Dichter, auf deren Geſang Niemand Acht gibt. Unter den Epigrammen, welche am Ende des Blattes vorzukommen pflegen, ſind einige nicht übel, wie z. B. folgende Stichelei auf ein anderes Blatt, le Corsaire. Ein Dichter will ſeine Verſe bei einem Verleger anbringen. Dieſer fragt, ob ſie noch unedirt ſeyen. „Sie haben blos im Corsaire geſtanden,“ antwortet der Dichter. — „Je nun,“ erwidert der Verleger, „ſo iſt's, als ob ſie noch Manuſcript wären.“

Dans un journal surnommé le Corsaire
Mes vers sont imprimés par un malentendu. —
Donnez-les moi, dit le Libraire;
Ils sont censés n'avoir jamais paru.

Der Corsaire könnte nun eben ſo gut das Epigramm umkehren und auf den Jovial anwenden. Folgendes Epigramm auf die Memoiren ſchreibenden Großen mag wohl zu Lebzeiten der Herzogin v. Abrantes verfertigt worden ſeyn:

Combien de grands nous donnent leurs mémoires
Si longs, si lourds, et surtout si menteurs,
Qui feraient bien choses plus méritoires
En acquittant ceux de leurs fournisseurs!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 28. December 1838.

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang.
Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr, zwiefach geſegnet:
Sie ſegnet den, der gibt, und den, der nimmt.
Am mächtigſten in Mächt'gen, ziert ſie
Den Fürſten auf dem Thron mehr als die Krone.

Shakeſpeare.

Kaiſer Franz und der Obriſt Pinon.

(Beſchluß.)

„Ja, Sire,“ erwiderte Pinon, „hier iſt das Inventarium unſerer weggeführten Artilleeie, unterzeichnet von dem Chef des Generalſtabs der öſterreichiſchen Armee in Geuf.“ — „Gut! mit dieſen Papieren gehen Sie in die Staatskanzlei, wohin ich das Nöthige wiſſen laſſen werde.“ Der Kaiſer grüßte den Obriſten, womit er ſagen wollte, die Audienz ſey zu Ende. Pinon aber verbeugte ſich nue und blieb ſtehen. „Was beliedt noch?“ — „Sire, ich kenne die Hofgebräuche ſo wenig, daß ich nirgends Eingang erhalte; man weißt mich aus einer Kanzlei in die andere; ſo bin ich nun ſchon mehrere Monate in Wien, der Wintee iſt vor der Thür, und wenn ich noch länger hier verweilen muß, ſo wird der Transport der Artillerie faſt unmöglich.“ — „Ich verſtehe, Sie möchten, daß ich ſelbſt Ihre Papiere vor meine Kanzlei brächte.“ — „Ach, Sire, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich bin überzeugt, Sie würden nicht abgewieſen.“ — „Ich glaube es auch,“ ſagte der Kaiſer lächelnd, trat an den Pfeilertiſch, ſchrieb ſeinen Namen auf die Papiere, drückte daneben ſein Siegel und gab ſie Pinon voll Wohlwollen mit den Woeten zurück: „Nun leben Sie wohl, reiſen Sie glücklich mit Ihren Stücken; ich hoffe, die Genfer werden erkennen, was ich für ſie thue und werden die Kanonen, die ich ihnen jezt zurückgede, nie gegen mich gebrauchen.“ In den Worten und in der ganzen Art des Kaiſers lag ſo unendlich viel Gute und ſo viel einfaches Wohlwollen, daß der Obriſt ſeinen gerührten Dank nicht bergen konnte. Die Etikette erlaubte ihm jedoch nicht, ihn auszuſprechen. Der Kaiſer demerkte dieſen Kampf, und im Augenblick, wo der Kammerherr im Dienſt die Thüre öffnete, um Pinon hinaus zu laſſen und jemand Anders zur Audienz zu rufen, ſah man, wie der Monaech, wahrſcheinlich aus Zufall oder in der Zerſtreuung, einige Schritte vorwärts that, was im Vorzimmer unter den Anweſenden großen Eindruck machte. Waheſcheinlich glaubte man, der einfache Offizier ſey ein in Incognito gehüllter vornehmer Herr.

Der Oberkammerherr näherte ſich nun Pinon, nannte ihm ſeinen Namen und fragte ihn, ob er mit ſeiner Audienz beim Kaiſer zufrieden ſey? Der Obriſt erzählte ihm Alles, und während er noch ſo ſprach, kam der Fürſt E. aus dem Audienzzimmer, wohin er nach Pinon gerufen worden war, und trat mit den Worten zu Beiden: „Was hat doch unſer Herr? nur ſelten habe ich an ihm ſo den Ausdruck von Freude und Herzensglück geſehen, wie eben jezt.“

Nach einigen Schwierigkeiten und Hineerniſſen, die noch beſeitigt werden mußten, erhielt Pinon ſeine Artillerie

Digitized by Google

Stück vor Stück zurück und brachte ſie auf Schiffe, welche damit die Donau hinaufgingen. Von den baieriſchen und würtembergiſchen Geſandten, durch deren Staaten die Kanonen mußten, erhielt der Obriſt eine Schrift, die ſie von allem Weggeld, Brückengeld u. ſ. w. in dieſen Ländern befreite, was für Genf eine große Erſparniß war.

Am 31ſten December 1814 zog dieſe durch deutſche Fürſtenhuld wieder gewonnene Artillerie in langer Reihe wieder in Genf ein, wo ihr das Volk freudig und jubelnd entgegen ging. Der wackere, beharrliche und unermüdliche Pinon, dem man nach des Kaiſers Gnade am Meiſten dabei zu verdanken hatte, ward nach Verdienſt hoch gefeiert; man war ſtolz auf einen ſolchen Landsmann und trug ihn faſt auf den Händen. Aber was iſt in Republiken Erinnerung und Dank, wenn ſie nicht dem herrſchenden Volksſinn ſchmeicheln? Zwanzig Jahre hernach, im Februar 1834, war Genf durch die unſinnige Unternehmung der Polen gegen Savoyen aufgeregt, woran freilich nur der Pöbel und einige in ihren Anſichten Irregeführte großen Antheil nahmen. Pinon ſprach ſich in einem vertrauten, aber verloren gegangenen und geöffneten Brief in dieſem Sinne aus, und nun war auf einmal alles vergeſſen, was er für das Vaterland gethan. Man überhäufte ihn mit Schmähungen, ja ſeinen durch Dank und Verehrung begründeten Verhältniſſen in Oeſterreich wurde eine, ſeiner und dieſes Staats ganz unwürdige Deutung gegeben, woran freilich weder die Regierung noch die Verſtändigen und Gutdenkenden in Genf Theil hatten. Seitdem blieb die Maſſe des Volks kalt gegen Pinon bis zum Oktober 1838, wo nach zwanzigjähriger Ruhe die ganze Genfer Artillerie zum erſtenmal wieder aus dem Zeughaus kam und auf die Wälle gefahren wurde. Da ſtaunte man über ihre Menge und ihre Schönheit, und dies führte natürlich auf ihre Schickſale, auf Kaiſer Franzens Huld und Pinons Verdienſt zurück; denn ohne deren glückliches Zuſammenwirken hätte Genf ſich nicht gegen den gedrohten Angriff rüſten, nicht den ſchönen, patriotiſchen Aufſchwung zeigen können, der jene Tage ſo intereſſant machte.

Oeſterreich hat ſich aber in ſeiner Huld gegen Genf nicht auf die Zurückgabe der eroberten Kanonen beſchränkt. Der kleine, im Grunde arme Staat erhielt von dort ein Geſchenk von dreitauſend Flinten, womit er im Oktober ſeine Milizen bewaffnen konnte. Ja, beim Wiener Congreß wäre es um Genfs Freiheit und Unabhängigkeit geſchehen geweſen, wenn nicht Oeſterreich und Preußen kräftig gegen Frankreich für den kleinen Staat geſprochen hätten, was um ſo nothwendiger war, da England, ungeachtet ſeiner Religionsverwandtſchaft und ſeiner laut für Genf ausgeſprochenen Theilnahme, es doch ganz vergeſſen zu haben ſchien und ſich ſeiner durchaus nicht annahm. Genf wäre wieder an Frankreich gekommen oder hätte Genua's Schickſal getheilt, wenn es bei jenen zwei mächtigen Staaten nicht Fürſprache gefunden hätte. Sie drangen mit Entſchiedenheit darauf, daß Genf ſeine alte, kaum wiedergewonnene Unabhängigkeit wieder bekomme und, um ſie kräftig behaupten zu können, in die Schweizer Conföderation trete. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn unter den höhern Ständen ſo viel dankende Anhänglichkeit an Oeſterreich und Preußen iſt. Dr. M.

Rheinfahrt.

(Fortſetzung.)

Aber das Schlimmſte kam noch: ich konnte nicht umhin, eine weitere Beſonderheit im Bau des engliſchen Frauenzimmers hervorzuheben, wodurch ſie wirklich in der Ruhe ungleich vollkommener erſcheinen, als bei der Bewegung, beſonders aber im raſchen Gang. Eben ſchritt gerade die reizendſte der jungen Damen, eine wahre Sylphide an Geſtalt, über das Verdeck, in einem nichts weniger als zephyriſchen Styl, mit einem Aplomb der Füße, welches auf die koloſſalſte Geſtalt als Ueberbau hätte ſchließen laſſen. Ich verſicherte ihn, es ſey dies eine nationelle Eigenthümlichkeit; in der Bildung der Bewohnerinnen der goldenen Inſel herrſche meiſt eine gewiſſe Disharmonie zwiſchen den beiden Körperhälften, wie bei Horazens weiblichem Symbol eines übelgefügten Gedichts, und was oben eine Grazie ſey, laufe zwar nicht in einen garſtigen Fiſchſchwanz, aber doch in ein Paar keineswegs tadelloſer Beine aus. Ich erzählte ihm ein Mährchen von der Stammmutter des brittiſchen Volks, welche, eine Venus bis an den Gürtel, ſonſt eine Meerfrau, dem Schaume des Oceans entſtiegen; wie ihre Kinder am Land zwar menſchliche Geſtalt angenommen, wie aber der Trieb zur See in ihren Söhnen von der Meerfrauennatur der Ureltermutter zeuge, und der etwas platte, breite Fuß ihrer Töchter noch immer an die alte Schwanzfloſſe erinnere.

Mein Freund wurde faſt ärgerlich über das, was ihm als willkührlicher Spott erſchien. Ich forderte ihn zu fernerer Beobachtung auf; an Gelegenheit fehlte es nicht: es waren wohl zwanzig Engländerinnen an Bord, die mit ihren Büchern und Fernröhren ab und zu gingen. „Betrachten Sie genau,“ ſagte ich, „dieſe, ich gebe es zu, zum Theil höchſt reizenden Weiber; folgen Sie ihren Bewegungen und ſagen Sie mir, was Sie vermiſſen? Sie ſind ein Bewunderer des höchſten Kunſtwerks der Natur; ſollten Sie ſo wenig Kenner deſſelben ſeyn? Gibt es etwas, was eine mittelmäßige, ſelbſt eine welkende

Digitized by Google

weibliche Geſtalt zauberiſcher hebt als die natürliche Grazie in der Haltung und im Spiel der Glieder, die das nur wenig geübte Auge ſo leicht und ſchnell von derjenigen unterſcheidet, welche beim Quicken einer Violine erworben worden? Und was löst wirkſamer den Zauber, womit eine ſitzende Engelsfigur uns beſtrickt, als wenn ſie ſich erhebt und ſich dahinſchiebt, wie wenn der Erdboden ein Magnet wäre und ihre Beine aus Eiſen gegoſſen? Der ſchwebende, elaſtiſche Schritt iſt vorzugsweiſe ein Erbtheil der Töchter ſüdlicher Völker; aber auch bei uns iſt dieſe Poeſie des Gangs häufig genug, daß ihr proſaiſcher Gegenſatz an Geſtalten, welche ſonſt das Auge auf ſich ziehen, nie unbemerkt bleibt. Sehen Sie nun dieſe anſpruchsvollen Ladies und ſagen Sie aufrichtig: iſt hier nicht faſt Regel, was ſonſt nur eine ſchmerzliche Ausnahme iſt?“ — Mein Anglomane konnte den Augenſchein unmöglich ganz von ſich weiſen, obgleich er in der ſinnlichen Welt eben kein ſehr feiner Beobachter iſt; er blieb aber dabei, einmal ſey es nicht ſo arg, als ich es mache, und wenn auch wirklich das anmuthig Wellenförmige in den Bewegungen der Schönen nicht gerade das Hervorſtechende ſey, ſo komme dies offenbar nur vom Schwanken des Schiffes her.

Ich erinnere mich noch wohl des Tags, da mir dieſe Schattenſeite der ſonſt ſo gefälligen weiblichen Bildung in England zum erſtenmal auffiel. Noch hatte ich mich vom betäubenden Eindruck, den London auf den Fremden, vollends auf einen Jüngling macht, nicht ganz erholt, da ſaß ich eines Abends in Coventgarden und ſah zum erſtenmal eine engliſche Oper. Während im erſten intermède de ballet ein Tänzer und eine Tänzerin, der Bildung nach Franzoſen, ihre Sprünge machten, betrachtete ich das zu einer Seite aufgeſtellte weibliche Balletchor: lauter ſtattliche, blühende Geſtalten, glänzende Augen, ausdrucksvolle Geſichter, denen man wohl anſah, daß die Schminke auf natürliche Roſen gelegt war; ich meinte, niemals einen ſchönern Kranz von Weibern geſehen zu haben, und die wohlbekannten dünnen Figuren des Berliner Balletchors däuchten mir dagegen kranke Geſpenſter. Da auf einmal hoben alle zugleich die Beine, ſtreckten die Arme aus und kamen vorwärts getrippelt. Wie erſtaunte ich! ſtatt der harmoniſchen, ſymmetriſchen Klangfiguren, welche die leicht bewegten Körper der Tänzer, gleich dem Harzſtaub auf der geſtrichenen Glasplatte, nach dem Takt der Muſik beſchreiben ſollen, ſah ich das tollſte Arm- und Beincharivari. Sie neigten und beugten ſich und ſchleuderten wankend ihre Beine, nicht einmal nach dem Takt, geſchweige denn mit Grazie Ich ſchrieb dies Anfangs nur auf Rechnung des Umſtandes, daß, wie bekannt, das muſikaliſche Gehör und Gefühl beim Engländer in der Regel nicht ſehr entwickelt iſt, und den Beweis dafür hatte mir ja eben erſt der Operngeſang geliefert. Als ich aber die Springerinnen näher in's Auge faßte, glaubte ich an den meiſten eine Eigenthümlichkeit des Baus zu bemerken, welche die Unzierlichkeit ihrer Leiſtungen ſehr einfach organiſch erklärte. Die obere, ſo ſchön und vollkommen entwickelte Körperhälfte erſchien offenbar zu groß im Verhältniß zur untern, weit minder glücklich ausgebildeten. Ich fand dies ſpäter durch Beobachtung auf Straßen und Plätzen vollkommen beſtätigt: der weibliche Bau erinnert im Durchſchnitt gewiſſermaßen an den männlichen Typus, und der Fuß iſt gar zu häufig etwas ſchwer, geradeaus, wenn nicht gar waſſervogelartig etwas nach einwärts geſtellt, ermangelt der gehörigen ſchnellenden Wölbung und haftet platt am Boden. Es geht dies wirklich ſo weit, daß man in einem Trupp weiblicher Comparſen, ſchon in der Ruhe, und noch viel mehr in der Bewegung, mit Leichtigkeit die einzelnen herausfindet, welche etwa italieniſchen oder franzöſiſchen Blutes ſind. Eine Taglioni iſt gleichſam eine umgekehrte Engländerin: bei jener iſt die untere Körperhälfte in dem Maß die entwickeltere, in welchem bei lezterer die Büſte überwiegt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Gaſtronomiſches.

Wir ſchließen unſere gaſtronomiſchen Notizen mit einigen Angaben über die Veränderungen in den Speiſeſtunden. — Hier bietet ſich gleich die Bemerkung an, wie unpaſſend unſer unvermeidliches Wort: Mittageſſen iſt, um die Hauptmahlzeit des Tages zu bezeichnen, die coena der Römer, das diner und dinner der Franzoſen und Engländer, das Mahl, wozu man ſich am meiſten Zeit nimmt, wobei man ſich am gütlichſten thut und am gründlichſten ſättigt, und nach welchem man eine längere oder kürzere Muße eintreten läßt.

— An der Thüre des Speiſeſaals des Mailänder Senatsſekretärs Pacca, in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, ſtand die Aufſchrift: Pransurus ante X ne venito, post XI ne maneto.

— Zu Toulouſe aßen i. J. 1543 Studenten von ſehr vornehmer Abkunft um zehn Uhr zu Mittag, um ſechs Uhr zu Nacht.

— Bei der Vermählung des Herzogs von Jülich zu Düſſeldorf ging man zwiſchen fünf und ſechs Uhr zur Abendtafel.

— Bis zum Jahr 1606 war im geiſtlichen Stift zu Tübingen die Stunde zum Mittageſſen Morgens neun Uhr. Gefrühſtückt wurde gar nicht.

— Die Grafen von Erbach ſpeisten i. J. 1627 Morgens um neun Uhr.

— Nach der Küchenordnung Herzogs Ernſt von Gotha 1648 ſpeiſte man bei Hof Sommers und Winters um $^3/_4$ auf elf Uhr und $^3/_4$ auf ſechs Uhr.

— Schon König Georg I. von England, † 1727, ſpeiste erſt nach zwei Uhr, und die höhern Stände in London ſezten ſich ſchon 1750 erſt um vier Uhr zum Mittageſſen. Georg III. ſpeiste gegen die engliſche Sitte um ein Uhr zu Mittag, um zehn Uhr zu Nacht.

— Philipp V. von Spanien, † 1746, aß immer Schlag zwölf Uhr zu Mittag. Eben ſo noch Karl III., † 1788; aufgetragen oder vielmehr vorgezeigt wurden dabei gewöhnlich hundert Speiſen, aber nur etwa vierzig auf die Tafel geſezt.

— Zwiſchen 1760 und 1770 ſpeisten in Venedig Doge und Senatoren, wie die Handwerker, Schlag zwölf Uhr zu Mittag, ſo wie auch Vornehm und Gering in Batavia und in der Capſtadt. Aber ſchon 1798 aß man in Florenz an den Gaſtwirthstafeln zwiſchen drei und vier Uhr zu Mittag.

— Die Vornehmen in Berlin gingen ſchon 1778 erſt um zwei Uhr zum Mittags, um neun Uhr zum Abendeſſen.

— Katharina II. und Kaiſer Paul ſpeisten gewöhnlich um ein Uhr; Alexander dagegen, nach engliſcher Weiſe, zwiſchen vier und fünf Uhr.

— Bei Joſeph II. war die Speiſeſtunde nicht feſtgeſezt; drei, vier, zuweilen fünf Uhr. — Noch i. J. 1806 hielt Kaiſer Franz am Neujahrstag ſeine offene Tafel um zwölf Uhr.

— Im Jahr 1786 ſpeiste in Paris der Bürger um zwei Uhr, der Kaufmann um drei, der Vornehme um vier Uhr.

— Im Jahr 1806 aßen die vornehmen Franzoſen in Canada erſt um vier Uhr zu Mittag, was kaum ein halbes Jahrhundert vorher um zwölf Uhr geſchah.

— Hyder Ali, † 1782, ſpeiste Morgens zehn Uhr zu Mittag.

— Der chineſiſche Kaiſer, der 1775 regierte, ſpeiste Morgens acht Uhr zu Mittag und Nachmittags zwei Uhr zu Nacht.

— Die Speiſezeit der vornehmen Welt in Paris und London iſt bekanntlich gegenwärtig zwiſchen ſechs und acht Uhr, womit die äußerſte Grenze erreicht ſcheint. Seit man hie und da die Soupers wieder eingeführt hat, kam es vor, daß das Nachteſſen ganz über den laufenden Tag hinausfiel, und man, Winters wenigſtens, zur ſelben Zeit ſoupirte, wo der Landmann im Sommer ſein Frühſtück verzehrt.

Die ſpäten Speiſeſtunden zum Mittageſſen wollen aus vielerlei Gründen in den kleinern Städten Deutſchlands nicht Wurzel ſchlagen. So lange aber der Deutſche ſeine Hauptmahlzeit nicht auch ſo einrichtet, daß er damit gemüthlich ſeinen Geſchäftstag ſchließt und den Zeitraum zwiſchen Suppe und Schlafengehen mit geſelligen Genüſſen füllt, wird er ewig ein Stümper und Naturaliſt in der modernen Gaſtronomie bleiben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beſchluß.)

Literariſche Unternehmungen auf Aktien.

Von dieſem dichteriſchen oder dichteriſch ſeyn ſollenden Blatte kehre ich wieder zu einem ganz poſitiven und mit materiellen Intereſſen beſchäftigten Blatte, l'Actionnaire, zurück, welches auf der lezten Seite den Börſenwerth der unzähligen Unternehmungen angibt, mithin auch der theatraliſchen und literariſchen oder buchhändleriſchen, eine höchſt belehrende, wiewohl nicht ſehr erfreuliche Liſte; vielleicht beſchönigt ſie noch dazu Manches aus Privatrückſichten. Man ſollte kaum glauben, wie Vieles hier auf Aktien betrieben und auf der Börſe verhandelt wird. Dort kommt zu Markt eine Biographie contemporaine und ein Plutarque français, die Aktie zu 250 Fr., eine Dictionairgeſellſchaft, die bereits zwei Serien von Aktien ausgegeben hat; die erſte ſteht aber unter Pari. Eine Geſellſchaft zur Wiederhervorbringung guter Bücher (Société reproductive de bons livres) ſollte eigentlich gute Geſchäfte machen; es ſcheint aber, daß ihre guten Bücher dem Publikum nicht ſo gut vorkommen, und daher keinen reißenden Abſaz finden. Eine Biographie catholique, von Herrn v. Genoude, dem geiſtlich gewordenen ehemaligen Redakteur der Gazette de France, ſteht al pari; dies beweist doch, daß die Leute in Feankreich nicht ſo ungläubig ſind, als man ihnen nachſagt. Ein Börſenblatt, la Bourse, macht aber noch weit beſſere Geſchäfte, denn es ſoll 100 pCt. einbringen. Auch der Corsaire bringt etwas ein; wie viel, wird aber nicht geſagt. Der Constitutionnel prangt vor allen Tageblättern, obſchon man ihm den Beinamen Krämer-Journal zugelegt hat. Seine Aktien ſtehen an der Börſe mit 140,000 Fr. verzeichnet, während ſie urſprünglich zu 5000 Fr. angekauft worden ſind. Der Courrier français ſoll ſtarken Gewinn geben; die Aktien der Gazette des Tribunaux ſtehen zu 50,000 Fr., die des Journal des Notaires zu 15,600; aber dagegen kommen dann auch wieder eine Menge anderer Tageblätter und Zeitſchriften, mit welchen die Börſenmänner nichts machen können. Der National und Nouvelle Minerve befinden ſich in dieſem Falle; eben ſo Revue française et étrangère, Revue britannique, welche die erſten Unternehmer bereichert hat, aber hernach gefallen iſt. Die Aktien des ſo berüchtigten Girardinſchen Blattes la Presse ſollte man für Staatspapiere halten, ſo finanziell werden ſie an der Börſe angeſchrieben. Da gibt es nämlich eine Série non convertie, eine erſte Série convertie und eine zweite Serie; aber alle dieſe Claſſen ſtehen ſchlecht, wiewohl etwas beſſer, als die convertirten und nicht convertirten ſpaniſchen Fonds, welche ſich darin gleich kommen, daß keine Art derſelben bezahlt wird. Auch mit Girardins Panthéon littéraire ſcheint es nicht zum beſten zu ſtehen, da die zu 1000 Fr. angeſezten Aktien um 900 zu haben ſind. Eine Geſellſchaft für religiöſe Traktate macht keine Geſchäfte, ein zweite Geſellſchaft für claſſiſche Muſik löst ſich auf, eine Hagiographiſche Geſellſchaft (eine, welche mit dem Leben der Heiligen Handel treibt) iſt erſt im Beginnen und ihre Aktien haben noch keinen Werth, eine Jurisprudenzgeſellſchaft leidet aber beſtimmt Verluſt. Es iſt beſſer, Aktien im „Omnitolle-Crampel“ zu haben, denn ſie ſtehen zu 1015 Fr. Was dies Omnitolle-Crampel für ein Ding iſt, weiß ich wahrhaftig nicht zu ſagen. Daß die Aktien der Chateaubriandſchen Memoiren 100 Fr. Verluſt erleiden, kommt wohl daher, weil der Verfaſſer noch lebt; denn da ſeine Memoiren (die er in Privatgeſellſchaften hie und da vorlies!) erſt nach ſeinem Tode erſcheinen ſollen, ſo haben die Aktienträger noch keine Ausſicht auf Gewinn. Bei der nächſten Krankheit des Verfaſſers werden ſie ſicher ſogleich im Werthe ſteigen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. December 1838.

— *Varias usus meditando extunderet artes,*
Paullatim.

Virgil.

Techniſche Notizen.

Von Dr. Nürnberger.

Für die Dampfmaſchinen eeöffnet ſich eine glänzende Ausſicht durch Anwendung eines neuen Heizmaterials, welches man erhält, indem man eine Miſchung von Kohlenſtaub, Lehm und Theer in Blöcke in der Form gewöhnlicher Mauerſteine gießt. Die Reſultate der, mit dieſer neuen Feuerung angeſtellten Verſuche laſſen ſich dahin zuſammenfaſſen, daß man damit eben ſo viel leiſtet als mit dem doppelten Gewichte der beſten Steinkohlen, und daß dies Material außerdem nur den halben Raum der lezteren einnimmt, ein Umſtand, welcher, zumal bei langen Seereiſen, wo der Platz auf den Schiffen ſo ſehr geſpaet werden muß, von einer zweiten, ganz außerordentlichen Bedeutung iſt. Unter Berückſichtigung beider Umſtände ſieht man alſo, daß z. B. mit einem Cubikfuß ſolcher Blöcke eben ſo viel als mit vier Cubikfußen Steinkohlen geleiſtet wird. — Die Idee dieſer neuen Feuerung ſoll einem Engländer Namens Williams in Dublin gehören; man darf die Namen nicht übergehen, wo die Folgen ſo wichtig zu werden verſprechen.

Eine andere wichtige Verbeſſerung bei den Dampfmaſchinen, welche ſich auch auf Erſparung an Feuerungsmaterial, zugleich aber auf Vermeidung des Rauches bezieht, rührt von einem andern Engländer, Iriſon zu Edinburg her, und beſteht bloß in einer Veränderung in der Dampfleitung, uber deren techniſches Detail wir hier aber weggehen müſſen, da ſich die Einrichtung ohne Zeichnung nicht wohl anſchaulich machen läßt. Es genüge, zu bemeeken, daß die dazu erforderliche Vorrichtung nachträglich leicht an jeder Dampfmaſchine angebracht und von jedem Schmied für ein geringes Geld angefertigt werden kann. Auch muß die Sache wohl praktiſch ſeyn, da ſie ſich ſehr ſchnell zu Lande wie zur See veebreitet: denn ſchnelle Verbeeitung iſt die beſte Garantie für die Nützlichkeit einer neuen Erfindung, zumal in einem Lande wie Großbritannien, wo die Leute ſo viel Sinn gerade nur für das recht Praktiſche haben. Die Erſparung an Brennmaterial erſcheint diebei ungeheuer: der uns darüber vorliegende Bericht ſchlägt dieſelbe auf mehr als fünfzig Procent an; „und bald wird ſich,“ ſezt dieſer Bericht hinzu, „nun der ganze Ocean mit Dampfſchiffen und das Land mit Dampfwagen und Eiſenbahnen beleben.“

In Erwartung dieſer großartigen Schöpfungen wollen wir unſere Aufmerkſamkeit auch den Vorſchlägen zur Verbeſſerung der gewöhnlichen Kunſtſtraßen nicht entziehen, da dergleichen Straßen doch wenigſtens als Vicinalverbindungen noch lange im Gebrauche bleiben weeden. In dieſer Beziehung ſcheint uns nun ein Plan

zu ſogenannten **doppelten Spurbahnſtraßen** große Beachtung zu verdienen, welcher vom Hofprediger **Germar** zu Auguſtenburg ausgegangen iſt, und worüber uns ein eigenes Schriftchen * vorliegt. Die dabei zu Grund liegende Idee beſteht darin, der Neigung des Fuhrmanns, einer beſtimmten Spur zu folgen, ſtatt ihr, wie es auf der gewöhnlichen Chauſſee geſchieht, wo man die gleichmäßige Benützung der ganzen Breite erzwingen will, zu widerſtreben, vielmehr nachzugeben, indem man den **ſchwerbelaſteten** Wagen ihre **beſtimmte Spur** anweiſt, wobei man es alsdann mit einer weit kleineren Fläche zu thun bekommt, der man mit geringen Koſten Dauerhaftigkeit, ja Unverwüſtlichkeit geben kann, während die ganze übrige Chauſſeebreite dem leichteren Fuhrwerk frei bleibt. Die erwähnte kleine Schrift entwickelt die Vortheile ſolcher Anlagen mit großer Klarheit, und ſcheint uns überdies mit ſo viel praktiſchem Verſtande geſchrieben, daß wir dieſelbe der öffentlichen Aufmerkſamkeit angelegentlich empfehlen.

Schon öfters wurde in dieſen Blättern des arteſiſchen Brunnens erwähnt, welchen die Stadt Paris jezt graben läßt und welcher ſchon bis zu einer außerordentlichen Tiefe gebohrt iſt, ohne daß man Waſſer gefunden hätte. Die Hauptfrage dabei iſt bekanntlich: ob dieſes Waſſer, wenn es endlich gefunden werden ſollte, eine dieſer Tiefe entſprechende **hohe Temperatur** haben wird, wie dem ſeyn müßte, wenn die Hypotheſe einer beſtändigen Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in den Erdkörper gegründet wäre. — In Erwartung einer Antwort auf dieſe intereſſante Frage führen wir vorläufig nur an, daß die große techniſche Schwierigkeit bei dieſem Bohrverſuche darin beſteht, auf eine ſo große Tiefe Röhren zur Zurückhaltung des umgebenden Erdreichs einzuführen. Bei einer Tiefe von 410 Metres (1230 Fuß) waren erſt 150 mit Röhren bekleidet. Da dieſelben in einander geſchoben werden müſſen, ſo nehmen ſie natürlich an Durchmeſſer ab, und würden alſo am Ende durch ihre Enge ganz unnütz werden; man hat dieſem Uebelſtande dadurch vorgebeugt, daß man gleich außerordentlich lange Röhren, deren dann am Ende nicht viel ſeyn werden, angebracht hat. Es iſt ſogar gelungen, den Löffel des Bohrers, welcher beim Herausziehen in der Kreideſchicht, in der man jezt arbeitet, ſtecken geblieben war, wieder herauszuziehen, was keine kleine Unternehmung war, da die Stange, mittelſt welcher es bewirkt worden iſt, ein Achtel Lieue Länge hatte. — Man muß dieſer wichtigen, in der Ausführung mit ſo unendlich vielen Schwierigkeiten verknüpften Unternehmung, vielleicht der bedeutendſten bis jezt gewagten arteſiſchen Brunnenbohrung, ein endliches völliges Gelingen wünſchen.

* Die Vorzüge der doppelten Spurbahnſtraße. Altona, 1838. gr. 8.

(Der Beſchluß folgt.)

Rheinfahrt.

(Fortſetzung.)

Dergleichen Beine, denen die Natur das Talent der Grazie verſagt hat, gibt es auch bei uns, gibt es überall, aber nirgends ſo häufig, als eben in England, wie alle Reiſenden verſichern, welche überhaupt für ſolche Dinge ein Auge haben. Ein Fuß der Art iſt ſchlecht und recht ein Bewegungsorgan des Körpers: er verſieht ſeinen Dienſt ehrlich, tüchtig, doch ohne Genialität und Laune. Aber im feiner, elaſtiſcher, plaſtiſcher gebauten Organ lebt gleichſam ein Ueberſchuß von Kraft und Humor, und es ſpielt unter der Arbeit eine muntere, zierliche Melodie. Dieſes Verhältniß iſt ſchon in den Thieren, dieſen Larven der Menſchheit, auf's Anmuthigſte ausgedrückt. Alle menſchlichen Gangweiſen und Nüancen der Haltung werden z. B. vom liebenswürdigen Geſchlecht der Vögel deutlich parodirt, oder, wenn man will, durch die Natur ahnend ſymboliſirt, vom nothdürftigen Watſcheln der Ente, durch den ſchlichten Gang des Huhns und das Trippeln und Scherwenzen der Bachſtelze, bis zum ſtolz zierlichen Schritt mancher Stelzenläufer. Wenn ſo ein Buſchreiher mit gehobenem Bein und geſpreizten Fingern daſteht, ſo iſt es, als hätte er eben eine Pirouette geſchlagen.

Die, mit wenigen Ausnahmen, vulgäre Haltung und Bewegung der engliſchen Damen läßt ſich ja in neuerer Zeit auch auf dem Feſtland überall beobachten, und nirgends beſſer als hier auf und an dem Rhein, wo auch in den Franzöſinnen der frappante Gegenſatz immer zur Hand iſt. Jeder muß leicht finden, daß der ſehr auffallende Unterſchied, der in dieſer Beziehung zwiſchen den Weibern beider Nationen herrſcht, keineswegs etwa nur Folge der Erziehung iſt, dort naiver oder ſtolzer Nonchalance, hier koketter Abſichtlichkeit, ſondern daß er unmittelbar aus einer Bildungslaune der Natur herfließt. Man vergleiche engliſche und franzöſiſche Bilder, auf denen weibliche Figuren aller Stände, gut oder ſchlecht, in Spaß oder Ernſt dargeſtellt ſind: beim Franzoſen erſcheinen alle Geſtalten, wenn ſie nicht gerade abſichtlich karikirt ſind oder mit den Füßen in Holzſchuhen ſtecken, hüpfend, ſchwebend, jarret tendu und die Spitze des niedlichen Fußes leicht aufgeſezt; beim Engländer iſt Alles hierin nachläſſiger, geknickter,

maſſiver, ſtabiler, ob er ein Milchmädchen oder eine Herzogin zeichnet. Freilich iſt in der Auffaſſungsweiſe des Engländers ungleich mehr Natur und Poeſie zugleich, und wie in ſo Vielem, was der Franzoſe übertreibt oder verkleinert, opſeet er auch hier dee nationellen Eitelkeit, wenn er in aſterpoetiſchee Licenz die Füße unter den Roben ſeiner Damen nur mit graziöſen Gedankenſtrichen andeutet. Aber bei Alle dem gründet ſich der beiderſeitige Zeichnungsſtyl in dieſem Stücke doch auf den Styl dee bildenden Natur ſelbſt, auf gemeine Anſchauung und Volksbewußtſeyn. — Es iſt bekannt und ſehr bezeichnend, daß die Engländer enthuſiaſtiſche Verehrer zierlicher Füße ſind; dieſe Liebhaberei fließt aus derſelben Quelle, wie überhaupt ihr Teieb, ſich das Vortreffliche anzueignen, wozu ihrem Volke das eigentliche Organ abgeht, wie große Werke in den bildenden Künſten und eminente Leiſtungen in der Muſik. Einige Paare graziöſer Beine ſind auf den engliſchen Bühnen ein ganz analoger Artikel für die faſhionable Gouemandiſe, wie italieniſche Kehlen. Madame Veſtris trug ſich lange, allgemein beneidet und bewundert, auf einem unveräußerlichen Meiſterſtück der Art in England umher.

All dies ſagte ich meinem verliebten Landsmann vor, erhielt aber nur Interjektionen zur Antwort, wie: „aber was ſüe Augen! welcher Teint! was ſagen Sie dazu?“ und noch ehe ich in meiner Peedigt ermüdete, bat ee mich alles Ernſtes, ihn zu veeſchonen und ihm den äſthetiſchen Appetit nicht zu verderben. Es iſt oft ſo ſchwer, und ſchwerer, ſich über Merkmale und Verhältniſſe ſinnlicher Gegenſtände zu verſtändigen, als über Ideen und Grundſätze. Jeder hat ja ſein eigenes Bild der Welt nicht nur in Kopf und Herzen, ſondern auch auf der Netzhaut des Auges; dieſe beiden Bilder gruppieen, färben und ſchattiren einander gegenſeitig, und wenn etwas auf der inneen Tafel im Hinteegrunde verſchwimmt, oder in den Details des Vordergennds ſich verliert, ſo nimmt man das Entſpeechende in der äußern Anſchauung gae nicht wahr, oder entbehrt doch des Maßſtabs für ſeine Größe und Bedeutung.

Die engliſchen Beine hatten uns lange genug beſchäftigt; bereits rückten in der Ferne Eheenfels und Rheinſtein heran und wurden von den eifrigſten der engliſchen Geſellſchaft — oon den genannten mit dem Skizzenbuch — recognoscirt, während die meiſten in ſchweigſamen Gruppen umherſaßen oder mit den Händen in den Taſchen auf und ab rannten. Ich bemerkte meinem Reiſegefährten, wie wenig Mittheilung und Geſelligkeit unter dieſen Menſchen herrſche, wie überall, im kleinſten Raume, wo ihrer nur ein Dutzend zufällig zuſammentrifft, ſich gleich, wie mit dem Storchſchnabel gezeichnet, ein Abbild Altenglands reproducire mit dem ſeltſamen Gemiſch von allgemeinem Unabhängigkeitsgefühl und ſtarrer Abſtufung und Abſchließung. „Der lange Mann mit den ſtarken Backenknochen und den hellblauen Augen iſt vielleicht ein ſchottiſcher Pair, oder aber Maſter Phips, Schneider aus Glasgow; der Dicke, Kueze dort mit der grünen Brille und dem ſeltſamen Kamaſchenwerk an den krummen Beinen mag ein Unterſtaatsſekretär oder ein Coſtermonger aus der City ſeyn; gleichviel, unſere Vermuthung iſt ſüe jeden faſt ſo breit, als die engliſche Standesleiter lang; aber ſoviel ſehen wir, ſie gehöeen ganz verſchiedenen Species des eigenthümlichen Geſchlechts an, das Großbritannien bewohnt. Sie ſind vielleicht ſeit Dovres oder Sherneß beiſammen und ſetzen ihee langweilige Parallele bis an's Mittelmeer ſoet, ohne ſich ein einziges Mal zu berühren. Sie wittern einander beim erſten Anblick und müßten an einem fernen Strande zuſammentreffen, wo Ihre britanniſche Majeſtät keine Faktorei hat, um ſich ohne Weiteres einander ſelbſt vorzuſtellen und in Verkehr zu treten. — Wer veekennt die Vorzüge und Tugenden des engliſchen Volks, theoretiſch, möchte ich ſagen? Aber ſie geben dieſen ſüßen Keen den Völkern des Feſtlandes, welche ſie mit iheem Beſuche beehren, gar zu ſelten zu genießen, und man muß ein Gaſtwirth ſeyn, um ſich nicht an der rauhen Schale zu ſtoßen. Freilich, wie können wir erwaeten, daß ſie die freundlichen Tugenden der Geſelligkeit und cordialen Laune gegen uns üben, da ſie untee einander ſelbſt auf einem Fuß leben, der ſo ungraziös iſt als der ihree Weiber?“

„Schon recht,“ unterbrach mich der enthuſiaſtiſche Profeſſoe — denn dies wae mein Freund — „aber es bleibt ein großes Volk, und uns blutsverwandt. Wir nehmen Theil an ſeinem Ruhme, und von ſeinem Glanze fällt ein Widerſchein auf uns zurück, ſofeen unſere Stammbäume rückwärts zuſammenlaufen; und da meine ich, ſollten wir nicht gleich ſaure Geſichter ſchneiden, wenn uns in ſeinen Ecken und Launen auch unſere Schwächen etwas frazzenhaft entgegenblicken. — Die Gentlemen freilich ſind verdammt zugeknöpft, und von ihnen begehee ich auch nichts, ſo lange ſie nach mir kein Verlangen tragen. Aber die ſchöne Miß dort? was ſagen Sie? können ſolche Augen, ſolche prächtige germaniſche Augen gegen irgend Jemand, und vollends gegen einen halben Landsmann unfreundlich ſeyn? — Verſtände ich nur beſſer engliſch, das heißt, wenn ich es überhaupt verſtände, ich verſuchte mein Glück!“ — „Ei, ſo verſuchen Sie es mit dem Franzöſiſchen,“ ſagte ich im Scheez. — „Meinen Sie?“ erwiderte er im Eenſt; er wurde nachdenklich, zupfte an der Halsbinde, ſtrich ſich das Haar aus dem munteen vierzigjährigen Geſicht, ſchritt auf den Gegenſtand ſeiner Bewunderung zu, ſtreckte den Arm aus, zog ihn wieder ein und kehrte um. Er wiederholte dieſes Spiel meheere Male, da —

Digitized by Google

wir fuhren gerade unter Rheinſtein weg — äußerte ſich die Beleidigung über den Naturgenuß in der Gruppe, welcher die Miß angehörte, lauter und allgemeiner, als ſonſt. Jezt trat er ihr entſchloſſen zur Seite; ſie ſtand am Geländer und warf halb zurückgelehnt ihre ſchwärmeriſchen Blicke zum Schloſſe hinauf. Er führte ſich mit einer Verbeugung ein, die nicht gar zu ungeſchickt war, und ſagte hinausdeutend: „Le beau site! n'est ce pas? ah oui! very fine!“ Die Miß bog ſich raſch noch weiter zurück, zog ihre ſchönen Augbrauen hinauf, ſah ihn einen Augenblick ſtarr an und drehte ihm ruhig und langſam den Rücken zu. Mein Freund blieb einen Augenblick ſtehen wie ein Fragzeichen; er ſah aus, als hätte er ſich, um ihres Wohlgeruchs zu genießen, geſchwinde über eine ſogenannte Stech- oder Perlnelke gebückt und ſich in die Naſe geſtochen. Mit eingezogenem Kopf kam er zurück und wurde von mir mit ſchadenfrohem Gelächter empfangen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, December.

Klebers Denkmal.

In der Gegend des Schauſpielhauſes, nicht weit vom Judenthore zu Straßburg ſteht ein eben nicht anſehnliches Haus mit der Deviſe: „Ici naquit Kleber.“ Die Inſchrift erzählt es jedem Einheimiſchen und Fremden, jedem Kinde und jedem Bettler, daß in dieſem Haus General Kleber geboren wurde, der mit ſeinem Landsmann Deſaix von Napoleon für ſeinen größten General erklärt worden iſt, der nach der plözlichen Abreiſe Bonaparte's aus Egypten Obergeneral der egyptiſchen Armee wurde, und im Jahr 1800 auf denſelben Tag unter der Hand eines Mörders fiel, an welchem Deſaix bei Marengo, von einer Kanonenkugel zerſchmettert, den Heldentod ſtarb. Beide, Kleber und Deſaix, waren Elſäßer, und das patriotiſche Gefühl, das bereits dem General Deſaix ein Denkmal auf der Rheininſel zwiſchen Kehl und Straßburg errichtet, hatte in der jüngſten Zeit auch an Kleber gedacht und eine Subſcription für ein ihm zu errichtendes Denkmal eröffnet. Man ſagt, daß die Frucht dieſer Subſcription 50.000 Franken betragen habe. Ein Elſäßer, Gray, lieferte die Zeichnung zu einem Standbild und der Guß deſſelben fand in Paris ſtatt. 25.000 Fr., alſo die Hälfte des collektirten Geldes, wurden von dem Denkmal ſelbſt abſorbirt und die übrigen 25.000 blieben zur Deckung des Transports und der betreffenden Koſten an Ort und Stelle. Der Leichnam Klebers lag bis zum 13ten December 1838 in dem Grabgewölbe unterhalb des Chors der Münſterkirche zu Straßburg. Nach dem Willen ſeiner Verehrer wurde ihm jezt ein neues Gewölbe auf dem Paradeplaz der Stadt gegraben, über dem ſein Standbild ſich erheben ſoll. Der 13te December war zur feierlichen und öffentlichen Translocation des Sarges aus dem Münſter zum Paradeplaz beſtimmt. Kirchlicher ſowohl, als militäriſcher Ritus ſollte die Ceremonie verherrlichen, und beide, in Gemeinſchaft mit der lebhafteſten Theilnahme des geſammten Publikums, gewährten einen eben ſo rührenden, als erhebenden Anblick. Am bezeichneten Tage, an einem Donnerstag, Morgens um neun Uhr, wurde es lebhafter in den Straßen der Stadt, als es ſonſt zu ſeyn pflegt. Feierkleider, hin und herziehendes Militär in vollſtändiger Uniform, ein Drängen und Schieben durch alle Straßen nach dem Münſterplaze hin, verkündigten den nahenden Anfang der Ceremonie. Als ich um halb zehn Uhr auf dem Münſterplaze ankam, deſilirte eine Abtheilung Artillerie zu Pferde um die Thurmfronte herum und ſtellte ſich nordwärts von der Kirche auf. Die Portale des Münſters blieben noch geſchloſſen und ein ungeheurer Menſchenſchwarm hatte ſich namentlich vor die drei Portale der Thurmſeite aufgepflanzt. Kurz nach zehn Uhr ſprangen alle drei Doppelpforten der Vorderſeite auf, und eine zahlloſe Menge drang in die drei Säulengänge des Schiffs ein. Die Galerien und Tribünen waren bereits beſezt von ſolchen, die Billette bekommen hatten. Die übrige Maſſe mußte ſehen, wie ſie zurecht kam; zudem nahm das Militär den größten Theil des Hauptganges ein. Das ganze Chor der Münſterkirche war ſchwarz ausgeſchlagen und ſchimmerte von einem wahren Kerzenmeere. Es war dazu ein freundlicher Sonnentag und die Sonne ſpielte unaufhörlich durch die bunt bemalten Fenſter herein. Viele Geſichter, die in der Mitte der Kirche und nicht allzuweit vom Chore ſtanden, bekamen einen eigenen Reflex durch die Lichter von der einen und den Fenſterſchimmer von der andern Seite. Das Geräuſch der Plaz ſuchenden Maſſe, die Stimme des laut commandirenden Offiziers, das Waffengeraſſel der Soldaten legte ſich endlich, ſo gut als es thunlich und möglich war, und die Hornmuſik blies von einer Tribüne unweit des Chors einen Trauermarſch. Die ſcharfen, ſchneidenden Töne, mit denen ſolch ein Marſch noch in der freien Luft eines Kirchhofs zu wirken pflegt, erhielten in der Umgrenzung der hohen Mauern ihre doppelte Kraft. Der Marſch ſchloß und der Biſchof von Straßburg begann die Meſſe zu leſen. Die Orgel, ziemlich entfernt vom Chore der Kirche, hob ihre Zwiſchenſpiele an. Während dieſer Zeit wurde der bleierne Sarg Klebers aus dem Grabgewölbe heraufgeholt und in einen von Eichenholz verfertigten gelegt.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel für Aerzte.

Wie heißt das Ziel doch eurer Bemühungen,
Dem ihr die Menſchheit ſicher entgegenführt,
Die euern Sorgen anvertraut iſt,
Dieſes erfreuliche Ziel der Müden?

Die Eitelkeit zwar brüſtet ſich gerne dort,
Und buntes Blumwerk breitet Natur und Kunſt
Hin über die geweihte Stätte,
Wo die Trophäen der Kunſt ſich ſammeln.

In ſeinen Feldern pranget ein Ritterſchmuck,
Zahlreich und prachtvoll, freilich ſo niedlich nicht,
Als wenn die Ritter eines Ordens
Sich zu dem glänzenden Feſte ſammeln.

Und euer Lob ſingt ſchweigend die große Zahl
Von Volk und Edeln, welche vereinigt hier
Von ſchweren und von leichten Kämpfen,
Siegenden Helden vergleichbar, ausruhn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 31. December 1838.

As far as I see, all the good, our English
Have got by the late voyage, is but merely
A fit or two. —

Shakespeare.

Rheinfahrt.

(Beſchluß.)

„Nun, was iſt's denn?“ ſagte der Gutmüthige. „Lachen Sie mich aus! wohl! Was kann aber das ſchöne Kind dafür, daß ich ſo tölpelhaft mit der Thüre in's Haus fiel? Aber ſo geht mir's immer! Ich hatte eine ganz paſſende Introduktion, wie mir dünkt, im Kopf zurechtgelegt; aber wie ſie mich ſo anſah, war Alles weg, rein weg, und 's iſt Schade darum! „Mademoiselle,“ wollte ich ſagen — oder beſſer: Miss, vous paraissez prendre grand plaisir à ce voyage pittoresque. Il est bien doux à un coeur allemand, de voir une nation généreuse — oder une si noble nation, prendre part à notre gloire passée.“ — „Présente et future!“ unterbrach ich ihn lachend. — „Spotten Sie immerhin! Ja, das Intereſſe, das dieſe Fremden an unſerem Vaterland nehmen, freut mich. Sie ſind nicht ſehr mittheilſam, nicht unter ſich, noch weniger gegen Fremde; wohl, dafür denken ſie deſto mehr, nach germaniſcher Weiſe. Das hübſche Mädchen ſucht keinen Verkehr mit mir als Individuum, aber ſie iſt geiſtreich, ſie muß es ſeyn, und beobachtet mich, Sie, was ihr hier Neues aufſtößt, und da thut denn doch der Gedanke wohl, daß ſie und ihre Landsleute von unſerm Seyn und Weſen, von unſerer Nationalität, unſerm Land und ſeinen Monumenten einen angenehmen Eindruck erhalten.“

Er ging dabei händereibend, lebhaft hin und her, als hätte er vor der Deputation von Altengland die Honneurs des Vaterlands zu machen. Er brachte manches vor über die raſche Verſchmelzung der Völker in Folge der ſich fortwährend mehrenden und vervollkommnenden Mittel des Verkehrs, er hielt dem engliſchen Geiſte, den er faſt nur aus der klaſſiſchen Literatur des Volks kannte, eine Lobrede und ſagte unter Anderm: „Kann es eine prachtvollere, die Erwartung ſpannendere Einfahrt in ein Land geben als dieſen Strom? Muß nicht das Land, das links und rechts, weither ſeine tauſend Waſſeradern dieſem majeſtätiſchen Kanale zuſendet, reich ſeyn an den mannigfaltigſten Naturſchönheiten? muß nicht ein Volk, das dieſe Ufer mit ſolchen Denkmalen beſäet, eine bewegte, merkwürdige Geſchichte haben? Alle Jahrhunderte haben hier ihre Fußſtapfen hinterlaſſen, welche die Einbildungskraft, nach Laune und Vermögen, mit abenteuerlichem Genuſſe im Zwielicht und Dunkel verfolgt; und wenn der Gedanke von den bethürmten Höhen niedergleitet zu bebautem Grund und Rebgelände, zu den freundlichen Dörfern und vornehm hingelagerten Städten, zum lärmenden Schiffszug und den Rauchfahnen ſchnaubender Kamine, ſo ruht es aus im ſonnenhellen Tage der Gegenwart. Und dieſes Volk, das hier ſeit Jahrtauſenden

Digitized by Google

ſeine Hütten gebaut, das jene Schlöſſer und Münſter gethürmt und dieſe Ufer mit ſeinem Blute gefärbt, es iſt noch immer eines der erſten und ſein Geſchick noch lange nicht erfüllt. Es weicht keinem in der Kraft, welche echte Bildung und Geſittung verleihen, und wenn andere Völker prahlend das Schwert ihrer Herrſchaft nach außen in die Wage werfen, hat es von jeher durch das Gewicht des Gedankens die Zunge eingeſtellt oder auf ſeine Seite geneigt. Sein Geiſt blüht, in Leben und Staat, in Formen, die dem fremden, gedankenloſen Blick ſeltſam erſcheinen mögen; kann aber der Engländer, der durch die Schule von Eaton gelaufen iſt, vergeſſen, daß ſeine eigene Freiheit und die wunderliche Gliederung ſeines Staatskörpers ein echt germaniſches Reis iſt? Muß es ihn nicht locken, hier, im alten Mutterlande, den Quellen der Tugenden und Schwächen ſeines Volks nachzugehen? Und wenn er nicht gerade ein Baumwollenſpinner oder Kohlenhändler iſt, werden ihm hier Menſchen, Sprache, Sitten über Alles merkwürdig ſeyn. — Ich ſage Ihnen, ſie beobachten uns, ſie ſtudiren uns!“

„Nehmen Sie ſich in Acht!“ unterbrach ich ihn. „Sehen Sie dort die ältliche Lady mit Buch und Zeichenſtift? Sie ſkizzirt etwas, ſey es nun der Ehrenfels oder Ihre intereſſante Perſönlichkeit; ſie hat ſchon öfters ganz ſeltſam herüber geblickt. Ihre verunglückte Entrepriſe vorhin ſcheint das engliſche Lager allarmirt und die Aufmerkſamkeit auf Sie gelenkt zu haben. — Ja, lieber Freund, glauben Sie meiner Erfahrung: gar leicht könnte in einem halben Jahr bei Colburn, Maelborongh-Street, oder bei Longman und Comp., Paternoſter-Row, eine Reiſebeſchreibung erſcheinen mit eingedruckten Holzſchnitten, darunter die launige Skizze eines german gentleman, wohlgemerkt, Gentleman mit Curſivſchrift, quasi lucus u. ſ. w. Und ich verſichere Sie, die Pfeifenröhre, die Ihnen da hinten ſo whimsically aus der Taſche guckt, wäre dann der wahre Drücker im Gemälde.“ — Ueberraſcht, verlegen verbarg er das fatale Wahrzeichen des Germanenthums und ging verdrießlich hinter den Rauchfang.

Ich folgte ihm. „Verzeihung,“ ſagte ich; „aber Sie kennen dieſes Volk nur aus den großen Zügen ſeiner Literatur und Geſchichte. Vor beiden können Sie nicht mehr Hochachtung empfinden als ich. Mit der Tagesliteratur der Engländer, namentlich mit ihren laufenden Anſichten und Begriffen von uns, wie ſie ſich in den zahlloſen Beſchreibungen ihrer Touriſten ausſprechen, ſind Sie wenig bekannt. Sie meinen, jene ſprichwörtliche Schroffheit und inſolente Verachtung alles Fremden, was nicht ſogleich in ihre Formen paßt, kommen nur dem gemeinen Troſſe zu, der ſeine Langeweile durch Europa ſchleppt und, zu Hauſe bettelhaft, auswärts wohlfeile Genüſſe ſucht. Höheren, edleren Naturen trauen Sie Gefühl und Auge für das Gute und Schöne, für das Gewachſene und das Werdende zu, und einen Maßſtab, um an jedem Ding ſein Verhältniß zur Geſchichte und Entwicklung unſeres Volks zu meſſen, und eine reſignirende Vernunft, um das Abſtoßende oder Formloſe im Namen Gottes und der Menſchheit zu ertragen. Es gibt ſolche, aber ſie ſtehen nur als Ausnahmen da. Vergeblich ſuchen Sie in der Regel beim weltherrſchenden Inſelvolk jenen hiſtoriſchen Orientirungsinſtinkt, jene cosmopolitiſche Demuth, wodurch ſo viele tauſend zerſprengte, einzelne Glieder unſeres eingekeilten Binnenvolks fern von der Heimath ſich durch die Welt ſchmiegen.“

„Wie ſchwer wird es dem Engländer, ſich vom Begriff loszumachen, daß wir, mit Allem, was an uns iſt, gerade um ſo viel weniger werth ſind, als er hier zu Land mit einem Sovereign weiter kommt als zu Hauſe! und wie roh iſt dieſer Begriff! Die Albernheiten, die der leichtſinnige Franzoſe von uns ſagt und glaubt, verachten wir mit Fug; aber es iſt unangenehm, von einem ſtamm- und ſinnverwandten Volk ſo ſchief beurtheilt zu werden, und es immer nur an unſerer Oberfläche herumtaſten zu ſehen. Ein in ſeiner Nationalität ganz durchgebildeter Mann, ein echter Gentleman, eine poetiſche Dame, welche auf Byrons Cyanometer die höchſten Grade zeigte — wenn ſie uns beſuchen und beſchreiben, ſo ſind es die ewigen Klagen über unſere ſauern und fetten Speiſen, über unſere ſchmalen und kurzen Betten und ſchurkiſchen Wirthe; das ewige Erſtaunen über die Jacken und Hörner unſerer Poſtillone und die Mützen unſerer Bauerweiber. Sie haben einen ganz ſtereotypen Styl, in welchem ſie alle ihre Bilder unſerer Verhältniſſe, Verfaſſungen, Hofhaltungen, Literatur, Poeſie, Philoſophie, Univerſitäten, Weiber u. ſ. w., faſt gleichmäßig verzeichnen. Selten ein Lob, das ſich ohne ein Art Beſchämung, ſelten ein Tadel, der ſich ohne ſchadenfrohes Lächeln leſen läßt. Ganze lange Kapitel voll von decayed battlements, epheuumſponnenen Thürmen, Burgverließen, Licht- und Lufteffekten. Unſere heutige Menſchheit iſt ihnen dann nur die gleichgültige Staffage zu dieſer Scenerie. Ihrer Viele kümmern ſich an dieſen romantiſchen Stätten nicht einmal um die Geſchichte, und ſie betaſten das alte Gemäuer, als wären die einſtigen Bewohner ſo unbekannt, wie die Eedauer von Baalbek. Andere bevölkern zwar dieſe haunts of fancy mit wunderlichen hiſtoriſchen Geſpenſteen; aber ſelten kommt einem der vernünftige Gedanke an den unmittelbaren Zuſammenhang zwiſchen dem, was in Domen und Burgtrümmeen die Phantaſie beſchäftigt, und dem, was auf Markt und Straßen geradezu zu den Sinnen und dem Verſtande ſpricht. Dringt einem einmal etwas aus der Gegenwart recht zum Herzen, ſo ſind es auch wieder „Whims;“ ſo ſchwärmt Miſtreß Trollope für den ergreifenden Chorgeſang unſerer Studenten, deſſen Zauber ihr alle myſtiſchen Tiefen unſerer ſo ſchwer ergründlichen

Digitized by Google

Natur aufſchließt; nur ewig Schade, heißt es aber ſogleich, daß immer ein ſo ſtinkendes Rauchopfer dieſe erhabenen Hymnen begleiten muß!“

„Dort liegt Mainz im Mittagſonnenſchein; in wenigen Stunden kreuzt unſer Schiff die Bahn der Fähre, welche den großen Reformator auf dem ſchweren Gang zum Wormſer Reichstag trug. Was knüpft ſich nicht Alles für England an die Namen Guttenberg, Luther! Iſt es ein Volk, das in ſeiner Entwicklung ſolche Menſchen und Dinge gebar, nicht werth, daß ihm ein verſtändiger Fremdling mit Neugier, Theilnahme und Achtung in's Auge blickt? Aber von zwanzigen, die hier zu Berg und zu Thal vorüberrauſchen, hat kaum einer ſo viel Herz, daß er über den großen Gedanken, die dieſe Ufer wecken, die ärgerliche Zeche vom Morgen vergißt, oder den Rauch, den ihm unſer einer im Vorbeigehen unter die gerümpfte Naſe bläst.“

Der Optimismus meines Freundes gab ſich nicht ſo leicht gefangen, und unter manchem Warum und Darum über daſſelbe Kapitel erreichten wir Mainz. Der größte Theil der Engländer ſtieg aus, unter ihnen die unnahbare Miß. Der wehmüthige Blick und der Seufzer, die ihr der Profeſſor über die Landungsbrücke nachſandte, machten mich lachen. „Sie mögen ſagen, was Sie wollen,“ rief er, „es iſt eine vollendete Geſtalt vom Kopf bis zu Fuß. Ich frage Sie, hat die berühmte Venus von Medicis, hat irgend ein plaſtiſches Frauenbild der Alten den Fuß einer Pariſer Grlſelte?“ — Ich zuckte die Achſel und ſagte: „Nehmen Sie mir nicht übel: mit dem Blinden iſt nicht über die Farbe zu ſtreiten.“

Als wir uns am Abend Mannheim näherten, ſagte der Profeſſor: „Wie unendlich ſteht die Stromſtrecke von Mainz an gegen die frühere zurück, was den maleriſchen Reiz betrifft! Dagegen weckt dieſe hier die größten geſchichtlichen Erinnerungen. Der im tiefen, engen Bette brauſende Strom mit ſeinem Saume von Caſtellen ſtellt das Mittelalter vor; die von Mainz herauf flacheren Ufer und der breitere Strom vergegenwärtigen die neuere Zeit, und jede Station am linken Ufer dort bringt lebhaft aus jedem Jahrhundert, ſeit dem 15ten, ein bedeutendes Bild vor die Erinnerung. Der Wanderer, der über Mainz heraufgeht, kann, wenn er von zwei zu zwei Meilen raſtet, jedesmal ſein Glas Rheinwein dankbar zum Andenken eines großen Mannes leeren. Was Sie dieſen Mittag von Guttenberg und Luther geſagt, hat mich auf den Gedanken gebracht. — Zuerſt Mainz: die Erfindung der Buchdruckerkunſt eröffnet die neuere Geſchichte, welcher die Preſſe recht eigentlich den Charakter gibt. Bei Oppenheim ſetzte Guſtav Adolph über den Rhein, als es galt, den Kurfürſten von Mainz zu züchtigen; auf einem Scheuerthor, erzählt das Volk, poetiſcher, als wenn es im Nachen geſchehen wäre. In Worms begann feierlich das große Drama, das noch nicht zu Ende geſpielt war, als über ein Jahrhundert ſpäter die eben genannte Epiſode in unſerm blutigen Bürgerkriege verfiel. — Und dort vor uns liegt Oggersheim; und hier ſind die Fußſtapfen eines großen Mannes, der uns näher ſteht, ganz nahe unſerer Zeit und unſerem Herzen. — Sie errathen nicht, was ich meine? — Sie kennen doch Schillers Flucht aus Stuttgart, von Streicher? Nun, dort unter einem jener niedrigen Dächer wurden Louiſe Müllerin und Ferdinand Walter geboren; dort weilte das glänzende Geſtirn unſerer Poeſie, kurz nachdem es vielbedeutend am Horizonte aufgegangen!“ — „Ja,“ erwiderte ich, „und die Sonne iſt hinter den Vogeſen unter, und bis wir nach Mannheim kommen, iſt es ſo finſter, wie in der heutigen Literatur.“

Techniſche Notizen.

(Beſchluß.)

Der Gegenſtand, auf welchen wir nunmehr übergehen und welcher der Agricultur angehört, erſcheint uns ſo wichtiger, ja wunderbarer Natur, daß wir um Erlaubniß bitten, darüber in einiges Detail einzugehen; er betrifft die behauptete Verwandlung des Hafers in Roggen. Ueber dieſe ſo höchſt merkwürdige, ſo vielfach in Zweifel gezogene Naturerſcheinung enthält der neueſte Jahresbericht des „gemeinnützig wirkenden Vereins für Gartenbau und Feldwirthſchaft“ zu Koburg Folgendes: „Was die, ſchon in unſern frühern Jahresberichten beſprochene, zuerſt vom Obriſtlieutenant von Schauroth und ſpäterhin auch von andern Mitgliedern des Vereins beobachtete Verwandlung des Hafers in Roggen betrifft, wenn der Hafer ſehr ſpät geſäet und als Futterkraut zweimal abgeſchnitten wird, worauf ein großer Theil der Stöcke nicht abſtirbt, ſondern überwintert, und ſich während dieſer Zeit nun eben in Roggen verwandelt: ſo hat ſich dieſe höchſt merkwürdige Erſcheinung nicht nur neuerdings beſtätigt, ſondern es wurden auch neue Ausſaaten gemacht, um, auf Verlangen, im Frühjahr 1838 Haferſtöcke, noch mit den Erdballen verſehen, vorzeigen und verſenden zu können, welche die unverkennbaren Ueberreſte der vorjährigen Hafervegetation zeigen, und deren neue Halmen den ſchönſten Winterroggen bringen. Den Verein darf es nicht befremden, wenn viele Zweifler auftreten, da er deren noch in ſeiner eigenen Mitte zählt, welche indeß eingeſtehen, daß ſie ſelbſt entweder noch gar keine, oder doch nicht ſorgfältig genug angeordnete Verſuche angeſtellt haben. Die Hauptſache iſt, den Hafer nicht zu früh zu ſäen, weil ſonſt die Halme, um das Schoſſen zu verhindern, öfter

als zweimal abgeſchnitten werden müſſen, wodurch aber die Kraft zum Ueberwintern und zur Verwandlung verloren geht. Wird der Hafer dagegen in der zweiten Hälfte des Monats Juni geſäet und, als Futterkraut, zweimal abgeſchnitten, ſo erfolgt die Verwandlung ganz gewiß. Die Zeit der Saat und die Zahl der Abſchneidungen erſchien dem Vereine früher minder wichtig; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß die Unausbleiblichkeit des Erfolgs in der That von dieſen beiden Bedingungen abhängig iſt, wogegen es als eine zufällige Begünſtigung durch Witterungs- oder Bodenverhältniſſe betrachtet werden muß, wenn der Verſuch ohne Beobachtung dieſer beiden Regeln gelingt, was indeß, alſo ausnahmsweiſe, auch geſchehen iſt. Noch muß bemerkt werden, daß, wenn in jener vorgeſchriebenen Saatzeit (zweiten Hälfte des Juni), wie es um dieſe Jahreszeit wohl einzutreten pflegt, der Boden gar zu trocken ſeyn ſollte, die Haferſaat Einmal, aber nicht mehr, begoſſen werden muß, um nur eben keimen zu können; begießt man ſie dagegen öfter, ſo treiben dann die Halme zu gewaltig, dergeſtalt, daß man auch öfter abſchneiden muß, um das Schoſſen zu verhindern, wodurch der beabſichtigte Zweck verfehlt wird." — Wir bemerken bei der groſſen Wichtigkeit des Gegenſtandes noch, daß ſich als nächſter Verfaſſer des obigen Berichts ein „Lieutenant Donauer" bezeichnet findet, und daß ſich derſelbe zugleich in heftigen Ausdrücken gegen die Widerſacher ſeiner Behauptungen und Erfahrungen erklärt. An eine Täuſchung iſt nach allen angeführten Umſtänden nicht leicht zu denken, und wir glauben deßhalb die Wiederholung des, ohnedies ſo leicht anzuſtellenden Verſuchs allen Landwirthen empfehlen zu dürfen, gleichwie wir auf unſerer kleinen Beſitzung einen ſolchen Verſuch ſelbſt angeordnet haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, December.

(Beſchluß.)

Klebers Denkmal.

Das Mozartſche Requiem begann. Wie ſchade, daß nicht die gehörige Ruhe möglich war, die zur Ausführung und Anhörung dieſer wahrhaften Todtenmeſſe erforderlich iſt! Die ſanften Partien und ein Theil der Solo's gingen ganz verloren; nur die Chöre, beſonders das Schlußchor, machten ſich troz aller Hinderniſſe Bahn. Mozarts Requiem gehört in eine Hauskapelle, in eine athemloſe Stille der Trauer, nicht in ein Gewühl von mehr Neugierigen, als Theilnehmenden. Nach dem Requiem ſezte ſich der Zug in Bewegung. Sechzehn Unteroffiziere trugen den Sarg. Die Geiſtlichkeit in ihren Chorgewändern, mit Kerzen in der Hand, ſchritt voran, unter ihnen der Biſchof. Vor dem Portale ſtand der mit dreifarbigen Fahnen geſchmückte Todtenwagen, mit vier ſchwarzgekleideten Pferden beſpannt, deren jedes auf dem Kopfe einen ſchwarzen Federbuſch trug. Ein halbes Bataillon Infanterie, während der kirchlichen Feierlichkeit vor dem Portale aufgeſtellt, bildete mit einer Schwadron Kavallerie die Avantgarde, es folgte der Todtenwagen, umgeben von ſechzehn Unteroffizieren und den höchſten Offizieren der Garniſon, darauf die Offiziere und Gemeinen, die zu gleicher Zeit mit Kleber in Egypten gekämpft, dann die Verwandten des berühmten Generals, welche noch in Straßburg wohnen; das Militär aus der Kirche beſchloß den Zug. Als derſelbe anfing, ſich langſam voran zu bewegen, fielen in kurzen Pauſen dreizehn Kanonenſchüſſe. Langſam, mit wiederholten Pauſen, bewegte ſich der Sarg durch die Krämergaſſe zur kleinen Gewerbslaube und von da zum Paradeplaz unter dem feierlichen Geläute der Münſterglocken. Alle Fenſter vom Münſter bis zum Paradeplaz waren mit Köpfen beſäet; bis auf's Dach ſchauten neugierige Geſichter hervor. Als der Todtenwagen noch vor dem Münſterthurme hielt, waren alle Lücken des leztern mit Geſichtern bepflanzt; namentlich war es ein eigener Anblick, wie die Oeffnungen der groſſen Fenſterroſe rund herum mit Menſchenköpfen ausgefüllt waren. Auf den Balluſtraden der Platform und den äußern Galerien des Thurms ebenfalls Kopf an Kopf. Der Sarg wurde von den Unteroffizieren in das Grabgewölbe geſenkt, nachdem daſſelbe vorher von dem Biſchof feierlich geweiht worden war. Wieder waren alle Fenſter der ganzen Umgebung des Paradeplazes bis auf die Dächer angefüllt. Am Paradeplaz ſteht auch das Café Kléber, wo auf dem Schilde der General in ganzer Figur gemalt iſt. Hier ſtanden und hockten ſie wie die Bienen im Stocke aufeinander. Der Marche-Kléber begann, ein in Egypten componirtes Stück, das den General in's neue Grab geleitete; das Militär erwies dem tapfern Krieger die lezte Ehre und feuerte ſeine Salven über das Grab deſſen ab, der bereits im Schooße der Geſchichte ſanfter und beſſer ruht, als man ſeine Gebeine hienieden betten kann. Am Abend des Trauerfeſtes wurde im Schauſpielhauſe „la mort de Kléber" gegeben, ein Pariſer Drama, das nicht mehr ganz neu iſt, das aber zu dem betreffenden Zwecke paſſend gefunden wurde. Die „Apotheoſe Klebers" ſchloß feierlich und würdig den Abend. — Kleber ſteht im Elſaß, alſo da, wo ſein Urſprungspunkt und die älteſte Tradition ſeines Charakters und ſeiner Richtung iſt, als ein ernſter, ſtrenger, aber tief gemüthlicher Mann da, der das feſte militäriſche Auftreten nur als unumgänglich nöthig erachtete, ſo lange der Augenblick es gebot, der aber, nach der Meinung der Maſſe, lieblichere Geſchenke von den Grazien bekommen hatte, als ſein groſſer Zeitgenoſſe Napoleon. Namentlich herrſcht im Elſaß die Meinung, als ob Napoleon den Gipfel ſeiner Diktatur nie ſo vollſtändig erreicht haben würde, wenn Kleber am Leben geblieben wäre, da er gerade der Mann geweſen ſey, der auf dem Hintergrunde groſſer militäriſcher Erfolge und frei von allem Makel des Jakobinismus und des Berges auftreten konnte. Kleber iſt echt tragiſch geſtorben, nicht im Wetter der Schlacht, wie Deſaix, nicht im Empörungstumult, wie Murat, ſondern in einer ſchwierigen Poſition, die er im Namen des Vaterlandes behaupten mußte, und deren Verdienſte man ihm nicht anrechnete, weil man ſie nicht kannte. Nur gröſſerer Preis darum ſeinem Gedächtniſſe! — Das Standbild ſoll noch aufgerichtet werden; bis jezt erhebt ſich nur ein ſteinernes Rundgewölbe über dem Grabe.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 312.

Der Kirchhof.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 132. u. Monatsr. December.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google